PAN

Wochenschrift

ZWEITER JAHRGANG

I. HALBJAHR

OKTOBER 1911 — MÄRZ 1912

HAMMER-VERLAG. G. M. B. H.

BERLIN W. 15 - UHLANDSTRASSE 30

Inhalts-Verzeichnis.

A. Rache an Tschudi 404
Adler, Max, Dr. Der Lokomotivführer 345
Adler, Paul. Theodor Däubler. Ein Gespräch mit dem unlustigen Leser über einen Dichter . . 536
Albin, Alfred. Der Druckknopf 260
„ „ Es denkt 376
Alexandre, Arsène. Durand-Ruel 115
Anwälte. (Metternichprozeß.) 97
Bahr, Hermann. Religion 323
Baudelaire, Charles. Von belgischer Art und Kunst . . . 435
Beckmann, Max. Gedanken über zeitgemäße und unzeitgemäße Kunst 499
Behl, C. F. W. In memoriam Hermann Bang 370
Benndorf, Friedrich Kurt. Naturalismus. Eine Definition. 399
Berneis, Benno. Zeichnung (Das Pelztier.) 254
„ „ Zeichnung 259
Blaß, Ernst. Der temperamentlose Schmetterling 573
„ „ Literatur. 456
„ „ Manns „Schauspielerin“ 123
Bonnie. Tschudi-Gedächtnis-Stiftung 375
„ Königlich bayrische Komödie 407
Briusoff, Valer. Russische Verse 557
Brod, Max. Kommentar zu Robert Walser 53
„ „ Lied des Stubenmädchens im Hotel 180
Busoni, Ferruccio. Selbst-Rezension 327
C. Das Berliner Vieh. 159
„ Das heimliche Theater und Wedekind 347
„ Der lästige Wedekind 293
„ Erinnerung 293
„ Reue 349
Cardonne, G. le. Ein jungfranzösischer Roman 410
Cassirer, Paul. Der Tempel des Bismarck 186
„ „ Erklärung 131, 316
„ „ Kritiker? 95
Clemen, Paul. Ueber das Bismarckdenkmalsthema . . . 212

Constable, John. Aeußerungen über Kunst 9, 67
Corbach, Otto. Englisch-deutsche Annäherung und Ostasien 473
,, ,, Politisch-biologischer Humbug 429
,, ,, Sprache und Politik 452
Dauthendey, Max. Sterngespräch 211
Davidsohn, Georg. Wie fühlt sich der Parlamentskandidat? 292
Dehmel, Richard. Politik 236
Der Schönberg-Streit 489
Die Unterirdischen (s. a. 350, 490, 518) 405
Die Verwandtschaft (Metternichprozeß) 100
E. Die Tschudi-Stiftung 434
Ehrenbaum-Degele, Hans. Kreuzfahrer 502
Ein deutscher Gouverneur. Von * * * 171
Ein Idealist 36
Einstein, Carl. Brief über den Roman 477
Ernst, Paul. Die Kunstfigur und die Maske. Ein erdichtetes Gespräch 483
Essig, Hermann. Ein Weltereignis 19
,, ,, Lucie 491
Eulenberg, Herbert. Das Märchen von Aila 45
,, ,, Verlaine 267
Fl. V. Katinka, Die Fliege 321
Flake, Otto. Französisches Tagebuch 463
Franck, Philipp. Corinth und Leistikow 33
Frank, Ludwig. Auf der Landagitation 209
Fred, W. Abschied des Journalisten 312
,, ,, Das Theatergeschäft 234
,, ,, Der heilige Kientopp und das olympische Mirakel 232
,, ,, Edith 264
,, ,, Hof- und Theaternachrichten 262
,, ,, Kammerspielabend 321
,, ,, Lügt doch nicht so! 163
,, ,, Pelze 255
,, ,, Revolverschüsse 141
,, ,, S. Fischers 25 Jahre 160
,, ,, Unglaubliches 232
,, ,, Unzünftige Theaterkritik 162
,, ,, Wahlversammlung 263
,, ,, Was man alles schreiben und drucken lassen darf 265
,, ,, Weihnachtsbücher 194
Friedländer, Dr. S. Fasching als Logik. Vortrag eines Marsbewohners 333
Friedjung, Heinrich. Der Bund mit Italien 181
Friedrich der Große. Elegie der Stadt Berlin an den Baron von Pöllnitz 389

Glaser, Curt. Die Bühnenperspektive in Japan 303
Gräner, Georg. Arnold Schönberg 85
Gurlitt, Ludwig. Stil-Leistung eines Richters 48
Guthmann, Johannes. Der Schöpfer und die Kreaturen 507
H. A. Der moderne Volkswirt 226
Hermann, Georg. Politik 239
Heym, Georg. Gedichte 301
„ „ Aus Georg Heyms Jugend. Von Georg J. Plotke 516
Heymel, Alfred Walter. An eine Erscheinung im Karneval 385
Hi. K. Heiliger des Ueberflüssigen 34
„ „ Was man nennt das große Ochsen 67
Hiawatha. Die Krise des Parlamentarismus 503
„ Agrarische Psyche. (Der Bauer auf dem Zweirad.) 560
Hiller, Kurt. Der Trappist 99
„ „ Die Anekdote 544
„ „ Aphorismen 573
Hofmannsthal, Hugo von. Das Spiel vor der Menge . . . 176
Jatho, C. Politik 238
Kaemmerer, Theodor. Ebbe und Flut 231
Kayser, Rudolf. Wedekinds Franziska 547
Kellermann, Bernhard. Die Geisha 150
Kerr, Alfred. Altmodischer Umsturz 1
„ „ Coda 131
„ „ Der Pan-Bahn-Bann 32
„ „ Die Unterirdischen (s. a. 405, 490, 518) . . 350
„ „ Edison 65
„ „ Erklärung 131
„ „ Freisprechung 34
„ „ Kythera, Pflicht und Mancke 97
„ „ Metternich und Cyrenaika 37
„ „ Ober-Barnum und Kythera 34
„ „ Philipp Eulenburg 32
„ „ The Reinhardt Stage 65
„ „ Was ist zu tun? 69
Koester, Reinhard. Das Fenster 424
„ „ Pariser Sonnette 287
Krites. Amerikanische Schuhe 289
„ Baukrach 28
„ Corriger la fortune 156
„ Der Eidbruch des Ministers 372
„ Der Staat als Käufer 228
„ Hefe 92
„ Königlich preußischer Umsturz 341

Krites. Terror der Syndikate 59
,, Um Mosler und Wersche 552
Kurtz, Rudolf. Appell an ehrliebende Theaterdirektoren . . 126
Leonhard, Rudolf. Legende 129
,, ,, Sawitri 472
,, ,, Verse 545
Leube, v. Politik 238
Liebermann, Max. Tschudi 138
Loerke, Oskar. Graudenz 63
Ludwig, Emil. Friedrich 295
Mann, Heinrich. Politik 238
,, ,, Reichstag 133
Marc, Franz. Anti-Beckmann 555
,, ,, Die konstruktiven Ideen der neuen Malerei 527
,, ,, Die neue Malerei 468
Matthes, Ernst. Zeichnung: Foyer 137
Mendelssohn, Erich v. Das Kloster in Tibet 567
Müller, Fritz. Kulturgeschichte à la française 307
,, ,, Putzfrauen 572
Nard. Das goldene Mainz. Zeichnung (mit Gedicht) . . . 8
,, Zeichnung (mit Gedicht) 44
,, Zeichnung 98
Plotke, Georg J. Aus Georg Heyms Jugend 516
Politik. Aeußerungen (s. a. Dehmel, Jatho, v. Leube, Mann, Hermann, Wedekind) 236
Quentin, Franz. Die Höflichen. Novelle 541
Ru. An. Viktor Hadwiger † 66
Reik, Theodor. Aus Flauberts Nachlaß 386
,, ,, Der liebende Flaubert 101
,, ,, Dichtung und Psychoanalyse 519
,, ,, Flauberts Jugendregungen 75
Rodin, Auguste. Der Nutzen der Künstler 165
,, ,, Zwei Federzeichnungen 167, 169
Rosenhagen, Hans. Mitteilung 294
Rubiner, Ludwig. In der italienischen Oper 276
Schaeffer, Emil. Eine Audienz bei Goethe 338
Scheerbart, Paul. Hoftrauer. Persische Novellette . . . 395
Scheller, Will. Gustav Meyrink 391
Schönberg, Arnold. Aus „Waller im Schnee". Von Stefan George. (Notenbeilage) nach . . . 114
,, ,, Der Musikkritiker 460
,, ,, Schlafwandler 432
Schönberg-Sammlung 33
Schönberg-Streit 489
Schur, Ernst. Bilderdiebstähle 283

Sochaczewer, Hans. Trio 486
Strindberg, August. Der Günstling des Publikums . . . 331
„ „ Die Windmühlen. Ein Akt 351
„ „ Hut ab 143
T. Dekorativ 378
Tagger, Theodor. Yuanschikai Kunktator 367
„ „ Pantomimiker (Schiller—Wagner) . . 402
Tolstoi, Leo. Ein Idyll 197, 241
Tu. Meyrink englisch 35
Urville, M. Die Zukunft des Islam 378
Verein Kerbholz 518
Vetter, August. Vier Gedichte 90
Von den Unterirdischen (s. a. 350, 405, 518) 490
W. Sozialdemokratie, Agadir und Ausland 349
Waldmann, Emil. Alte und neue Bilder in Athen . . . 447
„ „ Europäer vor viertausend Jahren . . 415
„ „ Stendhals italienisches Tagebuch . . 532
„ „ Wie die „deutschen" Kunstausstellungen im Auslande gemacht werden . . . 146
Walser, Karl. Zeichnung 53, 151, 153
„ Robert. Essen 129
„ „ Was aus mir wurde 459
Wedekind, Frank. Politik 240
Westheim, Paul. Die steinerne Maske 319
„ „ Die vielen, vielen Künstler 509
Wieland. Der König regiert 317
Wo. A. Munckel 572
Worton, Richard Wolfgang. Der Fahrende 64
„ „ „ Du bist so still 446
„ „ „ Verse 27
Wulfen, Wilhelm van. Der Genußmensch 12

DRUCKEREI
IMBERG & LEFSON G.M.B.H.
BERLIN SW. ALTE JAKOBSTR. 29-24.

Altmodischer Umsturz

I.

Bagroffs gibt es in Deutschland nicht. Bethmann wird eines fernen Tags gefriedet, nach unbeschleunigtem Alter, die Glocke hören.

Aber geistig könnte seine Stellung so aussehn, wie Stolypins zuletzt war: der Russe stand luftschnappend zwischen Rechts und Links. Und da es im Osten war, vollzog sich sein Ende nach der Überlieferung des Landes: beschleunigt.

Diesem, dem Deutschen Reich abgünstigen Diktator, welcher dem geeinten Turm Frankreichs und Englands Klammern, Stützen, Mörtelfuhren zubrachte, haben deutsche Politiker Worte der Verehrung weinend gewidmet. Warum? weil er ein Hersteller der Ruhe war. Er war es nicht. Er beging altmodische Rechenfehler. Wenn eine Verfassung nach vielem geopfertem Schweiss einmal gegeben ist — wie soll durch den Bruch dieser Verfassung ein Land zur „Ruhe" kommen?

II.

Eine mittlere Kraft nimmt die Gewalt. Er beseitigt die Vertretung eines Volks. Er metzt ein verfassungsmässig angegliedertes Nachbarland in Stücke. Dieser Mensch ist haftbar für einen gründlichen Schwaden von Einzeljammer; er steht ein für Tausende von Tötungen, so man im Schatten seiner Flügel vollbracht: und er wundert sich, wenn er eines Tags gestoppt wird? Zehntausend Federn in Deutschland wundern sich mit.

Wer Krieg anfängt, muss auf Kugeln gefasst bleiben. Es wäre die letzte Feigheit: Gewalt zu üben — und gegen Gewalt gesichert zu sein. Der vielleicht ehrlich-beschränkte, doch eid- und rechtsbrüchige Stolypin ist Mitteln unterlegen, . . . die er angewendet hat. Er nimmt sein gutes Bewusstsein in die Leichenkiste. Er bekreuzt sich nach der Loge des Zaren; „glücklich" sei er, für ihn zu sterben. Man sieht einen beklagenswerten, elenden, mitleidzeugenden Menschen, der sich mit zerfetztem Bauch und inneren Blutstürzen gurgelnd wälzt: aber so sterben im Krieg Hunderttausende, die Schuld niemals auf sich luden. Im Forttragen hat er vielleicht noch gespürt, wie echt-russische Leute seine Uhr mausten.

Der an Stolypin verübte Mord ist kein Beweis für irgend etwas Wesentliches. Dieser Mord ist, in sittlichem Betracht, so blödsinnig wie ein Krieg; Revolverschüsse so nichtssagend wie eine Feldschlacht. Was wird bewiesen? Allenfalls Nebensächliches: die unschlaue Taktik des Ermordeten, die zu gleichen Massregeln einlud. Bewiesen wird der bescheidene Satz: Wurst wider Wurst. Nicht aber bewiesen: ob Bagroff Recht gehabt hat und Stolypin Unrecht.

Wer den Krieg verdammt, muss Bagroffs Methode verdammen.

III.

Aber bewiesen ist auch, dass Bagroff kein feiger, verachtenswerter Schuft ist. Den Tod hat er gespendet — den Tod hat er gewärtigen müssen. Exekutiert darf er werden: beschimpft nicht. Die deutschen Zeitungen beschimpfen ihn. Warum so ungleich messen? Unsre Kriegsschreier stossen sich Verzierungen ab, wenn im Bürgerkrieg (Bürgerkrieg ist in Russland, nach dem Staatsstreich) ein Schuss fällt. Bagroff hat getan, was sie verherrlichen, — wenn es minder intellektuell geschieht.

Er hat sein Leben eingesetzt. Das Unrecht seiner Tat ist nicht zu rühmen, aber der Täter selbst vor Unrecht zu schützen. Der Mann ging in eine Schlucht . . . mit dem sicheren Bewusstsein: der Ausgang ist eine Schädelstätte. Der Totenstern glänzte vor

ihm, doch er schritt auf ihn zu. Das ist kein elender Kerl — ihr Schreiberiche, die ihr das Wort „Gesindel" für Charaktere solchen Schlags aufbringt. Bagroff darf erschossen werden : aber nicht bespuckt.

Ein deutscher Musiker, aus Steglitz, hat als Augenzeuge die Tat geschildert. Die Opernkapelle von Kiew hatte man durch Mitglieder des „Schneevogtorchesters" verstärkt. Schneevogtorchester ; nirgends in der dramatischen Welt fehlt etwas Deutsch-Idyllisch-Humorhaftes. Der wackere Musiker schreibt (etwas ausführlicher) : „Glücklich war der erste und zweite Akt zu Ende gegangen . . . knallte mitten in den Beifall ein peitschenschlagartiger Schuss. Hochaufgerichtet stand in einer von der Zarenloge ziemlich entfernten Loge ein Mann, einen Revolver in der Hand des ausgestreckten Arms . . . alles bekreuzigte sich . . . In diesem Augenblick tönten die Worte des Attentäters : ‚Ich bin es gewesen. Hier bin ich !' durch die Stille. Eine unbeschreibliche Verwirrung folgte . . . Der Attentäter war der einzige unter all den Menschen, der ruhig blieb. Stolz und gerade aufgerichtet, erwartete er seine Verhaftung . . . Die Kosaken der zarischen Leibgarde stürzten auf ihn zu nebst einigen Männern aus dem Publikum, und blutend führte man ihn ab. Der Bläser Berger wurde durch den Säbelhieb eines Kosaken verletzt, weil er sich zu früh von seinem Platze wegbegeben wollte." So das Mitglied des Schneevogtorchesters. Wer, zum Donnerwetter sieht hier Gesindel? Der wildeste Gegner könnte bloss einen Irrenden sehn.

Warum nennt ihr nicht Andre lieber Gesindel? Wenn es in Deutschland Verbrecher gibt, die wegen ihrer Beteiligung am Handel mit verarbeitetem Stahl einen Krieg wünschen ; die somit aus Geldliebhaberei die Ermordung . . . nicht eines Einzelnen, Herausgesuchten, sondern wahllos Hunderttausender wollen : warum nennt ihr diese nicht Gesindel? Weil sie mehr besitzen. Die Bagroffs sind im Unrecht : aber die Andren sind feiger, entsittlichter. Die Bagroffs irren, weil sie, den schleunigen Pfad erklimmend, Gewebe, Knochen, Verrichtungen, Gefässe von ihresgleichen durch unwiderlegbaren Eingriff zerschmettern : aber sie wollen doch nicht halbe Völker blind und plump aus

Geldsucht schlachten. Warum stosst ihr euch die Verzierungen ab? Die Bagroffs haben ein Recht, gerichtet zu werden: doch Ihr sollt sie nicht mit dem Kot Eurer Seele verunreinigen.

IV.

Ansicht starrt gegen Ansicht. Ein Habsburger muss den Tell so gewiss als Gesindel; ein Gallier muss den Andreas Hofer so gewiss als Gesindel betrachten: wie ein orthodoxer Russe den Bagroff — mit allen ihm vorausgegangenen sterbenswilligen Herzen. Ansicht starrt gegen Ansicht. In die Bücher der künftigen Äonen werden die Bagroffs eingetragen als Freischärler, die für ihre Sehnsucht gestorben sind.

Der entscheidende Punkt liegt am letzten Ende nicht hierin. Sondern in der Tatsache: dass die Handlungen der Bagroffs, jenseits von allem sittlichen Urteil, veraltet, entmodet, zwecklos werden. Kindlich erschiene das Wort: „Die Verfassung ist von der Revolution erwirkt, von Stolypin erwürgt worden." Wisst ihr, wer die Verfassung durchgesetzt hat? Nicht Bomben. Nicht Brände. Nicht Irrnisse mit sechs Läufen. Sondern im Jahre 1905 ein Streik; lautlos. Zwischen dem Ural und der Ostsee feierten im Oktober 1905 zwei Millionen Arbeiter. Alle Räder stehen still, wenn ihr starker (und in Russland hierzu besonders geneigter...) Arm es will. In den Glaubensartikeln Frankreichs wird gesagt: „Die Zivilgewalt ist über der militärischen," — das ist, in einem viel tieferen Sinne, wahr. Denn wie kein Krieg durch Rüstungen verhindert wird, sondern durch Bankbrüche, Runs, Pleiten, Generalkrachs (durch die Zivilisierung der Menschennatur, auf dem Wege des Münzmangels): so wird die Revolution durch keine Brownings, Nitrine, scharfe Mischungen gemacht, sondern ... durch eine Pause. Die stärkste Tatumwälzung Russlands geschah durch ein Nichttun. Die aktivste Wirkung durch Passivität. Bagroff, dieser Tor, war der letzte Romantiker.

V.

Zivilisierung der Menschennatur; Münzmangel, Nahrungsmangel, Zeitungsmangel. Noch Bismarck hat an die dicken

äusseren Mittel geglaubt. Auch er war ein Romantiker, bloss ein konservativer. Er hat grob die deutsche Linke zu entheimaten gesucht. Trotz allem hat von den Bedrückten keiner in Bagroffscher Art je zu tun getrachtet, was nur der frömmere Kullmann unternahm. Ein Menschenalter vor Jena. Zivilisierung der Umsturznatur.

Bethmann ist nicht stark. Er hätte Deutschland kaum geeinigt. Aber ein Dämmer Dessen lebt vielleicht in ihm, was nach der Einigung — nach einer abschliessenden Tat, als welche rückwärts blickt — in unpathetischen Läuften zu fordern wäre. Vielleicht ist alles das eine Posse: doch eine Posse mit Möglichkeiten; Luftschlösser mit einer Grundmauer. Herz mein Herz; ein Erzbischof, der von München, hat im schlummernden Dom . . . nicht vor grauer Zeit, sondern vor sieben Jahren an den Grüften sich umdrehender Kaiser einen Bund gebaut zwischen Schwarzen und Genossen. Verständigungen, Abmachungen, Kontrakte. (Zivilisierung der schwarzen Menschennatur.) Kein Bürgerkrieg um Dasein oder Untergang. Arbeitsteilung, Arbeitsteilung. Das Stimmrecht an der Ill wurde durch die roten Verbündeten dieses Erzbischofs Wahrheit, — weil auch Bethmann einen Bund gebaut hat.

Er ahnt vielleicht, wie sich Dinge entwickeln. Ohne dass er dieser Einsicht je Gestalt schaffen wird. Er weiss, dass Deutschland keine Bagroffs hat. Der Sozialist Calwer hat vielmehr festgestellt, dass seine Partei der deutschen Regierung „nicht in den Arm fallen will, wenn diese bei der Verteilung unerschlossener Gebiete die Deutschland zukommenden Ansprüche geltend macht". Der Unterschied zwischen Bebel und Bagroff liegt, unter anderm, in Jena. (Hier begab sich ein Schwank auf Deutschlands rechter Seite. Vor Jena murmelten die Parteien rechts: „Unser Zorn wird riesengross, wenn Bebel unpatriotisch redet!!!" Nach Jena: „Unser Zorn ist aber noch grösser, weil er nicht unpatriotisch geredet hat . . .")

Herr von Bethmann, kaum ein kenntlicher Umriss in seiner Zeit, sondern bisher eine (bei Bismarcks Verfassung) pechverfolgte Nummer in Reih und Glied; verspottet, obschon ihm die Hände gebunden sind nach dem Zuschnitt, welchen jener

Heros gemacht: — Herr von Bethmann findet sich einem so zivilisierten Umsturz gegenüber; von ungesetzlichen Zwischenfällen durch eines Senkbleis Tiefe getrennt: dass er oft hinüberschweifen mag in geheimen Stunden. Hier steht ein namenloser Kanzler. Er könnte noch aus der Reihe der Nummern treten — und einer werden. Es bedarf dazu keiner Persönlichkeit: sondern zunächst eines Sichtragenlassens. Ein bis heute ruhmloser Reiter findet sich vor einer Wand. Seine Politik hat Deutschland einem grossen Geldkrach entgegengeführt. Nur die ersten Folgen zeigten sich bisher. Bei Marokko (welches nicht bloss Weltpolitik, sondern Wahlpolitik machen wollte) meldet sich ein furchtbarer Rechenfehler. Manches, aber keine Finanzerschütterung war in diesem drohenden Umfang von Kiderlen vorausgesehn. Ist es wahr, dass französische Bankhäuser Milliarden von Berlin zurückgezogen haben? ist es wahr, dass die deutsche Hauptbörse ein Jahrzehnt brauchen wird, um wieder in die dritte Reihe zu kommen? Bis jetzt lenkte die Dauer der Verhandlungen vom Schaden ab, den wir besehn werden. Der äussere Karren ist verfahren; die Lärmwünsche von Knallpatrioten sind unsinnig, da wir den Angriff zweier Flotten auf die deutsche gewärtigen müssten im Augenblick, wo England einen deutschen Bluff gegen Frankreich . . . nicht als Bluff nimmt. Der Karren ist verfahren. Es gibt für den Kanzler die eine, die eine Rettung. Der grosse Zug nach Links.

Ein Mann, der ihn tut, hätte die Möglichkeit zu wachsen: zu einer zivilen Gestalt besseren Kalibers; nach allem Pech, nach aller Schuld. Er könnte manches ins Trockne bringen; durch den Entschluss, mit den strömendsten Kräften des Landes: nicht gegen sie zu arbeiten. Eine Tat wäre dazu nötig. Vor der Reichstagswahl Verkündung des elsässischen Stimmrechts für Preussen. (Er wird sich hüten.)

Das Vertrauen kehrte zurück — und eine Willigkeit, sonst auf den hundertsten Teil herabgesetzt. Dieser Kanzler könnte haben, was er fordert, um die Erholung eines Landes, dessen Nerven er strapaziert hat, zu beeilen.

Sonst wird er luftschnappend ein Ende zwischen zwei ihn hassenden Welten finden, zwischen rechts und links, nicht

körperlich, doch bildlich, wie Stolypin zwischen Kugeln und Kreuzen.

Nicht nur Dernburgs notwendiger Hilfszug hat bewiesen, dass die Zeit neuere Beine zum Fortkommen braucht. Sie müssen in der Not politischer Schlappen scharengewaltig herangebracht, die linke Tür aufgestossen werden. Offene Tür . . . nicht durch Schüsse, sondern durch Pleiten. Und durch den Genie-mangel unserer Obmänner.

Ein Staatskünstler hat geäussert: „Ich habe den Eindruck, dass wir bei dem direkten Wahlrechte bedeutendere Kapazitäten in das Haus bringen, als bei dem indirekten." Es war 1867, im norddeutschen Reichstag. Wer? Bismarck.

DAS GOLDNE MAINZ



Sie gehört ihm, küsst ihn, kennt ihn,
Heimlich horcht die Assistentin.
Alle Mädchen, welche lieben,
Werden (unten) aufgeschrieben.

Alle gelten als verseucht,
Wenn es nicht ein Arzt bezeucht.
Kind, versieh dich beim Spazieren
Mit behördlichen Papieren!

Kind, befolgst du dies Rezept,
Wirst du niemals fortgeschleppt,
Untersucht und angefasst:
Ob du auch noch alles hast!

John Constable

Äusserungen über Kunst

In einer Zeit wie die unsere*) sollte die Kunst verstanden und nicht mit blinder Bewunderung angestaunt, noch als ein blosses poetisches Sehnen angesehen werden, sondern als eine berechtigte, wissenschaftliche und technische Betätigung.

Der alte Kunstplunder, die muffigen, elenden Bilder, die die Leute sammeln, aufhängen und vor ihren Freunden zur Schau stellen, sind Shakespeares „leeren Schachteln und ausgestopften Krokodilen" zu vergleichen. Die Natur ist alles andere eher als das, sowohl in der Poesie, der Malerei, wie in Feld und Wiese.

Wie verfuhren Claude und die Poussins? Obwohl sie von Palästen voller Gemälde umgeben waren, erwählten sie vornehmlich die freie Natur zur Stätte ihrer Studien.

W. ist sich bewusst, dass er ein arger Manierist ist und auch dafür gilt. Man sagte ihm, die Ausstellungskommission habe aus diesem Grunde grosse Mühe mit seinem Bilde gehabt, weil es die Nachbarschaft keines anderen vertrug; gekränkt erwiderte er: „Manier könne sowohl gut sein wie schlecht". Aber Fuseli macht den richtigen Unterschied zwischen Manier und Stil.

Lord Bacon sagt „Verschmitztheit ist verkehrte Klugheit". Nun ist nichts verderblicher, als wenn verschmitzte Menschen für klug gelten. Und so verhält es sich auch mit der Maniertheit in der Malerei. Die Manieristen sind verschmitzte Leute, und das Unglück ist: das Publikum ist nicht imstande, zu unterscheiden zwischen ihren Bildern und echter Malerei.

Manier ist immer verführerisch. Sie ist mehr oder weniger eine Nachahmung von bereits Dargestelltem und deshalb immer wahrscheinlich, glaubhaft. Sie verheisst den kürzesten Richtweg zu gegenwärtigem Ruhm und Vorteil durch Nutzbar-

*) Erstes Drittel des neunzehnten Jahrhunderts.

machung der Arbeit anderer. Sie führt beinahe unmittelbar zu Ruf und Ansehen, weil sie für die unwissende Welt ein Wunder be deutet. Sie besitzt stets einige glänzende und plausible Reize, die das Auge auf sich ziehen. Da Manieriertheit sich stufenweise entwickelt, und durch Erfolg in der Welt, Beifall usw. gefördert wird, sollten alle Maler, die in ihrer Kunst wirklich Grosses leisten wollen, fortwährend gegen sie auf der Hut sein. Nur innige und beständige Beobachtung der Natur kann sie vor der Gefahr bewahren, zu Manieristen zu werden.

Von den grössten Malern war keiner exzentrisch in seinen Werken. Sie waren zu sehr in Übereinstimmung mit sich selbst, um ein solches Epithet zu verdienen, sich zu wohl bewusst, was sie darstellen wollten.

Die Sucht der Grossen und Reichen, den Beschützer zu spielen, die der Hoffnung entspringt, entweder der erste zu sein, der das verborgene Genie entdeckt, oder einen jungen Mann von mittelmässigem Talent in ein Genie zu verwandeln, obwohl sie hin und wieder von Nutzen sein mag, ist weit häufiger schädlich für die wahren Interessen der Kunst und selbst für das solcherart protegierte Individuum. Sonst treffliche Männer, die von dieser Eitelkeit besessen sind, werden völlig blind für die Ungerechtigkeit, die sie gegen alle die begehen, die redlich das Treffen gewonnen haben, und die sie nicht anstehen würden, von ihrem Platze zu verdrängen, um einem von ihnen Bevorzugten Raum zu schaffen, der um ihrer Unterweisung und Förderung willen auf den Gipfel des Ruhmes gestellt werden soll.

Auch in der Kunst sollte, wie in allem anderen, Moralgefühl vorhanden sein: es ist nicht recht, wenn ein junger Mann, der ernstes Studium und mühsames Ringen noch nicht kennt, sich ein Ansehen gibt oder schon für vollkommen hält.

Nie ist ein Knabe ein Maler gewesen, noch kann er es sein. Die Kunst erfordert eine lange Lehrzeit, denn sie ist ebensowohl Technik wie Geistigkeit.

In Rom war es, wo Claude anfing die Natur zu studieren. Er war dort hingekommen als eingeschworener Manierist. Bald aber fand er es notwendig, „zu werden wie ein Kind“ und widmete sich dem Studium der Natur mit einem Eifer und

einer Ausdauer, die vielleicht vor ihm nicht ihresgleichen hatten. Er lebte im Freien, den ganzen Tag lang, und zeichnete abends in der Akademie — denn die Kunst ist und bleibt am Ende doch eine Kulturpflanze und keine Pflanze der Wüste.

Die Teile eines Kunstwerkes sind so notwendig für das Ganze gleichwie in der Arithmetik die einzelnen Stellen für eine Endsumme: nehmt einen einzigen Posten fort, und die Rechnung muss falsch sein.

Wenn ich mich hinsetze, um eine Skizze nach der Natur zu machen, so ist es mein erstes, dass ich danach trachte, zu vergessen, je vorher ein Gemälde gesehen zu haben.

Meine Bilder werden nie volkstümlich werden, denn sie haben keine Kunstkniffe. Aber ich sehe keine Kunstkniffe in der Natur.

Nein, es gibt nichts Hässliches! Ich habe nie in meinem Leben etwas Hässliches gesehen. Denn mag die Form eines Dinges sein wie sie will: Licht, Schatten und Perspektive werden es immer schön gestalten.

In Claude Lorrains Landschaften ist alles anmutig, liebenswürdig, alles Schönheit und Harmonie, der sanfte Sonnenschein des Herzens. Er führte die Landschaft tatsächlich zur Vollendung. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die grössten Meister ihre besten Leistungen nur als Versuche betrachteten und vielleicht als misslungene Versuche im Vergleich zu dem, was sie erhofft, ersehnt und in der Natur erblickt hatten. Denn wenn wir von Vollendung in der Kunst sprechen, so dürfen wir nicht vergessen, was für Material es ist, mit dem der Künstler mit der Natur in die Schranken tritt. Für das Sonnenlicht hat er nur Gelb und Bleiweiss, für die dunkelsten Schatten nur Umbra und Russ.

Lichte Klarheit war der charakteristische Vorzug Claudes, Klarheit unabhängig von Farbe — denn welche Farbe hat dieses Glas Wasser?

Der Genussmensch

Von WILLEM VAN WULFEN

Die folgenden Seiten stehn im Gegensatz zum Grundzug der aus dem PAN hervorwachsenden Denkart. Sie werden hier veröffentlicht: als Anregung zum Beklopfen (und Festigen) dieser Denkart.

Der Verfasser lässt bei Hans von Weber in München über den Gegenstand ein anregendes Buch (mit dem Beisatz: Ein Cicerone im rücksichtslosen Lebensgenuss) erscheinen. Die furchtfreie Ruhe, womit er seinen blossen Hedonismus verkündet, wird man unter sachlichem Widerspruch feststellen.

Wulfen scheint vor dem Streben der menschlichen Gattung zu einer Art Nihilismus zu gelangen. Ich habe solche Stimmungen gelehrt, mit abweichender Schlusswendung („Das Neue Drama", Seite 11): „Im Kampf des Formens und Umformens geben sie die Säfte dahin, die Strebensmenschen. Für wen! O du mein Heiland! Für ein paar Liebhaber? Für ein paar Kunsthändler? Für die Abonnenten einer Zeitschrift? Für die Leser dieses Buchs? Für eine kleine Nachwelt, die uns nicht mehr küssen und nicht mehr bezahlen kann? Und wenn es eine Welt ist: für wen!"

1908 („Theater in Berlin") —: „Soll man aufwärtsstreben? Es lassen sich allerhand Einwände hierwider machen. Mein Streben, beispielshalber, geht mit mir zugrunde. Ich kann nicht alles schriftlich mitteilen, was ich bin; also nicht übertragen. Zweitens: ich habe keinen Sohn; also bleibt es unvererbt. Schlemme, soweit etwa dein Wohlgefühl nicht von Katerstimmung verschlechtert wird. (Nur so weit.) Im Sommer durchschaust du die Torheit, dich zu verströmen. Arbeit schändet. Warum Bücher durchblättern. Warum gar eine Kritik hinschreiben; dartun, dass man eingesetzt ist; und als ein Richtkünstler siegen. Man kriegt Falten davon . . . und verscherzt sich die Liebe vielleicht einer Stupfnase mit zartbuschigem Brauenstrich.

„Atmen will ich: und mich nicht opfern. Ich weiss, dass ich, im Februar, dennoch dazu gebracht bin: mein gelbrotes Blut zu vernichten; weisse Teile zu kriegen; mein Herz zu verströmen, — warum? um einer Musik willen, die ich schuf, in drei Seiten stabiliert, dereinstens als Versäumnis erkannt: um kürzer zu leben als die goldene Vampyrschar meiner für ferne Zeit gezeugten Worte.

„Arbeit schändet. Dort nahen die Weltschlemihle (Michel Angelo, Beethoven); die grossen Halbmenschen — und werden meine Gefährten: für eine Dressur, uns auferlegt von unsichtbaren Vivisektoren, zu einem vielleicht geringen Dungzweck, dem wir pathetische Worte leihen."

1911 („Theater des Erfolgs") —: „Man versäumt die Zeit mit dem ganzen Beruf: sofern er nicht ein Mittel ist, mir frohes Bewusstsein zu bringen, den Reiz des Atmens zu verzehnfachen. Manchmal artet er leider zum Selbstzweck aus; zum Sport; zum besinnungslosen Drang — mit allem Vergessen der wahren Ziele des Hierseins, der Wunder dieses einmaligen Falls. Oft steht noch etwas mystischer Glaube dahinter an ein Unverlorensein dessen, was einer hier einmal erreicht, errungen, in die Welt gesetzt hat — für alle Ewigkeit."

Also Theorien, verwandt mit denen Wulfens. Auf die Schlusswendung aber scheint es mir anzukommen. Ich bin des Glaubens: dass man zugleich ein Sommer- und ein Wintermensch ist. Zugleich ein Koster und ein Koch. Ich bin des Glaubens: dass Rufe solcher Art bloss Rufe der Sehnsucht sind im Kampf eines Harrenden — welcher den Kampf liebt, auch wo er ihn nicht liebt. Ich bin des Glaubens: dass für Menschen keine Möglichkeit ins Korn zu werfen ist; nicht einmal die, den Tod abzuschaffen; noch die Zuversicht, beim Vergletschern dieses Aufenthalts den Inhalt unseres Erreichten auf einen besseren Stern zu tragen. Dieses „Trotzdem" ist Ehrenpunkt — schon weil es (Verzweiflung zugestanden, Sehnsucht zugestanden) besondre Genussklassen aufschliesst.

Wulfens Werk bringt eine Genusslehre nach dem Stand heutigen Wissens. Er ist von Geburt Holländer, lebt in der Schweiz und hat sein fesselndes Buch deutsch geschrieben.

Kerr

Die prassenden Römer pflegte der Anblick eines um die Tafelrunde herumgebotenen Schädels zu hitzigerem Drauflosschmausen anzufeuern. Der Totenkopf predigte: „Kurz ist das Leben, darum sputet Euch mit dem Genuss." Fast noch eindringlicher scheint mir zu skrupellosem Leben aufzufordern: der Gedanke an die Todesstunde der Menschheit, die Vorstellung der erkaltenden Sonne und des im Eis erstarrenden Erdballs. Vielleicht hätte es noch einen Sinn, und wäre nicht eitel Schwärmertorheit, sich und seine Freude der Menschheit und ihrer Kultur zu opfern, wenn diese Kultur ohne Ende dauerte, und die darauf verwandte Lebensarbeit von Ewigkeit zu Ewigkeit sich steigernde Lustzinsen und Zinseszinsen trüge. Doch Kultur ist kein totes Kapital, das sich von Jahrhundert zu Jahrhundert höher häufen

lässt ; sie ist ein lebendiges Gebilde, das wächst, blüht und verwelkt. Die Rose unter meinem Fenster blüht ein paar Tage, unsere Menschenrasse, wenn es hoch kommt, ein paar Jahrtausende ; der Rest wird Staub sein. Und selbst wenn eine neu emporgeklommene Rasse Überreste unseres Wirkens wieder ans Licht herausscharrte und sich zu Nutzen machte, so wird auch für dieses Geschlecht die letzte Stunde einst schlagen, und unwiderruflich wird kommen der Tag, da mit dem letzten Menschen der letzte Kulturrest vermodert. Welch erbärmlicher Schlussakt und schäbiges Endresultat! Lohnt sichs da wirklich, den Rücken unter Pflichtenlasten zu krümmen und Lebenslust und -drang einem Werk zu opfern, das wie ein Rauch verweht, ohne eine Spur im Weltall zu hinterlassen? Möge dies tun, wessen breiter Eselsrücken zum Lastentragen geschaffen ist, oder wer für irdische Plage auf zehnfachen Entgelt im Jenseits rechnet. W i r aber sagen : Morgen leben wir und unser Geschlecht nicht mehr, darum wollen wir heute leben ! Von anspruchsvollerer Art, als Roms Epikuräer, deren Wahlspruch hiess : „Lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot", wollen wir nicht nur mit Gurgel und Gaumen, sondern mit allen Organen des Leibes und der Seele schwelgen und schmausen und das Gelage des Lebens durchjubeln, solange der Tag währt.

Welch frevelhafte Gesinnung und rücksichtslose Lebensmaxime !

Nicht wahr, Ihr Tugendbolde? Und doch würde vielleicht ein Lot dieser Genussweisheit dem ganzen Menschengeschlecht nicht übel bekommen ; denn wieviel Lust hat dieses Geschlecht durch seinen wahnwitzigen Kraftaufwand bis heute errackert? Wird nicht auch u n s e r e Kulturbilanz mit einem kläglichen Defizit schliessen, mit einem horrenden Überschuss von Jammer und Weh über ein bisschen Augenblicksbehagen und Kulturkomfort? Von jeher lebten die Eltern für ihre Kinder, und diese wieder für die ihrigen, e i n Geschlecht mühte sich ab für das kommende, und e i n Jahrhundert für das nachfolgende. Jeder Generation wuchs der Trieb zu wirken und für die Zukunft zu sorgen anmassender ins Fleisch und Blut, und vor lauter mühevollen Vorbereitungen zu immer weiter auslangendem Leben

blieb niemandem mehr Zeit zum Leben selbst und zum Lebensgenuss. Das Heute, das einzig unser Prinzip ist, muss sich dem unsicheren Morgen opfern, und das Morgen dem Übermorgen; die Gegenwart gibt sich hin für die Zukunft, und diese wiederholt das Spiel, schaut stets nur nach vorne. Zum Fest des Lebens sind wir alle geladen, aber wer denkt ans Schmausen und guter Dinge sein? E i n Zeitalter plagt sich ab um das andere, den Festsaal noch besser zu schmücken und die Tafel noch reicher zu decken, bis der kaum genippte Festwein zu Essig geworden, und niemand mehr da sein wird, an den übertrüffelten Leckerbissen sich zu ergötzen. Ist das nicht närrisch? doppelt närrisch, weil der Moderne so sehr auf den Nutzen erpicht ist und das kleinste materielle Profitchen mit Virtuosengeschick zu ergattern versteht. Doch was nützt all der Nutzen, wenn sie es verlernten, in Lust ihn zu wandeln? Nicht ein letztes Ziel soll er ja sein, nur eine Hilfe dazu: ein Lust-Versprechen und -Guthaben, eine Brücke, ein Sprungbrett zur Lust. Aus jedem alten Knochen und schmutzigen Lappen weiss unsere Technik noch Nutzen zu schlagen, aus der Technik selbst und dem ganzen Kulturbetrieb frohlockende Lebenssicherheit und schnalzende Erdenlust zu gewinnen, das versteht niemand. Eine schnurrige Welt! Um fettere Beute aus dem Leben zu holen, ward unter tausend Opfern ein ungeheuerlicher Kulturapparat erdacht und erschaffen; statt nun zum Entgelt für die immer mühevollere Bedienung und Handhabung dieser monströsen Natur-verkauenden Maschinerie reicher zu werden an Lust und Glück, erleiden sie im Gegenteil noch täglich Einbusse am einzig realen Gut: der Freude zu leben. Erst seufzten sie unter dem herrischen Zwang der Natur; dies Joch ist entzwei, dank Wissenschaft, Technik und Kunst. Offiziell spreizt sich der Mensch nun als Herr der Schöpfung; in Wahrheit promovierte der Sklave der Natur zum Lakaien der Kultur.

Doch was hilft das Lamentieren, gescheiter ist es, darüber zu lachen; wenn sie nur den Hohlklang der Worte und nicht die wirkende Kraft der Sache begehren, wenn sie zufrieden sind, mit Phrasen von Freiheit und Menschheitswürde im Maul, den Rücken zu krümmen und gehorsame Diener und düpierte Narren

ihrer eigenen Gemächte zu sein, wer soll es ihnen wehren, immerzu, immerzu!

* * *

Du meinst, die Lippen seien nicht immer zum Lachen erbötig. Auch im Leben eines Genussmenschen gebe es tragische Stimmungen und Anwandlungen von Mitleid mit den armen Teufeln, die ihres Daseins nicht froh werden. Oft fehle nicht viel, und Du schämest Dich Deiner Freude inmitten der Freudlosigkeit, die Dich umdämmert, und der Trübsal, die Dich umseufzt. Nur keine Sentimentalitäten, mein Junge! Soll sich wirklich das Gesunde vor dem Siechen, das Schöne vor dem Hässlichen, die Lust vor dem Leid schamhaft verkriechen? Denke daran, es gibt kein grösseres Übel als den Widerspruch, und keine dümmere Dummheit, als das Ziel zu wollen und den einzigen Weg zum Ziel zu bekritteln. Wer Eierkuchen begehrt, muss Eier zerschlagen, und nur ein sentimentaler Wirrkopf sucht Kultur zu schmausen, ohne Jammer und Weh mit in den Kauf zu nehmen. Lass Dir doch von dünnbärtigen Schwärmern, die an der Welt herumstochern, nicht das Geschichtchen vom „Glück für Jedermann" aufschwatzen. Lust und Schmerz sind nun einmal die Pole, um die sich unaufhaltsamen Schwungs das animalische Leben dreht, um zu immer vollkommeneren Formen sich emporzuwirbeln. Kultur aber ist nichts anderes, als dieses Lebens Hochschwung und Weitsprung; Kultur ist Natur durch Arbeit zum höchsten Genuss präpariert. Wie? soll nun im Treibhaus ein ander Gesetz herrschen als im Urwald, soll, wo rohe Lust zu frohlockender Freude und schmelzendem Glück sich gesteigert, nicht auch der Schmerz zu Kummer und Verzweiflung sich vertiefen? Ein Gegensatz am andern sich schärfen und zuspitzen?

Wen logisches Denken nicht von der Konstanz des Massenwehs überzeugt, der lasse sich durch Experimente bekehren. Seit 1500 Jahren bekennen sich die Völker Europas zu dem Gotte, der da sprach: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst. Die Ernsten und um ihr ewiges Heil Bekümmerten unter den Menschen haben seither unter Gebet und Arbeit darnach getrachtet, dies Gebot zu erfüllen und den Armen und Unglücklichen beizustehen. Das

Resultat all der Liebesmühe ist, dass die Welt ärger von Elend qualmt und stinkt als je. Wer noch klug werden kann, lässt sich durch diese Lektion der Jahrtausende belehren und erkennt, dass Not und Trübsal zum eisernen Bestand des Kulturinventars gehören. . . . Er wird gewahr, dass das Leid sich nur vertreiben lässt, um in anderer Form wiederzukehren. Die eine Zeit kennt es zumeist als Leibesnot und Kriegsgeschrei, die andere : vergeistigt und verinnerlicht, als Seelenqual und Herzenspein; die Maske wechselt, zugegen ist es immer. Der einzelne mag sichs mit unerhörtem Aufwand von Geist und Gut wohl vom Leibe halten, das Menschengschlecht im ganzen, niemals. Je raffinierter eine Kultur, und auf je steilere Höhe gespornt, desto raffinierter auch das Elend des Kulturmaschinisten-Proletariats. Ohne Sklaverei keine Blüte antiker Kunst, ohne Leibeigenschaft kein Rittertum, ohne dicht sich drängende Heere verkümmernder Handarbeiter und Hirntaglöhner keine zum Dienst des Modernen eingespannten und zum Aufwarten befohlenen Naturkräfte. Solange die Welt bestanden hat, war die Crème einer Kultur noch nie für den grossen Tross mit dem dicken Fell und dem stumpfen Hirn, vielmehr von jeher nur für die schmale Auslese einer dünnhäutigen und skrupellosen Kultur-Aristokratie, die mit fein und hart geschliffenen Rasseorganen die hochgehäuften Schätze einer überreifen Zeit zu unerhörter Macht oder Lust zerrieb.

Ob Dir das traurig erscheint oder nicht, kümmert mich wenig ; denn nicht zu f ü h l e n heisst es gegenüber der unabänderlichen Notwendigkeit, — es gilt zu h a n d e l n. Wer ein Mann ist, härtet sein Herz ab und zwingt Empfinden und Denken, mit dem Massenelend der meisten sich abzufinden, wie mit Tod und Alter und Winter und Nordwind. Einem jeden das Seine. Dem brünstigen Heisshunger und Fieberdurst nach Lust, die Natur und Kultur zum Genuss serviert ; dem weichen Gemüt, die Genugtuung, an Unheilbarem herumzustümpern und für Krüppel sich selber zum Krüppel zu leben.

Versteh mich wohl. Auch ich kenne das Mitgefühl und achte es an anderen, doch mit Leidenden zu leiden ist nicht meine Sache. Ich lasse die Toten ihre Toten begraben und die Unglück-

lichen den Unglücklichen beistehen. Aber wenn meine Seele den bedrängenden Schwall der Freude nicht mehr zu fassen vermag, lass auch ich ihn hinüberspritzen in die Seele des Nächsten, und suche dem überwallenden Glück Ablauf in die Herzen der Mitmenschen. Meine Freude heischt Mitfreude und Lustgenossen mein Festjubel. Um dieser Freude stets die Fülle zu haben, muss ich reich sein an Kraft und Geist und Persönlichkeit ; ich darf an nichts sparen, was meiner Eigenart und Genusskraft zur Atzung und Kräftigung dient . . . Was wird aus der Palmenoase, die ihr Wasser aus törichtem Mitleid mit dem Wüstenrand teilt? Die Palmen verdorren, und die Wüste bleibt Wüste.

Auch ich bin ein Garten in der Wüste, eine Oase von Lebensfreude auf dürrer Heide der Freudlosigkeit. Statt die Güter, die mir zu Lust und Leben verhelfen, mit anderen zu teilen und selbst kümmerlich zu darben, will ich zu immer weiterem Umfang mich recken und im Überfluss schwelgen. Nicht meine Mittel zum Genuss verschwend ich an andere, wohl aber die Freude, in die ich sie umwandle.

Tue es mir gleich, und nimm Dir das Recht, mit Deiner eigensten Münze zu zahlen. Und wenn in den Ebbestunden der Lebenslust mitleidende Schwäche Dich anficht, so denke an die Palme, die eigensüchtig nur für sich selber lebt und doch Tausende letzt. . . . Ist die Lebenssucht weitsichtig und stark genug, Deine Persönlichkeit zu formvollendeter Fülle auseinanderzubreiten, so wie der blinde Lebensdrang den Dattelkern zu Palmwedelpracht entfaltet, dann leb auch Du getrost voll unersättlicher Genusssucht Dir selber ; es kommt sicher die Zeit, da auch andere Dirs danken. Denn perlt Freude in Dir, geht Deine Umgebung nicht leer aus ; Du mehrest ihre L u s t , während der Mitleidige nur U n l u s t mindert. Du machst Glückliche glücklicher, und jener — Unglückliche nur weniger unglücklich. Der Tugendhafte schenkt Hab und Gut, der Meister im Lebensgenuss: eigene Persönlichkeit. Christenideal ist das der eigenen Notdurft abgeknauserte Witwenscherflein ; unser Ideal : überquellende Fülle, die zur eigenen Lust sich ausschüttet, ohne zu fragen, ob sie Schweinen zur Mast oder Königen zur Labung diene.

Ein Weltereignis

Von HERMANN ESSIG

Ein Mäusepaar sah einem freudigen Ereignis entgegen.

„Geh hin," sprach die Mäusin zum Mäuserich, „und kundschafte, ob du irgendwo einen fetten Ort findest, der mich mit meinen kleinen Mäuslein lange gut ernähren wird."

Der Mäuserich drückte ihr einen Kuss auf die Schnauze und begab sich auf die Reise. „Dass du nicht zu lange ausbleibst," sagte sie noch, „und gehe ja nicht in die Falle." „Nein, nein, ich komme gleich wieder," sprach er.

Er kletterte und rutschte durch alle Engpässe und Fluren des Hauses Nr. 96 empor, schliesslich roch und duftete es in der dritten Etage bei Stanges nach einer Unmenge schöner Blumen, dem reichen Abfall von Küche und Tisch, der überall zerstreut lag. Freudig erglänzten Mäuserichs Augen, hier wollte er seine Traute herbringen, damit sie die Kleinen zur Welt brächte.

Schleunigst wollte er umkehren und seiner Frau von dem Lande künden, damit sie mit ihm herzöge. Wie's aber so geht, an einem Punkt dieser Landschaft blieb er stehen, um sich noch einmal umzuschauen. Da floss ein rauschendes Wasser, das gurgelnd in die Untiefe kollerte. Auch fiel ein helles Licht neben ihn. Er verkroch sich in den Schatten, da sah er eine Riesengestalt vor sich, die schnell wieder verschwand.

Er zitterte über diese Erscheinung und blieb in stillem Bangen sitzen, ob hier wirklich so gute Stätte sein würde. Während ihm alles übrige recht wohl gefallen hätte, hier war es wild romantisch; das grelle Licht und die tosenden Wasser. Endlich wollte er wieder fürbass gehen und seiner Frau Meinung darüber hören, aber da erschien wieder die Riesengestalt, und es hielt ihn fest in Angst und Bangen.

Nun zog aber wie von Zephyrdüften gefächelt plötzlich ein süsser Duft um seine Nase. Bald stellte er fest, dass hier in der Nähe das ihm bis jetzt verborgen gebliebene Eden liegen musste. Als die Riesengestalt auch diesmal glücklich wieder verschwand, wurde er beherzt und neugierig, dem Ursprung des Duftes nachzuziehen.

Wohl überkam ihn ein Gefühl, als hörte er die Worte, die seine Traute beim Abschied zu ihm gesprochen hatte, „Artur, gehe mir ja nicht in die Falle, gelt, geh mir nicht in die Falle,

passe gut auf.“ „Nein, nein, was denkst du, ich gehe doch nicht in die Falle,“ hatte er dann gesagt. Komisch, dass er's jetzt im schönsten Augenblick so sehr lebhaft dachte. Er machte eine die jetzige Wirklichkeit klarstellende Bewegung, indem er den Kopf durch die beiden Vorderfüsse strich. Und da stiess er auch schon an etwas, ganz leis, das ein grosser Speck war, das war es, ja, der Speck hypnotisierte ihn, es schauerte ihn, es knickte und klatschte, er wollte den Schwanz einziehen. Das ging nicht, er stürzte zu Boden und hörte das tosende Wasser. So lag er eine Weile gerade ausgestreckt mit eingeklemmtem Schwanz, ganz unbewusst. — — —

Da erschien wieder die Riesengestalt, er wendete nicht den Kopf nach ihr, denn jetzt erkannte er sie, sie hatte ihm das Unglück gebracht. Es war Frau Stange, die gerade ins Bad steigen wollte.

Frau Stange drehte den Wasserhahn ab, das Tosen verstummte.

Der Mäuserich fühlte sich angehoben wie auf schwankendem Aeroplan. Frau Stanges Stimme gellte schrill: „Die Maus, die Maus, ich hab sie, ich hatte mich doch nicht getäuscht, es war eine Maus.“

Und ein Haufen kleinerer und grösserer Riesengestalten kam, Frau Stange warf ein Badetuch um sich. Ein Geschrei und Lärmen wurde, es ging in die Lüfte gehoben durch Räume und Hände, Augen, Brillen, bis wieder ein Stillstand kam. Da sah sich der Mäuserich umgeben von Tellern und Tassen, in seiner Nähe sah er eine blaue Flamme, worauf ein Kessel mit Wasser kochte.

Ob dies ihn betraf — ?

Es überkam ihn ein Zustand von Wursthaftigkeit, er begann sich seine Lage anzusehen. Allerdings, er war in die Falle gegangen. Da heraus kommen! Er biss um sich, das war harter Draht, so ging's nicht. Sein Schwanz war freigemacht, offenbar von Frau Stange selber. Vielleicht konnte er auch hoffen —! Er setzte sich recht timid hin und wartete, er gab sich als einen, der nicht auf drei zählen kann, dem man ruhig die Zellentür öffnen könnte, der selbst dann nicht entflöhe aus der süssen — verwünschten — Nähe des Speckes jener dummen Sau.

Frau Stange kam von neuem auf ihn zu, er sah sie recht treuherzig an und putzte sich sogar. Frau Stange lächelte ihm zu. Oh wie er jetzt hoffte und an seine Traute, an dieses Wiedersehen dachte!

Aber bald verlor er wieder die Hoffnung, Frau Stange löschte die Flamme aus, hob den Kessel vom Herd und schrie laut:

„Wer will noch einmal die Maus sehen!“ Es lärmte und gröhlte ein Haufen daher, ein Eimer wurde auf den Boden gesetzt, der Kessel wurde hineingeschüttet, es qualmte und dampfte. Die Stimme: „Tötet das süsse Mäuslein nicht!“ wurde überhört. Dem Mäuserich krampfte es das Herz; „wenn das ihn betraf — o Traute!“, währenddem ihm viele vergnügte Gesichter Liebesworte zuflüsterten „du süsses Mäuschen“. Ach, beim Blick in den Dampf des Eimers auf dem Boden misstraute er dieser Liebkosung der Riesen.

Wahrhaftig, es galt ihm, es ging in den Abgrund, er fühlte die Nähe des heissen Pfuhls, kletterte verzweifelt in die oberste Ecke der Falle, ein Pfiff entrang sich ihm „Traute süsse“, ein kalter Ruck, und ein glatter Leichnam wurde aus dem heissen Sud gezogen.

Wie abscheulich! alles schüttelte sich in Grausen vor dem, welchen man soeben noch süsses Mäuschen genannt hatte.

Die Klappe der Falle wurde geöffnet und Arturs Kadaver aus der dritten Etage in den Hof geschleudert, nächsten Morgen beim Kehren vom Portier — mit einem Fluch gegen oben gefunden, mit einer Zange in den Müllkasten getragen, wo er sein Grab fand.

Frau Stange badete selbige Nacht ihren Lebensnam, schneeweiss, gedachte beim Erinnern an die Maus nur der einzigen Interessantheit, dass am Leichnam die Maus deutlich als Mann zu erkennen war, um den es immerhin schade war.

* * *

Die Mäusin grämte sich, warum Artur nicht zurückkam. Spätestens um zehn sollte er wieder da sein, weil man das Haus schloss.

Sie fühlte schon die zwanzigbeinigen Stösse der Kleinen in ihrem Bauch, und es hatte not, bald das Nest zu finden. Trübselig hing sie den Kopf. Die letzten Strassenbahnen rollten schon vorüber, er kam nicht.

Sie konnte ja nicht ahnen, dass ihr schöner Mann nicht allzuweit von ihr in so schaudervollem Ansehen auf dem Hofpflaster lag. Aber da ihm doch irgend etwas zugestossen sein musste, machte sie sich schliesslich auf, ihn zu suchen.

Leicht fand sie den Weg, den er hingegangen war, an vielen Orten hatte er ein Exkrement als Wegzeichen und Andenken hingesetzt. Mit Freuden passierte sie immer wieder so eine Stelle, wo etwas von ihm lag. So war er also doch so weit gekommen! Da fand sie ihn vielleicht noch, am Ende hatte er

sie bloss geschwind aus Fresssucht, die sie an ihm kannte, vergessen. Irgendwo hockte er und schlemmte! Immer mehr vermutete sie dies, und ihre Sorge, er könnte in die Falle gegangen sein, schwand.

Wie sie hoch oben bis zur dritten Etage gewandert war, verloren sich des Liebsten Spuren in der Ebene. Mit einer gewissen ehrfürchtigen Scheu trat sie in das Land ein, wo sie ihn bei leckerem Mahle zu finden ganz bestimmt hoffte.

Sie fand bald viele Plätze, wo er gewesen war. Aber ihn selbst fand sie nirgends. Sie pfiff ihm in dünnem, nur seinem Ohr vernehmlichem Ton. Da wuchs ihre Sorge wieder, da gar nie eine Antwort erfolgte.

Besonders an einer Stelle, wo sie jetzt ankam, befiel sie tiefe Angst. Da bog ein Wasserrohr ab in die Wand, da lagen Haare, wie er sie hatte. Eine getrocknete winzige Pfütze, als wenn er hier nach ihr geweint haben müsste.

Sie wimmerte, dass ihre zappelnde Brut in ihr bebte, hastete unruhig herum, ging gedankenlos an allen Schönheiten und Verlockungen vorbei, trübe den Kopf hinabhängend.

Schliesslich gab sie's auf, ihn zu suchen. Sie musste sich ein Nest zurichten an einem Ort, wo sie niemand vermuten und stören konnte. Dazu erwählte sie sich einen grossen Schrank. Mit fieberhaftem Eifer begann sie ein Loch in den Schrank zu nagen, dann wollte sie innen irgendeine Rocktasche benutzen, um in ihr das Wochenbett durchzumachen.

Das Loch gedieh erfreulich rasch, und sie konnte hoffen, in zwei Nächten freien Eingang zu haben.

Plötzlich fiel ein Lichtschein an ihr vorüber, und sie wurde ganz still. Es liefen schwere Tritte wie von Riesen, dann wurde die Schranktür laut knarrend geöffnet. Das Licht erlosch wieder, und sie wollte gerade das Nagewerk fortsetzen, als eine süsse Speckluft sich um sie legte und sie umkreiste.

Da war eine Falle hingestellt worden!

Woher sonst sollte auf einmal der Speck kommen?!

Sie horchte gespannt und hörte nun flüstern.

Herr Stange sagte zu Frau Stange: „Ich glaube, dass sie so nicht in die Falle geht, das merkt sie. Es war für die Katze, extra in die Küche zu gehen, den Speck anzubrotscheln, die Falle zu stellen, nur um sich kalte Füsse zu holen."

Aber obgleich Traute auf der Hut war, so bangte sie doch vor der Gefahr, denn ob sie vom Geruch weglief oder ihm entgegen, vermochte sie nicht zu entscheiden. Eines wusste sie jetzt, dieser Duft war ihres armen Mannes Verhängnis geworden.

Mit Enttäuschung sah die gespannte Mausefalle unter Frau Stanges Schrank hinab, als sagte sie: „Gott, kommst du nicht endlich.“ Die Falle stand offenbar hier nicht richtig, sie blieb leer.

Im Stangeschen Haushalt irrte nun Traute, wohl reichlich Nahrung, aber schlechten Unterschlupf findend, umher. Kein Mensch bemerkte unter Tags ihre schwangere Anwesenheit, die sonst im Leben mit so viel Anstossen und Naserümpfen schleunigst an holden Repräsentantinnen bemäkelt wird. Trotz dieser Ungestörtheit wurde es der irrenden Traute immer verzweifelter zu Mut. Die Kleinen in ihr wollen gar nimmer Ruhe geben, oft fiel sie geschwinde hin. Es wurde Zeit zum Neste.

Herr Stange setzte sich der Küche gegenüber gerade an den Tisch und feierte Halbmond, indem er in der dunklen Seite sass und die Küche erleuchtet war. Er dachte so gut wie nichts, sah vielmehr ins Helle. Seine Frau näherte sich ihm tastbar, es wäre vielleicht zum Kusse gekommen.

Aber Herr Stange stand auf mit Empörung: „Soeben lief in aller gemütlichen Frechheit langsam eine riesengrosse Maus von der Eimerbank zum Abwaschschrank, es ist doch unerhört! Wir haben jetzt also richtig Mäuse. Nicht mehr ausnahmsweise eine Maus, nein, ‚Mäuse‘ haben wir!“ Frau Stange schlug entsetzt an ihre Brust.

Man lief zur Falle und präparierte den Speck. Mit Jägergenie stellte Herr Stange die Falle auf „den Wechsel“ der Maus. Da musste sie in Sekunden gefangen sein!

In der Küche roch es zufälig sehr stark nach verbranntem Pflaumenkuchen, dass jeder andere Geruch darin ersticken musste.

Frau Stange bezweifelte darum die Wirkung des Specks, aber Herr Stange hielt daran fest: „Mit Speck fängt man Mäuse.“

Die Falle stand.

Die Rettung des verbrannten Pflaumenkuchens nahm alle Hände sodann in Anspruch.

Es musste verhext sein, es schnappte und klappte, es schien kein Augenblick. Die Maus musste direkt auf den Speck gewartet haben.

Herr Stange frohlockte mit hocherhobener Jagdtrophäe, die zur schweren Hälfte aus der Falle heraushing.

Die Gefangene ächzte: „Verfluchter Pflaumenkuchen, der mir die Witterung genommen hat!“ Aber mit Speck fängt man Mäuse, frohlockte der Jäger, hab ich’s nicht gesagt?!

Im Glücke seiner Einfalt befreite er durch leises Anheben der Klappe die Maus — die eine Kapitalmaus war — aus ihrer Schmerzenslage, und Traute huschte vollends in den Käfig hinein.

Frau Stange, welche durch ihre Kunst im Pflaumenkuchenbacken eigentlich die Schuldige an der Maus Schicksal geworden war, hatte den Pflaumenkuchen vom Blech gelöst und eilte nun herbei.

Traute und Frau Stange sahen sich an. Mit einem Blick — —! Er hiess: „Wir sind schwanger."

Eine Maus, die Junge kriegt, ist es, erhob sich ein Jubel. Die sperrt man diesmal ein! Die Kinder freuten sich schon der jungen Mäuslein. Und man wünschte nur den getöteten Mäuserich wieder zurück.! Hätte man ihn nicht getötet, jetzt hätte man die schönste Familie Maus beieinander.

Traute schien zu verstehen und hockte mit ihrem dicken Leib in der Falle.

Es war am dritten Tage, nachdem sie ihren Mann verloren hatte.

Frau Stange sah recht oft und innig zu ihr in die Falle: „Dein armes Männel erlebt deine Freude an deinen Kinderchen nicht mehr." Es wurde den beiden Frauen recht weh ums, Herz und sie schlossen schnell Freundschaft.

Traute liess die Zuckungen ihres Leibes beobachten und liess ausrechnen, wie lange es ungefähr noch dauern werde.

In einem alten Einmachglas, das mit einem durchlochten Bohnerwachsdeckel zugedeckt war, stand sie schliesslich mitten auf dem Tisch beim Abendbrot, Frühstück, Mittagessen.

Zum Schein freute man und ergötzte sich an ihren reizenden Bewegungen, in Wahrheit warf man gierige Blicke auf den Bauch der Gefangenen, ob's bald losginge.

Traute bekam die besten Sachen kredenzt, aber sie nahm ausser einem kleinen Bröckelchen mit Milch keine Nahrung zu sich. Ein Extra-Aufzug für Milch, der ins Glas gearbeitet wurde, machte nicht einmal Eindruck auf sie. Dann drückte sie oft so eigentümlich, als müsste sie husten, sass immer trübseliger und zwinkerte mit den Augen.

Frau Stange liess kein Auge mehr von ihrer Gefangenen, sie zweifelte nicht, dass die Maus in Wehen lag.

Und es fügte sich, dass man zu Tische sass und die Tischgenossin im Glas das erste Junge zutage förderte. — Gerade, wie wenn eine Katze auf einem Sandhaufen sitzt und — — —! war der Anblick.

„Das geht aber einfach," rief Frau Stange.

Die Maus frass nur nach dem Ereignis die Blutteile vom Jungen ab und beleckte es. So ging es fünfmal. Es war das ‚appetitlichste' Spektakulum im Stangeschen. Den Kindern war das Ereignis durchaus so am verständlichsten, um so mehr,

als die Andeutungen, dass es beim Menschen gerade so gehe, nicht fehlten.

Mit der Zeit fiel es jedoch auf, dass die Jungen sich gar nicht rührten. Man schritt zu ihrer näheren Untersuchung. Da ergab sich, dass Trautes Kleinen alle erst halb entwickelt und sie sämtlich Fehlgeburten waren.

Da schmeckte das Essen denn doch nicht mehr recht in der Nähe dieser Kindsleichen. Jedoch hielt Herr Stange es für ganz falsch, sich den Appetit verderben zu lassen, sondern erklärte vielmehr, dass dies ganz einfach „eine Frühgeburt sei, welche Erscheinung auf die Quetschung der Maus durch den Deckel der Falle zurückzuführen sei — wie bekanntlich auch beim Menschen, wenn Unglücksfälle usw. . .“

Es schmeckte nach solcher Offenbarung zwar nicht besser, immerhin konnte man wenigstens die Maus abtragen, denn die medizinische Wissbegier war vollauf befriedigt. Das Theater war für diesen Abend gänzlich überflüssig geworden.

Traute beschäftigte sich mit Aufräumungsarbeiten, die Jungen stopfte sie unter die Holzspäne, welche man ihr ins Glas gegeben hatte. Nur das Erbärmlichste von ihnen liess sie in seinem embryonalen Aussehen an dem Rand des Glases kleben, wahrscheinlich zum Hohn der Beschauer.

Mühselig und geschwächt kletterte sie herum, so dass sie Erbarmen genug für sich erweckte, sie, die arme Mutter, nicht den Tod durch Ersäufen sterben zu lassen wie den Herrn Gemahl.

Dieser Maus, die man leiden gesehen hatte, musste die Freiheit geschenkt werden. Für sie war die Freiheit ein Recht geworden, lautete der Beschluss der menschlichen Gesellschaft.

Also gut. Fräulein Stange wurde beauftragt, den Inhalt des Einmachglases auf die neue Rasenpflanzung der Parkstrasse auszuschütten. Dreiviertel neun Uhr, es war schon Nacht geworden, stieg sie mit Wonnegefühl hinab, Jemandem, wenn's auch bloss eine Maus war, die Freiheit schenken zu dürfen.

Vom hohen Balkon schauten die anderen hinab.

Jetzt schüttelte sie,! sofort rannte die Maus davon, weg von ihren Frühgeburten.

Aber was war's!

Eine Katze!

Niemals war sonst hier eine Katze zu sehen. Jetzt war sie da, aus dem Bauzaun herausgekommen wie von der Vorsehung hierhergesetzt, die Maus, für die voll Grossmut die Freiheit präludiert war, zu haschen.

Die Katze trug die Entbundene im Maul in den Neubau

hinein, ihr dort den Garaus zu machen, und so die erste Leiche dort niederzulegen.

Nur noch mit schwachen Zuckungen seufzte Traute das letzte Gedenken an die schöne Flitterzeit einst mit Artur samt den dabei gehegten Hoffnungen.

Es war vorbei.

Am nächsten Morgen zogen die Besenweiber auf, den Rasen zu kehren. Eine von ihnen klaubte das Holz, worauf die Maus geboren hatte, in ihre Schürze. Vielleicht wurde auf dieses Holz später noch ein Zuckerhase geklebt, da das Brettchen schon einmal r o t war.

Dann kehrte das Weib den Rasen, und die Mäusebrut spritzte vom Besen in den Rinnstein der Strasse.

Herr Stange philosophierte darüber, ob es Zufall war, dass hier die Katze dem Menschenwillen in die Quere kam, oder ob die allgemeine Weltweisheit hier gescheiter gewesen sei als der Mensch.

Wenn die Herzen dieser Mauseleben auch wirklich für einanderschlugen, so war dieser Ausgang diesmal das Beste.

Die Braut

Von RICHARD WOLFGANG WORTON
(Ulm)

Wüsst' ich Eines doch nur gewiss
beim Eingehn in die Finsternis,
mein Liebster Du!
Dass Dir ins Herz gedrungen,
als ich Dich sterbend umschlungen,
die Seele der Braut zu schauender Ruh.

Drum kann ich nicht aufhören
mit brennenden Küssen.
Ich stürb ja so selig,
könnt' ich nur wissen,
dass alles Leben und Leiden Dein,
käms Dir ins Herz hinein,
mich darin fände,

lebendig nur Dir, tot für das Andre.
Halt mich! Gib mir deine Hände!
Küss' mich! Trauter! heisser noch!
Siehst du's denn nicht:
dass ich still nun von dir wand're?

Baukrach

Das Wort von den unbegrenzten Möglichkeiten musste oft dazu dienen, Gläubige zu werben für die Beteuerung der Terrain- und Bauspekulation, dass der baulichen Ausdehnung Berlins keine Schranken gesetzt wären . . . Wer nicht daran glaubte, dass alle Kartoffelfelder zwischen Berlin, Luckenwalde und Stettin sehr bald mit vierstöckigen Mietskasernen bebaut sein würden, dem fehlte das Verständnis für die Entwicklungstendenzen unserer Zeit. Wer gar vor wenigen Jahren von einer U e b e r s p e k u l a t i o n a u f d e m B a u m a r k t e sprach, war nach dem Urteil der Leute von der Terrainzunft ein unwissender Narr.

Zwar begann die letzte Krise mit einer Stagnation der Bautätigkeit; als aber der Terrainmarkt sich äusserlich behauptete, wurde jubelnd verkündet, dass eine neue Periode blühender Baukonjunktur nahe bevorstehe. Nur die Geldverteuerung im Jahre 1907 war nach den Erklärungen der „Praktiker" das Hemmnis für den weiteren Aufstieg.

In schneller Folge sanken die Sätze für Leihgeld, doch ein wirklicher Verkehr im Terrainhandel blieb aus. (Waren im Jahre 1906 im Berliner Baugewerbe 116 655 Personen beschäftigt, so sank diese Ziffer im Jahre 1907, das noch zum überwiegenden Teil im Zeichen einer guten Wirtschaftslage stand, auf 99 956 Personen und im Jahre 1908 auf 89 676 Personen.) Auch die Zahl der Neubauten hatte in den Krisenjahren einen Rückgang erfahren, — — behauptet hatten sich nur die hohen Berliner Terrainpreise.

* * *

Knappheit an baufälligen Terrains in Berlin war zu allerletzt die Veranlassung dieses Beharrens der Bodenpreise, das Angebot war erdrückend, — während von einer Nachfrage ernstlich überhaupt nicht gesprochen werden konnte. So müsste man schliesslich an ein Wunder glauben, wenn nicht die Lehre von der Preisbestimmung durch Angebot und Nachfrage bei solchen Verhältnissen ein Märchen wäre. Durch das förmliche B o d e n m o n o p o l, das die Grossbanken für Berlin und seine Vororte mit den Jahren erworben haben, wenn sie in den Grundbüchern auch nicht als Besitzer der ihrer Kontrolle

unterstehenden Terrains eingetragen sind, war die Aufrechterhaltung dieses widerspruchsvollen Zustandes möglich. Nur auf die kolossale Beteiligung der Grossbanken an der Terrainspekulation war es zurückzuführen, dass die Krise auf dem Baumarkt nicht längst zu stürmischen Ausbrüchen geführt hat. Private Kapitalisten hätten unter der Ungunst der Konjunktur und des Geldmarktes längst kapitulieren müssen, die Banken allein vermochten durch ihre Finanzmacht die enormen Engagements durchzuhalten und neue darauf zu häufen.

Um ihr Programm, mehr gezwungen als freiwillig, durchzuführen, sahen sich die Grossbanken genötigt, neue Terains zu übernehmen, denn das Auftreten jeder störenden Konkurrenz musste verhindert werden. Am deutlichsten äusserte sich diese Taktik bei dem Erwerb des Tempelhofer Feldes, dessen Besitz sie unter Aufbietung aller ihrer Verbindungen und Kräfte erkämpften, um die Regulierung des Terrainmarktes in der Hand zu behalten.

Eine Erschliessung des Tempelhofer Feldes etwa durch die Stadt Berlin (ob sie die Bebauung selbständig vorgenommen hätte, wenn ihr das Feld zugeschlagen worden wäre, ist allerdings eine andere Frage) hätte alle Berechnungen der Banken über den Haufen geworfen. Deshalb nahmen sie auch diesen Komplex, obwohl sie nicht wussten, was sie mit den riesenhaften Terrains, die sie schon vorher besassen, anfangen sollten . . .

Ihre Terrainbeteiligungen führten dazu, dass sie alle Institute, die Hypothekengelder zu vergeben haben, in ihren Dienst zogen. Versicherungsunternehmungen und Terraingesellschaften stehen unter dem Protektorat der Banken in engster Verbindung — und die Höhe der Beleihungstaxen wird gleichfalls den Interessen der Banken angepasst.

* * *

Selbst in den Jahren vorzüglicher Börsenkonjunktur blieben die Terrainaktien von den allgemeinen Kurssteigerungen unberührt, sie konnten nicht nur keine Aufwärtsbewegung erzielen, ihre Kurse sind vielfach noch weiter gewichen. Dem verehrlichen Publikum will man plausibel machen, dass sich darin die Folgen der Wertzuwachssteuer äussern, nachdem ihm vorher erzählt worden war, dass nach der Annahme des geplanten Steuergesetzes die Zurückhaltung der Spekulation sicher schwinden

würde. Seit langem ist den Terraingesellschaften eine nennenswerte Verkaufstätigkeit unmöglich gewesen, obwohl es an krampfhaften Bemühungen zur Belebung des Geschäftes nicht gefehlt hat. Unterlassen haben die Banken nichts, Bauleben in die Terrainmassen hineinzubringen.

Hoch- und Untergrundbahnen wurden errichtet und neu projektiert, grosse Grundstücke für Kirchen und Amtsgebäude werden verschenkt, nur um die Erschliessung zu fördern. Viele Kämpfe um die Strecken neuer Bahnen sind nichts weiter als die Versuche der Spekulation, die verschiedenen Stadtverwaltungen zur Unterstützung ihrer Bodeninteressen zu zwingen. Aber das sind Hilfsmittel, die nicht mehr verfangen, um zahlungsfähige Käufer in genügender Zahl heranzuziehen. Die Gesellschaften fordern für ihre Terrains wahre Liebhaberpreise, sie müssen sie fordern, denn sie haben ihren Besitz selbst zu ausserordentlichen Preisen übernommen, zumeist aus den Händen der Banken, die bei den Gründungen in Gestalt von Zwischengewinnen den grössten Teil der Rentabilitätsmöglichkeit vorweggenommen haben.

* * *

Der Geschäftsbericht des Verbandes der Baugeschäfte von Berlin und den Vororten für 1910/1911 weist in knappen Worten auf die gewiss nicht neue Tatsache hin, dass die Baustellen häufig zu Preisen veräussert werden, die zu dem wirklichen Wert der Grundstücke in der betreffenden Gegend in keinem Verhältnis stehen . . . Da zahlungsfähige Käufer derartige Kaufpreise in den allermeisten Fällen nicht bewilligen, treten an ihre Stelle kapitalschwache Existenzen, die nun bauen und vielfach während der Ausführung des Baues in Schwierigkeiten geraten. Das Grundstück kommt zur Zwangsvollstreckung, die Handwerker fallen mit ihren Forderungen aus. Es hiesse die Verhältnisse beschönigen, wenn man nicht ausdrücklich betonen wollte, dass dies der Normalzustand im Berliner Baugewerbe ist.

Nur unter solchen Bedingungen liess sich die Bautätigkeit in dem bisherigen Umfange erzielen. Schon Oktober 1910 wurden in Gross-Berlin 65 000 leerstehende Wohnungen und 11 000 leere Geschäftslokale gezählt; das sind ca. 6 pCt. aller Räume. Mit dem Frühjahr 1911 setzte eine verstärkte Bautätigkeit

ein, die nur dazu führen konnte, die Ueberproduktion noch zu erhöhen. Es muss fortgebaut werden, um wenigstens den Schein einer Bewegung auf dem Terrainmarkt hervorzurufen, obgleich die Erschliessung jedes neuen Gebietes eine Entwertung eben erbauter Strassenzüge nach sich zieht.

Bei der Erkenntnis dieser Zusammenhänge ist es nicht verwunderlich, dass die grossen Terrainspekulanten bei der im Frühling 1910 in zahlreichen Provinzorten erfolgten Bauarbeiteraussperrung auch den heissen Wunsch spürten, die Aussperrung in Berlin eintreten zu lassen. Damit wäre die Bautätigkeit zum Stillstand gelangt, die Spekulation hätte Atem schöpfen und den Besitzern von Terrainaktien mit rührender Stimme erzählen können, dass die Arbeiterschaft die Einstellung jeder Bautätigkeit gerade in dem Augenblick verschuldet habe, in dem sie sich herrlich entfalten wollte.

Verhindert wurde die Verwirklichung dieser Kalkulation durch den Widerspruch der noch vorhandenen soliden Baugeschäfte, die Arbeiten für fremde Rechnung ausführen und die bei der besseren Wirtschaftskonjunktur im Jahre 1910 sich ihr Geschäft nicht unterbinden lassen wollten . . .

So wurde und wird die Ueberproduktion weiterbetrieben. Doch immer näher kommt die Zeit, in der solche Wirtschaft nicht fortgesetzt werden kann; in der die ganze Baumisère zum Ausbruch kommen muss.

Wenn die Banken in einer Periode allgemeinen Niederganges der Konjunkturdie Terrain- und Bauspekulation nicht mehr wie bisher zu subventionieren in der Lage wären, — dann würde der Baukrach sich mit Donnergepolter entladen.

KRITES

Vive la bagatelle!
Swift

PHILIPP EULENBURG

Kaum dass der „blöde Eulenburghandel“ gestreift worden ist, so steht gleichlautend in Blättern der Linken und Rechten die Meldung: der Meineidsprozess wider den Mann wird jetzt, im Oktober, vor dem Landgericht stattfinden. Warum? „Beobachtungen, die im Laufe des Sommers von Kriminalschutzleuten und von Angestellten eines Detektivbüros vorgenommen wurden . . .“

Auch von Angestellten eines Detektivbüros. Neugierig ist man, wer sie bezahlt; Herr von Holstein, welcher den Angriff machen liess, ist ja tot. Berichtet wird, „dass Eulenburg, sobald er sich unbeobachtet weiss, sehr munter ist und keine Symptome einer ernsten Erkrankung zeigt“. Es handelt sich um ein Verkalken der Adern. Der nicht wachsende Umfang dieses Siechtums ist durch das Opernglas ermittelt. So sich der Forscher nicht auf Gehörswahrnehmungen verliess, auf das Knacken der durch inneres Ablagern verkalkten Blutgefässe. Die Detektivs haben an der Herzarterie weder ein auf Entfernungen erheblichesBummsen noch Rasselknirschen festgestellt. Eulenburg ist „munterer“, wenn er sich unbeobachtet fühlt; ein schwerkranker Greis wird so lange munterer sein, wie er Folterer nicht in der Nähe glaubt. Er zeigt keine Erregung, wenn er allein ist: sie zeigt sich seltsamerweise dann erst, wenn sie ihn wieder aufjagen. Und eigensinnig wird er nicht früher tot umfallen, als bis man ihn zur Verhandlung schleppt.

Es kann der Wunsch im geringsten nicht sein: dass ein Eulenburg besser wegkommt als andere. Sondern: dass andere so gut wegkommen wie ein Eulenburg. Auf seinem Verhalten steht die Todesstrafe nicht. Wenn er eidbrüchig war, ist er hineingeschreckt, hineingeekelt worden. Anständige Geschworene würden ihn freisprechen.

Es gab noch unlängst eine Zeit, wo wachsender menschlicher Verstand das Los der Gleichgeschlechtigen altruistisch ansah. Wildenbruch half mit seiner Unterschrift, Straflosigkeit vom Gesetz für sie zu fordern. Der Irrtum des Gesetzes lebt weiter.

Auch dieser Irrtum darf erst nach klugen Wahlen auf Beseitigung rechnen.

Kerr

DER PAN-BAHN-BANN

Die k. Polizeidirektion von München hatte keinen Bescheid auf ein Telegramm gegeben, welches fragte: ob wirklich in Bayern der Panbahnbann verhängt ist. Der (freundlich zustimmende) Bescheid kam, als das Heft gedruckt war. Er sagt am Schluss:

„Die Verzögerung der Beantwortung der geschätzten Anfrage, welche durch die Abwesenheit des zuständigen Referenten entstand, bitte ich zu entschuldigen.“ Die Anfrage entstand durch die Abwesenheit des Referenten? Nein; ein Irrtum des Ausdrucks. Gemeint ist, dass die Verzögerung dadurch entstand. In jedem Fall: dieser Punkt ist von der k. Polizeidirektion höflich und angemessen erledigt.

In der Sache selbst herrscht ein Irrtum, . . . der zur Aufhebung des Verbots führen muss. Erlassen ist es „im Anschluss an die früher erfolgten Beanstandungen, insbesondere der Nummern 6—8 vom Januar sowie an die im Juli d. J. erfolgte, die Nummer 7 betreffende gerichtliche Verurteilung".

Nun ist aber die Nummer 8 niemals beanstandet worden! Zweitens: die Nummer 6 ist vom Gericht freigegeben worden! Drittens: die Verurteilung wegen Nummer 7 ist nicht rechtskräftig — wegen eingelegter Berufung. Also?

Fernere Teile der Begründung stützen sich wohl auf einen (unvollkommenen) Zeitungsbericht; auch hier besteht ein Irrtum; die Aufhebung des Verbots ist selbstverständlich. Die gesetzlichen Schritte, sie zu erwirken, sind getan.

Die Frage, ob eine einzige — nicht rechtskräftige — Verurteilung (welche den mangelnden dolus anerkennt und wegen eines Klassikers erfolgt) zu einem glatten Verbot auf den für die Öffentlichkeit bestimmten Bahnen hinreicht, braucht somit nicht erörtert zu werden.

Wurde das Verbot vom Zentrum gewünscht: so dürfte sich unsrer gerechten Sache der Abgeordnete Am Zehnhoff annehmen. Er hat mit Herrn Hubert von Schorlemer verhandelt und hier gezeigt, dass er auch einem Mitgliede des Zentrums gegenüber Distanz wahren kann.

Kerr

ARNOLD SCHÖNBERG

Der Aufruf im jüngsten Panheft, dann einer in Wien, durch den Schüler Alban Berg vorbereitet, haben rasch gewirkt.

Eine nach mehreren Tausenden rechnende Summe kam zusammen.

Arnold Schönberg ist bereits in Berlin eingetroffen.

CORINTH UND LEISTIKOW

Lovis Corinths Buch „Das Leben Walther Leistikows" *) berührt in der gegenwärtigen Zeit so eigentümlich, dass man es nur mit einer gewissen Rührung aus der Hand legen kann.

Ein echter Corinth. Wie er mit breiten Pinselstrichen seine Bilder zusammenbringt, unbekümmert um Liebe und Hass, so setzt er bei seinem Totenmonument Stein auf Stein, und auf ein bischen mehr oder weniger Rustika kommt es ihm dabei nicht an.

Diese Art der Kunstschreibung ist nur Erde und greifbares Fleisch.

*) Verlag Paul Cassirer.

Corinth hat nicht lange Zusammenhänge gezeigt, noch hat er die beliebten „Ausblicke" gegeben. In lapidaren Sätzen hat er nichts geboten als Tatsachen.

Er zeigt Leistikows Werden, Kämpfen und Wirken — und stellt ihn vor uns hin, wie er war in seiner Liebenswürdigkeit und edlen Menschlichkeit, als einen Unersetzlichen.

Die Kunstschreibung sollte enthusiastisch sein, oder sie sollte nicht sein.

PHILIPP FRANCK

FREISPRECHUNG

Am 2. September war in Berlin abermals eine Verhandlung: wider Herbert Eulenberg und den Pan. Diese Ausdrücke! „Verbreitung unzüchtiger Schriften." Wer die Dinge nicht kennt und solche Nachrichten liest, muss denken, dass der PAN ein Schweineblatt ist.

Langsam erfährt man hintennach, es handle sich nicht um einen journalistischen Widerling, noch um einen budapester Clauren, sondern um Flaubert und um den Rheinländer Herbert Eulenberg. Nicht wir machen dem Pan den Ruf eines — uäh! — schlüpfrigen Blattes, sondern die Polizei. Von der berliner Polizei war die Klage durch Denunziation bewirkt worden.

Pan war bei den Griechen ein unanständiger Waldgott; auf dieser etwas verschollenen Vokabel lässt sich der Irrtum von Zeitungslesern draussen gerne nieder. Pan heisst aber auch: alles, was hier unten vorgeht; Luft; Glück; Offenheit; Emporklimmen verfeinter Menschenseelen. Der Waldgott gehört zwar dazu: doch nur dazu.

Die Richter von Berlin haben den Pan freigesprochen. K.

OBER-BARNUM UND KYTHERA

Im vorigen Heft war Herrn Hardens neuer Kitzelversuch — Oberbarnim und Kythera — umrissen worden. Ein Berliner Blatt (es ist kein unbeschriebenes Blatt; wenn auch ein ungelesenes) trachtet, sich einzumischen. Der Herr Verfasser dieser Äusserungen ist ein wegen seines Wirkens an der „Grossen Glocke" vorbestrafter junger Mann, gegen den ich nur höfliche Worte brauche: für den Fall, das ich seinen Stil vor Gericht untersuchen lasse. Vor allem jedoch kein Ablenken von dem edlen Benefizianten, welcher einen der deutschen Eckarte wöchentlich darstellt und die Unsittlichkeiten Andrer „rügt".

Kerr

HEILIGER DES ÜBERFLÜSSIGEN

Der Kongress für vergleichende Rechtswissenschaft, ein Laienschreck, hat getagt. Die Zeitungen wurden voll . . . Dabei haben in der politischen Philosophie die Vorgeschritteneren seit langem erkannt, dass, genau so wie der „Geschichts"-Rummel seit Savigny, die neue Errungenschaft „Rechts-

vergleichung" ein fauler Zauber, günstigstenfalls ein Sport ist. Seinsollendes lässt sich aus Seiendem eben nicht ableiten. (Gustav Radbruch, Professor in Heidelberg und weisser Rabe, hat das als erster unmissverständlich geäussert.)

Ob Arbeiter geschützt, Mörder geköpft, geschlechtlich Abnorme eingekerkert werden sollen oder nicht, kann niemand in der Art eruieren, dass er die Rechtssätze emsig zusammenstellt, die über Arbeiter, Mörder, Abnorme, in Frankreich, Montenegro, Beludschistan, in Wyoming, Costarica und Neuseeland gelten. Sammeln und Ueberlegen, Wissen und Denken — das ist nun mal zweierlei, und Sitzfleisch ein unzulängliches Surrogat für Gehirnschmalz.

Es wäre denkbar, dass bei sämtlichen Kohlerschen Urvölkern (die Polynesier eingeschlossen), ja sogar in allen Staaten der zivilisierten Welt etwas identisch geregelt wäre und dennoch das richtige Recht das Umgekehrte verlangte. Die Erfahrung (ἔμπειρα) kann notwendige Z w e c k e nie lehren; höchstens M i t t e l, welche nützlich sind, um Zwecke (die feststehen) zu erreichen. Der Empirismus ist daher für die Kardinalprobleme (Z i e l e der Rechtsordnung) ein Missgriff, eine Zeitverschwendung; für die sekundären hinwieder nur dann von Bedeutung, wenn er Statistik mit umfasst; denn ob ein Gesetzesparagraph als Mittel taugt, erfährt man nicht durch seinen Wortlaut, sondern durch seine Wirkungen.

Aber von Statistik ist bei den üblichen Vergleichereien selten die Rede. Am allerwenigsten in der „vergleichenden Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts", jenem, sofern mich nicht alles täuscht, dreizehntausendsiebenhundertachtundneunzig Bände starken Werk, welches die „Vorarbeit" zum neuen Strafgesetzbuch gebildet hat. Je hundert Brillen haben je hundert Jahre transpiriert, um diesen „vorbereitenden Schritt" zustande zu bringen: eine legendäre Begebenheit. Wir Deutschen sind Heiliger des Ueberflüssigen; wir brauchen ungeheure Umwege, um zu einem schlechten Gesetzentwurf zu gelangen.

Wenn unsere Ururenkel den neuen Kodex endlich haben, wird die Wissenschaft um viele Zentner bereichert sein.

K. Hi.

MEYRINK ENGLISCH

Schönherrkarl ist hundertemal gespielt worden; Meyrinks Bücher haben im ganzen, wenn richtig gerechnet ist, zwölf Auflagen. Seine Bücher sind also von den Fünftausend oder Sechstausend in Deutschland gekauft worden, die wissen, was sie an diesem Glas- und Eisenfresser haben. Er ist in unsrer Welt gehört worden; diese Welt ist etwas klein; dass sie anderswo grösser ist, scheint unsicher. Glaubt Meyrink, den wir verehren, bei Englands literarisch besonders tiefstehendem Publikum bessere Beachtung zu finden? Höchstens . . . dass die Okkultisten über das Buch kommen. Und da sei Gott vor.

Tu.

EIN IDEALIST

Der Botschafter Hill ist ein solcher. Im Augenblick von Tripolis gegen Macchiavell und Rümelin! Er spottet: „Der Kern dieser Beweisführung ist, dass es nicht ‚Selbstsucht', sondern ‚Patriotismus' sei, wenn Armee und Marine in Bewegung gesetzt werden, um ungerechte Ansprüche oder noch unerfüllte Wünsche von A. B. und C. zu erzwingen, und wenn X., Y. und Z. solchem Vorgehn Beifall klatschen und die Rechnung bezahlen." (Aber Mann!) . . . „Verewigung eines Irrtums . . ." (Zeit, dass er von Berlin wegkam!) . . . „Es scheint im Gegenteil die Überzeugung im Wachsen begriffen zu sein, dass die Staatspolitik in Übereinstimmung mit dem Moralgesetz stehen sollte." (Lassen sich ausstopfen! Oder nach Herzberge!)

Dieser Yankee redet immer weiter, immer weiter, als könne man eines Tags auch Staaten zu anständigem Verhalten verhalten (Aber was ist ihm, he, Cuba?) . . . Er redet, dass man von Bürgern, die gesetzlich empfinden, „nicht beständig verlangen kann, ihre Kraft zur Beraubung anderer — herzugeben". (Ausstopfen. Und ins Zeughaus.)

Hills Ansichten erklingen jetzt in deutscher Sprache, bei Fleischel.

Sendungen für den politischen und den literarischen Teil sind zu adressieren

Grunewald, Gneiststrasse 9;
Leitung des Pan.

Sendungen, welche die bildenden Künste betreffen:

Berlin W.10, Viktoriastrasse 5.

Für Unverlangtes keine Bürgschaft.

Verantwortlich für die Redaktion: Wilhelm Herzog, Berlin-Halensee.
(Alfred Kerr zeichnet verantwortlich für die von ihm verfassten Beiträge.)
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Wollen Sie ohne einen Pfennig Geld zu riskieren **Ihre Schmerzen**
wie Rheumatismus, Hexenschuss, Kopfschmerzen etc. beseitigen oder vorbeugen,
dass diese Schmerzen überhaupt erst aufkommen? Ja, so gehen Sie in die nächste Apotheke oder Drogerie und fordern Sie:

AMOL

AMOL hilft sicher und sofort unter voller Garantie. Betrag wird zurückgezahlt, falls Sie unzufrieden sein sollten.

Preis 50 Pfg., grössere Flaschen Mk. 0.75, Mk. 1.25, sogenannte Familienflaschen Mk. 3.50. — In Apotheken und Drogerien erhältlich.

Amol-Versand, Hamburg 39.

Metternich und Cyrenaica

Von ALFRED KERR

I.

Außendeutschland, Innendeutschland. Durch Metternichs Dasein, Wandeln, Blühen sind Einzelheiten öffentlich geworden, — die sonst in der entschwindenden Gloria des Lebens mit seinen verstohlenen Wassern verduftet wären; inmitten dieses herztausigen Schwarms, wo man einherscharwänzt wie ein Aff' im Purpurkleid. Wo sie rosinenfarbene Gewänder tragen. Und ihr Gewissen beisst sie nicht.

Mein Vater hat gelogen, gelogen, gelogen, — schrie der Metternich. Ich hasse meine Mutter, ich kann von dem Weib nicht loskommen, — schrie Dolly, Mannsdolly. Nicht Richter, nein Scharfrichter, — schrie die Gattin, deren Mitgift (vom Herzberger) der Graf kontrolliert. Schutz dem Privatleben vor Gericht, — schrie der Konkurrenzanwalt. Ich kaufte Perlen auf Teilstrecke, — schrie Elvira; eine Büsserin, sonst Machta Gustke genannt . . . Durch des jungen Metternich Blühen sind Einzelheiten öffentlich geworden, die sonst in der schwindenden Gloria des Lebens über den verstohlenen Wassern verduftet wären — inmitten dieses Schwarms, wo man herumscharwänzt wie ein Aff im Purpurkleid; wo sie rosinenfarbene Gewänder tragen; und ihr Gewissen beisst sie nicht.

II.

Ich schlag' dich auf den Kopf, dass du eine Gehirnentzündung kriegst, rief die Mutter; und Gott liess eine Tanne wachsen für mein Kind, schrie sie auch. Beides gefühlt; bloss in zwei getrennten Augenblicken. Sind bei andren Menschen die Stimmungen anders? oder nur die Ausdrücke? Doch; auch die Stimmungen. Nicht jeder verfolgt Mutterchen, Schwiegervaterchen, Männchen, Schwiegermutterchen bis an die Pforten

der Hölle, sogar des Zuchthauses. Steht hier eine koschere Lucrezia Borgia? Nein: bloss eine Schriftstellerin; mit gelösterer Phantasie; mit geräumten Hemmnissen; und mit gescheffeltem Geld. Der edle Brutus hat euch gesagt, dass sie voll Strebsucht war. Sie hat den Stil der deutschen Heimat mitgemacht. Sie tat, was die gesämte, zu Geld gekommene Oberschicht unseres Ländchens tut: bloss pechhafter; bloss ungeduldiger; bloss offener. Herausgekommen ist es. Empordringende Spiesser, Schwiegerväter, Protzenkriecher, werft einen Stein auf sie.

Zwei Gehirnhautentzündungen hat sie nachher dem Grafen angewünscht. Drei Gehirnhautentzündungen dem Herrn von Vetter. Eine halbe Gehirnhautentzündung dem Schriftsteller Paul Goldmann. Aber sonst? Sitten des Landes mitgemacht. Sie kamen diesmal zufällig heraus.

Und sie war ein Opfer des Berufs; denn sie schrieb zuvor Gesellschaftsberichte. Leben und Dichtung wurden eins bei ihr. Sie tat, was sie malte. „Ich sehne mich nach einem Blatt, welches die Erbärmlichkeit des gegenwärtigen Bürgertums zerpeitscht . . . Erbärmlichkeit eines Radikalismus, der nach einer Achtel-Generation sämtliches Glück in einer feudalen Familienverbindung sieht.“ Ich schrieb diesen Satz im ersten Hefte des Pan. Die Zeitungen, auch linke, deren Aufhellungsarbeit hoch zu schätzen und nicht entbehrlich ist, reichen Standesamtliches aus der Adelswelt; aber mit Takt, ohne gemeine Kritik, und behaglich angeweht, falls eine mesopotamische Mitgift an einen Kavallerietrottel gelangt, — welcher der Eignerin ihren ernst beseelten, fragenden, stillen Popo mit der Reitpeitsche vollhaut. Das fördert solche Sitten von Kohlenjuden, Börsenjuden, Aeroplanjuden — und von Stahlprotestanten. Gertrud Wertheim, unsere Fachgenossin, schrieb über diese Gesellschaft (keiner von der Gegenpartei kann ein paar anständige Zeilen wie sie zusammenbringen, Gott liess eine Tanne wachsen!), sie atmete beim Schreiben die Luft unseres Vaterlands; Heimat empordringender Maurermeister. Leben und Dichtung ward eins. Harmonie des Gedankens und der Tat. Sie winkt einem der Aristoi, — der sich von Frauenzimmern ihre frisch verdiente Scheide-Münze pumpt. Auch andren Edelleuten, wie dem Grafen Vetter, . . . der eidlich sagt, dass er bei Wertheim kaufmännischen

Unterricht genommen, um seine Bildung zu erhöhen, nur deshalb; der sich bei Frau Wertheim nicht untätig die Kaldaunen vollhieb, sondern von ihr ein vorgestrecktes Taschengeld bekam von monatlich tausend Mark. Dieser Gast hat für Metternich günstig ausgesagt.

III.

Jedenfalls bekam Machta Gustke Geld für das Vermieten ihres Unterleibs; den hierfür eingestrichenen Betrag erbettelt sich der Graf, um beim Freien der künftigen Gräfin die Würde seines Standes zu decken. Dann: um an einer Feindin Rache zu nehmen, rief er, dass er ihre Tochter geküsst; „stundenlang"; mit dem sorglichen Beifügen: „sie lag auf einem Diwan". Die Frage hiess von dort ab nicht mehr, ob dieser Edeling Zeitgenossen um Geld beschwindelt hat.

Zusammenhalt. Herr von Pauly, ein älterer Krieger, vergass, dass er Heiratsvermittler ist, als er den Kunden für Heiratsvermittlung herausreissen wollte, — er tat es nicht deshalb, er verschwieg nur seine Beschäftigung. Ein Graf Schulenburg, Amtsrichter, hielt den Angeklagten schriftlich für einen Gauner, — doch als ihm sein Geld von Metternichs Frau (vom Herzberger) versprochen war, hielt er ihn eidlich für einen frommen Knecht. Das sind unbewusste Strömungen, Stufungen, Begebenheiten, Charakterwallungen, Züge, welche sonst im Schatten bleiben, — aber doch, darauf kommt es an, vorhanden sind. Der hinkende Teufel (beim Lesage), welcher das Hausdach abdeckt und lächelnd zeigt, was dort im Dämmer an Haderhaftigem, Ulkigem, Stinkendem und Blödem geschieht, darf bei uns nur an einem Gerichtstag abdecken. Sonst bleiben die Dächer drauf. Aber seid gewiss: der aufgedeckte Zustand ist keine Ausnahme; nur das Aufdecken ist eine Ausnahme.

Folgerung. Jeder muss dem Abgeordneten Bassermann recht geben, der vor kurzem geäussert hat (als Frondierer, vor der Wahl): wie böses Blut es machen wird, wenn die Rechte der Angeklagten in Zukunft gemindert werden. Wenn das Ermessen des Richters gestärkt wird. Wenn der Angeklagte nicht mehr das Recht haben soll, dass alle seine Zeugen gehört werden.

Böses Blut; ja. Nicht nur weniger Gerechtigkeit wird sein. Es kommt auch weniger Wissen zutage. Die Gerichte werden (unbewusst, hab' ich ausdrücklich gesagt) ständische Gerechtigkeit machen. Ein Fall Singer würde bestimmt öffentlich verhandelt. Ein Fall Schönebeck bestimmt geheim. Die Fälle der Rechten vorwiegend unter dem Schutz des Familienlebens. Weil oberster Grundsatz für innere Politik ist: sterbende Welten zu stützen, lebende zu zwacken.

IV.

Als Entgelt müsste dafür die Zeugenpflicht auch den Wohlhabenden auferlegt werden. Sie sind heute frei davon. Wer Geld hat, braucht nicht zu erscheinen.

Vier nicht unwichtige Zeugen, Frau Wolf Wertheim, Herr Harden, Herr Landsberger, Dolly Pinkus waren . . . nicht nur gleichzeitig erkrankt, sondern auch gleichzeitig ins Ausland gegangen.

Herr Harden, welcher zu seiner Erholung verreisen musste, bedarf der Ruhe. Er war schon einmal weg und ist abermals hinfortgeeilt, — um sich beim schlechtesten Wetter hartnäckig der Natur zu freuen. Und während sonst bei jedem, aber bei jedem Quartalsbeginn durch Morrritz und E-Rina kitzlige Personenmeldungen (die man aus den Zuschriften gekränkter Amtsleberwürste nimmt) weitergeklatscht werden: währenddesssen fiel es diesmal, wenigstens im Beginn des Abonnements, weg.

Nachdem zwanzig Zeitungen Bethmann ersucht hatten, aufgrund von Tripolis mit Frankreich abzubrechen, machte der edle Benefiziant: „Sssst!“ und rief besorgt (nein, wie besorgt): „Kein Wort über Tripolis!“ Während des Prozesses kein Wort über Tripolis (sondern bloss eine Seite) — nicht weil er als invalider Zeuge ausserstande war, vierundzwanzig Seiten (mit demselben geringen Inhalt) vollzumachen; auch nicht, weil er „im Ausland“ einer anderen Tätigkeit obliegt: sondern deshalb, weil die deutsche Menschheit, wenn er mehr sagte, geschädigt würde, nur deshalb, weisste. „Kein Wort soll die Verantwortlichkeit

des Mannes mindern, der sich zur Führung der deutschen Menschheit berufen glaubt" (sagte er).

Es könnte scheinen, dass der Keuschheitswart die jüngsten zwei Pan-Nummern im Auslande nicht gelesen. Dem ist nicht so. Er hat sie gelesen . . .

Durch den Zufall einer Hochstapelei werden Häuser abgedeckt. Bedarf man solcher Zufälle, wenn jemand in den Zwischenakten seiner geheimen Unappetitlichkeit öffentliche Gestalten kraft Oberbarnims und Kytheras mangelnder Sittenführung beschuldigt —?

V.

Aussendeutschland . . . . Wir hatten mit Italien einen Bund wie mit Oesterreich, — und mit den Türken eine Freundschaft. Jedem der zwei Verbündeten haben wir etwas geschenkt: und wir bezahlten es mit dem Eigentum dieses dicksten Freundes. Wir selbst aber haben nichts bekommen. Wir schenkten dem Einen Bosnien, wir schenkten dem Andren Cyrenaica. Beides nahmen wir dem Intimus. Nicht in böser Absicht, sondern in deutscher Treue. (Während das perfide Albion ein höchst perfides Albion ist.)

Wozu waren wir mit der Türkei befreundet? Hat sie uns etwas gegeben? Nein; wir haben bewirkt oder gelitten, dass sie Andren was gab. Wir machen uns verhasst — weil Andere was kriegen. Höhe diplomatischen Talentmangels. Treulos erscheinen; nichts davon haben: das ist deine Politik, das heisst eine Politik. Wir sind der gute Onkel — trotzdem der böse Onkel. Und immer noch nicht der reiche Onkel.

Wusste die deutsche Diplomatie, dass Tripolis an Italien versprochen war? Doch. Aber den Augenblick der Einlösung nicht. Kiderlen ist kein Themistokles, der einen solchen Zwist herbeiführt. (Herr von Marschall hat ihn zu stoppen gesucht — und die Verhandlungen über Marokko sind nicht gekappt, sondern beendet worden.)

Wenn aber Kiderlen heute betont, dass Italien etwas kriegt; und hieraus Forderungen für uns ableitet: so wird man behaupten, dass Italien w e g e n unsrer Forderungen etwas gekriegt hat.

VI.

Türken und Deutsche. Die konservativen Idealisten (die schon für die Buren geschwärmt . . . und nichts für sie getan haben) betonen jetzt die goldige Redlichkeit der Osmanen, den wackeren Wert ihrer neuen Gesittung. Infolgedessen ist es sicher, dass man sie im Dreck lassen wird. England und Frankreich strafen die Jungtürken wegen ihrer Neigung zu Deutschland — Deutschland belohnt sie dafür durch Wegnahme von Tripolis und Bosnien.

Anarchismus . . . Und für Deutschland kam nichts heraus.

Bethmann-Holzweg, ein Politiker mit reichen Verfahrungen, darf allzu grausam trotzdem nicht beurteilt werden. Viele Schuld liegt weit zurück. Was haben er und Kiderlen übernehmen müssen, nach zwanzig Jahren konservativer Pleitepolitik.

Was hat die Schar der Vorgänger schon erduldet von Bismarcks Zuschnitt unserer Verfassung! Bethmann und Kiderlen fanden sich gerichtet, als sie noch prähistorisch waren.

VII.

Aussendeutschland. . . . Das Feld der Politik ist nicht die Welt, sondern die Weltabgewandtheit. Das Gebiet ist international, doch der Sehwinkel ein Krähwinkel.

Machthaber sträuben sich gemeinhin gegen die Anarchisten. Mit Recht. Schon solche, die nur sinnieren und keine Bomben wollen, stecken sie hinter Zuchthausmauern. Sie selbst üben den allerdümmsten, massigsten Anarchismus. Als Italien, das ist schon so lange her, Tripolis nahm, wurde festgestellt: es gibt nicht mal einen Verbrecherkomment. Es gibt keine Spitzbubenordnung in Europa. Frevles Spiel; Räubertum; England und Frankreich stehen „als Aufpasser im Gebüsch", die gemeinen Kerle, während der ruchloseste, scheusslichste, brutalste, frechste, ein blondes Herz betrübendste Raub vollzogen wird. In dieser Art. Phrasen der Empörtheit sind jedoch unter Anarchisten wenig am Platz. Alles nur, weil Giolitti zum Heucheln keine Zeit nimmt. Weil er die widerlichen Formen abkürzt. Weil er keine Depeschen redigiert. Sobald nur der Anarchist Giolitti etwas

ehrlichen Sinn ohne Umstände zeigt, knurren die andren Anarchisten.

Die Ausdrücke für dasselbe Ding sind abweichend. In Rom platzt ein Sozialdemokrat, Defelice, vor Begeisterung. Alle weinen. Heldentum. Vaterland. In Neapel öffentlicher Gottesdienst zugunsten der Rechtsbrecher. Die heilige Jungfrau, ein Muschelaltar unter freiem Himmel, Kerzen, Pfaffen, Wedel, Sänge. Der gefangene Direktor des Katholikentums lässt für Anarchisten Gebete sprechen . . . er mag sie wohl für solche nicht halten.

Alles ist schon vor zweihundert Jahren prophetisch erschaut — von einem, der mit hellen Augen, der mit hellen Augen die Welt . . . doch nicht ganz als eine so dumme Kugel verliess, wie er sie betreten hatte. „Le merveilleux de cette entreprise infernale, c'est que chaque chef des meurtriers fait bénir ses drapeaux et invoque Dieu solonnellement avant d'aller exterminer son prochain." Ein französisches Blatt, „Le Monde Illustré", sammelte neulich Meinungen über den gegenwärtigen Kampfzustand. Ich schrieb die genannten Sätze Voltaires.

Die Aenderungen sind nach zwei Jahrhunderten trotzdem fühlbar. Die Fortschritte. Nur, wie David Friedrich Strauss findet: „Ungeheuer grosse Zeiträume, — ungeheuer kleine Fortschritte".

. . . Nieder mit den Anarchisten!

EIN GRAF!



In dem deutschen Vaterland
Bist du, Herr, als Graf erkannt.
Süssholzlutschen,
Wonnekeuchen,
Und sie rutschen
Auf den Bäuchen.

Kommst du aus dem Irrenhaus
Und als minderwertig raus,
Bist im Dalles,
Bist ein Schieber, —
Schadet alles
Nichts, mein Lieber!

Still steht Jedem der Verstand
In dem deutschen Vaterland;
Süssholzlutschen,
Wonnekeuchen,
Und sie rutschen
Auf den Bäuchen.

Das Märchen von Aila

Von HERBERT EULENBERG

Der Dichter gedenkt im nächsten Monat „Kathinka die Fliege" zu veröffentlichen. In diesem Roman wird sich das hier erscheinende Märchen von Aila finden.

Die Menschen im Morgenland kennen diese Sage. Es war einmal eine schöne Stadt, Aila geheissen, und sie lag am Roten Meer und war voll von Palästen und Moscheen. Schiffe mit bunten seidenen Segeln lagen in ihrem Hafen und brachten Gold und Ebenholz und Bernstein und Weihrauch und Spezereien aus aller Völker Länder dorthin. Und es war ein ewiger Festtag über der Stadt Aila. Und Harfner gingen durch die weissen Strassen vom Morgenrot an bis in die blaue Nacht und spielten alle Herzen heiter. Da ergab sich die ganze Stadt unter dem Kalifen Omar einer noch grösseren sinnlosen Freude. Denn ihre Schiffe hatten über die feindlichen Nachbarn gesiegt und brachten ein grosses Lösegeld heim und das Gold und das Silber lag wie Feigen auf dem Markte herum. Und alle ergriff es wie ein Rausch, und sie buhlten untereinander, Bruder und Schwester, und Eltern und Kinder voller Raserei und schonten selbst der Tiere nicht in ihrer Wollust. Und die Sonne schien glühend über der Stadt wie über ein wildes Haus der Freude. Da erhob sich der mächtige Zauberer Mustapha vor allem Volk. Und er bedrohte sie und gebot ihrem wüsten Treiben Halt im Namen Allahs und des Propheten. Aber sie verlachten ihn. Und Morgane, seiner Schwestern eine, die leichtfertig und entblösst sich unter den entarteten Weibern brüstete, zupfte ihn höhnisch am Bart. Und Achmed und Ibrahim, seine Söhne, wollten gar mit Bambusstäben nach ihm schlagen und Ali Banu, sein Bruder, der Vezier bei Hofe war, warf ihn mit einem Stein in den Rücken.

Als nun Mustapha den Zorn seines Volkes sah und seine Bosheit und seine Besessenheit, da wandte er sich seufzend ab. Und

er sammelte ein Häuflein Gerechter und Guter um sich, die nicht Teil haben wollten an dem wüsten Treiben der Ihrigen. Und Omar der Kalif brüllte vor Lachen auf und liess sie ziehen, wohin sie wollten. Und sie nahmen ein Schiff und fuhren gemeinsam auf das funkelnde Meer. Und Mustapha stand am Bug der Galeere und sah im Abend die Türme und Kuppeln seiner Vaterstadt sich röten. Und er weinte und verfluchte seine Heimat um der Sünde der Seinigen willen.

Und sie fuhren an ein anderes Gestade und gründeten daselbst ein neues besseres Aila und machten Mustapha zu ihrem Kalifen. Und blieben dort an die drei Jahre und ihr Wohlstand mehrte sich langsam. Aber nach dieser Frist geschah es, dass den Mustapha eine unbezwingbare Sehnsucht befiel, seine alte Heimat und die Seinen noch einmal zu sehen. Und er machte sich auf mit einigen wenigen, die gleich ihm vor seinem Tode das alte Aila wiederschauen wollten. Und sie segelten zwei Tage und drei Nächte über das zitternde Meer, ehe sie anlangten. Sie waren sehr erstaunt, dass ihnen kein Mensch entgegen kam, und wunderten sich noch mehr, wie die Stadtmauern zerbröckelt und zerrissen und etliche Türme abgebrochen und zerfallen, und dass kein Muezzin von den Galerien der heiligen Moscheen die Gläubigen singend zum Gebete rief. Stumm warfen sie die Anker aus und refften die Segel ein und stiegen schaudernd und bewegt ans Land. Sie schritten immer überraschter durch den menschenleeren Hafen. Der aber war verwahrlost und verschlammt und stand da wie eine tote Lake. Und die Schiffe und Kähne waren darin verfault und untergesunken und starrten nur noch mit ihren Köpfen aus dem schwarzen Wasser oder trieben darauf ziellos wie Leichen umher. Als nun aber Mustapha und die Seinen scheu die stille Stadt betraten, sahen sie sich zu ihrem Erstaunen und Entsetzen plötzlich von einer zahlreichen Schar von Pavianen umringt, die sie traurig oder zornig anfletschten. Etliche aber unter ihnen kamen mit ernsten Blicken auf sie zu und schmiegten sich zärtlich an sie und schauten sie bittend und rührend an. Da fiel es von Mustaphas Antlitz wie der Schleier vom Gesicht der Braut und er erkannte Allahs Strafgericht. Und er sprach die Äffin, die sich schwermutvoll an ihn drückte, voller Mitleid an: „Bist

du nicht Morgane, meine Schwester, meiner Mutter Kind?“ Und sie seufzte traurig, dass es ihre Brust fast zersprengte, und bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen und nickte darunter mit ihrem Hundskopf.

Und Mustapha gewahrte Achmed und Ibrahim, seine beiden Söhne, unter der Affenschar. Sie liefen auf vier Beinen gleich den andern und sprangen kindisch über einen Bambusstab oder kratzten sich gegenseitig voll wehmütiger Zärtlichkeit. Mustapha aber rief unter Tränen: „Kommt zu mir, Achmed, und du Ibrahim, mein Jüngster. Was ist aus euch geworden, meine geliebten Kinder?“ Die beiden hüpften mit trüben Mienen auf ihn zu, und leckten ihm die Hände und reichten ihm ihre Pfoten und schrien schluchzend: „Hu-hu! Hu-hu! Hu-hu!“ und bejahten so seine Fragen.

Ein alter bösartiger Pavian aber mit einem widerlich wilden Kopf und einem grossen hässlichen kahlen Gesäss war auf ein Dach geklettert. Er kaute an einer Zwiebelknolle herum und riss Steine und Lehm aus dem Gemäuer der leeren verödeten Häuser und warf damit tückisch auf Mustapha. Der aber wehrte ihm drohend ab und rief: „Musst du mich auch jetzt noch verfolgen und ärgern, Ali Banus, mein Bruder? Siehst du nicht an deinem zottigen Fell, wohin Allahs Verachtung dich gebracht hat, du Tier?“ Da wollte Omar, der erst Kalif gewesen und jetzt der Leitaffe der wilden Horde war, seine Bestien sammeln wider Mustapha und seine Leute. Und er zeigte sein greuliches Gebiss und bellte vor Wut und sein Haarschopf fiel ihm dabei über die rohe niedrige Stirne. Und er bückte sich mit verzerrter Fratze und griff nach Steinen, die überall von den verkommenen Häusern auf den schmutzigen Strassen lagen. Und seine Bande wollte ein gleiches tun. Da mochte Mustapha kein Blutbad anrichten unter denen, die einstmals seines Stammes und Glaubens gewesen waren. Und er sammelte die Seinigen, und sie kehrten an den Strand zu ihrem Schiff zurück aus der verwesenden toten Stadt Aila, die früher ihre Heimat geheissen hatte. Und Mustapha nahm seine beiden Söhne Achmed und Ibrahim mit sich. Und sie kletterten traurig auf den Mastbaum der Galeere und schauten der Abfahrt zu. Als sie aber abgestossen hatten vom schwarzen

Gestade und schon eine Weile über das leuchtende Meer schwammen, da hörten sie plötzlich ein wehes Hilfegeschrei am Strand. Und sie gewahrten Morgane, die Schwester Mustaphas, die man in der Hast und Eile des Aufbruchs vergessen hatte. Sie war aber ihrer Herde entronnen und lief nun wimmernd und Tränen vergiessend am Ufer entlang und heulte nach ihrem Bruder und den Menschen.

Sie ging aber wieder aufrecht auf ihren beiden Hinterbeinen und bedeckte mit ihren Händen ihre Blösse. Als sie aber das Schiff in der Ferne entdeckte, das ihren Bruder und die übrige Menschheit wieder von dannen trug, stürzte sie sich ohne Besinnen in die unergründliche Flut. Und sie ertrank in dem rauschenden Meer vor Erschöpfung, gerade als sie das wieder auf sie zuwendende Fahrzeug erreicht hatte, in seinem Schatten. Mustapha aber, der den Jammer seiner armen Schwester unter den bittersten Vorwürfen, die er sich machte, mit angehört hatte, starb vor Herzeleid im verstörten Angesicht seiner Vaterstadt. Achmed und Ibrahim, seine beiden Söhne, sollen langsam wieder zu Menschen geworden sein. Aber sie blieben ernst und in sich gekehrt bis an ihr Lebensende.

Stil-Leistung eines Richters

Von Professor LUDWIG GURLITT

Eulenberg ist, wie die Leser wissen, vor kürzem freigesprochen worden. Ueber den Stil des Richters, der zuvor die (rechtsunkräftige) Beschlagnahme verordnet hat, sendet ein Schulmann dem Pan die folgenden Erwägungen. Er zeigt, wie das Schriftstück als Klassen-Aufsatz vor der Prüfung eines Lehrers bestehen würde.

Als altklassischer Philologe, der gewohnt ist, an Geschriebenem und Gedrucktem Kritik und Exegese zu üben, gehe ich an die Urkunde heran, in der das Königliche Amtsgericht Berlin-Mitte, Abteilung 125, die „Gründe" mitteilt, mit denen es die Beschlagnahme des ‚Pan' mit dem Aufsatz von Herbert Eulenberg rechtfertigen will: ‚Brief eines Vaters unserer Zeit an seinen Sohn' (vergl. ‚Pan' I, No. 11 u. 12).

Ich prüfe diese ‚Gründe' nach Sinn und Ausdruck.

„Den ‚literarischen' und etwaigen ‚künstlerischen' Wert dieses Artikels kann jeder Gebildete beurteilen, der die Fähigkeit hat, sich in den Gedankengang eines Vaters seinem erwachsenen Sohn gegenüber zu versetzen."

Was bedeutet „Gedankengang eines Vaters seinem erwachsenen Sohn gegenüber?" Was ist „ein Gedankengang jemandem gegenüber?" Welchen Inhalt hat dieser Gedankengang? Ist j e d e r Gedankengang gemeint einem erwachsenen Sohne gegenüber? Also auch Entwicklungen über Weltanschauungsfragen, über Vermögensverwaltung, über Garderobenfragen? Nein? Aber welcher Gedankengang denn? Es bleibt uns völlig überlassen, den Inhalt zu erraten. Wir erraten, daß es sich um Behandlung sexueller Probleme handelt . . .

Nun kommt aber ein schwereres Bedenken: Ist es denn wahr, daß j e d e r Gebildete, der die Fähigkeit hat, sich in die Gedankenwelt eines Vaters zu versetzen, der mit seinem erwachsenen Sohne über sexuelle Dinge spricht, nun auch dadurch befähigt sei, den literarischen und künstlerischen Wert des Eulenbergschen Artikels z u t r e f f e n d — darum handelt es sich doch offenbar — zu beurteilen? Eine ganz ungeheuerliche Behauptung! Sehen wir näher zu!

Also nicht j e d e r Gebildete an sich ist urteilsfähig in diesem Falle, sondern nur der Gebildete, der sich in den Geist eines solchen Vaters versetzen kann. Welcher Gebildete kann das nicht? Muss man dazu überhaupt gebildet sein? Geben nicht auch ungebildete Väter ihren grossen Kindern solche Aufklärungen? Aber nicht jeder, der solchen Sexual-Belehrungen mit Verständnis folgen kann, ist damit auch schon befähigt, den literarischen und künstlerischen Wert irgendeiner bestimmten Belehrung zu verstehen. Um das leisten zu können, muss man literarisch und künstlerisch geschult sein. Das sind in Deutschland zurzeit die wenigsten sogenannten „Gebildeten".

Dieser erste Satz ist also inhaltlich d u r c h a u s n i c h t i g u n d v e r k e h r t, und sprachlich um nichts besser. Das Gegenteil kommt der Wahrheit viel näher: Wer auch immer befähigt ist, die Vorhaltungen eines Vaters zu verstehen, durch die er seinen Sohn vor sexuellen Entgleisungen behüten will, ist damit noch lange nicht befähigt, den hohen literarisch-künstlerischen Wert des Eulenbergschen Aufsatzes auch nur entfernt zu erfassen. Beweis: Herr v o n P o d e w i l s vom Königlichen Amtsgericht Berlin-Mitte hat ihn nicht erfasst, und er ist doch einer jener ‚Gebildeten, der die Fähigkeit hat . . .'

Weiter!

In einem mir völlig unerfindlichen Gedankenzusammenhang fährt nun die Begründung fort:

„Es mag danach unter Umständen zu billigen sein, wenn ein Vater seinem Sohne, selbst unter Anwendung realistischer Farben-Aufzeichnung, die Gefahren des sexuellen Lebens schildert."

Wir hatten gehört: jeder Gebildete der näher bezeichneten Art hat Verständnis. Was wird daraus gefolgert? Man höre und staune! Es wird gefolgert, dass „danach" einem Vater unter Umständen die Schilderung sexueller Gefahren zu gestatten sei.

Ich komme wirklich aus dem Staunen nicht heraus, denn 1. Eulenberg hat die Gefahren des sexuellen Lebens gar nicht g e s c h i l d e r t. Hätte er es getan, so müssten ihm alle Konsistorien und Sittlichkeitsvereine ihren Beifall spenden. Der Herr Verfasser kennt offenbar den Sinn und Umfang des Verbums ‚schildern' nicht. Das heisst soviel wie breit darstellen, anschaulich machen, ausmalen. Nichts davon ist in Eulenbergs Aufsatz zu finden, nur ein einmalig flüchtiger H i n w e i s auf die Gefahren sexueller Ansteckung.

2. Unter welchen Umständen das Königliche Amtsgericht Berlin-Mitte eine Schilderung sexueller Gefahren einmal billigt, ein andermal nicht, bleibt völlig im Dunkel. Wir haben also Grund, anzunehmen, dass Eulenberg Anrecht gerade auf die Billigung der hohen Behörde hatte, zumal er a) die sexuellen Gefahren nicht „schildert", b) also erst recht nicht mit grellen Farben schildert.

3. Setzt mich wieder das Deutsch in Staunen: „Anwendung realistischer Farben-Aufzeichnung"? — Ich kenne Farben-Auftragung. Man sagt: die Farbe dick auftragen, d. h. übertreiben. Die „F a r b e n r e a l i s t i s c h a u f z e i c h n e n" habe ich noch nicht gehört. Hier arbeitet die hohe Behörde sprachschöpferisch; der Ausdruck „unter Anwendung realistischer Farben-Aufzeichnung" bleibt ihr Eigentum.

Also w i e d e r U n k l a r h e i t, j a, m e h r a l s d a s, U n h a l t b a r k e i t d e s G e d a n k e n s und Ungeschick, ja, mehr als das, V e r f e h l u n g d e s A u s d r u c k e s. Es kommt noch besser!

„Entschieden geschmacklos ist es aber, wenn solche Warnungen erfolgen unter Ironisierung eines Einsegnungsspruches des Sohnes und unter Einflechtung bekannter Kalauer, wie dies auf Seite 361 geschieht."

Hier ist a l l e s falsch! 1. Der Gedankenanschluss. Es hiess: manchmal darf ein Vater seinem Sohne jene Gefahren recht

derb und grell ausmalen. Wir erwarten nun den Nachweis, dass Eulenberg das aus bestimmten, uns bisher unbekannten Gründen nicht durfte und warten auf Mitteilung dieser Gründe. Wir warten vergebens.

Statt dessen folgen G e s c h m a c k s u r t e i l e der hohen Behörde über eine das r e l i g i ö s e Gebiet streifende Bemerkung Eulenbergs und über „Einflechtung bekannter Kalauer". Das sind ästhetische Urteile, über die eine Rechtsbehörde nicht kompetent ist. In Sachen des künstlerischen Geschmackes steckt nach meinem Urteile der eine Eulenberg das ganze Amtsgericht in die Tasche. Aber wir müssen weiter lesen, um nicht ungerecht zu werden:

> „In dieser Form vorgebracht, wirkt solche Verhaltung mehr als Anreiz zur Lüsternheit wie als Warnung davor, und muss entschieden bestritten werden, dass ein derartiger Umgangston in den Kreisen, aus denen ‚Diplomaten' stammen, typisch ist, wie der Verfasser nach der Ueberschrift seines Artikels andeuten zu wollen scheint."

Ich übergehe das Stilistische: Man sagt nicht „mehr — wie", sondern „mehr — als". So lehrt man in Quarta. Nach dem Positiv — w i e , nach dem Komparativ — a l s. „So schön wie gestern, schöner als heute." Da müssten wir hier allerdings lesen . . . „als als Warnung davor!" Auch nicht schön, aber doch sprachrichtig. Weshalb aber nicht . . . „denn als Warnung?" Hässlich und fast nur noch in Geschäftsbriefen zu finden, ist die Inversion „und muss" statt „und es muss". Schlimmer ist wieder das Sachliche: „solche Vorhaltung?" Vorher hiess es „solche Warnungen", es sind also die zwei Worte gemeint, mit denen Eulenberg ‚lues und anderen amöne Erkrankung' andeutend benennt. Von „solchen" Vorhaltungen und Warnungen, die als Anreiz zur Lüsternheit gelten können, finde ich in dem ganzen Artikel nichts. Eulenberg empfiehlt ritterliche Behandlung des Weibes, jedes Weibes, auch des gefallenen und tut gerade das Gegenteil von dem, was . . . doch, darüber hat ja das Gericht schon zu seinen Gunsten entschieden!

Was den „Umgangston" angeht, so handelt es sich hier wieder um eine Sache des Geschmackes und der Erfahrung. Selbst wenn Eulenberg die Diplomatensprache nicht kennen würde, was geht es das Gericht an? Auch das entschiedenste Bestreiten nützt der hohen Behörde nichts: Das Lesepublikum stellt sich mit seiner Erfahrung auf die andere Seite. Das wäre auch noch lustiger, wenn sich die Dichter erst bei Gericht erkundigen sollten, wie ein Amtsrichter, ein Graf, ein Kaiser zu zeichnen seien. Schuster bleib bei deinem Leisten! —

„Aber auch selbst, wenn man sich über diesen Zynismus hinwegsetzen wollte, so muss man dennoch in Erwägung ziehen, dass dieses Blatt im Strassenverkauf vertrieben wird, und dadurch in die Hände eines Publikums gerät, welches derartige literarische Kost nicht verdaut, sondern daran entweder mit Recht Aergernis nimmt, oder daraus Gift saugt und sich daran aufregt."

„Diesen Zynismus?" Wo ist dieses Betragen in den „Gründen" nachgewiesen? Wir hörten „die F o r m der Vorhaltung gegen die Gefahren des sexuellen Lebens wirkte mehr anreizend, als (oder vielmehr „wie") warnend, hörten zum Schluss, dass das hohe Gericht den Umgangston der Diplomatenkreise falsch gezeichnet findet. Hat dieser Missgriff in beiden Fällen — ihn einmal zugegeben: — irgend etwas mit Zynismus zu schaffen?

Und nun wieder die Unklarheit in der Gedankenfügung. Unser Stilist wollte sagen: ein G e b i l d e t e r könnte sich darüber hinwegsetzen, aber dieses Heft (nicht ‚Blatt') kommt auch in die Hände Ungebildeter. Das trifft zwar in Wahrheit nicht, oder nur selten zu, aber es wäre doch logisch gedacht und ausgedrückt. Nun lese man aber das: „A b e r a u c h s e l b s t, w e n n m a n s i c h ü b e r d i e s e n — s o m u s s m a n d e n n o c h i n E r w ä g u n g z i e h e n, dass" (welch entsetzlicher Stil!), da wird also „man" zu „Publikum" in Gegensatz gebracht. „Man" ist gebildet und setzt sich darüber hinweg, das Publikum nicht. „Man" verdaut derartige literarische Kost, das Publikum nicht. Das nimmt Aergernis daran, saugt Gift daraus — das Bild ist schlecht: Wenn ich eine Kost zu mir genommen habe, dann kann ich aus ihr nichts mehr heraussaugen, es sei denn mit den Magen- und Darmwänden, was doch nicht gemeint ist — und man regt sich daran auf.

Ein solches Dokument darf eine Königliche Behörde aus der Hand geben?!

Wenn diese Arbeit einer Prüfungskommission der Gymnasialabiturienten zur Zensur vorgelegt würde, so wäre ihr das Zeugnis sicher:

„N a c h I n h a l t u n d F o r m u n g e n ü g e n d. N. N. h a t s i c h d i e F ä h i g k e i t n o c h n i c h t e r w o r b e n, k l a r e G e d a n k e n z u b i l d e n u n d s i e i n s t r e n g l o g i s c h e r E n t w i c k l u n g v o r z u t r a g e n. A u c h v e r r ä t d e r s p r a c h l i c h e A u s d r u c k n o c h e i n e b e d a u e r l i c h e U n r e i f e, d i e s i c h b e s o n d e r s d a r i n b e k u n d e t, d a s s d i e T r a g w e i t e d e r e i n z e l n e n W o r t e n i c h t r i c h t i g e r k a n n t u n d b e w e r t e t w i r d . . ."

ROBERT WALSER



Zeichnung von Karl Walser

Kommentar zu Robert Walser

Von MAX BROD

Die einzig richtige Form, in der Buchkritiken verfasst sein sollten, ist: der Kommentar. Solange es aber nicht Mode geworden ist, mit solcher Ehre unsere zeitgenössischen Dichter auszuzeichnen, die man nur wohl den lieben römischen und griechischen Klassikern zuteil werden lässt, — diese Ehre, dass auf jeder Seite, die nur je ein Weniges des unschätzbaren Textes enthält, unter dem Strich jedes wichtigere Wort des Dichters erwogen und belobt, jede Wendung mit Parallelstellen belegt oder als originell befunden, jeder angedeutete Gedanken und jede auch nur etwaige Anspielung in voller Schönheit zu Ende ausgearbeitet wird, — solange dies alles nicht eingeführt ist, bleibt nichts übrig, als eine kurze, unvollkommene und deshalb auch schwierigere Kritiker-Leistung zu versuchen.

Ich werde also nur einen Pseudo-Kommentar geben können, eine Auswahl kommentierender Anmerkungen vielmehr, zu-

sammengehalten durch übersichtliche, dafür aber auch nur halbrichtige Leitsätze, die ich zwischen fünfmal oder zwanzigmal so viel Anmerkungen wahrscheinlich anmutiger, geahnter und doch auch exakter versteckt hätte.

Gleich im Beginn veranlasst und begeistert mich der Genuss von etwas so Aussergewöhnlichem, wie es Walsers Dichtungen sind, zu folgender unwahrscheinlicher Behauptung: — Es gibt Zwei-Schichten-Dichter, z. B. Dickens, der es vortrefflich versteht, wenn er etwas Lustiges darstellt, den darunter liegenden Ernst, und im Ernsten das Lustige darunter und dahinter ahnen zu lassen. Oder Hamsun bringt es zustande, dass jemand eine Situation berichtet, die er selbst missversteht, der Erzählende; aber wir, die Leser, verstehen sie durch seine verirrte Erzählung hindurch. Das Buch Dostojewskis „Ein Werdender" erglänzt unsterblich in solchen Details . . . Neben solchen Zwei-Schichtern gibt es die einflächigen Dichter, natürlich. Drei-Schichter hat es aber bisher noch nicht gegeben. Walser ist so ein Drei-Schichter, da haben wir ihn.

Obenauf, in der ersten Schichte, ist Walser naiv, fast ungeschickt, schlicht, geradeaus. Wenige lassen sich davon täuschen, man spürt schnell die zweite Schicht unter der ersten, die Ironie, das Raffinement, den Feinfühligen. Also ist Walser, wie man so zu sagen pflegt, „gemacht" und „unecht". O nein, weit was Ueberraschenderes ist er. Er hat nämlich noch unter der tiefen zweiten Schicht, eine tiefere dritte, einen Grund, und der ist wirklich naiv, kräftig und schweizerischdeutsch. Und den muss man gut durchgefühlt haben, ehe man ihn versteht, in dem wurzelt manch seltsamer Reiz seiner Sprache, Gesinnung, ja des Aufbaus seiner Werke.

Zunächst die Sprache. Man hat wohl schon lange nicht in unserer Zeit, die sich von aller einfachen Prosa-Melodie abzukehren scheint, Sätze gehört wie den: „Joseph sah ihn den Hügel durch den abstürzenden Garten hinuntergehn." Welche blendende, vielmehr stille Reinheit, welche Abgewogenheit in den Vokalen, der Stellung und Länge der Worte, welche ungezwungene Musik. Ich gestehe hiermit, dass es nur wenige Bücher gibt, die mich durch ihren unsaubern Stil nicht anwiderten. Bei Walser aber atme ich furchtlos auf, noch mehr: hier erquickt mich jeder Ton, hier schallt es so angenehm . . . Nun ist es aber eine Eigentümlichkeit der Walserschen Diktion, dass er die Ruhe seiner Sätze oft mit einem scheinbar der Zeitungssprache oder dem Vulgären entnommenen Wort scheinbar unterbricht. Hier setzt nun die Drei-Schichten-Theorie ein. Solche Zerrissenheit klingt naiv, unbefangen, kunstlos. Der tiefer Zusehende er-

kennt wohl romantische Ironie in ihr, denkt etwa an Heine. Der Verstehende aber sieht unter dieser wirklichen Naivität und wirklichen Ironie (beide sind real vorhanden, nur beide nicht selbständig, beide auf die dritte Schichte beziehungsvoll) eine ganz inwendige Seelen-Unbekümmertheit, eine über allen Mitteln stehende und deshalb in den Mitteln mit Fug wahllose Dichter-Urkraft. Ein Beispiel (man findet leicht treffendere): „Das Feuer, das wie alle w i l d e n E l e m e n t e keine Besinnung hat, tut ganz verrückt. Warum sind noch die z ü g e l n d e n M e n s c h e n h ä n d e nicht in der Nähe? Müssen denn gerade in solcher S c h r e c k e n s n a c h t u. s. f." Ich habe mir erlaubt, natürlich gegen den Text, die deutlichsten Papierworte hervorzuheben. Wie flüchtig sieht man sie der Feder des Dichters entgleiten, als Anklänge fast an populäre Schillerzitate, sieht den Dichter ihr Unangebrachtes erkennen, ironisch belächeln, sieht ihn sie dann trotzdem stehen lassen, einer inneren Flüchtigkeit, weil Heiterkeit folgend, die sich zu jener oberflächlichen Flüchtigkeit wie ein lebendiger Mensch zu seiner Momentphotographie verhält . . . Walser liebt es, wie in dem zitierten Buch („Fritz Kochers Aufsätze"), sich als Knaben, als halberkennenden Reifenden zu verkleiden, um diesen Stil gleichsam zu rechtfertigen. Doch führt er ihn glücklicherweise auch ohne besondere Rechtfertigung durch alle Bücher hindurch und ebenso durch seine schönen eilfertigen kleinen Stücke in unsern Zeitschriften.

Was für Sätze, was für Satz-Neubildungen und unbewusstes Glück! „Ich wohne sehr nett in einem, es kommt mir vor, hochgelegenen Turmzimmer." Oder: „Er wolle, fand es Tobler für passend zu sagen, nicht hoffen, dass es soweit komme." Ohne Arg und doch mit grosser Schlauheit und doch im Herzen ohne Arg wird mit der deutschen Syntax hübsch gewirtschaftet. Gehäufte Verba geben einen halb-komischen, ganz-entzückenden Effekt: „ . . . dass ich jederzeit dasjenige zu leisten imstande sein werde, was Sie glauben werden, von mir verlangen zu dürfen." Oder alte Phrasen werden mit einem neuen oder recht abgebrauchten Adjektiv kuriert: „Die Berge am Ufer waren in dem Dunst, den der v o l l e n d e t s c h ö n e Tag über den See verbreitete u. s. f." „Zeitungen solchen Schwunges und Charakters schossen . . . an die e r s t a u n t e u n d e r f r e u t e Oeffentlichkeit." Analog zu „Ins Reine Schreiben" wird neugeschaffen: „Ins Mehrfache Schreiben." — Ist es möglich einer tausendjährigen Sprache so neue gezwungen-ungezwungene Töne abzulisten, die von nun an nicht mehr verstummen werden?! Wer in solchen neuen Stilerfindungen nicht

das grösste literarische Tun unserer Zeit sieht, von dem kann man getrost sagen, dass er von dem Wesen der Literatur noch nie eine Ahnung in der Seele verspürt hat.

Ueber die Schweizer Provinzialismen bei Walser und ihre Schönheit denke man sich einen selbstverständlichen Absatz hier eingeschoben.

Ebenso über seinen scheinbar sorglosen, dennoch sehr bedachten und doch im Tiefsten blumenhafte frische Sorglosigkeit aushauchenden Szenenaufbau.

Seine Gesinnung erkläre ich mir gleichfalls dreischichtig. Eine leicht erkennbare Aristokratie im Wesen („Warum ist Armut eine solche Schande? Ich weiss es nicht. Meine Eltern sind wohlhabend. Papa hat Wagen und Pferde"); man würde aber irren, wollte man die durch solche leichtfertige, absichtlich leichtfertige Reden als deren Widerlegung deutlich durchschimmernde soziale Mitleidsgesinnung als die wahre auffassen. Noch tiefer vielmehr stösst man wieder auf etwas sehr Nobles, Feinorganisiertes, Sich-Abschliessendes — und wundervoll ist es, wenn Walser manchmal durch einen einzigen Satz den Leser zwingt, alle drei Standpunkte mit ihm zu durchlaufen. „Es wurde nach und nach bei den Frauen Mode, und zwar bei den sogenannten bessern, nämlich bei solchen, die nicht gar so streng zu arbeiten brauchten, den Tag über, und das gerade sind ja die Besseren . . ." Man suche sich das Richtige aus!

Es ist in dem labend komplizierten Wesen dieses Dichters gelegen, dass er vielartige Figuren von solcher Vollständigkeit ihres Gehabens und Wirkens gestalten kann und nicht im Relief, nein rund, komplett. Er braucht nur seines eigenen Wesens Züge zu isolieren, aus sich herauszustellen . . . Da erscheint in mehrfachen Varianten die schöne, stattliche Frau aus pratrizischem Bürgerhaus, der der Hochmut so gut steht, der man gern dient. Immer trägt sie Federn auf dem Hut . . . Da erscheint der junge Mann, bald Schüler, bald Kommis, bald Gehilfe, der es in keinem Beruf lange aushält. Das Heroische und die Kunst leben in ihm, hübsch verwickelt mit kleineren Begierden wie z. B. einer kräftigen Esslust. Die Liebe zum Bruder, der als Ideal vorschwebt, wird oft gezeigt. „Geschwister Tanner" gar ist die Geschichte einer in sich zusammenhaltenden, ganz bunten und doch durch einen edlen Familienzug angeglichenen Kette von Geschwistern. In ihrem Familienstolz zeigt sich wieder der Aristokrat. Nur das Feine, Ebenbürtige gefällt ihnen. Am liebsten würden sie in einer märchenhaften Welt von Schönheit leben, wie sie Karl Walser zierlich aufzuzeichnen weiss; und ebenso wird im Buche „Der Gehilfe" gern geträumt, in der guten Art Gottfried Kellers etwa,

ausführlich im Schlaf, oder wachend vom „Ritterfräulein in Samtrock und ledernen Handschuhen." Doch — und das ist das Dreischichtige, Vielschichtige, Ungezähltschichtige meinetwegen — in demselben Buche spielt auch die kleine „verschuggte" Silvi ihre wichtige Rolle und allnächtlich „pisst sie ins Bett." Was ich damit sagen will: Die Feinheit Walsers hat durchaus nichts Aestheteindes, mir so verhasst Wienerisches! Fritz Kocher, dessen Aufsatzheft mit den Worten „Der Mensch ist ein feinfühliges Wesen" beginnt, sagt so schön, wie er den „Lehrer in der Schulstube" beschreibt: „Hin und wieder kratzt er sich wollüstig in den Haaren. Ich weiss, welche Wollust es ist, sich in den Haaren zu kratzen. Dadurch reizt man das Denken unendlich. Es sieht allerdings nicht besonders schön aus, aber item, es kann nicht alles schön aussehen."

Das ist nun Walsers lieblichster Frohsinn; er steht, obwohl poetischeren Zeiten entsprossen, fest in unserer unpoetischen Gegenwart. Er liebt sie, er macht sie poetisch. Er hält einfach ihre Ekelhaftigkeiten aus — der gesunde schöne Körper „fähig, Anstrengungen und Entbehrungen zu ertragen," das ist die gute Basis, die er allen seinen Helden gibt. Ihr Lachen ist ein ins Akustische umgewandelter solcher Gesundkörper. Allen Mädchen müssen sie wohlgefallen, und das freut diese jungen Herren selbstverständlich . . . In ihrer guten Laune gefällt ihnen selbst alles. Sie finden sich zum Erstaunen mühelos in der Welt zurecht. Der liebe verschwenderische, scheinbar so gar nicht ins 20. Jahrhundert passende Herr Tobler, Erfinder der genial unpraktischen Reklameuhr und desSchützenautomaten, wird sich schliesslich — so eröffnet uns die abschliessende Voraussicht des Romans —, wenn er den Gläubigern seine „brillante" Villa am Seeufer räumen muss, auch in der engen Stadt „in einem billigen Quartier" recht wohl fühlen. „Man gewöhnt sich an alles . . ." Von einer versinkenden Weltanschauung, von überlebten Stimmungen ist in der obersten Schichte dieser Bücher viel die Rede („Man bedauerte das Zeitalter, das sich gezwungen sah, mit Menschen von des Melkers Veranlagung derart kleinlich und missverständlich verfahren", so heisst es von dem derben Naturburschen im Polizeigefängnis, der noch das Blut der „stolzen und unbändigen Ahnen des Landes" hat und dafür, d. h. für Raufhändel, bestraft wird), aber im Innersten der Bücher lebt schon eine tüchtige Anpassung an die Neuzeit, an Industrie und alles, was man will. Der Gesunde wendet sich eben von nichts ab. „Ich liebe und verehre Tatsachen." Oberste Schichte mag bei Walser Romantik oder Ironie der Romantik sein, zuunterst liegt tapferster freundlich-ausgesponnenster Positivismus: „Nichts

kann mich so tief aufregen wie der Anblick und der Geruch des Guten und Rechtschaffenen. Etwas Gemeines und Böses ist bald ausempfunden, aber aus etwas Bravem und Edlem klug zu werden, das ist so schwer und doch zugleich so reizvoll. Nein, die Laster interessieren mich viel, viel weniger wie die Tugenden."

. . . Ueber Witzigkeit findet Walser so hübsch das Rechte: „Witz darf in Aufsätzen vorkommen, aber nur als leichte, feine Zierde. Ein von Natur Witziger muss sich besonders in acht nehmen. Die Witze, die hübsch klingen, wenn sie aus dem Munde kommen, nehmen sich nur selten auch auf dem Papiere gut aus. Ueberdies ist es unvornehm, von einer Gabe, mit der man überreich ausgestattet ist, einen nicht äusserst wählerischen Gebrauch zu machen."

Doch zurück zu Besserem! . . . Was für Einfälle, diese Musterschule „Benjamenta" mit ihrem so intelligenten, so unermüdlich vom Dichter belobten und doch unterirdisch von ihm missachteten Vorzugsschüler, dieser Brief, der mit „Geachtete Frau" beginnt, oder der betrunkene Wirsich, dieses Mitleidige, Mitleidslose, Mitleidsindifferente u. s. f. u. s. f. . . . Es ist unmöglich, diesen Dichter nach Gebühr zu loben. Ich kann meine verliebte Freude über seine Existenz in Kurzem nicht mehr anders ausdrücken als indem ich die Namen seiner Bücher mit meiner schönsten Schrift ins Manuskript kalligraphiere: „Gedichte" — „Fritz Rochers Aufsätze" — „Geschwister Tanner" — „Der Gehilfe" — „Jakob von Gunten".

Terror der Syndikate

In der Literatur über die Geschichte der Kartelle und Syndikate kann man erbaulich lesen, wie nach langer und kostspieliger Konkurrenz die Unternehmer zu der Erkenntnis kamen, dass der gegenseitige Kampf nur allen Beteiligten Schaden bringe und eine gemeinsame Organisation geschaffen werden müsse, um den Umfang der Produktion, die Festsetzung der Preise und die Begrenzung der Absatzgebiete zu regeln. Da die publizierten Kartellgründungs-Geschichten zumeist auf Informationen aufgebaut sind, die aus den Syndikatsbureaus stammen, so ist nur zu erklärlich, dass ihre Darstellung den Wünschen der Syndikatsinteressenten entsprechen, aber mit den Tatsachen schwer in Einklang zu bringen sind.

Wäre die Voraussetzung für das Zustandekommen von Kartellen oder Syndikaten immer die einmütige Zustimmung der Interessenten gewesen, so existierten wahrscheinlich nur verschwindend wenige jener jetzt so zahlreichen Organisationen. Bei einer etwas eingehenderen Betrachtung ergibt sich denn auch, dass der Terror der Geburtshelfer vieler, man darf wohl sagen, fast aller Kartelle war und die Kartellmacht gleichfalls durch die Anwendung von wirtschaftlichem Terrorismus behauptet wird. Schliessen sich mehrere Betriebe zur gemeinsamen Regelung der Verkaufsbedingungen zusammen, so werden die Unterhandlungen mit den noch aussenstehenden Werken zunächst in friedlicher Form geführt, bleiben indes die Ueberredungskünste erfolglos, dann beginnt die Androhung und Durchführung von Repressalien in Form von systematischen Preisunterbietungen, Entziehung von Rohmaterialien, ferner werden die Banken veranlasst, das Vorgehen durch Kündigung von Krediten zu unterstützen.

* * *

Zur Kenntnis der Oeffentlichkeit kommen nur die wenigsten Fälle des Kartellterrors, aber selbst dieses Material ist ausreichend, um seinen Umfang und seine Wirkungen erkennen zu lassen. Am schärfsten äussert er sich dort, wo ein straffer Zusammenschluss bereits besteht und eine gewisse monopolartige Stellung von den vereinigten Werken erlangt ist. Aus der Praxis des Stahlwerksverbandes, dessen Vertrag vor der Erneuerung steht, liegen dokumentarische Beweise über die Anwendung des Terrors vor. Der vor wenigen Tagen erschienene Bericht der

Westfälischen Stahlwerke Akt.-Ges. in Bochum über das Geschäftsjahr 1910/11 enthält die Mitteilung, es habe sich auch im abgelaufenen Geschäftsjahr wieder gezeigt, dass die Zugehörigkeit zum Stahlwerksverbande für die Gesellschaft von erheblichem Nachteil war. Nicht zum erstenmal tritt die Verwaltung mit dieser Feststellung hervor, bei den verschiedensten Gelegenheiten wurde sie von ihr mit aller Schärfe betont. Unwillkürlich muss man sich fragen, warum dann in aller Welt die Gesellschaft sich zur Zugehörigkeit zum Stahlwerksverband entschlossen hat, wenn sie das Bewusstsein von der Schädlichkeit des Anschlusses von vornherein hatte . . . Für die anscheinend unverständliche Haltung der Gesellschaft gibt es jedoch eine ausreichende Erklärung: die Westfälischen Stahlwerke wurden wider Willen ihrer Leitung zum Eintritt in den Stahlwerksverband gezwungen.

Ende November vergangenen Jahres erklärte in der Generalversammlung der Gesellschaft der Vorsitzende, Justizrat Eltzbacher, das Verhältnis des Unternehmens zum Stahlwerksverband sei, wie schon früher hervorgehoben, kein günstiges, die Herren vom Stahlwerksverbande hätten seinerzeit selbst erklärt, sie sähen ja ein, dass die Westfälischen Stahlwerke, wenn sie unter den ihnen gestellten Bedingungen dem Stahlwerksverband beiträten, nicht sonderlich prosperieren würden. Die Gesellschaft müsse das Opfer aber im Interesse der Allgemeinheit bringen; sonst werde man eine Generalversammlung einberufen lassen, die die Verwaltung, wie dies auch einst beim „Phönix“ geschehen sei, zwinge, dem Verbande beizutreten.

Nirgendwo haben diese Ausführungen über das Verhältnis des Werkes zum Stahlwerksverbande Aufsehen hervorgerufen, was deutlich dafür spricht, dass derlei Vorgänge nicht zu den Seltenheiten gehören.

* * *

Um Mittel, ihre Drohungen auszuführen, brauchten die Stahlwerksverbandsherren wirklich nicht in Verlegenheit zu geraten, wenn die Westfälischen Stahlwerke sich nicht ihrer Botmässigkeit unterworfen hätten. Ein Wunsch der grossen Montanbetriebe des Stahlwerksverbandes hätte genügt, um die Banken zu veranlassen, mit der aus den Aktien ihrer Kunden gebildeten Majorität in der Generalversammlung der Westfälischen Stahlwerke zu erscheinen und den Beschluss zur Beteiligung an dem Stahlwerksverband zu erzwingen. Leistete die alte Verwaltung dann noch irgend welchen Widerstand, so war es den Banken ebenso leicht, die Herren ihrer Aemter zu entheben.

Wie wenig die Grossmächte der Industrie sich bei Betreibung ihrer Kartellpläne geniert fühlen, bewies auch die Taktik des Walzdrahtverbandes, dessen Mitglieder an dem Zustandekommen eines Drahtstiftsyndikats stark interessiert waren. Dem Walzdrahtverband gehören 29 Werke an, 5 Werke gelangten nach seiner Gründung im Jahre 1907 ganz oder teilweise zur Stillegung, die dazu erforderlichen Vergütungen wurden von den Verbandsmitgliedern durch Umlagen aufgebracht. Auf diese Weise hatte der Verband sich eine marktbeherrschende Stellung verschafft, die er jenen Drahtstiftfabriken, die dem beabsichtigten Syndikat nicht beitreten wollten, auch sehr energisch ins Gedächtnis rief. Um die Verhandlungen zur Gründung des Drahtstiftsyndikats zu beschleunigen, erging an die Drahtstiftfabriken die Aufforderung zum Anschluss mit der Benachrichtigung, dass den Widerstrebenden von dem Walzdrahtverband kein Rohmaterial mehr geliefert werden würde. Eine Verweigerung der Lieferung von Rohmaterialien durch die mächtige Vereinigung war unter Umständen mit der Unmöglichkeit identisch, Rohmaterial überhaupt zu erlangen. Dass diese Drohung später nicht ausgeführt wurde, war nicht etwa auf nachträglich entstandene Bedenken gegen die Brutalität dieser Absichten zurückzuführen, sondern lediglich darauf, dass im letzten Augenblick eine neue Walzdrahtkonkurrenz entstand . . . Von einem der beteiligten Werke ist dieser Zusammenhang in dem gedruckt vorliegenden Geschäftsbericht zugegeben worden.

* * *

Der Nichteingeweihte sieht in den Mitteilungen über Einigung von Konkurrenzunternehmungen wohl immer das Ergebnis friedlich-schiedlicher Verhandlungen, während in Wirklichkeit den vollzogenen Einigungen die erbitterste Verfolgung des schwächeren Gegners vorausging. Charakteristisch dafür ist die Geschichte des Abkommens zwischen der Ozeanlinie H. Schuldt in Flensburg und den grossen deutschen Schiffahrtsgesellschaften unter Führung der Hamburg-Amerika-Linie und des Norddeutschen Lloyd, wonach die Ozeanlinie ihre Fahrt vom 1. April 1911 ab auf den Dienst von Antwerpen nach Kuba beschränkt. Von der Flensburger Reederei-Gesellschaft Schuldt war im Jahre 1908 eine feste Schiffahrtslinie Hamburg-Antwerpen-Kuba-Mexiko eingerichtet worden, durch die sich die grossen Reedereien in ihrer Schiffahrtsdiktatur gestört sahen. Zunächst

wurde die Flensburger Schiffsbaugesellschaft, bei der Herr Schuldt damals Aufsichtsratsmitglied war, boykottiert, worauf Schuldt seinen Austritt aus dem Aufsichtsrat erklärte. Natürlich erfolgten auch die übliche Frachtratenermässigungen gegen die Reederei Schuldt. Als diese Vorstösse noch nicht die erwünschte Wirkung ausübten, entschloss sich das kartellierte Schiffahrtskapital zu schärferen Massnahmen. In deutschen Blättern erschien Anfang des Jahres 1910 ein Bericht, der die Kampfesweise der Grossreedereien anschaulich darstellte. „Als der Dampfer ‚Hermann' der Schuldtlinie mit einer Teilladung nach Kap Haitien befrachtet wurde, gab die Hamburg-Amerika-Linie ihrem Agenten in Kap Haitien, der auch deutscher Konsul ist, den Auftrag, dem ‚Hermann' das Löschen der Güter dadurch unmöglich zu machen, dass er die einzigen Leichtergesellschaften am Platze durch Barzahlungen dahin brächte, dem Konkurrenzdampfer die notwendigen Leichter nicht zu geben. Der Herr Konsul wurde aber an der Ausführung dadurch verhindert, dass ihm vom Vertreter der neuen Linie mit der Meldung an die vorgesetzte Behörde gedroht wurde. Die Leichterung ging dann glatt vonstatten."

Auch die agrarische Spirituszentrale weiss sich mit Meisterschaft des wirtschaftlichen Terrors zu bedienen; sie hat aussenstehende Brennereien und Spritfabriken durch Mittel kirre gemacht, die das Kammergericht als Verstösse gegen die guten Sitten charakterisierte; den Händlern zwang sie Verträge mit Strafbestimmungen auf, die an Rücksichtslosigkeit die Lieferungskontrakte des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats und des Mitteldeutschen Braunkohlensyndikats zum mindesten erreichen, eher noch übertreffen.

Wo immer Syndikate entstanden, üben sie Gewalttätigkeiten aus, um eine wirtschaftliche Alleinherrschaft zu erlangen. Daraus leiten sie dann das moralische Recht her, eine Einschränkung oder gar die Aufhebung des Koalitionsrechtes der Arbeiterschaft zu fordern.

Von den Kartellkreisen, deren Repräsentanten sicher alle hinter Schloss und Riegel sässen, wenn sie sich der Rechtsprechung zu erfreuen hätten, mit der Streiker und ihre Organisationsvertreter ständig zu rechnen haben, wird ein erhöhter Schutz für Streikbrechergarden und ein Verbot des Streikpostenstehens gefordert, im Namen der Freiheit. Wer aber schützt die Freiheit nichtsyndizierter Unternehmer gegen den Terror der Kartelle?

KRITES

Graudenz

Von **OSKAR LOERKE**

Ihr seht sie hoch am Strome thronen.
Eine Orgel spielt geheim.
Da wächst um Dächer, Turm und Bastionen
Wie Nordlicht weit ein Heiligenschein.

Die Glocken in den Glockenstühlen,
Sie tragen Sprüche in Latein,
Nun heben die an mit wunden Gefühlen
Zu sprechen im alten, heiligen Schein.

In roten verwitterten Toren sitzen
Kanonenkugeln aus Stein.
Draus fahren Tod und Not und Blitzen
Und kriegszerschmettert Gebein.

Ich klimme zu den höchsten Turmesstufen:
Da schweigen die Sprüche aus Erz,
Und weithin grünen die Erdenhufen,
Und mein Strom rollt himmelher himmelwärts.

Der Fahrende

Von RICHARD WOLFGANG WORTON

(Ulm)

Schlafen sind die Menschen gangen.
Fern erlöschen letzte Lichter.
Kinder an zu träumen fangen.
Nacht kühlt heisse Harmgesichter.

Möchte nun mein Herz begraben,
dass ich endlich Frieden hätte.
Unruh mir die Menschen gaben,
doch zum Sterben keine Stätte.

Meine Brust den Winden offen
sink ich nun im Walde nieder.
Sterbend will ich noch erhoffen
eine Zeit für meine Lieder.

Vive la bagatelle!

Swif

EDISON

Sobald einer Kritik an Deutschland übt, hört er auf, das Mikrophon erfunden zu haben.

Dass englische Geschäftsmoral vorläufig über der deutschen steht, wird stimmen. Sicherheit des Geschäfts muss in einem satten Handelsstaat grösser sein als in einem kraftvoll werdenden. Deutschland selber weiss es. Der Engländer, der Waren nach dem Reich schickt, fordert oftmals Geld, solange sie noch auf englischem Boden ist. Sonst kein Zentigramm. Noch gehen unsere Geschäfte nicht so glatt, dass eine so schiere Moral möglich wäre. Englands Geschäfte schon. Moral ist eine mythologische Bezeichnung für gute Geschäfte.

Harrods, ein Londoner Wertheim, verkauft einen mittleren Badeschwamm zu 21 Mark (welcher ein Millennium hält). Dergleichen ist schon fad als Geschäftsmoral. Während bei uns das Ethos der Geschäfte noch künstlerisch, noch pittoresk, noch unsicher ist.

Edison hat nachher manches verleugnet — aber nicht den Satz, dass er nach dem Aufenthalt in Deutschland „das Standbild der Freiheitsgöttin zu küssen Lust hatte". Wem sagt er das. Er fügte bei: „Der Hass gegen Kriegspläne und Kriegssteuern erfüllt alle Herzen und schliesst eine nützlichere Betätigung aus. Grosse Armeen und grosse Rüstungen drücken die Völker und lassen sie verarmen." Edison erfuhr bei der Ankunft Ehrenpforten, nach der Abfahrt weiche Aepfel. Denn Kritik hat er geübt. Er ist aus einem herrlich selbschaffenen Zauberer flugs ein räudiger Blödian geworden.

Dennoch bin ich dafür, dass wir die Wahrheit vertragen und er das Glühlicht erfunden haben darf.

Kerr

THE REINHARDT STAGE

In England beginnt man über die Reklame zu lächeln, die Reinhardts Betulichkeit umgibt (nicht mit seinem Willen, na, nur über seinen widerstrebenden Kopf hinweg). Grein, der bekannte Kritiker, ulkt in der Sonntagsausgabe der Times über die in London verbreitete Ankündigung folgenden lieben Inhalts: „Professor Max Reinhardts wortloses Spiel Sumurun, welches eine Revolution sowohl in der dramatischen Kunst des Kontinents wie in der Englands schafft. . ."

Grein äussert schlicht, er schreibe für Menschen, welche die Kunst lieben. Er stellt ruhig zur Erwägung, ob das Vorgeführte mehr als ein langweiliges und anspruchssvolles Schaustück sei („langweilig and pretentious"). Man scheint Sumurun dort für eine Höhe deutscher Kunst auszugeben; denn Grein, welcher die englischen Tingeltangel kennt, fügt zu: „Soll dies das Neue sein, was Berlin lehrt — so können wir das zweifellos bei uns besser."

. . . Andere Notiz in London. Professor Reinhardt plant „a Berlin production". Im Olympiatheater. Riesen-Weihnachtsstück. (Zweitausend Statisten.) Bei den Proben „the call boys will be mounted on bicycles, and Professor Reinhardt will have a motor-car". Also bei den Proben dieser Ausstattung werden die Inspizienten oder Laufburschen auf Zweirädern hinundherfahren; Professor Reinhardt selbst im Automobil.

Seit sechs Jahren prophezeit: The new Berlin stage. K.

VICTOR HADWIGER †

Mit zweiunddreissig Jahren ———! Aber ein etwas ungewöhnlicherer, vielleicht verzückterer, seligerer Herzschlag, und . . .

Er war eine viel zu zarte Haut. Hochgewachsen, den blassen, rotblondbärtigen Kopf wie lauernd etwas vorgestreckt — der auffallendste Protest gegen den Typ des rasierten Literaten von heute — ging er eigentlich nur immer in einer höheren Luft als die meisten, und witterte, witterte. . . Sicher auch viele, zu viele Gefahren und Feinde; aber häufiger nur die verborgenste Seele aller Dinge, der toten wie der lebenden, betastete den Schlummer der Wesen, horchte auf Atemzüge, die schon ins Nichts zerrannen, überraschte die Erinnerung des Erstarrten, beschwor das Bild unter blindgehauchtem Spiegel, und grub und spürte endlich unter Schutt und Geröll den Urquell einer Liebe auf, die freilich in irdischen Lüften schwer zu bannen als seligste Gemeinschaft des Kosmischen sein Dasein zu innerst erhellte — und seinem Schaffen die Schönheit gab. . .

* * *

Victor Hadwiger hatte grade einem Roman, der schon vier Jahre darauf wartete, die Tugenden des Verlegers entdeckt. Vorher war er unter die Meute gefallen, die sich um seine lustigeren, bissigeren Sachen zankte. Er las noch den neuen Prospekt. Dann starb er.

Oft erinnerte er mich an Stirner. Sein erster pathetischer Sang hub mit „Ich" an. In seinem jetzt erscheinenden Roman „Abraham Abt" gibt es ein Intermezzo, eine Allegorie grossen Stils (in der ‚Aktion' veröffentlicht): D e r S a r g d e s R i e s e n. Den Riesen, das hohe lichte Prinzip, tötet ein Insekt, die Schmeissfliege, das böse Prinzip. Ich habe ihn nie befragt, ob er an Stirner dachte. Den auch eine Fliege schonungslos so um Eigenheit wie Einzigkeit gebracht hatte.

Die Fliege —

Schliesslich hat er sie ganz furchtbar und erbarmungslos gehasst. Die Fliege, das ekle Gezücht, — die kleinen spuckenden Menschen, die krabbelnden Kobolde, wie er sie nannte. Er schrieb alles irdische Leid und böses, schmerzendes Missgeschick daher, von ihrem heimlichen, niemals gewalttätigen, nur leisen und lichtscheuen Minieren und Wurzelnagen. Und nie ging einer durch Welt und Menschen, dem das Odi profanum volgus schon so an der Stirn geschrieben stand . . die Leute wichen ihm wirklich aus. . .; aber dann warfen sie doch aus der Ferne kleine widerhakige Blicke und Pfeile.

Und das Allerfurchtbarste zuletzt: dass er ein Recht hatte, so zu hassen und gehasst zu werden. . Weil er so über alle Massen liebte, ja über alles Erfassen Welt und Menschen inbrünstiglich umarmte, ja Alle, Alles an sein Herz ziehen wollte. . !

Ob sein Leben ein Fragment geblieben: es ist ein solches doch — mit ihm selbst zu sprechen — „das man lieben muss!“ An. Ru.

Was man nennt das grosse Ochsen.

Die Philologen, fromm und stark, haben jetzt ihren „Tag“ gehabt. Zu Posen posierten sie Philosophiefreundlichkeit. Man forderte: nach österreichischem Muster an höheren Schulen Philosophie als Unterrichtsgegenstand.

Hat man beachtet, womit ein Redner die Notwendigkeit dieses Unterrichts begründete? „Man soll unsere Primaner Schopenhauer und Nietzsche nicht mehr kritiklos lesen lassen.“

Was steht bevor? Dass sie den Knaben jetzt neben den Dichtern auch noch die Denker verekeln.

Dem jugendlichen Gemüt, welches, voll erhabener Desperationen zu den Grössten seines Zeitalters flüchtet, soll diese Möglichkeit, geistige Qual in geistigen Rausch zu verwandeln, genommen werden. . . . Schopenhauer und Nietzsche nicht mehr kritiklos lesen lassen? Man will in Wahrheit, um das junge Volk zu ducken, sie überhaupt nicht mehr lesen lassen! Diese Wirkung tritt ein, sobald Philosophie gepaukt wird.

O Parerga; o Zarathustra: wäret ihr uns erblüht, so wir für den nächsten Schulmorgen Kategorientafeln zu ochsen gehabt hätten? . . . Wonach weinen des Epheben Zweifel? Nach dem Substanzbegriff bei Beneke?

Der Jüngling fleht um heilige Formeln. Ich höre Töne — grässlich . . kongresslich. K. Hi.

CONSTABLE

Noch ein paar Worte des Landschafters über Landschaften:

„Die Landschaft Gainsboroughs ist einschmeichelnd, zart und lieblich. Die Stille des Mittags, die Schatten der Dämmerung wie der perlende Tau der Morgenfrühe finden sich auf den Bildern dieses ungemein wohlwollenden und gutherzigen Menschen. Vor einer Leinwand von ihm treten uns Tränen ins Auge, ohne dass wir sagen könnten weshalb. Die zwischen Sujets und Kunst nicht zu unterscheiden vermögen, haben ihn wohl mit Murillo verglichen. Nun, er malte gleich Murillo die Bauern und das ländliche Leben seines Landes — doch damit hört die Aehnlichkeit auf. Sein Geschmack war in jeder Hinsicht weit verfeinerter als der des Spaniers.“

„Der Gipfel der Abgeschmacktheit jedoch, zu dem die Kunst gelangen kann, wenn die Mode sie von der Natur ablenkt, lässt sich am besten aus den Werken Bouchers erkennen. Seine Landschaften stellen Schäferszenen dar, aber Schäferszenen der Bühne. Er selbst sagte einmal zu

Sir Joshua Reynolds, er habe niemals nach dem Leben gemalt, denn die Natur bringe ihn aus dem Konzept . . .“

Beide Stellen sind aus einem (bei Paul Cassirer erscheinenden) Buch, „Selbstbiographisches aus Briefen, Tagebuchblättern, Aphorismen und Vorträgen Constables“, deutsch herausgegeben von E. Müller-Roeder und Arthur Rössler. Die kleinen Freuden des Alltags werden sichtbar, ein bischen Sonne, Kümmernis, Abseitigkeit, das Arbeiten — und der jähe, trübe Schluss dieses anderen Müllersohns in der Malerei.

Sendungen für den politischen und den literarischen Teil sind zu adressieren

Grunewald, Gneiststrasse 9;
Leitung des Pan.

Sendungen, welche die bildende Kunst und den Handelsteil betreffen:

Berlin W.10, Viktoriastrasse 5.

Für Unverlangtes keine Bürgschaft.

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Damm, Berlin-Wilmersdorf.
(Alfred Kerr zeichnet verantwortlich für die von ihm verfassten Beiträge.)
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Wollen Sie ohne einen Pfennig Geld zu riskieren **Ihre Schmerzen**

wie Rheumatismus, Hexenschuss, Kopfschmerzen etc. beseitigen oder vorbeugen, dass diese Schmerzen überhaupt erst aufkommen? Ja, so gehen Sie in die nächste Apotheke oder Drogerie und fordern Sie:

AMOL

AMOL hilft sicher und sofort unter voller Garantie. Betrag wird zurückgezahlt, falls Sie unzufrieden sein sollten.

Preis 50 Pfg., grössere Flaschen Mk. 0.75, Mk. 1.25, sogenannte Familienflaschen Mk. 3.50. — In Apotheken und Drogerien erhältlich.

Amol-Versand, Hamburg 39.

Was ist zu tun?

Von ALFRED KERR

I.

Der Wähler stand in der Dämmerung und fragte, was zu tun sei. Ich sah zwischen den Waldbäumen durch. Schattenhaft war sein Gesicht wie sein Leib. Er trug eine Sonntagskluft, bald schien es ein Gewand von zeitlosem Schnitt. Alle Gloria der Kiefern roch durch die Welt — über diesen fleissigen unbegabten Boden hin, wo eine dünngrüne Schicht auf Sand und alten Klamotten ruht. Die Züge des Wesens waren simpel und fremd, nein, verwöhnt und nah. Wie waren sie? entgleitend und wandelvoll. Im Grunde schlief ein Stück Aufwärtsstimmung; die Anwartschaft eines Menschen; sie drang durch alles Brodemhaltige, durch alle Schwerfälligkeit. Sah er ganz dumm aus, so erschien er mir noch klüger als Achilleus und Kaiser Barbarossa.

II.

Was ist zu tun? . . . Sie sind, rief ich, immerhin auf einer gewissen Höhe der Zucht. Und Sie werden besser, wenn man Sie besser behandelt. (Wie die Hunde keinem in Smyrna trotz ihrer Menge was tun, weil ihnen würdevoll begegnet wird.) Die jetzige Regierung, sprach ich, hat in einem einzigen Punkte recht: sie will keinen Krieg. (Ihn fordert Mancher, der zu Hause bleibt.) Der Unter-Waechter Bethmann Holzwegs hat in der letzten Woche durch die Kölnische Zeitung erklärt, was mit Agadir beabsichtigt war. Eine Mahnung zum Beschleunigen: weil der Bescheid über das Fremdenrecht der Deutschen in Marokko verschleppt wurde. Nur um den Schlendrian in der Erledigung abzustellen . . . Von höchster Talentlosigkeit, wie alles, was die konservative Weltwirtschaft seit zwanzig Jahren, in einer fortgesetzten

bummssigen Pleite, getan. Ein Bäcker bringt um einen geringen Schuldbetrag fast eine Keilerei des ganzen Dorfes zuwege — und lange werden überhaupt keine Brötchen mehr bestellt. Trotzdem ...

Trotzdem ist es falsch, auf die zwei unpopulärsten Obmänner Deutschlands zu schimpfen. Jeder im Lande weiss, dass sie kaum selbständig sein können. Warum wollten denn die Nationalliberalen den Reichstag jetzt mitwirken lassen? Weil es dämmert, dass Bismarck, der treue Diener seiner Herren, von deren einem er an die Luft gesetzt worden, einen etwas dynastischen Zuschnitt gemacht hat. Er hat zwar den Einigungsgedanken der Hunderttausende, die man nicht heranliess (sondern durch Zuchthausmittel vom Orte der Handlung fortschob), vollstreckt. Er hat aber (sprach ich) die letzte Notwendigkeit eines heutigen Kontrollsystems, in gewordenen, nicht mehr in werdenden Staaten, bloß unzureichend gewittert, wie er den Sozialismus nicht verstand.

Nicht Bethmann leidet Schlappen. Nicht Wilhelm frevelt in Übergriffen. Sondern ... enthüllt sich Bismarck nicht als ein Augenblicksgenie? Er „hob" Deutschland „in den Sattel" — ohne die Kontrakte des Stallpersonals hinreichend zu wägen.

Darum fallen wir mit Unrecht über Stallmeister und Stalljungen her. Bewirf nicht, beschimpfe nicht, Mann, diese zwei Armen,— sondern trachte nach einer Änderung der Reitvorschriften. Nicht dass Unfähige unfähig handeln; sondern dass es möglich ist, die beinah Unfähigsten auf einen ernsten Platz zu holen: das ist der Punkt. Nicht dass die Gekürten nichts können; sondern dass es möglich ist, Nichtskönner zu küren: das ist der Punkt.

Hiernach musst du die Wahl treffen. Wer Deutschland nach aussen helfen will, soll innen anfangen, am 12ten Januar.

III.

Für die Ursachen der Novemberrevolution war nicht Wilhelm verantwortlich; er tat immer nur, was er durfte. Sondern Bismarck: er setzte fest, was einer dürfen konnte.

Bernhard Bülows bester, vaterländisch anständigster Zug war sein erstes Entlassungsgesuch, — ohne welches das bischen Zivilaufruhr nicht erfolgt wäre. Was jetzt vor sich geht, ist etwas

Verwandtes: die, sozusagen, nationalliberale Revolution. In einem geruhigen Volk, wie die Deutschen, werden Revolutionen dann wirksam, wenn sie von einem Kanzler oder einer staatserhaltenden Schar eingeleitet sind. Unternehmer, Stützen, Leutnantsschwiegerväter wollen erbittert und fast schreiend Unheil durch das Parlament hindern . . Und zweitens sind es Schutzzöllner, die aufmucken, — obzwar die Parole der schaltenden Pechvögel bei der Wahl heissen soll: „Schutzzoll! (nicht Freihandel!)". Die Nationalliberalen sind ja Schutzzöllner, trotzdem rücken sie von Bismarcks spätem Opferhühnchen ab. Schon diese Tatsache wirkt aufreizend. (Ihre Gründe sind klar: die Industrie, welche nationalliberal ist, will Marokko mit Erzen, die sonst vielleicht eine gallische Familie Schneider, mit dem Zusatz Creusot, schnappt, lieber haben als Kongoland mit französischen Monopolen drauf.) In jedem Fall: hier ist ein Misstrauen öffentlich geworden. Ein Vorgang, mit weniger Lärm als die Revolution von 1909, doch wuchtender auf der Wage. Die Novemberadresse der Konservativen war gemacht, jeder ernsteren Auflehnung das Wasser abzugraben. Rotten sich aber die geldverdienenden nationalen blonden Hochbrüste des deutschen Westens gegen die regierenden zwei Opfer: so weisst du, Mann, dass für Stimmung und Abstimmung dein Spargel wächst. Packe zu. Carpe diem.

IV.

Indem du ein Deutscher bist, sollst du dich fragen, wie du zum deutschen Kriege stehst. Ob du die Torheit tun willst, ihn vom Zaun zu brechen — und für Möglichkeiten Sicheres zu vernichten. Stosse den Schwindel mit dem Fuss von dir. Vor einiger Zeit schien der Kampf mit dem englischen Bund gewiss. Er ist es heute nicht mehr. Die Liberalen sitzen dort in der Macht, wahrscheinlich auf Jahrzehnte. Trotz dem erzwungenen Sekundantenruf Lloyd Georges klagen schon genug französische Stimmen: „Dies England hat Frankreich von kraftvollen Schritten wider Deutschland eher ferngehalten als dazu gespornt" . . Ein Land wie das englische, mit so vielen Einsichten in Finanzzusammenhänge, kennt in diesen Tagen das Gleichnis von dem

Mann der great illusion, dessen Arm erfolgreich wider sein Bein gekämpft hat. So liegen die Dinge. Der simple Satz von „Blut und Eisen", in wirtschaftlich schlichteren Zeiten wahr, ist ja falsch geworden — und der Hauptirrtum (vom gerissenen und gelassenen Instinkt eines Krämervolks nicht mehr geteilt) liegt im Glauben an die Konstanz eines früher wahren Satzes.

Nur wer von der grünen Wirklichkeit nichts kennt, wird die blödsinnige Behauptung vorbringen, die Franzosen, dies entwickelte Volk von Rentnern, Skeptikern, Ungehorsamen wolle Deutschland anfallen. Halt mi nua. Die Kuh ist über das Dach geflogen und hat den Schwanz gebrochen. Ich entsinne mich, wie Zola (der neben allem, was er sonst auf der Welt zu tun hatte, Frankreich sehr geliebt hat) mir nachsinnend ins Ohr sprach, dass dieses „peuple généreux" keinen Angriffskrieg in Europa mehr beginnen wird. Heut ist ihm das Flugzeug eine Gelegenheit für Sätze, für Tröstungen, . . . nicht für Wikingertaten. Kein arglloserer Trick ist denkbar als vom Flugzeug eine Grundwandlung in einem verfeinten, durch Kritik zersplitterten Volk wohlhabender Einzelmenschen herzulügen. Die Franzosen sind nicht schafsdumm, sie wissen zu gut, dass zwar ihre Eindecker freiwillig in die Luft gehn, ihre Schiffe jedoch unfreiwillig. Jena und Liberté sind nicht vergessen. Es ist in Frankreich nicht unbekannt, dass für Pulver zehnjährige Bestände verarbeitet sind, von Augiasfabriken wird geredet, bald brennt es auf dem Diderot, bald auf der Justice, die Gründe sind keine weggeworfenen Streichhölzer. Die werden Krieg anfangen? Halt mi nua. Eins kommt hinzu: heut ist Indochina gefährdet.

Ein Esel sieht es nicht. Im Augenblicke des Kampfes patinierter Südchinesen wider nordbarbarisch verottete Mandschus — im Augenblick fernöstlicher Unruhen muss Frankreich um vierundzwanzig Millionen Menschen . . mehr besorgt sein, als die Türken um Tripolis gewesen sind. Sonst ist es aus. Dazu die Arbeit in Marokko. Falle, Mann, auf einen Schwindel so blöder Art nicht hinein. Frankreich überfällt uns im Traum — aber nur im Traum.

V.

Jeder den Krieg fordernde Schreibling in Deutschland (welcher zu Hause bleibt) benimmt sich, als ob unser Platzmangel, unsre Zusammendrängung, unsre Produktenot verzweifelt wären. (Sie sind aber, das entgeht seinem Hirn, so arg nicht, dass wir den Unsinn eines Dreifronten-Krieges herauszufordern nötig hätten.) Er ladet sich die Unklarheiten der Knalldeutschen auf, zugleich der freiwilligen Flottenforderer, haarsträubende Unklarheiten. Ein Punkt zeigt es. Wenn sie eine grössere Flotte fordern, sagt das: wir sind noch nicht so weit. Ja oder nein? Aber zugleich einen Krieg fordern? das sagt: wir gewinnen ihn, wir sind so weit. Gute Leute mögen drunter sein, doch ihre Verschwommenheit ist lebensgefährlich.

Deine Aufgabe, Mann, bleibt es, jene rechnende Einsicht nicht wirkungslos werden zu lassen, die bei dem grossen Sieg zugleich die unkriegerischen Verluste voraussieht. Wir wissen seit Agadir, was allein der Gestus, noch lange nicht der Krieg (und noch längst nicht die Niederlage) Deutschland an Geld gekostet. Deine Sendung bleibt, mit kaltem Blut zu wählen, nicht mit Hochrufen. Heute wirst du für manches stimmen, was jeder Fatzke für unmöglich erklärt, für papieren, politikfremd, nie erprobt, unreal, sogar humanitär, theoretisch, feig, trustgläubig. Weil etliche von diesen Dingen allmählich die aussichtsvollsten und hoffnungsvollsten und realen geworden sind.

Die Läufte sind nicht gleich. Die alte Schule meckert von der Stetheit geschichtlicher Gesetze, — während der Blick wachsamerer Menschen mit immer schärferer Klarheit einen auf wirtschaftlichen Verschiebungen und Verbundenheiten ruhenden Wandel beobachtet. Ehemals konnten bei glücklichem Krieg Verbilligungen eintreten, Gründungen blühen: seit den letzten Handelsjahrzehnten ist jeder erfolgreiche Krieg (innerhalb Europas) für den Sieger eine Pleite. Und für den Andren? . . . Jeder Treffschuss, den du abgibst, Mann, geht in dein Gebein.

Schmähe die zwei Zufallsopfer nicht, dass sie keinen Krieg wollen. Doch ersetze sie durch dich und deinesgleichen. Durch alles, was an tausendfacher Kraft in anderen Lüften lebt,

gewaltsam ferngehalten vom Startplatz durch enge Hüter, die nicht euer grosses Heil, sondern ihre Stellung mit männlicher Gebärde und tiefer Unfähigkeit vor den treuen Augen haben. Wähle, Mann, gegen die Verschwommenen; gegen die beharrsame Welt abwirtschaftender plumper Kraftmichel, die uns nichts eingebracht haben als Lächerlichkeiten und Rückzüge. Hilf den Nachschub auf die Beine stellen. Du willst, dass dein Land gross nach aussen sei: du kannst nur im Innern den Grund dazu bauen. Wirke den Zuzug neuer Seelen. Erbärmlicher, als das junge Reich mit den alten gefahren ist, kann es nicht wieder fahren. Du bist belehrt.

. . . Das Wesen vor mir schwoll, wagrecht, immer durch den Wald hin, in der Dämmerung, ohne Grenze.

Die Bäume knirschten, heiter und frisch, aber etwas blödsinnig, unbelebt, tierhaft. Drüben aber, seitwärts, an dem für Automobile geebneten Weg, begann eine Elektrolampe zu summen.

Flauberts Jugendregungen

Von THEODOR REIK

Der Wiener philosophischen Fakultät ist handschriftlich über die „Psychogenese von Flauberts Tentation de Saint-Antoine" von diesem jungen österreichischen Forscher eine den folgenden Abschnitt umfassende Arbeit vorgelegt worden.

Nach des Verfassers Wunsch sucht sie alle inneren Quellen vom Schaffen Flauberts aus seiner psychophysiologischen Beschaffenheit und den erlebten, namentlich sexuellen, Träumen aufzudecken. Sie zeigt auch den „grossen Einfluss infantiler Erlebnisse auf die künftige Einstellung Flauberts zur Welt, die Wirkung der Pubertätsjahre." Sie ruht vor allem auf den Ergründungen Freuds.

Nur Bruchstücke der Untersuchung, welche das fahl verzweigte Labyrinth eines Menschen ableuchtet, erscheinen auf den folgenden Blättern. Was Reik hier erfasst, geht über die Grenzen des Flaubert hinaus, der in Deutschland gekannt wird.

> **An den Beginn hat er ein Wort Nietzsches gesetzt: „Grad und Art der Geschlechtlichkeit eines Menschen reichen bis zum höchsten Gipfel seines Geistes hinauf."**

Welcher Art waren die Kindheitserlebnisse? Es sind die typischen infantilen Neigungen und Abneigungen. Flaubert war ein stilles Kind, von einer ganz ungewöhnlichen Naivität. Seine Nichte erzählt: „Meine Grossmutter hat mir berichtet, dass er lange Stunden regungslos blieb, einen Finger im Munde, ganz vertieft, mit fast dummem Gesichtsausdruck." Aufmerksame Psychologen werden vielleicht schon hier die Vorstufe jener späteren Absencen erblicken. Womit beschäftigte sich das Kind in jenen Zeiten der intensivsten Zurückgezogenheit? Womit alle Kinder sich beschäftigen: mit allen jenen grossen und kleinen Rätseln der Umwelt. Im Mittelpunkt steht die grosse Frage der Geburt des Menschen. Sie bilden infantile Sexualtheorien. In einem kleinen Roman, dessen autobiographischer Gehalt von allen Flaubertkennern erfasst wurde, findet sich eine verblüffende Aufklärung. Ein Mädchen erzählt dort ihre Jugendgeschichte. Wir dürfen ohne weiteres annehmen, dass viele Elemente aus der eigenen Kinderzeit des Dichters

herübergenommen sind. In der „Bovary" sind es die eigenen Versuchungen, welche der Dichter schildert. Diese Verschiebung auf das andere Geschlecht war überhaupt Flaubert durch seine stark betonte Bisexualität leicht gemacht.

Das Mädchen erzählt dort aus ihrer Kindheit: „Wenn ein Mann mit mir sprach, prüfte ich sein Auge und den Blick, der davon ausging . . . Durch seine Kleider hindurch bemühte ich mich das Geheimnis seines Geschlechtes wahrzunehmen, und ich befragte darüber meine jungen Freundinnen, ich erspähte die Küsse meines Vaters und meiner Mutter, und in der Nacht horchte ich auf das Geräusch ihres Ehebettes." Es ist die infantile Sexualneugierde, die hier ihren klassischen Ausdruck findet. Vor allem ist es das Rätsel der Verschiedenheit des Geschlechtes, das den Knaben festhält. Der Held der Novelle, der Flaubert selbst ist, erzählt fast dasselbe von sich. „Gewisse Worte verwirrten mich, namentlich: Frau, Geliebte; ich suchte ihre Erklärung zuerst in den Büchern, in den Stahlstichen, in den Gemälden, von denen ich am liebsten die Gewänder abgerissen hätte, um etwas zu entdecken. Der Tag endlich, an dem ich alles erriet, setzte mich durch den Genuss in Betäubung, wie eine letzte Harmonie; aber bald wurde ich ruhig und lebte fortan mit mehr Freude, ich empfand ein stolzes Gefühl, indem ich mir sagte, dass ich ein Mann bin, ein Wesen, befähigt, eines Tages eine Frau für mich zu haben. Das Wort des Lebens war mir bekannt, das bedeutete fast schon darin einzutreten und davon etwas zu geniessen, meine Sehnsucht ging nicht weiter, und ich blieb zufrieden damit, zu wissen, was ich wusste." Es ist dies, glaube ich, die stärkste Bestätigung der Ansichten Freuds über die infantile Sexualität, die wir bis jetzt in der Literatur gefunden haben. Das Kind erhält die Bestätigung, dass Mann und Frau zwei verschiedene Geschlechter seien . . . Und es fühlt sich jetzt fast erlöst: es wird auch einmal eine Frau „für sich", wie es so charakteristisch heisst, haben, wie der Vater. Diese Frau wird die Mutter sein, der die erste Neigung gilt. Das Belauschen des Geschlechtsverkehrs wurde für das ernste Kind zum Trauma. Es kam ihm für seine Mutter, sein Ideal, entwürdigend vor. Er verglich später die Mutter mit der Dirne, und so blieb die auf

die Mutter fixierte Neigung Vorbild für die späteren Neigungen des Kindes.

Das erste Objekt der Liebe des Kindes war die Mutter, das erste Objekt seines Hasses war der Vater. Wir wollen einmal alles andere beiseite lassen und uns nur darauf beschränken, den Einfluss dieser mächtigen Erregungen im ferneren Leben des Dichters zu betrachten. An die Schwester schreibt er (16. November 1842) über sein schlechtes Logement, das als Hundehütte dienen könnte: „Da ist das Bett, das ich für die Eltern bestimme, wenn sie kommen werden. Ich bemerke, dass das, was ich gesagt habe, eine Unanständigkeit ist — und doch wollte ich nur etwas Geistreiches sagen und den Angenehmen spielen.“ Wir werden annehmen, dass er unbewusst etwas Unanständiges über die Eltern gedacht hat. In einer Novellette, die vor das Jahr 1835 fällt „Le moine des chartreux“ (Oeuvres de jeunesse Bd. I, S. 27) quält einen Mönch fortwährend ein Gedanke. Er möchte den Ring des begrabenen Priors haben, an den sich Erinnerungen der Liebe und der Jugend knüpfen. Er möchte ihn haben, um in seinem Gefängnis vom Leben und von Glück zu träumen. Er sieht, wie die anderen das Leben und das Glück geniessen. „War es also nicht natürlich, dass dieser arme Mensch, der keine Wirklichkeit zu geniessen hatte, sich Illusionen wünschte, um zu träumen?“ Er steigt also in das Grab des Vaters und holt sich in der Nacht den Ring. Doch seine Laterne erlischt, er fällt. Einige Jahre später wird sein Skelett gefunden. Es ist ganz erstaunlich, welche Fülle von inneren Erlebnissen sich an diese Novelle des 13jährigen Knaben knüpfen ... Der verbrecherische Wunsch, der zugleich den Todeswunsch für den Vater einschliesst, wird durch den Tod gesühnt. In den „Mémoires d'un fou“ 1838 (Oeuvres de jeunesse Bd. I, S. 532) sind diese inneren Kämpfe schon zu abstrakten Betrachtungen geführt. „Man wird dir sagen, dass man seinen Vater lieben und im Alter pflegen soll ... Du wirst beides tun, und du hattest es nicht nötig, dass man es dich lehre, nicht wahr? Das ist eine angeborene Tugend wie das Bedürfnis zu essen — während man hinter den Bergen, wo du geboren bist, deinen Vater gelehrt hat, seinen Vater zu töten, wenn er alt ist, und er wird ihn töten, das ist — denkt er —

natürlich, und man brauchte es ihn nicht zu lehren. Man wird dich aufziehen, indem man dir sagt, dass man sich hüten muss, deine Schwester oder deine Mutter mit einer fleischlichen Liebe zu lieben, während du wie alle Menschen von einem Inzest abstammst, denn der erste Mann und die erste Frau, sie und ihre Kinder waren Brüder und Schwestern — während sich die Sonne bei andern Völkern lagert, welche den Inzest als eine Tugend betrachten und den Brudermord als Pflicht. Bist du schon frei von Prinzipien, nach denen du deine Lebensführung einrichtest? Hast du deine Erziehung geleitet? Hast du mit einer glücklichen oder traurigen, schwindsüchtigen oder robusten, sanften oder bösen Natur geboren werden wollen? Aber vor allem: warum bist du geboren, hast du es gewollt? Hat man dich darüber gefragt? Du bist also unglücklicherweise geboren, weil dein Vater einst von einer Orgie heimgekehrt ist, erhitzt durch Wein und Schlemmerei, und deine Mutter wird davon den Nutzen ziehen, sie wird alle Listen der Frau in Szene setzen, die durch sinnlichen und tierischen Instinkt gedrängt wird, sie wird allmählich den Mann erregen . . .“ In dieser stark affektbetonten Ausführung fällt vor allem die frühe Erkenntnis von der Relativität der moralischen Werte auf. Fast ebenso auffällig ist der Ton, in dem der Jüngling von Vater und Mutter spricht. Wir haben also mit einigem Recht von einem unbewussten Willen bei der Briefstelle an seine Schwester gesprochen. Zwei Motive treten in diesem Zusammenhang besonders hervor: der Inzestwunsch und der Trieb zum Vatermord.

Die Libido des Kindes und des Knaben war auf die Mutter eingestellt. Wir folgen dieser Spur. Alle späteren Neigungen des Mannes gehen unbewusst diesem Vorbild nach. Der Liebestypus Flauberts war die verheiratete Frau, die Kinder hatte. Die Bedingung war, dass sie einem anderen gehörte. Zeit seines Lebens hat er eine (wenn auch nur platonische) Liebe zur Prostitution gehabt. Wie sind diese anscheinenden Widersprüche zu erklären? Freud hat, wie ich glaube, eine Erklärung gegeben. Das Kind, das zuerst das Geheimnis des elterlichen Verkehrs entdeckt, sieht in der Mutter eine Art Dirne. Das Tertium comparationis liegt wohl in der rückhaltlosen Hingabe der Frau. Und so fixiert sich

die Neigung des Kindes jetzt auf diesen Typus. Was der Erwachsene bewusst nie und nimmer vereinigen kann: Mutter und Dirne, vermag das Kind zu verbinden. Freud hat versucht, die charakteristischen Merkmale dieser Objektwahl zusammenzufassen: die wichtigsten sind etwa: der Trieb zur Rettung der Geliebten (vgl. Flauberts Geburtstraum), ferner der betrogene Dritte, der an Stelle des Vaters steht, und die Neigung zum Prostituiertentyp. Alle diese Momente finden sich im Liebesleben Flauberts. Schon früh findet sich in den Arbeiten des Jünglings die Beschäftigung mit Stoffen aus der Welt der Prostitution. In der kleinen Novelle „Un parfum à sentir"*), 1836 entstanden, steht der armen alternden Mutter Marguerite die Dirne Isabella mit ihrem ganzen verführerischen Zauber gegenüber. Der Vater wendet seine Liebe der schönen Sünderin zu. Noch in der „Madame Bovary" bricht mehr oder minder verhüllt der Dirnencharakter hervor. In „Novembre", welches für die Jugendjahre des Dichters eine unentbehrliche Quelle darstellt, schreibt der Held**): „Das Geheimnis der Frau ausserhalb der Ehe, deshalb gerade noch mehr Frau, reizte und versuchte mich . . ."

Wir haben unzweideutigere Beweise. „In dieser Epoche, da ich noch keusch war, betrachtete ich mit Vergnügen die Prostituierten, ich ging in die Gassen, die sie bewohnten, ich besuchte die Orte, wo sie spazierten, manchmal sprach ich mit ihnen, um mich selbst zu versuchen, ich folgte ihren Schritten, ich berührte sie, ich trat in die Atmosphäre, die sie verbreiteten . . .; ich fühlte mein Herz leer, aber diese Leere war ein Abgrund." Die Novelle endigt mit der Schilderung eines melancholischen Verhältnisses mit einer Dirne. —

Dass diese Erlebnisse mit denen des Dichters identisch sind, geht aus seinen Briefen hervor. Ich denke da besonders an einen, den er an Luise Colet schreibt. Er spricht von einem ihnen bekannten jungen Mann: „Noch eines ist mir bei dem gleichen Individuum leicht bürgerlich erschienen: ‚Ich habe nie eine Kokotte aufsuchen können.' Ich erkläre, diese Theorie erstickt

*) Vgl. Freud, Über einen Typus der Objektwahl. (Jahrbuch für psychoanalytische Forschungen. Bd. II.

**) Oeuvres de jeunesse. S. 97.

mich . . . Es ist vielleicht ein perverser Geschmack, aber ich liebe die Prostitution und zwar um ihrer selbst willen, unabhängig von dem, was darunter liegt. Ich habe niemals eine von diesen dekolletierten Frauen unterm Regen an einer Gaslaterne vorbeigehen gesehen, ohne dass mir das Herz pochte, ebenso wie mir die Mönchsgewänder mit ihren Knotenstricken, ich weiss nicht in welchen asketischen und tiefen Winkeln der Seele kitzeln . . . Und wäre es nur das schamlose Kostüm, die Versuchung der Chimära, der Charakter des Verfluchten, die alte Poesie der Verderbtheit und Käuflichkeit. In den ersten Jahren, die ich in Paris war, setzte ich mich im Sommer an den heissen Abenden vor Tortoni hin, und während ich die Sonne untergehen sah, sah ich die Mädchen vorüberziehen. Ich verzehrte mich da vor biblischer Poesie. Ich dachte an Jesaias, an die Hurerei der Götzenaltäre und ich stieg die rue La Harpe hinauf, indem ich mir diesen Vers-Schluss wiederholte: ‚Und ihre Kehle ist weicher denn Öl.' Der Teufel soll mich holen, wenn ich jemals keuscher gewesen bin." Flaubert bringt seine Neigung zur Prostitution mit der Askese in Verbindung. Psychologisch wohl erklärbar: die verbotene Regung (wir erinnern uns, dass ein Inzestwunsch dahintersteckt) wird durch Einsamkeit und Selbstquälerei gesühnt. Sollte von hier aus keine Bahn zum Heiligen Antonius führen?

Eigentümlich ist das Gefühl, das der Anblick der Dirnen in dem Dichter löst. In der Strasse der Prostituierten in Keneh beobachtet er das melancholische Bild . . . „Wenn ich nachgegeben hätte, wäre ein anderes Bild darüber gekommen und hätte den Glanz davon abgeschwächt."

Wir wissen jetzt aus Tagebuchblättern, deren Veröffentlichung der Herr Polizeipräsident von Berlin aus sittlichen Gründen verboten hat, dass in Flaubert nicht immer die künstlerisch betonte Verdrängung gesiegt hat. In Esneh gab er der Courtisane Ruschak Hanem nach. Auch in der minder animalischen Liebe zog er immer die Frau vor, die einem andern gehörte. Es ist die von Freud aufgestellte Liebesbedingung des betrogenen Dritten, die wir erfüllt sehen werden. „Es gab," schreibt er, „für mich ein Wort, das schön unter allen anderen

menschlichen Wörtern schien: Ehebruch". Der Mann „saugt sich mit Lust daran voll, er findet darin die höchste Poesie, vermischt mit Fluch und Wollust." Wir kommen jetzt in unserer psychoanalytischen Betrachtung zum stärksten Erlebnis des Dichters.

Im Jahre 1838 — sechzehneinhalb Jahre alt — sah er in den Bädern von Trouville, wo er die Ferien verlebte, eine schöne verheiratete Frau. Er erlebte alle tiefsten Empfindungen der unglücklichen schweigenden Liebe. In den „Mémoires d'un fou" hat er diese Leidenschaft geschildert. Er sieht Maria zuerst, wie sie ihrem Kinde zu trinken gibt; also in der — sit venia verbo — mütterlichsten Situation. „O, die einzigartige Entzückung, worin mich der Anblick dieses Busens versenkte . . ." (Es folgen Einzelheiten, die leider hier wegfallen müssen.) Man könnte diese Liebe wohl am besten bezeichnen, wenn man sie in Erotik verwandelte Kindheitserinnerungen nennt. Nach einem Ausfluge führt er Maria nach Hause und bleibt lange vor ihren Fenstern stehen.

„Und dann schoss mir ein Gedanke durch den Kopf, ein Gedanke der Wut, und der Eifersucht. O nein, sie schläft nicht, und ich hatte in der Seele alle Martern eines Verdammten. Ich dachte an ihren Mann, an diesen gewöhnlichen und lustigen Menschen, und die hässlichsten Bilder traten an mich heran . . ." Er muss lachen, denn die Eifersucht flösst ihm obszöne und groteske Bilder ein. Ich suche, wie ich glaube, nicht ohne Grund das Vorbild aller dieser Gefühlskomplexe im kindlichen Verhalten gegen Vater und Mutter, in dem verborgenen Sexualneid. Auch das Objekt seiner Liebe vertritt die Mutter; es ist an einen anderen gebunden und hat ein Kind. Über diese tiefe Neigung, die das ganze Leben hindurch Flaubert erfüllte, hat der Schweigsame strengstes Geheimnis gewahrt. Er sah die Geliebte später in Paris, und seine Gedanken sind noch spät im Alter bei ihr. Einmal nur hat Flaubert über seine Leidenschaft gesagt „Ich bin daran zugrunde gegangen".

* * *

Wir haben vermutet, dass diese Liebe in den Bahnen der frühesten Kinderneigung ging. Wir erinnern uns an Flauberts

unehrerbietigen Gedanken im Briefe an die Schwester über die Eltern und vergleichen die Phantasie in den „Memoires d'un fou". Wir erinnern uns ferner an „Novembre", wo von der Belauschung des elterlichen Aktes die Rede war. Die Mutter war mit dem Kinde ausserordentlich zärtlich, ihre grösste Sorge galt ihm bis ins Alter. Sie litt unter einer beständigen Angst um ihn. Flaubert wollte die Ablösung der infantilen Libido von der Mutter nicht gelingen.

Der erste Hass, die erste Eifersucht des Kindes war auf den Vater gerichtet. Es möchte auch stark und gross und wissend sein wie der Vater; es möchte die Liebe der Mutter allein besitzen. Es entwickelt sich nach der Latenzzeit dieser Regungen — gelegentliche Proben haben wir kennen gelernt — im Pubertätsalter eine Sucht, alle Autoritäten herabzusetzen, zu verhöhnen. Besonders aber ihren verborgenen Zusammenhang mit dem tierisch-animalischen Zuge nach unten hinter ihrer äusserlichen Erhabenheit aufzudecken.

. . . In der „Education sentimentale" ist die Spaltung zwischen dem hohen, reinen Weib (Mme. Arnoux) und dem Dirnentypus (Rosanette), die wir in allen Werken des Dichters beobachten können und die ein Merkmal seiner Objektwahl sind, in die vollendetste Gestalt gebracht. Dort findet sich eine Szene, welche die sadistische Tendenz aufs stärkste zeigt. Fréderic Moreau ist in der Wachstube neben seinem schlafenden Nebenbuhler Arnoux. Das Gewehr des Arnoux ist in der Nähe. Wenn man es ein wenig stösst, geht der Schuss los. „Fréderic spann diese Idee aus wie ein Dichter, der Entwürfe macht. Plötzlich schien ihm, dass sie nicht weit davon war, sich in die Tat umzusetzen, und dass er zu dem, was er wünsche, beitrage; dann ergriff ihn eine grosse Furcht. Inmitten dieser Angst empfand er Vergnügen und tauchte mehr und mehr darin unter, indem er mit Entsetzen seine Skrupel schwinden fühlte. In der Raserei seiner Phantasie erlosch das Übrige der Welt, und er hatte kein Bewusstsein von sich als durch ein unerträglich drückendes Gefühl auf der Brust. Und seine Träumerei wurde so tief, dass er eine Art von Halluzination hatte." Er sieht sich als Vater des Kindes der Madame Arnoux. Das Vorbild dieser kriminellen

und sexuellen Phantasien hatte Flaubert in sich: seine hysterischen Anfälle, die von Tagträumen ausgingen. Im Nebel lässt sich eine Klarheit sehen. Es zeigen sich Pfade, die hier vom Erleben des Dichters zu seinem Werk (besonders zur „Versuchung des Heiligen Antonius") führen . . .

Wir kehren zu dem Knaben zurück, dem eben die Geheimnisse des Geschlechtslebens offenbart wurden. Wir gedenken seiner heimlichen Neigung für Frau Schlesinger. Er hing sein ganzes Leben lang an dieser Frau. Wie tief die Leidenschaft zu ihr war, kann man nur erraten. Ihr ging eine lange Reihe Knabenträumereien voraus und bereiteten sie vor.

Die Pubertät des Herzens ging der des Körpers voraus, „denn ich hatte nötiger zu lieben, als geliebt zu werden, mehr Sehnsucht nach Liebe als nach Wollust . . .". Er sieht sich noch spät „auf den Bänken der Klasse sitzend, versunken in meine Zukunftsträumereien, an das denkend, was die Einbildungskraft eines Knaben an Höchstem erträumen kann, während der Pädagog meine lateinischen Verse verspottete". Fern von den klassischen Studien sah er sich in den ungeheuren Wollüsten und blutigen Illuminationen Roms.

Hier, in diesen Jünglingsjahren ist der Grund zu seiner späteren Hysterie gelegt worden. Keusch, überliefert er sich in seinen Träumen des Tages und der Nacht den zügellosesten Ausschweifungen, den wildesten Wollüsten. Die Unklarheit in bezug auf ein Objekt bleibt, aber der sinnliche Charakter der Träumereien tritt stärker und stärker hervor. Oft legte er sich am Strand auf den Sand und liess seiner Sehnsucht mehr die Zügel schiessen. Die Wolken scheinen sich auf ihn zu senken „wie eine Brust auf eine andere Brust, ich fühlte das Bedürfnis nach Lust . . ."

Solange wir eine wissenschaftliche Beschreibung der seelischen Vorgänge der Pubertät nicht haben, werden die Aufzeichnungen Flauberts zu den kostbarsten Zeugnissen für diese Zeit gehören. Er verlangte „nicht diese, nicht jene, nicht die eine und die andere, sondern alle, sondern jede in der unbeschränkten Mannigfaltigkeit ihrer Formen und der Sehnsucht, die sich damit verband".

Wir sehen meisterhaft den seelischen Zustand, den die sexuelle Unbefriedigung mit sich bringt, geschildert. Der sexuelle Komplex hat die Oberherrschaft über alle anderen an sich gerissen; seine Ausstrahlungen gleichen Zwangsgedanken. Welch sonderbarer Widerspruch: er flieht die Frauen und empfindet doch vor ihnen eine köstliche Lust. „Ihre Lippen luden mich schon zu anderen Küssen als die der Mutter, ich verwickelte mich im Gedanken in ihre Haare . . .“

Anfälle von leichterem Bewusstseinsverlust fehlen nicht: „Manchmal verzehrt von grenzenlosen Leidenschaften voll glühender Lava, die von meinem Herzen floss, mit einer rasenden Liebe namenlose Dinge liebend, mich nach prächtigen Träumen sehnend, durch alle Lüste des Gedankens versucht, für mich alle Poesien, alle Harmonien wünschend, vernichtet unter der Last meines Herzens und meiner Leidenschaft, fiel ich zerschmettert in einen Abgrund von Schmerzen, das Blut schlug mir ins Gesicht, . . . ich bildete mir ein, gross zu sein, ich bildete mir ein, eine letzte Inkarnation zu enthalten, deren Offenbarung die Welt verwundert hätte . . . es war das Leben Gottes selbst, das ich im Innern trug.“ — Die Verbindung dieser Träumereien mit sadistischen Phantasien kommt häufig vor. Auch sie ist eine Emanation der unbefriedigten Libido, wie wir in der „Versuchung des Heiligen Antonius“ sehen.

Die Schattenseiten dieser Phantasiebefriedigungen blieben nicht aus. Jede einsame Lust muss gebüsst werden: so stark drängt die menschliche Natur zu sozialen Tendenzen. In dieser Zeit lernte er Madame Schlesinger kennen.

Arnold Schönberg

Von GEORG GRÄNER

Berlin ist die Hauptstadt der Musik. Ein wimmelnder Sammelpunkt des Guten und Bösen der modernen Musikkultur. Das Grosse, Schöne und Gewaltige läuft durcheinander mit dem Mittelmässigen, mit dem Schlechten und Unerträglichen. Das Neue flüchtet sich hierher voll kühner Hoffnung auf die Zukunft; das Alte spreizt sich ihm entgegen mit schönen Reden auf die Vergangenheit. Es sind hier zu Haus heisse Begeisterung und kalte Routine; die schillernde Künstlerphantasie und der gerissene Geschäftssinn; die feinen Nerven, Geschmack und Barbarismus. Ein wimmelnder Sammelpunkt; ein lautes Kampffeld künstlerischer und materieller Interessen. Und über allem, als Schlachtenlenker: Gott Zufall.

Man ist froh, wenn dieser riesige Magnet Berlin etwas Gutes herangezogen hat. Man freut sich darüber, wie über die Erscheinung eines Gerechten unter neunundneunzig Sündern. Man verkündet es gern: unser jüngster musikalischer Mitbürger ist Arnold Schönberg, dessen Werke in Wien bespöttelt, belacht und bewundert wurden. Aber wir nun wollen weder das eine tun noch das andere. Sondern wir wollen sehen, was er uns bringt an guten Dingen. . . . .

* * *

Arnold Schönberg gehört zu den wenigen lebenden Komponisten, die über das Zeitgemässe, über die zerstückelnde impressionistische Schaffensart, hinausgewachsen sind und die Macht haben, etwas Ganzes in einem Zuge zu vollführen. Welcher Art ist dieses Ganze, diese Form Schönbergs? Welcher Art? Welches Stils? Welches seelischen Inhalts?

Er hat Lieder, Klavierstücke, Kammerwerke für vier- und sechsfache Streicherbesetzung geschrieben und Orchesterwerke. In keiner von diesen Kompositionen handelt es sich um einen äusserlich-formalen Aufbau nach offiziellen Gesetzen. Sie sind

verworfen um eines anderen Gesetzes willen, das die deutsche Höhenmusik beherrscht. Schönberg ist ein inbrünstig Empfindender und beseelt von einem schlechthin fanatischen Verlangen: „wahr" zu sein. Und hier ist die Stelle, wo er sich der höchsten Tradition deutscher Musik eingliedert. Denn das Gesetz der Wahrheit liegt den Schöpfungen der Meister zugrunde. Weil aber die Zeiten sich ändern, fordert das Gesetz der Wahrheit immer neue Ausdrucksformen: eben die, welche jederzeit ihr Wahres geben. Die impressionistische Musik, d. i. die modische Programm-Musik, gehorcht dem Wahrheitsgesetz zwar auch, allein nur in äusserlicher, spielerisch-artistischer Weise. Der Wahrheitsdrang, jedem echten Künstler zu eigen, bringt allein keine echte „Kunst" hervor. Denn nämlich darauf kommt es an: das von aussen Empfangene und das, was von innen heraus nach Ausdruck ringt, auch darin wahrhaftig wiederzugeben, dass man es in einer der Stärke und Eigentümlichkeit jeder Kunstgattung entsprechenden Art darstellt. Dass man vom Stoff alles abstreift, was der Kunstgattung fremd ist; dass man ihn läutert und knetet und zusammendrängt, bis sein Gehalt sich unmittelbar kundgibt. Das ist die eigentliche künstlerische Tat, als welche also zugleich auch immer eine sittliche Tat (einen Läuterungsakt) vorstellt. (Weshalb man von einer Unsittlichkeit der modischen Musik nicht ohne Grund reden könnte.) So erscheint es als etwas durchaus Vielbedeutendes, wenn man hervorhebt, dass Schönberg ein musikalischer Gestalter par excellence ist. Wie gesagt: um schematische oder akademische Formen handelt es sich bei ihm nicht. Die gewaltige seelische Unrast, die ungeheure Fülle der Erscheinungen des modernen Lebens, kurz: unsere Zeit, die hat er als Geburtstagsgeschenk empfangen. Diesen unerschöpflichen, in der Seele brennenden und bohrenden Stoff musikalisch wahrhaftig wiederzugeben, musikalisch-organisch zu gestalten — welcher brennenden Töne, welcher bohrenden Modulationen und Steigerungen der Musik bedarf es da! Das ginge in kein fertiges Schema hinein.

* * *

„Brennende" Töne — in der Tat. Die Akkorde und die Stimmen der Akkorde sind zu Individuen erwacht, die wild an den alten Grenzen von Harmonie und Kontrapunkt rütteln; die schwärmen, hassen, weinen und jubeln wie Menschen in der Ekstase. Eine bis zum äussersten drängende Energie und Triebkraft lebt in diesen Tonindividuen. Nicht daher ist ihre Rolle die der blossen Farbenkleckse, die zusammen ein malerisches sinneunterhaltendes Chaos bilden. Sie werden von jeder vorübergehenden Stimmung, von jeder Leidenschaft gepackt und geschüttelt — und dennoch bestimmt und gelenkt von etwas Grösserem. In dieser verwirrend zusammenrauschenden Menge von Tonwesen herrscht etwas Einiges, ein, sozusagen, gemeinsamer Glaube an die Harmonie. So scheinbar willkürlich es im Einzelnen hergeht, man sieht zuletzt, dass es notwendig so geschieht, notwendig um einer starken Idee willen: um der Schöpfung eines in sich geschlossenen Kunstwerks willen. Denn die tausend verwickelten Einzelheiten einer Schönbergschen Komposition bringen letzten Endes — ganz offenbar doch: weil sie so sind, wie sie sind — einen immer geschlossenen, einfachen, sinne- und seelebezwingenden Gesamteindruck hervor. Nur wer das zwingende Ganze nicht gehört hat, wird sich stossen an den wundervoll rücksichtslosen Einzelheiten des Schönbergschen Stils. Diese das Detail umklammernde Ganzheit aber, und das Gehaltstarke, und das unmittelbar aus dem Innern Quellende, ist zu spüren in jedem Werk Schönbergs, sei es nun im Umfang gross oder klein.

In jedem Werk . . . . . Und jedes Werk anders. Kein ausgefülltes Universalschema, sondern immer von neuem erlitten und erstritten. Jedes Werk die volle, individuelle Materialisation einer Seele; der funkelnde Ausdruck einer von den Tiefen des Lebens ergriffenen Persönlichkeit. Dichterwerk.

* * *

Betrachtet man Schönbergs Werk (im ganzen) aus der Ferne, so scheint es, als wäre alles, was im Hexensabbat der modischen Musik tönt und glänzt, auch in ihm vorhanden. Tritt man näher, glaubt man zu erkennen, dass die regellose, willkürliche Einzel-

existenz der künstlerischen Elemente (wie sie in dem Hexensabbath herrscht) in ihm aufgehört hat, von einem starken Willen zur Harmonie in festgefügte Formen gezwungen worden ist. Vom wirren Musikleben Berlins gingen wir aus (die impressionistische Musik erscheint wie ein Abglanz dieses Lebens). Ein mächtiger Organisator beispielsweise, der diesem städtischen Musikwirrwarr einen Sinn, einen Zweck gäbe, ihn nach einer umfassenden Idee regelte — würde genau das vollbringen, was Schönberg im Gebiet der produktiven musikalischen Kunst vollbracht hat. So glaubt man — bei näherem Hinschauen. Kommt man jedoch seinem Werk ganz nahe, sieht man endlich, dass auch dies das Wesentliche nicht ist. Man sieht vielmehr: unsere Welt, unser Leben (die uns so verwickelt, widerspruchsvoll, ziel- und nutzlos vorkommen) gestaltet, zukunftsreich, und wie verklärt im Schein dieser starken, aufrichtigen Musik. Man sieht, dass hier etwas intensiv Subjektives durch die Gewalt der Form zu einer allgemein gültigen Menschheitsoffenbarung der Gegenwart erhöht worden ist. Mit dieser Musik lernen wir das moderne Leben begreifen und lieben . . . . . Das ist das Gute, was uns Schönberg gebracht hat.

* * *

Kraftvolle Konzentration aller neugewonnenen Ausdrucksmittel; eine von ergreifenden Visionen umströmte Phantasie; ein schwergoldener Gehalt; die im Wert völlige Gleichheit des Gehalts mit dem reichen, komplizierten Äussern; kompakte, risslose, von innen heraus erarbeitete Formen — das in der Hauptsache wäre an musikalischen Eindrücken und Einsichten aus Schönbergs Jugendwerk (etwa op. 1—10) zu schöpfen. Aus diesem Jugendwerk, das ihm (zumindest) einen Platz in der vordersten Reihe des zeitgenössischen Komponistenheeres sichert. Ein Mann indessen, der schon in jungen Jahren mit der Musik der Gegenwart fertig geworden ist, sie überwunden hat, wird von dieser seiner Kraft weitergedrängt. Und Schönberg ist weitergegangen — bis über alle bekannte Musik weit. Von Anfang an trieb ihn die wühlende Tiefe seiner Gefühle und Gedanken zu grossen, sehr eigenartig anmutenden musikalischen

Äusserungen. Aber von Anfang an ist er auch beständig und in gerader Linie gewachsen. Immer tiefer gruben sich seine Wurzeln ins Seelenleben, immer höher hob sich sein Gipfel in die blauen Weiten der Kunst. Was für gesunde, feine und reiche Säfte wirken in diesem Baum.

Wir greifen begierig nach seiner letzten Frucht; wir beschauen staunend ihre Form; wir schmecken entzückt und zweiflerisch ihr Fleisch. Se etwas haben wir noch nicht genossen. In planer Prosa: über die drei Klavierstücke (op. 11) kommt man nicht so leicht ins Reine. Wohl erfasst das Ohr die faszinierende kühne Ausnutzung der Klangmöglichkeiten des Klaviers. Wohl ahnt das Gefühl wundersame Stimmungen und hinausgeschriene Herzensnöte in diesen seltsamsten aller seltsamen Tonverbindunegn. Wohl erkennt man die klingende Harmonie, die aus lauter harmoniefremden Tönen entstanden ist. Dazwischen aber steht einiges Rätselhafte; einiges, was aus dem Papier nicht herausspringt in uns hinein; einiges (so scheint es) von der Reflexion experimentell Hingesetzte, das den inneren Zusammenhang verschleiert, den warmen, vollen Gesang kühl unterbricht. Ich glaube, diese Stücke sind erst Übergang, Brücke zu etwas unerhört Neuem, etwas Nochnieverwirklichtem. Dieser psychologische Fanatiker scheint darauf aus, mit seinen Tönen seelische Gebiete zu erschliessen, die uns noch fremd sind. In jenen Klavierstücken zittert es vom Schauer der Geburtswehen; von der Angst, der Schwermut und der Verzückung, die das Neue verursacht, das ins Dasein will. Was wird uns Arnold Schönberg noch alles bringen? —

Strophen eines Vierundzwanzigjährigen, der aus dem Rheinland kommt.

Vier Gedichte

Von AUGUST VETTER

ES DUNKELTE

Es dunkelte. Gespenster tauchten
schwarz schwankend aus dem Wolkenmeer.
Die tiefen feuchten Täler fauchten
den Nebel her.

In seinem Sterbezimmer brannte
die Lampe noch und schien aufs Feld.
Ich war allein. So einsam kannte
nur Gott die Welt.

STILLE KAMMER

Meine Seele träumt, sie sähe
durch die Nacht dich hergeführt;
und sie wartet, es geschähe,
dass sie deines Atems Nähe
spürt.

Mein Gesicht ruht in der Kühle,
Die sich durch das Fenster drängt
bis ich sie wie Atem fühle,
der sich sanft in meine Schwüle
senkt.

Nun bin ich in deinen Händen
und so fühlbar eins mit dir,
dass es rings in roten Bränden
strahlt von meinen dunklen Wänden:
Wir —

SZENE

Du littest ruhig meinen Arm,
Der prüfend sich um Deine Rippen
langsam wie eine Tatze krallte,
und wehrst auch nicht, wenn ich die Lippen
nun frech in deine Lippen falte . . .

Doch störten Schritte jetzt den Kies,
o ja, du würdest zu mir flehen,
ich weiss es, dass ich mich entferne —
Ich würde, mich verneigend, gehen,
und höhnen: Gerne . . .

SPANNUNG

Winde säuseln ihren Psalter.
leise lösen sich die Falter
aus der letzten Hülle los . . .

Zart durch deines Kleides Zierden
lauern wachsende Begierden
wartend im verhüllten Schoss.

Hefe

Was man gegen die agrarische Wirtschaftspolitik auch einwenden mag, — die Anerkennung muss man ihr zollen, sie ist bis zur Tollheit konsequent. Kaum ein Gesetz der letzten Jahre, von Verwaltungsmassnahmen gar nicht zu reden, kann genannt werden, das nicht offen oder versteckt dem Grossgrundbesitz und seinen Helfershelfern Sondervorteile zuschanzte. In allen nur erdenklichen Formen tritt diese gesetzgeberische Geschäftsmacherei auf, immer breiter macht sich die legalisierte Korruption.

Blossgelegt sind allerhand Finessen agrarischer Gesetzgebungskunst wieder in dem Kampf, der sich seit der Verabschiedung der Reichsfinanzreform in der Hefe-Industrie abspielt. Zu den Perlen der Finanzreform gehört das Spiritusgesetz, dessen Neubestimmungen die Einnahmen aus der Spiritussteuer für die Reichskasse erhöhen sollten, aber von ihren Urhebern zu verstärkten Gewinnquellen für die alten Grossbrennereien ausgebaut wurden. Die Urheber des Gesetzes sind die Leiter der Spirituszentrale, des Ringes der Brennereien und Spritfabriken, deren politischer Einfluss nicht weniger weit reicht als ihre wirtschaftliche Herrschaft.

Zum Wohle des befestigten Brennereibesitzes ist Brennereien, die vor dem 1. Oktober 1907 betriebsfähig hergerichtet waren, nur die Herstellung von so viel Alkohol erlaubt, als sie im Durchschnitt der Jahre 1902/03 bis 1906/07 nach Abzug von 10 Prozent produzierten. Bei Überschreitung der festgelegten Erzeugungsmengen ist eine besondere Abgabe zu bezahlen, als Ausgleich dafür erhalten neue Fabriken überhaupt kein Produktionsrecht, sondern unterliegen mit ihrer gesamten Produktion neben den anderen Steuern der Abgabepflicht von 24 M. pro 100 Liter. Aber damit waren die Ansprüche der Spirituszentrale noch nicht befriedigt, sie brachte in das Gesetz den Vergällungszwang hinein, den Zwang, einen erheblichen Teil der Spiritusproduktion durch Denaturierungsmittel für den Trinkkonsum und chemische Zwecke unbrauchbar zu machen, also zu entwerten. Ausgenommen von dem Verdreckungszwang wurde dabei von vornherein der Spiritus innerhalb der Kontingente der alten Brennereien.

Dem so gearteten Spiritusgesetz unterstehen auch die Hefefabriken, weil sie Spiritus als Nebenprodukt erzeugen. Kaum war die Reichsfinanzreform unter Dach und Fach, da

traten jene Fabriken, die sich gegen neue Konkurrenz völlig geschützt glaubten, zu einem Syndikat zusammen ... Schnell aber folgten peinliche Überraschungen. Es zeigte sich nämlich eine Lücke im Gesetz, die nun ganz plötzlich von den Herren der Spirituszentrale entdeckt wurde. Für 3 Melassebrennereien bestand ein steuerliches Ausnahmeverhältnis, sie konnten in Hefebrennereien umgewandelt werden, ohne ihre steuerliche Vorzugstellung dadurch nennenswert zu verschlechtern. Zwei dieser Melassebrennereien befanden sich im Besitz eines Herrn Untucht, der zu dem Direktorium der Spirituszentrale gehört. Herr Untucht forderte von dem Hefesyndikat die Zahlung von 1 Million Mark, als Gegenleistung versprach er, auf die von ihm geplante Umwandlung seiner zwei Melassebrennereien in Hefebrennereien zu verzichten. Zwar wurden diese Wünsche nicht in ihrem ganzen Umfange erfüllt, aber das Syndikat gestand Herrn Untucht die Zahlung von jährlich 50 000 M. zu, indem es ihm ein Produktionsrecht auf seine Melassebrennereien in Höhe von 10 000 Zentnern für das Jahr zubilligte, das weiterhin vom Syndikat der grössten Presshefefabrik übertragen wurde, zu deren Aufsichtsratsmitgliedern übrigens Herr Untucht gleichfalls gehört. Geschlossen wurde dieser Vertrag auf die Dauer von 10 Jahren, so dass Herr Untucht sich immerhin eine Hefepension von 500000 M. zu sichern wusste.

Zugleich mit diesen privaten Geschäften ihres Direktors hatte die Spirituszentrale von den syndizierten Hefefabriken, die der Spirituszentrale in ihrer Eigenschaft als Spiritusproduzenten noch nicht angehörten, den sofortigen Anschluss verlangt. Auch diese Forderung erfüllte sich grösstenteils, die Verbindung wurde immer intimer, und seitdem erfreut sich das Hefesyndikat der Hud des Spiritusringes, es wurde zu einem der bekannten Güter der Nation, die gegen alle Angriffe geschützt werden müssen. Was eine so hohe Protektion bedeutet, hat das Hefesyndikat gar bald gemerkt, als die Revolution in der Hefe-Industrie ihr Haupt erhob. Die Rolle der Revolutionäre spielte wieder einmal die Technik, der ein neues Hefebereitungsverfahren gelang. Während die gut eingerichteten Hefefabriken bisher eine Ausbeute von 32 Prozent Hefe und 9 Prozent Spiritus erzielen, werden durch das neue Verfahren bis 50 Prozent Presshefe und ca. 6 Prozent Spiritus gewonnen. Infolge dieser grossen Hefeausbeute kann bei dem neuen Verfahren auf die Verwertung des Spiritus verzichtet werden, so dass die damit arbeitenden Fa-

briken ausserhalb des Spiritusgesetzes stehen und von den hohen Belastungen, denen insbesondere n e u e Fabriken unterworfen sind, befreit bleiben . . . Schon wankte das Hefesyndikat in seinen Grundpfeilern, die inneren Differenzen nahmen ständig zu, Kampfpreise wurden für verschiedene Gegenden beschlossen, denn in Hamm war ein Unternehmen gegründet worden, das das neue Hefebereitungsverfahren erworben hatte und anwendete. In dieser Zeit der höchsten Not winkte dem Hefesyndikat Rettung durch ein unerwartetes Glück: d i e n e u e H e f e f a b r i k, die sich trotz Verzichtleistung auf die Verwertung von Spiritus ausserordentlich konkurrenzfähig zeigte, w u r d e p o l i z e i l i c h g e s c h l o s s e n. Aus sanitätspolizeilichen Gründen erfolgte die Betriebsstillegung, Anwohner hatten Beschwerden über gesundheitsgefährliche Einwirkungen des abfliessenden Spiritus erhoben, den Beschwerden wurde stattgegeben.

Bei allem Glück verloren die Herren des Hefesyndikats und der Spirituszentrale die ruhige Besonnenheit nicht. Sie sagten sich, dass es schliesslich keine unlösbare Aufgabe sein kann, ein paar Orte in Deutschland ausfindig zu machen, in denen Hefefabriken, die mit dem neuen Verfahren arbeiten, geduldet würden, wenn durch Beachtung aller Vorsichtsmaßregeln auch die letzten sanitätspolizeilichen Bedenken fortfielen. Um diesen Gefahren zu begegnen, kam man auf die einfache Idee, von den Regierungen auch die Besteuerung jenes Spiritus zu verlangen, der von Hefefabriken gar nicht verwertet, sondern weggegossen wird. Damit wären alle Schwierigkeiten des Hefesyndikats gelöst, die neuen Hefefabriken müssten für ihren gesamten Spiritus die Sonderabgabe von 24 M. pro 100 Liter bezahlen und werden in ihrem Wettbewerb trotz höherer Leistungsfähigkeit unterbunden, — denn die alten Hefefabriken sind für die ihnen gesetzlich zustehenden Produktionsmengen von der Sonderabgabe frei.

Nach offiziösen Meldungen ist der Bundesrat geneigt, diese Forderungen zu erfüllen, die nur das eine Ziel und den einzigen Zweck haben, den unter dem Protektorat der Spirituszentrale stehenden Hefefabriken jede neue Konkurrenz vom Halse zu halten. E i n t e c h n i s c h e r F o r t s c h r i t t e r m ö g l i c h t e i n e V e r b i l l i g u n g d e r H e f e f a b r i k a t i o n, a b e r e r d a r f n i c h t z u r A n w e n d u n g k o m m e n, w e i l e i n e S t ö r u n g d e r G e s c h ä f t s i n t e r e s s e n e i n e r b e g n a d e t e n C l i q u e v e r h i n d e r t w e r d e n s o l l. Die Hefepolitik ist keine Ausnahmeerscheinung, sie ist gemeinhin die preussisch-deutsche Politik, die man in der Sprache des Philosophen der gottgewollten Abhängigkeiten — Schutz der nationalen Arbeit nennt.

KRITES

Vive la bagatelle
Swift

KRITIKER?

Die Secession versendet folgenden Protest:

„In der Nummer des ‚Tag' vom 14. Oktober finden sich in einem Artikel des Herrn Hans Rosenhagen folgende Sätze: ‚Es kann dem Kaiser nicht verdacht werden, dass er sich ablehnend gegen die Mitglieder einer Künstlergruppe (das ist: der Secession) verhält, aus deren Lager ihm beständig Schmähungen entgegenschallen und deren Existenz gegenwärtig eigentlich nur noch durch ihre Oppositionsstellung künstlich aufrecht erhalten wird.'

Allen denen gegenüber, die mit künstlerischen Dingen auch nur oberflächlich vertraut sind, bedarf es wohl keiner Richtigstellung dieser unerhörten Verdächtigungen; der breiten Oeffentlichkeit aber gegenüber müssen wir zum Schutze der Künstlervereinigung, deren Interessen wir zu wahren berufen sind, feststellen, dass die Berliner Secession jederzeit nur künstlerische Ziele verfolgt hat und solche auch jetzt noch allein verfolgt. Herr Rorsenhagen aber hat die oben wiedergegebenen niedrigen Unterstellungen wider besseres Wissen erhoben, da er durch jahrelange Beziehungen zu unserer Vereinigung über deren Verhältnisse genau unterrichtet ist. Herr Rosenhagen, der für sich den Rang eines Kunstkritikers in Anspruch nimmt, hat bei seinem Vorgehen ganz ausser acht gelassen, dass ein Kritiker ein objektiver Richter, aber nicht ein Verleumder sein soll."

Das Berliner Tageblatt vom 16. Oktober druckt diesen Protest ab (unter Weglassung des Wortes „niedrigen" vor Unterstellungen) und kommentiert es unter anderem mit folgendem Satz:

„Es ist ganz unverständlich, was Herr Rosenhagen mit seinem Satz, der bedenklich nach Denunziation schmeckt, eigentlich hat sagen wollen."

Hans Rosenhagen hat weder auf den Protest noch auf die Bemerkung des Berliner Tageblattes bisher mit einem Wort erwidert.

Hans Rosenhagen war lange Jahre hindurch der eifrigste Verteidiger der Secession und der secessionistischen Künstler. Er war mit vielen der Führenden persönlich befreundet — ihm waren die Gedanken und die Meinungen der Secessionisten nicht verborgen. Er hat niemals gesagt, dass ihn die temperamentvollen Aeusserungen über die Ungerechtigkeit der Regierung, die jahrelang einen Boykott gegen die Künstler der Secession ausgeübt hat, irgendwie verletzt oder unangenehm berührt hätten. Im Gegenteil, er hat immer wieder dazu geraten, gegen diesen Boykott anzukämpfen. (Uebrigens waren merkwürdigerweise von diesem Boykott stets die Bildhauer ausgenommen).

Vor einigen Jahren lockerte sich das Verhältnis zwischen der Secession und Rosenhagen. Es ist durchaus nicht merkwürdig, dass ein Kritiker

seine Meinungen wandelt. Es ist nicht verdächtig, wenn er das, was er einst schön gefunden hat, heute verurteilt — wogegen er einst kämpfte, jetzt befürwortet. Die Aenderung des Geschmackes ist in der menschlichen Natur begründet. Bei Rosenhagen ging allerdings die Wandlung etwas rasch vor sich. Wenige Wochen genügten damals, um alle seine Meinungen zu verändern. Aber auch dieses ist möglich.

Und wenn schliesslich ein Kritiker den Kampf aufgibt und daran denkt, für sich selbst zu sorgen, die unsichere Zukunft eines oppositionellen Kritikers mit der sicheren Stellung eines Sekretärs der Akademie vertauschen will, so ist das wohl nicht geeignet, dem Idealismus eines jugendlichen Kunstenthusiasten zu genügen. Aber wer das Leben kennt und weiss, wie materiell unsicher und wie dornenvoll und schwierig das Amt eines Kritikers ist, der wird sich zwar nicht freuen, wenn der Verdacht an ihn herantritt, ein alter Kamerad sei abgefallen, er wird aber doch harte Worte für den Ruhesuchenden vermeiden.

Rosenhagens plötzlicher Umschwung, sein unmässiges Lob Arthur Kampfs und Professor Justis, das Gerücht, dass er die Sekretärstellung an der Akademie auf diese Weise zu erreichen hoffe, das alles hat bei den Secessionisten keinen Hass erregt; soweit man die Absicht glaubte, wurde sie mit einem mitleidigen und verständnisvollen Lächeln aufgenommen.

Gegen Professor Justi wurden Angriffe gerichtet, dass er auf seinem Posten bliebe, obgleich er gezwungen wäre, sein Amt als ungerechter Richter zu verwalten. Er darf nicht prüfen, ob Liebermann, Corinth, Slevogt, Hübner und die anderen gute oder schlechte Bilder malen, die würdig sind, in die Nationalgalerie einzuziehen; er muss sich dem Verbot fügen, diese Bilder ohne Prüfung abzuweisen. Vergleicht man das Amt eines Galeriedirektors mit dem eines Richters, hält man Gerechtigkeit für die Haupttugend eines Galeriedirektors, so muss man natürlich denen beistimmen, die die Angriffe gegen Justi richten. Aber es ist so leicht, Professor Justi zu verteidigen. Ein Galeriedirektor ist kein Richter. Der Ankauf eines Bildes ist nicht dasselbe wie ein Gerichtsverfahren. Ein Künstler ist noch lange nicht verurteilt, wenn seine Werke auch nicht in der Nationalgalerie hängen.

Statt dieser einfachen Verteidigung greift Rosenhagen in seinem Uebereifer zu dem törichten und verderblichen Mittel, die Unmöglichkeit des Ankaufes der secessionistischen Bilder zu beweisen. Er hat damit Professor Justi einen schlechten Dienst erwiesen, für den er keinen Dank erwarten kann. Sich selbst aber hat er um das Recht gebracht, unverdächtigt durchs Leben zu gehen. Vor kurzem ein Anreger zum Widerstand gegen die Regierung — heute der Denunziant bei der Regierung! Wann hat Rosenhagen seine Anschauungen gewandelt? Er muss sich darüber äussern; er muss sagen, wann es geschehen ist; sonst müssen die, die seine energischen Reden gegen die Regierung gehört haben, glauben, er habe damals nicht seine wahre Meinung ausgesprochen, sondern er habe die Secessionisten zu unklugen Schritten aufreizen wollen.

Ein neuer Typ wäre geschaffen: Der Kritiker als agent provocateur.

P. C.

KYTHERA, PFLICHT UND MANCKE

Merkwürdig, dass Harden über Mancke nichts geschrieben hat. Wie mag ihm bei Georg Bernhardts wacker ausgefochtenem Prozess ums Herz gewesen sein? In der von Mehring so getauften „Zukunft" hätte von rechtswegen ein Artikel über Formen der Beteiligung stehen müssen. Die schlichteste Form sind hundertfünfzig Mark für Lust und Liebe pro Sitzung. Das wurde Mancke'n zugebilligt. Wie verschieden davon ist es, ein bevorzugter Savonarola mit Körtingaktien zu sein. Sonderlich, wenn bereits edlere Einnahmequellen durch die wöchentliche Versicherung: „Ich bin ä Patriot" und eiskalte Töne falscher Ergriffenheit bestehn. Man soll niemandem ohne Zwang in seinen fünfzigsten Geburtstag spucken. Herr M. Harden ist durch etliche der Orte, wo man ihn feierte, bestraft genug. Und mag nun die regelmässige Behauptung, schreckliche Gefahr drohe, wenn er sie nicht abwende, mündelsicher sein oder nicht, so liegt hier jedenfalls ein Grund zur Andacht für manche weltfremde deutsche Haut. Der Jubilar zählt zu der mit dem Wort „Hurramausche" bezeichneten Gattung (welcher in Frankreich unter anderen Gaston Pollonais, genannt le juif pollonais, beizurechnen ist.)

Der edle Pflichtwächter, welcher (nach Eulenburg) Oberbarnim und Kythera zu „rügen" von seinem Gewissen gedrängt wird, ist vergesslich. Er vergisst immer die Frage zu beantworten, ob er um dieselbe Zeit unappetitliche Handlungen perverser Schwäche betrieben hat oder nicht. Flora Gass war immerhin bloss ein Exemplar — und alles ging mit rechten Dingen zu. Verhält er sich fortgesetzt stumm: so will ich nicht etwa glauben, dass Herr Harden ein Feigling mit den Allüren eines Angreifers ist, hä? . . sondern, dass ihn ein vaterländisches Geheimnis zwingt, in ernster Pflichtleistung den Schlüssel treu zu bewahren.

Kerr

ANWÄLTE

Ein Metternichverteidiger hatte den Detektiv gemacht. Die Anwaltskammer gestattet zwar ihren Mitgliedern den Besuch eines Tanzraums. Der Anwalt kam aber nicht hin, um zu tanzen; sondern seiner Partei zu nützen. Das gestattet sie nicht. Er sieht irgendwo ein Frauenzimmer, das Auskunft geben kann, ob eine Anklägerin seines Kunden geschwindelt. Soll er nicht an ihren Tisch gehen dürfen? Soll er sich Dritte mieten, mit Umständen, Schwerfälligkeiten? Wer bürgt ihm, dass diese Mädel übermorgen noch aufzutreiben sind? Hingehn, zugreifen! Soll auch der Rechtsanwalt vom Nimbus erhabener Fernen umwittert sein? Ob solche Besprechungen beim Schiebe-step erfolgen, geht die Standeskammer gar nichts an. Der Verteidiger ist ein selbständiger Privatmensch mit, vor allem, dem Beruf, seinem Schutzbefohlenen zu helfen. Wieso durch Notiren im Ballsaal die übrigen Anwälte herabgesetzt werden, leuchtet nicht ein. Festlich geschmückte Halftern sind für einen Beruf der aufspürenden Tüchtigkeit undenkbar.

Wettbewerb enthält oft Taktlosigkeiten. Aber der Wettbewerb ist es, der sie ihm vorwirft.

POIRET IN BERLIN



Vorstandsdamen des „Vereins gegen Wort und Bild“

DER TRAPPIST

Ich traf den Schriftsteller James Gothisch mittags in der Tauentzienstrasse. Wir kannten uns noch von einer Zeit her, als ich Leichname zerschnitt, während er einem Publizisten den Brockhaus wälzte. . Nun promenierten wir miteinander. Unter dem blendenden Himmel gab es Getöse, Gestrudel, lebende Fregatten. J. Gothisch war ganz in khakeliges Grau gehüllt; und damit man ihn verkenne, trug er zu Häupten eine steife Melone. Er schimpfte auf den lauten Betrieb, auch auf meinen bunten Shlips. Vor einem Schaufenster blieb ich stehen; er musste mit; aus Sägespänen lockten, apfelgross und mit angepuderter Mädchenhaut, viele Pfirsichkugeln: schön, fest, samten. Ich bemerkte: „Sehn Sie nur diese prachtvollen Früchte, dieses Gebettetsein, den Teint ; welch kernige Süsse müssen sie enthalten!“ J. Gothisch, überlegen, als wäre ich ein Materialist, schwieg. Ich erwiderte: „Empfinden Sie denn dabei nichts? reizt denn sowas nicht Ihre Nerven? ich glaube, Sie sehen das gar nicht.“ Er zog das Fleisch unter den unteren Augenrändern in Fältchen und äusserte: „O wohl; aber ich sag' es nicht; dies ist der Unterschied zwischen uns zweien.“ — „Inwiefern so feindlich?“ antwortete ich; „Erlebnisse, auch die anspruchsloseren, zu Wortgebilden zu machen, die Seele formulatim zu . . prostituieren, ist des Literators Sendung schliesslich; meinethalben sein Fluch, aber doch sein wildes Glück; warum sind Sie stolz auf Schweigsamkeit?“ J. Gothisch liess die Mundwinkel fallen. Ich ergänzte mich: „Mit welcher Begründung kann einer, der vorhat, Kunst zu schaffen, Verhaltung propagieren; Nonnigkeit, Askese, Dyspepsie?“ Seine Mundwinkel fielen rapider; die Fältchen unter den Augen wurden giftig, drohten, bissen, beizten; er sprach: „Literaten sind schlaff und zuchtlos; des Reichtums Merkmal ist Kargheit; ein Mann von Haltung kehrt seine Individualität nicht hervor; man zeigt nicht dem Pöbel — lasen Sie Bahrs ‚Agariste‘? — dass man etwas Besonderes könne; Distanz muss man wahren; es kommt darauf an, nie deutlich zu sein; das Leben ist ein Schattenspiel auf einer spirituellen Bühne; wir sind die Reflexe von Marionetten; Gebärde ist alles . . . .“ Er lobte unvermutet Wilhelm Raabe, dann Novalis, dann den Jan Nicolai Everaerts. Ich war für die Grossstadt und lateinische Klarheit, er für Landleben und Mystik. Pries ich das Hiesige, pries er das Marquisige. Als ich Ibsen heranzog, geriet er, nicht ohne zuvor sich entschieden gegen Temperament ausgesprochen zu haben, in Wut über jenen Indiskreten. „Nur Kunst, die uns nichts angeht, ist überzeitlichen Wertes“, schrie er; „und je weniger eine Dichtung redet, desto tiefer ist sie verwurzelt.“ Als er mir erzählte, er arbeite gerad an einer Romanze über ein Marienbild Cranachs des Aelteren, sagte ich Adieu.

Abends im Café wandte sich Gladys an mich, die Allwissende, der Nabel der Literatur: „Haben Sie schon gehört, wo der Gothisch, der James Gothisch, hingehen will, wenn er mit seinem Buch fertig ist?“ — „Den ‚Abriss einer Philosophie der Pantomime‘ meinen Sie?“ „Ja.“ — „Wohin?“ — „Zu den Trappisten“, zirpte sie.

Kurt Hiller

DIE VERWANDTSCHAFT

Aus dem Metternich-Prozess klingen die Inserate der Verwandtschaft nach. Noch mitten drin, in fettesten Buchstaben, Abdruck einer Notiz: „Wer sich über das An und Auf des Metternich-Prozesses genau unterrichten will, dem seien Landsbergers Bücher herzlichst empfohlen. Berlin W. wie es von innen aussieht . . .“ Offenbar geschah dies nur vom Verlag und gegen das heftige Sträuben A. O. Webers.

Zweite Notiz der Verwandtschaft. Von der andren Seite. „Claire Vallentin, die in dem schwebenden Prozess vielgenannte Frau des Grafen Gisbert Wolff-Metternich, wird mit einem eigenen Ensemble im Apollotheater in Wien gastieren.“ Seh' einer an. Beigefügt, dass es in „einem von ihr selbst verfassten Einakter geschehen wird.“ Nun da!

Sendungen für den politischen und den literarischen Teil sind zu adressieren

Grunewald, Gneiststrasse 9;
Leitung des Pan.

Sendungen, welche die bildende Kunst und den Handelsteil betreffen:

Berlin W.10, Viktoriastrasse 5.

Für Unverlangtes keine Bürgschaft.

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Damm, Berlin-Wilmersdorf.
(Alfred Kerr zeichnet verantwortlich für die von ihm verfassten Beiträge.)
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Der liebende Flaubert

Von THEODOR REIK

Ein Schlusskapitel aus der österreichischen Handschrift. Ein Menschenbelegstück.

Mancher, der es liest, wird sagen: „Angenehmer Beruf. Angenehme Leute . . .“

Muss der Boden von dieser Art sein, auf dem tiefere Dichtungen wachsen?

Ich glaube, die Frage bleibt anders zu stellen.

Der Boden ist so sehr anders nicht bei bürgerlicheren Gestalten. Nur gibt es dort keine Feststellungen. Hier gibt es welche. K.

Er lernte Mme. Schlesinger kennen. Wir wissen schon, welche Rolle diese Frau in seinem Leben spielt. Noch acht Jahre später schreibt er darüber an seine Geliebte: „Der junge moderne Mensch besitzt eine Seele, die sich mit 16 Jahren für eine ungeheure Liebe öffnet, die ihn den Luxus, den Ruhm, allen Glanz des Lebens begehren lässt, diese schmelzende und traurige Poesie des Knabenherzen — hier ist eine Seite, die noch niemand berührt hat. O teure Freundin, ich will Dir ein hartes Wort sagen, und dennoch entspringt es der ungeheuersten Sympathie, der vertrautesten Freundschaft. Wenn Dich jemals ein armer Knabe lieben wird, der Dich schön findet, ein Knabe wie ich es war, so schüchtern, furchtsam, zitternd, der Angst vor Dir hat und der Dich sucht, der Dich meidet und Dich verfolgt, sei gut mit ihm, stoss ihn nicht zurück, gib ihm nur Deine Hand zum Kuss, er wird sterben vor Glücksrausch. Verliere Dein Taschentuch, er wird es nehmen und damit schlafen, er wird sich darauf unter Tränen herumwälzen. Das Schauspiel von neulich*) hat das Grab geöffnet, wo meine Jugend mumienhaft schlief. Ich habe ihre welken Düfte wieder gespürt, es ist mir etwas davon in die Seele gedrungen gleich jenen vergessenen Melodien, welche man

*) Besichtigung eines Gymnasiums.

wiederfindet im Nebel während dieser langen Stunden, da das Gedächtnis wie ein Gespenst in den Ruinen in unseren Erinnerungen spaziert.“ Oft quälen ihn Erinnerungen. „Liebe des jungen Mannes, Ironien des reifen Alters, o ihr kommt oft mit euren dunklen, trüben Farben wie die Schatten, fliehend, gestossen, die einen durch die andern, wie die Schatten, die in den Winternächten an den Mauern vorüberhuschen.“ Bei der Aussprache eines Namens kommen alle Personen wieder mit ihrem Kostüm und ihrer Sprache und spielen ihre Rolle, wie sie sie in seinem Leben gespielt. „Namentlich die erste Liebe, die niemals heftig noch leidenschaftlich war, ausgelöscht seither durch andere Wünsche, aber die doch im Grund meines Herzens bleibt wie eine antike Römerstrasse, die man durch einen gemeinen Eisenbahnwagen durchquert hat . . .

Wir haben schon gesagt, dass diese Leidenschaft eine Ersatzliebe für die Mutter war. Nur so ist der tiefe Eindruck zu erklären, den die Situation, in der er die Frau zum erstenmal sah, auf den Knaben machte. So ist es auch zu erklären, mit welcher Ausdauer noch der reife Mann insgeheim an dieser ersten tiefen Liebe hing. Er scheidet strenge zwischen platonischer und sinnlicher Liebe*). „Was die Menschen gewöhnlich am tiefsten berührt, ist für mich sekundär — wirklich habe ich die physische Liebe immer von der anderen getrennt . . . Ich habe eine Frau von 14 Jahren (1838?) bis 20 Jahren geliebt ohne es ihr zu sagen, ohne sie zu berühren, und ich habe fast drei Jahre gelebt, ohne mein Geschlecht zu spüren. Ich habe einen Augenblick geglaubt, dass ich so sterben werde und habe dem Himmel gedankt.“ Doch es kam anders**). Die Vorstellungen der Wollust, die ihn mit 15 Jahren überfallen hatten, kehrten mit 18 wieder. „Wenn ihr etwas von dem Vorhergegangenen verstanden habt, müsst ihr euch erinnern, dass ich bis zu diesem Alter keusch lebte und noch nicht geliebt hatte: was die Schönheit der Leidenschaften und ihren klingenden Lärm betraf, lieferten mir die Dichter die Stoffe für meine Träumereien; vom Vergnügen der Sinne, von den körperlichen Freuden, die die Jünglinge begehren, erhielt ich in

*) Corr. I. 197. 1846. an L. Colet.
**) Novembre. Oeuvres de jeunesse. II. S. 192.

meinem Herzen die unablässige Sehnsucht . . .“ Aber die Eitelkeit drängt ihn zur Liebe, „nein, zur Wollust, nicht einmal dazu, nur zur Sinnlichkeit. Man verspottete mich wegen meiner Keuschheit, ich errötete darüber, sie machte mich beschämt; sie drückte mich wie wenn sie die Verdorbenheit wäre. Eine Frau kam mir gelegen, ich nahm sie. Und ich ging aus ihren Armen voll Ekel und Bitterkeit . . .“

Dennoch, trotz aller Vorwürfe drängt ihn die Sinnenlust zu anderen Versuchungen. Seine Seele aber blieb der einen treu. Er hat an seine Geliebte die wahren Worte geschrieben*): „Die Frauen verstehen nicht, dass man in verschiedenen Stufen lieben kann; sie sprechen viel von der Seele, aber der Körper hält ihr Herz fest, denn sie sehen die ganze Liebe in den körperlichen Akt verlegt. Man kann eine Frau anbeten und doch jeden Abend zu Freudenmädchen gehen.“ Wir wollen einen Augenblick halten und Flauberts Liebesleben, so weit wir es kennen gelernt, betrachten. Schon im Pubertätsalter scheidet er zwischen dem reinen unnahbaren Weib und dem dirnenhaften Weib (Mme. Arnoux und Rosanette in der „Education“), im Leben und in der Dichtung. Der Geliebten hält er sein Leben lang die Neigung in ihrer ganzen Stärke. Doch geht er nebenbei Liebesverhältnisse ein, die nichts mit der grossen Liebe zu tun haben. Er fixiert seine Liebe nur auf Frauen, die nicht frei sind. Er will seine Geliebte stets retten.

Dieser lebendige und intensiv (nach innen) lebende Mensch ist der stärkste Beweis für die Richtigkeit der Theorie Freuds über einen Typus der Objektwahl. (Die Theorie ist indessen ebenfalls ein Niederschlag empirischer Erkenntnisse.) Die Linien der aufgezeichneten Eigentümlichkeiten des Liebeslebens ziehen sich durch das ganze Dasein des Dichters.

Wie stellt sich nun Flaubert in seinem Verhalten zu diesen Neigungen? Wir haben konstatiert, dass der Dichter Inzestwünsche in ungeheurer Intensität gehabt hat. Sadistische Tendenzen traten hinzu. Allen diesen Regungen, die tief im Infantilen wurzelten, konnte keine Erfüllung winken. Durch

*) Corr. I. 235. 4. Sept. 1846.

einen ungeheuren Energieaufwand wurden sie vom Bewusstsein ausgeschaltet, sie wurden verdrängt.

In Paris lebt er einsam, ganz seinen Träumen hingegeben. Die Vergnügungen seiner Kameraden erscheinen ihm dumm. Er schloss sich ein, legte sich aufs Bett und träumte viel. Innerlich wurde er immer verbitterter. Den klarsten Ausdruck fanden diese Stimmungen in der „Education sentimentale". Schon 1841 schreibt er an Ernest Chevalier: „Du sagst mir, Du hast keine Frauen, das ist wahrlich sehr weise. Ich betrachtete diese Art Wesen als ziemlich dumm; die Frau ist ein gewöhnliches Geschöpf, wovon der Mann sich ein zu schönes Ideal gemacht hat." Er zieht in Paris Vergleiche zwischen dem Leben der jeunesse doreé und seinem freudlosen Dasein. Seine Stimmung ist die trübste. Wir verstehen nun folgende Auslassung: „Ich bin so vertiert, dass es als Weisheit, ja selbst als Tugend gelten kann. Oft habe ich Lust, dem Tisch Faustschläge zu geben, und alles in Stücke zu schlagen, wenn dann der Anfall vergangen ist, sehe ich an meiner Uhr, dass ich eine halbe Stunde in Jeremiaden verloren habe." Er schildert in der „Education" wovon Fréderic und ein Freund träumen. Später hat er in einem Buche von Balzac sich in jener Zeit wiedergefunden. Es hat sich mit tausend Haken an ihn geklammert. „Erinnerst Du Dich," schreibt er an Luise Colet, „dass ich Dir von einem metaphysischen Roman erzählt habe (im Plan), wo ein Mensch durch Denken dahin gelangt, dass er Halluzinationen hat, an deren Schluss das Phantom eines Freundes erscheint, um den ideellen Schluss aus den (weltlich fassbaren) Prämissen zu ziehen . . ." Flaubert meint wahrscheinlich den Plan des Romans „La spirale". Eine ähnliche Situation hat uns aber auch in der „Versuchung des heiligen Antonius" beschäftigt. Hilarion zieht den Schluss: es bleiben nur Wollust und Tod. Dieselbe Stelle wirft also ein helles Licht auf die Zeit, in welcher die ersten Ansätze der „Versuchung" fallen. Auch Flaubert hatte Halluzinationen, auch er litt an denselben inneren Kämpfen. „ . . . schliesslich will sich der Held in einer Art mystischen Wahnsinns kastrieren; ich habe mitten in meinen Pariser Wirren mit 19 Jahren das gleiche Verlangen gehabt (ich werde Dir in der Rue Vivienne den

Laden zeigen, vor dem ich eines Abends mit unabweislicher Intensität von diesem Gedanken erfasst stehen geblieben bin, damals als ich zwei ganze Jahre verlebt habe, ohne eine Frau zu sehen.) Letztes Jahr, als ich Dir von dem Gedanken sprach in ein Kloster zu gehen, da war es die alte Hefe, die in mir aufstieg. Es kommt ein Moment, wo man das Bedürfnis fühlt, sich Leiden anzutun, sein Fleisch zu hassen, sich Kot ins Gesicht zu werfen, so scheusslich erscheint es einem. Ohne die Liebe zur Form wäre ich vielleicht ein grosser Mystiker geworden; nimm meine Nervenanfälle hinzu, die nichts sind als unfreiwillige Ebenen von Ideen und Bildern, das psychische Element springt dann über mich hinaus und die Bewusstheit verschwindet mit dem Gefühl des Lebens."

Dieser Brief kommt für die Psychogenese des Antonius sehr in Betracht.

Der Dichter schreibt um diese Zeit: „Es ist eine merkwürdige Sache, wie ich vom Weibe abgekommen bin. Ich bin satt wie Solche sein müssen, die man zuviel geliebt hat. Ich bin impotent geworden, weil ich diese grossartigen Strömungen zu sehr strömen gefühlt habe, um sie jemals sich ergiessen zu sehen." Wir sehen wie weit die Sexualverdrängung bereits vorgeschritten ist. Wunderbar ist es, wie dieser scharfsinnige und tiefbohrende Psychologe Das ins Bewusstsein emporreisst, was andere vor sich selbst verhüllen und verleugnen. „Ich nun — ich fühle weder die Verzückungen der Jugend mehr noch diese grossen Bitternisse von ehemals. Sie sind vermischt und das gibt eine Gesamtfarbe, wo sich alles vermischt und verwischt findet . . . Krank, zornig, tausendmal im Tag als Beute von Momenten einer fürchterlichen Angst, vollende ich meine Werke langsam, wie der gute Arbeiter, der mit aufgestreiften Ärmeln und mit schweissbedecktem Haar auf den Amboss schlägt, ohne sich zu beunruhigen, ob es regnet oder stürmt, hagelt oder donnert. Ich war früher nicht so. Dieser Wechsel ist natürlich eingetreten. Mein Wille war auch dabei zu etwas gut. Er wird, hoffe ich, mich noch weiter führen. Alles, was ich fürchte, ist, dass er schwach werde; denn es gibt Tage, von einer Schwäche, die mir Furcht macht. Schliesslich glaube ich etwas verstanden zu haben,

ein grosses Ding; nämlich, dass das Glück für Leute unseres Schlages in einem anderen Paradies liegt.“ Angstanfälle von grosser Intensität sind, wie wir sehen, die Folge dieser starken Sexualablehnung eines so temperamentvollen Menschen. Die Arbeit, die Kunst ist an die Stelle der libido getreten; die Sublimierung ist vorläufig geglückt.

... Er fällt beim Examen durch und will nicht mehr Jus studieren. Auf der Heimfahrt mit seinem älteren Bruder Achille bekommt er seinen ersten Nervenanfall. Wieso kam das? Das Leben, das er in Paris geführt hatte, konnte nicht ohne Einfluss auf sein Nervensystem bleiben. Er berichtet selbst von Ermüdung, Anfällen von Angst, von Halluzinationen und schwächeren Tobsuchtstendenzen. Da er heimkehrt, bricht sich der zurückgehaltene Affekt Bahn. Die Furcht vor dem strengen Vater (und der infantile Hass gegen ihn), die Erwartung, die geliebte Mutter wieder zu sehen, die Enttäuschung wirken zusammen. Als auslösendes Moment wirkt wohl die Eisenbahnfahrt. Das mechanische Erschüttern des Körpers löst oft im Kinde sexuelle Erregung aus*). Der Erwachsene wiederholt diesen Affekt. Und die unbefriedigte Libido flüchtet in die Absence, wo sie die Erfüllung ihrer Wünsche erwartet. Man hat die Krankheit des Dichters früher als eine epileptische betrachtet. Wir werden sie eine pseudoepileptische Hysterie nennen. Die Anfälle treten bei Tage auf; der erste im frühen Alter. Der ethische Besitzstand des Patienten ist durchaus nicht gestört**). Flaubert selbst beschreibt diese Anfälle folgendermassen: „Meine Nervenkrankheit war ein Abschaum dieser intellektuellen Possen. Jeder Anfall war wie eine Art Erguss der Phantasie, es waren Verluste der malerischen Fähigkeit des Schädels, hunderttausend Bilder, auf einmal wie ein Feuerwerk aufspringend. Es war eine Verknotung der Seele und des Körpers (ich habe die Überzeugung, dass ich mehrere Male gestorben bin), aber was die Persönlichkeit ausmacht, das Bewusstsein, ging bis ans Ende, ohne das wäre das Leiden null gewesen, denn ich war rein passiv, ich war bei Bewusstsein, selbst wenn ich nicht

*) Freud, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie.

**) Die psychische Behandlung der Epilepsie von Dr. Wilhelm Stekel im Zentralblatt für Psychoanalyse. Heft 5/6. Jahrgang 1911.

sprechen konnte. Dann war die Seele ganz auf sich zurückgezogen wie ein Igel, der sich mit den eigenen Spitzen weh tut."

Der Ausdruck „Verlust" ist vielleicht kein zufälliger, die Attacke ersetzt oft den Geschlechtsakt. Über die Art der Attacken verweise ich noch auf den wichtigen Brief an Luise Colet, den ich vorhin zitiert habe und auf die Anfälle des Heiligen Antonius. Dort finden sich nämlich die besten Schilderungen. Diese sowie einige andere Stellen, z. B. die Halluzination Fréderics neben dem schlafenden Arnoux, lassen uns auch in den Inhalt der Absencen sehen. Die Anfälle haben stets einen sexuellen und kriminellen Sinn. Der Dichter sagt: „Was ich habe, da weiss ich nicht, und man weis es nicht, da das Wort Neurose eine Gesamtheit von verschiedenen Phänomenen ausdrückt und zugleich die Unwissenheit der Herren Ärzte." An George Sand berichtet er (März 1874): „Dr. Hardy nennt mich eine hysterische Frau; ein Wort, das ich tief finde." Auch wir finden es tief: Die Hysterie ist eine Krankheit, deren Ätiologie vornehmlich in der intensiven Sexualablehnung und der Abspaltung unlustbetonter Vorstellungen vom Bewusstsein liegt. Das Wort ist tief, denn es zeigt, dass der Arzt die stark weibliche Anlage Flauberts erkannt hat. Es folgten in längeren oder kürzeren Zeitabschnitten mehrere Anfälle. Im Alter nahmen sie ab. Die Nichte Flauberts sagt darüber:*) „Diese Nervenkrankheit legte sich wie ein Schleier auf sein ganzes Leben; es war eine Furcht, welche die schönsten Tage verdunkelte." Der Vater Flauberts machte ihm drei Aderlässe. Bei der geringsten Empfindung zittern ihm alle Nerven, die Knie, die Schultern. 1846 hat ihm Pradier angeraten, ein festes Verhältnis zu beginnen. Aber, so fragt Flaubert, wo sollte er Halt machen? „Eine normale, regelmässige, kräftige und feste Liebe würde mich zu sehr aus mir herausreissen, würde mich beunruhigen, ich würde ins aktive Leben zurücktreten, in die physische Wahrheit, kurz in den Menschenverstand, und gerade das ist mir jedesmal schädlich gewesen, wenn ich es habe versuchen wollen." Er ist dennoch dem Rate gefolgt. Am 3. August 1846 war Luise Colet seine Geliebte geworden. Dieses

*) Souvenirs intimes par Caroline Commanville. S. XII.

Verhältnis ist sehr eigentümlich. Flaubert quält die Geliebte, sie verfolgt ihn mit Eifersucht. Luise Colet war eine mittelmässige Schriftstellerin, später durch mannigfache Intrigen und Liebesgeschichten bekannt. Flauberts Nervosität bleibt nicht nur in diesem Verhältnis, sondern steigert sich noch. Sie wünscht, dass er oft zu ihr komme, doch er besucht sie nur alle Monate auf ein paar Tage und bleibt die übrige Zeit in Croisset bei der Mutter.

Wir müssen nun zur Betrachtung dieses Liebesverhältnisses einen Blick in die Correspondance der beiden werfen. Dieser Briefwechsel gehört zu den psychologisch interessantesten, die wir besitzen. Gleich ein charakteristisches Beispiel. 1853 schreibt Flaubert: „Du bist Heidin und südlich, Du liebst das Dasein, Du achtest die Leidenschaften, Du strebst nach Glück. Ah! Das war schön, als man noch den Purpur auf dem Rücken trug, als man noch unter einem blauen Himmel lebte . . . Aber ich, ich hasse das Leben, ich bin Katholik, ich habe etwas von der grünen Sinterung normannischer Dome im Herzen, meine Zärtlichkeit des Geistes gilt den Inaktiven, den Träumern; ich bin es müde, mich an- und auszuziehen, zu essen usw. Wenn ich keine Angst vor dem Haschisch hätte, würde ich mich statt des Brotes damit sättigen, und wenn ich noch dreissig Jahre zu leben hätte, würde ich sie auf dem Rücken liegend verbringen, untätig und im Zustand eines Klotzes.“ Luise liebt ihn, aber sie will von ihm Tatsachen, Beweise seiner Liebe. Er antwortet auf ihre Klagen: „Weisst Du nicht, dass ich kein Jüngling mehr bin, und dass ich es um meinet- und Deinetwillen bedauert habe; wie willst Du, dass ein Mann, der von der Kunst abgestumpft ist, wie ich es bin, beständig verhungert nach einem Ideal, das er nicht erreicht, dessen Sensibilität schärfer ist als eine Rasierklinge und der sein Leben damit verbringt, den Feuerstahl darauf zu schlagen, um Funken herauszulocken . . . Wie willst Du, dass der mit zwanzigjährigem Herzen liebt . . . Leute wie wir, sollten eine andere Sprache gebrauchen, um von sich zu reden, wir dürfen keine schönen und hässlichen Tage haben. Heraklit hat sich die Augen ausgestochen, um diese Sonne, von der ich rede, besser sehen zu können.“ Einmal klagt er: „Ich bin Dein Unglück, ich kann nicht geniessen, Hingebung ist Schmerz für

mich.“ Der nackte Trieb durch die lockende Frau repräsentiert und die Sublimierung, welche in der Kunst besteht, ringen fortwährend in ihm. Unter diesen Qualen ruft er ihr zu: „Ich wollte, Du liebtest mich nicht und Du hättest mich nie gekannt und damit glaube ich einen Wunsch auszusprechen, der Dein Glück angeht. So wie ich wollte, meine Mutter liebte mich nicht, ich liebte weder sie noch irgend jemand in der Welt; ich wollte, nichts ginge aus meinem Herzen heraus, um zu anderen zu gehen, und nichts käme aus den Herzen der anderen zu meinem. Je mehr man lebt, um so mehr leidet man . . . Jeder kann nur nach seinem Masse tun. Nicht einen Mann, der wie ich in allen Exzessen der Einsamkeit gealtert ist, nervös zum ohnmächtig werden, von unterdrückten Leidenschaften gequält, voller Zweifel nach innen und aussen, nicht den musste man wählen.“ (1851.) Der befremdliche Wunsch, nichts zu fühlen und von niemandem geliebt zu werden, erklärt sich leicht. Seine erste Liebe war unglücklich: als erste nennt er die Mutter, die er lieber nicht geliebt hätte, gleich darauf spricht er von unterdrückten Leidenschaften. „Weisst Du, wohin mich die Melancholie von all dem geführt und wozu sie mir Lust gemacht hat? Die Literatur für immer hinzuwerfen, überhaupt nichts mehr zu tun und bei Dir zu leben.“ Trotz aller Sehnsucht bleibt er bei der Arbeit. „Mir ist, als seien es zehn Jahre her, dass ich Dich nicht gesehen habe. Ich möchte Dich in meinen Ohnmachten an mich pressen, aber nachher? Nein, nein, ich weiss, auf die Festtage folgen zu traurige Tage. Die Melancholie selber ist nur eine Erinnerung, die sich nicht kennt!“ Der letzte Satz zeigt eine tiefe psychoanalytische Einsicht.

Verzweifelt schreibt er einmal: „Ich wollte, wir behielten unsere beiden Leiber und wären nur ein Geist!“

„Du bist keine Frau und wenn ich Dich mehr und vor allem tiefer geliebt habe als jede andere, so liegt das daran, dass Du mir weniger Frau zu sein schienst als jede andere, all unsere Zwiste sind immer nur von der weiblichen Seite hergekommen.“

Dieselbe Ansicht zeigt sich in einem anderen Brief. „Ich habe mich immer bemüht, aus Dir einen erhabenen Hermaphroditen zu machen.“ Es zeigt sich, dass hinter diesem Wunsche

die Rettungsphantasie und ein homosexueller Einschlag des Dichters steckt. Wir werden an Flaubert selbst denken, wenn in der Salambo der Priester der Tanit (ein Kastrierter) geschildert wird. Es sind genau die Linien des Verhältnisses zwischen Flaubert und Luise Colet, in das Karthago Hamilkars verlegt. „In der Leere seines Lebens blühte Salambo wie eine Blume in der Spalte eines Grabes und doch war er hart gegen sie und ersparte ihr weder Busse noch bittere Worte; sein Zustand begründete gewissermassen Gleichheit des Geschlechtes zwischen ihnen . . .“

Er grollt dem Mädchen weniger weil er sie nicht besitzen kann, als weil er sie schön und begehrlich findet. „Oft sah er, wie sie sich abmühte, seinen Gedanken zu folgen, dann kehrte er tieftraurig in den Tempel zurück und fühlte sich verlassener, einsamer als je.“

Der Gedanke an einen Zusammenhang wird greifbarer, wenn wir daran denken, dass Flaubert den Dichter gern mit dem Priester verglich und von einer „sakral-heiligen Kunst“ sprach. Tiefer noch vielleicht, lässt eine andere Stelle der „Salambo“ in das psychische Gefüge des Dichters sehen. „Den Priester der Tanit zwingt alles, was er an irdischen Dingen sieht, zu der Erkenntnis, dass das vernichtende, männliche Prinzip das höhere sei; er beschuldigt die Rabbit insgeheim des Unglückes in seinem Leben. Hätte nicht der Oberpriester ihn nur ihretwegen beim Klang der Zymbel und neben einer Schale voll heissen Wassers seiner künftigen Mannheit beraubt? Und melancholisch folgte sein Blick den Männern, die sich mit den Priesterinnen der Göttin im Schatten des Terebinthengehölzes verloren.“ Genau so melancholisch folgt mit den Blicken der Dichter, der sich der Kunst mit ganzer Kraft gegeben, den Männern der Tat und des sexuellen Sichauslebens. (Alfred Adler wür de hier von männlichem Protest sprechen müssen*). Man hat ihn so oft gedemütigt, erklärt, „ich habe so viel Ärgernis gegeben, man hat mich so schreien lassen, dass ich schon seit langer Zeit dazu gekommen bin, zu erkennen, dass man, um glücklich zu leben,

*) Psychischer Hermaphroditismus im Leben und in der Neurose. Fortschritte der Medizin. Leipzig 1910. Heft 16.

allein leben und alle Fenster verschliessen muss aus Furcht, dass die Weltluft nicht zu Euch komme. Ich bewahre immer wider meinen Willen etwas von dieser Gewohnheit, deshalb habe ich systematisch einige Jahre die Gesellschaft der Frauen gemieden. Ich wollte keine Fesseln bei der Entwicklung meines angeborenen Prinzipes, kein Joch, keinen Einfluss, zum Schluss habe ich nichts mehr gewünscht von allem, ich lebte ohne die Zuckungen des Fleisches und des Herzens und ohne mein Geschlecht zu fühlen".

Wir wissen, wie sehr er bedauert, dass diesem Zustande jetzt ein Ende gemacht wurde. Jetzt wird er, wie er berichtet, von Tag zu Tag reizbarer. Er verfällt unaufhörlich in Träumereien. Ein Nichts bringt ihn zu Tränen. Er fühlt zwei grosse Konflikte in sich: das Schwanken zwischen der Mutter und der Geliebten — und die Wahl, die schwere Wahl zwischen Liebe und Kunst. Seiner Mutter, die ihm zur Heirat rät, antwortet er, er sei über das Alter dazu hinaus (1850!)*). „Wenn man wie ich, gelebt hat, ein ganz inneres Leben voll unruhiger Analysen und ungestümen Gewohnheiten, wenn man sich so oft selbst erregt hat und abwechselnd beruhigt und seine ganze Jugend gebraucht hat, um mit seiner Seele zu manövrieren wie ein Reiter mit seinem Ross, das er mit Sporeneinsatz zwingt, quer durch die Felder zu galoppieren, mit kleinen Schritten zu gehen, über Gräben zu springen, im Trott oder mittleren Schritt zu gehen, das alles für nichts als um sich zu unterhalten und mehr davon zu verstehen." Er glaubt also, dass keine innere Erschütterung ihn von seinem Platze werfen könnte. Die Heirat wäre für ihn ein Abfall . . . „Du wirst den Wein, die Liebe, die Frauen, den Ruhm malen, unter der Bedingung, mein Lieber, dass Du weder betrunken, noch verliebt, noch verheiratet, noch ein junger Infanterist sein wirst. In das Leben verwickelt sieht man es schlecht, man leidet zu viel darunter und geniesst zu viel davon. Nach meiner Anschauung ist der Künstler eine Ungeheuerlichkeit, etwas ausserhalb der Natur. alle Missgeschicke, mit denen die Vorsehung ihn überhäuft, kommen daher, dass er dieses Axiom verneint.

*) Correspondance II. S. 24.

Er leidet darunter und macht darunter leiden. Man befrage darüber die Frauen, welche Dichter geliebt haben, und die Männer, welche Schauspielerinnen liebten."

Wichtig ist in diesem Briefe das Geständnis, dass Flaubert „sich selbst erregt". Es ist nach den vorausgegangenen Erzählungen seiner Phantasie kein Zweifel darüber möglich, dass es sich um Phantasien handelt. Dieser in so hohem Masse phantasiebegabte Mensch greift zu demselben Mittel wie sein heiliger Antonius, um seine Triebe zu befriedigen. Wir sind in der Lage, unsere Hypothese durch Tatsachen im höchsten Grade wahrscheinlich zu machen. In jenen über Rousseaus Aufrichtigkeit hinausgehenden Niederschriften des jungen Flaubert*), welche das sittliche Missvergnügen der Polizei erregten (weil sie Menschlich-Allzumenschliches ruhig beim Namen nannten), wird berichtet, was sich zutrug, als in Rom der Dichter eine schöne Dame am Arm einer alten Frau sah . . .

Es kommt nun zu den Gründen, die wir für die rätselhafte Zurückhaltung des Dichters gegenüber seiner Geliebten aufzählten, ein weiteres hinzu: die Angst vor Impotenz, vor den Folgen jener Phantasien. Eine Angst, die fast bei keinem Neurotiker fehlt. Wir werden wohl auch eine Äusserung so deuten dürfen, die Flaubert einmal schreibt: „Ich bereue meine ganze Vergangenheit, es scheint mir, ich hätte sie in Reserve halten müssen in einer unbestimmten Erwartung, um sie Dir zu geben, wenn der Tag gekommen ist." Nur so erklärt sich ferner, dass der junge Dichter über seine Müdigkeit spricht, dass er nicht mehr mit zwanzigjährigem Herzen lieben kann. Er möchte, klagt er der Geliebten nur Liebesworte, süss wie einen Kuss geben, aber „ich habe zu sehr in meiner Jugend geschrien, um singen zu können, meine Stimme ist heiser." Charakteristisch ist die Spaltung der Persönlichkeit, die er in sich wahrnimmt. „Ich führe zwei ganz verschiedene Existenzen, äussere Ereignisse waren das Symbol des Endes der ersten und der Geburt der zweiten. Alles das ist mathematisch genau. Mein aktives, leidenschaftliches, bewegtes, von widersprechenden Extremen und

*) Tagebuch d. j. Flaubert. „Pan". 1. Jahrg. Heft 7. 1. Februar 1911. S. 231.

vielfältigen Empfindungen reiches Leben hat mit 22 Jahren geendigt. In dieser Epoche habe ich mit einem Schlage grosse Umwälzungen durchgemacht und eine andere ist gekommen. Dann habe ich für meinen Gebrauch genau zwei Teile in der Welt und in mir gemacht. Auf der einen Seite das äussere Element, das ich verschieden, vielfarbig, harmonisch und ungeheuer wünsche, und von dem ich nichts empfange als das Schauspiel zum Genuss. Auf der anderen Seite das innere Element, das ich konzentriere, um es dichter zu machen und in das ich die reinsten Strahlen des Geistes in vollen Strömen durch das offene Fenster der Intelligenz eindringen lasse."

Wir werden noch beobachten können, welche Bedeutung diese Spaltung für den Dichter Flaubert hat. Er selbst gibt also sein 22. Lebensjahr als Wendepunkt an. Es ist die Zeit, da seine Nervenanfälle beginnen. Um diese Epoche waren schon alle bestimmenden Einflüsse abgeschlossen und zu einem vorläufigen Ergebnis gekommen. Der Charakter Flauberts änderte sich nicht mehr wesentlich.

Auf welchem Wege aber kam Flaubert zu dieser klaren Einsicht über sich und sein Wesen? Auf dem Weg einer unwissenschaftlichen, doch genialen Psychoanalyse — man kann es nicht anders nennen. Sie bringt ihm zugleich Licht und Leid. „Du sagst, dass ich mich zu sehr analysiere, aber ich finde, dass ich mich nicht genug kenne. Jeder Tag zeigt mir das von neuem. Ich reise in mir wie in einem unbekannten Lande, obgleich ich es schon hundertmal durchlaufen habe." „Die Analyse die ich beständig an mir vornehme, macht mich vielleicht ungerechter gegen mich. Und man verzeiht dann meinen Nerven nicht genug. Das hat mir die Sensibilität für den Rest meiner Tage verwüstet. Sie stumpft an allen Ecken und Enden ab, verbraucht sich über den geringsten Albernheiten, und um nicht umzukommen, ziehe ich mich wie ein Igel, der alle seine Stachel zeigt, zur Kugel zusammen." Wir verstehen nach dem Vorausgegangenen auch, wenn Flaubert versichert: „Und ich habe einen äussersten Widerwillen, auf meine Vergangenheit zurückzukommen, dennoch verlangt meine unbarmherzige Neugierde, alles zu durchforschen und alles aufzuwühlen bis zum letzten Moder."

Flaubert führt die Selbstanalyse durch wie ein geprüfter, geübter Psychoanalytiker: er geht auf die Vergangenheit, auf die Kindheit zurück. Auch im Verkehr mit Luise Colet zeigt sich die für den Neurotiker bezeichnende Zweifelsucht. „Seit wir uns gesagt haben, dass wir uns lieben, fragst Du mich, woher meine Zurückhaltung stammt. Warum? Weil ich die Zukunft ahne; weil das Gegenteil ohne Aufhören sich vor meinen Augen aufrichtet. Ich habe niemals ein Kind gesehen, ohne daran zu denken, dass es ein Greis wird, noch eine Wiege, ohne an das Grab zu denken. Die Betrachtung einer nackten Frau lässt mich von ihrem Skelett träumen. Darum machen mich lustige Schauspiele traurig, und die traurigen greifen mich wenig an. Ich weine zu sehr nach innen, um Tränen nach aussen zu vergiessen.“ Er fordert Luise auf, die Kunst mehr zu lieben als ihn. „Wir lieben uns jetzt, wir werden uns vielleicht noch mehr lieben, aber wer weiss: eine Zeit wird kommen, wo wir uns nicht einmal mehr unserer Gesichter erinnern werden. Hast Du manchmal Greise von ihrer Jugend erzählen gehört?“

Aus „Waller im Schnee“*

Langsam (𝅗𝅥)

(Stefan George)

Arnold Schönberg

Ich darf nicht dan - kend an dir nie - der - sin - ken. Du bist vom Geist der

Flur, aus der wir stie - gen: will sich mein Trost an dei - ne Weh - mut schmie - gen,

so wird sie zuk - - ken, um ihm ab - zu - win - ken.

* Mit Erlaubnis der Universal-Edition. A. G. Wien.

Ver - harrst du bei dem quä - len-den Be - schlus - se, nie dei - nes Lei - des Nä - he zu ge - ste - hen,

und nur mit ihm und mir dich zu er - ge - - - hen

am ei - sig - kal - ten tief - ent - schlaf - nen Flus - se?

Der bemerkenswerte französische Kritiker Arsène Alexandre sendet dem Pan diese Würdigung Durand-Ruels.

Durand-Ruel

Bild und Geschichte eines Kunsthändlers

Von ARSÈNE ALEXANDRE

Man würde sich einen allzu elementaren Begriff vom Kunsthändler machen, hielte man ihn nur für einen Mann, der zufrieden ist, Bilder zu kaufen und sie wieder zu verkaufen, so, wie irgendein Händler irgendeine Ware kauft und wieder verkauft. Selbst wenn wir annehmen, dass er sie sehr billig kauft und äusserst teuer verkauft, haben wir noch keine vollständige Definition. Diese genügte höchstens für einen Raritätenhändler. Der g r o s s e Kunsthändler ist ein Mann der Tat wie der Eroberer, ein Mann des Urteils wie der Kritiker, ein Mann der Leidenschaft wie der Apostel. (Ich spreche immer vom Apostel, Kritiker, Eroberer, Kaufmann im rein idealen Sinn.) Dieser Kunsthändler kann der Verbündete der Kritik sein und auch ihr Gegner; oder vielmehr der Verbündete der guten Kritik und der Gegner der schlechten, dann ist er der gute Kunsthändler. Ist die Beziehung die umgekehrte, so wird er ein furchtbarer Feind der Kunst, wenigstens in Zeiten, wo der schlechte Geschmack triumphiert, und die einzig wahre Schönheit „endgültig" begriffen wird.

Und doch, auch der gute Kunsthändler, der ideale, wenn er z u lebhaft die schönen Dinge liebt, ist in Gefahr, zuerst sich selbst zugrunde zu richten und mit sich dann auch andere unglücklich zu machen. Er muss ein Enthusiast, darf aber nicht zu sehr Träumer sein; er muss Geld verdienen, um grosse Opfer bringen zu können; er muss auch oft Opfer bringen, ohne des Verdienstes sicher zu sein. Ebenso wie der schlechte Kunsthändler ein erbitterter Verbreiter des schlechten Geschmackes ist, so ist der gute Kunsthändler ein Vorkämpfer für die Künstler, die durch ihre Werke den schlechten Geschmack bekämpfen, gerade darum aber viel Mühe haben, sich jene Stellung zu erobern, die ihnen die Zukunft geben wird. Er ist, kurz gesagt, eines der wesentlichen Organe dieses gewaltigen Systems von Schönheitsfabriken, wie sie die moderne Gesellschaft zeugt und charakterisiert. In

den alten Republiken, Athen oder Florenz, wo jedem Kunstbegeisterten der Künstler unmittelbarer Nachbar und Lieferant war, in den absoluten Monarchien, wo dem Papst, dem Kaiser, dem Könige der Künstler Schützling und Freund, sogar manchmal Diener war, hätte diese Auffassung vom Kunsthändler keine Möglichkeit gehabt. Heute ist Athen, Florenz, der Papst, der Kaiser, der König — der erste beste, einer der zahllosen ersten besten. Darum stände es schlimm um eine Gesellschaft, die nur schlechte Kunsthändler hätte; das Heil ihrer künstlerischen Seele wäre gefährdet.

Man sieht schon, dass die Persönlichkeit des Kunsthändlers sich nicht so einfach darstellt, wie man glauben könnte. Aus dem herrlichen Beispiel, das ich jetzt, eine schöne und ergreifende Gelegenheit benutzend, vor Augen stellen möchte, soll jener Begriff seine volle Ergänzung und Lebendigkeit erhalten.

In diesen Tagen ist Durand-Ruel achtzig Jahre alt geworden. Würde man die Geschichte der Kämpfe erzählen, die er fast sechzig Jahre lang durchgefochten hat, so könnte man zeigen, dass die heroischen Zeiten, mag man sagen, was man will, noch nicht verschwunden, und die Romane von Balzac nur zu glaubhaft wahr sind. Man sähe aus dieser Geschichte unter anderem die seltsame Tatsache, dass ein Kunsthändler für die Künstler, deren Sieg er sich als Ziel gesetzt hatte, leidet, in einer Zeit, da man in der Regel zwar Künstler d u r c h einen Kunsthändler, niemals aber f ü r ihn leiden sah. Diese sechzig Jahre ergäben das Defilé so vieler berühmt gewordener Werke, und man steht erstaunt vor dem Wunder einer Häufung von Millionen, die als Preis gezahlt wurden nach dem langen, mühseligen Kampfe, der um die bescheidensten Preise geführt worden war. Auch Durand-Ruel selbst hätte diesen Wertzuwachs schwerlich im voraus berechnen können, so häuftig kehrten manche dieser Bilder immer wieder in seine Hände zurück — und bekamen jedesmal einen neuen Wert und oft sogar eine neue Bedeutung. Denn es ist sonderbar: Kunstwerke, ganz wie Menschen, wechseln Charakter, Sprache und Ansehen, wenn sie den Ort wechseln. Und alle diese Schicksale, die Durand-Ruel lenkte, indem er für sie und für sich mit unglaublicher Hartnäckigkeit kämpfte, haben ihm schliesslich ein besonderes Gesicht geprägt, um ihn eine Atmosphäre gebildet, grundverschieden von der Erscheinung und der Radioaktivität der anderen Kunsthändler.

Um übrigens die besondere Art dieses Mannes richtig einzuschätzen, muss man den Mann kennen und sich häufig und zwanglos mit ihm unterhalten haben. Vor allem: Er ist die Einfachheit selbst. Keine von den grossen Pariser Berühmtheiten

ist leichter zugänglich. Ihn findet, wer es will, zu jeder Stunde Rue Laffitte, in seinem Salon, durch dessen Tür alljährlich Tausende von Neugierigen, Künstlern, Liebhabern, gleichgültigen Reisenden treten. Man sieht einen mittelgrossen Mann sich erheben und herankommen; ein volles, rasiertes Gesicht, kurze, weisse Haare, ein Schnurrbart wie eine Bürste. Struppige Augenbrauen umrahmen Augen von äusserster Lebhaftigkeit, bald ernst und fragend, bald sprühend von Witz und Malice. Die Stimme ein wenig verschleiert, aber fest, die Sprache klar. Sanfte und liebenswürdige Manieren, die Hände auf dem Rücken, den Kopf ein wenig nach vorn geneigt und leicht seitwärts gebogen, um aufmerksamer dem Sprechenden folgen zu können. Häufige Ironie; wenig grosse Worte, keine grossen Phrasen; aber zum Ausgleich alle Zeichen einer beispiellosen Hartnäckigkeit, eines Willens ohne Heftigkeit, der aber unbeugsam ist, lächelnd sein Ziel erreicht. So ist dieser kleine, weisse, schwarzgekleidete Mann, der nie ein ungünstiges Urteil widerruft, und dennoch so angenehm zu plaudern und so gastfreundlich zu empfangen weiss.

Ein verbreiteter Irrtum, den zu berichtigen die schöne Gelegenheit gestattet, datiert Durand-Ruel und seine Originalität von der Epoche des Impressionismus. Wenn er 1870 gestorben wäre, so hätte man ihn als den glühendsten Verteidiger der Schule von 1830 betrachtet, und er wäre ruiniert gestorben. Wäre er 1886 dahingegangen, so hätte er ebenso die Erinnerung an einen Mann hinterlassen, der sich ruiniert hatte, nämlich für die Impressionisten, und das wäre der ganze Unterschied gewesen — ein kapitaler Unterschied, nicht in der Wirkung, aber vom historischen Gesichtspunkt aus.

Ein wesentlicher Zug dieses Lebens ist auch, dass es das Glied einer geschlossenen, konsequenten Dynastie darstellt und nicht etwa eine Karriere, die durch irgendeinen Glückszufall in die Höhe getrieben wurde. Durand-Ruel ist der Nachfolger seines Vaters im selben Geschäft und seine Söhne, heute Mitarbeiter, sollen seine Nachfolger werden. Es gibt dunkle Jahre in seiner Geschichte, nicht aber Zufälligkeiten.

Der Vater unseres Kunsthändlers hatte 1825 ein Geschäft in der Rue St. Jacques; er verkaufte hauptsächlich Farben und Malgeräte. Es ist nicht leicht, das Bild dieser Strasse und des Verkehrs, wie er sich damals in ihr abspielte, heute sich vorzustellen. Klar, breit und banal ist aus düster, eng und pittoresk von damals geworden. Ich erwähnte vorhin den Namen Balzac. Seine Bücher muss man lesen, um sich vorstellen zu können, wie diese ernsten, nüchternen, betriebsamen Geschäfte aussahen, denen es an Kunden nicht fehlte und die jeden leeren

Luxus verschmähten. Die Rue St. Jacques ist eine lange und bedeutungsvolle Strasse, die in gerader Linie von der Montagne de la science zur Basilique, wo sich die Könige salben liessen, läuft und unterwegs für die verschiedensten Dinge Raum hat. Der Teil, von dem wir sprechen, war Nachbar jener Gegend, wo „Kunst gemacht" wurde; das war besonders die Ile St. Louis. Durand-Ruel Vater hatte also zunächst die Künstler nur zu bedienen, bevor er sie beschützte. Die Namen seiner Künstler waren Daubigny, Jules Dupré, Daumier; ihre Freunde waren Corot, Rousseau und ein wüster bäurischer Mann, welcher I. F. Millet hiess. Schon der Farbenhändler hatte gelegentlich die seltsame Laune, von diesen Anfängern einige Bilder zu kaufen, die jeder Zeitgenosse von jenem Geschmack, der sich nach dem akademischen Ruhm in Gegenwart und Zukunft richtet, verachtet hätte.

So erfuhr der Kunsthändler, dessen Geschichte wir schreiben, an dem väterlichen Beispiel, dass sein Beruf zu den undankbarsten und schwierigsten der Welt gehört. Er sorgte sich wenig darum, das gleiche Leben führen zu müssen wie seine Eltern, die er in unaufhörlichen Aengsten um die Erfüllung geschäftlicher Verpflichtungen sah. Darum zwang ihn das Schicksal genau dasselbe zu tun und lange Zeit in den gleichen Nöten zu leben. Er hatte zwar klar seine Absicht ausgesprochen, nicht länger so Geschäftsmann zu sein. Er hatte alle Studien vollendet, um in die Schule von Saint-Cyr einzutreten und war in sie mit ausgezeichneten Noten zugelassen worden; da verzögerte eine Bronchitis seinen Eintritt dort. Dieses Missgeschick, das mit einer neuen Krise des väterlichen Geschäftes zusammenfiel, die schwankende Gesundheit seines Vaters, dringende Vorstellungen sollten den jungen Mann bewegen, sich zu opfern — und schon war die Epaulette ein Traum, fern und entflohen. Ich liebe es sehr, mir den General auszumalen, der aus Durand-Ruel geworden wäre; er wäre gewiss eher ein waghalsiger Freiwilliger in irgendeinem Feldzuge als ein taktisch besonnener sicherer Feldherr geworden. Er wäre in irgendeiner plötzlichen Wallung losgegangen statt peinlich die Regeln des Generals Jomini zu befolgen. Aber dann hätte er den Widerstand so schön und ausdauernd gestaltet, dass er am guten Ende dort gesiegt hätte, wo alle Leute vom „Fach" ihm nach der Regel $2 \times 2 = 4$ die Niederlage prophezeit hätten.

Dann bekam das Geschäft der Rue St. Jaques eine Zweigniederlassung in der Rue des Petits Champs, die später zum Hauptgeschäft gemacht wurde. Dort ging zwar der Kleinhandel mit Malmaterial weiter, aber die schöne unverkäufliche Malerei

setzte ihre Invasion fort. Besonders Millet verursachte grossen Schaden, aber die Verluste wurden heroisch ertragen. Durand-Ruel, Vater und Sohn, begannen leidenschaftlich diese Dinge zu lieben, die sie in Schulden stürzten; sie liebten sie gerade wegen des Schadens, den sie verursachten. Sie liebten sie so sehr, dass nach dem Tode des Vaters (1865) der Sohn, der schon seit 1852 tatsächlich sein Nachfolger war, den Handel mit Farben und Pinseln vollständig aufgab. Er siedelte 1866 nach der Rue de la Paix über, um sich dort in grösserem Stil ruinieren zu können, in ein Viertel, das erst später das reichste Verkehrszentrum von Paris wurde. Und dort wollte er Bilder verkaufen, die erst später als die glorreichsten des Jahrhunderts erkannt wurden.

Daher sagt heute Durand-Ruel mit lächelndem Spott, der trotz des schliesslichen Erfolges nicht frei von Melancholie ist: „Ich bin im ganzen ein recht schlechter Kunsthändler gewesen, denn ich liebte, was ich verkaufte, und es gelang mir nicht, zu verkaufen, was ich liebte."

Noch schwieriger wurde die Lösung des Problems, als er im Jahre 1869 bedeutende Aufwendungen machte, um sich in der Rue Lafitte niederzulassen. Die Ereignisse überstürzten sich . . .Es handelte sich um ganz andere Landschaften als die von Corot . . Und mehr und mehr wuchs seine Ueberzeugung, dass der Beruf des Kunsthändlers der abscheulichste sei. Darum brachte er alles, was er von der „Schule von 1830" nicht verkauft hatte, — was er davon verkauft hatte, hätte viel weniger Raum eingenommen — nach London. Er hätte darin heute einen Wert von Millionen . . Dennoch glaubte man nicht, dass diese tragischen Fehlschläge seinen Apostelgeist nüchterner gemacht hätten. Er wurde im Gegenteil nur glühender, gläubiger, zäher. Er benutzte diesen Aufenthalt in London, um neue Adepten für unsere Schule zu gewinnen. Man kann sogar sagen, dank diesem Feldzug Durand-Ruels sind die Meister von 1830 in England grossenteils anerkannt worden. So gingen rasch zwanzig Jahre vorbei in Kämpfen, Sorgen, Hoffnungen und in unvollkommenen Siegen, die so kostspielig waren wie Niederlagen.

Schon dieser erste Teil seines Lebens zeigt, dass unsere Balzac-Persönlichkeit nicht ausschliesslich als der grosse Priester des Impressionismus angesehen werden darf. Und Geduld! Schon bereiten sich neue Kämpfe vor. Uebrigens erklärt Durand-Ruel, dass noch zahlreicher als die Werke aus der sogenannten impressionistischen Schule, die ihm durch die Hände gingen, die Werke der grossen Landschafter der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren, die von seinem Vater und

ihm mit so viel Mühe gehandelt wurden. Man darf es ihm glauben. . . .

Als er nach Paris zurückkehrte, war er in der rechten Verfassung, um mit Leidenschaft neue Gegenstände des Kampfes und der Sorge aufzunehmen. Die Gruppe von Claude Monet Renoir, Sisley, Pissarro, Piette, Caillebotte usw., ohne den weit und breit geschmähten Edouard Manet zu zählen, begann die Zielscheibe alles Spottes und alles Zornes zu werden. Man ging um zu lachen in die Ausstellungen der Rue Lafitte. Man bot bei Auktionen um die Wette, wer das billigste Werk dieser Verrückten kaufen könnte, man stellte die Maler neben die noch nicht vergessenen Communards. Zwischen 25 und 75 Francs waren die Preise dieser Werke, die jetzt auf ganz andere Art die Kunstliebhaber toll machen.

Durand-Ruel stützte diese gefährlichen Verwirrer der öffentlichen Kunst; bei ihm fanden sie immer Aufnahme und Unterstützung. Er hatte für sie immer ein lächelndes Gesicht, sein sanftes Wort, seine liebenswürdige Sprache, die ruhige Haltung. Und wenn er, um zuzuhören, den Kopf zu ihnen neigte, wusste keiner was von den Tragödien der Verpflichtungen und seinem Heroismus allen Misserfolgen gegenüber. Kaum dass man derlei ahnen konnte. Dieser Kampf dauerte weit mehr als zwanzig Jahre. Trotz der Begeisterung, die auch für die neue Schule allmählich wuchs, war ihr kühner Kunsthändler, ihr bestallter, ihr symbolischer Kunsthändler, im Jahre 1886 vollständig am Ende, als er in Amerka das Haus gründete, das ihm in Frankreich hellere Tage abzuwarten erlaubte.

Man weiss, wie diese Tage geworden sind, wie die moderne Malerei vorwärts geschritten ist. Der Rest der Geschichte ist für uns hier weniger interessant. Es sei denn, man müsste den glücklichen Jahren ein ganzes Buch widmen. Wir Menschen sind so, dass wir für ein glücklich erreichtes Ziel höchstens vage Anerkennung übrig haben, während uns lebhafte Neugierde nach den kleinsten Einzelheiten der Kampfjahre fragen lässt. Durand-Ruel ist im Hafen angekommen, im stolzen verehrungswürdigen Hafen des achtzigsten Jahres und des Triumphes der Meister, für die er so viel Nöten getrotzt hat.

Da es sich indessen hier um das Bild eines grossen Kunstkaufmanns handelt, so muss auch an ein paar klaren Beispielen gezeigt werden, welcher Art die Schicksale jener Bilder waren, für die Durand-Ruel so viel Hingebung und Tapferkeit einsetzte.

Die „Toilette“ von Corot, heute der Glanz der Sammlung Madame Desfossés, wanderte lange Zeit auf Ausstellungen in Paris und in der Provinz umher. Corot konnte niemals den

Käufer, von dem er träumte, finden, der ihm 1200 Franken zahlen sollte. Durand-Ruel machte an dem Tage, wo er das Bild für 10 000 Franken kaufte, einen der kühnen Coups, über die eine gute Zahl seiner Kollegen mit den Schulten zu zucken pflegte. Er verkaufte es dann um 50 000 Franks an die gegenwärtige Besitzerin, der man jetzt schon 80 000 Franks vergeblich geboten hat.

„Sardanapale" von Delacroix, ein Meisterwerk, das vielleicht noch zu jung ist, um ganz geschätzt und begriffen zu werden, wurde von Durand-Ruel für 95 000 Franks erworben, von ihm verkauft — für 60 000! Ein Beispiel für l u k r a t i v e Spekulationen (Durand-Ruels!). Der englische Sammler Duncan, der es gekauft hatte, konnte es nicht behalten. Haro musste es schliesslich für 30 000 Franks verkaufen! Aber welch erschütterndes Urteil wird die Zukunft über dieses Geschick der kolossalen Symphonie sprechen!

Die „Source" von Renoir, die dem Maler zu einem damals aussergewöhnlichen Preise, 1100 Franks, abgekauft worden war, ist vor kurzer Zeit vom Prinzen von Wagram für 70 000 Franks erworben worden. Die „Loge" desselben Meisters wurde von einem Liebhaber in Nantes für 500 Franks gekauft! Heute hängt sie in der Privatsammlung Durand-Ruels, der sich um keinen Preis von ihr trennen will.

Einmal kaufte Durand-Ruel — dies war vielleicht seine grösste Tollheit — auf einen Schlag von Manet 30 Bilder für 50 000 Franks. Dies stellt heute nicht einmal den Wert eines einzigen dar. Aber alle, oder fast alle, waren in alle Weltgegenden zerstreut, bevor sie die phantastischen Preise erreichten, die man ihnen heute zuerkennt. Damals wurde dieser Kauf von den Künstlern und den . . . Kennern mit stumpfsinniger Verblüffung aufgenommen, mit Dankbarkeit von Manet, mit Angst von Durand-Ruel.

Ich habe in diesem Artikel, der schon so lang und doch noch zu summarisch ist, noch nicht gesagt, dass Durand-Ruel sich auch der a l t e n Meister annahm, sobald er missachtete Werke der Grössten verkannt fand.

Er kaufte Goyas zu einer Zeit, wo sie nicht so viel kosteten, wie die Corots, als noch nicht einmal die Corots sich verkauften. Er kaufte Bilder von El Greco, als man den Namen dieses Malers nur als den eines Narren kannte. Es ist noch nicht so viel Jahre her, dass man Rembrandt mit einigem Misstrauen betrachtete. Charles Blanc nannte ihn P a u l R e m b r a n d t und gab ihm Lehren, wie er zu zeichnen hätte. Die akademischen Kritiker machten aufmerksam auf das, was sie seine V u l g a r i t ä t nannten, und wussten ein authentisches Bild des Malers, „Die

Jünger von Emmäus" nicht zu unterscheiden von einem mittelmässigen Gerad Dow oder plumpen Nicolas Maës, die ihn nachäfften. Und dies sind noch nicht allzu arge Beispiele solcher Konfusion!). Durand-Ruel kaufte den „David vor Saul" für 12 500 Franks! Die Autoritäten erklärten, das sei gar kein Rembrandt. Später kam er zu Durand-Ruel zurück, der ihn diesmal für 140 000 Franks wiederkaufte. Schliesslich erwarb ihn der bekannte holländische Mäzen Dr. Brédiu für 200 000 Franks und lieh ihn dem Museum im Haag, wo er alles so beherrscht, dass man seinem Besitzer schon vergeblich 1 200 000 Franks geboten hat. Die Folge war, dass dieselben Autoritäten verkünden, es sei einer der schönsten Rembrandts, die sie kennen, und dazu einer der authentischesten!

Alle diese Züge runden unser Bild Durand-Ruels ab, wie auch den Begriff, den wir zu Anfang vom guten modernen Kunsthändler geben wollten.

Der ist ein Mann, der durch seine Entschlossenheit, seine Zähigkeit, sein richtiges Gefühl für schöne Dinge auf den Geschmack seiner Epoche einen Einfluss hat, der parallel einhergeht neben der Wirkung der uneigennützigen und weitsichtigen Kritik. Ein Mann, der vom strengen Standpunkt kommerzieller Aesthetik als ein schlechter Kaufmann angesehen wird bis zu dem Augenblick, wo der so lange Zeit zweifelhafte Sieg aus ihm einen der bedeutendsten Kaufleute seiner Zeit macht. Ein Mann, der in jedem Augenblick bereit war, sich zu ruinieren, und jetzt es armen Künstlern möglich macht, viel Geld zu verdienen, als wären sie — schlechte Maler.

Manns „Schauspielerin“

Von ERNST BLASS

Ein etwa Zwanzigjähriger ist in dem Sprecher dieser Worte zu grüssen.

Die Menschennatur ist ewig-schauspielerisch. Zugleich aber hat sie einen ewigen Trieb zur Wahrheit. Dieser Trieb bleibt unbefriedigt, weil das Schauspielerische im Menschen drinliegt. Die Unbefriedigtheit des (ebenfalls im Menschen drinliegenden) Wahrheitsdrangs verhindert ein Glück des Lügens . . .

Nein; Max Brods Nornepygge erhängte sich, weil er aufrichtig war — und sich nach anderer Leute ihren Enthusiasmen (Verlogenheiten, Dummheiten) sehnte. Weil er an seiner Seelenerweiterung litt — statt auf sie stolz zu sein. Das Grundübel der Menschennatur: dass einem das, was man hat, langweilig und verächtlich wird.

Heinrich Manns Leonie schauspielert andauernd und möchte gern gegen sich wahr sein. Sie ist gegen sich wahr genug, zuzugeben, dass sie schauspielert. Aber sie kann nicht aus ihrer Haut. (Der Mensch l e b t nicht sein Leben, er s p i e l t es, meint Mann.) Leonie fühlt, dass sie immer Komödie spielt — und sehnt sich zu l e b e n. Sie kann nicht aus ihrer Haut. Aber verbessert sie ihre Situation, wenn sie schliesslich Gift nimmt?

Erst Todesnähe lässt diese Menschen aus ihrer Haut fahren.

* * *

Vorher lenkt die Neigung zum Komödiespielen diese Menschen vom Hauptpunkt ab: vom Leben. Sie berechnen ihre Glückschancen nicht, sondern lassen sich durch Nebentatbestände, Phantomhaftes, Dummes in Anspruch nehmen, trüben, bedrücken. Einer weiss (vorher) nicht genau, ob er den andern liebt. Auf einen andern wirken Familieneinflüsse trübend. Ein andrer

weiss genau, er will Leonie besitzen. Trotzdem will er sich duellieren. Wenn er nun getötet wird, kann er sie doch nicht mehr besitzen. Bagatellische Skrupel, doch auch Blutkrämpfe verderben ein (womögliches) Glück.

Als das Duell nah ist, wird es von Leonie verhindert. Es soll nicht Komödie gespielt werden. Also jetzt wird die Rettung kommen.

Jetzt ist die Todesgefahr beseitigt: das Leben wird nun klüger geführt werden. Im Gegenteil: Lügen, Phantome erwachen wieder. Das Leben wird wieder Komödie. Leonie wird das so widerwärtig, dass sie Gift nimmt.

Dies der Sinn der (im einzelnen nicht genug wesentlichen) Handlung.

* * *

Dieser Sinn muss bald erraten werden, bald ist er in Bausch und Bogen symbolisiert. Ein Merkmal an Stücken, die im Krampf geschrieben sind. Die Unechtheit ist so qualvoll gefühlt, dass ihr Darsteller sich zu Symbolen, Unechtheiten der Darstellung, Übertreibungen hinreissen lässt.

Dichter, Menschen, die etwas durchgemacht haben, neigen beim Schaffen dann zu Übertreibungen, weil sie etwas hinhetzen.

Etwa: Leonie ist gleich Schauspielerin von Beruf, symbolisch. Oder ein abgetakelter Schauspieler sagt, er wolle, seinen Ruhm zu erneuern, das Land anrufen. Eine Schauspielerin weint erst sehr — und lacht dann wieder bald. Leonie schreit ihre Qual heraus; ein Schauspieler denkt, das sei eine Rolle, und antwortet in Schmierenstichworten.

Es wirkt als Annonce dessen, was der Dichter hat zeigen wollen. Als etwas, das nicht ausgeführt und darum übertrieben worden ist.

Dichter in Krämpfen neigen zu Übertreibungen.

* * *

Auf diesem übertriebenen, hingehetzten Stück liegt dennoch viel von der Gewalt andrer Heinrich-Mann-Werke. Etwas vom

äussersten Vorschreiten, vom Sich-Abquälen hetzt durch diese aufgeregte, zuckende Psychologie. Um Glückschancen für Menschen ohne tierischen Bewusstheitsmangel wird gerungen. Heinrich Mann bestreitet das Vorhandensein von solchen für solche — und lässt seine Heldin Gift nehmen.

* * *

Ich möchte folgendes noch bemerken dürfen. Liesse sich nun nicht ein Leben vorstellen, derart, dass immer die Todesmöglichkeit berücksichtigt bleibt und das unter diesen Umständen Klügste getan wird? Warum sagt man nicht: Selbst zugegeben, dass ich Schauspieler, dass ich meiner Natur nach stets im Dunkeln, Unwahren bleiben muss, ist nicht dennoch in diesem durchaus deprimierenden Zustand immer noch mehr Luft, immer noch etwas mehr Glück, als im Tod?

Heinrich Mann gab das Leben einer Einzelperson, die an einem Daseinskrampf stirbt. Aber der Fall liegt, objektiv, nicht ganz unheilbar.

* * *

Leonie hat aber für einen Einzelmenschen nicht genug Einzelzüge, nicht genug erschütternde Menschenzüge. Es bleibt ein etwas linearer Daseinskrampf, der mich als Symbol nicht so erschüttert, wiel ich ihn für heilbar halte.

Es bleibt der Eindruck von etwas äusserst Vorgeschrittnem — nur wenige (phlegmatischere) Menschen sind noch vorgeschrittner.

Es bleibt der Eindruck von einem Sich-Abquälen. Nicht im Gestalten, sondern im Erleben.

Appell an ehrliebende Theaterdirektoren

Unser Gesichtsfeld ist von den Leichen toter Dichter verstellt. Die Tantièmenfreiheit ihrer Werke ruiniert unsere Literatur. Ihre gesicherte Genialität reisst alle Begeisterung an sich. Bald wird Rotfeuer und Jubelhymnus die Statue des toten Kleist umbrausen — der an der Unempfindlichkeit der gleichen Bäuche eingegangen ist, die noch heut an unsern Besten nach dem Metropoltheater vorbeigrinsen. Mit ironischer Verachtung hat das vor ein paar Tagen Frank Wedekind festgestellt. Aber das Publikum soll kein Vorwurf treffen : seine Entwicklungsträgheit realisiert vielleicht ein historisches Prinzip. Es erwartet das Signal seiner Führer. Es lauert auf die Begeisterung prominenter Persönlichkeiten. Aber die prominenten Zeitgenossen entdecken Seelen- und Zeitverwandschaften mit Künstlern, deren moderner Kadaver gegen ihre Courtoisie sehr gleichgültig ist. Wenn man es doch in ihre Schädel hineinhämmern könnte, dass es weit unwichtiger ist, den toten Kleist zu besingen, als ihre Theater, ihre Journale den Lebenden zu öffnen. Aber ihr behender Blick gleitet kunstvoll an allem vorbei, was nicht in den freundlich-milden Farben ihrer geistigen Genügsamkeit strahlt. Selbst wenn ihr Blick auf einen Bedeutenderen fällt : man spürt es nicht. Was sie berühren, nimmt ihr Format an. Ärger und Verachtung lassen es zu einem Protest nicht kommen. Aber eines Tages explodiert der friedfertigste Mensch. Man steigert sienen Tonfall. Man pfeift auf Skepsis, Ironie und moderne Errungenschaften. Man verlässt sich auf seine Lungenkraft, um auf irgendeinen der wenigen grossen Künstler hinzuweisen, die hinter einem Vordergrund von schreibfertigen Dilettanten kaum sichtbar werden. Und so soll hier von Else Lasker-Schüler gesprochen werden.

Else Lasker-Schüler hat ein Drama geschrieben — lächerlich : sie hat ein Drama aus sich herausgestossen, das an elementarer Kraft, an leidenschaftlicher Wucht der Vorgänge, an tief aufwühlender Menschlichkeit sich stolz über diese Zeit erhebt. (Seit drei Jahren ist „Die Wupper" jedem Leser zugänglich : und ich kenne nicht drei der künstlerisch Akkreditierten, die öffentlich ihrer Anteilnahme Ausdruck gegeben haben.) Man atmet in einer anderen Atmosphäre. Vorgänge, die wie lichte Schleier auf einer dunklen Fläche phosphoreszieren, verhaken sich in abgründigste Tiefen, holen das Blutigste, Geheimste, Grauenhafteste herauf, was europäische Kultur mühsam verbirgt. Diese Geschöpfe haben nichts Menschliches als ihr Antlitz : Urkräfte, Mythen werden in Bewegung gesetzt — Anpralle und Kämpfe von einer wilden Urweltlichkeit rasen aufeinander, gegen die unsere verbotenste Literatur höflich verblasst. Eine Jahrmarktsszene mit der grellen Pappdekoration einer ländlichen Kirchweih : und plötzlich öffnet sich ein Hexenkessel voll strahlendster Flammen, voll infernalischer Glut, der alles in sich einschlingt, einsaugt, hineinfrisst — dass nichts bleibt als das schaudernde Hautgefühl dieser wütenden titanischen Wärme. Dann wieder schwermütige Idyllen, schaurige Nachtszenen, in denen Klänge und Lichter wirr aufblitzen, üppige Landschaften, die ein brennend roter Himmel verklärt : und zwischem allem fliesst träge und blauschwarz die Wupper, ein dumpfes Symbol des Volkes, das drohend und gespenstisch in das Leben hineinragt.

Die Augen dieses Dichters scheinen für die äussere Welt erblindet zu sein : aber aus heissen Quellen strömt lebendigstes Blut des Lebens in diese Gestalten, deren Schatten tief in den Abgründen der Visionen gespenstern — gestaltet mit einer nachtwandlerischen Sicherheit, die klaren Fusses auf dem schmalen Grat schreitet, der Sein und Nicht-Sein streng und unüberbrückbar scheidet. Und dieses Werk steigert sich zu einem Schluss von dem spirituellsten, eisigsten Schauder, den dieser Jahre fragwürdige Dämonie an den Strand geworfen hat. Und was ist das Sichtbare? Im Nachtwind schüttet ein halbkindischer Greis einen Krug Wasser hinter drei seltsamen Wandrern her. Wundervolle Grösse dieser künstlerischen Kraft, die aus solchem Bild Gefühle von einer Schwingungsweite entbindet, vor deren Feuer alle europäische Haltung panisch zerschmilzt. (Man sagt, dass ein zeitgenössischer Dramaturg dieses Drama als „naturalistisch" zurückgewiesen habe. Niveau der leitenden Theaterkreise.)

* * *

Aber das Niveau ist furchtbar gleichgültig. Wenn „Die Wupper" nur eine Bühne findet. Keine falsche Bescheidenheit, meine Herren: ich weiss, dass ein Direktor Werke mit grösstem Erfolg aufführt, die er notorisch nicht versteht. Pflicht des Kritikers ist es, die Meinung der bürgerlichen Zeitgenossen zu demolieren, dass die künstlerische Schätzung sozusagen von der Anciennität abhängt. Dass sie erst durch den seligen Hingang des Künstlers legitimiert wird. Seit zehn Jahren schreibt diese Frau Verse: ein paar kultivierte Menschen haben sich dafür eingesetzt: in Berlin, in Wien. Ganz vertrottelte Pfahlbürger haben sich über Entgleisungen, die bei einem formlosen und genialen Menschen selbstverständlich sind, ausführlich lustig gemacht. Es sind die, die noch heut Shakespeares Wildheiten entschuldigen. Es sind die, die van Googh als irren Schmierer misstrauisch beriechen und für jeden vergreisten Jubiläumskünstler die stille Träne der Erinnerung bereit haben. Es sind die, die vor allem erst einmal den beglaubigten Hungertod des Dichters abwarten. Es sind die — aber es ist ja so viel wichtiger, von den Versen Else Lasker-Schülers zu sprechen.

* * *

Ihre Verse strahlen etwas unerhört Vergeistigendes aus. Man fühlt das innere Ausströmen eines begnadeten, wie im Traum verklärten Menschen: Bilder, Formen, Landschaften — wie in dunklen Gewässern spiegelt es sich in ihrem Bewusstsein. Ihrem Schoss entringen sich mild leuchtende Ätherströme: Sternenfall sinkt in ihr Blut. Die keuscheste, sanfteste Bewegung lässt spannungserfüllte Welten explodieren. Das zarte Vorwärtsschreiten eines Gedankens: und riesige Sternenkreise erstarren, Glut erkaltet, Feuer stürzen brausend zusammen. Das Herz glüht rubinfarben im selig leuchtenden Leib. Nun bewegt es die Gewalt des Eros, der das Herz in krystallinischer Glut zerschmilzt: Wenn du mich ansiehst, wird mein Herz süss. Physiologische Erlebnisse verdunsten in einem ungeheuren, schwankenden Bildkreis, der voll vom Spiel der Gesichte ist. Seligkeiten des Vergehens: süss erschlaffende Meerfinsternis, wenn grünleuchtende Wogen den Träumenden überfluten. Mein Herz geht unter Ich weiss nicht wo. Sturmvoll erwacht die Sehnsucht nach fremden Kontinenten: man fühlt die Seele der Abenteurer, das an exotischen Gestaden ganz schimmernd gewordene Blut. Der kälteste, skeptischste Sterbliche wird einen Heimatsschmerz achten, so banal ihm das Objekt

erscheinen mag, wenn ihn Rhythmen zart wie fein zerteilte Strahlen berühren: „Ich kann die Sprache dieses kühlen Landes nicht, Und seinen Schritt nicht gehn. Auch die Wolken, die vorüberziehn, Weiss ich nicht zu deuten.“ Sehnsucht und aufschwellende Gefühlsseligkeit verschmelzen in dem Gewebe des Tibetteppichs, dessen symbolische Tiefe die farbenvolle Herrlichkeit eines ganzen Lebenstraums birgt: die hellen Gestade des Meers und das Frührot der Sonne. Und dann die Fremdheit des Wandrers: das Erstarren vor der Welt zu hieratischer Mächtigkeit versteint im „Weltende.“ Das Metaphysische scheint in feierlicher Unnahbarkeit abgebildet — nicht geringer als sich die katholische Minne in der rosa mystica Dantes spiegelt. Ernster, gewaltiger, reiner stand nie ein Mystiker dieser Läufte vor der Welt: und wenn William Blake der neuen Zeit nicht das Phänomen des mystischen Menschen in lichtester Geistigkeit dargestellt hätte: so wüsste ich aus dem literarischen Bestand dreier Jahrhunderte nichts zu nennen, was dieser Grösse nahe kommt. (Exkurs über die Mystik: Mystik ist nicht Versumpfung, gestaltlose Morastigkeit des Geistes, wie jene von Nietzsche berufene „ungeistige, dumpfe Mystik neuerer Deutscher“, sie ist lichteste Heiterkeit, durchsichtigste Form, von einer ergreifenden, freundlichen Eindringlichkeit. So wie es Brentano, geniesserisch noch in der Bitternis der Schmerzen, am Lager der Katharina Emmerich niederschreibt: „Ich habe Dinge an ihr erlebt, die, wenn ich sie niedergeschrieben läse, mich tief erschüttern würden, die aber, von ihr ausgehend, mir nur freudig rührend waren.“ Die Aura einer verklärten menschlichen Sehnsucht.) Ich wüsste nichts zu nennen, was ihr nahe kommt. Und wie bei den seligen Frauen des Mittelalters, wie bei allen schmerzhaft an dem metaphysischen Eros leidenden Frauen steigert sich die Sehnsucht zu dem gewaltigen Gefühl eines seligen Anschwellens einer heiligen Schwangerschaft, die stillen Lächelns die Welt aus ihrem Blut entbindet und in ganz schwebend vergeistigen Versen Form und Mass findet.

Leise schwimmt der Mond durch mein Blut . . .
Schlummernde Töne sind die Augen des Tages
Wandelhin — taumelher —

Ich kann deine Lippen nicht finden . . .
Wo bist du ferne Stadt
Mit deinen segnenden Düften?

Immer senken sich meine Lider
Über die Welt — alles schläft.

* * *

An die Direktoren. Es wird nicht unterlassen werden, die Herren Theaterdirektoren zu erinnern, dass ein künstlerisches Theater keine Altersversorgung ist: sondern ein Geschäft für Abenteurer, für Wagemutige, die vor der Möglichkeit einer materiellen Schlappe nicht in die Ecke kriechen. Hundert Aufführungen von Schönherr, überseeische Ausflüge mit Sumurun legen Verpflichtungen auf. Aber lieber ein Dutzend ernster und heitrer Possen tausendmal herausschleudern: als einem genialen Menschen die Bühne zu verschliessen, weil ein Dramaturg misstrauisch auf das Publikum schielt.

RUDOLF KURTZ

Legende

Von RUDOLF LEONHARD

(Strausberg)

Es ist bekannt, dass einer von den Jüngern, als Jesus mit ihnen von Kana nach Tiberias am See Genezareth ging und es ein heisser, schwerer Tag war, einen schwarzen Hund am Boden liegen sah, mager und struppig, den die Räude getötet hatte. Es ist bekannt, dass er ihn den andern wies und sie untereinander sprachen: Seht, was für ein hässliches Tier! — und Simon von Kana den Fuss nach seinem Körper stiess. Und dass der Herr sagte: er hat schöne blanke Zähne, sich bückte und mit den Fingern über die blutige, abgestossene Schnauze strich.

Am Abend aber, als die Winde leise gingen und der Meister einsam sass und auf das uralte Lied des Dunkels horchte, trat Jakobus zu ihm, des Zebedäus Sohn, sah ihn fest an und fragte: Meister, der Hund heut am Wege — ekelte dich nicht sein schmutziges Fell? Da kam langsam eine heisse Röte unter Jesu bräunliche Wangenhaut, sein Gesicht bewegte sich nicht. Und sehr leise sagte er : Ja!

Essen

Von ROBERT WALSER

Kalbsfricandeau ist etwas Furchtbares. Boeuf à la mode ist schrecklich. Käse zu Tee ist herrlich. Es gibt Leute, die gern Bratkartoffeln mit Käse zusammen essen. Maccaroni? Sie sind mein Leibessen. Aber sie müssen ganz mit Käseduft durchtränkt sein. Der Käse muss da triefen. Eine Küche interessiert mich eigentlich sehr, und es ist wahrscheinlich ein Koch oder Küchenchef an mir verloren gegangen. Ich würde da gedichtet haben, viel besser und viel wohlschmeckender wie mit der kalten spitzigen Stahlfeder. Ich würde einen Herzog haben zufriedenstellen können.

Warum bin ich eigentlich so stark eingenommen fürs Essen? Leute essen sehen ist für mich ein Genuss. Wie hübsch Katzen ürbigens Milch lecken. Meine Katze hat immer mit mir zusammen aus einem Teller gegessen. Sie hat mir die besten

Bissen mit ihrer schwarzen Pfote vor der Nase weggenommen. Wehren konnte ich es ihr nicht; es war mir unmöglich, sie für ihre Ungezogenheit zu bestrafen. Pferde fressen auf eine sehr liebe Art. Wie mancher Mensch isst viel weniger schön. Meine Gedanken führen mich auf echte Kieler Sprotten. Als ich zum erstenmal Sprotten ass, befand ich mich wie im Himmel. Heute stehen sie bei mir ziemlich tief im Kurs. Roher Schinken ist immer ein gesundes Essen, gekochter ist zu schlüpfrig. Auf Süssigkeiten bin ich nicht erpicht, jedoch auf gestrichenes oder geschmiertes Brot ohne Beilage. Aber es muss Landbrot sein. Stadtbrot ist zu oberflächlich gebacken; es hat meist keinen Charakter.

Für ganze Mittagessen, namentlich wenn sie stilvoll serviert werden, kann ich schwärmen. Aber göttlich ist es, in einer einfachen Budicke einen Brathering zu sich zu nehmen. Würste, wie Bockwürste, Bierwürste, Wienerwürste schlagen zu sehr ab und stossen zu sehr auf. Man fühlt sich vergröbert. So etwas soll man vermeiden. Knusprigen Rinderbraten kann man mir dagegen jeden Augenblick in den Mund stecken und zu verzehren geben; er soll nur gehörig mit Speck gespickt und von Sauce umschwommen sein. Bisweilen genehmige ich auch ganz gern Salzkartoffeln. Wer eine Kartoffel so zu kochen versteht, dass sie eine lockende Nahrung für sich darstellt, beweist, dass er Sinn für die Kochkunst hat. Diese Kunst hat ja nun ihre Gipfel, ihre Lorbeerblätter, wie jede.

Von den Gipfelstücken und Kronjuwelen dieser Kunst zu reden, würde mir schwerlich glücken, da ich bis zum heutigen Tage ein armer Mann geblieben bin und infolgedessen wenig oder keine Gelegenheit habe, zu essen, was Würdenträger und Staatsmänner versorgen. Ich esse und vertilge ungefähr das, was die Menge herunterwürgt. Doch was habe ich da von Würgen und Stopfen zu reden. Ein Stück richtiger Schweinebraten ist und bleibt ein ehrliches Essen. Was das Volk isst, kann ich ebenfalls essen, wie z. B. Sülze. Sülze schmeckt ganz vortrefflich. Ich finde zwar auch Fasan ganz gut, aber eine Linsensuppe ist mir lieber.

Vive la bagatelle!
Swift

Da sich zwischen uns Meinungsverschiedenheiten herausgestellt haben, sind wir übereingekommen, unser Teilhaberverhältnis dahin zu lösen, dass Paul Cassirer der alleinige Inhaber des Unternehmens bleibt und Alfred Kerr zu anderer Tätigkeit ausscheidet.

PAUL CASSIRER. ALFRED KERR

CODA

Allen Muhmen, allen Vettern
Einen Gruss aus diesen Blättern.
Allen Vettern, allen Muhmen
Abschiedswürste, Abschiedsblumen.

Freundlich in der Lebensbahn
War die Würgsamkeit im Pan.
Junge Dichter junger Strophen
Sind in Hoffnung mitgeloofen.

Und zuerst ward und zuletzt
Radikales hochgeschätzt.
Dabei bleibt's, bald spürt Ihr's ferner —
Und ich schwör's wie Theodor Körner.

Schön ist's, mit verhängten Zügeln
Reiten und sich rumzuprügeln.
Jede Tatkraft wird verhunzt
Durch Beschäftigung mit Kunst.

Mit dem Stuhlbein, mit der Pike
Kriegt ein Dasein erst Musike —
(Sagt sich, wer gen Morgen reist
Und das Auge rückwärts schmeisst).

Manches blonde Herz erobert
Hat von hier aus Gustav Flaubert.
Bethmann Holzweg schlechterdings
Hörte hell den Ruf nach links.

Und die Komik von Prozessen!
Bahnverbot nicht zu vergessen.
Reinhardt, Kitsch und Pollezei.
Sittenrüger ziehn vorbei.

Mancher Mann in manchen Tagen
Lernte leiden, ohne zu . . . klagen.
Allen Vettern, allen Muhmen
Abschiedswürste, Abschiedsblumen.

Meine Gegner sollen platzen
Und verrecken wie die Katzen.
Doch der Freunde winziger Haufen,
Zwölfmal täglich Nektar saufen.

. . . Und wenn ich den Sinn versenke
In mein Herz was es wohl denke,
Spricht es, wenn ich recht versteh':
„Qu'est-ce qu'elle en dira? Qui sait?" . . .

Kerr

Alle Sendungen sind zu adressieren

Berlin W.10, Viktoriastrasse 5.

Für Unverlangtes keine Bürgschaft.

Alfred Kerr (zu Grunewald) zeichnet verantwortlich für diese Nummer.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Reichstag

Von HEINRICH MANN

Da bis auf kurze Zwischenfälle den ganzen Tag nur der Abgeordnete Erzberger redet, ist das Zentrum vollauf beschäftigt. Es lacht, wo immer es einen Witz argwöhnt. So oft nötig, inszeniert es dumpfes Entrüstungsgepolter. Und immer ist es zur Stelle, wenn von links ein Zwischenruf droht: dann schnapptes zu, mit Stimmen, wie fette Hände, die abwehren, wenn eine Fliege ins Bier fällt. Denn den christkatholischen Gesässen, die sich vor diesen Tischen auftürmen, fehlt wirklich, um sie heimisch zu machen wie in ihrer Dorfschenke, nur noch der Masskrug. Manchmal schleppt einer seinen Bauch hinaus: ein Geistlicher. Er heisst Geistlicher, weil, was er vertritt, vor tausend Jahren wirklich Geist war. Heute ist es die erstarrteste, dumpfeste Materie, wie sein Gesicht: dies Gesicht von engstirniger Bestialität, zwinkernder Frechheit, stierer Verachtung aller Menschlichkeit, alles besseren Wollens, aller Hoffnungen auf später . . . Aber hier, unter den Vierhundert, die die Nation selbst sind, füllt er die breite Mitte; sein Beauftragter Erzberger redet tagelang.

Er redet unabänderlich vom Rednerpult aus, denn er muss seine Akten ausbreiten können. Er ist ein Aktuar, mit weichem Jackettanzug, breiter schwarzer Krawatte, die staatsmännische Ambitionen verrät, und mit einer trockenen Knarrstimme, die gar nichts verrät. Er ist der subalterne Ehrgeiz, der keine Geste hat, denn die Hände sind immer in den Akten; der einfach arbeitsam ausführt, was im geistlichen Rat beschlossen ward; und dessen kühnster Traum erledigt wäre, wenn er eines Tages bei Hochkonjunktur als Marionette, mit Fäden an allen Gliedmassen, auf irgend einen dürftigen Regierungsposten gesenkt werden würde.

Dann und wann betritt, die Hände in den Hosentaschen, ein Konservativer den Saal und überzeugt sich, dass der Erzberger die Sache macht. Er macht sie. Nach dem gestrigen Zusammenstoss mit dem Reichskanzler, wobei Wahlgeheimnisse platzten, ist Marokko gefährlich geworden und man mogelt es besser in eine Sozialistendebatte um. Von Dreckwitz ruft: „Hört, hört!“ — aber er selbst kehrt lieber zu den Freunden ins Foyer zurück, auf das rote Sofa, wo sie sich, die Glatzen zwischen den Schultern,

so tief einsenken, wie nur des Nachts in die Polster des Palais de danse. Schmunzeln um die funkelnd schwarzen Schnurrbärte, plaudert man von den kleinen Freuden des Augenblicks, von den Sorgen der Zeit, — und wieviel edler genährt als an den geistlichen Freunden glänzt in diesen Mienen der Speck! Nun geht ein Lächeln darüber, denn jemand hat sich die Saaltür öffnen lassen, man sieht drinnen die Proleten sich abarbeiten. Dies Lächeln! Es sagt: „Komödie! Indes ihr schwatzt, ist das Geschäft längst fertig." Es sagt: „Komödie! Ihr alle seid Objekte der Gesetzgebung, die Subjekte sitzen hier." Es sagt: „Ein Leutnant mit zehn Mann." Es ist ein Lächeln von Holofernes bis Dschingiskhan. Es ist das Wulstlächeln aller Schweine der Weltgeschichte: aller Herrenschweine.

Von Dreckwitz hat „Bravo!" gerufen, weil der Redner die rote Bande nicht übel anhaucht; aber er behält den Mund offen, denn der Redner ist nicht mehr Erzberger. Einer der Zwischenfälle ist eingetreten, die zwei Reden des Erzberger miteinander verbinden, und droben steht ein Freisinniger und beweist den Sozialdemokraten, dass sie beim Ausbruch eines Krieges gestreikt haben würden. Er ist sichtlich überzeugt, dass er heute gar nichts Besseres tun könnte. Die Ironie rechts sieht und hört er nicht; flammend reckt er sich nach links und gegen den Umsturz. Der Mann ist Arzt, er wird täglich mit Sozialdemokraten zu tun haben, muss genau wissen, dass diese Leute sich von ihm selbst höchstens durch ein paar historische Redensarten unterscheiden, dass sie massvolle kleine Bürger sind, die nichts wollen, als Kindern und Enkeln ein spiessiges Wohlleben verschaffen, und dass sie zum Generalstreik so stehen wie die Jungtürken zum heiligen Krieg, nämlich selbst die grösste Angst davor haben. Aber die Wollust, positiv und erhaltend zu sein, macht ihm Kongestionen, er weiss nichts mehr. Und der Mann ist Jude. Sein Leben ist sicher nicht vergangen, ohne dass er die Feindseligkeit des christlich geschminkten Feudalstaates erfahren hat. Wenn er den Kopf wenden wollte, auf wie viele Blicke würde er dort rechts treffen, worin nicht freche Geringschätzung läge? Gleichviel, er sieht nicht hin, und für einen Augenblick ist auch er ein Herr, ein Machthaber, der zum Volk vom Pferd herab spricht (bevor es ihn wieder abwirft) und hinter sich Edelleute und Priester hat.

Die Instinktverlassenheit dieses Bürgertums ist vollständig. So vollständig kann sie sich nur an grossen Tagen bewähren. Marokko musste verloren werden, das Reich durch die Adeligen, die es regieren, tiefer gedemütigt werden als je vorher, und die Adeligen selbst mussten, von Panik erfasst, aneinander geraten mit den sogenannten Staatsmännern, die nur ein Ausschuss

ihres eigenen Klüngels sind: solche glänzende Kombination musste eintreten, damit der liberale Bürger dem Zentrumsaktuar auf seinen ordinären Trick hineinfallen konnte und mitschimpfen, gegen wen? gegen die Sozialdemokratie!

Was er über die Diplomaten vorbringt, klingt flau; man hört die Demut, die sich einen Stoss gibt, um Ungezogenheit zu werden. Ueberlegenheit wird sie nicht. Die „Herren dort oben" bleiben oben, noch im tiefsten Sumpf. Der Bürger lässt es ohne Widerspruch geschehen, dass auf alle seine Beschwerden der Staatssekretär als Antwort einen Witz setzt, einen Witz, nicht dümmer und nicht ordinärer als der Trick des Zentrumsaktuars. Warum sollte der Staatssekretär es sich schwerer machen? Seine wahre, ach so schlecht weggekommene Gestalt kennt nur Europa. Hier drinnen sieht man ihn nicht boss in gelber Weste, man sieht ihn gepanzert. Alle seinesgleichen, die sich draussen ducken müssen in ihrem geistigen Elend, ihrem trüben Mangel an Weltläufigkeit und Kenntnis der Geschäfte: so oft sie zurückkehren aus den Niederlagen, die englische Kaufleute und französische Literaten ihnen beigebracht haben, ah! welch Prunken vor den verschüchterten Landsleuten, welch Auftreten, welche furchteinflössende Autorität — zwischen den Niederlagen!

Sie sind komisch, sie sind abstossend: empörend sind sie nicht, denn sie erhalten sich selbst wie sie können, und sind wohl nicht fähig einzusehen, dass an ihnen das Land zugrunde geht. Empörend ist der Bürger, die Masse dieser gebildeten, wohlhabenden Leute, die durchaus den Hass nicht kennen wollen; die ihren lehrhaften Dünkel für die radikaleren Volksgenossen aufsparen und dem Volksfeind, der rechts steht, mit Rücksichten begegnen, als lebten sie mit ihm auf derselben Plattform, als liesse sich paktieren, als gebe es verbindende Menschlichkeit. Aber es gibt keine. Habt ihr denn kein Blut? Niedergehalten in eurer öffentlichen Selbstbestimmung, ausgeschlossen vom Staat, von Macht und Ehren, von der Vertretung der Leistungen und Werte, die nur die euren sind, der Welt gegenüber: ist das nicht genug? Ist es nicht genug, ein Leben lang von Fremden, die über ihren Willen und ihre Sprache selbst verfügen, gefragt zu werden: „Was sagt euer Kaiser? Was will eure Regierung?" Und wenn ihr einen anständigen Kopf habt, gefragt zu werden: „Sie gehören wohl zur Aristokratie Ihres Landes?" — da in einem unterdrückten Arbeitsvolk niemand die Gesichter der höchsten europäischen Kulturschicht sucht. Letzter Hohn eines deutschen Schicksals: verwechselt werden mit dem von Dreckwitz, mit dieser Elite des Stalls und der Nachtlokale, mit dieser Edelzucht von Zirkusdirektor und Schieber! Habt ihr kein Blut? Steigt es

euch nicht in die Stirn beim Anblick der frechen Feindseligkeit einer Kaste, die es noch wagt, sich zu zeigen, noch wagt, befehlen zu wollen, mitten im Sammelpunkt eurer bürgerlichen Anstrengungen, in der Schöpfung eurer Väter, im Reichstag? Gutmütige Vorträge haltet ihr ihnen? Seid und bleibt fern aller Konventsstimmung, dem „Du oder ich!", dem „Auf ihn!" der grossen Geschichte?

Dann lasst euch immerhin am 12. Januar ein wenig zahlreicher in dies Haus zurückschicken: das ändert nichts. Ihr werdet öfter reden, und sie werden euch höhnischer trotzen. Auf ihr letztes Wort, das Gewalt heisst, bleibt ihr immer ohne Antwort, — da ihr ja niemals die Kasse sperren und abwarten werdet, ob die Kanonen sich gegen die Gebäude der Grossbanken richten. Der Versuch wäre lächerlich einfach, und im Handumdrehen würde sich zeigen, dass sogenannte Herren, die es nur durch faule Uebereinkunft und durch Suggestion sind, nicht aber kraft des Geistes und nicht einmal auf Grund des Geldes, dass sie noch gar nichts für sich haben, wenn sie nur die Gewalt haben... Aber es wäre unnütz, euch zu raten. Die Geschlechter müssen vorübergehen, der Typus, den ihr darstellt, muss sich abnutzen: dieser widerwärtig interessante Typus des imperialistischen Untertanen, des Chauvinisten ohne Mitverantwortung, des in der Masse verschwindenden Machtanbeters, des Autoritätsgläubigen wider besseres Wissen und politischen Selbstkasteiers. Noch ist er nicht abgenutzt. Nach den Vätern, die sich zerrackerten und Hurra schrien, kommen Söhne mit Armbändern und Monokeln, ein Stand von formvollen Freigelassenen, der sehnsüchtig im Schatten des Adels lebt . . . Geht heim, Volksvertreter, kehrt zurück in die bürgerliche Wüste dieses Landes; und braucht ihr Stärkung für eure Demut, dann tretet ins allgemeine Restaurationszimmer eures Reichstages ein. Nebenan, abgesondert vom Pöbel, speist der konservative Adel. Ihr werdet ihn nicht hinausprügeln.



Tschudi

Von MAX LIEBERMANN

Vor mir steht in dieser schweren Stunde Tschudis elastische Gestalt, wie ich sie vor 30 Jahren zuerst erblickte; schön, schlank und gross, mit dem feingeschnittenen Kopfe, auf dessen Gesichtszügen ruhige Zurückhaltung und innere Disziplinierthеit ausgedrückt waren. Und ich höre seine melodische Stimme, mit der er seinen Gedanken in klassisch vollendeter Form den prägnantesten Ausdruck zu geben wusste. In seiner ganzen Erscheinung etwas jugendlich Sieghaftes; etwas kindlich Naives, aber dabei auch trotzig Ueberlegenes: ein St. Georg, wie ihn breitbeinig Donatello vor San Michele hingestellt hat. Als wollte er sagen: dem Mutigen gehört die Welt. Dem Reiter über den Bodensee gleichend, der die Gefahr erst erkennt, wenn sie überwunden. Ach! leider hatte das Schicksal dem Helden auch die Tragik nicht erspart, aber wie er das schwere Geschick ertrug, zeigt gerade seinen Heroismus.

Der Typus des Aristokraten. Wenn anders Aristokratie die Herrschaft der Besten bedeutet, wie kein anderer zum Herrschen geboren, dieser Spross einer tausend Jahre alten Familie. Er war stolz auf seine Familie, und er durfte es sein. Und ich erinnere mich, wie er mir, als wir einst zusammen in Paris waren, den Namen des grossen Schweizer Geschichtsschreibers Tschudi zeigte, der mit goldenen Lettern auf der Fassade der Bibliothek von Sainte Geneviève eingemeisselt ist. Mütterlicherseits dem Malergeschlecht der Schnorr von Carolsfeld entstammend, war er eine Mischung vom Gelehrten und Künstler, der die hohe Kultur, die wir an dem Verstorbenen bewunderten, entsprungen war.

Aber was noch seltener: die Kultur hatte seinem Temperament keinen Eintrag getan: mit zähester, fast brutaler Energie suchte er durchzusetzen, was er als richtig erkannt hatte. Ein unbeugsamer Charakter, sachlich und temperamentvoll zugleich, das Bild kraftvollster Persönlichkeit. Er war verschlossen und eher schweigsam als gesprächig, es dauerte lange, bis er sich ganz gab, und da seinem Stolze nichts verhasster war als Sentimentalität, machte er bei oberflächlicher Bekanntschaft eher einen kalten und abstossenden Eindruck. Aber wenn das Eis, mit dem Naturell und Erziehung sein Inneres umpanzert hatten, einmal geschmolzen war, er sich in Sarkasmen Luft gemacht hatte und sein Herz öffnete: wie erstaunte man vor der ungeheuren Kraft seines Temperamentes, das wie die Lava unter der Asche aus seinem Innern hervorquoll!

Er durfte von sich sagen, dass er seinem Charakter nie untreu geworden, und wie wenige dürfen das von sich sagen? Ich lernte Tschudi vor fast einem Menschenalter kennen, als er nach längerem Aufenthalt in Italien, wo er in dem Marées- und Böcklin-Kreise verkehrte und dessen Anschauungen teilte, nach Berlin gekommen war, um an den Museen zu arbeiten. Er war dann jahrelang Direktorialassistent, besonders die alten Niederländer studierend und seine Forschungen in spärlichen Abhandlungen niederlegend. Auch in dieser vornehmen Zurückhaltung zeigt sich sein Charakter: während andere nie genug und nicht früh genug, was sie eben erforscht, durch den Druck zu veröffentlichen suchen, müssen ihn, den vollendeten Meister des geschriebenen Wortes, die Freunde und vor allem er selbst sich zur Drucklegung geradezu zwingen, denn nie glaubte er sich genug getan, nie sich wahr genug ausgedrückt zu haben.

In seiner stetigen und eher langsamen Entwicklung tritt der Wendepunkt ein, der über sein Schicksal entscheiden sollte, als er im Alter von 45 Jahren zu seiner eigenen und der Welt Ueberraschung zum Direktor der Nationalgalerie ernannt wird. Aber die Ueberraschung der Welt wurde noch grösser, als sie plötzlich in Tschudi alle Eigenschaften sich entfalten sah, deren Keime nicht nur ihr, sondern selbst seinen Freunden bis dahin verborgen geblieben waren.

Kurz nach seiner Ernennung bat mich Tschudi, mit ihm nach Paris zu reisen, weil er die dortige Kunst, vor allem aber die Pariser Künstler näher kennen lernen wollte. In der Galerie Durand-Ruel erblickte er zum ersten Male Manets Werke in ihrer ganzen Grösse. Manets Genius wirkte wie eine Offenbarung auf ihn und mit der Schnelligkeit des elektrischen Funkens kam ihm der Gedanke, dass die Kenntnis der neueren französischen Kunst absolut nötig sei, um die Entwicklung der zeitgenössischen deutschen Kunst zu verstehen. Ein ebenso einfacher wie genialer Gedanke — aber auch ebenso gefährlich in der Ausführung. Und nun zeigt sich Tschudis ganze Grösse: kleinliche Intrigue, Neid der Künstler, Missgunst seiner Vorgesetzten können ihn auch nicht um Haaresbreite von dem einmal als richtig erkannten Wege ableiten. Er spottet derer, die seine Liebe für Böcklin aus seiner Landsmannschaft mit dem Schweizer Maler erklären, die ihm Vaterlandslosigkeit vorwerfen, weil er die Meisterwerke der Franzosen ankauft oder richtiger der Galerie schenken lässt. Er spottet seiner Freunde, die ihm zu grösserer Diplomatie raten, weil er „Hintertreppenpolitik“ verachtet und des Glaubens lebt, dass der gerade Weg auch der einzig richtige ist. Und ich entsinne mich, wie er vor seiner Ueber-

siedelung nach München beim Abschied mir das Versprechen abnahm, eins der mir gehörigen Bilder von Degas der Pinakothek zu überlassen, und als ich ihm sagte, dass er damit in München dasselbe begönne, was ihn um seine Berliner Stellung gebracht hatte, er mit selbstbewusster Lauterkeit antwortete: „Was liegt daran! — habe ich doch die Nationalgalerie zu dem gemacht, was sie ist!"

Die ehrenvolle Berufung nach München war für den schwergekränkten Mann eine grosse Genugtuung, und mit jugendlicher Begeisterung ging der bald sechzigjährige ans Werk: Was er in der kurzen Zeit seiner Münchener Wirksamkeit geleistet hat, ist staunenswert. Wie er, was wertlos, ausmerzte, Fehlendes aus den Provinzialmuseen ergänzte und die Pinakothek neu ordnete, gereicht ihm zu unvergänglichem Ruhme. Es zeigt nicht nur, dass er das ganze ungeheure Gebiet der alten Kunst durchaus beherrschte, sondern er bewies auch seinen phänomenalen Geschmack und seinen nie irrenden Instinkt für die Qualität der Werke.

Leider versagte ihm das Schicksal zu vollenden, was er in München begonnen; aber er hat in der kurzen Zeit seines dortigen Wirkens das Wesentliche getan: sein Nachfolger kann, wie in Berlin so in München, auf dem von ihm gebahnten Wege fortschreiten. Er legte beim Kunstgelehrten den Akzent auf Kunst, und nicht der Taufschein, sondern der Augenschein war ihm das Kriterium für die Echtheit und die Qualität des Werkes. Freilich gehörte dazu Tschudis Persönlichkeit: die Bildung des Gelehrten und der Geschmack des Künstlers. Er erkannte nicht nur die historischen Zusammenhänge der Kunst, sondern er erkannte das Wesen der Kunst, das ewig Werdende in ihr. Die klassischen, lapidaren Worte, die er vor etwa einem halben Jahr in dem Vorwort zu Nemes-Sammlung geschrieben, sind sein künstlerisches Testament geworden, in dem modernen Museumsleiter, wie er sich ihn denkt, hat er sich selbst gezeichnet: von der modernen Kunst aus müsse man zum Verständnis der alten Kunst vordringen und nicht, wie bisher, umgekehrt; denn es gibt nur eine Kunst, ob alt oder neu — die Kunst, die lebt!

Der Zauber, der in Tschudis Persönlichkeit lag, war in seinem ritterlichen Wesen ebenso begründet wie in seiner vollendeten weltmännischen Kultur. Ach! er ist uns auf ewig entrissen, und nur in der Erinnerung an den seltenen Mann werden wir schwachen Trost über seinen Verlust finden können. Aber sein Wirken wird unvergänglich bleiben, denn er war Förderer und Mehrer unserer Kultur.

Und nun lasst uns Abschied nehmen von dem teueren Toten, in Wehmut aber auch in Dankbarkeit mit den Worten des Dichters:

„Denn er war unser".

Revolverschüsse

Im österreichischen Parlament hat ein junger Mensch von der Tribüne hinuntergeschossen.

Im Osten von Berlin hat der Tischler Schoeps seine Frau und sich selbst erschossen.

Der Hauslehrer einer angesehenen Wiener Familie hat auf das Mädchen, das er liebte, ihren jüngsten Bruder und sich selbst geschossen.

Der Ehemann einer Berliner Opernsängerin hat nach einem kurzen Gespräch mit seiner Frau, während sie auf der Probe war, sich erschossen.

Die Liste der Revolverschüsse dieser Tage könnte noch fortgesetzt werden. Immer ist's das gleiche: Kalt, sinnlos wird Leben vernichtet. So gedankenlos der Hahn gespannt, als handle sich's um eine leere Geste, irgendein Wort, eine Nichtigkeit, die man nachher wieder anders ansehen, anders machen kann. Manchmal glaubt man, dass die Menschen unserer Zeit dem Tode gegenüber ein anderes Gefühl haben als frühere Generationen. So rasch geben sie ihn sich — und anderen. Natürlich, auch vor uns haben Verzweifelnde, die keinen Weg mehr sahen, den Revolver genommen, weil sie das Leben, wie es sich ihnen gerade in einer Stunde bot, nicht mehr ertragen wollten. Und mit jenen, die einmal diese letzte Wahl zwischen der Existenz, die sie kennen, und dem Ungewissen, getroffen haben, zu rechten, ist mir ebenso unverständlich wie die Pedanterie der Selbstmörder, die, bevor sie von uns weggehen, ihren Schreibtisch ordnen, mit der Vorstellung spielen, was nachher sein wird. Man sollte ja eigentlich glauben, dass nichts nach solchem Entschlusse sie mehr mit uns verbindet.

Die Kugeln aber, die d o p p e l t treffen sollen, eigenes und fremdes Leben zerstören, die erregen uns durch die Gebärde der Drohung, den Sinn, den sie, den Tätern selbst oft unbewusst, noch über das Ereignis hinweg haben. Theologen in und ausser der Zunft mögen über das Recht am eigenen Leben disputieren. Aber auch dass ein anderer weg soll, weg muss, damit man selbst auf Erden wieder atmen kann, verstehen wir mit unseren aufrichtigen Instinkten. Es mag sein, dass dies die Idee des Duells ist, das so viele von uns im Prinzip und mit der Vernunft ablehnen und das uns dann wieder, nicht aus gesellschaftlichen Gründen heraus, die einzige Lösung mancher

Konflikte scheint: nämlich jemanden unter dem Schein und Schutz der Legalität aus der Welt schaffen. Sich selber wieder die Möglichkeit erobern, nach dem Gesetze der eigenen Natur leben zu dürfen, wenn der andere, die andere einem nicht mehr in den Weg treten kann oder — durch eigenen Tod erlöst werden von solcher Möglichkeit der Begegnung, der Gemeinschaft dieser Welt. Die Konvention (anderes ist Sittlichkeit ja nicht) kämpft da mit unseren heftigsten Trieben. So paradox, so unanständig es dem und jenem klingen mag: ich bin dem Menschen näher, der selbst dableiben will und darum den Tod eines anderen erzwingt als den kalten Helden, die den anderen, Mann oder Weib, in den Tod mitnehmen, den Mord durch Selbstmord — so sagt man ja — sühnen. Solches Tun erscheint mir als die äusserste Sinnlosigkeit; denn ob eine Frau, die man geliebt hat, sich Einem nicht geben oder einem anderen gehören will, ein Mann weiter abenteuert, den man hasst, das müsste ja jenem ohne jede Bedeutung sein, der selbst nicht mehr fortleben will. Darum empfinde ich diese Doppeltragödien nicht als Tragik, es sei denn als die Tragik ganz verwirrter oder ganz kalt tobender Naturen. Jene „Frage an das Schicksal", mit der wir immer herumgehen, selbst wenn wir sie ein paar Augenblicke nicht klar spüren, drängt sich beim Knall solcher Revolverschüsse auf: warum so unsäglich viel Sinnloses im Willen der Natur, der Welt beschlossen ist, Tag um Tag neben uns geschieht? Und überdenken wir's noch eine Minute, so stellt sich eine fast masslose Erschütterung ein, weil wir immer wieder das gleiche sich ereignen sehen: dass alles, was man Vernunft, Bildung des einzelnen und der Gesamtheit nennt, Kultur, Zivilisation und so weiter in jenen Stunden tiefer Entscheidungen versagt, wo irgendein Reiz — zu leben oder zu sterben — sehr mächtig wird. Weil man das fühlt, wird man verzweifelt, wenn jedes Zeitungsblatt die Nachricht so einer Tat bringt, die uns unverständlich ist und denen, die sie begingen, gestern ebenso unverständlich gewesen wäre, irgendwo in uns aber der Zweifel nicht zu beschwichtigen ist, dass auch wir derlei tun könnten, tun würden, wenn nur einmal das Schicksal heftig genug an unseren vernünftigen Ueberlegungen rüttelt . . .

Man muss die Zeitungsblätter fortschieben, will nicht mehr denken und nur die Hoffnung festhalten, dass unsere Instinkte trotz allem noch das Verlässlichste sind, was wir haben. Denn sonst . . .

W. FRED

„Hut ab!“

Von AUGUST STRINDBERG

Aus der schwedischen Handschrift übertragen von Emil Schering

Hut ab! so riefen die rasenden Berliner am 22. März 1848 ihrem König Friedrich Wilhelm dem Vierten zu, als er gezwungen worden war, vom Schlossbalkon den Leichenzug der gefallenen Barrikadenmänner zu grüssen. Der König entblösste sein Haupt; die Königin wurde ohnmächtig, als das Volk die Leichen in den Schlosssaal zu bringen drohte.

Unter dem Druck der Berliner Revolution, die blutiger war als die Pariser Februar-Revolution, wurde der souveräne König gezwungen, eine Konstitution zu versprechen, die auch zustande kam, indem die konstituierende Nationalversammlung berufen wurde.

Diese Konstitution wurde von Friedrich Wilhelm im Berliner Dom vor den Kammern beschworen. Dabei sprach er diese denkwürdigen Worte über die Verfassung, die „durch aufopfernde Treue von Männern, die den Thron gerettet haben (von den Revolutionären), zustande gekommen sei‘; „Sie (die Abgeordneten) haben die bessernde Hand daran gelegt; Sie haben bedenkliche Dinge daraus entfernt und gute dafür eingesetzt . . .“ Die Konstitution kam also nicht von oben, sondern von unten. „Ein freies Volk unter einem freien König“, hiess es weiter, war meine Losung seit zehn Jahren: „sie ist es noch und wird es bleiben, solange ich atme.“

Im selben Zusammenhange fällt das Wort von „Gottes Gnaden“, das dann so missdeutet wurde. Der König sagt: „Ich regiere nicht, weil es mir gefällt, das weiss Gott; sondern weil es Gottes Fügung ist, darum will ich auch regieren.“

Friedrich Wilhelm IV. war ein aufrichtig religiöser Mann, und als solcher bekannte er, nur durch Gottes Gnade da zu sein und zu sein, was er war. Das ist ja bescheiden und schön, und das ist der ganze Sinn des Wortes „von Gottes Gnaden“, der dann ge-

fälscht wurde in Absolutismus und ausartete zu „Übermensch“ und „Grössenwahn“.

Dei gratia, von Gottes Gnaden, war ursprünglich ein Titel, den die Bischöfe nach der Kirchenversammlung von Ephesus, 431, anlegten. Das war durchaus kein Titulus majestatis, sondern im Gegenteil eine Epitheton humilitatis und war aus Paulus' erstem Korintherbrief genommen. „Ich von Gottes Gnaden“, sagt der demütige Paulus, „der grösste unter den Sündern“. „Aber von Gottes Gnaden bin ich, was ich bin.“

Dieser Titel der Demut wurde dann allgemein, auch unter Mönchen; kein kluger Mensch kann also etwas Majestätisches oder Absolutisches daraus herleiten. Zuerst wurde das Epitheton vom Frankenkönig Pipin angenommen, und dann von den anderen.

Als der spätere Kaiser Wilhelm I. sich als König von Preussen krönen liess, 1861, nahm er die Krone vom Altar, während er als religiöser Mensch „in Demut anerkannte, dass er sie von Gott empfangen habe.“ Das ist noch die christliche Demut, welche die Verpflichtung zum Geber aller guten Gaben anerkennt.

Als Wilhelm II., der jetzt regierende Kaiser, den Königseid im preussischen Landtag ablegte, erklärte er, mit dem Worte Friedrichs des Grossen, der Fürst solle „der erste Diener des Staates sein.“

Seine erste Regierungshandlung war die Aufhebung des Sozialistengesetzes; und er rief eine Konferenz für Arbeitergesetzgebung zusammen, die er selber eröffnete, Bismarcks Widerstand trotzend. Damit begann Bismarcks Fall, und der junge Kaiser erhielt den Namen „Arbeiterkaiser“.

Als König von Preussen hat Kaiser Wilhelm II. die (revidierte) Konstitution von 1850 beschworen. Er ist also an die Verfassung gebunden, und der Landtag macht mit ihm Gesetze, aber er „promulgiert die Gesetze.“ Er bedarf für alle Regierungsakte die Gegenzeichnung der Minister, die damit die Verantwortung übernehmen. Aber der 61. Artikel der preussischen Verfassungsurkunde über die Verantwortlichkeit der Minister „ist nicht erfolgt.“ Was bedeutet „erfolgt“?

— Tja! Da beginnen die Missdeutungen. „Erfolgen“ kommt von folgen. Also wird das Gesetz nicht befolgt.

— Dann ist aber die Verfassung verletzt und der Königseid gebrochen?

— Darauf wage ich nicht zu antworten, denn dann kommt der Staatsanwalt, der einen Unschuldigen zu Fall bringen kann.

— Aber wie kann man zuerst und zuletzt „von Gottes Gnaden“ als Absolutismus auslegen?

— Prinzenlehrer und Junker sind es wohl, die jungen verständigen und wohlwollenden Fürsten solche Dummheiten einreden.

— Napoleon III., der Sozialistenkaiser, der mit sieben Millionen allgemeinen Stimmen (Plebiscit) gewählt wurde, nannte sich „von Gottes Gnaden und des Volkes Willen.“

— Das war ein verständiger Kaiser.

— Am verständigsten als armer Festungsgefangener, als er über die „Abschaffung der Armut“ schrieb.

— Aber der König von Preussen ist ja auch Deutscher Kaiser und sitzt dem Bundesrat vor, in dem er siebzehn Stimmen hat. Steht er in dem einen Augenblick über sich selber und im nächsten Augenblick unter sich selber?

— Das muss er wohl! Heisst Dualismus oder die beiden Naturen in der Theologie.

— Es ist jedenfalls etwas Seltsames mit monarchischen Konstitutionen!

— Es gibt ja eine einfachere und bessere, zeitgemässere, praktischere und billigere, wo konstitutionelle Garantien wirklich gegen Gesetzesverletzung und Eidbruch schützen.

— Und die ist?

— Das ist der Volksstaat!

Wie die „deutschen“ Kunstausstellungen im Auslande gemacht werden

Von EMIL WALDMANN

Wer seit einem Jahrzehnt die Ausstellungen deutscher Kunst, die alle paar Jahre einmal irgendwo im Auslande veranstaltet werden, mit seinem Interesse verfolgt, der hat allmählich aufgehört sich zu wundern. Mit solcher Regelmässigkeit und in so stereotyper Form findet man immer dieselben Schäden, dass man sich seufzend ins sogenannte Unvermeidliche fügt und denkt: Es müsste nun einmal so sein. Dieses Sich-Nicht-Mehr-Wundern ist das Schlimmste an der Sache. Die wesentliche Kritik, die man an diesen Ausstellungen zu üben hat, geht dahin, dass sie keine Vorstellung davon erwecken, was es an guter und bester Kunst in Deutschland heute gibt.

Ein paar Beispiele zum Gedächtnis. Auf der Pariser Weltausstellung 1900 musste man der Meinung werden, der damals noch lebende Lenbach sei der grösste deutsche Maler seiner Zeit. Das Zahlenverhältnis zwischen seinen Bildern und denen anderer Maler sowie die Art, wie gehängt wurde, zwangen wie mit Hammerschlägen auf den Kopf zu diesem Urteil. (Die Ausstellung hatte Lenbach arrangiert.) — In St. Louis fehlte der deutsche Künstlerbund. — Bei der Hudson-Fulton-Ausstellung in New York 1909 war es tatsächlich so, dass man, wie Valentiner schrieb, „durch jede offene Tür ein Bild von Artur Kampf sah.“ (Die Ausstellung hatte Artur Kampf mitorganisiert.)

In diesem Jahre ist die grosse Internationale in Rom. Das offizielle und auch sonst mittelmässige Deutschland ist vertreten. Daneben, einigermassen ausreichend, dass man wenigstens einen Begriff seiner Art bekommt, Max Liebermann. Für das vollständige Fehlen Klingers sollen wahrscheinlich die acht Werke von Stuck entschädigen. Trübners malerisches Wesen ist immerhin erkennbar. Aber schon bei Kalckreuth ist es vorbei . . . Vor allen Dingen aber fehlt das, was Deutschland heute wirklich interessiert. Ein einziges Bild, noch dazu ein uncharakteristisches, von Slevogt genügt nun einmal nicht für einen Meister, der zu den Trägern deutschen Ruhmes gehört; und dass von Lovis

Corinth nur das Stilleben aus der Sammlung Arnhold zu sehen ist, nichts weiter, kein Akt, kein grosses Bild, bedeutet eine empfindliche Lücke. Ferner vermisst man, um nur das Dringendste zu nennen, die Namen Beckmann, von Brockhusen,von König, von Kardorff, Rössler, Breyer. Selbst die Skulptur ist schlecht vertreten. Haller fehlt und unerhörter Weise auch Barlach.

An der Aufreihung dieser Namen sieht man, nach welchem Prinzip die Lücken „angeordnet" sind. Vielleicht wendet man ein, dass keine Absicht vorgelegen hat, dass von den betreffenden Künstlern wirklich nichts zu haben gewesen sei. („Bedenken Sie die kurze Zeit, die Schwierigkeiten aller Art!") Dann ist die Ausstellung eben schlecht organisiert. Von Corinth ist immer ein grosses Bild zu haben, wenn nicht anders aus Privatbesitz, den man ja auch sonst bemüht hat. Und von Slevogt, der allerdings im Frühling in der Secession eine Sonderausstellung veranstaltete, auch; ein paar bedeutende Bilder kann man von ihm immer bekommen. Die Berliner und Hamburger Sammler sind in solchem Falle nicht kleinlich, wenn es schon gar nicht anders zu machen wäre. Und die Jüngeren haben meines Wissens alle noch nicht so ausverkauft, dass sie nicht etwas Gutes nach Rom hätten schicken können.

Die Ausstellungsleitung scheint von vornherein mit der Mangelhaftigkeit des Unternehmens gerechnet zu haben. Es ist eine retrospektive Abteilung angegliedert, die von der Glanzzeit deutscher Malerei, dem München Diezens und Leibls, dem Schaffen Menzels und den besseren Tagen Düsseldorfs eine Vorstellung gibt, und auch von Marées und Feuerbach Proben bringt (wogegen der Deutsch-Römer Böcklin wohl als bekannt vorausgesetzt wurde).

Vielleicht ist man der Meinung: dies alles sei doch sehr schön und gut, und es sei gar nicht die Aufgabe einer solchen Ausstellung, von dem gegenwärtigen deutschen Kunstschaffen ein rundes Bild zu geben. Dann hat, kurz gesagt, eine solche Ausstellung im Rahmen einer Internationalen keinen Zweck. Entweder zeige man, was in Deutschland an guten Dingen gemalt und gebildhauert wird in ausreichender Zahl und Art nach charakteristischen Proben. Wenn es nicht anders geht, so wie in der französischen Abteilung, wo neben den grossen Sälen des fürchterlichen offiziellen Frankreich keine retrospektive Impressionisten-Ausstellung zu sehen ist, dafür aber ein kleiner Raum mit den jüngsten Franzosen. Aber mit einer kümmerlichen Parade f r ü h e r e r Grössen ist niemand gedient. Wer Menzel kennen lernen will, geht ja doch nach Berlin (und ist, wenn er es in diesem Jahre getan hat, empört darüber, dass das „Théâtre Gymnase" und

das „Albrechtpalais" mittlerweile nicht zu sehen sind, weil sie in Rom repräsentieren müssen). Wer Feuerbach, Leibl und Trübner kennen lernen will, muss ja doch in die wenigen deutschen Galerien gehen, wo diese Kunst gesammelt wird, und Liebermanns Werke muss man nicht in seiner Vaterstadt Berlin, sondern in Hamburg studieren. Im übrigen soll man deutsche Kunst in Deutschland studieren. Dazu war die Jahrhundertausstellung in der Nationalgalerie, die Leibl- und Marées-Ausstellung in der Secession da. Vor allem jedoch sind Bilder nicht zum Studieren und zum Kennenlernen da, sondern zum Geniessen. Aber man suche einmal den, der bei einem Aufenthalt in Rom imstande ist, in der Internationalen mit ihrer riesigen Ausdehnung und ihrer verwirrenden Fülle ein Werk von Leibl zu geniessen.

Also: zum Genuss ungeeignet, zum Kennenlernen total irreführend. Ausserdem hat Hans Rosenhagen dem im übrigen nicht zureichenden Katalog zu dieser retrospektiven Abteilung ein Vorwort über „Die deutsche Malerei seit 1860" vorausgeschickt, das für sein Teil an der Verwirrung der Begriffe kräftig mitwirkt. „Während Wien die Wiege des Nazarenertums ist, bringt der Norden die redlichsten Wahrheitssucher." Wien ist nicht die Wiege des Nazarenertums; einfach falsch. Und der Norden hat ausserdem die Hauptnazarener Overbeck, Cornelius, Veit und W. Schadow hervorgebracht. „Der grösste Monumentalmaler, den Deutschland im 19. Jahrhundert besessen, ist Alfred Rethel." Die Marées in der biologischen Station in Neapel? „Wilhelm von Diezens Verdienste als Lehrer an der Münchener Akademie sind fast ebenso gross wie die Pilotys." Die Menge muss es bringen. „Artur Kampf zählt auf dem Gebiete der Monumentalmalerei zu den ersten Künstlern Deutschlands." Rosenhagen verwechselt die beschäftigsten mit den besten*). Und so weiter. Solche Schäden haben prinzipielle Bedeutung.

*) Diese Bemerkung Rosenhagens war wohl der erste Streich. Der zweite war seine törichte Denunziation der Berliner Secession als Majestätsbeleidigungs-Institut im „Tag". Rosenhagen war nie ein boshafter Mensch, nur ein leicht beeinflussbarer. Dass der Mittler Artur Kampf hinter dem Angriff steckte, weiss jedes Kind. Artur Kampf aber interessiert vielleicht den Minister; wer sich um Kunst kümmert, kümmert sich nicht um Artur Kampf. Der Verdacht, der laut ausgesprochen wird, Rosenhagens Arbeit sei nicht nur von Artur Kampf, sondern auch von dem Direktor der National-Galerie, Professor Justi, gewünscht worden, erscheint völlig unglaublich. Vielmehr ist es wahrscheinlich, dass Rosenhagen dieses Gerücht selbst verbreitet, um sich hinter dem Rücken Justis zu verstecken. D. Red.

Neben der grossen internationalen Kunstschau im Park hinter der Villa Giulia sind bei der Engelsburg noch ein paar Fremdenausstellungen zu sehen, die „mostra degli stranieri", ad maiorem Romae gloriam. Roms Wirkung auf die Kunst im Anfang des 19. Jahrhunderts. Deutschland zeigt zwei Kapitel. I. „Goethe in Rom". Es ist ganz schlecht, denn Weimar hat verständigerweise seine Schätze nicht hergegeben. II. „Die deutsch-römische Landschaft." Dieses Kapitel ist auch nicht viel besser. Die Hauptdokumente, die Temperabilder aus dem Palazzo Massimi von Reinhardt (seit 3 Jahren in der Berliner Nationalgalerie) fehlen ebenso wie Werke des interessanten Reinhold. Die deutschen Galerien haben mit ganz wenigen Ausnahmen nichts hergeliehen; das dem Stuttgarter Museum gehörende Bild von Reinhardt „Wanderers Sturmlied" hat auf dem Transport ein Loch bekommen, und nur die Sendungen der Nationalgalerie in Berlin haben der Ausstellung einigen spärlichen Glanz geliehen.

Wenn die Dinge schon so liegen, dass die öffentlichen Galerien nichts ausleihen (was hoffentlich bald durchgehends üblich wird) — warum müssen dann solche historischen Ausstellungen gemacht werden, auf denen der Fachmann gar nichts und der Laie etwas Falsches lernt? Die einzigen Bilder, die wichtig sind, die von dem Tiroler J. A. Koch, aus römischem Privatbesitz, hängen aus Nationalitätsgründen in der österreichischen Abteilung, wohin sie kunsthistorisch nicht gehören.

Italien hat den begreiflichen Wunsch mit einer Ausstellung Geld zu verdienen. Aber damit das geschieht, verbreitet Deutschland eine falsche Meinung von seiner Kunst. Die Notwendigkeit dieses Vorgehens ist nicht ganz einleuchtend, und zum Schluss notiert man sich als Trost das reizende, kürzlich von Mackowsky wieder ausgegrabene Wort der Rahel: „Mir ist mies vor tout l'univers".

Die Geisha

Von BERNHARD KELLERMANN,

Spezialisten in Teehäusern und Tänzerinnen.

Im allgemeinen geniesst die Geisha keine sonderliche Achtung, wenn sie auch auf einer höheren Stufe steht als die Dirne. Sie steckt den Fuss in den Schmutz, sagt man von einem Mädchen, das ins Teehaus geht. Und wenn sie es verlässt, so sagt man: sie zieht den Fuss aus dem Schmutz heraus. Heiratet sie jedoch, so ist ihre Vergangenheit ausgelöscht, und sie geniesst, ebenso die Dirne, die gesellschaftliche Stellung des Gatten.

Es ist für eine Familie eine grosse Schande, wenn die Tochter sich dem flatterhaften Leben einer Tänzerin zuwendet, und für gewöhnlich gehen die Geishas aus armen und niedrigen Familien hervor, die sich von ihnen unterstützen und erhalten lassen wollen. Es geschieht auch zuweilen, dass sich die Tochter für die ins Elend geratene Familie opfert und sich an ein Teehaus als Tänzerin oder Dirne verkauft.

In der Regel tritt das Mädchen schon mit sechs Jahren in die Lehre. Sie muss feine Sitten und Bewegungen erlernen, das ganze Lexikon des japanischen Anstandes, Gehen, Sitzen, Geben, Nehmen, Grüssen, Kleiden, sie muss das Arrangement der Blumen, die komplizierte Teebereitung üben. Sie lernt das Schlagen der Trommel, der Taiko. Mit acht Jahren beginnt der Unterricht im Spielen der Samisen und im Tanz. Sie erlernt jene hundert Bewegungen der Hände, der Arme, Stellungen des Körpers und des Kopfes, das Spiel des Fächers, die Elemente, die in jedem Tanz wiederkehren. Sie lernt die Texte und den Gesang. Die Stimme der Japanerin ist lieblich und zart, aber die japanischen Anschauungen verlangen die Stimme der Sängerin hart, ehern und rauh. Das wird auf dem einfachsten Wege erreicht. Im kältesten Monat, kan, muss die kleine Geisha im

frühesten Morgengrauen bei offener Tür in den Frost und Nebel hinaussingen, bis die Sonne aufgeht. Dadurch verliert sie vollkommen die Stimme. Sie wird heiser, sie spricht nicht mehr,



sie kreischt, sie singt nicht mehr, sie miaut und schreit, und somit ist sie für den japanischen Gesang geeignet.

Sie lernt die Tsutsumi spielen, eine Handtrommel, einer grossen Sanduhr ähnlich, die mit den Knöcheln geschlagen wird. Sie muss imstande sein, drei solcher Trommeln gleichzeitig zu halten und zu schlagen.

Ist sie besonders begabt, so wird sie sich im Spiel der Kokyu üben, einer Art Geige, die mit einem Bogen aus Rosshaaren gestrichen wird, und zuletzt wird sie das schwierigste Instrument versuchen, Koto, ein Saiteninstrument, eine Art Sarg mit dreizehn Seiten, die gezupft und geschlagen werden. Das Koto wird sonst nur von den Töchtern Vornehmer gespielt.

Ist das Mädchen ungeschickt, so wird der Teehausbesitzer es den Eltern zurückschicken, verspricht es Erfolg, so wird er die Ausbildung vollenden. Die junge Geisha wird dann einige Jahre in seinem Teehaus umsonst tanzen, später wird er den Eltern für drei Jahre 100 Yen bezahlen oder 300, und wenn die Geisha eine besondere Anziehungskraft ausübt, auch mehr. Oder ein anderes Teehaus wird sie zu gewinnen suchen, eine andere Stadt. Die Geisha selbst bleibt arm. Ihre Eltern schlürfen Tee, rauchen, fächeln sich, betrachten die Kirschblüte und den Mond, sie arbeitet und gibt ihnen jeden Pfennig, den sie an Geschenken erhält.

Die junge Geisha wird einen verlockenden und besonders schön klingenden Namen erhalten. Der Teehausbesitzer wird sie die Erste, die Reichste nennen, oder er wird sie heissen Umeka, der Wohlgeruch der Pflaume, Haruka, der Duft des Frühlings, Koteru, der kleine Glanz, Yoneryo, der Reisdrachen, Susuju, die tapfere Glocke, Odafuku, die Hässliche, Harusuke, die Frühlingshilfe, Hanarato, die Blume der Heimat, Shimekichi, die Glückstochter, Senmatsu, tausend Fichten, Chiyo, tausend Generationen, Emika, der lachende Glückwunsch, Umeha, das Pflaumenblatt, Umezuru, der Pflaumenkern, oder er wird sie „weisser Schnee“ oder „kleiner Schmetterling“ oder „Schildkrötenfichte“ heissen.

„Weisser Schnee“ oder „Schildkrötenfichte“ wird alsdann an die Gasthäuser und reichen Leute der Stadt einen Einführungsbrief senden, mit äusserster Sorgfalt auf feines Papier geschrieben: „Weisser Schnee“ ist Tänzerin im Teehaus Morgensonne und empfiehlt sich der Gunst des erhabenen Herrn. Sie wird vielleicht auch Geschenke mitschicken, Reis oder Handtücher, auf die ihr Name geschrieben ist. Weisser Schnee oder Schildkrötenfichte wird persönlich Besuche in den Gasthäusern und Häusern der Reichen machen, begleitet vom Teehausbesitzer, einem Diener,

der den Sonnenschirm über sie hält, und einer Magd, die einen kleinen Korb mit den Visitenkarten der neuen Tänzerin trägt. So wird sie dahintrippeln durch die schmalen Gassen der Stadt, verfolgt von den lächelnden Blicken der Leute, geschmückt wie eine Prinzessin, die Augen geradeaus gerichtet, und Wohlgerüche



von Parfüm, Puder und Lack werden von ihr ausströmen. Der Teehausbesitzer wird sich vor dem Wirt des Gasthofes verbeugen und sprechen: O erhabener Herr, ich nehme mir die Kühnheit, Schildkrötenfichte vorzustellen, eine ganz ausgezeichnete Tänzerin, die ich Ihrer hohen Gunst zu empfehlen mich erdreiste. Der Wirt wird schlürfen und sich räuspern und die Herrschaften hereinbitten. Der Teehausbesitzer wird schlürfen, die Worte werden ihm im Halse stecken bleiben. Schildkrötenfichte wird aus den Getas schlüpfen, die Stufen emporsteigen, niederknien und

sich verbeugen, dass die Stirn den Boden berührt und man ihren prächtigen Haarschmuck und ihren kostbaren Gürtel sieht.

In den nächsten Tagen wird eine Einladung stattfinden, und Schildkrötenfichte wird zeigen, was sie kann. Sie wird nie aufmerksamer tanzen als in dieser Stunde.

Weisser Schnee und Schildkrötenfichte werden dann mit Pflaumenblatt und Pflaumenkern im Teehaus Morgensonne leben, und Pflaumenblatt und Pflaumenkern werden, wenn sie älter sind, ihre Tänze mit der Samisen begleiten und sie bevormunden. Der dumpfe Klang der Trommel, das Klimpern der Samisen, der Duft von Sake, inmitten von Lärm und Lustbarkeit werden sie dahinleben.

Gott weiss, was sie in den vielen, vielen Tagen und Nächten tun, da keine Gäste kommen und das Teehaus verödet ist. Meisterinnen im Wachen und Stillschweigen, werden sie wohl Meisterinnen im Schlafen und Schwätzen sein. Sie werden an jedem Tag etwas zur Übung tanzen, singen und spielen, sie werden stundenlang in den öden, leeren Räumen kauern und sich die Fingerspitzen über den glimmenden Kohlen wärmen und die kleine Pfeife rauchen. Sie werden halbe Tage brauchen, um die Frisuren zu bauen, und wenn sie schlafen, werden sie sich einen schmalen Block ins Genick legen, um diese Frisuren nicht zu verderben.

Sie werden Geld einheimsen und es den Eltern bringen, sie werden den Sohn des Seidenhändlers ausplündern und den Besitzer des Badehauses vollkommen ruinieren, sie werden Geld aus dem armen Seemann herauslocken, der sich einen schönen Abend gönnen will. Sie werden gehorsam sein und wenn der Gast sagt: yoroshii, schön, es ist gut, so werden sie gehen, und wenn er sie ruft, werden sie kommen.

Die Jahre sind gegangen, und was ist aus ihnen geworden? Pflaumenkern hat den Fuss aus dem Schmutz gezogen und einen Schirmfabrikanten geheiratet, Pflaumenblatt dagegen widerfuhr ein selteneres Glück, ein Glück, das nur zweimal in einem Jahrhundert vorkommt: ein reicher Schiffsherr hat sie zu seiner Geliebten erkoren, er hat fünfhundert Yen an die Familie gezahlt und ihr ein unbeschränktes Konto eröffnet. Dadurch erkaufte

er ihre Treue, und sie liess sich zum Zeichen, dass sie einem einzigen Manne gehöre, die Zähne schwarz beizen. Weisser Schnee hat ein lustiges Leben geführt, einige Liebeleien hat sie gehabt, eine ernste Leidenschaft mit einem schönen Schauspieler, dann starb sie plötzlich im Alter von 23 Jahren. Die ganze Teehausstrasse geleitete sie zu Grabe; an diesem Tage war Morgensonne geschlossen, am nächsten Abend aber dröhnte die Trommel, die Samisen schrillte, und die Freundinnen wiegten sich wie das Schilf und sangen: sassa yo yassa, und klatschten in die kleinen Hände.

Schildkrötenfichte aber hatte weder grosses Glück noch grosses Unglück. Sie hatte verschiedene Liebhaber, sie tanzte tausendmal den Urashima mai und tausendmal den Shaberi Yama-Uba mai. Nachdem sie zum Tanz zu alt wurde, spielte sie die Samisen von fünfundzwanzig bis dreissig, dann zog sie sich zurück und wurde Agentin für Teehäuser und Lehrerin. Sie starb im Alter von 73 Jahren, und die Teehausstrasse trug sie zu Grabe. Ihre Schülerinnen betrauerten sie, und an jedem Todestage der Lehrerin tanzten sie ihr zu Ehren öffentlich im Theater, ein kleines Holztäfelchen mit Schildkrötenfichtes Namen darauf stand auf der Bühne.

Aus der Schrift über japanische Tänze „Sassa yo Yassa", die Kellermann mit Zeichnungen von Walser im Verlag von Paul Cassirer herausgibt.

Corriger la fortune!

Aus der Feinfühligkeit der Börse für Veränderungen im Wirtschaftsleben etwa zu folgern, dass sich in den Schwankungen ihrer Tendenz ein entsprechender Wechsel der Geschäftslage in der Industrie widerspiegelt, wäre ein naives Beginnen, auch wenn man die nicht selten überschätzten Einflüsse politischer Vorgänge auf ihre Haltung ausreichend berücksichtigt. Automatisch vollzieht sich die Kursbewegung nun einmal nicht, geraume Zeit hindurch kann sie schon etwas willkürlich gemeistert werden, die Regie ist gar nicht schwer. Ohne erhebliche Anstrengungen sind die Banken imstande, der Börse das Gepräge der „Festigkeit" zu geben, wenn, wie gegenwärtig, nach panikartigen Rückgängen die Spekulation eingeschränkt ist und keine drohende Furcht vor folgenschweren Ereignissen besteht. Immer finden sich Schichten des Publikums, die aus jeder Kursbesserung die Hoffnung ziehen, eben erlittene Verluste wieder einholen zu können, und sich durch jede günstige oder nur günstig scheinende Nachricht aus der Industrie bestimmen lassen, ihr Glück von neuem zu versuchen. Diesen Bedürfnissen kommt die Berichterstattung aus der Industrie sehr zugute. Fast jeder Tag bringt neue Rekordziffern der Eisenproduktion, die Roheisenerzeugung steigt, die Produktion von Stabeisen, Blechen, Draht und Röhren nimmt kolossale Dimensionen an, sie ist sogar erheblich grösser als die Beteiligung der grossen Unternehmungen am Stahlwerksverband, obwohl für jede Ueberschreitung der vereinbarten Quoten Strafabgaben zu entrichten sind. Mit diesen Rekordziffern wird ein bedenklicher Kult getrieben, sie gelten unkritischen Lesern nachgerade als untrügliches Zeichen einer vorwärtsstürmenden Konjunktur. Aus der gegenwärtigen Beschäftigung der Eisenindustrie ergibt sich fürs erste wenig für die wirtschaftlichen Aussichten selbst der allernächsten Monate, dann aber müssen die Rekordziffern schon deshalb vorsichtig aufgenommen werden, weil bei den führenden Werken das Verlangen nach erhöhten Beteiligungsmengen angesichts der Erneuerungsverhandlungen des Stahlwerksverbandes zu einer krampfhaften Erweiterung der Produktion geführt hat. In einem fortwährend steigenden Masse sieht sich die deutsche Eisenindustrie auf den Exportabsatz angewiesen, der heiss umstritten wird, da auch die Eisenproduktion der anderen Länder in stetiger Ausdehnung begriffen ist.

Amerika hat sich als Helfer in der Not eingestellt, es lieh nach Deutschland Gelder aus, die nicht unwesentlich zur Erleichterung des Geldmarktes beitragen. Stolz

wird die so beeinflusste Gestaltung der Geldverhältnisse als die Bestätigung ruhiger Entwicklung ausgegeben. Abgesehen davon, dass das Aussehen des Geldmarktes bis Ende des Jahres noch leicht eine Verschlechterung erfahren kann, wird von den Volkswirten der Börsenpresse und ihren Lesern ganz zu unrecht angenommen, die Vermeidung einer Geldteuerung sei identisch mit der Verhütung eines industriellen Niederganges. Niemals haben die bedeutenden Industriewerke ihre Produktion verringern müssen, weil sie kein Geld oder Geld nur zu teuren Preisen erlangen konnten, sondern allein unter dem Druck einer schon erfolgten Überproduktion schritten sie dazu. Dass übrigens Amerika Geld ausleihen kann, während es in der Hochkonjunktur von 1907 die Gelder der ganzen Welt an sich zog, ist ein deutliches Symptom für die Stockung der grossen Industrie in der Union, die nach der landläufigen Auffassung der Börsenpresse über Zusammenhänge von Geldteuerung und Krise bei dem dort herrschenden Geldüberfluss längt einen rapiden Aufstieg hätte erfahren müssen. Sehr intensiv hat sich bisher bereits die Konkurrenz des amerikanischen Stahltrusts auf dem Weltmarkt bemerkbar gemacht, sie würde sich bald weiter verschärfen, wenn die verschiedentlich behauptete Besserung der internationalen Eisenpreise andauern sollte. Die Zahlen über die amerikanische Eisenausfuhr sprechen eine beredte Sprache.

Von der kartellierten Industrie will man die Börse als Wirtschaftsbarometer meist nur gelten lassen, wenn gutes Wetter angezeigt wird. Fällt die Quecksilbersäule dieses Wirtschaftsbarometers, dann soll man nach den Kartellstimmen darin nur die Mache einer zügellosen Spekulation erblicken. Gegenwärtig sind die Kartellisten mit der Haltung der Börse ganz einverstanden, da sie das naheliegende Interesse haben, ebensosehr ihre Aktien wie ihre Fabrikate zu hohen Preisen an den Mann zu bringen. Auf den Hausseton sind alle Erklärungen der Verwaltungen unserer führenden Montanwerke gestimmt, die Syndikatsberichte vollends schildern die Situation in den leuchtendsten Farben. Quellen objektiver Wirtschaftsberichterstattung sind Syndikatsberichte ganz gewiss nicht; aus den Erfahrungen, die man mit ihnen vor und während der letzten Krisis gemacht hat, ergibt sich nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, sie mit dem schärfsten Misstrauen aufzunehmen. Während der Rückgang 1907 schon längst eingesetzt hatte, veröffentlichten die Syndikate fortgesetzt Marktberichte, die die Verhältnisse als unverändert günstig bezeichneten und die ferneren Aussichten ebenso optimistisch beurteilten. Ruhige und vorsichtige Untersuchungen führten zu der Ueberzeugung, dass diese Berichte

bewusst unwahr gewesen sind, denn die rosigen Schilderungen waren unvereinbar mit der Abnahme der Bestellungen, die ausserhalb der Syndikatsbureaus natürlich erst nach Monaten zahlenmässig zu erkennen waren. Mit derartigen Machenschaften wurde bezweckt, die Abnehmer zu weiteren Bestellungen anzureizen die auf Bedarf der Hochkonjunktur zugeschnitten waren.

Das Gedächtnis der Oeffentlichkeit ist schlecht, sie müsste sich sonst besser an jene viel beklagten Vorgänge erinnern. Besonders arg trieben es die Eisenkartelle, doch auch die „Unebenheiten" des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats in der Berichterstattung über die Marktlage verdienen der Vergessenheit entrissen zu werden. Im Juli 1907 veröffentlichte das Kohlensyndikat (wie immer durch Wolffs Telegraphenbureau) seinen Ausweis für den vorangegangenen Monat. In dem Bericht wurde ausgeführt, dass durch den gesteigerten Selbstverbrauch der Mitglieder und durch die Erfüllung bestehender Verkaufsverpflichtungen die Kohlenknappheit andauere. Zum Schluss war hervorgehoben, die günstige Geschäftslage fast aller einheimischen Industriezweige lasse auch im kommenden Monat einen lebhaften Absatz erwarten. Nun konnte ein Handelsblatt damals den Juniausweis des Syndikats in ungekürzter Form veröffentlichen, die von dem offiziellen Text auffällig abwich. In diesem Sonderbericht fand sich die folgende, bei Wolff vergessene Erklärung der Syndikatsleitung: „Die Nachfrage in der letzten Zeit verlor ihren stürmischen Charakter, und anscheinend hat namentlich auch von seiten der Eisenindustrie eine etwas ruhigere Beurteilung der Bedarfslage Platz gegriffen." Drei Monate später war die Krisis in voller Entfaltung. Ihre deutlichen Anzeichen abzuleugnen, hatte das Syndikat für eine Aufgabe seiner Wirtschaftsberichterstattung gehalten.

Bei der marktbeherrschenden Stellung der grossen Syndikate wird die Irreführung über die Marktlage durch Verschweigen wichtiger Tatsachen oder durch Veröffentlichung unwahrer Angaben zu einer Gemeingefahr. Das mittelalterliche Recht kannte gegen ähnliche Gepflogenheiten keine Toleranz, am Ende des 14. Jahrhunderts bestimmte das Berliner Stadtbuch, dass man Verräter und Mordbrenner oder alle, die ihre Botschaft zu ihrem Frommen benutzen, radebrechen solle. Zum Schutz des Gemeinwesens liesse sich eine Uebernahme jener Bestimmung des alten Berliner Stadtbuches in unser Strafgesetzbuch schon rechtfertigen. Radebrechen ist eine etwas harte Strafe, sie könnte aber schliesslich durch Zwangssanatorien oder Geldstrafen von 100 000 Mark und darüber hinaus humanisiert werden.

KRITES

DAS BERLINER VIEH

Ein neues Rathaus in Berlin. Die grosse Halle soll das Wappentier Berlins schmücken, der Bär. Der Stadtbaumeister, Herr Hoffmann, sucht den Bildhauer, der würdig wäre, den Berlinern ihr Tier zu schaffen. Wäre es enger Lokalpatriotismus, wenn er zunächst unter den Berliner Künstlern sich umtäte? Fänd er einen, der es so gut macht wie ein „auswärtiger", warum denn nicht lieber der „einheimische"? Kirchenpolitik wäre es, gäbe es im Reiche ein Genie, in Berlin nur unfähige Lehmkneter. Baurat Hoffmann findet den Einheimischen nicht — Herr Wrba erhält die fünfzigtausend Mark.

August Gaul lebt in Berlin. Der Stadtbaumeister ist zu beschäftigt; er muss so viele italienische Photographien beschauen, er hat keine Zeit, die lebendige Kunst rings um sich herum zu sehen; er kennt die Kunst Gauls nicht, weiss nicht einmal, dass Wrba kein Bildhauer, sondern der Inhaber einer plastischen Fabrik ist, eines Grossbetriebes mit vielen Arbeitern, dass aus seinem „Atelier" seit Jahren nichts herausgekommen ist als versteinerter Lebkuchen.

Der geduldige Berliner, der sich seiner Pflicht als Bürger der Reichshauptstadt bewusst ist, der weiss, dass Krotoschin den Krotoschinern und Gundelfink den Gundelfinkern gehört, seine Stadt aber den Deutschen, — schweigt. Er findet es wohl nicht recht, was da der Herr Stadtbaurat treibt, aber er sagt nichts: nur nicht kleinstädtisch sein, nicht dem engen Lokalpatriotismus verfallen.

Jahrelang geht es so weiter. Die Künstler murren. Die Redaktionen füllen sich mit Klagen. Die Antwort: „Wir sind keine Berliner, wir sind Reichshauptstädter." — Das neue Rathaus wird eröffnet. Erstaunt sieht der Besucher die Wände beklebt mit Dingen, die aussehen wie in Plastik übersetzte Speisekarten des Löwenbräu. Darauf erfolgt ein allgemeines Schütteln des Kopfes. Wirklich; sind Tuaillon, Gaul, Klimsch, Lederer, Barlach und andere schlechter als Taschner, Rauch, Nager? Was geht uns Berlin oder München an? was uns angeht, ist die Frage: warum beschäftigt man nur unselbständige, unbedeutende Künstler, Künstler, die einen Stiefel („Stil" sagt der Stadtbaurat) schustern, und nicht einmal i h r e n Stiefel — nein, nach Herrn Hoffmanns Leisten musste geschustert werden.

Vielleicht wäre es bei dem Schütteln des Kopfes geblieben, und das närrische Gerede „Wieviel mehr Künstlertum zu der strengen Unterordnung unter Raum und Stil notwendig ist" hätte weiter gesurrt.

Aber der Bär!

Vor ihm senkte Hoffmann selbst beschämt das müde Bureaukratenhaupt und — es ging nicht anders — er musste es zugeben: Donnerwetter!

Endlich fand Fritz Stahl ein paar Worte des Tadels, endlich, gegen den trockenen Bürokraten, der nicht besser und nicht schlechter als sein Vorgänger Blankenstein die Bauten der Stadt Berlin besorgt. Aus München erhielt er die nicht liebliche Antwort: Clique Cassirer, die Fallstricke des „schlauen Händlers". Stahl wundert sich über die grobe Antwort; er hatte nicht bedacht, dass er mit seinem Tadel das Münchner Geschäft bedroht, und dass heute im Münchner Journalismus sich

Schreiber breit machen, die ihre Aufgabe darin erblicken, die ritterlichen Beschützer der Münchner Fremdenindustrie zu sein. Stahl lässt sich nicht einschüchtern. Er wagt es, wagt zu antworten. Na warte, jetzt kommt der grosse Bruder zu Hilfe, der treuherzige, schlichte, biedere Tantièmenfresser Ludwig Thoma.

Er hatte gerade Zeit; eben war seine letzte Dichtung vollendet: „Lottchens Geburtstag". Das schöne alte Rezept: der zerstreute Gelehrte, der schüchterne Liebhaber, das resolute Mädchen — aber ach — wie modern, beinahe unanständig, und doch: man kann hingehen! — die sexuelle Aufklärung.

Spassmacher erhält seinen Lohn. Aber der Dienst des Herrn Publicus ist schwer. Immer nach der Flöte tanzen, Mündchen spitzen, Acht geben, gefällts — ja? Nicht zu unanständig — nein? Gemütlich — ja? Fliegende Blätter gehen wieder — so? Na, dann nicht, keine Simplizissimuswitze.

Armer Thoma! Ich verstehe gut, wieviel Vergnügen Sie empfanden, mal das Maul wieder voll zu nehmen und zu schimpfen, grölen, schreien. Ach, das macht Spass! Von Gauls Werken als von „nach ägyptischen und indischen Mustern (!!) geschickt zusammengebastelten Werken" zu sprechen! Und dann macht es auch den Münchnern Spass, macht populär.

Das allein ist das Ernste an der Clownepisode. Hoffmann werden die Berliner Künstler wohl jetzt den Kitsch der Taschner, Wrba und Konsorten abgewöhnen. Das wird erledigt. Die Rüpeleien des behäbigen Herrn, der sich zum Bade- und Vergnügungskommissar der Münchner Fremdensaison wählen lassen sollte, sind nur possierlich. Ernst ist bloss, dass er versucht, München gegen Berlin zu hetzen, und dass ihm das vielleicht gelingen wird. Es handelt sich aber nicht um München und Berlin. Es handelt sich um einen Streit zwischen Lebkuchenfabrikation und Bildhauerei. Beide Branchen haben ihre Vertreter in den zwei Städten.

Noch ein Wort zur Rechtfertigung Hoffmanns:

Tuaillon, Gaul, Lederer, alle drei sollen seine Aufträge dankend abgelehnt haben, bis er verspricht, das schöne Wort „Architekturplastik" niemals mehr zu gebrauchen.

C.

S. FISCHERS 25 JAHRE

Da nun schon einige Zeit vergangen ist, seit freundlichst eingeladene Gäste einem fünfundzwanzigjährige Arbeit mit Recht Feiernden zwischen Homard a l'americaine und Schmorbraten statt Glückwünschen innerlich unsichere Betrachtungen über den Wert seiner Lebensleistung mitgeteilt haben, darf man, weder durch selbstverständlichen Anstand gegenüber Gastfreundlichkeit noch durch Hoffnungen auf Verlagsförderung gehemmt, einige Sätze über die Bedeutung des Herrn Fischer, seiner Mitarbeiter und seiner Gruppe sagen.

Er selbst? Wenn je, war's hier eine müssige Frage nutzlos nachdenklich werdender Bankettgäste, ob er seinen Autoren, sie ihm mehr zu danken haben. Eines ist gewiss: der Mann, dem das und jenes an Kultur fehlen mag, was jene haben, für die er schon vorgearbeitet hat, hat für unsere Entwicklung mehr zu bedeuten als alle die Werke von

etwa hundertundachtzig unter den zweihundert Autoren, für die das dicke Jubiläumsbuch nun wieder mit Fischers Kraft Wege, Resonanz sucht. Der Mann hatte Mut, Fleiss, die Begabung das Wesentliche in der Produktion zweier Jahrzehnte mit seiner Aktivität zu befruchten. Er hatte, was die einhundertachtzig nicht haben, Freude am Schaffen der A n d e r e n, Hingebung für die Werke, die jene aus ihrem Bedürfnis, ihren Naturen folgend taten. Und gerade d i e s e Eigenschaft ist in unserer Zeit so selten, dass sie tausendmal mehr wiegt als schwächliche Talente und die mühsame Bastelei der „kultivierten Persönlichkeiten". Das Werk des Verlages S. Fischer, das man bei Gelegenheit dieses Buches*), nach rechts und links, oben und unten gut überschauen kann, ist in dem Verstande das Werk dieses einen Mannes, als er die Beziehung genialer, talentierter, auch mittelmässiger und erzwungener Literatur zum w i r k l i c h e n Leben herstellte.

Anders fällt die Antwort auf die Frage aus, was die Tätigkeit dieses Verlages, dieser Gruppe für u n s e r e Zeit bedeutet. Die Bücher? Es gibt grosse und erkünstelte Leistungen unter ihnen. Von der Ernte der letzten Jahre vieles, was mir zu gleichgültig, zu wenig frisch ist. Der Abstand zwischen Ibsen, Hauptmann und den — anderen entspricht der wohl unvermeidlichen Erscheinung, dass jede Unternehmung, eine wo Geistiges und Materielles verknüpft ist, natürlich noch mehr, einmal an einen toten Punkt kommt. Wenn nämlich der Erfolg, die Sättigung da ist. Man sieht das am besten an dem Organ des Verlages, der „Neuen Rundschau", über die in dem Jubiläumsbuch ein wenig zu viel gesprochen wird. Hier zeigt sich, dass Reichtum an Beziehungen zu u n s e r e r Welt, der die schönste Eigenschaft der früheren Fischerbücher war, nicht mehr besteht. Wenn die früheren starken Produktionen dieses Verlages Revolution nach Neuem, jene Wirklichkeitsnähe, die mit Naturalismus nichts zu schaffen hat, in der Kunst begehrender Naturen war, so ist die Revolution der Neuen Rundschau von heute (und damit auch der neuen Männer dieses Verlags überhaupt) Gouvernantenrevolution. Warum soll ich es nicht aussprechen, da ich gewiss bin, dass Herr Fischer, den ich für eine viel kräftigere Persönlichkeit halte als seine kultivierten Helfer, der erste sein wird, mir recht zu geben? Es gibt heute eine Generation — nicht nur von Literaten, das wäre gleichgültig —, die des ewig gleichen Tones müde ist. Die das Spielen mit Worten, die Kunst des Rundherumschreibens um die Dinge, die uns was angehen, diese Angst vor jeder Kraft und Realität nicht mehr ertragen kann. Menschen, denen sogar ein wenig Brutalität hochwillkommen wäre statt der feinen Manier, die kokett-bescheiden überall gerecht sein will und in den zierlichsten Bibelotworten j e d e m Anlass gegenüber nur die gleiche Mitteilung herausbringt, dass die Sache auch eine andere Seite hat und Schreiben — Schreiben ist. (Leider? Gott sei Dank!) Wir möchten statt all der Halbtöne und Nuancen nun neue Farben. Dieses Violett haben wir nun zu oft genossen. Wir bitten um Gelb oder Grün an Stelle der Variationen in ewig gleichem Stil über nicht allzu verschiedene Themen. Im übrigen ist's ein längst bekanntes physiologisches Gesetz: Reizwechsel bringt Lust, selbst wenn

*) Das XXV. Jahr. S. Fischer Verlag. Berlin 1911.

der neue Reiz nicht ganz so vornehm ist wie der von vorgestern. Man möchte einmal erschrecken oder doch wenigstens erstaunt sein über eine Erscheinung in diesem so gebildeten Kreise. Das Violett haben wir satt. Wir bitten um eine andere Farbe.

UNZÜNFTIGE THEATERKRITIK

Bei der Première des Trauerspiels Gudrun von Ernst Hardt schiens ein grosser Erfolg. Gerade diesem, doch recht charakteristisch zusammengesetzten Publikum des Lessingtheaters gefiel die Hardtsche Umformung des Gudrunstoffes, weil so recht poetisch und in gar so schöner Sprache vorgeführt wird, wie ein teutsches Weib Treue halten kann, selbst wenn eine böse gute Mutter sie durchaus ins Bett des „goldenen Sohnes" drängt, ja selbst wenn es in ihr noch so nach diesem goldenen König „glutet". Nur, weil eben ein deutsches Weib sich nicht und nicht zwingen lässt, deutsche Treue deutsche Treue ist und es nichts mehr zwischen einem blondzöpfigen Wesen und einem Normannen geben kann, wenn ein Däne eine Viertelstunde früher da war, und die Spröde sich ihm nach ein wenig Schwerterklirren ergeben hat. Trotzdem — vielleicht sollte ich ganz einfach eingestehen, dass ich kein Recht habe, über diese Angelegenheit zu schreiben und in den Jubel über die poetischen Worte meine Nüchternheit zu mischen. Denn ich gestehe, dass mich alle diese Dinge nichts angehen. Nämlich, was eine deutsche Heldin tut, wenn sie aus ihrer Burg geraubt wird, wenn sie statt Königin des Königs, den sie liebt, zu sein, lieber Wäsche waschen und sehr viele Worte dazu reden will und so weiter. Mir ist das Theater nicht mehr und nicht weniger als ein Stück Leben. Ich seh's mit so viel und so wenig Demut an wie den Streik in der Damenkonfektion und die neuen Hutmoden. Was im Theater auf mich wirken soll, muss jene starke Beziehung zu unserer Existenz haben, die weder von der Grösse des Stoffes noch von dem „Poetischen", von ein paar guten Versen abhängt, sondern, banal gesagt, bedeutet: So kann's dir auch ergehen!

Dieses Gefühl kam mir bei der Hardtschen Gudrun nie, während das alte Gudrunlied, sowie das Nibelungenlied und die Odyssee es immer weckt. Also liegts doch wohl nicht am Stoff, sondern daran, dass ein geradliniges, ewiges, herbes Motiv, der Widerstand der Frau gegen den, der sie zwingt, hier versüsslicht, freundlicher gesagt mit Psychologischem, Ethischem, Gefühlsmässigem verquickt wird, das dem Urstoff ganz fremd ist.

Die Frau und der Mann, die miteinanderkämpfen, die gehen mich was an. Der Mann, der mit einem andern Mann um eine Frau, die Frau die mit einer andern Frau um einen Mann kämpft, sind meinesgleichen. Aber die Frau, die gerne möchte, aber „es" nicht tut, weil sie Einem, den sie vor einer Viertelstunde noch gar nicht gekannt hat, was zugeschworen hat, und der Mann der solcher Jüngferlichkeit des „Sich-nicht-zwingen-lassens" nur, mit Fassungslosigkeit und Worten beikommen will, die sind mir fremd und uninteressan t. Was an diesem Abend zu mir sprach, war: was Frau Triesch die Art des Stückes durchbrechend fühlen liess: dass ein Mensch nämlich alles ohne Ethik aus seinen Instinkten heraus tut, um dem

Blutnächsten und damit sich selbst Lust zu schaffen. Aber das war eine Wirkung, die mit der Romantik Hardts sicher nichts zu tun hatte. Vielleicht auch wenig mit dem, was man Schauspielkunst nennt. Mehr als dieses Trauerspiel und seine Aufführung aber interessiert mich, dass dieses Stück sehr stark gewirkt hat. Auf die Leute, die ich sonst doch auch in ihren, unser aller Lebensfunktionen mehr oder weniger heldenhaft, mehr oder weniger abenteuerlich oder vernünftig handeln sehe, vor allem aber immer nur dem folgen, was ihnen gerade die stärkste Lust verspricht. Und die jubelten nun zu einer Angelegenheit, mit der ihre Natur gar nichts zu schaffen hat. Dies eben ist die Wirkung einer gewissen Fülle schöner Worte und einer Entfaltung von einigen Kilowatt Edelsinn: Die Leute wollen auf der Bühne sehen, was sie im Leben nicht haben.

In der „Kassette", dem Lustspiel Sternheims, um das sich einen Abend lang, weil sie angeblich eine schöne Erbschaft enthält, die Leute auf der Bühne rauften, war mir zu wenig Geld drin. Wegen fünftausend Mark Zinsen reisst ein ebensoviel verdienender Gymnasialprofessor seiner Tante die Zöpfe nicht vom Kopf, gibt ein mehr verdienender Photograph (der noch dazu künstlerische Lichtbilder macht, was ich gar nicht leiden kann, und erstaunliche Quantitäten von Liebe entwickelt) seine Lebenswünsche nicht auf. Es klingt wie ein schnöder und pedantischer Spass, dass mir die Erbschaft zu klein ist, um diesen Aufwand von Leidenschaften zu rechtfertigen. Den Zuschauer, der in den Kammerspielen zwischen Damen in sehr teuren Kleidern auf dem wirklich zu bequemen Zehnmarkfauteuil sitzt, kann aber die Aufregung gefoppter Erbschleicher erst dann erschüttern oder belustigen, wenn sie aus einer Realität ersteht, die auch ihm eine ist, oder ihre Voraussetzungen und Dimensionen phantastisch sind. Reden aber die Menschen oben so als ob sie sich selbst verhöhnen und handeln so, als ob sie nicht einander, sondern sich selbst auslachen, noch bevor sie von der Bühne abgegangen sind, so rechne ich immer mit, was die 4 % Zinsen von den 140 000 Mark, die sie nie bekommen werden, denn eigentlich ausmachen und bekomme immer heraus: Es ist zu wenig.

Kurz, es ist schon schwer, einem Theaterbesucher es recht zu machen, für den das Theater nicht das Um und Auf des Lebens ist.

LÜGT DOCH NICHT SO!

Ein Herr, von dessen künstlerischen Fähigkeiten wir nichts wissen und der in München ein Komödienhaus leitet, hat einer Tänzerin, von deren künstlerischen Fähigkeiten wir nichts wissen, sein Haus für geschlossene Aufführungen verpachtet, sie dann auch vor grösserem Publikum nackt tanzen lassen, und der Münchner Polizeikommissar war so ungeschickt, das für eine wichtige Angelegenheit zu halten, die Vorstellung zu unterbrechen und einen Riesenlärm in Münchner Kreisen, die sich wohl sehr langweilen, und der Presse zu erregen. Ich glaube wahrhaftig nicht, dass wir hier als Verteidiger polizeilicher Bevormundung betrachtet werden. Nur — man antwortet den Herren von der Polizei und Regierung auf solches Tun falsch, wenn man sich aufregt und von dem „rein ästhetischen Genuss", der da geübt werden sollte und durch

die Polizei den anwesenden Dichtern und Journalisten genommen wurde, schwätzt. Herr Max Halbe ist doch schon zu reif, um einen Brief zu veröffentlichen, in dem es heisst: „Ich glaube, dass jeder, der der Vorstellung reinen Auges und Sinnes ohne die Absicht schweinischer Schnüffelei beiwohnte, das Theater mit dem Gefühl der Erhebung vor dem Göttlichen der Schöpferwerke, vor der Schönheit des Menschenleibes, und mit Dank für dessen Schöpfer verlassen hat." So ein „Entrüstungssturm" ist für ernsthafte Menschen beinahe noch ärgerlicher als die Ungeschicklichkeit des Herrn Kommissar. Man müsste den Polizeileuten sagen: dass erwachsene Menschen an sinnlicher Kunst, an Sinnlichkeit überhaupt Freude haben dürfen. Dass das den Staat gar nichts angeht. Aber lügt doch nicht so! Tanz, gutes Tanzen, was hoffentlich die Dame übt, ist Sinnlichkeit. Darf, soll, kann nichts anderes sein. Der beste Tanz ist der künstlerische Ausdruck der Sinnenlust, der Liebeslust. F.

Die schmerzerfüllten Klagen über das Schicksal Kleists, die der 100. Todestag des von seinen Zeitgenossen verkannten Dichters brachte, veranlassen uns zu der Erinnerung: Frank Wedekind lebt.

Wir bitten, Mitteilungen und Beiträge nur:
An die Redaktion, Berlin W. 10, Victoriastrasse 5, zu adressieren.
Bei umfangreicheren Zusendungen ist vorherige Anfrage notwendig.
Sprechstunde: An Werktagen, mit Ausnahme des Montags, 1—3 Uhr, Berlin W., Victoriastrasse 5.

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Damm, Berlin-Wilmersdorf.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Der Nutzen der Künstler

Gespräche von AUGUSTE RODIN

Ist es Ihnen aufgefallen, dass in der modernen Gesellschaft die Künstler, ich meine natürlich die wirklichen Künstler, die einzigen Menschen sind, die ihren Beruf gern ausüben?

„. . . aber . . .“

Halt! Nur ruhig! Was unseren Zeitgenossen so gut wie gänzlich fehlt, ist, wie mir scheint, die Liebe zu ihrem Beruf. Sie arbeiten nur mit Widerwillen. Sie pfuschen gern. Dem ist überall so, auf der ganzen sozialen Stufenleiter, von oben bis unten. Die Politiker fassen bei der Erfüllung ihrer Amtspflichten nur die materiellen Vorteile ins Auge, die sie daraus ziehen können, und scheinen die Genugtuung, die die grossen Staatsmänner früherer Zeiten empfanden, wenn es ihnen gelungen war, die Angelegenheiten ihres Landes geschickt zu behandeln, gar nicht zu kennen.

Die Industriellen suchen nur mit schlechten und gefälschten Erzeugnissen so viel Geld als möglich anzuhäufen, anstatt die Ehre ihres Unternehmens hochzuhalten; die Arbeiter, von einer mehr oder minder berechtigten Feindseligkeit gegen ihre Arbeitgeber erfüllt, erledigen ihre Aufgaben in gewissenloser Weise. Heute scheinen fast alle Menschen die Arbeit als eine abscheuliche Notwendigkeit, als eine fluchwürdige Last zu betrachten, während sie als ein Glück für uns, als unsere Daseinsberechtigung aufgefasst werden müsste.

Uebrigens hüte man sich, zu glauben, es wäre immer so gewesen. Die meisten Dinge, die uns aus früherer Zeit geblieben sind, Möbel, Hausgerät, Stoffe, beweisen eine grosse Gewissenhaftigkeit derer, die sie herstellten.

Der Mensch arbeitet gut und schlecht; ich glaube sogar, dass die erste Art ihm mehr zusagt, weil sie seiner Natur mehr entspricht. Aber er hört bald auf die guten, bald auf die schlechten Ratschläge, und gegenwärtig gibt er zweifellos den schlechten den Vorzug.

Und doch, wieviel glücklicher würde die Menschheit sein, wenn die Arbeit, statt ein Mittel, das Dasein zu fristen, sein innerster Zweck wäre!

Diese wunderbare Veränderung könnte nur eintreten, wenn alle Menschen das Beispiel der Künstler befolgten oder besser, wenn sie sich selbst in Künstler verwandelten. Denn dieses Wort in seiner umfassendsten Bedeutung bezeichnet für mich alle, die an dem, was sie tun, freudigen Anteil nehmen. Es wäre also zu

wünschen, dass es in jedem Beruf Künstler gäbe: Zimmerleute, die glücklich sein müssten, selbst ihre einfachsten Arbeiten künstlerisch auszuführen; Maurer, die Gips und Mörtel mit Liebe zubereiteten; Fuhrmänner, die stolz darauf sein müssten, Pferd und Wagen gut zu behandeln und auf die Fussgänger nach Möglichkeit Rücksicht zu nehmen. Das gäbe eine wunderbare Gesellschaft, nicht wahr?

Sie sehen also, dass das Beispiel der Künstler bei allen übrigen Menschen herrliche Früchte tragen könnte.

„. . . . Womit jedoch wollen Sie schliesslich den Nutzen der Künstler einwandfrei beweisen . . . . ist nicht die Arbeit selbst, die sie leisten, durchaus unnütz? . . .“

Mein lieber Freund, man täuscht sich meistens über das, was nützlich und was unnütz ist. Wenn man das, was den Bedürfnissen unseres materiellen Lebens entspricht, nützlich nennt, so sage ich ja. Aber heute betrachtet man auch die Reichtümer als nützlich, die einzig zur Befriedigung der Eitelkeit und zur Erregung des Neides zur Schau gestellt werden. Diese Reichtümer sind nicht nur unnütz, sondern geradezu Hindernisse schlimmster Art.

Ich nenne alles nützlich, was uns in einen glücklichen Zustand versetzt. Nun gibt es auf der Welt nichts, was uns glücklicher macht, als Vergeistigung und Phantasie. Das vergisst man heute gar zu sehr. Der Mensch, der, vor aller Not in Sicherheit, wie ein Weiser zahllose Herrlichkeiten geniesst, die jeden Augenblick vor seinen Augen und seinem Geiste erscheinen, wandelt auf Erden wie ein Gott. Er berauscht sich an dem wunderbaren Anblick schöner, kraft- und saftstrotzender Geschöpfe, die vor seinen Blicken ihren ungestümen Tatendurst entfalten; beim Anblick stolzer Vertreter des Menschengeschlechts und des Tierreichs, junger Muskulaturen in Bewegung, wundervoller, lebendiger, geschmeidiger, schlanker und feinnerviger Organismen; er führt seine Freude in die Täler und auf die Hügel, wo der Frühling mit reichstem Blätter- und Blütenschmuck, mit den süssesten Wohlgerüchen, dem Summen emsiger Bienen, dem Rauschen breiter Flügelschläge und mit Klängen von Liebesliedern die verschwenderischsten Feste feiert; er ergötzt sich an dem silbernen Gekräusel, das wie ein Lächeln über die Wasserfläche der Flüsse huscht; er gerät in Entzücken, wenn er beobachten kann, wie Apollo, der strahlende Gott, sich bemüht, die Wolken zu zerteilen, die die Erde im Lenz zwischen sich und ihm aufrichtet, einer schamhaften Geliebten gleich, die zögert, sich zu enthüllen.

Welcher Sterbliche ist beglückter als er? Und da die Kunst

Rodin



uns solche Freuden würdigen und geniessen lehrt, wer will da noch leugnen, dass sie unendlich nützlich ist?

Aber es handelt sich nicht nur um intellektuelle Genüsse. Es handelt sich um weit mehr. Die Kunst verkündet den Menschen ihre Daseinsberechtigung. Sie enthüllt ihnen den Sinn des Lebens, sie klärt sie über ihre Bestimmung auf und lässt sie in ihrer Existenz sich zurechtfinden.

Wenn Tizian eine wunderbar aristokratische Gesellschaft malte, in der jedes Mitglied auf seinen Zügen, in seinen Gebärden, an seinem Kostüm den Stolz eines scharfen Verstandes, der Autorität und des Reichtums verriet, stellte er den Patriziern von Venedig als Muster das Ideal hin, das sie zu verwirklichen wünschten.

Wenn Poussin Landschaften komponierte, worin die Vernunft zu herrschen scheint, so klar und majestätisch ist in ihnen die Anordnung, — wenn Puget seine Heldenleiber schuf, — wenn Watteau seine entzückend feinen, wehmütig träumerischen Schäferpaare im verschwiegenen Schatten dichten Laubes, Liebe tauschend, barg, — wenn Houdon Voltaire lächeln liess und die Göttin der Jagd, Diana, auf flinke Füsse stellte, — wenn Rude in seiner „Marseillaise" Greise und Kinder zum Schutze des Vaterlandes herbeirief: so schufen diese grossen französischen Meister nacheinander Spiegelbilder unseres nationalen Geistes, die einen den Sinn für schöne Anordnung, Energie und Eleganz, die anderen Verstand und Heroismus, alle Lebenslust und freudige Bereitschaft zu freier, ungezwungener Betätigung. Und so verkörpert uns Franzosen ihr Werk die wesentlichen Merkmale unserer Rasse.

Hat nicht der grösste Künstler unserer Zeit, Puvis de Chavannes, sich bemüht, uns die sanfte Heiterkeit nahezubringen, die unser aller Sehnsucht ist? Sind seine erhabenen Landschaften, worin die heilige Natur an ihrem Busen eine liebende, fromme, hehre und einfache Menschheit zu wiegen scheint, für uns nicht wunderbare Quellen der Belehrung? Hilfe für die Schwachen, Liebe zur Arbeit, Demut und Ehrfurcht vor dem Höchsten, er hat das alles ausgedrückt, dieses unvergleichliche Genie! Er schwebt als ein herrliches, reines Licht über unserer Zeit. Man braucht nur eines seiner Meisterwerke zu betrachten, seine „Heilige Genovefa", seinen „Heiligen Hain" in der Sorbonne oder seine Verherrlichung Victor Hugos im Hotel de Ville, um sich edler Handlungen fähig zu fühlen.

Künstler und Denker gleichen einer Leier, die unendlich zarte und klangreiche Töne hat. Und die Schwingungen, die der Geist einer jeden Zeit ihr entlockt, klingen bei allen anderen Sterblichen nach.



Rodin

Zweifellos sind die Menschen, die hervorragende Kunstwerke auf gediegene Art geniessen können, sehr selten, und auch die Zahl der Beschauer, die solche Werke in den Museen oder selbst auf öffentlichen Plätzen betrachten, ist beschränkt. Aber die in den Werken enthaltenen Gefühle dringen schliesslich doch in die grosse Menge. Neben den Genies lehnen sich andere Künstler von geringerem Können an die Schöpfungen der Meister an und machen sie auf ihre Weise der Allgemeinheit verständlich. Die Schriftsteller werden von den Malern beeinflusst, wie diese von den Literaten: unter allen Köpfen einer Generation besteht ein fortwährender Gedankenaustausch. Die Journalisten, die populären Romandichter, die Illustratoren, die Zeichner machen der Menge die Wahrheiten verständlich, die die grossen geistigen Potenzen entdeckt haben. Es ist wie ein Rieseln, wie ein Sprudeln intellektueller Kräfte, das in vielfachen Kaskaden herunterfällt, bis es das grosse, stets bewegte Gewässer bildet, das den geistigen Zustand einer Zeit darstellt.

Man muss nicht sagen, wie es gewöhnlich geschieht, dass die Künstler nur die Empfindungen ihres Milieus wiedergeben. Das würde zwar schon nicht wenig sein. Denn es ist stets angebracht, den Menschen einen Spiegel vorzuhalten, mit dessen Hilfe sie sich selbst erkennen können. Aber sie tun mehr. Sie schöpfen tief aus dem reichen Schatz der Tradition, den auch sie wieder vermehren. Sie sind in Wahrheit Erfinder und Führer.

Um sich davon zu überzeugen, möge man beachten, dass fast alle Meister der Zeit voraufgingen, wo ihre Inspiration sich offenbarte. Poussin malte unter Ludwig XIII. viele Meisterwerke, deren regelmässiger Adel den Charakter der folgenden Regierung ankündigt. Watteau, dessen lässige Grazie führend über der ganzen Herrschaft Ludwigs XV. geschwebt zu haben scheint, lebte nicht unter diesem Könige, sondern unter Ludwig XIV. und starb unter dem Regenten. Chardin und Greuze, die mit ihren Verherrlichungen des bürgerlichen Heims, scheinbar eine demokratische Gesellschaft ankündigten, lebten unter der Monarchie. Der mystische, sanfte und weiche Prudhon nahm mitten in den brausenden und gellenden kaiserlichen Fanfaren das Recht in Anspruch, still zu lieben, sich zu sammeln, zu träumen, so dass er sich als ein Vorläufer der Romantiker erweist. Und kurz vor uns haben unter dem zweiten Kaiserreich Courbet und Millet in ihre Werke die schwere Arbeit und Wüde des Volkes gelegt, das unter der dritten Republik sich eine so einflussreiche Stellung in der Gesellschaft erobert hat.

Ich sage nicht, dass diese Künstler die grossen Strömungen, worin ihr Geist sich kenntlich macht, bestimmt haben. Ich

sage nur, dass sie unbewusst zu ihrer Entstehung beigetragen haben ; ich sage, dass sie zu der intellektuellen Elite gehörten, die diese Tendenzen schuf. Wohl verstanden, setzte sich diese Elite nicht allein aus Künstlern, sondern auch aus Schriftstellern, Philosophen, Romandichtern und Publizisten zusammen.

Ich will noch einen Beweis dafür nennen, dass alle Meister ihren Generationen neue Ideen und Neigungen zuführen : es ist ihnen oft schwer gemacht worden, diesem Neuen Aufnahme zu verschaffen. Oft war fast ihr ganzes Leben ein Kampf gegen die Mittelmässigkeit. Und je grösser ihr Genie war, desto mehr liefen sie Gefahr, lange verkannt zu bleiben. Corot, Courbet, Millet, Puvis de Chavannes, um nur diese wenigen zu nennen, sind erst am Ende ihrer Künstlerlaufbahn zu allgemeinem Ansehen gelangt.

Man erweist den Menschen nicht ungestraft Gutes. Das Wenigste, das diese Meister für ihre Hartnäckigkeit, mit der sie die menschliche Seele reicher machen wollten, verdient haben, ist ihres Namens Unsterblichkeit.

Das, meine Freunde, wollte ich Ihnen über den Nutzen der Künstler sagen.

Ein deutscher Gouverneur

Dem, der am ersten Tage der Marokkodebatte im Reichstage gefragt hätte: „Wer ist denn der große Herr mit dem eindrucksvollen Prokuratorenkopf, der jetzt plötzlich am Bundesratstisch sitzt?“ hätte man mit der Schilderung zweier Momente aus der kolonialen Tätigkeit des neuen Herrn antworten können.

Ende 1908 kam der erste deutsche Gouverneur von Samoa auf die Insel Savaii in das Lager Lauatis. Diesem Lauati rühmte man aber nicht nur seine Rednergabe, seine usurpatorische Stellung als Sprecherhäuptling nach; wer seinen Namen kannte, wusste: der ist der gefährlichste Rebell im deutschen Kolonialgebiet. Und der Adjudant Oberleutnant Hecker hat dem deutschen Gouverneur zu melden, dass das samoanische Lager im Begriff ist zu revoltieren, dass die Boote der Eingeborenen voll von Steinen, Speeren und Streitäxten liegen. Dann, um die heisse Mittagsstunde, tritt Lauati als Sprecher vor, und einer seiner fanatischen Anhänger pflanzt einen grossen Baumzweig als Sonnenschutz und Schattenspender vor ihm auf. Der deutsche Gouverneur Dr. Wilhelm Solf trat ihm gegenüber, stiess vor

sich eine deutsche Flagge in den Sand und sagte in der Sprache der Samoaner: „Lauati, ich stehe unter dem Schutz der deutschen Flagge. Sieh, was es auf ihr zu schauen gibt: einen Adler, der hat Flügel, um die zu schützen, die ihm wohlgeneigt und treu ergeben sind, Schnabel aber und Krallen, die jene zerreissen werden, die ihm feindlich gesinnt sind. Unter welchem Schutz stehst aber du? Etwa unter dem eines Baumzweiges, der morgen verdorrt sein und auf der Erde liegen wird?“ Schon diese Sätze erschütterten Lauatis Selbstbewusstsein, das Spiel war halb gewonnen. Nun aber folgte eine Redeschlacht. Denn der deutsche Gouverneur wusste, dass bei den kultivierten Samoanern die Rede die wirksamste Waffe ist, und Lauati wurde mundtot und machtlos, als der Gouverneur allen den Allegorien aus der samoanischen Geschichte, die der farbige Sprecher für sich ins Treffen führte, eine Wendung gegen den Häuptling und seine meineidigen Absichten zu geben verstand. Erst einige Zeit später wagte Lauati es wieder aufzutrotzen. Er schickte in aller Form eine Kriegserklärung. Darin stand: „Du wolltest mich verbannen, ich aber werde in wenigen Stunden den Krieg gegen Dich beginnen und Dich vernichten.“ Der Gouverneur begab sich sofort, nur von seinem Adjudanten begleitet, ohne alle Waffen, zu dem Rebellenführer, nannte ihn einen unverschämten Burschen, verbat sich seine frechen Briefe, zerriss das Papier, trat es mit Füssen. Da war Lauati mit den seinen wieder still. Nun erst liess der Gouverneur die Kriegsschiffe kommen und die Haupträdelsführer nach der Insel Saipan deportieren.

Dies sind zwei Momente aus dem Leben des Mannes, der heute provisorisch mit der Führung des Reichskolonialamtes betraut ist. Mit dieser Persönlichkeit rechnen alle, denen der Ausbau unserer Kolonien ein Bedürfnis des Deutschen Reiches scheint. Welche Richtung seinem Leben in diesen Tagen auch gegeben wird — vieler Augen sind gespannt auf ihn gerichtet. Regierende Personen und Behörden mögen ihm und uns mitteilen, dass er das Reichskolonialamt weiter leiten soll oder als Gouverneur auf einen neuen Posten hinausgehen. Aber auch, wenn es wieder einmal geschieht, dass Deutschland den rechten Mann für ein Amt hat, er es aber nicht bekommen soll, — die Kraft, die in diesem deutschen Gouverneur wirkt, kann des Titels und des Patentes entraten und wird weiter wirksam sein. Exzellenz wird dann als Herr Dr. Solf sich wissenschaftlich oder kolonialpolitisch publizistisch betätigen und soviel bedeuten als in irgendeiner offiziellen Stellung. Denn er gehört zu den Seltenen, deren universale Spezialität es ist, dass sie wirkliche Beziehungen zum Wesentlichen und Wichtigen aller menschlichen

Dinge mit gründlichen Fachkenntnissen verbinden. Wir haben in unsere heikelsten Aemter, drüben in die Kolonien bisher Offiziere geschickt, Verwaltungsbeamte, und wenn es köstlich war, Kaufleute. Dieser Mann war, schon als er in den Kolonialdienst eintrat, nicht n u r Soldat, nicht n u r Jurist, nicht n u r Kaufmann wie seine Vorgänger. Und jetzt ist er einer, den das Land drüben was angeht, der nicht ein Amt ausfüllt, sondern ob offiziell, ob auf sich allein gestellt, drüben für uns oder hier für die drüben aus seinem tiefsten Wesen, aus der Kenntnis der farbigen Natur, aus Lust am fremden, an allem Leben zivilisatorisch wirken wird.

Sein Leben war eben auch kein zünftiges, kein landläufiges. Anfang der sechziger Jahre in Berlin geboren, studierte er später Philologie und Philosophie, speziell Sanskrit, gab für Professor Kielhorn eine Sanskritgrammatik für deutsche Studenten heraus, promovierte mit der Bearbeitung eines Sanskrittextes, vervollständigte seine Sprachstudien im Persischen und Hindustanischen auf den orientalischen Seminaren von Berlin und London und ging zu ähnlichen Zwecken als Dolmetscher zum Generalkonsulat nach Kalkutta. Dort lernte er die unerschütterliche Planmässigkeit der englischen Kolonialverwaltung kennen. Durch einen Zufall wurde er mit der Stellvertretung des Generalkonsuls betraut. Und nun reizte ihn eine praktische Betätigung seiner theoretischen Kenntnisse, die Umsetzung seines durch gelehrte Studien erworbenen Wissens von der östlichen Kultur in realpolitische Arbeit derart, dass er nach Deutschland zurückkehrte und die zur Aufnahme in den Kolonialdienst notwendigen juristischen Referendar- und Assessorexamina machte.

Er wurde zuerst in der damaligen Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes in Berlin beschäftigt, war unter Gouverneur v. Liebert Bezirksrichter in Ost-Afrika und wurde in der Zeit der samoanischen Wirren und internationalen Zweispältigkeiten auf einen Posten berufen, der auf die Initiative Herbert Bismarcks hin durch die Samoa-Akte geradezu als Streitobjekt, zum „Zankapfel“ sozusagen, geschaffen worden war. Als Munizipalpräsident nämlich musste er die Interessen Deutschlands, Englands und der Nordamerikanischen Staaten mit Takt und Entschlossenheit zu je einem Drittel vertreten. Nicht nur der Eifersucht der drei weissen Nationen war Rechnung zu tragen, sondern auch mit dem Antagonismus zweier „königlich-samoanischer“ Häuptlingsfamilien fertig zu werden; denn die Matafaa- und Malietoaleute standen sich kriegerisch gegenüber, hielten aber, wenn es darauf ankam, wieder einmal den Weissen gegenüber zusammen. Erst als es Solf gelungen war, in diese Anarchie und dieses Chaos

Ordnung zu bringen, waren die Inseln reif, eine deutsche Kolonie zu werden.

Seit 1900 hat sich der erste deutsche Gouverneur auf Samoa wie jeder Deutsche, der mit Hintansetzung persönlicher Interessen treu, beharrlich, eventuell rücksichtslos dem Vaterlande dient, vielerlei Anfeindung zugezogen und doch ist es nur ihm, einem deutschen Max Havelaar, zu danken, wenn wir ohne ernsthafte Wirren und Anwendung von Waffengewalt in Samoa eine aussichtsreiche Kolonie besitzen. Ihm sind diese friedlichen Eroberungen gelungen, weil er früh genug einsah, dass man der Uebermacht der farbigen Bevölkerung über der weissen Rechnung tragen muss, und dass die zwar einfachen und naiven, aber hoch kultivierten Samoaner nicht etwa mit den niedrig stehenden Negern in einen Topf zu werfen sind. Zu solchem Tun und Handeln befähigten ihn die Erkenntnisse, die er aus seinen vielseitigen und gründlichen Sprachstudien gewonnen hatte und die ihm zum Erlebnis geworden waren. Er respektierte jederzeit die hoch entwickelte Etikette und Zeremonie, die vornehme Tradition ihrer regierenden Familien. Seine Vertrautheit mit den Gebräuchen, Gesten und Gebärden vieler Völker ermöglichte ihm, auf Feuer und Schwert zu verzichten. Denn er war wie wenige befähigt, nicht nur vom Weissen zum Farbigen hin, sondern auch vom Farbigen zum Weissen zurückzudenken und zu fühlen. So kam er mit Verständnis und sanfter Gewalt zu vielen erwünschten Zielen.

Aber den minderwertigen Elementen der weissen Einwanderer, die brutal und abenteuerlich die samoanischen Inseln für ihre fragwürdigen Landspekulationen ausnutzen wollten, passte natürlich ein Regime nicht, das durch weise Landesgesetzgebung den Interessen und Besitzständen der Einheimischen ebenso Rücksicht trug, als es ehrlichen arbeitsamen Einwanderern Erleichterungen schuf. Eine andere Hauptquelle für die Entrüstung und feindliche Stellungnahme kleiner Naturen, dürftiger Existenzen und beschränkter Gruppen war die Haltung des Gouverneurs zur Frage der Mischehen zwischen weissen Einwanderern und samoanischen Eingeborenen; denn er lehnte von Anfang an die „halfcasts", ab, in diesem Falle die „Kanaker"-Wirtschaft. Freilich ist es manchem unbemittelten Ansiedler bequemer und billiger, als Surrogat der europäischen Ehe mit ihren geistigen und sittlichen Imponderablien sich mit einer der zierlichen und anmutigen Insulanerinnen zusammenzutun. Das wird in solchen Ländern nie zu verhindern sein; es wird auch so lange nicht allzu gefährlich sein, als eine unsentimentale und zielbewusste Regierung verbietet, dass vollblutfarbige Weiber durch

ihre Ehen mit einem Deutschen deutsche Frauen, halbweisse Bastarde deutsche Kinder werden und als solche dann später behandelt werden müssen.

Wenn aus unseren Kolonien etwas werden soll, müsste diese Frage, genau wie in den englischen und holländischen, immer und immer wieder ernsthaft begriffen und entschieden behandelt werden. Hier vor allem aber, in dieser tiefsten Frage der Rasse, müssten Regierung und Mission durch keinerlei Sonderinteressen beeinflusst zusammen arbeiten. Das ist der Grund, weshalb bei ruhiger Betrachtung der wesentlichen Notwendigkeiten der beiden Rassen in dem Wettstreit der einzelnen Missionsgesellschaften eine gewisse Gefahr für stetige systematische Weiterarbeit gesehen werden muss. Denn wir glauben, dass sich wirkliche Kultur nicht auf der Religion allein aufbauen lässt, deren professionelle Verkünder manchmal zu sehr darauf bedacht sind, den Andersgläubigen das Ora ihres speziellen Dogmas auf Kosten des überall notwendigen Labora zu lehren.

Vor allem aber: ein deutscher Gouverneur soll kein kleiner, von den grünen Tischen daheim abhängiger Beamter sein, er muss, wie das in England längst begriffen worden ist, mit eines Vizekönigs Macht ausgestattet die Majestät des Landes, dessen Kolonien er beherrscht, so ausüben können, dass die Farbigen in ihm den Repräsentanten weisser Bildung fühlen. Die aber wirkt, ob es sich nun um einen Staatssekretär im Kolonialamt, um einen Gouverneur von Afrika, um eine freie Persönlichkeit handelt, durch ihre eigene Kraft. Da gilt, was einer als Mensch ist, nicht was ihm gerade zur Zeit von Menschen als Last oder Lust verliehen wird.

* *
*

Das Spiel vor der Menge

Eindruck und Überlegung

Von HUGO V. HOFMANNSTHAL

„Sorge, welche du gewinnest,
Merke, wen du dir entfremdest!“

Eigenes Tun ist immer problematisch, noch in ganz anderem Sinn als das Tun der anderen. Was man selber getan hat, ist man geneigt, bedenklich zu finden, auch bei gutem Ausgang; wer sich entgegengesetzt verhält, hat praktisches Genie; der Philister schliesslich macht sich allein vom Resultat abhängig.

Wer Dramatisches hervorbringt und sich dabei doch mit dem Theater nicht recht einlassen will, erscheint absurd. Ueber Hebbel fällt in Richard Wagners Selbstbiographie das überraschend scharfe Wort: er sitzt in Wien in seiner Stube und betreibt seine theatralischen Angelegenheiten von da aus in d i l e t t a n t i s c h e r Weise. Theaterdichter waren zu allen Zeiten mit der Bühne verwachsen, die beiden grössten, die wir kennen, selber Schauspieler; zahllose andere vom zweiten Rang zeitlebens oder auf lange Zeit einer Bühne adjungiert; von Deutschen sind, um einen noch höheren Namen aus dem Spiel zu lassen, Tieck und Immermann, ebenso wie Schiller, zeitlebens mit dramaturgischen Bestrebungen hervorgetreten. Was ihnen gross, wertvoll und im höheren Sinne theatralisch wirksam erschien, suchten sie herbeizuziehen und bauten in einem weltbürgerlichen Sinn das Repertorium der deutschen Bühne aus. In der Umpflanzung der Antike waren sie breiter als wir; denn sie schlossen die Komödie ein. Calderon und Lope, die nachshakespearischen Engländer, schienen ihnen geeignet, das Repertoire, auf welchem Iffland und Kotzebue einen breiten Raum einnahmen, zu veredeln. Den fremden Gebilden entlegener Herkunft begegneten sie mit Ehrfurcht, aber mit Freiheit. Wer liebt, darf sich etwas herausnehmen, und sie waren sich bewusst, für das Theater und nicht für die Literaturgeschichte zu arbeiten.

Ein Dichter der gegenwärtigen Generation, wenn er sich im gleichen Sinn betätigt, stösst vielfach auf ein Befremden, das ihn selber wieder befremden muss. Hält dieses an, und bleibt seinen dramaturgischen Versuchen zugleich aber auch die Teilnahme des Publikums anhaltend, so wird er sich auf seinem Wege nicht irre machen lassen. Er ist sich bewusst, innerhalb der deutschen Tradition zu verharren, und vermutet, er werde schliesslich im Recht, die ihm Opponierenden im Unrecht bleiben. Der Versuch, den Elektrastoff zunächst in einem scheinbaren Anlehnungs-

verhältnis an Sophokles aus einem Gegenstand des Bildungsinteresses zu einem Gegenstand der Emotion zu machen, war jugendlich und verlief problematisch; aus einer Bearbeitung wurde eine neue, durchaus persönliche Dichtung, deren Bedenkliches hinreichend festgestellt ist; den sophokleischen Oedipus durch eine Uebertragung, welche sich einige geringe Freiheiten herausnahm, zur Grundlage einer höchst phantasie- und eindrucksvollen Darstellung gemacht und dadurch für eine grosse Zahl von Zeitgenossen, auch der einfacheren Schichten, existent gemacht zu haben, vermag ich keineswegs zu bedauern; indem ich das Spiel vom „Jedermann" auf die Bühne brachte, meine ich, dem deutschen Repertorium nicht so sehr etwas gegeben, als ihm etwas zurückgegeben zu haben, das ihm von Rechtswegen nicht fehlen durfte und nur sozusagen durch einen historischen Zufall vorenthalten wurde. Denn die englische Form des Gedichtes ist typische Urform und weist auf einen späteren Bearbeiter hin, der, mit so herrlichen Gaben, Hans Sachs sehr wohl hätte werden mögen. Zu analysieren, was ihm, in historischer Notwendigkeit, gefehlt haben mag, dass er es nicht wurde, bedürfte es anderen Raumes und einer höheren Zusammenfassung.

* * *

Gibt man sich mit dem Theater ab, es bleibt immer ein Politikum. Man handelt, indem man vor eine Menge tritt, denn man will auf sie wirken. So auch hier. Wählt man einen ungewöhnlichen Raum, beruft man eine aussergewöhnliche Menge, so liegt ein verstärkter Akzent auf diesem Handeln. Nicht das Gedicht, sondern der Raum, den wir wählten, die Menge, vor die wir es brachten, war hier der Gegenstand einiger Kritik. Man sprach, vereinzelt, von einem gelehrten Experiment: das Gegenteil zu unternehmen war beabsichtigt, und die Wirkung scheint dem Unternehmen recht zu geben. Andere Stimmen schoben Max Reinhardts Hang zum Versuch und zur Ausdehnung des Versuches hier die abermalige Wahl der Arena zu. Ich habe Herrn Reinhardt nie schematisch handeln sehen, und ich glaube nicht, dass er etwas Geringes gegen das Gefühl des Dichters, für den er arbeitet, unternehmen würde, geschweige denn etwas so Grosses wie die Wahl des Raumes für eine Aufführung. Ich nehme also mit besonderem Vergnügen die Verantwortung dafür auf mich, dass wir dieses Gedicht vor eine grosse, eine sehr grosse Menge brachten, sowie dafür, dass wir es nicht auf einer regelmässigen Bühne darstellten, sondern auf einem einfachen Gerüst, in drei Stufen aufgebaut, das, ohne jede historische Exakt-

heit, in der Idee der altenglischen Bühne nahe kam. Ueber diese Form der Bühne hatte Immermann mit Tieck ein Gespräch, das er in seinem Reisejournal aufgezeichnet hat. Tieck hob es als einen der grössten Vorzüge dieser Bühne hervor: „dass die Zuschauer die Handlung unter sich vorgehen sahen" — und ich kann mir nicht versagen, die abschliessenden Sätze dieser Aufzeichnung Immermanns hierherzusetzen: „Vergegenwärtigt man sich die Einrichtung lebendig, so werden Einem die grossen Vorteile nicht entgehen. Die Handlung wird gewissermassen den Zuschauern entgegengenötigt. Die Dekoration spielt mit und die Gruppe macht sich immer wie von selbst pyramidalisch oder sonst malerisch. Das Falsch-Illusorische ist ganz aufgegeben, dagegen das, was allein illudieren soll, das Geistig-Poetische, desto mehr unterstützt."

* * *

Dramatische Gebilde dieser grossen simplen Art sind wahrhaftig aus dem Volke hervorgestiegen. Vor wen sollten sie, als wiederum vor das Volk? Nenne man dies immerhin die Masse, die Grossstadtmasse oder welches üble Was man will, und wäge ab, ob mehr Gärtnergehilfen darunter waren oder mehr Friseurs, und mehr brave gemeine Soldaten oder mehr Bankiers und Bankgehilfen. In allen diesen steckt doch das Volk und in seinen gehaltsreichen Tiefen schlummert das Geheimnis deutschen Wesens. Wie aber, dass wir das Abgestorbene, das Unzeitgemässe vor sie gebracht hätten! Es wird in unserer Zeit gar zu viel Wesens gemacht von unserer Zeit. Goethe war hart dagegen. „Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit," sagte er von den Zeitungen. Und dieses ewige grosse Märchen ginge die Leute von heute nichts an, ginge fünftausend und abermals fünftausend Deutsche nfchts an, Glieder des Volkes, „das dem Christentum seine grösste geistige Anregung verdankt"? Publikum ist schwankend, kurzsinnig und launisch; das Volk ist alt und weise, ein Riesenleib, der wohl die Nahrung kennt, die ihm bekommt. Es versteht und empfängt in einer grossen Weise und teilt das heiligste seines Besitzes den Einzelnen mit, die rein und bewusst aus ihm hervortreten.

Ein menschliches Märchen ist dies, in christlichem Gewande. Das Verhältnis ist schwer zu fassen, und so bemühe ich hier zum letzten Mal den grossen Mann, dessen tiefblickende Belehrung ich immer dankbaren Sinnes aufnehme: „Es gab Zeiten," schreibt Immermann auf einem andern Blatt seiner tiefen, reinsinnigen Aufzeichnungen, „wo die Unfertigkeit des Menschlichen, welche sich jetzt in lauter kleinen Streitpunkten von Talent, Gelegenheit,

Nervenübeln, Vermögen, Bildung und Gesellschaft, Reisen und Hausleben, Absichten und Zufällen zersplittert zeigt, an einem grossen Gegensatz erschien, an dem zwischen dem Irdisch-flüchtigen und der ewigen Seligkeit. Das Geschlecht war damals auch in seinen Geschäften unsicher, die Last des Daseins ruhte auch auf ihm; aber es war doch von ihr eine Erlösung zu hoffen. Wohltuend war es mir also, als ich mit einem Stoffe Bekanntschaft machte, worin das göttliche Licht und jenes glorreiche Gefühl einer tapferen Vergangenheit noch gewaltig hindurchleuchtete."

Das Wohltuende für den Dichter liegt darin, unsäglich gebrochenen Zuständen ein ungebrochenes Weltverhältnis gegenüberzustellen, das doch in der innersten Wesenheit mit jenem identisch ist. So spricht er aus, was hier ausgesprochen werden kann, in ästhetischem Betracht ebensowohl als im politischen; ich meine, indem man jenes alte Spiel zu erneuern bemüht war, als indem man es vor unsere Zeitgenossen brachte.

Ein Buch nicht über, sondern von Rodin wird bald erscheinen (Auguste Rodin, Die Kunst. Gespräche des Meisters. Gesammelt von Paul Gsell, im Leipziger Verlag von Ernst Rowohlt). Man erkennt wieder, wie wertvoll alle Aeusserungen bedeutender Menschen über das, was sie ganz persönlich ergreift, sind, mag nun die literarische Form ein wenig fester, sicherer sein oder nicht. Übrigens sieht man auch diesmal wieder, dass der „Nicht-Schriftsteller", wenn er nur klug oder stark genug ist, dem Reiz zu widerstehen als Literat wirken zu wollen, ein ausgezeichneter Schriftsteller ist! Denn während es immer eine Reihe Leute gibt, die geschickt oder hübsch schreiben oder reden können, sind die zu zählen, deren Äusserungen eine ganz eigene, eben nur dieser einen Natur erwachsende Kraft innewohnt. Deshalb sind die Gespräche, die Rodin, der Meister, mit seinen jungen Freunden geführt hat, mir mehr wert als feine Analysen seiner Werke oder Nachrichten über sein Leben oder was man in Monographien eben so findet. Denn das Leben eines Künstlers ist sein Werk und die Ausstrahlung seiner Persönlichkeit auf jene, die ihm nahe, in seiner Atmosphäre heimisch sind. Was ein Meister durch seine reifen und zur letzten Form gelangten Arbeiten nicht ausdrücken kann, weil der Kampf mit dem Material ihn zur Beschränkung zwingt (was man dann wohl „stilisieren" nennt), alle grosse Kunst sparsam ist, sich von blasser Theorie und Geschwätzigkeit fern hält —, davon befreit er sich in Plänen, Skizzen, Gesprächsfetzen, höhnischen und zynischen Worten oder den tausend Gleichgültigkeiten des Alltags. Und seines Wesens Marke ist dem allem eingeprägt. So ein Buch wie Rodins Gespräche darf man dann nicht daraufhin lesen, was an Tatsächlichem, Anekdotenkram drinsteht, man muss sie nehmen wie rasche Federzeichnungen, Notizen. Dann wird man mehr empfangen als Erfahrungen und Gedanken über Zeichnung und Farbe und Bewegung, übers Metier: eine reiche und bedeutende Menschlichkeit teilt sich einem unmittelbar mit.

Lied des Stubenmädchens im Hotel

Von MAX BROD

Ich trete in das Zimmer ein,
Hier waren sie allein,
    Die junge Frau und der schöne Mann.
An den Kissen
    Liegt noch ihre Hitze dran.
Sie sind so zerschmissen,
    Dass ich sie kaum ordnen kann.

Ich muss früh um fünf Uhr aufstehn,
    Da ist es noch kalt.
Meinen Schatz hab ich in Przemysl stehn
    Bei der Festungsartillerie.
Inzwischen macht mich das Arbeiten müd und alt,
Und er vergisst mich bald.

Der schöne Mann und die junge Frau
Gingen zum Kaffee.
Wie ihre Augen glänzten, das tat mir weh.
Und wie sie sich streicheln lässt, schau!

Sie sind so reich und reisen
Von hier weiter über den See
In die Berge, in den Schnee,
Dann nach Italien hinein.
So eine Hochzeitsreise muss doch schön sein.

Ich bleibe ewig hier
Und hab nichts, was mich freut,
Nur Arbeit.
Manche Hotelgäste sind zudringlich zu mir
Und manche zanken.
Wenn sie mir zwei Kronen geben, so muss ich mich bedanken.

Der Bund mit Italien

Von HEINRICH FRIEDJUNG

Das römische Recht unterscheidet bei der Bemessung des aus Geschäften möglichen Nachteils treffend zwischen der Einbusse des Gewinns, dem lucrum cessans, und dem erwachsenden Schaden, dem damnum emergens. Die Gegner des Bündnisses mit Italien, deren Zahl in Deutschland wächst und deren Gewicht durch den Beitritt des österreichischen Thronfolgers ganz erheblich gestiegen ist, wirken durch das Argument: welcher Gewinn denn den Zentralmächten aus dem Bestand der Allianz zugefallen sei? Hat Italien bei der marokkanischen Verwicklung zu Deutschland gestanden? Konnte Oesterreich während der Annexionskrise auch nur auf die diplomatische Unterstützung Italiens, geschweige denn auf dessen militärische Hilfe rechnen? Man addiert alle Unzuverlässigkeiten des römischen Kabinetts, man rechnet auch die irredentistische Volksströmung hierzu, zieht dann die Summe zusammen und kommt so zu dem Schlusse, dass unser Bundesgenosse nur Vorteile ziehen und keinen Gegendienst leisten will. So möchte man beweisen, dass die Nichterneuerung des Bündnisses geboten sei.

Dabei vergisst man aber den durch die Lösung des Bündnisses mit Sicherheit erwachsenden Nachteil. Ein Streit darüber, dass das römische Kabinett sich seit Jahren mehrfach über seine Pflichten den Bundesgenossen gegenüber hinwegsetzte, ist kaum möglich. Es fragt sich nur, was geschehen dürfte, wenn der Dreibund zerfallen sollte.

Italien kann nicht allein stehen, es wird also offen und unbedingt der Triple-Entente beitreten. Das wird nun nicht gerade eine Katastrophe bedeuten, da auf dem Kontinent doch allgemein Bedürfnis nach Frieden herrscht, und nur in England bei einem Bruchteil der obersten Zehntausend der Gedanke erwogen wird, Deutschland niederzuwerfen, bevor es den Briten als Seemacht oder auch nur als Handelsmacht ebenbürtig ist. Sicher aber ist, dass die also entstandene Vierer-Freundschaft einen noch stärkeren Druck auf Mitteleuropa ausüben wird als es jetzt schon durch den Bund „der drei Gewaltigen" geschieht. Der Traum König Eduards VII., Deutschland völlig einzukreisen, wäre seiner Erfüllung näher gerückt. Herrischer noch als bisher würde Grossbritannien den Anspruch erheben, allen anderen Staaten Inhalt und Grenzen der Kolonialpolitik vorzuschreiben. Frankreich hegte während der Marokkokrise den aufrichtigen Wunsch, selbst um den Preis gewisser Opfer

zur Einigung mit Deutschland zu gelangen, und auch Italien wird nicht im Handumdrehen zu einem Ueberfall auf einen so gut gewappneten Gegner wie die Donau-Monarchie bereit zu finden sein. Aber an alle Mächte der Vierer-Freundschaft wird die Versuchung herantreten, ihr Interesse mit steigender Rücksichtslosigkeit zu verfolgen. Europa wird nicht mehr in zwei diplomatische Hälften geteilt sein, sondern zwei Kabinette werden vier anderen gegenüberstehen.

Kann man dieses Ergebnis wollen, sollen die Mittelmächte diese Kombination selbst herbeiführen? Diese Frage wird zu verneinen sein.

Anders wenn die Tatsache sich vollzieht, ohne von der Diplomatie Deutschlands und Oesterreich-Ungarns herbeigeführt worden zu sein. Dann werden wir den Ereignissen ruhig in die Augen sehen. Dann wird ein Griff ans Schwert an der Zeit sein, und wie schon oft in den letzten vierzig Jahren, dürfte die Drohung mit dem Appell an die Gewalt in den meisten Fällen ausreichen, um die Randvölker Europas zu bestimmen, mit den Reichen der Mitte in Frieden zu leben. Es dürfte dann an der Zeit sein, ausser mit Rumänien auch mit einem anderen Balkanstaat, der Türkei oder Bulgarien, in ein festes Bündnis zu treten. Deutschland wird die Pforte vorziehen, weil sie, als Nachbarin des Suezkanals, auf die Verbindungen Englands mit Indien drücken kann ; Oesterreich-Ungarn könnte ebenso mit Bulgarien abschliessen und so den Balkanbund vorbereiten, in dem es auf Grund seines bosnischen und dalmatinischen Besitzes von Haus aus ein Mitglied wäre. Doch das sind zu weit ausgesponnene Kombinationen : sicher ist, dass wir den Uebergang Italiens zur Triple-Entente nicht als Schreckbild nehmen müssten.

Nur sollte kein Staatsmann Deutschlands oder Oesterreich-Ungarns die Verantwortung auf sich nehmen, diese neue Verwicklung herbeigeführt zu haben. Die Denkschrift des Reichskanzlers über die Marokko-Verhandlung hat bestätigt, dass Chamberlain 1899 die Aufteilung Marokkos zwischen Frankreich, Deutschland und Spanien im Auge hatte, und dass noch Rouvier 1905 zur Ueberlassung eines marokkanischen Landstriches an das Deutsche Reich bereit gewesen wäre. Beide Gelegenheiten wurden von der deutschen Diplomatie versäumt, so dass es erst dadurch zu dem englisch-französischen Einverständnisse gekommen ist. Es wäre ein Fehler, Italien dieser Gruppe in die Arme zu treiben ; denn wenn es als Bundesgenosse auch nicht so viel leistete, als man erwarten durfte, so wäre es doch nicht wünschenswert, es in den Reihen der Gegner zu sehen.

Zu den unbekannten Grössen, mit denen die nicht Einge-

weihten rechnen müssen, gehört der Inhalt des Bündnisvertrages mit Italien. Zu dem wenigen, was darüber bekannt geworden ist, gehört die Verpflichtung gegenseitiger Hilfeleistung, die zu erfolgen hätte, wenn Deutschland oder Italien von Frankreich angegriffen werden sollte. Heutzutage denkt in Italien niemand daran, den Deutschen in einem solchen Falle zu Hilfe zu kommen. Seitdem die durch die Besetzung von Tunis entstandene Befürchtung eines Angriffes der Franzosen auf Italien völlig gewichen ist, seitdem die beiden lateinischen Nationen vielmehr Marokko und Tripolis untereinander aufgeteilt haben, haben sich die betreffenden Bestimmungen des deutsch-italienischen Bündnisvertrages völlig verflüchtigt. Weder Deutschland, noch seine Gegner rechnen mit ihrer Verwirklichung. Denkt man weiter an die Möglichkeit eines Zusammenstosses Deutschlands mit England, so ist eine Beteiligung Italiens noch unwahrscheinlicher. Schon seit der Wende des Jahrhunderts besteht zwischen England und Italien eine Abmachung, welche für die küstenreiche Halbinsel gewissermassen einen Rückversicherungsvertrag bedeutet. Sieht man aber auch von dieser Vereinbarung ab, so könnte Italien nicht zu einer Leistung verhalten werden, welche dieses Land den grössten Gefahren aussetzt, ohne ihm einen Vorteil in Aussicht zu stellen. Die englische und die französische Mittelmeerflotte sind jede für sich allein, um so mehr zusammengenommen, stark genug, um dem Handel und der Seefahrt Italiens den grössten Schaden zuzufügen; Bombardement und Brandschatzung seiner Küstenstädte würden nicht ausbleiben.

Ebenso schattenhaft ist alles, was man von den Abmachungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien weiss. Es ist durch die Erklärungen der italienischen Minister des Aeussern bekannt geworden, dass die beiden Verbündeten sich in bezug auf Albanien desinteressiert haben, so zwar, dass der status quo als wünschenswert bezeichnet wurde, wogegen im Falle der Losreissung Albaniens vom osmanischen Reiche die Autonomie des Berglandes anerkannt werden soll. Sonst ist den Alliierten freie Hand gelassen, wovon Italien reichlich Gebrauch gemacht hat. König Viktor Emanuel hat seinem Schwiegervater, dem jetzigen König von Montenegro, seinerzeit eine Batterie von schweren Geschützen zum Geschenk gemacht, welche seither auf der Höhe des Loozen stehen, jenes Berges, von dem Montenegro den österreichischen Hafen von Cattaro vollständig beherrscht. Dieser prachtvolle Hafen ist infolgedessen für Oesterreich-Ungarn völlig wertlos.

Noch bedenklicher ist das, was über das Verhalten Italiens während der Annexionskrise bekannt geworden ist. Man weiss heute, dass damals auf der Halbinsel eine Mobilisierung vorbereitet

wurde. Die Befehle hierfür, bestimmt für die Gemeinden des Königreichs, waren bereits gedruckt ; man hat gerade jetzt diese Ordres beim Aufgebot der zwei Jahrgänge zur Rüstung für den tripolitanischen Feldzug einfach benutzt. Man begnügte sich, die Jahreszahl 1909 mit der Jahreszahl 1911 zu überschreiben und zu überkleben, und in dieser Form wurden die Rüstungsbefehle ausgesendet. Zettel dieser Art befinden sich in den Händen des österreichischen Generalstabes, und es ist unwidersprochen geblieben, dass diese Anordnungen dem Kaiser Franz Josef vorgelegt worden sind. Nun kann man der Sache eine mildere Deutung geben und behaupten, Italien habe 1909 bei der allgemeinen Spannung in Europa für alle Fälle gerüstet, ohne einen Stoss gegen Oesterreich-Ungarn beabsichtigt zu haben. Dass aber Italien daran gedacht haben sollte, seinem Bundesgenossen in der drohendenVerwicklung mit einem Schwertstreich zu Hilfe zu kommen, wird auch dem naivsten Gemüt nicht beifallen. Sonach bleibt von dem Bündnisvertrag mit Italien nichts übrig, als eine Art moralischer Rückversicherung : Oesterreich-Ungarn und Italien sind, wenn sie nicht einen offenen Treubruch üben wollen, so weit gebunden, dass sie bis zum Ablauf der Allianz nicht übereinander herfallen dürfen. Das ist nicht viel, aber immerhin etwas. Wir leben in einer gewalttätigen Zeit, und nicht bloss die politischen Alkoholiker, wie sich Sir Edward Grey auszudrücken beliebte, werden von Zeit zu Zeit, durch die Besorgnis aufgeschreckt, Ueberfälle seien geplant und müssten abgewehrt werden. Das bestehende Bündnis hatte während der Annexionskrise den Wert, dass Italien die Serben und die Montenegriner nicht offen unterstützen durfte, wie auch Oesterreich-Ungarn verhalten ist, während der Kämpfe in Tripolis eine für Italien erwünschte Neutralität zu bewahren.

So lange die Italiener mit der Unterwerfung von Tripolis beschäftigt sind, wird es ihnen nicht einfallen, zu einer Lösung des bestehenden Bündnisses Anlass zu geben. Gerade umgekehrt. Es ist für sie von der höchsten Wichtigkeit, Oesterreich-Ungarn bei guter Laune zu erhalten und es nicht an die Unzuverlässigkeiten der letzten Jahre zu erinnern. Eine Aufstellung von drei österreichischen Armeekorps im Südwesten des Reiches wäre für das römische Kabinett die grösste Verlegenheit. Daher hat Italien, nach dem ersten Ausfluge der Flotte des Herzogs der Abbruzzen an die Küste von Epirus, infolge des von Wien aus erfolgten Einspruches sofort auf einen Anschlag an den Küsten von Albaniens und Epirus verzichtet. Es zeigte darin eine Feinfühligkeit, die mit der Grösse der drohenden Gefahr in der richtigen Proportion stand. Möglich, dass der Krieg

in Tripolis drei oder sechs Monate, möglich dass er noch ein oder zwei Jahre dauert. Die Engländer haben bekanntlich von 1899 bis 1902 zu tun gehabt, bevor sie die Buren überwältigen konnten, und sie mussten zu diesem Zwecke 200—300 000 Mann aufbieten, wofür Kriegskosten in der Höhe von 5400 Millionen Mark aufgelaufen sind. Nimmt man an, Italien werde bloss ein Jahr mit der türkischen Division und mit den Guerillabanden der Wüstenaraber zu tun haben, so wird die Wunde damit nicht geschlossen sein; und während dieser ganzen Zeit muss die italienische Diplomatie sorgsam bemüht sein, sich mit Oesterreich-Ungarn zu vertragen. Unterdessen kommt aber die Zeit des Ablaufs des Bündnisses.

In der Presse wurde mehrfach behauptet, dass der Dreibund im Jahre 1903 erneuert wurde und 1915 ablaufen solle. Ob diese Fristbestimmung richtig ist oder nicht: es ist für Italien noch durch Jahre eine Lebensfrage, dass seine Eroberungs- und Kolonialpolitik in Tripolis nicht durch einen Krieg mit Oesterreich-Ungarn gestört werde. Es ist Sache der österreichischen Diplomatie, diese Sachlage auszunützen und inzwischen die Stellung der Monarchie auf der Balkanhalbinsel zu befestigen. Es wäre ein schweres Versäumnis Oesterreichs, wenn es die Verlegenheiten Italiens nicht dazu benutzte, um die gelegentlich der Annexion gebrachten Opfer, besonders den Verzicht auf den Sandschak, zu kompensieren. Für Italien ist die Erinnerung an die irredentistische Agitation, durch welche Oesterreich allerdings mehr gereizt als beunruhigt wurde, ausserordentlich unangenehm, und es wird einige Opfer bringen müssen, um sie vergessen zu machen. Solange Tripolis nicht ein unangefochtener Besitz Italiens ist, bleibt es für das Königreich wichtiger, mit den Mittelmächten im Bündnis zu stehen als mit der Triple-Entente. Denn nur vom Norden her droht ein Ungewitter, das auch die Schanzen der Befestigungen in Tripolis wegspülen kann. Mehr als je bewährt der Satz Nigras, des italienischen Botschafters in Wien, seine Wahrheit, der sagte: Zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien kann es nur ein Bündnis oder einen Krieg geben. Italien ist auf die Erneuerung des Dreibundes mehr angewiesen als das eine Friedenspolitik befolgende Oesterreich, und daher dürfte es nach dem Ablauf des Vertrages zu einer Erneuerung bereit sein. Dies natürlich unter der Voraussetzung, dass nicht unerwartet Verwicklungen eintreten, welche die gegenwärtige Rechnung der Diplomatie umwerfen. Aus all diesen Gründen ist die Zerreissung des Dreibundes in diesem Augenblick und in der nächsten Zeit nicht wahrscheinlich.

Der Tempel des Bismarck

Die Jury

Am 26. Januar 1911 entschied die Jury des Preisbewerbes zur Errichtung eines Nationaldenkmals für Bismarck, dass unter den 342 eingesandten Entwürfen der Entwurf des Bildhauers Hahn der künstlerisch beste wäre und zu gleicher Zeit derjenige, der sich am meisten zur Ausführung eigne. Der Beschluss wurde einstimmig gefasst, nachdem man 4 Tage lang beraten hatte ; die Jury bestand aus 16 Männern.

Am Montag, dem 4. Dezember 1911 wurde definitiv der Auftrag vergeben, aber nicht Hahn erhielt ihn, sondern Kreiss und Lederer.

Fast ein Jahr war seit dem Spruch des Preisgerichtes vergangen. Die Presse hatte reichlich Gelegenheit gehabt, ihr Sprüchlein zu sagen, und das Sprüchlein war fast überall recht heftig gegen die Juroren gewesen.

Das ist doch eigentlich seltsam, denn, gewitzigt durch die Klagen der Künstlerschaft über die schlechte Wirkung der Konkurrenzen, war man diesmal sehr vorsichtig in der Auswahl der Juroren. Man hatte die Jury nicht Künstlern allein überlassen, man hatte Kunsthistoriker, man hatte auch Gelehrte und Galeriedirektoren hinzugezogen, und um die Garantie dafür zu geben, dass das Urteil nicht ein abseitiges Urteil der Aestheten würde, hat man ihnen hervorragende Männer der Industrie und des Kaufmannstandes beigesellt. Als die Namen der Juroren veröffentlicht wurden, hörte man keinen Protest. Die Künstlerschaft war zufrieden. Nord und Süd fand sich gleichmässig vertreten, und die ungeheure Beteiligung bewies, welches Vertrauen die Juroren genossen. Es war ein Areopag tüchtiger Männer von Ansehen und Würde. Zunächst die Bildhauer : Flossmann, Gaul, Klinger und Tuaillon ; dann die Maler : Dill und Stuck ; die Architekten : Theodor Fischer, Hofmann, Muthesius, Schumacher ; die Galerieleiter : Lichtwark und Vollbehr; die Kunstgelehrten : Clemen, Dessoir, Max Schmidt und zu guterletzt Dr. Rathenau und Geheimrat Kirdorf als Vertreter des Laienelements.

Wenn gegen den Spruch einer solch stolzen Versammlung schliesslich der Auftrag vergeben wird, wenn der Spruch dieser Jury in brutaler Weise vernachlässigt wird, wenn von den Gegnern des Hahnschen Entwurfes und der Jury Mittel angewandt werden, die von niemandem gebilligt werden können, und wenn zuletzt Presse und Volk diesem Rechtsbruch oder sagen wir vorsichtigerweise, dieser Rechtsbeugung zustimmen,

so kann man nicht glauben, dass persönliche oder unwichtige Motive im Spiele waren. Und wenn es auch wenig interessant ist, sich um die kleinen Unrichtigkeiten bei den Preiskonkurrenzen zu kümmern: diesmal scheints, liegen grössere Dinge vor und der Kampf, der jetzt zu Ungunsten der Jury entschieden ist, war vielleicht nicht ein Kampf zwischen Personen, sondern zwischen Anschauungen.

Der Zweck

Hahn hatte ein Kunstwerk geschaffen, das geziemend und liebenswürdig die Elisenhöhe bei Bingerbrück geschmückt hätte. Ein architektonisch-bildhauerisches Werk; die Absicht ganz augenscheinlich, den Besucher zu erfreuen, ihm ein Stück Kunst zu zeigen. Die Beziehung zu Bismarck ist sehr gering. Ein nackter Jüngling in der Mitte einer Säulenhalle: Jung Siegfried. Es ist nicht leicht zu sehen, wie der Spaziergänger, der oben auf die Elisenhöhe kam, an Bismarck erinnert werden sollte. Nur der Name „Bismarckdenkmal" konnte ihm den grossen Mann ins Gedächtnis zurückrufen.

Man nennt zur Erinnerung an bedeutende Männer Strassen nach ihnen oder gemeinnützige Institute (Virchow-Krankenhaus) oder Stätten, wo es dem Menschen gut geht und wo er sich wohl fühlt, wie Parks und Gärten. Viel enger war die Beziehung bei dem Hahnschen Entwurfe nicht. Auf edle und künstlerische Weise sollte im Lande ein Punkt hervorgehoben werden, und dem Menschen, der dorthin kam, wurde gesagt: hier ist ein schönes Bildwerk aufgestellt, hier ist ein harmonischer Platz geschaffen zur Erinnerung an einen grossen Deutschen. — Das aber genügte ganz augenscheinlich dem Volke, dem Publikum und dem Sprachrohr des Publikums, der Presse, nicht. Die wollten eine Stätte der Weihe haben, eine Stätte der religiösen Erhebung. Der Wanderer, der auf die Elisenhöhe kam, sollte in ein Heiligtum eintreten, sollte von dem Schauer ergriffen werden, den das Andenken an einen grossen Toten erregt, sollte ein Ding finden, das ein Symbol der Grösse Bismarcks war. Dem Menschen, der auf der Elisenhöhe in den Kreiss'schen Kuppelbau eintritt, dem sollen die ungeheuren Quadern, die gewaltige Höhe des Baues eine Erinnerung an die grosse Wirkung des gewaltigen Mannes geben. Der Bau soll eine Parallele der Wirkung Bismarcks sein. Der Bau soll, sozusagen, die steinerne Lebensbeschreibung eines Volksheros sein.

Das sind schöne Phrasen, die gut klingen und bei denen einem ein leichter Schauer übers Rückgrat läuft — der Schauer des leicht geweckten Enthusiasmus: Strohfeuer, Spiesser-

temperament. Denn, wenn erst dieser Bau errichtet ist, und wenn erst in dieser halbdämmerigen Kuppel das gewaltige Steinbild Bismarcks von Lederer geschaffen stehen wird, dann möchte ich die Herren, die diese Phrasen geschrieben haben, hinführen und sie bitten, mir zu erzählen, welche Empfindungen sie gehabt haben.

Die alten Völker errichteten an solchen Punkten Tempel oder Stätten der Verehrung, stellten in die Mitte Symbole oder Statuen der Götter, die sie anbeteten, und der Grieche, der in Akragas zum Tempel des Herakles aufstieg, trat in den Tempel ein nicht um eine romantisch-phantastische Stimmung zu haben, sondern um ehrlich und redlich zu Herakles, den er für einen Gott hielt, zu beten und von Herakles zu verlangen, dass er seine mächtige Hand über sein armes Schicksal halten möge. Der Tempel des Herakles war keine Stimmungsspielerei, keine bombastische Phrase, sondern eine Stätte des ehrlichen Zweckes. Religiöse Handlungen wurden in diesem Tempel vorgenommen, Priester betraten ihn, Opfer wurden gebracht. Was aber in aller Welt wird denn in dieser Kuppelhalle, in diesem Tempel des Bismarck geschehen? Der Wanderer, der hier eintritt, wird von einem Mann empfangen werden, der Ansichtspostkarten verkauft. Ein Kastellan wird ihn hineinführen, und der Kastellan wird ihm erzählen, wie ungeheuer teuer dieser Bau gewesen ist, wie dick die Mauern sind und wie viel die Figur des Ledererschen Bismarcks in der Höhe misst, wie breit sie ist und wieviel die ganze Figur wiegt. Und der Kastellan tut wirklich das Vernünftigste, was er tun kann. Denn ich möchte wissen, was der Besucher in diesem Tempel sonst täte, wenn er sich nicht durch imponierende Zahlen unterhalten liesse. Es ist der menschlichen Natur nicht gegeben, in einen Raum einzutreten, sich hinzustellen und diesen Raum so auf sich wirken zu lassen, dass der Mensch sagen kann: jetzt bin ich in einer weihevollen Stimmung. Eine Stimmung kann immer nur die Begleiterscheinung eines Tuns sein. Gehe ich in den Tempel und bete zu Bismarck, so könnte mich der Bau, wenn er wirklich gewaltig und nicht nur gross ist, in meiner religiösen Stimmung bestärken. Oder gehe ich in das Theater und lasse die Kunst des Dichters auf mich wirken und die Kunst des Schauspielers meine Seele fassen, so kann der umgebende Raum diese Wirkung steigern. Aber leere Kirchen, sinnlose Bauwerke können nur ästhetische Wirkungen ausüben, niemals weihevolle, niemals religiöse, niemals den Gedanken an einen Mann, zu dessen Ehre sie errichtet sind, hervorrufen. — Welch ehrlicher Mann denkt heute in dem Tempel des Herakles an Herakles? Wer hat je dort an die

griechische Götterwelt gedacht? Man kann nur empfinden, wie schön diese Säulen einst standen, wie herrlich der Tempel ins Land hinausblickte. Der Zweck ist tot, und es ist nichts geblieben als die ästhetische Hülle. Dieser Tempel des Bismarck aber hat nie einen Zweck gehabt; er war stets eine leere Halle, war stets ein Sarg für einen toten Gedanken. Wir können nicht zu Bismarck beten, bei aller Verehrung und Liebe, die wir für diesen Mann haben — er war ein Mensch, wir können seiner gedenken, und wir werden uns freuen, wenn wir durch irgend etwas Schönes oder Bedeutendes an ihn erinnert werden. Wir können ihn ehren, wenn wir einen schönen Berg nach ihm nennen, wenn wir den besten Brunnen, den unser grösster Bildhauer geschaffen hat, den „Bismarckbrunnen" heissen, wenn wir den schönsten Platz in unserer Stadt Bismarckplatz taufen, wenn wir an allen schönen Stellen unseres Vaterlandes Kunstwerke aufrichten und diese Kunstwerke der Erinnerung Bismarcks weihen. Wir können ihm auch Statuen errichten, aber diese Statuen können durch nichts den Namen Bismarcks höher ehren als durch ihre Qualität. Sind sie gut und sind es schöne Kunstwerke, so ist Bismarck geehrt, sind sie schlecht, so haben sie ihren Zweck verfehlt. Deswegen ist die Beweisführung, die jetzt beliebt ist, eine so unerhört falsche. Weil Hahns Kunstwerk nicht an Bismarck erinnert, soll es dem Empfinden des Volkes nicht entsprechen! Dann hat das Volk ein unkultiviertes, ein falsches Empfinden. Dann will das Volk statt der wahrhaftigen Schönheit die Unwahrheit. Die Behauptung darf niemals gelten: Kreiss' und Lederers Entwurf ist besser, weil Kreiss und Lederer einen Bau planen, der dem Geiste Bismarcks homogener ist, als das zierliche Kunstwerk Hahns. Ist Hahns Entwurf schöner und künstlerischer, so ist er besser. Ist Kreiss' Entwurf künstlerisch schlechter, so ist er schlechter. Der Zweck, den er vortäuscht, den Wanderer zu erheben, eine Stätte der Weihe zu sein, ist ein verlogener Zweck.

Das Verfahren

Ist dem so, so musste aber die Entscheidung nach dem Beschluss der Jury fallen, oder es musste erklärt werden, die Jury ist befangen, ungerecht — oder sie versteht nichts. Nichts von alledem ist gesagt worden. Ein merkwürdiges kompliziert-bureaukratisches Verfahren musste hinterrücks das vorher gewollte Resultat herbeiführen.

Es ist zu langweilig, die gesamte Struktur des Preisgerichtes aufzudecken. Nur einige kurze Andeutungen.

Es existierten :

I. die Jury ;
II. der Kunstausschuss, zu dem die Juroren gehörten, ungefähr 36 Männer, dann
III. der Entscheidungsausschuss, ich glaube (einige hundert) aber keine Künstler, keine Leute, die Beziehungen zur Kunst haben.

Die Jury entschied im Januar 1911 folgendermassen : Hahn den ersten Preis und die Empfehlung zur Ausführung an erster Stelle. Der Beschluss wurde einstimmig gefasst.

4 andere wurden prämiiert.

10 entschädigt.

5 Entwürfe zum Ankauf empfohlen. Unter den letzteren befand sich ein Kreiss'scher Entwurf.

Die zweite Phase. Der Entscheidungsausschuss bestätigt zwar die Prämiierung, schreibt aber eine neue Konkurrenz unter den 20 ausgezeichneten Künstlern aus. Die Jury bleibt bestehen.

Es wird bestimmt, dass die Jury wieder abstimmen solle, dass dann spätestens am nächsten Tage der Kunstausschuss und der Entscheidungsausschuss zusammentreten und die Entscheidung fällen.

Die dritte Phase. Die Jury entscheidet wie das erstemal. Der Hahnsche Entwurf wird wieder mit dem ersten Preis gekrönt, wieder an erster Stelle zur Ausführung vorgeschlagen. Diesmal nicht mehr einstimmig, sondern mit 11 gegen 5 Stimmen.

Jetzt aber wird gegen das Protokoll der Kunstausschuss und der Entscheidungsausschuss nicht sofort einberufen, sondern gegen den Beschluss werden die Sitzungen dieser beiden Körperschaften auf den 3. und 4. Dezember, also 3 Wochen später, einberufen. Die prämiierten Entwürfe werden ausgestellt, der Presse Gelegenheit gegeben, die Kampagne für Kreiss fortzusetzen, alles gegen die Beschlüsse. Geheimrat Kirdorf legt sein Amt als 1. Vorsitzender des Entscheidungsausschusses nieder. Prof. Dr. Clemen, der 2. Vorsitzende übernimmt den Vorsitz.

Vierte Phase. Sitzung des Entscheidungsausschusses am Montag, den 3. Dezember in Cöln. Mitgliedern der Jury, die zu der Sitzung des Kunstausschusses erscheinen (die Juroren waren eo ipso Mitglieder des Kunstausschusses) wird deutlich und unverkennbar gezeigt, dass man ihr Erscheinen nicht wünscht, dass man sie als Eindringlinge betrachtet. Und dann das seltsamste: Prof. Hahn erhält am Sonntag, das heisst einen Tag vor der Entscheidung, von Herrn Professor Clemen ein Telegramm, das (nicht wörtlich) folgendes sagt:

„Nach meiner persönlichen Ueberzeugung

haben Sie keine Aussicht, die Ausführung zu erhalten. Die grösste Wahrscheinlichkeit ist, dass der Kreiss-Lederersche Entwurf gewählt wird. Rate Ihnen, sich bereit zu erklären, sich an dem Kreiss-Lederer schen Entwurf durch selbständige bildhauerische Arbeiten zu beteiligen. Clemen."

Fünfte Phase. Kreiss und Lederer erhalten den Auftrag. Die meisten Mitglieder der Jury, an ihrer Spitze Lichtwark, legen ihr Amt nieder.

Ich habe wenig Verlangen, von Herrn Prof. Clemen wegen Beleidigung verklagt zu werden, noch weniger wegen formaler Beleidigung verurteilt zu werden, deshalb unterlasse ich es, mein Urteil in Worte zu fassen. Ich ärgere mich nicht, ich wundere mich nur.

Ich wundere mich, wie es möglich ist, dass anständige Männer zu diesen Mitteln greifen, ich wundere mich über die Stärke des Hasses, die sonst korrekte Menschen so weit führt, zu dieser Ungerechtigkeit, zu dieser Brutalisierung einer Reihe bedeutender Menschen.

Hahns Entwurf ist vielleicht nicht so herrlich — Kreiss' Arbeit nicht so schlecht, mir scheint, Hahn und Kreiss waren Hekuba, es ging um etwas anderes, um etwas viel wichtigeres. Der Gedanke an persönliche Protektion ist von der Hand zu weisen. Niemals hätte Wohlwollen für einen Künstler Männer wie Clemen zu diesem verführt.

Die Nibelungen

Den Juroren zu Ehren wurde nach den ersten Sitzungen der Jury am 26. Januar in Düsseldorf im Stadttheater eine Festvorstellung gegeben. Man spielte den Siegfried von Wagner. Einer dieser Männer, der 4 Tage lang die 342 Entwürfe geprüft hatte, schilderte mir den Eindruck, den die Wagnersche Oper ihm an diesem Abend machte. Von diesen 342 Künstlern hatten hunderte gigantische Bauwerke aufgetürmt. Da gab es Bismarcks, die 50 m hoch waren, da gab es einen hockenden Adler von ungeheurer Grösse, Türme und Kuppelbauten, von Dimensionen, die den Erbauern der Pyramiden imponiert hätten, da stand Bismarck als getreuer Eckhardt, als Tor, der Gott der alten Deutschen, und unter all diesen Künstlern, die so riesige Gedanken gehabt hatten, so fabelhaft grosse Pläne erdacht hatten, waren so wenige, die imstande gewesen wären, die Form eines Armes in natürlicher Grösse zu begreifen, zu empfinden und zu beleben. Ein Hexensabbath des Effektes, der Sucht nach dem Grossen,

der Gier nach nie empfundenen Empfindungen erschien es ihm. Ihm wollte es dünken, als hätte ein Haufen Menschen, die zu schwach sind, ein wahres Wort über das Leben, das sie umgibt, zu sprechen, ein lautes Gebrüll über gewaltige Dinge angestimmt, die, ach, so fern und unerreichbar für dieses arme kleine Geschlecht sind.

Voll von diesem Eindruck hörte er der Wagnerschen Musik zu, und ihm war es, als klänge ihm aus diesen Tönen in präziserer Form, nicht von einem Stümper gestammelt, sondern von einem grossen Könner gesprochen, dieselbe Lüge ins Ohr. Ihn ekelte dieser Siegfried, der so mächtig tat und so naiv war, der mit so grossen Empfindungen um sich warf, und dieser Ekel schien ihm das Verständnis der Verirrung dieser vielen Künstler zu lehren.

Die ungeheure äussere Entwicklung, die unser Leben in dem letzten Jahrhundert genommen, hat nirgends grössere Umwälzungen hervorgerufen als in Deutschland. Aus einem armen kleinen Lande, mit engen Grenzen und geringen Möglichkeiten, ist ein grosses, reiches, mächtiges Gebilde geworden. Die äusseren Bedingungen des Lebens haben sich nirgends so rasch verändert wie bei uns, nirgends haben die Möglichkeiten, es sei denn in Amerika, sich so vervielfältigt wie bei uns. Und deshalb zeigen sich vielleicht in keinem anderen Land so sehr die Krankheiten des Parvenütums als in Deutschland. Die geistige Kultur konnte mit der äusseren nicht Schritt halten. Atemlos und keuchend rennt der Geist dem davoneilenden Körper nach, sucht ihn durch Schreien zum Anhalten zu bringen.

Der Mensch kann nicht leben oder wenigstens nicht glücklich sein, wenn es ihm nicht gelingt, die Dinge der Aussenwelt zu begreifen und in Formen zu fassen. Und eines Tages sah der überraschte Deutsche, dass die äussere Welt zu gross geworden war, als dass er sie mit den gewohnten überkommenen Mitteln begreifen und fassen hätte können. Die Tradition der Kunst und des Denkens hatte der Entwicklung der äusseren Dinge nicht folgen können.

Emsig und innerlich begaben sich Wenige an die Arbeit, die Mittel des Geistes zu vergrössern, aber der grossen Menge dauerte das zu lange, sie wollte rascher ans Ziel gelangen, rascher das Grosse, was geschah, begriffen, zusammengefasst und ausgedrückt sehen. Und so griff sie zu den alten, längst toten Symbolen, die ihr ganz und stark erschienen, weil sie so fern lagen, weil sie die Risse in diesen alten Türmen nicht sah. Die grosse Protzenlüge des vergangenen Jahrhunderts ergriff das Volk. Weil die Dichter n i c h t s fassen konnten, wagten sie sich an die grössten Pläne, weil der Architekt kein Bauernhaus bauen konnte, baute er

riesige Dome und Paläste. Das alte Lied, Hunde, die bellen, beissen nicht; der feige Soldat schwadroniert am meisten; der gefühlloseste Schauspieler schreit am lautesten, der kleinlichste Maler spricht von Monumentalität und der Bucklige ist am eitelsten. Der Bombast hat unser ganzes Volk ergriffen, die Politik wie die Kunst, Agadir und die Marmortreppen der Berliner Mietskasernen sind die Kinder derselben Lüge.

Der Pyrrhussieg

Zum erstenmal hat sich die geduldige Kulturarbeit der Wenigen bei diesem Preisgericht organisiert. Sicherlich ist ihre Entscheidung anfechtbar, denn der Hahnsche Entwurf ist kein Erfüllen unserer Sehnsucht, sondern nur ein Ausweichen vor dem Laster, und ich bin überzeugt, den Juroren war es klar, dass sie nur deshalb sich dem offenkundigen Willen des ganzen Volkes widersetzten, weil die antikisierende Kunst Hahns wenigstens frei ist von der Protzenlüge, frei ist vom Bramarbasieren, frei ist von der Grossmannssucht, von dem Vortäuschen gewaltiger Empfindungen, weil diese Hahnsche Kunst, wenn sie auch nicht gross genug ist, um unsere Zeit in Symbole zu fassen, doch wenigstens redlich, still und einfach ist.

Hahn mag ein Schwacher sein, aber Kreiss ist ein Bramarbas. Die Anderen haben gesiegt, aber dass sie nur siegen konnten, indem sie zu hässlichen Mitteln griffen, das ist das Tröstliche an diesem Kampf. Es war ein Pyrrhussieg.

Dass Hahns Entwurf nicht ausgeführt wird, ist kein Unglück, weder für ihn noch für Deutschland; er kann andere Werke schaffen und Deutschland ist zu gross, als dass die Verschandelung der Elisenhöhe bei Bingerbrück viel bedeutete, aber ein Glück ist, dass 11 gute Männer bei ihrer guten Meinung blieben.

La verité est en marche. PAUL CASSIRER

WEIHNACHTSBÜCHER

Da 's nun einmal das Bequemste und gebildet ist, schenken wir zu Weihnachten Bücher. Die kann man wenigstens umtauschen, wenn sie schlecht gewählt sind, da ja der gleiche Laden Raum für die guten Ausgaben wertvoller Dichtungen und die Schundliteratur hat; wie aber sollte mans anfangen, geschmackvolle Nippes aus dem Galanteriewaren-Rayon, etwa jenes Miniatur W C als Aschenbecher, das der Triumph diesjähriger internationaler „Scherzartikel"-Erzeugung ist—die gewissen Totenschädel-Biertöpfe sind damit verglichen Appetitlichkeiten, eben altmodisch — an seinem Erstehungsort gegen eine japanische Lackdose umzutauschen? Solange also Scheckbücher noch seltene Geschenke sind, müssen wir notieren, was von den anderen Büchern unter den deutschen Weihnachtsbaum gehört. Nein, ich spotte gar nicht, sondern erinnere mich, wieviel Millionen in diesen Wochen für Literatur ausgegeben werden und merke an, was so ungefähr in unserem Sinne richtig gewählte Weihnachtsbücher wären.

Der Zwei-Mark-Hofmannsthal (des Inselverlags) für alle jene, die den Dichter lieben, seiner frühen Kunst immer treue Bewunderung schenken, wohin ihn auch spätere Entwicklung führen mag; vor allem natürlich für die, die ihn n i c h t kennen. Sie bekommen für zwanzig Groschen unendlich viel Schönes: „Tor und der Tod", „Gestern", das edle Knabenwerk, die süsse „Frau am Fenster", prachtvolle Gedichte. Das Buch ist euch zu billig? Nehmt Kellermanns Japanbücher dazu, den „Spaziergang" und „Sassa yo Yama" (Paul Cassirer Verlag), die hübschen lockenden Tanzmädchengeschichten mit den lieben Studien von Karl Walser. Erinnert euch bei dieser Gelegenheit an Lafcadio Hearn, dem wir viel Kenntnis der „Japs" danken und viel Sehnsucht nach dem Osten. Bei Rütten und Löning ist auch zur rechten Zeit eine Auswahl seiner Schilderungen erschienen.

„Es soll was Grösseres sein!" wollt ihr dem Sortimenter sagen, und er hat keine Zeit euch zu orientieren? Die Goethe- und Schiller-Bände der grossen Müllerschen Ausgaben mit den ausgezeichneten Bilder-Supplementbänden, die „Klassiker des Altertums" des gleichen Verlages. Die jungen Leute jetzt habens gut. Wir bekamen die Werke der Grossen in so abscheulichem Druck und so eklen rohen Leinenbänden, natürlich mit Goldpressung, dass Germanisten und Philologen sich in der Schule gar nicht sehr anstrengen mussten, um uns für Jahre diese Lektüre zu verleiden. Wir wollen aber nicht vergessen, dass unsere Zeit ihre eigenen Klassiker hat, Menschen, mit denen wir gelebt haben, und solche, die wir uns neu gefunden haben. Zuerst etwas von diesen: Balzac, die Romane in der Insel-Ausgabe, die „Physiologie des eleganten Lebens" (mit Gavarnis!) bei Georg Müller, Dickens in der Meyrinkschen Uebertragung bei Albert Langen. Von den uns zeitlich Näheren: Ibsen und Björnson. Vom S. Fischerschen Verlag in grossen oder einfacheren Ausgaben durch Elias herausgegeben, sind sie zum eisernen Bestande jeder Bibliothek eines Menschen, der 1911, bald 1912 schreibt, bestimmt. Dazu die Briefe. Die Ibsens herber, die Björnsons heiterer; der eben erschienene Band „Briefe aus Aulestad", die der alte „Freund-Vater" an das Kind Bergliot,

die dann des jungen Ibsen Frau wurde, schrieb, fast unerwartet reich an Herzlichkeit, Lustigkeit, Wärme. Entzückend, wenn der Vater das junge Mädchen förmlich aufmuntert von ihren Lieblingssünden nicht abzulassen.

Romane? Natürlich die von Paul Ernst (im Inselverlag) herausgegebene „Bibliothek der Romane". Aber neue? Noch nicht. Zuerst muss ich die klugen Bände Bleis über Rokoko und Manches sonst (Georg Müller, München) sehr herzlich empfehlen und das ausserordentlich interessante Buch Emil Ludwigs über Bismarck. Ein psychologischer Versuch und zwar ein geglückter. Werke verschiedener Temperamente und Generationen, aber gleicher Valeur (zum Teufel, wie man sich jetzt in acht nehmen muss, um nicht „Kultur" zu sagen!). Noch rasch ein paar Briefbücher: Feuerbachs Briefe an seine Mutter (in Meyer und Jessens Verlag, der auch „Das Leben und die Abenteuer des armen Mannes von Tokkenburg von ihm selbst erzählt", schön neugedruckt hat, ein Lebensbuch aus der Goethezeit, dem Revolutionsjahre 1789); Joachims (Julius Bard), vor allem aber Bergmanns Erinnerungen, diese Bekenntnisse eines alten Arztes, der sich noch erlaubte, ein Mensch zu sein.

Aber d a s Buch des Jahres? Es gibt keins. Es gibt eine Reihe schöner Sachen. Auf „Bayreuth" von Anna Bahr-Mildenburg und Hermann Bahr, (ein kleines Buch bei Ernst Rowohlt in Leipzig jetzt erschienen) machen wir aufmerksam, damit die Leute nicht immer nur denken: „Ach Bahr, das ist der, dessen Stück so zum lachen war . . ." oder: „Das ist der Oesterreicher, der so gut auf Wien schimpfen kann". Also: Bahr ist — und zwar nicht „nur", sondern vor allem — ein Mensch, der stark empfindet und lieben kann, der s e i n Gefühl vom Leben scharf auf seine eigene Art ausdrückt, dem zuzuhören es sich immer verlohnt. Und seine Frau ist der erste grosse Typus der Sängerin, die nicht nur mit dem Instrument der Stimme, sondern mit der Hingabe ihrer ganzen Natur wirkt. Sie spricht von dem, was sie wie keine sonst kann. Und das Buch soll man nicht kaufen? Ja, was wollt ihr denn eigentlich? Nur gelangweilte, aus Routine und Verdrossenheit gezeugte Literatur? Kunst? Liebermanns „Zeichnungen" (Julius Bard), Strucks „Graphisches Werk" mit den rührenden Judenbildern (Paul Cassirer). Aber Romane? Während ich auf den Tischen krame: Hanns Heinz Ewers „Alraune", Geschichte eines lebenden Wesens (wieder bei Müller), Victor Fleischer „Wendelin und das Dorf" (Meyer und Jessen), Rudolf Lothar „Der Herr von Berlin" (Concordia, Deutsches Verlagshaus), — Lebensbilder, geflossen aus den verschiedensten Temperamenten, Kräften; künstlerische oder nur papierene Reflexe all der vielen Strömungen, Schichtungen, Stauungen, Störungen der Existenz, Reifes, Versprechendes, Flüchtiges, Junges, Verstaubtes, das nie recht geblüht hat, und Gewolltes, das nicht gekonnt ist, neben Gekonntem, aber n u r Gekonntem —, das alles gibt es, gibt es in reichem Segen. Was n i c h t da ist: Das Buch des Jahres. Das Buch, das „man" kauft. Mir tut's leid — denn ich kann mir nicht helfen, wenn ich diese grossen Erfolge, die sonst fast jedes Jahr für e i n e n Roman da waren, überdenke, ist mir das Glück des Verfassers näher als die Frage nach dem künstlerischen Wert des einen Werkes. Ich erlebe mit ihm die Resonanz, die Wirkung; fühle, wie ihm Geld und Ruhm und Lust und neue Arbeits-

freude zufliesst; und an der Vorstellung, dass hier einmal ein Buch nicht für fünfhundert oder zweitausend Menschen nur existiert, sondern weite Kreise von seinem Inhalt, seinem Ton ergriffen werden, aus Literatur wieder Leben wird, zerschellt meine kritische Lust. Mag sein, dass die Bücher des Jahres gar nicht die sein können, die ich liebe. Mag sein, dass die Kunstwerke, die „uns" was angehen, erst nach Jahren jene Massenerfolge haben können, die wahrhaftig aus einem Buch lebende, ins Weite und Breite wirkende Kraft machen. Einmal ist's eben Jettchen Gebert, in die ich verliebt bin, einmal der öde Frenssen, einmal begreift man nicht, weshalb die Leute die schönsten Bücher durchaus n i c h t wollen — wie immer, diesmal ist's unnötig, sich über die Psychologie des literarischen Massenerfolges Gedanken zu machen. D e r Roman des Jahres ist nicht da. Viele gute, ein paar ausgezeichnete und noch abertausend „wertvolle" Bücher kämpfen miteinander, und wenn man die Stapel sieht, glaubt man ausgestreckte Arme zu sehen, die nach Käufern, Lesern flehen ... Grosse und kleine Dichter, törichte und viel zu kluge Literaten, Altes und Neues — der Weihnachtsjahrmarkt der Eitelkeiten. F.

Wir bitten, Mitteilungen und Beiträge nur:
An die Redaktion, Berlin W. 10, Victoriastrasse 5, zu adressieren.
Bei umfangreicheren Zusendungen ist vorherige Anfrage notwendig.
Sprechstunde: An Werktagen, mit Ausnahme des Montags, 1—3 Uhr,
Berlin W., Victoriastrasse 5.

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Damm, Berlin-Wilmersdorf.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Ein Idyll

Von LEO TOLSTOI

Einzig autorisierte Uebertragung von August Scholz

Peter Eustratjewitsch ist heute ein bejahrter Mann, er ist Gutsinspektor, hat zwei Güter unter sich und kommandiert auf ihnen wie ein richtiger Herr. Ein Sohn ist Kaufmann, ein zweiter Beamter ; seiner Tochter soll er fünftausend Rubel mitgegeben haben, und er selbst lebt einen guten Tag und schickt noch jedes Jahr Geld nach Moskau auf die Bank. Er ist von schlichter, bürgerlicher Herkunft, ein Sohn des Eustrat Tregubow. Das heisst, eigentlich ist er gar nicht der Sohn dieses Eustrat, er wird nur so nach gutem Brauche als Eustrats Sohn mitgezählt. In Wirklichkeit aber liegt die Sache ganz anders, und das eben ist es, was wir hier erzählen wollen.

Auf höchst merkwürdige Weise trug diese Sünde sich zu, und die Leute wunderten sich damals nicht wenig darüber. Es war dazumal alles viel einfacher als heute, und darum erregten solche Geschichten immer grosse Verwunderung.

Grossmutter Malanja, die Mutter von Peter Eustratjewitsch, ist noch heute am Leben, sie wohnt bei ihrem Bruder Romascha. Der Sohn hat sie schon hundertmal gebeten, doch zu ihm zu ziehen, aber sie tut es nicht.

„Ich bin als Bäuerin geboren," sagt sie, „und will auch als Bäuerin sterben, die Sünde ist dann geringer. So lange meine Kraft noch zureicht, will ich dem Bruder behilflich sein, will seine Enkelchen wiegen und ein bisschen im Haushalt zugreifen. Mein Petruschka ist ein grosser Mann geworden, und wenn man sich unter die Grossen mischt, wird auch die Sünde grösser."

So lebt sie denn still für sich, bekommt vom Sohne Unterstützungen und schickt ihm dafür brieflich ihren Segen. Ihre ganze Freude und Abwechslung besteht darin, dass sie sich am Feiertag ein weisses Kopftuch umbindet, sich hübsch sauber putzt, ihren Krückstock nimmt und zur Frühmesse geht, und nach dem Mittagessen ruft sie dann irgend jemanden zu sich,

---

Diese unveröffentlichte Novelle ist von Tolstoi noch vor Aufhebung der Leibeigenschaft und seinen anderen Werken geschrieben worden. Tolstois Frau hat die Publikation fast fünfzig Jahre lang verhindert. Nun erst kann sie erscheinen : in einer russischen Ausgabe und dem im nächsten Monat herauskommenden dritten Bande der „Nachgelassenen Werke" (Berlin, J. Ladyschnikow).

der ihr etwas vorliest. Gewöhnlich lässt sie sich aus einem kleinen Büchelchen vorlesen, das ihr einmal eine durchziehende Pilgerin geschenkt hat, und das sich „Der Traum der allerseligsten Jungfrau“ nennt ; noch lieber freilich hat sie es, wenn man etwas aus dem Psalter liest. Mit Almosen kargt sie nicht, und wenn ein müder Wanderer um ein Nachtlager bittet, verweigert sie es nicht. Daher wird sie im Dorfe nicht nur um ihres reichen Sohnes willen, sondern auch ihrer Tugend wegen von alt und jung geachtet.

Was doch so ein bisschen Jugend bedeutet ! Wenn Grossmutter Malanja sich jetzt selber so sähe, wie sie vor vierzig Jahren gewesen, sie würde sich nicht wiedererkennen. Damals hiess sie natürlich auch nicht Grossmutter Malanja, sondern Malanjka Dunaïcha, weil sie nämlich die beste Reigenspielerin und Tänzerin im Dorfe war. Schlimmes konnte ihr auch damals, bis zu dieser Geschichte nämlich, niemand nachsagen, sie war eben nur so ein munteres, keckes Weibchen. Sie stammte nicht aus unserem Dorfe, sondern aus Majowka; weshalb Eustrats Vater gerade sie für seinen Sohn auswählte, ob aus Mangel an Bräuten im eigenen Dorfe oder aus sonstigen Gründen, weiss man nicht, jedenfalls war sie eine Fremde. Der Alte war selbst noch rüstig und nahm für seinen Sohn ein zweites Stück Land zu ; es war eine hübsche Wirtschaft, acht Pferde, die Füllen mitgerechnet, zwei Kühe im Stalle und Bienenstöcke, die auch heute noch auf dem Hofe gehalten werden. Der Frondienst war erträglich, niemand arbeitete sich zu Tode, und die Schwiegermutter war eine richtige Wirtin, die allein für drei schaffte ; ausserdem war noch eine Soldatenfrau, eine Schwester der Wirtin, zur Aushilfe da, so dass das junge Frauchen nichts auszustehen hatte.

Nach altem Brauch hatte man Malanja schon mit fünfzehn Jahren verheiratet. Sie war noch ganz ein Kind. Wenn sie in der ersten Zeit mit der Soldatenfrau nach Wasser ging, schwankte sie mit den Eimern hin und her wie eine Gerte. Ihren Mann hatte sie nicht ein bisschen lieb, nur Angst hatte sie vor ihm. Wenn er sich ihr näherte, begann sie zu weinen und kniff und biss ihn sogar. Ueberall an den Schultern und Armen hatte er in der ersten Zeit blaue Flecke. Das dauerte so wohl an die zwei Jahre. Weil sie aber ein hübsches, ruhiges Weibchen und aus gutem Hause war, zwang man sie zu keiner schweren Arbeit, und so gewöhnte sie sich nach und nach ein, wurde grösser und stärker, bekam rote Backen, hatte auch keine Angst mehr vor ihrem Manne, sondern wurde immer zutraulicher und vergoss sogar Tränen um ihn, als der Vater ihn auf Arbeit nach der Stadt schickte.

Eines Tages kam der Spassmacher Petra zu ihnen in die Stube und meinte: „Nun seht bloss, jetzt weint sie gar um den sommersprossigen Teufel!“ Und er versuchte, ihr ein bisschen schön zu tun.

„Und wenn er zehnmal sommersprossig ist — hübscher als du ist er immer noch, und du wirst ihn jedenfalls nicht ausstechen!“ sagte sie und machte ihm eine lange Nase.

Sie durfte sich gar nicht mehr zeigen: jeder meinte, ein Recht zu haben, mit ihr zu scherzen und zu schäkern, selbst die Alten liessen sie nicht in Ruhe. Sie lachte mit allen, hielt aber ihrem Manne die Treue, wiewohl er nur selten einmal nach Hause kam. Bei der Arbeit war sie allen voran: ob es ans Mähen ging oder ans Einfahren, überall sah man sie wacker zugreifen, und wenn die andern müde und abgehetzt waren, ging sie singend nach Hause und führte dann noch den Reigen an.

„Es wär eigentlich Zeit, dass du ein Kindchen bekämest, lange genug hast du herumgeflitzt,“ sagte die alte Schwiegermutter zuweilen zu ihr. „Könntest mir wirklich die Freude machen, dass ich noch ein Enkelchen wiegen darf.“

„Ich möcht's ja selbst auch ganz gern,“ sagte sie, „ich schäm mich schon vor den Leuten. Dieser Tage sah ich die jungen Mütter aus der Kirche kommen, vom Aussegnen — im zweiten Jahr sind sie erst verheiratet und haben schon Kinder. Aber freilich, bei denen lebt der Mann im Hause.“

So oft sie an ihren Mann dachte, weinte und klagte sie. Ein Jahr oder auch zwei hat es schliesslich nichts auf sich; wenn aber eine stattliche, kräftige Frau auch später keine Kinder bekommt, dann lachen die Leute.

Darum eben war Malanjka so betrübt darüber, dass der Schwiegervater ihren Mann aus dem Hause gab. Der Alte war ein tüchtiger Stellmacher und hatte eine gute Kundschaft. Auch Eustrat hatte dieses Handwerk gelernt, und wie er es erst richtig konnte, schickte der Vater ihn fort, auf Verdienst. In jenem Sommer nun, in dem die Sünde geschah, hatte er ihn ganz, ganz weit weggeschickt, über hundert Werst, und sich einen Knecht genommen. Bis zum Fürbittenfest sollte Eustrat fortbleiben, und hundertundzwanzig Rubel Lohn bekam er dafür, während der Knecht nur zweiunddreissig und ein Paar Handschuhe dazu kostete. Für den Alten war es jedenfalls ein gutes Geschäft.

Recht lange wurde Malanjka die Zeit so ohne ihren Gatten. Jung war sie, recht in Saft und Kraft, lebte gut und ass Fleisch. Der macht sich an sie heran, und jener versucht es, doch vergeblich; der Mann aber bleibt ganze sechs Monate weg.

Kommt sie des Abends nach Hause, dann isst sie ihr Abendbrot, nimmt ihr Bettzeug und geht zur Soldatenfrau in die Kammer.

„Schrecklich ist's mir, Nastasjuschka, so allein zu sein," sagt sie und bittet die Soldatenfrau, sie an der Wand schlafen zu lassen ; „es ist mir nämlich immer, als komme einer heran und fasse mich an die Beine," sagt sie.

II.

Der Peterpaulstag war vorüber. Die Weiber hatten ihre Kopftücher, Sarafane und gestickten Hemden in die Truhen zurückgelegt und schwangen wieder fleissig am Teiche die Waschbleuel. Die Gäste, die zu Besuch gekommen, waren fort, der Branntweinverkäufer sass allein in seiner Schenke, und die Bauern, die wieder nüchtern geworden, hatten bereits am Abend oder auch erst am Morgen ihre Sensen gedengelt. Jetzt zogen sie, die Schleifsteine am Gürtel, zum Mähen aufs Feld hinaus, wie die Bienen aus dem Stocke. Ueberall auf den Wegen und Rainen spiegelte sich die Sonne in dem blanken Stahl der Sensen. Es war ein prächtiges Wetter. Drei Tage vor dem Feste war der Mond als schmale Sichel wieder am Himmel erschienen — „er hatte sich gewaschen", und nun waren die schönen Tage an der Reihe.

Die Zeit der Ernte ist auch heute noch eine lustige Zeit und war es in früheren Tagen noch weit mehr. Die Frauen und Mädchen schmücken sich, gehen singend an die Arbeit und kehren singend wieder heim. Zuweilen wird Branntwein mitgenommen, und unter Jubel und Tanz werden die kurzen Nachtstunden im Freien verbracht.

Um diese Zeit war es, dass der Dorfälteste die Bauern besuchte, um zu bestimmen, wer zur Arbeit auf die Gutsfelder sollte. Dorfältester war damals Micheïtsch, ein noch junger Bauer, zwar verheiratet, doch ein grosser Weiberfreund. Er war ein stattlicher, kräftiger Mann von frischer Gesichtsfarbe, wohlbeleibt und ein Stutzer, was Stiefel und Hut betraf. Malanjka war ganz allein im Hause, als er die Stube betrat. Sie war barfuss, im schlichten Hausrock und machte sich gerade am Ofen zu schaffen. Der Alte war mit den Knechten auf dem Hofe, die Alte hatte das Vieh ausgetrieben, und die Soldatenfrau war mit der Wäsche am Teiche.

Micheïtsch nahm die Gelegenheit wahr und machte sich an Malanjka heran.

„Ich werde dich nicht zur Arbeit schicken," begann er.

„Warum denn nicht?“ sagte sie. „Ich gehe gern zur Arbeit aufs Gut. Da ist man mit andern zusammen und kann lustig sein. Und hier zu Hause sitze ich allein, und der Alte lässt mich nicht feiern.“

„Ich werde dir ein schönes Tuch kaufen,“ sagte Micheïtsch.

„Mein Mann wird mir eins mitbringen,“ versetzte sie.

„Ich werde mit dem Verwalter sprechen, dass er deinen Mann auf Pacht setzen soll — dann steht er sich doch besser.“

„Wir wollen gar nicht auf Pacht kommen, wir stehen uns so ganz gut.“

„Nun sag mal, Malanjka — was ist denn das? Wie lange willst du mich noch quälen?“

Er schaute um sich, ob ihn nicht etwa jemand sah, und ging ganz nahe an sie heran.

„Gib acht, Micheïtsch, dass du nicht anrennst!“ sagte sie, nahm die Topfgabel und hielt sie ihm lachend entgegen. „Das geht doch jetzt nicht — denk nur, wenn der Wirt hereinkommt!“

„Wann geht's denn sonst? Vielleicht, wenn du von der Arbeit heimgehst?“

„Gewiss, dann gehts am besten; sowie die Leute nach Hause gehen, verstecken wir uns beide im Gebüsch, damit deine Frau nichts sieht,“ so spricht sie schelmisch und lacht dabei, dass es in der Stube widerhallt. „Sonst könnte sie am Ende noch böse werden, deine Marfa,“ fügt sie hinzu.

Er wusste nicht, ob sie im Ernst sprach oder sich über ihn lustig machte. Und ehe er noch weiter in sie dringen konnte, kam der Schwiegervater herein, um sich die Stiefel anzuziehen. Da blieb ihm denn nichts weiter übrig, als so zu tun, als sei er nur gekommen, um die Hofarbeit anzusagen: die Weiber sollten das Heu zusammenrechen und die Männer es einfahren, sagte er, nahm seinen Stock und ging weiter, nach den andern Bauernhäusern. Er schickt zur Arbeit, wen er will; selbst solche, die nicht zu gehen brauchen; auch wer ihn mit Branntwein traktiert, bleibt nicht verschont. Nur Malanjka wollte er ganz auslassen oder ihr doch möglichst leichte Arbeit geben. Sie aber denkt nicht daran, deshalb freundlicher gegen ihn zu sein, sondern lacht ihn nur aus: „Gewiss, ich komme,“ sagt sie, wenn er sie dahin oder dorthin bestellt und geht doch nicht hin. Und ebenso macht sie es mit den andern. So oft hatte sie Gelegenheit in diesem Sommer, dass sie selbst schon sagte: „Solch einen Sommer hab ich noch nicht erlebt!“ Voll Kraft ist sie, voll blühender Gesundheit, kennt keine Müdigkeit und ist immer munter. Zur Heuernte geht sie, wann es ihr passt — um die Frühstückszeit, wenn die Sonne schon über dem Walde herauf

ist. Mit der Soldatenfrau zusammen läuft sie zur Wiese und singt ihr fröhliches Lied.

So ging sie eines schönen Morgens durch den Hain nach der Wiese in Kalinowo, die gerade gemäht wurde. Es war ein prächtiger Morgen, die Sonne war eben aufgegangen, der Tau lag auf den Gräsern, und ein leichter, kühler Hauch wehte durch den Wald. Die Vögel schmetterten ihre Lieder in die Luft, sie aber übertönt sie alle. Im roten Tuch und im gestickten Hemd geht sie daher, barfuss, die Schuhe an der Seite; die weissen Beine schimmern, und über die Schultern zuckt es nur so. Aus dem Haine kam sie aufs herrschaftliche Feld, das die Bauern eben pflügten. Wohl an die zwanzig Pflüge waren auf dem zehn Dessjatinen grossen Felde im Gange. Als letzter am Wege ging Grischka Bolchin hinter seinem Pflug, ein pfiffiger Bauer, der gern seinen Spass machte. Wie er Malanjka erblickte, band er den Zügel am Pfluge fest und kam auf sie zu, um Scherz mit ihr zu treiben. Auch die andern liefen herbei, und sie lachte und scherzte ganz vergnügt mit allen. Bis zum Frühstück hätten sie so ihre Kurzweil getrieben, wenn nicht der Verwalter ihnen auf seinem Gaul auf den Hals gekommen wäre.

„Was fällt euch ein, ihr Teufelskerle? Reigenspiele werden sie hier am frühen Morgen aufführen! Hol euch dieser und jener!“ rief er und sprengte auf sie los, dass die schwarze Erde nur so unter den Hufen seines Gaules bebte. Er war nämlich ein grosser, schwerer Mann, der Verwalter. ‚Nun seh einer das Weibsbild — um die Frühstückszeit geht sie ins Heu! Ich werde dich lehren!“

Sobald er jedoch Malanjka erkannt hatte, verging sein Zorn, und er lachte sie an.

„Wart mal,“ sagte er, „wenn du mir die Bauern von der Arbeit abhältst, musst du selber an den Pflug.“

„Warum nicht?“ sagte sie, „gib mir nur einen Pflug, ich mach die Sache besser, als deine Bauern.“

„Nun, gut schon, gut schon! Mach, dass du jetzt ins Heu kommst — es ist Zeit, es umzuwenden. Ach, diese Weiber, diese Weiber!“ fügte er lächelnd hinzu. Ganz anders war er geworden.

Sowie sie auf die Wiese kam und sich in die Reihe stellte, war sie bald allen andern voran, dass die kaum mitkommen konnten. Der Verwalter hatte seine Freude daran, die andern Weiber aber ächzten und schimpften, dass sie sie ganz in Schweiss bringe. Als aber die Mittagszeit herankam und sie nach Hause wollten, schickten sie doch keine andere als die Malanjka zum Verwalter, er möchte endlich aufhören lassen, die Weiber

seien müde. Und sie wusste es schon so einzurichten, dass er sie laufen liess.

Einmal spielte sie dem Verwalter einen lustigen Streich. Man war gerade dabei, die Heuschober aufzurichten, und weil das Wetter unsicher war, hiess es eilen, damit die Arbeit bis zum Abend fertig würde. Ohne Mittagspause wurde durchgearbeitet, auch das Hofgesinde musste mit heran. Der Verwalter war dageblieben und hatte sich sein Mittagessen hinauskommen lassen. Er sass mit den Weibern zusammen unter den Birken, ass, und wie er fertig war, meinte er zu Malanjka:

„Sag mal, Gevatterin Malanjka," sie hatten beide zusammen Gevatter gestanden, „willst du nicht ein kleines Schläfchen machen?"

„Nein — warum denn?"

„Du könntest mir ein bisschen den Kopf krauen, Malanjuschka," meinte er.

Er streckte sich neben ihr hin, und sie lachte. Die andern Weiber schlummerten ein bisschen, und auch Malanjka wurde schläfrig. Sie guckt und guckt auf ihn, wie er so rot und schwitzend daliegt, und Müdigkeit überkommt sie. Da sieht sie, wie er aufsteht und sie mit geröteten Augen gross anstarrt — so breit und plump steht er vor ihr da.

„Du hast mich ganz bezaubert, du Teufelsweib," sagt er.

Und so gross und stark, wie er ist, packt er sie mit beiden Armen und will sie ins nahe Gebüsch ziehen.

„Was fällt dir ein, Andrej Ilitsch," sagte sie, „das geht doch jetzt nicht — die Schande, wenn die Leute erwachen! Komm lieber dann, nach der Arbeit. Lass sie früher nach Hause gehen, und ich bleibe da."

Er liess sich denn auch bereden. Wie er aber die Leute früher als sonst entliess, war sie die erste, die nach Hause lief. Ein Junge, der zurückblieb, erzählte hinterher, Andrej Ilitsch habe sich noch eine ganze Weile hinter dem Heuschober herumgedrückt.

Das machte ihr überhaupt den grössten Spass: jemandem Hoffnungen zu machen und ihn dann auszulachen. Gerade zu Peter und Paul war's, als der gnädige Herr aufs Land kam und mit ihm sein Kammerdiener, ein ganz verschmitzter Bursche, mit allen Hunden gehetzt. Er prahlte förmlich damit, wie er seinen Herrn bestahl und betrog. Doch das wäre nicht weiter schlimm gewesen — hundsgemein aber war er gegen die Weiber, einfach nicht zu sagen. Die Bauern waren so aufgebracht gegen ihn, dass sie ihn gehörig verprügelt hätten, wenn er noch länger im Dorfe geblieben wäre. Ganz besonders hatte

er es auf Malanjka abgesehen: auf Schritt und Tritt folgte er ihr, bot ihr einen Silberrubel, dann einen blauen Schein und endlich gar einen roten.

„Nein," sagte sie, „ich will nicht."

Da versuchte er es mit einer List. Er steckte sich hinter den Dorfältesten und traktierte ihn; gegen Ende des Frühlings war's, und die Leute waren beim Dreschen.

„Hör mal," sagte er zum Aeltesten, als es zu dunkeln begann, „ich will auf den Getreideschober klettern, und du schick eine hin, dass sie die Garben zurechtlege. Die Malanjka kannst du vielleicht schicken."

„Meinetwegen," sagte der Aelteste.

Als nun Malanjka auf den Schober geklettert war, machte er sich sogleich an sie heran.

„Wart mal, so ist's nicht bequem," sagte sie, begann die Garben dahin und dorthin zu legen, machte eine Grube und stiess ihn hinein, während sie selbst rasch hinunterkletterte. Unten angekommen, zog sie die Leiter fort und lehnte sie an den Nachbarschober. Dann erzählte sie den andern Weibern, wer da oben sei, und die liefen nach dem Schober und fingen ein lautes Gelächter an. Wie er herunterkletterte, zogen sie ihm die Hosen ab, stopften sie voll Stroh und zwangen ihn, sie so wieder anzuziehen.

Das kühlte sein heisses Blut aber doch nicht ab, und er bat den Aeltesten, Malanjka zum Wegereinigen in den Park zu schicken. Hier nun traf sie der gnädige Herr noch vor dem Kammerdiener. Man hatte nie vorher etwas davon gehört, dass der Gutsherr in diesen Dingen sündig wäre, Malanjka aber tat es ihm sogleich an. Muss schon ein schmuckes Weibchen gewesen sein!

„Ich sehe, wie er ankommt," erzählte sie dann selbst „so hässlich, und so mager, und alles an ihm so sonderbar. Er geht vorüber, und ich bin fleissig bei der Arbeit und kratze und fege. Wie ich dann einen Augenblick mich verpusten will, seh' ich, wie er wieder auf demselben Wege daherkommt. Dichtes Buschwerk war zu beiden Seiten. Ich denke, er muss wohl hier zu tun haben, wenn er so auf und ab geht — wie ich aber von der Seite nach ihm hinschiele, seh' ich, dass er mich nur so mit den Augen verschlingt. Bis zum Mittagessen liess er mir keine Ruhe, ging immer auf und ab und guckte mich an. Zu lästig war mir die Sache, beim Heumachen gefiel mir's zehnmal besser. Und dabei kommt er gar nicht heran, sondern guckt und guckt nur. Ich denke, er hat sonst nichts zu tun und sieht nach meiner

Arbeit — und da beeilte ich mich so, dass ich ganz allein den ganzen Parkweg fertig machte."

Und nun erzählte sie weiter, wie auf einmal der Kammerdiener auf sie zukam.

„Du hast dem gnädigen Herrn sehr gut gefallen," sagte er zu ihr, „und er lässt dir sagen, du sollst am Abend in die Orangerie kommen."

„Wart," denkt sie, „dir will ich's anstreichen: das ist doch wieder nur eine List von dir!" Und laut fügte sie hinzu: „Gut, ich werde kommen."

„Erlaub dir aber keine Spässe mit ihm!"

„Wenn ich's sage, komme ich."

Am Abend nahm sie ihr Kratzeisen und ging nach Hause. Sie erzählte der Soldatenfrau, dass der Gnädige sie nach der Orangerie bestellt habe, und sie beschlossen, hinzugehen und heimlich nachzusehen, ob er wirklich da sei. Hinten herum eilten sie rasch hin und sahen ihn im Dunkeln auf und ab gehen, Da verstellte die Bauernfrau ihre Stimme, dass sie wie eine Männerstimme klang — sie verstand das ausgezeichnet — und rief ganz laut:

„Wer ist da?"

Der gnädige Herr nahm Reissaus. Die Weiber lachten, dass sie sich den Bauch hielten, zu Hause noch schüttelten sie sich vor Lachen und erzählten es allen.

Am nächsten Tage ging Malanjka wieder in den Park auf Arbeit. Diesmal kam der Koch auf sie zu und meinte: „So, so, du hast wohl dem Kammerdiener nicht geglaubt? Jetzt schickt er mich und lässt dir sagen, du hast ihm gefallen und sollst auf jeden Fall kommen."

„Ist's auch wahr?" sagte sie; „ich dachte, der Kammerdiener will mich zum Narren haben, und da hab ich mir den Spass gemacht. Diesmal aber komm ich wirklich."

Als sie die Arbeit beendet hatte, ging sie ohne weiteres zur Herrschaft ins Haus, die Mägdetreppe hinauf.

„Was willst du?" fragte man sie.

„Der gnädige Herr hat befohlen, dass ich herkommen soll."

Die gnädige Frau kam heraus.

„Was willst du?" fragte sie. „Wie hübsch du bist! Warum hat der gnädige Herr dich kommen lassen?"

„Ich weiss es nicht."

Sie liess ihren Mann holen, und der kam an, ganz feuerrot im Gesicht.

„Komm dann später — mit deinem Vater," sagte er, „ich habe jetzt keine Zeit."

Ein einzigesmal noch kam er an sie heran und begann solches Zeug zu reden, dass sie kein Wort verstand. Und wie er sie dann bei der Hand nehmen wollte, lief sie rasch davon und liess ihn stehen. So suchte sie sich zu helfen, so gut sie konnte, bald mit List und Betrug, bald mit Gewalt.

Einmal waren Soldaten bei ihnen im Quartier. Man brachte sie unter so gut es ging, auch in der Stube schliefen etliche mit. Ein Junker war dabei, der machte den Schwiegervater betrunken, und wie das Licht ausgelöscht war, wollte er sich an Malanjka heranmachen. Sie trieb's ihm aber gründlich aus: wie er aufstand, hatte er ein blaugeschlagenes Auge und wollte sich sogar beschweren.

Ein andermal lag ein Offizier im Quartier bei ihnen. Der redete so lange auf sie ein, bis sie ihm ein Stelldichein gab. Wie dann aber die Nacht hereinbrach, schob sie ihm die Soldatenfrau unter.

III.

So blieb keiner von ihr ungefoppt. Und schliesslich fand sie Vergnügen an der Sache, bändelte selbst mit solchen an, die sie in Ruhe liessen, und wenn sie ihnen so recht warm gemacht hatte, lachte sie sie aus.

„Du wirst noch mal ganz gehörig anlaufen, du lockere Fliege!" sagte ihr der und jener.

„Was kann ich denn dafür, dass sie mich alle so gern haben?" antwortete sie. „Soll ich darum weinen? Warum soll ich mich nicht über sie lustig machen?"

In jenem Sommer hatten sie einen Knecht, Andrej mit Namen, aus Toljatinki gebürtig, ein Sohn der Matrona Karawaïcha war's. Jetzt ist er ein wohlhabender Mann, damals aber war der Hof seiner Mutter wohl der ärmste in der ganzen Umgegend. Weil sie den Jungen nicht ernähren konnte, hatte sie ihn als Knecht aus dem Hause gegeben und schlug sich recht und schlecht durch.

Andrjuschka war ein Junge von sechzehn, siebzehn Jahren, lang aufgeschossen und mager wie eine Bohnenstange. Man konnte ihn stossen, wohin man wollte, nicht ein bisschen Kraft hatte er. Wie er seine Arbeit fertig brachte, wusste nur Gott allein. Dabei war er willig und still und fürchtete sich vor dem Hauswirt schlimmer als vor dem Polizeimeister. Jedem älteren Bauern gegenüber war er voll Respekt, und wenn ihn jemand, sei's auch ein Fremder, am Feiertag nach Branntwein schickte, lief er sogleich hin. Dass er sich mit den Weibern oder Mädchen — ach, was für Mädchen gab es bei uns! — eingelassen hätte, das kam bei ihm nicht vor. Scherzte einmal ein Weibchen

mit ihm, dann wurde er rot wie eine Jungfrau und wusste kein Wort zu antworten. Von Angesicht war er nett und sauber, hatte helle, blaue Augen und dunkelblondes Haar ; aber so hübsch er auch war, so blieb er doch immer ein Knecht und ein grüner Junge, und seine Tracht war nicht eben grossartig: ein geflickter Rock, ein zerrissenes Hemd, dazu ein alter Hut, den ihm irgendein Kutscher angedreht hatte und selbstgefertigte Bastschuhe, wenn er nicht barfuss ging.

Doch auch dem armen Jungen liess die böse Malanjka keine Ruhe, sondern verdrehte ihm ganz und gar den Kopf.

„Ich kam ins Haus," erzählte er selbst darüber, „und hatte solche Angst, solche Angst ! Der Wirt war ja gut zu mir, er zeigte mir alles, sagte, was ich zu tun hätte, schickte mich manchmal aufs Gut zur Arbeit, nahm mich mit, wenn er mähte oder sonst was vorhatte, trieb mich nicht an, übte Nachsicht und gab mir zu essen, was er selber ass ; auch die Alte behandelte mich gut und gab mir öfter Milch zu trinken ; so gewöhnte ich mich nach und nach — nur vor der jungen Frau hatte ich eine Heidenangst. Gott weiss, was sie von mir wollte. Wenn ich den Wagen anspanne oder in der Scheune Stroh für das Vieh hole, kommt sie gleich gelaufen und reisst mir alles aus der Hand. ‚Nun seht doch,' sagt sie, ‚diesen Trottel aus Teljatinki ! Nichts fasst er richtig an !' Und gleich macht sie sich selbst an die Arbeit, und so rasch und hurtig geht das bei ihr —, und ist sie fertig, dann läuft sie lachend davon. Sitzen wir, beim Mittagessen oder beim Abendbrot, dann hab ich solche Angst und wage nicht die Augen aufzuheben ; sehe ich sie an, blinzelt sie einmal, zweimal und lacht. Geht sie vorüber, dann kneift sie mich und macht dazu ein Gesicht, als ob gar nichts wäre. Geht sie mit der Soldatenfrau auf den Speicher, um sich schlafen zu legen, so rufen sie :

‚Andrjuschka — heda, Andrjuschka !'

Ich gehe hin und frage : ‚Was gibt's ?'

‚Wer hat dich denn gerufen ?' sagen sie und schütteln sich vor Lachen.

Einmal hatte ich mich im Schlitten auf dem Hofe hingelegt und war eingeschlafen. Auf einmal erwache ich : die beiden Weiber stehen vor mir, gucken mich an und lachen.

‚Seht doch,' rufen sie, ‚am hellichten Tage schläft er ! Lauf rasch, der Wirt hat dich gerufen !'

Ich komme hin.

‚Was willst du denn ?' sagt er, ‚wie siehst du denn aus ? Ganz schwarz wie ein Teufel, das Vieh wird vor dir erschrecken. Geh und wasch dich !'

Ich sehe in den Spiegel: ganz schwarz haben sie mir mit Kienruss das Gesicht gemacht."

So erzählte Andrjuschka. Und ein andermal schickte ihn der Wirt mit den Weibern nach Kotschak, wo er Heu holen sollte. Sie rechten das Heu zusammen und begannen die Schober aufzurichten. Malanjka ist allen voran, springt dahin und dorthin mit der Heugabel, nimmt bis zu drei Pud auf einmal hoch, und Andrjuschka bemüht sich, es ihr nachzutun. Ganz in Hitze und Schweiss geraten sie, und bald ist das letzte Heu aufgeschichtet, und Andrjuschka klettert hinauf, um den Schober festzustampfen.

„Sag mal — gibst du dich gar nicht mit den Weibern ab?" fragt ihn Malanjka.

„Nein, ich hab keine Zeit dazu. Lass mich den Schober zurechtmachen."

„Du weisst wohl mit ihnen nicht umzugehen?"

„Nein."

„Willst du, dass ich es dich lehre?"

Er schweigt. Da fasste sie ihn, warf ihn nieder ins Heu und begann ihn gehörig zu walken; die Soldatenfrau aber deckte sie beide ganz mit Heu zu und warf sich dann selbst über sie.

„Alle auf den Haufen" rief sie laut.

Andrjuschka entwand sich ihnen, packte Malanjka beim Kopfe und begann sie zu küssen — so wild und keck war er geworden.

„Nun seht doch den Bengel, den dummen Knecht. Nimmt sich heraus, mich zu küssen!"

Sie sprang auf und begann so zu schimpfen, dass Andrjuschka nicht wusste, was er sagen sollte. Ganz kopflos kam er nach Hause, und als der Wirt ihm etwas befahl, verstand er ihn gar nicht. Der Wirt war sonst gut zu ihm, weil er so fleissig und still war, und wunderte sich sehr über ihn.

„Was ist denn mit dem Andrjuschka?" fragte er, „der sieht ja aus, als wollte er gleich sterben!"

„Der denkt nicht ans Sterben — mit jungen Weibern treibt er seinen Mutwillen," meinte Malanjka und schimpfte von neuem auf ihn los.

Er wusste nicht, wie ihm war, wenn er gleich ihr Schimpfen nicht ernst nahm. Am liebsten wäre er fortgelaufen vom Hofe, doch fühlte er nicht die Kraft dazu. Wie behext war er seit jenem Tage. Er fürchtete sich, sie anzusehen und brannte doch nur darauf, es zu tun. In der Nacht fand er keinen Schlaf, und am Tage war er wie benommen und lief nur immer hinter ihr her.

(Schluss in der nächsten Nummer)

Auf der Landagitation

Von LUDWIG FRANK

Vor kleinen Kuhbauern, Waldarbeitern und Stallknechten zu predigen, ist gar keine leichte Sache. Verwöhnte Leute will ich warnen. Man muss bei Regen und Sturm auf holprigen Wegen wandern oder in offenen Wägelein fahren. Viel Schwartenmagen und Schweizerkäs wird gegessen und saurer Markgräflerwein getrunken. Die niederen Wirtstuben sind gefüllt von qualmenden Gestalten, und der deutschnationale Tabak, der aus uralten Pfeifen geraucht wird, ist ein grausiges Gewächs. Wer aber diese Mühen nicht scheut, wird bald mehr Freude an den ländlichen Versammlungen haben, als an den mächtigen Meetings der Grossstadt. Hier liefern nicht tausend Gesinnungsgenossen den sicheren Resonnanzboden, der Redner ist ganz auf sich gestellt, wenn er den breiten Wall von Unwissenheit und Vorurteil durchbrechen will. Alle Fremdwörter muss er daheimlassen. Keinen politischen, philosophischen, geschichtlichen Begriff darf er als bekannt voraussetzen, und wenn er etwas erklären will, kann er Bilder und Vergleiche nur aus der engen Vorstellungswelt seiner Hörer nehmen. Wer das fertig bringt, findet dankbaren Beifall. In einem Schwarzwalddorf weigerte sich die brave Wirtin, die paar Pfennige für meine Bretzel und für mein Glas Bier anzunehmen. Den Musikanten und dergleichen fahrenden Leuten wird bei guten Leistungen eben die Zeche geschenkt. Am besten wirkt immer der Anschauungsunterricht. Ich erzähle, dass der Antrag, die Altersrente statt nach dem 70. schon nach dem 65. Lebensjahre zu gewähren, von den rückschrittlichen Parteien abgelehnt worden ist, und fordere die über 65 Jahre alten Anwesenden auf, sich zu erheben. Oder ich stelle fest, dass die Erbanfallsteuer die Erbschaften unter 20 000 Mark nicht getroffen hätte, und bitte dann, dass alle vortreten sollen, die schon an einem Nachlass ü b e r dieser Grenze beteiligt gewesen sind. Den tiefsten Eindruck machen auch jetzt noch, wie in den Tagen von Florian Geyer und Thomas Münzer, mammonfeindliche Bibelstellen. Das Evangelium kann aufreizender wirken als das kommunistische Manifest. Jede kämpfende Klasse holt sich aus Gottes Wort die Waffen. Der B i s c h o f, als Schützer des Besitzes, ruft: „W e r K n e c h t i s t, s o l l K n e c h t b l e i b e n!“ Der arme Mann tröstet sich: „E h e r g e h t e i n K a m e l d u r c h e i n N a d e l ö h r, d e n n e i n R e i c h e r i n d e n H i m m e l.“ Die Religion ist ein geistiger Gärungsstoff für viele im Lande. Das Gleiche gilt für die nationalistischen Ideen, die durch Schule

und Militärvereine verbreitet werden. Ich wurde an einem Abend gefragt, warum Deutschland nicht Frankreich durch einen Krieg gezwungen hätte, Marokko herauszugeben. Ich frug zunächst wieder, ob man einfach dem Nachbar Land wegnehmen dürfe, sobald man es brauche. Die Antwort war sehr klar: der Einzelne dürfe es nicht, aber ein Volk habe das Recht dazu. Nun wollte ich wissen, ob ein Krieg nicht furchtbares Elend über die beteiligten Nationen bringe, und ob es nicht richtiger wäre, ohne Blutvergiessen das nötige Land zu erwerben. Als dies bejaht wurde, war es leicht, die Enteignung der deutschen Junker, der ostelbischen und süddeutschen Grossgrundbesitzer vorzuschlagen, auf deren Gütern Hunderttausende von Bauern und Landarbeitern genossenschaftlich wirtschaften könnten. Die letzten Zweifel wurden beseitigt durch das Versprechen, dass die Grafen und Barone in aller Freundschaft pensioniert werden sollten, und dass die Pensionen etwa so hoch sein sollten, wie die Invalidenrenten der Landarbeiter . . .

Der Wahltag wird zeigen, dass Demokratie und Sozialismus auf dem platten Lande Heimatrecht erworben haben. Vor fünf Jahren redete ich zum ersten Male in einem abgelegenen Pfälzerdorf. Ein enges Nebenstübchen war uns vom Wirt gegeben worden, die paar Besucher schlichen sich scheu hinein, und nur Wenige wagten es, ängstlich, mit den Händen unterm Tisch, Beifall zu klatschen. Vorige Woche war ich wieder in dieser Gemeinde und traf einen grossen, dichtbesetzten Saal und begeisterte Zuhörer. Und am Schluss gab es für mich eine Ueberraschung. Der Vorsitzende befahl: „Die Sänger anträtte!" Und der vor wenigen Monaten gegründete Arbeitergesangverein trug die „Internationale" vor. „C'est la lutte finale", das wilde Lied, das ich so oft in Amsterdam und Brüssel und Paris von entflammten Massen hatte singen und pfeifen hören, hier wurde es mit rührender Andacht und tiefem Ernst, wie ein Choral, gesungen:

„Du Volk verbrüderter Millionen,
Du Arbeitsbund der ganzen Welt!
Nur den, der schafft, soll Glück belohnen,
Der Müssiggang verliert das Feld.
Hinweg, die uns am Fleische hangen!
Schon scheucht die Angst sie weit und breit!
Sie flattern auf in Todesbangen, —
O, steig empor, du Sonnenzeit!"

Was die fleissige Hand des deutschen Proletariats berührt, wird zur Organisation, zur O r d n u n g. Auch der Kampf um die Freiheit! Und deshalb wird der Kampf siegreich sein.

Sterngespräch

Von MAX DAUTHENDEY

Ich und ein Stern wir sind im dunkeln Zimmer,
Sein starker Lichtpunkt steht im Fensterrahmen,
Und fernher spricht sein tausendjähriger Schimmer
Von allen Augen, die schon zu ihm kamen.
„Wie seltsam kurz ist Menschenzeit bemessen!“
Sprech' ich zu ihm und seiner ewigen Helle.
„Ist mal die ganze Menschheit längst vergessen,
Stehts du des Abends noch an gleicher Stelle
Und siehst auf Berge, die einst Menschen trugen,
Auf Flüsse, wo die Menschenschiffe fuhren,
Und findest von dem Zwerggeschlecht, dem klugen,
Vielleicht versteinert nur noch Fingerspuren.

Unheimlich Starker du, sag, ob du leidest,
Sag, ob du liebst wie wir, die sterblich leben!
Der du dich mit dem Dunkel gern umkleidest,
Damit die Nächte dich den Augen geben,
Sag, ob du's fühlst, wenn ich dich still beschaue!
Du zitterst, oder zittern meine Sinne,
Weil ich mich vor dir hellem Wesen graue? —

Allmählich wird mir vor euch Sternen inne,
Die da mit Ewigkeiten masslos prahlen:
Glück ist doch immer zeitlos ohne Ende!
Nicht Zeit ist Glück, nicht Glück der Jahre Zahlen,
Glück fällt uns aus Sekunden in die Hände.
Im Liebesglück wir uns unsterblich spüren,
Lieb ich, erleb ich Sternen-Ewigkeiten.
Wenn mich der Liebsten Lippen heiss berühren,
Durchflieg ich, Sterne, alle eure Zeiten.“

Über das Bismarckdenkmalsthema

Ein offener Brief

von PAUL CLEMEN

Sehr geehrter Herr Cassirer!

Sie haben in der letzten Nummer des Pan sich mit dem Bismarck-National-Denkmal eingehend beschäftigt und mancherlei Nachdenkliches darüber gesagt. Ihr Aufsatz ist unter denen, die die gefallene Entscheidung bekämpfen, der erste, der wirklich die prinzipiellen Gegensätze erfasst und diesem Problem wenigstens von der einen Seite auf den Leib rückt. Ich kann in vielem Grundsätzlichem beistimmen, in der sachlichen Anwendung weniger. Für die Geschichte des Wettbewerbes waren Ihre Informationen leider in vielen Punkten ungenügende. Sie erwähnen auch meine Person in Verbindung mit einem Telegramm, das nun schon eine unbeabsichtigte Popularität erhalten hat ; dieses Telegramm lautete wesentlich anders. — Sie hätten bei Ihrem Gewährsmann, der Ihnen die Nibelungen-Impression übermittelte, den Wortlaut ohne Schwierigkeit erfahren können oder im Notfalle bei mir ; wir pedantischen Gelehrten halten einmal darauf, dass man die Quellen, die man anführt, auch genau zitiert. Sie reihen eine Anzahl von Fragezeichen an dieses Telegramm, das absolut ausserhalb der Möglichkeit einer Missdeutung stand. Sie schreiben von Stärke des Hasses, von Ungerechtigkeit, von Brutalisierung. „Ich ärgere mich nicht, ich wundere mich nur."

Die Sache ist aber prinzipiell so bedeutsam für Ihr Publikum, dass es sich wohl lohnt, sie auch noch von der anderen Seite zu beleuchten; wir werden uns in nicht wenigem begegnen.

Zunächst zur Geschichte des Wettbewerbes. Das Preisausschreiben, das im Jahre 1910 erlassen war, hatte ausdrücklich betont, es werde „entscheidendes Gewicht darauf gelegt, dass das Denkmal vom Rhein aus, sowohl oberhalb, wie unterhalb der Elisenhöhe, zur Geltung komme, es solle auch gleichzeitig den Denkmalplatz vollkommen beherrschen". Damit ward, wie in den Protesten der Berliner Bildhauervereinigungen und des Künstlerverbandes Deutscher Bildhauer gegen die Entscheidung der Jury mit Recht betont, ausgesprochen, dass eine bedeutende, im Landschaftsbild weithin sprechende Anlage mit starker Silhouettenwirkung und mit Entfaltung bedeutender künstlerischer Mittel erwartet ward. Man kann diese Programm-Formulierung für wenig glücklich halten ; sie ist in zwei grossen Versammlungen unter Beteiligung vieler Künstler aus ganz Deutschland festgesetzt worden, und sie musste die Grundlage

auch für das Preisgericht bilden. Wenn die Preisrichter in diesem Punkte anderer Ansicht waren, so hätten sie, da ihnen der Wortlaut den Bestimmungen für Ausschreiben von Preisbewerben gemäss, zur Prüfung vorgelegt ward, damals Bedenken äussern müssen.

Das Preisgericht hat in seiner ersten Tagung im Januar am fünften Tage, nach aufreibender Sichtung und gewissenhaftester Prüfung, dem Bestelmeyer-Hahn'schen Projekt den ersten Preis gegeben. Es bestand zuerst die Absicht, überhaupt keinen ersten Preis zu verteilen, dann einigte man sich darauf, dass doch in der erdrückenden Zahl der in sich zumeist unausgegohrenen und unausgereiften Entwürfe der Hahn'sche Entwurf an absoluten künstlerischen Qualitäten, an Reife und Vornehmheit der Durchbildung so hoch stand, dass man ihm eine Zensur vor den anderen geben durfte. Es kam hinzu, dass die anmutige Siegfriedfigur die einzige überhaupt durchgeführte Plastik der ganzen Ausstellung darstellte. Eine Minorität (4 Stimmen verhielten sich schon hier ablehnend) stimmte dann bei unter der ausdrücklichen Begründung, dass es sich eben hier nur um eine Bewertung des absoluten künstlerischen Ranges handle. Die Frage lautete ganz und gar nicht, ob dieser Entwurf nun auch sich am besten zur Ausführung eigne. Es war dem Preisgericht wie dem Kunstausschuss bekannt und in der Instruktion des Preisgerichts niedergelegt, dass die Vorschläge des Preisgerichtes ein doppeltes Fegefeuer zu passieren hätten. Zunächst hatte der Kunstausschuss die Aufgabe, eine Reihe von Projekten auszuwählen zur engeren Auswahl, unter denen sich nur die Träger der drei Hauptpreise befinden mussten, und dann konnte der grosse Entscheidungssausschuss aus diesen, in reiflicher Würdigung aller hier zu wertenden Gesichtspunkte, die definitive Wahl treffen.

An dieser Stelle hat es kaum Wert, zum Ueberdruss darauf hinzuweisen, welche Antwort dieser Entscheid der Jury in der Oeffentlichkeit fand. Dieser Widerspruch war fast einstimmig, wenn auch die Begründung eine sehr verschiedene war und verschieden das Mass der Zuständigkeit der Sprecher. Wenn man sich auf die Stimme der Künstler beruft, so darf man gebührend anführen, dass der Verband der deutschen Architekten und Ingeneiurvereine die Entscheidung ablehnte, dass jene beiden grossen Bildhauerveinigungen ausführlich sowohl gegen die Grundsätze der Preisverteilung wie gegen den ersten Preis insbesondere protestierten, und dass sich der Bund deutscher Architekten dem anschloss. In Wiesbaden ward im Juni dieses Sommers einstimmig der Beschluss gefasst, dass eine Neube-

arbeitung des Denkmalgedankens vorgenommen werden sollte; es wurde dabei der Wunsch ausgesprochen, dass die Gestalt Bismarcks deutlicher in Erscheinung treten sollte. Man kann auch an diesem Beschluss als solchem mäkeln, er bildete jedenfalls die Grundlage für die weiteren Schritte. Mit keinem Wort war dabei aber jetzt eine Kolossalfigur gefordert von beherrschender Wirkung gegenüber den bisherigen architektonischen Lösungen, es ward nur der selbstverständliche Wunsch ausgesprochen, dass der Bismarck dem Bismarckdenkmal nicht fehlen dürfe. Von den Künstlern der Jury ward die Forderung nach plastischen Modellen noch besonders formuliert.

Und nun kommt das Tragische. Alle die, die aufrichtige Bewunderer von Bestelmeyers reifem Können und von Hahns feiner Kunst gewesen, lebten der Hoffnung, dass jetzt eine Lösung entstehen werde, die wirklich das ersehnte grosse und befreiende Kunstwerk bringen würde. Es schien sehr wohl möglich, dass, auch wenn das Dolmenmotiv auf der Spitze des felsigen Rückens beibehalten ward, die ganze Anlage nun nach dem Bergrücken zu rythmisch gesteigert ward und dass der Schwerpunkt der ganzen Anlage nach hinten verlegt ward. Ausdrücklich war in dem Preisausschreiben gesagt, es solle dem Künstler überlassen bleiben, wohin er auf dem angewiesenen Gelände den Schwerpunkt der Denkmalanlage verlegen wolle. Wie Fischer das in der geschickten und bedeutenden Neubearbeitung seines Projektes getan, konnte die Platzanlage sich symmetrisch erweitern und entwickeln, das Bismarckthema konnte dann hinten oder in der Mitte bedeutsam ausklingen. Die beiden Künstler Bestelmeyer und Hahn haben diesen Weg beschritten und ein gründlich durchgearbeitetes, ausgereiftes Projekt vorgelegt, das einen ungegliederten Festplatz in unmittelbarem Anschluss an den Dolmen vorsah und als Abschluss eine mächtige cyklopische Mauer mit einem riesigen, 10 Meter hohen Bismarckrelief. Und diesen Entwurf, den die Künstler selbst als einen gelungenen bezeichnen, von dem sie eine Wirkung mit elementarer Wucht erhofften, hat die Jury einstimmig abgelehnt und verworfen, sie hat ihn nicht einmal als Grundlage gelten lassen zu weiterer Bearbeitung, auch nicht mit dem Feueraltar, der in Anlehnung an einen anderen Münchener Entwurf (von Bleecker und Kurz) entstanden war und mit Weglassung der Gestalt des Jungsiegfried. Man muss mit tiefer Trauer zugestehen, dass die Jury bei ihrer Ablehnung im vollen Rechte war, denn das Projekt war unmöglich; es brachte keine Einheit und zerriss die Denkmalanlage, und vor allem war der riesige Reiter alles andere als monumental, ungeschlacht und un-

bedeutend zugleich. Und nun kam die Jury auf den alten Entwurf zurück und empfahl diesen mit Zweidrittel-Majorität (11 gegen 5 Stimmen) als Grundlage zur Ausführung. Wenn man das alles zusammennimmt, so war der Erfolg von Bestelmeyer und Hahn bei dieser zweiten Prüfung doch eher eine Niederlage als ein Sieg. Es ward im Kunstausschuss mit Recht betont, dass bei dieser architektonischen Frage die Architekten zunächst das Wort hätten; von diesen haben zwei für Hahn und zwei dagegen (und für Kreiss) gestimmt. Bei der letzten Abstimmung, ob das Kreiss'sche Projekt in die Reihe der vier, dem Entscheidungsausschuss vorzuschlagenden aufgenommen werden solle, hatten sich drei von den vier Architekten für Kreiss ausgesprochen.

Der weitere Gang ist rasch erzählt. Der Kunstausschuss hat durchaus korrekt auftraggemäss eine Reihe von Projekten zur engeren Auswahl dem Entscheidungsausschuss präsentiert. Der Kunstausschuss hat aus diesen neun Projekten dann wieder die drei von Kreiss, Hahn und Brantzky in vorderer Reihe hervorgehoben, und der Entscheidungsausschuss hat nach stundenlangen Redekämpfen das Projekt von Kreiss gewählt. Es handelt sich weder um einen Rechtsbruch, noch um eine Rechtsbeugung. Es lag durchaus kein Beschluss der Wiesbadener Versammlung vor, dass Preisgericht, Kunstausschuss und Entscheidungsausschuss unmittelbar hintereinander tagen sollten, sondern nur eine Anregung aus dem Plenum. Dem widersprach nach Ansicht des Präsidiums und des geschäftsführenden Ausschusses die Unvereinbarkeit der Forderung der Jury, sich zu äussern, bevor die Oeffentlichkeit Zutritt gehabt habe und die selbstverständliche Forderung des Hauptausschusses, erst zusammenzutreten, nachdem die öffentliche Meinung sich geäussert habe. Es lagen zwei ausführlich motivierte Anträge vor, die eine noch weitergehende Differenzierung wünschten: dass Jury, Kunstausschuss und Entscheidungsausschuss gesondert, mit mehrwöchentlichen Pausen tagen und dass die beiden ersten Instanzen ausführlich begründete Gutachten erstatten sollten. Sicherlich wäre der letzte Weg der gewesen, der die beste Möglichkeit zum Nachdenken, zum Beraten, zum Ausreifen der Beschlüsse gebracht hätte, — nur wären dann die Opfer an Zeit und Kraft der Mitglieder noch höhere gewesen. Der erste Vorsitzende, Herr Geheimrat Kirdorf, hat keineswegs wegen dieser komplizierten Einladung, wie es nach dem Artikel im Pan fast scheint, seinen Vorsitz niedergelegt, sondern ehe überhaupt die Einberufung der Jury verhandelt ward. Da er niemanden in Kenntnis gesetzt hatte, dass er auch aus dem Kunstausschuss und dem Preisgericht austreten wolle, so entstand eine nicht

geringe Verwirrung. Es liegt mir fern, die Organisation zu loben und als preiswürdig zu rühmen; es bestehen 8 grosse Ausschüsse mit einer Unzahl von Mitgliedern und eine Menge Unter- und Lokalausschüsse. Der grosse Ausschuss, der wieder seine Delegierten in den Entscheidungsausschuss sendet, umfasst über 1000 Personen, die sich meist, wie es bei solchen Ausschüssen herzugehen pflegt, um die Dinge nicht übermässig kümmern; an dieser Vielköpfigkeit krankt die Sache wie die Leitung. Es ist aber nicht üblich, Männern, die sicher aufopfernd ihr Bestes getan, die Absicht von Schiebungen vorzuwerfen. Nachdem die Jury einstimmig den neuen Entwurf von Hahn abgelehnt hatte, hatte sie auch eigentlich über Hahn selbst das Urteil gesprochen. Mit Trauer sahen wir die Möglichkeit entschwinden, dieses Kunstwerk an der gewählten Stelle emporzuwachsen zu sehen.

Das Hauptwort bei diesem Entwurf hatte der Bildhauer gesprochen, und nun erschien es als ein Akt der Gerechtigkeit, dem Bildhauer, der zweimal von der Jury auszeichnend genannt war, wenigstens die Möglichkeit der Mitarbeit zu geben, wie auch die Entscheidung fallen würde. Bei so grossen Aufgaben, wie der vorliegenden, die vielleicht ein ganzes Jahrzehnt in Anspruch nehmen würde, ergaben sich bedeutsame plastische Aufgaben genug, die zur Mitarbeit locken mussten. Ich kann mich sogar nicht einmal rühmen, der Vater dieses Gedankens zu sein, der ebenso gut und politisch klug, wie gerecht und ehrlich war; es war ein hervorragender, moderner Architekt, der lebhaft für das Hahnsche Projekt eingetreten war, der diesen Gedanken zuerst ausgesprochen hatte (er hat sich selbst im Kunstausschuss zu dieser Vaterschaft bekannt). Die Jury selbst konnte sich ja gar keine Illusionen über die geringen Aussichten von Hahns erstem Projekt machen, — so ist in der letzten Sitzung der Jury der Gedanke einer solchen Kreuzung und Zusammenarbeit von Architekt und Bildhauer offen erörtert und als guter Ausweg angesehen worden. Es handelt sich zunächst um Brantzky, der, wenn Hahn fiele, die meiste Aussicht zu haben schiene, und so habe ich zuerst an Brantzky die vertrauliche, persönliche Frage gerichtet, ob er eventuell bereit wäre, mit anderen Bildhauern (es waren die gleichen Namen Hahn und Lederer genannt) zusammen zu arbeiten. Brantzky begrüsste diesen Gedanken durchaus als einen glücklichen Ausweg und fand nichts weniger als etwas Kränkendes darin. Bis zuletzt standen Brantzky und Kreiss als Favoriten wohl ungefähr gleich mit ihren Ansichten; als sich dann am Tage der letzten Sitzung ergab, dass Kreiss die grössere Aussicht zu haben schien, habe ich an Hahn das folgende Telegramm gerichtet:

„Nach den Vorbesprechungen wegen der Entscheidung über das Bismarckdenkmal scheint keine Aussicht zu sein, für Ihr und Bestelmeyers Projekt eine Majorität zu finden. Eine Reihe von Bewunderern Ihrer Kunst möchte für den Fall, dass die Entscheidung anders ausfällt, für Sie die Teilnahme an dem bildhauerischen Teil des zu wählenden Projekts ausbedingen. Natürlich müsste es sich hier um bedeutsame selbständige Arbeiten handeln. Ich bitte, diesen in Ihrem Interesse gemachten Vorschlag wohlwollend zu erwägen und mir auf die durchaus vertrauliche und unverbindliche persönliche Anfrage bis heute Nachmittag 5 Uhr nach Köln, Hotel Disch, zu telegraphieren, ob Sie grundsätzlich bereit wären, innerhalb des Projekts von Kreiss und Lederer, das die grösste Aussicht zu haben scheint, selbständige plastische Arbeiten zu übernehmen; die näheren Bestimmungen würden für den Fall, dass dieser Entwurf durchgehen sollte, weiteren Verhandlungen vorzubehalten sein. Professor C l e m e n."

Dieses Telegramm gab sich ausdrücklich als durchaus vertrauliche, unverbindliche, persönliche Anfrage, es sprach von wirklich aufrichtig gemeinter Bewunderung für seine Kunst, und Missverständnisse scheinen ausgeschlossen. Wäre die Zeit nicht so knapp gewesen, so hätte ich irgend einen der Münchener Freunde Hahns aus dem Preisgericht oder dem Kunstausschuss gebeten, vertraulich bei ihm anzufragen, aber alle Entschliessungen des Entscheidungsausschusses über Heranziehung von Künstlern wären hinfällig gewesen, wenn nicht eben vorher vertraulich festgestellt worden wäre, dass die betreffenden Künstler auch geneigt wären, auf etwaige Propositionen einzugehen. Jede Möglichkeit eines Missverständnisses ist hier völlig ausgeschlossen. Mein ganzes Bestreben in dieser verzwickten Affäre war darauf gerichtet, einen Ausgleich zu schaffen. An der Lauterkeit dieses, von einem allzu verständlichen Gerechtigkeitsgefühl eingegebenen Gedankens kann doch überhaupt kein Zweifel sein; es ist mir völlig unverständlich, was man eigentlich aus diesem Telegramm anders folgern will. Ich habe mich an die Stirn gefasst und mich gefragt, was hätte dieses Telegramm denn nur irgend anderes bezwecken können? Seinem Wortlaut nach war es so verbindlich wie nur möglich. Dass dem Künstler die Aussicht, mit seinem Entwurf nicht angenommen zu werden, eine schmerzliche war, war ja verständlich, das konnte er sich aber schon seit der Ablehnung seines neuen Projektes sagen, und menschlich begreiflich ist auch die Erregung des in seinen schönsten Hoffnungen getäuschten Bildhauers, aber zur entrüsteten Abweisung lag doch absolut keine Veranlassung vor.

Hätte Hahn auch nur eine Mittelsperson (er hat dann an drei Mitglieder des Kunstausschusses telegraphiert) zu einer Aeusserung autorisiert, so würde ein Antrag und eine Beschlussfassung möglich gewesen sein dahingehend, mit ihm in Unterhandlungen einzutreten; so musste das natürlich unterbleiben. Ich würde auch heute noch glauben, dass eine solche Lösung die glücklichste gewesen wäre und noch wäre. Das Brantzkysche Projekt sah ausdrücklich zwei ganz isolierte plastische Hauptaufgaben vor, und auch beim Kreiss'schen handelt es sich um verschiedene bedeutsame Dinge nebeneinander, vielleicht umfangreicher, als an dem letzten Dolmenmotiv. In Athen und Olympia, in Florenz und Rom haben die grössten Bildhauer ihrer Zeit zusammen an grossen monumentalen Aufgaben gearbeitet, und neben Lederer zu stehen, das scheint mir für Hahn eher eine Ehre als eine Schande.

Und nun schreiben Sie sehr kluge und beachtenswerte Worte über den Zweck des Hahnschen Denkmals. Er hätte ein Kunstwerk geschaffen, das geziemend und liebenswürdig die Elisenhöhe geschmückt hätte, mit der ganz augenscheinlichen Absicht, den Besucher zu erfreuen, ihm ein Stück Kunst zu zeigen. Die Beziehung zu Bismarck erscheine sehr gering, es sei nicht leicht, zu sehen, wie der Spaziergänger, der oben auf die Elisenhöhe komme, an Bismarck erinnert werden sollte. Das möchte ich alles wörtlich unterschreiben. Ich halte das, was Bestelmeyer und Hahn hier im engen Zusammenschluss gefunden haben, für ein höchst glückliches und vornehmes Kunstwerk, das sich ausserordentlich geschickt in die Landschaft einfügt; es spricht nicht sehr stark, fällt nicht weithin auf. Handelte es sich darum, dieser lachenden Landschaft hier einen heiteren anmutigen Schmuck einzufügen, so wäre die Aufgabe glänzend gelöst. Aber das Thema lautet eben anders, und daran lässt sich doch nicht rütteln, und alle Dialektik hilft nicht darüber hinweg; ein Bismarckdenkmal war gefordert, kein idealer künstlerischer Schmuck. Das Preisausschreiben besagt nicht, dass hier ein architektonisches, bildhauerisches Kunstwerk von dekorativer Wirkung aufgestellt werden sollte, sondern eben ein Denkmal Bismarcks, und auch die Parallele mit der Benennung irgendwelcher Berghöhen, Strassen oder Plätze nach berühmten Männern träfe hier nicht zu. Handelte es sich nur darum, hier ein Stück gute Kunst aufzustellen, so hätte man mit demselben Recht etwa einen stehenden Akt von Hildebrand oder Tuaillons „Amazone" hier aufstellen können, oder man hätte hier das von Meier-Graefe so heiss ersehnte Marées-Museum schaffen können und nur über die Tür schreiben: Zur Erinnerung an Bismarcks hundertsten Geburtstag dem deutschen Volke gestiftet.

Nun ist mit vielen klugen Reden gesagt worden, welche Beziehung diese Siegfriedfigur zu Bismarck hätte. Aber das liegt doch alles ausserhalb des eigentlich Künstlerischen; ist das nicht gerade das, was man in der grossen Kunst Literatur nennt? Dieser lachende Held soll uns Bismarcks Kraft und Lebenstat als Symbol vorführen. Wenn ein Symbol allein als Träger einer Denkmalsidee auftritt, so wird man von ihm wenigstens verlangen, dass es diese Idee prägnant zum Ausdruck bringt und unzweideutig, es genügt hier nicht, dass man sich an dem schönen und klaren Standmotiv und dem reichen Kontrapost des jugendlichen Helden freut. Dieser des Schwertes Schärfe prüfende Jungsiegfried kann für alle Helden der Vergangenheit herangezogen werden, viel besser würde er gerade am Rhein für den Freiherrn von Stein sprechen, der ein Rheinländer war, oder für Gneisenau, oder für Roon. Man stelle sich diesen Jungsiegfried einmal vor als Symbol für den alten Fritz, auf den er, wenn man diesem literarischen Gedanken weiter folgen will, besser passt, als für Bismarck — und man wird das Unmögliche dieser ganzen Gleichung empfinden. Das ist das Negative.

Nun möchte man fragen, wie es psychologisch kam, dass so viele und so feine ernste Künstler für dieses Projekt sich erwärmt haben. Es sprach ersichtlich eine hohe und eine ganz bestimmte Kultur aus diesem Beschluss. Man darf sich vielleicht die Entwicklung unserer ganzen Denkmalskunst bis zum heutigen Tage vor Augen halten. Ein Vierteljahrhundert haben wir jetzt eine Bewegung gehabt, die immer mehr auf Massenanhäufung und ein künstlerisches Philosophieren mit dem Hammer hinausging. Otto Rieth mit seinen genialen und phantastischen Skizzen hat hier die weitesten Perspektiven gezeigt, und Bruno Schmitz ist unter allen denen, die diesen Weg gegangen sind, derjenige, der am konsequentesten nach dieser neuen Form gesucht hat. Es war die Zeit der Wald- und Felsendenkmäler, die nicht mit dem bescheidenen Massstabe von Menschen und menschlichen Behausungen rechnen durften, sondern mit Bergeshöhen und Felsschroffen die gefährliche Konkurrenz eingehen mussten. Vielleicht war das ganze Beginnen ein bedenkliches, aber es ist zuletzt ein alter Sehnsuchtstraum einer jeden Kunstepoche, und von der ägyptischen Kunst über die Kolosse des Barock führt ein deutlich erkennbarer Weg in unsere Zeit. Die ganze Entwicklung hatte gezeigt, dass eine Wirkung mit solchen Massen nur bei starker Formvereinfachung möglich sei. Es ist wohl kein Zweifel, dass diese erste Periode der grossen Denkmalkunst sich überlebt hat; das Völkerschlachtsdenkmal von Bruno Schmitz wird vielleicht der grösste und geschlossenste Ausdruck dieser

Kunstanschauung, vielleicht aber auch das letzte Beispiel dieser Art von Massenbewältigung sein. Und nun wird man verfolgen können, wie im letzten Jahrzehnt eine leise Gegenströmung gegen diese Gattung der Denkmalkunst eingesetzt hat. Der Ausgangspunkt war München mit seiner von jeher dem Schweren entgegengesetzten, leichteren, man möchte sagen; heiteren Kunst. Eine Reaktion m u s s t e kommen, — es gab aber noch einen anderen Weg, und den sind norddeutsche Künstler gegangen : durch eine grössere, strengere Formvereinfachung, eine herbere, knappere Sprache der Architektur, ein stärkeres Zusammenziehen des ganzen Organismus. Für jene Münchener Kunst möchte man als Typus Theodor Fischers Bismarckdenkmal am Starnberger See setzen, für diese nordische etwa Wilhelm Kreis' Burschenschaftsdenkmal bei Eisenach und Fritz Schumachers eben vollendetes Krematorium in Dresden.

Die Ausstellung der eingesandten Entwürfe für den grossen Bismarckdenkmal-Wettbewerb im Frühjahr hatte erschreckend gezeigt, dass die grosse Aufgabe, die Höhe der Summe sehr vielen Künstlern völlig den Massstab verschoben hatte, und dass sie in das Ungeheuerliche hineingehen wollten. Das war zum Teil ein wirkliches Bramarbasieren, mit einem Riesenbaukasten hatten hier grosse Kinder gespielt und in phantastischen Entwürfen, in Heiligtümern, Gralsburgen, monumentalen Forts, Domen und Warttürmen geschwelgt. Die ganze Konkurrenz bot trotzdem unendlich viel stärkere künstlerische Arbeit als etwa jenes erste Ausschreiben für das Kaiser-Wilhelm-Denkmal in Berlin, — aber was uns immer mehr zur inneren Erkenntnis ward angesichts dieses Chaos, das war, dass unsere Denkmalkunst eben in einer Zeit der Gärung und der inneren Reinigung sich befand. Es sind nicht wenige kluge Stimmen gewesen, die angesichts dieses Umstandes davon abgeraten haben, jetzt an die schwierige Aufgabe heranzugehen, und die den Vorschlag machten, lieber ein Jahrzehnt zu warten, bis diese Katharsis wirklich eingetreten wäre, — wenn das nur eben bei der ganzen Organisation möglich gewesen wäre. Und nun gab es zwei Wege. Man konnte einmal sagen : weil diese monumentale Kunst mit ihren grossen Massen sich tot gelaufen hat, verlässt man diesen Weg jetzt ganz und sucht mit den alten, leichteren Kunstmitteln auszukommen, — oder man hatte das Zutrauen, dass die Entwicklung hier nicht plötzlich abbrechen würde, sondern dass eben eine Reinigung und Veredlung dieses Zweiges möglich sei und dass wohl in dieser Richtung das Ziel lag. Die Majorität ist diesem, ich möchte sagen, süddeutschen Programm gefolgt, die Minorität hatte das Vertrauen in die Entwicklungsfähigkeit des alten Denkmalgedankens.

Sie sagen ganz richtig, der Hahnsche Entwurf sei keine Erfüllung unserer Sehnsucht, sondern nur ein Ausweichen vor dem Laster ; aber das ist dann überhaupt keine Lösung, sondern nur ein Ausweg, ich will es nicht einen Verlegenheitsausweg nennen, aber einen Ausweg der Resignation. Sicherlich ist die Hahn'sche Kunst redlich, still und einfach und sie ist darüber noch manches hinaus, von einer wundervollen Reife und Abgeklärtheit. Das ist das Erbe der Hildebrandschule, in deren Schatten Hermann Hahn mit so vielen der jungen Münchener steht, aber seine feine und liebenswürdige Kunst war vielleicht am wenigsten vorbestimmt, gerade diese Aufgabe zu lösen. Für seinen Jungsiegfried schwebte ihm als echtem Plastiker eine Bewegungevorstellung vor, sie haftete so tief in seiner Phantasie, dass sie ihm auch bei dem Entwurf für sein Goethe-Denkmal in Chicago fast ganz übereinstimmend wieder in die tonknetenden Finger geflossen ist. Aber niemand hat sich ohne weiteres diesen Jungsiegfried als eine Monumentalfigur vorstellen können ; doppelte Lebensgrösse, das schien das richtige, bei einer Uebersetzung in eine Höhe von mehr als 8 Metern würde man eher eine ganz strenge und im Umriss geschlossene Form verlangen. Und dass das Monumentale Hahn nicht lag, das zeigte zur Evidenz sein Entwurf für den Bismarckreiter ! Man stelle dem Hahns entzückenden Bronzereiter gegenüber (den leider noch keine grosse Stadt und kein Kunstmuseum sich gesichert hat), und man wird sehen, wo seine Stärke liegt. Nicht umsonst ist Hahn einer unserer ersten Medaillenkünstler ; das ist keine Minderung seiner künstlerischen Bedeutung, nur eine Fixierung der Stelle, die er einnimmt. Es ist nicht nötig, dass ein grosser Lyriker gleichzeitig die epische Sprache beherrscht.

Ist der Gegensatz hierzu nun aber n u r die Protzenlüge, das Bramarbasieren, die Grossmannssucht? Ich glaube, nein. Das Motiv, das Bestelmeyer-Hahn gewählt, das Dolmenmotiv, war gewiss an sich monumental, die megalithischen Cromlechs wirken in der flachen Landschaft mit überraschender Wucht. Es ist charakteristisch, dass mehr als ein Dutzend mal dieses Motiv unter den Denkmalentwürfen wiederkehrt, aber kräftiger, massiger — nur Bestelmeyer hatte es aus diesem Wuchtigen ins Leichte und Luftige, Münchnerische übersetzt ; trotz des grossen, des allzu grossen Massstabes wirkt das Ganze eben zierlich, wie eine Pergola. Um diesen dünnen Steinkranz zu füllen, brauchten die Künstler in ihren Schaubildern vier grosse, den Dolmen selbst überragende und überschneidende Laubbäume ; da diese Zeit zum Wachsen brauchen, die grössere Hälfte des Jahres unbelaubt stehen, dazu schwerlich auf diesem Felsplateau, von den Winden

gezaust, allzu gut gedeihen würden, war das ein schwacher Notbehelf.

Nun stelle man sich die Aufgabe noch einmal vor: dieser Platz auf der Höhe war gegeben und in diesem Moment war nicht mehr daran zu rütteln, und mit seiner Fernsicht, der geringen Elevation aus dem Rheintal, mit dem dahinter noch aufsteigenden weichen Bergrücken war er sicher kein schlechter Punkt für ein architektonisches Denkmal. Wenn das heroische Thema von vielen falsch gespielt war, wenn die notwendige starke Instrumentierung missverstanden, nur mit Militärmusik und Pauken gegeben war, so spricht das doch nicht dagegen, dass eben überhaupt ein monumentaler heroischer Stil hier möglich ist, der für die Grösse seiner Aufgabe sich auch eine gesteigerte Kunstsprache suchen muss. Gerade weil wir heute die Gefahr, die unserer Denkmalskunst droht, so deutlich sehen, scheint die Reinigung eher möglich. Der Irrtum lag darin, dass die Begriffe monumental und kolossal von vornherein scheinbar gleichgesetzt waren. Es gehört zuletzt zu den Imponderabilien, über die sich nicht diskutieren lässt, wenn man sagt, dass die Grösse einer Aufgabe eben auch eine angemessene starke Sprache fordere und dass das Bismarckthema nicht wohl in lyrisch-theokritischem Gewande auftreten könne. Die Eroika kann man schlecht in ein Flötensolo transponieren. Wollte man nicht dem alten Grundirrtum dieser Höhendenkmäler verfallen und die Figur selbst ins Ungeheure steigern, so musste man der Architektur als der führenden Kunst das Wort lassen. Die etwa 500 Künstler, die bei dem Wettbewerbe mitwirkten (380 Projekte, die meisten in gemeinschaftlicher Arbeit von Architekt und Bildhauer geschaffen), haben zu drei Vierteln die Aufgabe in diesem Sinne erfasst; es waren unsere besten Namen darunter: sollten diese sich nicht in das Prinzipielle des Themas auch gründlich vertieft haben, sollten sie nicht den Platz und seine Wirkung immer und immer wieder erprobt haben? Und nun bekämpfen sich eben in der Jury diese beiden Anschauungen, die eine, die bei geschlossenem, grossem Umriss eine architektonische Lösung von einer gewissen bedeutenden Höhenentwicklung für das Richtige und das Gegebene hielt und damit auch eine starke Massenbewältigung in entsprechender Formensprache, die andere, die in den mehr historischen Formen und überlieferten Massstäben das Ziel sah und nur eine Entwicklung in die Breite für möglich hielt. Es gehörte zuletzt für die Minorität mehr Mut dazu, ihrem Gewissen und ihrer Pflicht zu folgen — sehr viel bequemer wäre es, das dürfen Sie mir glauben, für uns gewesen, mit der Majorität in Schönheit zu sterben. Beide Anschauungen standen als Ausdruck zweier

grossen, künstlerischen Richtungen einander gleichberechtigt gegenüber, es war ein Zufall, dass in der Jury die eine überwog. Der Spruch eines jeden Preisgerichtes entsteht doch nur durch die Addition der Einzel-Urteile von einer Reihe hervorragender künstlerischer Intelligenzen; sobald es sich um prinzipielle Dinge handelt, wird es eben bei anderer Zusammensetzung auch auf ein anderes Urteil herauskommen. Die Namen Kreiss und Hahn tun gar nichts zur Sache — sie gaben nur Beispiele ab. Dazu waren diese Typen vielleicht nicht einmal ganz in der Lage, die beiden Prinzipien zu erschöpfen: man hätte hierzu Kreiss gern ausgereifter, Hahn kraftvoller gewünscht.

Das alles bestreiten Sie aber natürlich gar nicht, sondern Sie finden dieses eine vorliegende, jetzt gewählte Projekt schlecht und ungenügend, übertrieben und grob. Da kann ich nur mein Urteil neben das Ihre oder gegen das Ihre stellen. Es handelt sich einfach um Wertbegriffe. Ich weiss nicht, ob Sie den neuen Kreiss'schen Entwurf selbst gesehen haben. Dieses neue Projekt ist nämlich ganz wesentlich anders, als das alte; der alte Kuppelbau war 55 Meter hoch, immerhin noch 10 Meter niedriger als die Befreiungshalle bei Kelheim, die von Gärtner und Klenze auf ganz ähnlichem Terrain erbaut war und die in der Landschaft ausserordentlich wirkt. Diese ersten Projekte von Kreiss waren im Massstab wirklich zu gewaltig, niemand hat das scheinbar klarer eingesehen als der Künstler selbst. Kreiss mag, wie so viele andere, von dem Schaffensrausch dieser scheinbar unermesslichen Aufgabe fortgerissen sein und sich Rodins Balzac gefühlt haben. Diese Kuppel ist jetzt auf 32 Meter erniedrigt, und der Entscheidungsausschuss hat fürs erste beschlossen, zunächst die Wirkung in der Landschaft sorgsam zu erproben, auch durch ein grosses Gerüstmodell. Vielleicht wird die ganze Lösung angesichts dieser Versuche noch eine wesentlich andere. Unter allen denen, die das Thema eines solchen Kuppelbaues variiert haben, war aber die Lösung von Kreiss die bedeutendste, die geschlossenste, die am konsequentesten durchgeführte. Seine ganze Kunst geht auf möglichste Vereinfachung der Formensprache und auf eine schwere Strenge aus, sie ist stark, aber nicht laut. In diesem einen halben Jahr hat dieses im Frühjahr zuerst vorgestellte Projekt sehr viel an innerer Klarheit gewonnen, ist im Aufbau geschlossener, knapper geworden, in der inneren Durchbildung von einer reifen Schönheit, die allzu wuchtige Detailierung von einst ist ganz geschwunden und hat einer ruhigen Aufteilung Platz gemacht. Grossmannssucht ist alles andere, die schmückt sich mit falschem Bombast und lärmt; hier ist eher eine stille Grösse vertreten. Dass das Projekt im Werden ist, dass der Entwurf nur

als Grundlage gewählt ist, wer leugnet das? Aber gerade, dass der Künstler so viele Zwischenstadien vorlegte, zeigte, auf welchem Weg der inneren Reinigung er ist; sein Projekt ist im höchsten Sinne entwicklungsfähig: das von Bestelmeyer-Hahn erwies sich gar nicht als entwicklungsfähig, es ist in sich vollendet, — das ist sein künstlerischer Vorzug, aber auch sein Mangel und seine Armut. Man denke, welchen Weg das Völkerschlachtdenkmal durchgemacht hat von den ersten Entwürfen bis zu der heute ausgeführten Form.

Und nun fragen Sie, was man mit diesem Bau solle? Sie sehen in ihm einen Tempel, warum nicht? Ist denn diese Form des architektonischen Denkmals eine so völlig neue und überraschende? Ich habe schon die Befreiungshalle bei Kelheim erwähnt, man könnte auch das Grant-Memorial in New- York nennen, das sich 45 Meter hoch als Kuppelbau am Ufer des Hudson erhebt, oder das Garfield-Monument in Cleveland. Und soll man nicht an die beiden denkwürdigen grossen Konkurrenzen um das Kaiser Wilhelm-Nationaldenkmal in Berlin und das Völkerschlachtsdenkmal in Leipzig erinnern? Bei jener Berliner Konkurrenz brachten gerade die interessantesten Entwürfe architektonische Lösungen mit Kuppelanlagen, darunter die damals viel bewunderte aber allzu lärmende Halle von Pfann und Rettich, die malerisch reiche Kuppel von Theodor Fischer und den unvergleichlich schönen ernsten Tempelbau von Adolf Hildebrand. Und bei dem Völkerschlachtsdenkmal brachten die meisten Hauptpreisträger Kuppeln: Wilhelm Kreiss, der als 23jähriger damals den ersten Preis erhielt, wie Bruno Schmitz, in dessen Hände die Ausführung gelegt ward. Seit den Monumenten von Halikarnass und Adamklissi ist das doch eine Denkmalsform, die längst ihre innere Berechtigung erwiesen hat. Sie nennen das Kreiss'sche Projekt Tempel, ich nenne es Gedächtnishalle. Was man darin soll? Was man vor jedem Denkmal soll: der künstlerisch Empfindende soll das Kunstwerk möglichst isoliert auf sich wirken lassen, der den Dargestellten sucht, sich diesem voll Verehrung nahen. Es ist kein düsterer, ungeheuerlicher Bau mit einem Götzenbild, sondern eine nach drei Seiten offene Halle, in die von oben das Himmelslicht hineinfällt, das ganze eben auch eine Denkmalsform für sich und eine jedenfalls diesem Platz angepasste. Warum soll denn ein Dolmen, eine Arena, eine Burg, eine Barockkirche, ein dorischer Tempel, ein Leuchtturm, alle die Motive, die die Jury gekrönt hat, geeigneter sein für diese Stelle wie gerade diese Lösung?

Die Architektur hat hier eben mitzuwirken, nicht bloss als Stimmungsträger, nicht bloss um den Rahmen und den Unter-

bau zu schaffen. Und wenn ein Hundsrückbäuerlein in den Kuppelbau eintritt und hier verdutzt, wie in der Kirche, seine Mütze zieht vor der mächtigen Erscheinung vor ihm: ist das nicht eine Wirkung, die man jedem grossen Denkmal gerne wünschen möchte? Für den Ledererschen Bismarck liegt vorderhand nur eine flotte Skizze vor, aber schon diese Skizze zeigt eine Figur von so mächtiger und imponierender Wirkung, das Sitzbild ist so geschlossen in den Umrissen, mit einfachen Mitteln gegeben, ohne all das schlimme Pathos und ohne das falsche Antikisieren, das die meisten Bismarckfiguren hatten. Kein anderer plastischer Versuch erreichte diesen in ernster, schlichter, eindringlicher Wirkung. Dieses Bild soll keineswegs ungeheuerlich sein, ganz im Gegensatz zu der, falsche Massstäbe suchenden Grossplastik, nur 4½ Meter hoch, dabei nur leicht stilisiert. In dieser Bismarckfigur liegt viel mehr innere Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit als in der falschen Nibelungensymbolik, selbst wenn sie in so anmutigem Gewande wie Hahns Jungsiegfried auftritt. Und zuletzt, und darauf kommt es ja doch in letzter Linie heraus: ich und viele andere sehen in der Kunst von Kreiss und Lederer ein Stück ernster, grosser Kunst und in der von Bestelmeyer-Hahn eine feine, grazile, aber für die vorliegende Aufgabe schwächliche Kunst. Die Wahl gerade dieses Entwurfes durch die Majorität der Jury war zuletzt nur ein Kompromiss, ein Ausweichen vor dem starken Wagen — andere haben es die Angst vor der Kraft genannt, das übrige ist in Götter, Helden und Wieland nachzulesen. Ich verstehe diese engbrüstige Imagination, wie sie Goethe nennt, ganz gut, aber ich teile sie nicht. Sie werden mir zugeben, dass sich die Sache auch von dieser Seite ansehen lässt. Und nun sollte man den Künstlern das Wort lassen, nicht den ungenannten grossen Mengen, nicht dem Preisgericht, weder der Majorität noch der Minorität, sondern den zwei Künstlern Kreiss und Lederer. Schaffen sie etwas, das Bestand hat und das eine grosse, ernste Denkmalskunst bringt, die dem Thema gerecht wird, so habe i c h recht, gelingt ihnen dieses prometheische Beginnen nicht, so haben S i e recht. Mit aller Hochachtung P a u l C l e m e n.

Herr Professor Clemen hat uns „den dringenden Wunsch“ mitgeteilt, den Anschauungen Paul Cassirers über den „Tempel des Bismarck“, „in denen sehr vieles ist, dem ich prinzipiell wie in dem speziellen Falle zustimme“, seine gegenüberzustellen. Wir lassen ihn dies, wie man sieht, recht ausführlich und ohne jede Beschränkung tun. Seiner Darstellung gegenüber müssen wir aber auch hier wiederum, gestützt auf die Mitteilungen Professor Flossmanns, Wilhelm Schaefers und anderer Beteiligter und Unterrichteter feststellen: Der erste Beschluss des Preisgerichtes entschied einstimmig für Hahn, die Entscheidung vom 26. Juni 1910 gab einstimmig dem Hahnschen Werk nicht etwa nur eine „Censur“, sondern sprach sich für die A u s f ü h r u n g dieses Werkes vor allen anderen aus. Die zweite Jury beharrte mit ⁴/₅-Majorität auf ihrem Beschluss, und zwar wiederum die A u s f ü h r u n g verlangend. Und alle Künstler, ausser zwei Architekten, stimmten s o. Die Red.

Der moderne Volkswirt

Die Entstehung des modernen Volkswirts, den nur Leutnants und junge Damen mit dem Bier-, Land- oder Hauswirt zu verwechseln pflegen, entsprach einem dreifachen Bedürfnis.

Zum ersten machte seit geraumer Zeit die Praxis sich allzu breit und der alteingewurzelten Theorie eine durchaus unlautere Konkurrenz. Die rohe Praxis schrie nach Gleichberechtigung. Da machte die feine Theorie aus der Not eine Tugend und aus der Praxis selber eine Theorie. Die Praxis wird überhaupt erst durch die Theorie zu einer richtigen Praxis und entbehrt ohne die Theorie gleich einer Dame ohne Unterleib der Fruchtbarkeit und der Existenzberechtigung. Die neue Theorie der Praxis brauchte natürlich Theoretiker der Praxis, und diese nannte man Volkswirte, auch Nationalökonomen, meistens aber Generalsekretäre.

Zweitens verdienten die verbündeten Kaufleute und Juristen mächtig viel Geld, ohne dass sie dem „objektiv" Denkenden dazu ganz berechtigt erscheinen konnten. Denn dem Kaufmann fehlt die akademische Bildung, und dem Juristen ist die Weltfremdheit die erste Standespflicht. Schon wollten diese Stände den pietätlosen Weg der Selbsthilfe beschreiten, aber gerade das Couleurtragen auf den Handelshochschulen und die fahnenflüchtige Beteuerung mancher Juristen, „sie wollten nicht mehr weltfremd sein", legte den Finger in die offene Wunde, um die sich dann der volkswirtschaftliche Verband schlingen konnte. Der moderne Volkswirt aber ist für die „Objektiven" das Gegenteil von weltfremd, und seine akademische Bildung ist durch den Doktortitel behördlich abgestempelt.

Das dritte war die Dekadenz der allgemeinen Bildung. Ehe man den modernen Volkswirt erfand, gab es eigentlich gar keine allgemeine Bildung mehr. Literatur, Kunst, Kultur u. a. waren den Frauen als Kompensation für den Verzicht auf fernere Emanzipationsgelüste zum Alleinvertrieb überantwortet worden. Die alten Sprachen schaden der jugendlichen Gesundheit, und die Wissenschaft schützt sich immer mehr durch haarscharfe Spezialisierung gegen die missbräuchliche und degradierende Verwechslung mit allgemeiner Bildung. Die Lehre von der sexuellen Aufklärung schien eine Zeit lang den Ersatz bringen

zu wollen, erreichte jedoch ihren Zweck zu rasch, um auf die Dauer allen Ansprüchen genügen zu können. So stand man denn, wollte man einer gefährlichen Nivellierung der Stände entgehen, geradezu vor der Aufgabe, eine neue allgemeine Bildung ins Leben zu rufen. Den Weg wiesen Literatur und Kunst, die durch die Entdeckung der Schönheit des Hässlichen neuer Blüte anheimgefallen waren. Man erfand die Schwierigkeit des Selbstverständlichen und das Geheimnis des Alltäglichen. Warum verdient ein Arbeiter weniger als ein Bankier? Gibt es einen Wert; und warum? Hat die Luftschiffahrt eine Zukunft; und warum nicht? Auf alle diese und ungezählte andere Fragen gibt die Volkswirtschaftslehre bzw. ihr Hohepriester, der Volkswirt, gelehrte und schwerverständliche Antworten. Und von dieser Lehre einen Hauch verspürt zu haben, ward zur neuen allgemeinen Bildung. Worte wie Angebot und Nachfrage, Wohnungsenquete, Arbeitsteilung, haben mit Erfolg die veralteten Schopenhauer- und Nietzsche-Zitate ersetzt, die früher als Passepartouts der allgemeinen Bildung verwendet wurden.

Acht Semester saugt im Durchschnitt der junge Volkswirt an den Brüsten seiner Alma mater die allgemeine Bildung. Dann ist er so gesättigt, dass er nie mehr nachzufüllen braucht und noch aufs reichlichste anderen davon mitteilen kann. Fragen Sie ihn über „Glaube und Heimat“! Sofort wird er die letzte Konfessionsstatistik des Deutschen Reiches von sich geben. Erwähnen Sie eine Novelle! Er wird nicht unerwähnt lassen, dass die neueste Novelle zur Gewerbeordnung nicht lange die neueste bleiben werde. Reden Sie über Liszt oder Wagner! Erziehungszoll und Kathedersozialismus wird sein Schlachtruf sein. Der Mitwelt schenkt er, ehe er zum Generalsekretär wird, ein monumentales Werk über die Frage der Einführung des Bimetallismus in der Danziger Goldwasserindustrie oder die Lage der Heimarbeiter in der Panzerplattenfabrikation. Dann betätigt er sich den Rest seines Lebens als Praktiker mit der Gründung neuer Interessenverbände und der Stillung sonstiger dringender Bedürfnisse.

Seit wir den modernen Volkswirt haben, ist es eine Lust zu leben und eine Lust zu sterben; denn immer sind wir sicher, einen wichtigen Bestandteil in viel hundert Statistiken zu bilden. Am besten dienen wir der Wissenschaft, wenn wir schon im zarten Säuglingsalter dahinfahren, natürlich nur, wenn das eine volkswirtschaftliche Statistik ergibt, nach der die sozialen Verhältnisse unsere Eltern zur Vermehrung der Säuglingssterblichkeit berechtigen, ja gewissermassen verpflichten. A. H.

Der Staat als Käufer

Durch die Vergebung der grossen Lieferungen können die Staatsverwaltungen auf unser gesamtes Wirtschaftsleben einen nachhaltigeren Einfluss ausüben, als durch die Handhabung der meisten alten und durch Schaffung vieler neuer Gesetze. Das trifft besonders für Deutschland zu, da das Reich und die Einzelstaaten nicht nur die Anschaffungen für das Heer und die Marine zu machen haben, sondern auch riesige Wirtschaftsorganisationen wie die Post, die Eisenbahnen und Bergwerke, betreiben. Merkwürdig ist nun, dass in unseren meisten Parlamenten die Diskussionen über die Staatsbestellungen einen sehr bescheidenen Raum einnehmen, und noch merkwürdiger war es, dass sich eine der bedeutendsten Debatten über diese Frage gerade im preussischen H e r r e n h a u s entspann . . .

Der Staat macht Bestellungen für die Eisenbahnen, die sich auf Hunderte von Millionen belaufen, er vergibt sie zu teuren Preisen, wenn die Industrie mit Arbeiten überhäuft ist. Aber just dann wird die Industrie nicht beschäftigt, wenn sie dringend der Beschäftigung bedarf. In einer Zeit, in der keine Maschinenfabrik in Deutschland eine Lokomotive in kürzerer Zeit als 10 Monaten liefern konnte, bestellte der preussische Fiskus Lokomotiven, was zur Folge haben musste, dass bei ruhigem Geschäftsgang die früher forcierten Staatsaufträge um so empfindlicher entbehrt wurden . . . Diesen Angriff gegen die Geschäftsgebarung der preussischen Verwaltungen unternahm der Direktor der Deutschen Bank von Gwinner in seiner Eigenschaft als Gesetzgeber auf Lebenszeit. Seinen Ausführungen trat der damalige preussische Finanzminister von Rheinbaben mit erregten, aber wenig beweiskräftigen Worten entgegen.

Als Herr von Gwinner, gleichviel aus welchen Motiven, diese Anklagen gegen die Repräsentanten des preussischen Fiskus richtete, waren Lieferungsverträge abgelaufen, die Preussen im Jahre 1907 mit dem Stahlwerksverband und dem Kohlensyndikat abgeschlossen hatte. In diesen Kontrakten hatte sich der preussische Fiskus zu Bedingungen verstanden, aus denen man entweder auf ein unerklärliches Entgegenkommen an das Syndikatskapital oder auf eine grandiose Unfähigkeit schliessen musste. Zur Zeit des Abschlusses bestand kaum noch ein Zweifel daran, dass ein Konjunkturwechsel nahte, die Preise auf dem Weltmarkte begannen abzubröckeln, immer drohendere Wolken erschienen am Wirtschaftshimmel. Nichtsdestoweniger verstand

sich der preussische Fiskus zu Erhöhungen des Grundpreises für Schienen von 112 auf 120 Mark und für Schwellen von 105 auf 111 Mark für die Tonne. Noch auffälliger wurde diese Vergebung dadurch, dass sie nicht, wie bisher, auf 2 Jahre, sondern gleich auf 3 Jahre erfolgte. Kaum waren die enormen Eisenquantitäten der preussischen Bahnverwaltung an den Stahlwerksverband und die Lieferungen nicht weniger grosser Kohlenmengen an das Kohlensyndikat zu einem um 1,25 Mark für die Tonne höheren Preise vergeben, da setzte auch die Krise schon mit Donnergepolter ein. Alle Welt konnte Eisen und Kohlen zu billigeren Preisen beziehen als in den vorangegangenen Jahren; nur der preussische Fiskus, als der grösste Eisen- und Kohlenkonsument, opferte willig dem kartellierten Montankapital höhere Tribute und zwar auf Jahre hinaus.

Dutzende von Millionen Mehrbelastung nahm die preussische Verwaltung auf sich, sie zwang aber auch die anderen Bundesstaaten als die kleineren und wehrloseren Konsumenten zu der Gewährung höherer Eisenpreise an den Stahlwerksverband, dessen Preisdiktatur alsdann noch zum Schaden der weiterverarbeitenden Industrie gerade in den kritischen Wirtschaftszeiten bedenklich gestützt wurde. Aehnliche Wirkungen hatten die Lieferungsverträge mit dem rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat und der oberschlesischen Kohlenkonvention. Nicht weniger bedenklich waren und sind viele Abschlüsse mit Krupp, dem Pulverring und verschiedenen Gewehrfabriken, denen sachlich unbegründet hohe Monopolpreise zugrunde liegen. Nur selten führen derartige Verträge zu Skandalen, wie in den Fällen Tippelskirch-Podbielski, Woermann usw. Aber gebessert hat auch die ausgiebige öffentliche Behandlung dieser Lieferantenaffären wenig; sie hat vielleicht die unerfreuliche Nebenwirkung gehabt, in weiten Kreisen den Glauben zu erwecken, dass jetzt bei Staatslieferungen stets die peinlichste und sachverständigste Kontrolle geübt werde, und schandbare Uebervorteilungen des Reiches und der Einzelstaaten zu den Unmöglichkeiten gehören. Wie wüst es aber nach wie vor die besonders hochmögenden Kartelle in ihren Preisforderungen gegenüber den Staatsverwaltungen treiben, kann daraus ersehen werden, dass der Marinesekretär vor gar nicht langer Zeit dem Kohlensyndikat mit Käufen englischer Kohle drohte, und der frühere Kolonialsekretär Dernburg die Absicht ankündigte, Schienen für die Kolonien von russischen Eisenwerken zu kaufen, weil die deutschen Verbände Liebhaberpreise verlangten.

Der Staat in seiner Stellung als K ä u f e r kann nicht die Aufgabe haben, den grossen Industrien übermässig hohe Gewinne

zu verschaffen, die aus allgemeinen Mitteln gezahlt werden. Damit soll aber keineswegs dem Staate gegenüber die Forderung der Preisdrückerei erhoben werden, wenngleich nicht verkannt werden darf, dass bei dem grossen Konsum der fiskalischen Verwaltungen das Zugeständnis besonders günstiger Kaufbedingungen durchaus gerechtfertigt wäre. Mit der Anerkennung dieses Prinzips müsste den Regierungen auch die Verpflichtung auferlegt werden, die Vergebung ihrer Arbeiten besser als bisher den Konjunkturzeiten anzupassen. Wenn bei der Vergebung der grossen und umfassenden Arbeiten und Lieferungen durch Reich, Staat und Gemeindeverbände systematisch und konsequent so verfahren würde, dass man dem Gewerbe die Arbeiten nicht erst dann überweist, wenn es ihnen auf den Nägeln brennt, sondern man sich bemüht, die fiskalischen Arbeiten nach Möglichkeit dann zu vergeben, wenn unserer Gewerbetätigkeit ein Mehr an Aufträgen erwünscht ist, und sie dadurch nicht zur ungesunden Erweiterung ihrer Anlagen gezwungen wird, so dürfte damit für unsere wirtschaftliche Entwicklung und die Bekämpfung der Krisen und Arbeitslosigkeit sehr viel getan sein. So schrieb in ihrem letzten Jahresbericht die Essener Handelskammer, deren sachverständiges Urteil man in dieser Frage wohl anerkennen darf. Dass von Regierungsvertretern die Möglichkeit einer verständigen Disposition bei der Verteilung von Staatsaufträgen meist bestritten wird, beweist nur ein Ueberwiegen der kurzsichtigen Bureaukratie in den Verwaltungen der grossen staatlichen Unternehmungen, in denen der Mangel an kaufmännischer Beweglichkeit sich von Tag zu Tag mehr fühlbar macht.

Nicht nur als Produzenten, sondern auch als Besteller besitzen die Staatsverwaltungen fernerhin wirksame Mittel, die Arbeits- und Lohnverhältnisse entscheidend zu beeinflussen. Allerdings machen die meisten Regierungen von dieser Machtfülle zugunsten der Arbeitnehmer leider nur einen verschwindend geringen oder gar keinen Gebrauch. Weder sind die Staatsbetriebe Musterbetriebe, noch enthalten die staatlichen Lieferungskontrakte Bedingungen zum Schutze der Angestellten und Arbeiter jener Betriebe, die aus allgemeinen Mitteln besondere Vorteile ziehen. Die Pflicht des Staates, die Angestellten und Arbeiter in den von ihm beschäftigten Betrieben zu schützen, ist um so zwingender, da die Grossindustrie in vielen Fällen nicht nur die tarifliche Festlegung der Lohn- und Arbeitsbedingungen ablehnt, sondern allzuhäufig sich anmasst, der Arbeiterschaft und den Angestellten das ihnen gesetzlich gewährleistete Vereinigungsrecht zu verbieten. Vielleicht noch rücksichtsloser als gegenüber der Arbeiter-

schaft betätigt das Grossunternehmertum diese Willkür gegenüber den Ingenieuren und technischen Angestellten, wobei ihm der Staat nicht entgegentritt, sondern eher Helfersdienste leistet.

Darum erweist sich die Vergebung von Staatsarbeiten als eine hervorragend wichtige politische Angelegenheit, die schliesslich nur mit politischen Mitteln gelöst werden kann. Eine Zurückdrängung des politischen Einflusses des Grossgrundbesitzes und der kartellierten Grossindustrie auf die gesamte Staatsverwaltung ist die Voraussetzung einer Erfüllung der Gemeinpflichten des Staates auch in seiner Stellung als Käufer.

KRITES

EBBE UND FLUT

Die Gezeiten der Weltmeere haben im Völkerleben ihren Widerschein, was besonders für uns kurbrandenburgisch-preussisch-Deutsche wichtig ist. Denn für uns ist dieser ewige Kreislauf in der Natur sehr bezeichnend. Allerdings wechseln hier die Gezeiten nur in fünfzig Jahren, nicht in sechs Stunden ab.

1410. Um diese Zeit herrschte in der Mark Brandenburg unter den Raubrittern eine starke Ebbe.

1460. Wirtschaftliche Flut unter Friedrich II., zu der Friedrich I. schon beigetragen hatte.

1510. Ebbe unter Joachim I., der nicht nur die Reformation bedrängte, sondern auch das Land durch Erbfolge zerstückelte.

1560. Flut unter Joachim II.

1610. Ebbe, denn Joachim Friedrich (1598—1608), Johann Sigismund (1608—1619) steuerten bergab. Auch Georg Wilhelm (1619—1640) war Rückschrittler.

1660. Flut unter dem Grossen Kurfürsten.

1710. Ebbe unter Friedrich I., der einerseits sehr prachtliebend und verschwenderisch, andererseits recht undankbar gegen verdienstvolle Männer war.

1760. Flut unter dem alten Fritz, dem einzigsten wahren „Grossen“ unter den Hohenzollern.

1810. Ebbe unter Friedrich Wilhelm III. Da diese Zeit zu bekannt ist, bedarf es keiner Erläuterung.

1860. Flut. Kommentar unnötig, siehe die tagtägliche Literatur.

1910. Wegen besonderer Gesetzesparagraphen bleibt der Kommentar der Nachwelt vorbehalten.

THEODOR KAEMMERER

UNGLAUBLICHES

Der Lokalanzeiger hat einen guten Artikel veröffentlicht, in dem gewisse berliner Zustände scharf, mit talentierten Augen und ohne Rücksichten besehen werden. Natürlich stand solches nicht auf dem Ehrenplatz, wo sonst A. H. über Geras Oper Bedeutsames und so eigenartig Ausgedrücktes mitteilt, sondern im „Sprechsaal", für den die Redaktion jede Verantwortung ablehnt. Und darum wollen wir einige Sätze herausheben und ihnen zu würdiger Publikation verhelfen, aus einem Briefe, in dem „Eine müde Arbeitersfrau und kummervolle Mutter" ihr Herz über ihre Töchter ausschüttet. Denn da eine andere Mutter bekanntlich auch ein Kind hat, wird die Zuschrift aus dem Publikum zur Gesellschaftskritik. „Ich habe drei Stück von die Sorte Mächens, die so fürchterlich grosse Hüte aufm Koppe tragen und so enge Humpelröcke, wodrunter nicht mal ein Anstandsrock drunter geht. Wenn mein selichter Mann noch lebte, ja na der haute die Mächens einfachst jede ein paar runter, dass die Hüte mit eins weg wären. Aber mir lachen die Fräuleins man bloss aus und sagen: sei bloss stille, Mutter, wir verdienen's uns ja, und du verstehst nichts von die Neuzeit. Ja, das stimmt ja, aber ist es nicht doll? Alles, partout alles, was die Mächens verdienen, fliegt für den Staat raus, für'n Magen muss Mutter sorgen. Wenn sie auch dabei sehr bescheiden sind in Essen und Trinken, kost' doch genug, aber sie sind schon satt, wenn sie sich bloss mächtig aufputzen und in das Tanzlokal scherbeln gehen können. . . . Ach, das nichtswürdige Tanzen, das ist wohl an alles schuld. Da blähn sie sich auf und zeigen ihre feine Kleidung, ihre Riesenhüte und ekt zetera so weiter. Und wenn sie nachtens nach Hause kommen, dann stellen sie sich alle drei vor den Spiegel und begucken sich und schmeissen noch mal die Beine, wie das denn ausgesehen hat. Und das schlimmste ist, dass unsereins von Mutter dagegen ganz machtlos ist, jetzt, wo sie meine Haue entwachsen sind, haben sie 'n grossen Mund und lassen sich nichts sagen. Allen und jeden Sonntag zum Tanz, und Bekanntschaften angebandelt. Ist das 'n Sache? Ach Jotte doch, die armen Männer, die die mal kriegen. Nun, so dumm wird wohl ein anständiger Mann nicht sein, meine Döchter und solche andern heiraten, die nichts anderes können als falsche Haare tragen und wie man sagt, unten nicks un oben nicks . . ." Wer argwohnte, ein literarisches Talent hätte sich eine Mystifikation des „L.-A." erlaubt, sei belehrt: Am nächsten Sonntag antworteten andere Mütter Weises, Naives, Mildes, Dummes . . .

DER HEILIGE KIENTOPP UND DAS OLYMPISCHE MIRAKEL

Da man auch für die bessersituierten Kreise sorgen muss, denen der Tod nicht durch Bücklinge, Fischgift und ähnliche Asylweihnachtskost gereicht wird, gab es in einem Kientopp Gelegenheit zu Erstickungstod. In der gleichen Zeit entdeckte ein Gross-Berliner Pfarrer, sicherlich in

bester Absicht, die Möglichkeit, den kahlen protestantischen Gottesdienst durch Lichtbilder zu beleben. In der neuen evangelischen Garnisonskirche gab es Festfeier mit bunten Kinemas. Religiöse — ach, was fragt ihr? stimmungsvolle Gemälde von Correggio oder auch Firle erstrahlten in jenen lieblich-kitschigen Farben, die man sonst für drollige Kinderszenen, Ehebruchsfilms bemüht. Das ist nun einmal die Macht der modernen Technik, und so leben wir alle Tage. Luther hatte eben keine rechte Beziehung zur Religion, und der Protestantismus des 20. Jahrhunderts zieht in den Bereich seiner Wirkung, was uralte Tradition des Katholizismus ist: Empfänglichkeit, Rührung, Weihe, den gewissen gesteigerten Lebensrhythmus durch Farbenreize, Licht und Dunkel, Klänge und Kostüme, mystische Romantik und Messenregie zu erzeugen. Die stärksten und grössten Theatereindrücke, die man erleben kann, sind Ostermessen in St. Peter und sevillanische Kathedralenzeremonien. Bei denen wird ja auch getanzt. Nur — der Konkurrenzkampf ist eben hart. Und es gibt so viele schlechte Menschen. Als Reinhardt in Hofmannsthals „Jedermann" ein „Vater unser" einlegte, waren nicht a l l e Berliner Juden sehr erfreut. Die Mitbürger der anderen Konfessionen . . . kurz, die wirkliche katholische Regieleistung wollte Reinhardt den Berlinern nicht zeigen. Wenigstens noch nicht. Wir dürfen nur vernehmen, was das Londoner olympische Mirakel kostet, wieviel Tiere, Greise, Künstler und Helfer notwendig waren, und dass England jubelt. Dass die Londoner Kritiker zufrieden sind, „die Firma Baruch und Cie. (‚Theaterchronik') den Dombau der (sonst für Radrennen oder Ramschausstellungen benutzten) ‚Olympia' in eine gotische Kirche innerhalb von 14 Tagen ausgeführt hat und auch die ganze Ausstattung in kürzester Frist durch das Berliner Haus geliefert wurde — bei der Menge der Kostüme, Waffen und Geräte eine ansehnliche Leistung" (Theaterchronik), ich will all das glauben — und mehr noch. Dass z. B. einige Bilder der Pantomime schön waren, Reinhardt wieder seine Energie bewiesen hat und seinen Reichtum an szenischen Einfällen. Aber ohne nach London gefahren zu sein, weiss ich auch, dass die Wirkung von Dimensionen und Quantitäten verwechselt wurde mit künstlerischer Leistung. Dass der Regierungsbaumeister Dernburg statt wirklicher Kirchen diesmal eine Pantomimengothik geschaffen hat, und die Londoner wahrscheinlich noch nie so getreu nach den wissenschaftlichen Bilderbogen angefertigte Gewänder gesehen haben, regt mich nicht auf. Dass das Mirakel mit den Mitteln der römischen Kirche geschah, und jenes Theater, das solchen Aufwand von Geld, Phantasie, Nervenkraft, Menschen wert wäre, mit all dem nichts zu tun hat, dass dieser Londoner Erfolg Reinhardts die Länge des Irrwegs, den er jetzt geht, nur vergrössern wird, — die Einen wissens, die Andern geht das ganze Treiben nicht viel an; ihn selbst aber, um dessen Tun und Sein und Werden wir, die seine Anfänge mitgelebt haben, uns sorgen, sollte diese Olympia-Begeisterung aufrütteln. Was er da gemacht hat, gefällt den Engländern zwischen Christmas und New Years Day? Ach, Reinhardt, der Sie ja doch ein Künstler sind und einmal ein so lieber Mensch waren, Herr Professor Reinhardt, wissen Sie, gerade Sie nicht mehr, dass nur g e i s t l o s e s, k u n s t f r e m d e s Theater in London Erfolg haben kann?

DAS THEATERGESCHÄFT

„Das Theatergeschäft wird von Tag zu Tag schwerer. Das Metier des Direktors ist nicht mehr rosig, wenn es überhaupt jemals rosig war. Es gibt zu viel Dramatiker und zu wenig Theater. So ist die Situation; jetzt, wo das Jahr zu Ende geht. Kein Mensch kann bezweifeln, dass wir wenigstens drei Theater mehr brauchen. Nur die Grundstückbesitzer wissen nicht, dass ein Theater ein glänzendes Grundstücksgeschäft ist. Es gibt immer zehn Leute, die ein Theater haben wollen, wenn eines frei ist; deshalb steigt der Wert eines Theaters, je schlechter es geht. Da die Dinge so liegen, fragt man sich, weshalb die Zahl der Theater eigentlich abnimmt? Müssen wir wirklich warten, bis Ausländer zu uns kommen, um diese einzige Industrie zu kultivieren, die noch viel Chancen hat?“ Das schreibt ein Kenner der Theaterzustände, ein selbst viel aufgeführter Dramatiker. In Paris nämlich: Pierre Veber. In Berlin sind die Verhältnisse natürlich die gleichen: wir haben viel zu w e n i g Bühnen, und der Wert des Theatergeschäfts steigt von Sekunde zu Sekunde . . . . F.

Wir bitten, Mitteilungen und Beiträge nur:
An die Redaktion, Berlin W. 10, Victoriastrasse 5, zu adressieren.
Bei umfangreicheren Zusendungen ist vorherige Anfrage notwendig.
Sprechstunde: An Werktagen, mit Ausnahme des Montags, 1—3 Uhr,
Berlin W., Victoriastrasse 5.

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Damm, Berlin-Wilmersdorf.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Politik

ÄUSSERUNGEN

Wir glaubten beobachtet zu haben, daß eine ungemein große Zahl jener Männer, deren Wirksamkeit auf des Reiches geistige und materielle Kultur stark und fruchtbar ist, der Politik gegenüber sich passiv verhält. Wenn auch die einen ihre Stimme abgeben, die anderen ein paar Mark herschenken für den Wahlfond jener Partei, die ihr durch persönliche oder berufliche Beziehungen noch am nächsten steht, — weiter geht die politische Anteilnahme in den seltensten Fällen gerade bei jenen, deren Tun bestimmend ist für die deutsche Entwicklung. Aktivität gar im Sinne von Initiative, eigenen Kandidaturen oder persönlichem Eintreten für die Wahl von Vertretern, die das Lebensgefühl kräftiger Individualitäten, bedeutender Kreise im Reichstag zur Geltung bringen könnten, scheint, soweit wir sahen, nur in sozialistisch denkenden und fühlenden Gruppen sich zu betätigen. Diese Erscheinung, die sicher viele mit uns erkannt und bedauert haben, konnte eine ausreichende Erklärung nicht in der natürlich auch in dieser Richtung wirkenden Tatsache finden, daß es im letzten Reichstag keine Fraktion gab, im nächsten wohl auch keine geben wird, deren Politik sich diese Männer völlig anschließen könnten. Denn auch ein „Wilder" vermag, wenn auch nicht bestimmte Beschlüsse durchzusetzen, so doch einen Ton in der Debatte anzuschlagen, der wertvoll und selten genug in dem großen Hause wäre. Wir haben deshalb an eine kleine Zahl von Männern der Industrie, Finanz, Wissenschaft, Kunst und Literatur geschrieben, gefragt, ob sie diese Auffassung teilen; warum gerade in Deutschland diese Zustände so pointiert sind; und was wohl eine Änderung bringen könnte; schließlich, ob von dem Ausfall der Wahlen die Berufs- und Interessensphäre des Gefragten wesentlich betroffen würde. Die Antworten, die kamen, gaben uns Recht. Schon daß immer wieder gesagt wurde, „wir sollten überzeugt sein, daß die Bedeutung der angeregten Frage vollauf geschätzt werde, ausgedehnte berufliche Arbeit hindere aber die Befassung mit anderen Problemen als denen des Fachs", daß „eine unüberwindliche Scheu hindere, mit Meinungsäußerungen über Gegenstände außerhalb des Fachs hervorzutreten", daß „es für das Publikum und die Sache als ziemlich belanglos erscheine, was ein Professor der Philosophie über die politische Betätigung

unserer führenden Geister oder über den Ausfall der Wahlen denke" — schon diese Äußerungen zweier Philosophen nicht nur von Namen und Rang, sondern auch von starker Kraft, denen andere an die Seite zu setzen wären, sind bedeutsam. Auch daß eine Reihe von Mitteilungen uns zwar Interessantes brachten, die Schreiber aber die Nennung ihres Namens oder gar die Veröffentlichung überhaupt ablehnten, war eine präzise und sinnvolle Antwort. Nun aber lassen wir hier einige Männer, deren Werk bekannt ist, selbst sprechen.

Ein rheinischer Grossindustrieller, der nicht will, dass sein Name genannt wird, schreibt aus Mülheim-Ruhr:

Ihr freundliches Schreiben vom 19. Dezember 1911 habe ich erhalten und gestatte mir, Ihnen mitzuteilen, dass die Grossindustrie in Deutschland noch sehr jung ist, und die führenden Männer von den Aufgaben, die sie ihnen stellt, vollständig in Anspruch genommen werden. Sie hat sich mit geringen Mitteln durch grossen Fleiss und grosse Sparsamkeit zu ihrer heutigen Höhe emporarbeiten müssen. Eine spätere Generation, welche auf sicherer Grundlage arbeiten wird, wird das Versäumte nachholen müssen.

Im allgemeinen wird die Industrie von der Nation und der Regierung zu wenig gewürdigt, was man in Sonderheit auch bei fast allen offiziellen Gelegenheiten findet. Eine Änderung erwarte ich von den Wahlen nicht.

Ein Mitglied der Berliner Hautefinanz, unter dem Vorbehalt, „seine wertlosen Aeusserungen seien nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt", dessen Namen wir also verschweigen, wenn wir auch seine Meinung mitteilen:

„Führende Männer" oder „starke Kräfte", wie es in Ihrer Umfrage heißt, müssen an die Möglichkeit glauben, ihren Willen durchsetzen zu können. Diese Gelegenheit wird markanten Persönlichkeiten, zu denen ich mich nicht im entferntesten zähle, aus geschäftlichen und industriellen Kreisen auch noch nicht in Jahrzehnten im Parlament gegeben sein; sie werden um deswegen ihre Zeit für erreichbare Ziele verwenden. Die einzige Partei, welche Chancen hat und welche um deswegen starke Persönlichkeiten, wenn auch nicht aus Handel und Industrie, an sich heranziehen wird, ist leider nur die Sozialdemokratie. Die Wahlen mögen die Konstellation der Partei verschieben, aber wie sie auch immer ausfallen, werden sie h i e r a n nichts ändern.

Richard Dehmel:

„Mehr oder weniger passiv" ist in der Politik schliesslich jeder; das läuft ungefähr auf dasselbe hinaus wie mehr oder weniger aktiv. Heute aber besteht der seltsame Zustand, dass sich grade zur h ö h e r e n

Politik die besten Männer der geistigen Berufskreise, einschliesslich der Regierungskreise, so passiv wie irgend möglich verhalten. Einzig der Stab der katholischen Fanatiker spielt noch eine wirklich aktive Rolle, vielleicht auch eine kleine Gruppe sozialistischer Enthusiasten.

Warum? Weil aktive Politik höchsten Ranges immer nur auf Grund idealer Tendenzen gedeiht, und für die bleibt wenig Zeit übrig in unsrer übervölkerten Schacherwirtschaft, wo selbst die Wissenschaften und Künste mehr und mehr in die Abhängigkeit von materiellen Interessen geraten. Auch Bismarcks Politik war gross nur so lange, als die Einigung Deutschlands noch ideale Tendenz war; nachher zerbröckelte sie im Klassenkampf um ökonomische Praktiken. Interessenpolitik ist stets nur pseudoaktiv, ist opportunistisch bei aller Energie, kann äusserst agil sein im Augenblick, wird aber innerst passiv auf die Dauer; sie muss ja immerfort Konjunkturen ausnutzen, d. h. sich zu Rücksichten niedrigster Art verstehen, zu kuhhändlerischen Kompromissen. Drum ist ihr letztübriges Ideal die rücksichtslose Machthaberei, die kein höheres Ziel kennt als ihren Geschäftsbetrieb. Alle Wertschätzung wird veräusserlicht; die innerlichen Bildungswerte, um die sich die vornehmsten Geister bemühen, werden höchstens noch in technischer Hinsicht geschätzt, als luxuriöse Renommierprodukte, als eine Art Reklameressort für unsre famose Maschinenkultur.

Welchen besseren Mann kann es seelisch reizen, bei solcher Politik mitzutun? In der Tat, er hat Besseres zu tun; er politisiert nur grade so viel, wie für seinen Beruf unerlässlich ist. Er muss schon in seiner eigensten Sphäre Zeit und Kraft genug aufwenden, um seinen Charakter vor der Ansteckung durch den allgemeinen Opportunismus zu schützen. Er schafft im stillen Zukunftswerte; die Gegenwart überlässt er den Leuten, die jetzt für wertvoll gehalten werden, den Maulaufreissern und Gelegenheitsmachern. Er weiss, dass sich dieser Massenwahnsinn der Betriebsamkeit um des Betriebes willen erst einmal gründlich ausrasen muss, ehe wieder Sinn in die Politik kommen kann. Wer sich zum Pfadfinder berufen fühlt, hat keine Lust, als Strassenreiniger mitzuschuften; er sagt sich, dass seine Zeit kommen wird, auch wenn er's nicht erleben sollte, und verfolgt einstweilen abseits sein Ziel.

Braucht es noch mehr „Gründe", um nachzuweisen, dass keinerlei Wahlrummel diesen Zustand von heute auf morgen ändern kann? Vielleicht muss wirklich erst allenthalben das Frauenstimmrecht eingeführt werden, damit sich die Mannsleute wieder ein bisschen auf die Menschenseele besinnen lernen. Inzwischen werden die besten Männer aller Berufskreise und Volksschichten aus jeder Wahl nur neuen Anstoss

empfangen, sich immer hartnäckiger auf sich selbst zu besinnen. Wen es heute in Deutschland schon interessiert, wie sich ein deutscher Dichter das vorstellt, dass ein deutscher Mann sich im Wahlkampf auf sein bestes Selbst besinnt, der kann es in typischer Form aus meiner Komödie „Michel Michael" ersehen. Dehmel.

Wenn es wahr sein sollte, dass gerade die führenden Männer unseres Volkes sich der Politik gegenüber mehr oder weniger passiv verhalten, so dürfte diese Erscheinung ihre Ursache darin haben, dass solche Persönlichkeiten die Unruhe und Aufregung des politischen Lebens scheuen, um für ihre Forscher- und Entdeckerarbeit, für das stille Erwägen und Durchdenken der grossen Probleme auf dem Gebiete der Weltanschauung, der Ethik und der Religion die Sammlung des Geistes und Klarheit des Urteils nicht zu verlieren. Eine Änderung dürfte hier schwer herbeizuführen sein, da ein solches Verhalten in der Natur der Dinge und Menschen begründet ist.

Was meine Berufs- und Interessensphäre betrifft, so erwarte ich von dem Ausfall der Wahlen keine direkte Förderung oder Schädigung derselben. Mir liegen die pädagogischen und kirchlichen Fragen besonders am Herzen. Auf diese durch gesetzgeberische Massnahmen einzuwirken, ist dem Reichstag nur indirekt möglich.

Köln, den 21. Dezember 1911. C. Jatho, Pfarrer.

Wird zum Teil richtig sein. Die Ursache sehe ich darin, dass die „führenden" Männer der Wissenschaft von ihrer Lebensarbeit, der ihre ganze Kraft gilt und die ihr ganzes Denken beherrscht, so in Anspruch genommen sind, dass sie alle davon ablenkenden Beschäftigungen von sich fern halten und in der Regel auch fern halten müssen, insofern sie etwas den kulturellen Fortschritt Hebendes zustandebringen sollen.

Würzburg. Geheimrat Dr. v. Leube.

Es scheint mir so.

Nur wenn die Volksvertretung eine wirkliche Macht wäre, würde man sich mir ihr beschäftigen und ihr angehören wollen.

Ich glaube nicht, dass schon die nächsten Wahlen viel ändern können. Nicht einmal angesichts einer liberal-sozialdemokratischen Mehrheit wird z. B. die Zensur (da Sie wünschen, dass ich mich auf meine Interessensphäre beziehe) sich weniger dummdreist benehmen als bisher. Die Regierung war ja schon bisher nicht darum reaktionär, weil eine Mehrheit sie dazu zwang, sondern weil s i e es sein w o l l t e. Sie hätte es längst in der Hand gehabt, durch eine gleichmässige Einteilung der Wahlkreise der bloss fiktiven Mehrheit der Schlechtesten ein Ende zu machen. Andererseits

wird die Einigkeit der Linken, angenommen sie wäre da, die Wahlen schwerlich lange überdauern: dafür sind die politischen Instinkte dieses Bürgertums zu schwach und zu falsch. Man darf nicht einmal sagen: noch zu schwach und zu falsch, denn es hat Zeiten gegeben, da sie richtiger und stärker waren. Faktoren also, die einen Umschwung bewirken müssten, sehe ich nicht. Es muss wohl, damit es besser werden kann, noch schlimmer kommen.

Heinrich Mann.

Ja. (Wir hatten gefragt, ob sich die Männer, die die stärksten Kräfte unseres Volkes repräsentieren, der Politik gegenüber mehr oder weniger passiv verhalten.)

Die führenden Männer sind durch andere eigene Arbeit zu sehr absorbiert, um zu politischer Betätigung, der wiederum mit halbem Kräfteaufwand nicht gedient ist, die Zeit zu finden. Ausserdem würden sie sich zwischen den Realien und in dem ewigen, unerfreulichen Kleinkrieg der Politik sehr unwohl fühlen, da zum mindesten unter der gegenwärtigen Konstellation wenig Aussicht vorhanden ist, dass ihre Wünsche und Forderungen in die Wirklichkeit umgesetzt werden. Die Möglichkeit, mit eigener Arbeit auf die Massen zu wirken und sie materiellen oder ideellen Erhöhungen des Daseins zuzuführen, ist ihnen durch eigene schöpferische Taten — mag es nun der Bau eines Akkumulators, die Erfindung eines Serums, die Schaffung von neuen, bedeutenden künstlerischen Werten sein — gegeben. Ihre Gedanken zur Umformung unseres Gefängniswesens oder unserer Volksschule, unseres Wahlrechts z. B.? — sie würden im besten Fall aus Gedanken nur sich in Worte umformen. Und da sie nun auf anderer Seite wirklich für die Kultur Bedeutsames schaffen können, so ziehen sie es vor, ihre Kräfte nicht zu vergeuden. Ob sie nebenbei für das politische Leben — da sie nur Pfadfinder, aber keine Kärrner sind — besonders geeignet wären, das ist endlich noch eine Frage, deren Beantwortung offen gelassen werden muss.

Nein. (Ob vom Ausfall der Wahlen irgendeine wesentliche Aenderung für die Berufs- oder Interessensphäre des Gefragten erwartet werde.) Bekommen wir ein Uebergewicht des linken Flügels, so wird es auf ein Anwachsen der Sozialdemokratie herauskommen, die — so sehr sie ihre ethische Berechtigung bisher erwiesen — uns doch den Beweis für ihre ästhetische und kulturelle Bedeutung noch schuldig geblieben ist. Bekommen wir das nicht — wird es beim Alten bleiben. So oder so — scheint es mir — ist für meinen Beruf nicht viel zu erwarten.

Georg Hermann.

Die allgemeine Teilnahmslosigkeit beruht meines Erachtens überall und durchgehends auf Gegenseitigkeit. Auch die namhaftesten Menschen werden im heutigen Getriebe zu Fachleuten und bleiben bei ihren Leisten. Die allgemeine gegenseitige Teilnahmslosigkeit scheint mir allerdings nirgends krasser zutage zu treten als im Lager des Liberalismus, des Freisinns und sogenannten Fortschritts. Von jedem wirklichen Fortschritte fühlt sich der Fortschritt schon beinahe ebenso angeekelt wie der Sozialdemokrat von der Beschäftigung mit sozialen Problemen. Auf der ganzen Front wird geschustert, während jede Äusserung einer Persönlichkeit sofort schallendes Hohngelächter erweckt, von dem sie rasch und gründlich erstickt wird.

Ganz anders verhält es sich natürlich bei den Parteien, die alten angestammten Besitz zu verteidigen haben, der durch den Fortschritt, nicht etwa den deutschen, sondern meinetwegen den chinesischen doch immerhin beständig bedroht ist. Von einer Teilnahmslosigkeit führender Männer bei den Konservativen oder im Zentrum habe ich nie etwas gehört. Aber diese führenden Männer meinen Sie natürlich nicht, sondern wohl eher diejenigen, die auch das Ausland als solche kennt und nennt. Und da lässt sich nun wirklich fragen: Welche Teilnahme sollen diese Männer für das öffentliche Leben eines Volkes hegen, das sich keine Gelegenheit entgehen lässt, um ihnen so deutlich wie nur irgend möglich zu beweisen, wie unendlich gleichgültig und wertlos sie ihm sind?

Übrigens mag ich Ihre Fragen drehen und wenden, wie ich will, ich komme nicht darüber hinaus, dass es ihnen an Bestimmtheit fehlt. Führende Männer, die sich der Politik gegenüber mehr oder weniger passiv verhielten, waren Goethe und Ibsen. Hier handelt es sich aber um die Gegenwart. Wollen Sie mir deshalb erlauben, Ihre drei Fragen, bevor ich sie beantworte, durch folgende beiden zu vervollkommnen:

1. Welche Männer werden augenblicklich in Deutschland allgemein für die führenden gehalten?

2. Welches sind tatsächlich die führenden Männer im heutigen Deutschland?

Erst die Beantwortung dieser beiden Fragen, die dem „Pan" ja nicht schwer fallen kann, würde meiner Ansicht nach die Beantwortung der von Ihnen gestellten drei Fragen gestatten.

Frank Wedekind.

Ein Idyll

Von LEO TOLSTOI

Einzig autorisierte Uebertragung von August Scholz

Einmal, wie sie wieder auf den herrschaftlichen Wiesen zum Mähen waren, gingen sie alle an den Fluss, um zu baden — die Männer an dem einen und die Weiber am andern Ufer. Tischka, der Schelm, begann, ob er gleich verheiratet war, seinen Schabernack zu treiben — schwamm zu den Weibern hinüber und tauchte eine nach der andern.

„Was fällt dir ein?“ schrien sie, „lass uns los, du Satan! Willst uns wohl ertränken?“

Mit einemmal taucht Andrjuschka neben Tischka auf, wie er eben die Malanjka untertauchen will.

„Was tauchst du sie?“ rief Andrjuschka, und ehe man sichs versah, hatten sich beide an den Köpfen.

Seither ging er Malanjka immer nach, wenn sie zum Flusse ging, um zu baden: verbarg sich im Schilfe und sah ihr zu. Einmal erwischten ihn die Weiber dabei und warfen ihn so, wie er war, in den Kleidern ins Wasser. Danach war er ruhiger, schämte sich wohl und ging nicht mehr auf ihre Scherze ein, wenn sie ihn ansprach.

Das Wetter blieb während der ganzen Erntezeit ausgezeichnet, und das Heu, das eingebracht wurde, war von der besten Sorte: richtig wie Tee war es. Was heute gemäht war, konnte morgen schon in Schober gebracht werden. Als das herrschaftliche eingebracht war, gingen die Bauern an ihr eigenes Heu. Sie hatten damals ein ganz hübsches Stück Wiesenland, sechs Fuhren wohl kamen auf jeden, und ausserdem schnitten sie das Gras im Walde für sich, was wieder zwei Fuhren auf jeden ergab. Dann mähten sie für den Herbergswirt noch die Kronswiesen, die er gepachtet hatte, um den halben Ertrag.

Für die Gutsarbeit brauchte man gerade viele Hände, und so wurde es so eingerichtet, dass der Schwiegervater mit der Alten aufs Gut ging, während Andrjuschka, Malanjka und die Soldatenfrau sich beim Herbergswirt vermieteten.

Die Kronswiesen lagen wohl an die neun Werst vom Dorfe ab. Die Männer waren zum Teil schon am Abend vorausgegangen

---

Der Anfang im vorigen Heft.

und hatten das Gras abgemäht, und am Morgen folgten die Weiber nach. Wohl an die zwanzig Sensen waren im Gange. Die Wagen wurden angespannt, Brot, Kwas, Gurken, Grütze wurden mitgenommen und die Kessel dazu, und nun fuhren sie los, für eine ganze Woche. Bis zu zehn Personen sassen auf einem Wagen, Weiber und Männer durcheinander und sangen und lachten während der ganzen Fahrt. Andrjuschka hatte den Schecken vorgespannt, das beste Pferd im ganzen Dorfe war es. Die Sensen, auch die der andern, die Harken, Kessel und sonstigen Gerätschaften hatte er hinten im Wagen untergebracht und sass nun neben Malanjka zwischen den Weibern, wie ein König neben seiner Königin. Die andern lachten, wie sie ihn so sahen. Als die Wagen auf die Landstrasse einlekten, begannen sie um die Wette drauflos zu jagen, und Malanjka sagte zu Andrjuschka:

„Vorwärts, fahr zu!“

„Nein,“ sagte er, „der Wirt hat's verboten.“

„Seht doch den frommen Popen!“ spottete sie. „Nun, fahr schon zu!“

„Ich bin verantwortlich, und nicht du,“ meinte er.

„So fahr schon,“ drängte sie und nahm ihm die Zügel aus der Hand.

„Fahr doch selbst — mach, was du willst,“ sagte er, kletterte vom Wagen herunter und ging allein zu Fuss weiter. Und was für ein böses Gesicht er dabei machte!

Als die Bauern an Ort und Stelle waren, wählten sie einen Aeltesten aus ihrer Mitte. Der suchte eine Stelle aus, wo sie die Pferde ausspannen konnten, und dann fesselten sie die Pferde, nahmen die Kisten von den Wagen, umfriedeten den Lagerplatz, hieben Aeste von den Bäumen ab und bauten sich Zelte. Dann wurde Heu darüber gestreut, und der Lagerplatz war fertig.

Als Andrej kam, war seine erste Frage:

„Wo ist der Wallach?“

„Woher soll ich das wissen? Du bist doch der Knecht, du hast dich ums Pferd zu kümmern.“

„Was soll man mit Weibern erst lange reden,“ sagte er, wandte sich ab und ging, um die Bauern zu fragen.

Malanjka war böse auf ihn, sagte jedoch nichts. „Wart, ich werde dir's schon heimzahlen,“ dachte sie.

Die Arbeit ging rasch vonstatten; die Weiber harken das Heu in Reihen und singen dabei, während die Männer es zu Haufen aufschichten. Der Pächter kommt an und scherzt mit den Arbeitern.

„Immer geht recht ins Zeug, meine Lieben,“ spricht der Alte, „es soll euch nicht leid tun. Wer weiss, ob das Wetter so aushält.“

„Könntest einen halben Eimer Branntwein zum besten geben," meinten die Bauern.

„Das soll mir recht sein," sagte er.

Es war eine Freude, der Arbeit zuzusehen. Zur Mittagzeit wurde eine halbe Stunde ausgeruht, dann ging es wieder ans Werk. Wären sie auf Fronarbeit gewesen, dann hätten sie das in drei Tagen nicht geschafft, was sie hier an einem fertig brachten. Und so vergnügt sind alle, so lustig miteinander ; nur Andrjuschka ist noch trauriger als sonst.

„Ich verlasse den Dienst," dachte er, „ich gehe zu meiner Mutter zurück oder vermiet mich anderswo."

Dabei sucht sein Blick immer wieder die Malanjka. Dort, wo die Wiese ansteigt, sieht er sie bergauf gehen, sieht, wie sie mit Fuss und Harke das Heu aufrafft, wohl zwei Ellen lang jeder Schwaden, und er hört sie singen und lachen, dass es im Hain widerhallt. Nicht ein einzigesmal blickt sie zu ihm hin. Immer trüber wird ihm zumute.

„Nein, ich muss hier fort," sagt er sich, „ich bin gar kein Mensch mehr."

Es dunkelte schon, als sie zu den Wagen kamen und sich lagerten, um ihr Abendbrot zu verzehren und ein Glas Branntwein zu trinken. Nicht ein Wort sagte Malanjka zu Andrjuschka. Die älteren Leute legten sich schlafen. Die Weiber aber hatte der Branntwein rebellisch gemacht, und sie dachten nicht an Schlaf, sondern tanzten einen Reigen. Der alte Pächter war mitten unter ihnen, noch einmal schickte er nach Branntwein. Andrjuschka war es so weh, so weh ums Herz. Alle, die er da sah, waren im Dorfe geboren und kannten sich untereinander — und nur er allein war ein Fremder. Alle waren, wenn nicht reich, so doch auch nicht arm, und nur er war ein Knecht und von Haus aus ein armer Schlucker. Branntwein trank er nicht und wollte sich auch nicht daran gewöhnen. Er nahm seinen alten Rock vom Wagen, holte ein Stück Brot hervor und ging abseits, auf einen Heuhaufen, der unter einer Birke stand. Das Heu war noch nicht fertig, es war nur zusammengeharkt, damit es vom Tau nicht nass würde. Morgen sollte es, je nach dem Wetter, wieder ausgebreitet werden. Es war noch grün und feucht und duftete nach Gras.

Er warf die Kuppe des Haufens herunter und breitete seinen Rock über das duftende Lager. Dann streckte er sich hin und war so traurig, so traurig. Dort weiter am Walde tönt das Lachen der Weiber, Kinder jagen kreischend hinter ihnen her. Auch Malanjkas Stimme vernimmt er. Der Wind trägt den Rauch von den Lagerfeuern bis zu ihm heran. Der

Himmel ist rein und wolkenlos, die Sterne schimmern so hell. Er liegt auf dem Rücken, schaut zu den Sternen auf und findet, so müde er auch ist, keinen Schlaf. Stiller und stiller wird's dort am Walde, und noch immer flieht ihn der Schlummer. Aus Langerweile stimmt er ein Liedchen an. Doch — was ist das? Der Haufen, auf dem er liegt, scheint sich zu bewegen.

„Wer ist da?" ruft er.

Guck einer, die Weiber sind es.

„Was gibt's?" fragt er unwirsch.

Er hat sie erkannt: die Soldatenfrau ist's, die eben mit einem Burschen rasch weiterläuft, nach den Büschen zu. Und noch eine ist da — die Malanjka. Ohne ein Wort zu sagen, kommt sie an ihn heran und setzt sich auf das Heu.

„Ich bin es. Warum hast du aufgehört? Sing weiter, Andrjuscha!"

So seltsam wird ihm zumute — er möchte wohl singen, aber die Stimme stockt ihm in der Kehle.

„Was ist dir denn? So sing doch!" Sie zupfte ihn am Aermel. „Ich höre dieses Lied so gern. Dort bei den Bauern war's so langweilig, ich bin von ihnen weggelaufen. Nun, sing doch!"

„Ach . . . lass mich in Ruhe!"

„Was fehlt dir denn? Hast du einen Kummer?"

Er schweigt.

„Was sollte dir auch Kummer machen? Bei mir ist's etwas anderes, ich sehne mich nach meinem Manne — aber du? Hast satt zu essen, hast dein Obdach — was fehlt dir noch?"

„Was soll dir dein Mann, du hast auch ohne ihn keine Langeweile."

„Keiner sonst ist mir lieb, Andrjuscha. Der Gram verzehrt mich, die Sehnsucht. Ich ertrag's nicht mehr. Keinen liebe ich ausser meinem Manne. Und du — warum gibst du dich gar nicht mit den Weibern ab?"

„Ich bin ein Fremder, ihr habt genug an euren eignen Jungen."

„Bist du mir böse?"

„Nein — weshalb?"

„Bist so verlassen, armer Junge, so von keinem geliebt . . . Bist du mir noch gram wegen des Wallachs?"

„Nein, Malanjuschka, ich bin dir nicht gram . . . Aber lass mich in Ruhe, was bin ich dir denn? . . . Ich bin ein Knecht . . . Ich sah dich früher nicht an . . . Und jetzt weiss ich nicht, wie mir ist . . . Ich bin nicht mehr Herr über mich selbst, ganz wirr ist mir im Kopfe . . . Wirklich, Malanjka, lass mich . . Wenn ich Kummer habe, so ist's, weil ich schon lange nicht zu Hause war. . ."

„Wie denn — du sollst wohl bald heiraten?“

„Gott mag's wissen.“

„Wenn ich nicht schon einen Mann hätte, ich würde dich heiraten.

Andrjuschka schwieg. Im Gebüsch liess sich ein Geräusch vernehmen, und ein Pfiff ertönte. Andrjuscha lachte hell auf.

„Sieh doch, Nastasja hat ihren Herrn gefunden!“ sagte er.

„Wirklich, ich würde dich heiraten“, wiederholte Malanjka.

Sie stand auf, kniete neben ihm im Heu nieder, nahm sein Gesicht zwischen beide Hände und küsste ihn.

„Keiner liebt mich, keiner hat mich gern,“ flüsterte sie.

Vom Gebüsch her liess sich wieder das Geräusch vernehmen. Malanjka sprang auf, um zu der Soldatenfrau hinzueilen.

„Was machst du nur mit mir, Malanjka — was machst du nur mit mir,“ sagte Andrjuscha und fasste sie bei der Hand. Doch sie entriss sich ihm.

„Lass mich — es kann jemand kommen und uns sehen,“ flüsterte sie.

Andrjuscha verbrachte die ganze Nacht ohne Schlaf, sie aber war mit der Soldatenfrau zu den Wagen geeilt, hatte sich dort mitten zwischen den andern Weibern schlafen gelegt, und war in einen festen, tiefen Schlaf gesunken. Andrej sass lange auf seinem Heuhaufen und lauschte in die Nacht hinein. Dann schlich er eine ganze Weile um die Wagen herum, doch Malanjka zeigte sich nicht. Sie schlief fest und hörte nur im Traume, wie der Hund auf der Poststation bellte, wie die Hähne krähten und die erwachenden Vögel zu zwitschern begannen. Die Bauern, die bei den Pferden Nachtwache hielten, kamen und wurden durch andere abgelöst. Kühler Tau sank herab und bedeckte die Erde und das Heu.

Ganz, ganz spät schlief Andrjuscha endlich ein, er wusste selbst nicht, wie. Als die Sonne aufging, weckte man ihn. Malanjka war ganz so, wie sie immer gewesen — als ob nichts geschehen wäre.

IV.

Als der Tau getrocknet und das Frühstück verzehrt war, ging alles wieder an die Arbeit. Jetzt kam der lustigste Teil der Heuernte: das Anfahren des Heues und das Aufrichten des Schobers. Die einen waren in das Wäldchen gefahren, um Stangen zur Unterlage für den Schober abzuhauen, die andern spannten die Wagen an oder warfen die Heuhaufen zum Trocknen auseinander.

Es war ein schwüler Tag, und die alten Leute meinten, es sehe ganz danach aus, als wenn das Wetter sich ändern wollte.

Der Tau war spärlich gefallen, der Schnupftabak in der Dose des Pächters haftete am Deckel, die Schwalben flogen niedrig, es lag wie ein Nebel in der Luft, und es war so heiss, dass allen der Schweiss auf die Stirn trat.

Bis zur Mittagsstunde war der erste Schober schon beträchtlich vorgeschritten, man musste das Heu schon von den Wagen hinaufreichen, und andere, längere Heugabeln wurden geholt, weil die mitgebrachten zu kurz waren. Zuerst wurden die Schober des Pächters fertig gemacht, dann wollten die Bauern an die ihrigen gehen. Der Pächter selbst half fleissig mit, er hatte den Gürtel über dem feisten Schmerbauch gelockert, und der Schweiss troff ihm nur so vom Gesichte.

Auch die Weiber mussten beim Anfahren des Heues helfen. Malanjka und die Soldatenfrau kommen mit einer Fuhre an, hoch oben im Heu sitzend, und die Bauern beginnen unter lautem Hallo zu ziehen und zu zerren, um sie mitsamt dem Heu vom Wagen herunterzuholen. Malanjka weiss ihnen zu entschlüpfen und springt eben noch hinunter, das eine Mal jedoch gelingt es ihr nicht, und sie purzelt samt dem Heu unter dem Lachen der Bauern herab. Andrjuschka reichte mit der Gabel das Heu hinauf, und obschon seine Seite im Schatten lag, kam er doch so in Hitze, dass er ganz ausser Atem war. Er wollte vor den Leuten seinen Mann stehen, namentlich wenn die Weiber hinsahen, aber mehr als einmal geschah es doch, dass er zu viel auf der Gabel nahm und sie nur mit Mühe emporhob, weil die Gewöhnung und die Kraft ihm noch abging. Er schwankt auf den Beinen, und das Heu gleitet herunter von der Gabel, und fällt ihm auf das schweissbedeckte Gesicht, auf dem die trockenen Grashalme festkleben. Um die Wette geht's, wo mehr hinaufgereicht wird — ob hüben oder drüben. Und ein Lärmen und Lachen und Getümmel gibt es, und das Heu duftet so kräftig, ganz benommen wird der Kopf. Der Pächter aber treibt und treibt: schon zeigen sich Wolken am Himmel. Nun, er mag nur treiben, das ist seine Sache — die Leute tun schon genug, schöpfen ihre letzte Kraft aus. Gegen Mittag ist der erste Schober fertig, die Kappe ist aufgesetzt, der Strick wird hinuntergelassen, und die Männer, die oben sind, gleiten herab. Andrjuscha spürt seine Arme kaum vor Anstrengung. Nur ein kurzes Schläfchen wird gemacht, dann geht's an den zweiten Schober. Rasch wächst er auf der aus Aesten gefügten Unterlage empor, höher und höher wird das Heu hinaufgereicht. Aber, o weh — dort ziehen wirklich schon richtige Wolken herauf!

„Immer zugegriffen, Kinder! Einen Eimer noch geb' ich zum besten!"

Da gab es denn ein Hasten und Eilen. Näher und näher kommt die Wolke, der Wind erhebt sich. Der Pächter klettert selbst auf den Schober hinauf, mit wehendem Barte steht er da, und von unten her fliegen die Heubüschel ihm zu, so rasch, dass er sich nicht zu erwehren vermag und darunter verschwindet; kaum hat er sich herausgekrabbelt, ist er gleich wieder zugeschüttet.

„Immer her damit! Immer noch mehr!“

„Nimm's ab! Los da, ihr Weiber! Immer höher, höher! Tritt's fest! Zupf es oben glatt! Ist noch viel übrig?“

„Noch zwei Haufen hinter dem Gebüsch.“

Die Weiber sollen sie holen, wissen aber nicht, wo sie sind. Andrjuschka steht daneben, ganz ausser Atem vor Anstrengung, und bebt wie Espenlaub.

„Andrjuschka, hol' du die zwei Haufen — du weisst wo sie sind.“

Der Wind weht stärker und stärker, die Wolke kommt immer näher, Hemd und Bart des Pächters flattern nur so. Andrjuschka wischt sich den Schweiss von der Stirn und klettert auf den Wagen.

„Eins von den Weibern muss mit!“ ruft er.

Die Soldatenfrau ist am Schober beschäftigt, also muss Malnjka mit. Sie besteigt den Wagen, greift in die Zügel und fährt los, dass Beine und Busen nur so erzittern. Andrej sitzt im Wagen wie ein Sack. Ueber die Hügel geht's hin, und bald sind sie hinter den Büschen. Andrjuschka klettert vom Wagen, um das Heu heraufzureichen, während sie oben bleibt und es abnimmt. Kein Wort spricht sie, sondern sieht ihn immer nur lachend an und reiht Büschel an Büschel. Da plötzlich, wie er eben mit der Heugabel wieder einen mächtigen Schwaden hinaufreichen will, schwankt er und sinkt ins Heu zurück. Eine Schwäche befällt ihn, und er kann nicht weiter.

„Was ist dir? Willst dich wohl schlafen legen?“ fragt ihn Malanjka.

„Ein Ende mach ich mit mir, du Seelenverderberin — das ist mir. Dich und mich bring' ich um, du böses Weib.“

Das Weib lacht — er aber ist so bleich wie ein Linnen. Sie sprang vom Wagen und lief auf ihn zu.

„Was ist denn mit dir, Andrjuschka — bist du von Sinnen? Haben sie dich behext?“

Er packte sie bei den Armen.

„Quäle mich nicht, Malanjuschka, ich ertrag's nicht länger. Jag mich fort aus deiner Nähe, sag mir, ich sollte meinem Leben ein Ende machen — oder erbarm dich meiner, nur ein klein

wenig erbarm' dich! Ich weiss ja, dass ich deiner nicht wert bin, dass du einen braven Bauern zum Mann hast — aber ich bin meiner selbst nicht mehr mächtig, ich vergehe vor Liebe zu dir, du mein Ein und Alles!" Und er hält sie und lässt sie nicht los, und die Tränen stürzen ihm nur so aus den Augen.

„Nun seht doch!" sagt sie — „zum Heuaufladen hat er nicht mehr Kraft genug — und hier hängt er sich an mich so fest wie eine Klette. Was fällt dir denn ein? Lass mich los, oder ich sag's zu Hause dem Wirt.

„Aber du hast mich doch selbst . . . geküsst hast du mich gestern, warum?"

„Weil es mir gestern Spass machte, und heute heisst es: an die Arbeit! Nun, so lass mich schon los und steh auf — diese Nacht soll unser sein."

„Ist's auch wahr, Malanjuschka?"

„Warum soll sie's nicht sein? Sieh, da fängt's schon an zu regnen!"

Es bleibt ihm nichts weiter übrig, als aufzustehen, den Wagen vollzuladen, den Strick darüber festzubinden und loszufahren. Er geht nebenher.

„Wirst du mich auch nicht anführen?" fragt er.

„Ganz gewiss nicht," sagt sie und lacht.

Kaum hatten sie das Heu abgeladen, als es auch schon an zu giessen begann. Alles suchte unter den Wagen Schutz. Das Heu des Pächters war glücklich eingebracht, das der Bauern aber lag noch auf der Wiese. Es war heute nichts mehr zu machen, und alles ging nach Hause. Malanjka lief neben der Soldatenfrau voraus, und Andrej blieb mit dem Wagen zurück. Wie sie ein Stück Weges gegangen waren, kam Nikifor, der Liebste der Soldatenfrau, hinter ihnen her und rief dieser zu, sie solle nicht so eilen. Die beiden gingen nun langsam und Malanjka, die rasch nach Hause kommen wollte, lief ganz allein weiter.

Der Regen hatte aufgehört, und die Sonne guckte wieder hervor. Der Weg führte durch den Wald. Malanjka hatte die Schuhe ausgezogen, und den Rock über den Kopf genommen — das rosige Gesicht guckte heraus, und die schlanken weissen Beine blinken nur so. Wie sie sich auch anzog: immer war und blieb sie die hübsche Malanjka.

Und da sandte nun der Herrgott die Strafe auf sie herab, für Andrjuschka und all die andern, die sie schon gefoppt hatte.

Der Pächter hatte das Heu an einen Grosshändler in der Stadt verkauft und ihn an eben diesem Tage eingeladen, sich den Schnitt auf der Wiese anzusehen. Malnjka kommt des Weges daher, gerade über eine Lichtung, und denkt an alles Mögliche

— an die Soldatenfrau und Nikifor, an Andrjuschka, dem sie nun wieder entwischt ist, und der ihr eigentlich leid tut. Und plötzlich, sieh: kommt ihr ein Reiter entgegen, in Rock und Kaftan, wie sie die Kaufleute tragen, und aus dem Kaftan guckt ein Hemd aus rotgemustertem Baumwollstoff hervor. Die hohen Stiefel sind von feinem Ziegenleder, das Pferd ist ein schmuckes Tier aus der Wolgasteppe, und schmuck ist auch der Reiter. Ein kühner Adler, mit einem Wort: untersetzt von Gestalt, die Wangen frisch und rot, die Brauen schwarz wie das lockige Haar und das Bärtchen, das kaum hervorgesprosst ist. Die kupferbeschlagene Pfeife rauchend, kommt er dahergeritten und schwingt seine Peitsche. Ein hübscher Bursche, weiss der Teufel, dieser Grosskaufmann Matwjej Romanowitsch, und, so jung er war, im ganzen Gouvernement als grosser Schelm bekannt. Malanjka hatte ihn noch nie gesehen, sonst aber wussten alle, wie er mit den Weibern umsprang, wie vortrefflich er sich darauf verstand, krankes Vieh an den Mann zu bringen, jemanden ein Pferd aufzuschwatzen, die Preise für die Waldbestände zu drücken und Abstandsgelder einzuheimsen. Ein durchtriebener Junge, wie gesagt, trotz seiner zwanzig und etlicher Jahre: ein Schelm und Schalk wie sein Vater.

„Guten Tag, liebes Tantchen — woher und wohin des Weges?“ ruft er Malanjka zu und pflanzt sich auf seinem Gaul vor ihr hin.

„Nach Hause geh' ich — so lass mich doch vorüber!“ sagt sie und will zur Seite ausweichen.

Er wendet das Pferd und reitet hinter ihr her. Sie wirft ihm einen Blick zu — „Das ist ein Adler,“ denkt sie, „das ist kein Andrjuschka!“

„Wie heisst denn du, mein Schätzchen?“

„Was geht dich das an?“

„Ich möçhte gern wissen, wer hier in der Gegend ein so hübsches Weibchen hat.“

„Wem ich auch gehören mag — für dich bin ich jedenfalls nicht zu haben.“

„Für solch ein Weibchen wär mir nichts zu teuer. Wie heisst du denn?“

„Malanjka heiss' ich. Willst du sonst noch was wissen?“

Er ritt ihr wieder in den Weg und schickte sich an, vom Pferde zu steigen.

„Nimm dich in acht,“ sagt sie und hebt ihren Rechen hoch empor.

„Und wie heisst du mit Vatersnamen?“ fährt er unbekümmert fort.

„Rodiwonowna.“

Er war abgestiegen und ging nun neben ihr her.

„Ach Malanjka Rodiwonowna," begann er zu schmeicheln, „du glaubst nicht, wie lieb ich dich habe! So eil' doch nicht so!"

Malanjka ahnt wohl, dass ein Unheil im Anzug ist, und so schmeichelhaft und lieb ihr seine Worte auch sind, so wird ihr doch bang ums Herz, und sie läuft schneller und schneller.

„Geh deinen Weg, und lass mich den meinigen gehen," sagt sie. „Die Bauern kommen hinter uns hergefahren. Mach', dass du fortkommst, lass mich nach Hause gehen."

„Aber, Malanjka Rodiwonowna," sagte er, „es ist doch so angenehm, mit dir zusammen zu gehen!" Und er zog ein rotes Tüchlein aus der Tasche und reichte es ihr.

„Lass mich — ich will nichts von dir haben," meinte sie.

„Meine Liebe, Gute, Schöne," sagte er, „verlange, was du willst: du sollst es haben, aber sei mir ein bisschen gut! Ich weiss nicht, wie mir wurde, als ich dich sah. Hab mich doch lieb, mein hübsches kleines Frauchen!"

Und weiss Gott, wie es zuging: sie, die allen anderen so gern einen Streich spielte — sie war plötzlich wie umgewandelt. Sie lässt den Kopf sinken, schweigt und weiss nicht, was sie sagen soll. Und er nimmt sie bei der Hand.

„Meine herrliche, süsse, schöne Malanjka Rodiwonowna," sagte er, „ich habe dich so von Herzen lieb, dass ich ganz bezaubert bin."

Und er bittet und fleht, und wird dabei bleich wie ein Linnen, während seine Augen nur so glühen.

„Malanjka Rodiwonowna," bettelte er und faltet dabei die Hände, „ich bitte dich um alles in der Welt: erhör' mich, nur ein Stündchen lass mich bei dir weilen — tu's, mein Herzchen! Gönn' meinem Leibe die Freude, ich bin ein Fremder und nehme die Schande mit fort!"

Sie wusste nicht, wie ihr ward, und sagte nur: „Eben, weil du ein Fremder bist . . . ich kenne dich doch nicht . . ."

Doch da nahm er sie schon in seine starken Arme und trug sie in den Wald.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie sagte ihm alles, wo der Hof lag, und wo sie dort schlief, und er zog seinen Beutel hervor, nahm einen Rubel heraus und gab ihr den. Da schluchzte sie auf und sagte in flehendem Tone:

„Nur hab' Erbarmen und bring mich nicht in die Schande!"

„Fürcht dich nicht, Herzchen," sprach er, „nimm das hier zum Andenken, und morgen, sobald es dunkel geworden, komm' ich zu euch auf den Hof und pfeife."

Er geleitete sie bis an den Waldrand, bestieg sein Pferd und ritt auf und davon.

V.

Sie kam nach Hause. Der Schwiegervater ahnt nichts, und auch die Alte weiss von nichts — nur soviel sehen sie, dass sie eine ganz andere geworden ist. Zu nichts hat sie Lust, und ewig läuft sie irgendwo hin und guckt und späht. Andrjuschka aber war noch betrübter als sonst. Einmal kam er zu ihr auf die Tenne, da schrie sie ihn an wie einen Dieb, ganz rasend wurde sie und weinte sogar vor Wut.

„Das du nicht wagst, auch nur den Mund aufzutun! Was willst du hier, du Unverschämter? Nicht mal 'nen Scherz wird man machen dürfen!“ sagte sie und schluchzte laut auf, „von dir ist mir aller Kummer gekommen!“

Andrjuschka wusste nicht, was ihre Worte zu bedeuten hatten — er fühlte nur den Schmerz, den sie ihm bereiteten. Doch hatte er nicht die Kraft in sich, von dannen zu gehen. Als seine Mutter ihm sagen liess, sie habe eine bessere Stelle für ihn, wo es mehr Lohn gäbe, meinte er, er wolle lieber umsonst bleiben, wo er sei, als unter Fremde gehen.

Das Wetter war seit jenem Tage umgeschlagen. Es regnete ununterbrochen, und die Bauern konnten ihre Hälfte Heu nicht trocken bekommen. Es verfaulte auf den Wiesen, nur da und dort konnte ein Eckchen abgeerntet werden. Vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein goss es in Strömen, die Felder verwandelten sich in Sümpfe, und wenn die Bauern pflügen wollten, blieb der Pflug im Moraste stecken.

Eines Tages ging Andrjuschka auf Hofarbeit, nach der Getreidedarre. Wie er mühsam und immer wieder ausgleitend zwischen den Pfützen hinschreitet, sieht er, wie eine Frau in einem Kopftuche, eine Gerte in der Hand, mit nackten Beinen durch den Kot watet: Malanjka ist es, die die Kühe heimholt. Den ganzen Tag hatte es wie aus Eimern gegossen, dass die Hirten das Vieh nicht auf dem Felde halten konnten. Plötzlich sieht er den Grosshändler daherkommen und sich ihr nähern. „Heute also,“ flüstert er leise zu ihr, und Malanjka neigt den Kopf.

„Der also ist es!“ denkt Andrej.

Als er nach Hause kam, ging er nicht gleich schlafen, sondern horchte in die Nacht hinaus. Und plötzlich hört er, wie jemand hinter der Tenne pfeift. Gleich darauf läuft Malanjka über den Hof.

Andrej kommt in die Scheune und sieht einen fremden Mann.

„Wer bist du?“ fragt ihn dieser.

„Ich bin der Knecht.“

„Hier hast du einen Zwanziger — aber sag' nichts.“

Was sollte er machen? Nun war er aber nicht der einzige, der dahinter kam — auch sonst war es im Dorfe aufgefallen, dass der Grosshändler so oft kam. Es gab mancherlei Gerede, aber was reden die Leute nicht alles! Etwas Zuverlässiges war nicht in Erfahrung zu bringen.

Einstmals, zur Nachtzeit, erschien plötzlich Eustrat auf dem Hofe. Er fragt nach seiner Frau, und man sagt ihm, sie sei auf der Tenne. Wie er nach der Scheune kommt, ist's ihm, als höre er Stimmen: am ganzen Leibe erbebt er. Er guckt in den Schuppen: ein Paar Stiefel stehen da.

„Heda, wer ist da?“ fragt er und schlägt auch schon mit dem Knüttel drauf los. Der Grosshändler schlüpft zum Tor hinaus und nimmt Reissaus.

Malanjka sprang heraus, im blossen Hemde, und will fliehen.

„Wem gehören die Stiefel?“

„Verzeih mir!“

„Gut, komm mit in die Stube.“

Er selbst trug die Stiefel nach der Stube. Er legte sich allein zu Bett. Am Morgen nam er den Einspannriemen und rief Malanjka in die Rumpelkammer. Andrjuschka hört, wie er ihr den Text liest, und wie er mit dem Riemen auf sie schlägt — immer hitziger wird er, je mehr er schlägt.

„Sei nicht liederlich! Sei nicht liederlich!“ ruft er.

Dann schleift er sie an den Haaren über den Boden. Ein Auge schlägt er ihr ganz blau, sie aber denkt:„Was einmal im Bauche sitzt, schlägst du nicht mehr heraus.“

Die Schwiegermutter beginnt für sie zu bitten, er aber schreit: „Wer will mich belehren, wie ich mit meiner Frau umgehen soll?“ Da schämte sich die Mutter und bat ihn um Verzeihung.

Dann spannte er an und fuhr mit Andrej aufs Feld, um zu pflügen. Er fragte Andrjuschka aus, doch der sagte kurz: „Ich weiss von nichts.“

Wie er am Abend heimkommt und ausgespannt hat, findet er das Abendbrot schon bereit auf dem Tische. Malanjka fliegt nur so, um ihn zu bedienen. Sie hat sich hübsch sauber gewaschen und angezogen; das Auge ist noch ganz blau, und sie wagt nicht, ihn anzusehen. Sie assen zu Abend, und die Alten gingen in die Kammer. Eustrat legt sich auf der Pritsche unterhalb der Stubendecke nieder. Ganz am Rande legt er sich hin und sagt kein Wort.

„Lösch' den Kienspan aus,“ spricht er nach einer Weile.

Sie tut, wie er geheissen und denkt: „Was wird nun weiter sein?“

Sie hört, wie er die Stiefel auszieht. „Es scheint, dass alles wieder gut ist,“ denkt sie, wie sie am Fenster vorübergeht. Sechs Monate lang war er nicht zu Hause gewesen, und sie hatte doch noch geprügelt: so lieb war sie ihm. Schweigend kroch sie zu ihm hin und legte sich neben ihm nieder. Sie hob den Kaftan auf, mit dem er sich zugedeckt hatte, schmiegte sich, im blossen Hemd, wie eine Katze an ihn und begann ihn zu umarmen und zu küssen, dass ihm der Atem verging.

„Wirst du es noch einmal tun?“ fragte er.

„Sprich nicht mehr davon.

Seit dieser Zeit vergass sie den Grosshändler ganz und gar. Die Stiefel verkaufte Eustrat für fünf Rubel. Lachend sagte er oft: „Hätt' ich ihn nur erwischt, ich hätte ihm auch den Kaftan ausgezogen.“

Andrjuschka blieb noch bis zum Fürbittenfest da und ging dann zu seiner Mutter heim. Lange noch dachte er an das zurück, was er auf dem Hofe erlebt hatte. Die Mutter liess sich Land für ihn zuteilen und verheiratete ihn. Als der Frühling kam, gebar Malanjka einen Sohn, der dem Grosshändler wie aus dem Gesicht geschnitten war. Dieser älteste Sohn war eben der Petruschka, von dem wir am Anfang unserer Geschichte gesprochen haben.



Das Pelztier.

Pelze

Wollt ihr, die ihr glaubt, Seals, Skunks und Hermelin wachsen bei Herpich, Salbach und Gerson etwas von den Abenteuern hören, die geschehen mussten, damit begehrliche Blicke durch die gläsernen Wände zu den weiten Pelzmänteln, Stolas, Jacken, Boas, Muffen langen, helle und hübsche schwarze Silhouetten in der Hotelhalle und auf der Tauentzienstrasse allerlei Gelüste reizen? . . .

Der Pelz ist ja so ziemlich das sinnlichste Modeding. Ich könnte einiges erzählen. Ich habe mir in diesen Tagen über die Bedeutung des Pelzhandels, seine romantische Geschichte, die Tiere, die für euch leben und ihre Haut lassen müssen, viel sagen lassen von einem, der Jahrzehnte selbst im Metier lebte, mit Eskimos und Kanadiern Häute gehandelt hat, fünfunddreissig Menschenjahre mit der Praxis und Theorie des „Rauchwarenhandels" verbracht hat; der weiss, dass die Geschichte dieses Betriebes so gut die Geschichte waghalsiger Eroberlust ist wie die Darstellung wechselnder Handelsformen, dass Rassen von Tieren und Menschen Schicksale und frühen Untergang zu leiden haben, damit ihr euren Pelz bekommt, und wieder einmal tausend Dinge vom Mittelalter bis zum Bau der Canadian-Pacific-Bahn geschehen mußten, damit . . .

Nun, ich glaube ja nicht, dass euch die harten, frostigen Kämpfe der Jäger, Waldgänger, die Preiskurven von Silberfuchs und Grizzly-Bär auch nur so lange interessieren, als die flüchtige Andeutung all dieser Beziehungen Kraft hat, durch euer Gehirn zu huschen. Jene grosse Neugier, die die stärkste Quelle der Macht sowie der tiefsten Leiden der Männer ist, die uns ebenso einer jungen Dame auf dem Wege nacheilen lässt, die Biegung ihres Leibes zu entdecken, wie sie Erkenntniskritik, kriegerische Machtproben, Revolutionen zeugt, ist keine Frauensache. Ihr habt recht, seid klüger, wenn ihr wisst, wo, wie man am besten und billigsten den vorjährigen Bolero in einen diesjährigen weiten, weiten Mantel verwandelt; und seid wirklich Weiber und darum wirklich entzückend, wenn ihr ganz ernst und fachmännisch in die Pelzhaare blast oder durch das weiche Fell wühlt, mit allen Sinnen die Mittel eurer Macht prüfend. Ich gedenke also nicht, lehrreiche Tabellen über Ein- und

---

Emil Brass, Konsul a. D.: Aus dem Reiche der Pelze. Bd. I: Geschichte des Rauchwarenhandels. Bd. II: Naturgeschichte der Pelztiere. In einem Band mit zahlreichen Abbildungen und Tabellen. Berlin. Im Verlag der Neuen Pelzwaren-Zeitung.

Ausfuhr der Rauchwaren vorzulegen. Nur ganz eilig möchte ich zu der sinnlichen Erinnerung der Finger an das Zobelfell und den wunderschönen Seal ein paar Bilder geben : vom sibirischen Zobel, dieser kostbarsten Marderart mit dem sonderbar gespitzten Kopf, den räuberischen Gewohnheiten oder dem guten Seehund, aus dem Zoo bekannt oder dem Variété, dessen Erotik eine Notwendigkeit für eure Jacken ist.

In der Nacht schleicht der Zobel selbst auf Raub aus, und die Pelzleute bekommen sein Fell, indem sie einen Baumstamm über den Bach legen, über den er springen will ; er profitiert von der improvisierten Brücke, fällt ins Wasser und ist in der Schlinge. So bleibt das Fell der Kreatur, die eben noch so klug und höhnisch blicken konnte, von aller Verletzung frei und kostet dreissig, vierzig Mark — nicht bei Gerson allerdings. Die Gesichter, die Gestalten der grossen und kleinen, agressiven und dumm-feigen, seltenen oder kaninchenartig sich fortpflanzenden Tiere, die auf irgendeine schlaue oder brutale Art gejagt, gefangen werden müssen, um die dreihundertsechzig Millionen Mark hereinzubringen, die als Wert der gesamten Produktion im letzten Jahre angegeben werden, zeigen tausenderlei Varianten; von der höhnischen Strohkatze zum Turan-Tiger, vom grotesken Luchs, dem australischen Beuteltier, der dann Opossum wird, wenn er auf den Bäumen genug Pflanzen gefressen hat, bis zu all den animalischen Kuriositäten, der fruchtbaren Bisamratte, dem mutig agressiven Hermelin, von dem man es gar nicht glauben sollte, dass er so frech und tapfer ist, und dessen reines Winterfell dem gemeinen Wiesel so ähnlich sieht, dass für den Wissenden sein majestätisches Ansehen ein wenig verblasst. Die Mode allerdings braucht dieses weisse Fell und ehrt es hoch. Sechs- bis siebenmalhunderttausend Stück werden im Jahre eingeführt, die Preise steigen innerhalb kurzer Zeiträume bis aufs vierzigfache, und gar jetzt, wo der Reiz des Farbenkontrastes stark wirkt, hat der Hermelin eine gute oder vielmehr böse Zeit. Er wird nicht nur zur dummen Boa, zum Ballmantel, er dient auch jetzt zur Verbrämung der Kleider, und — Kriemhild gab ihn einst dem Helden. „Einst". Natürlich könnte man die Geschichte der Pelze immer lustig beim Anfang der Welt beginnen und immer wieder sagen : Schon die Nibelungen... Schon die alten Römer... Natürlich, das historische Relief soll den isabell-farbigen Wüstenfüchsen, den Ottern und Bären so wenig vorenthalten werden, wie der Glanz von Theorie und Statistik. Siegfried trägt den Zobelhut, Parcival nach neuester Art Hermelin mit grünem und schwarzem Zobel verbrämt, und in den Märchenzeiten, da es noch keine Orden

gab, schenkte der Sultan unseren Gesandten schöne Pelzröcke. Wer fleissig in Büchern stöbert, erfährt nicht nur, wie tausendfältig die Welt ist, aus der man Häute und Felle holt, er liest auch von der Romantik, aus der sich der jetzt natürlich seit Jahrzehnten gutorganisierte Rauchwarenhandel entwickelt hat. Abenteuernde französische Edelleute, Alaska-Indianer und Irokesen, Intrigen von Chevaliers und Kriege von Hugenotten, Meuterei, diplomatische Konferenzen zwischen Amerika, Rußland und Japan grosszügige Expeditionen und tolle Ausfahrten winziger Sechzigtonnen-Schiffe, Jagd, Gewinnsucht, Kolonialpolitik, — so bunt sind die Figuren und Elemente, aus denen Pelzgewinnung, Aktiengesellschaftstreiben, Monopolwillkür und Messtreiben in Leipzig, Nishninowgorod, Alaska erstand. Vom Huronsee könnte man erzählen, wie in den Indianerbücheln, von der Hudson Bay, wie in der Geographiestunde, und der Rolle der Hansa, wie in den stenographischen Berichten der Reden des Geheimrats Rieesser . .

Die Gestalten der Waldläufer und Händler tauchen auf: der typische Amerikaner hockt mit dem Notizbuch neben dem Kanadier, weissröckige Juden, Eskimos auf Walschiffen, Bärenjäger, Krämer und Helden. Der Begründer einer Weltfirma von heute fuhr im Anfang des Jahrhunderts mit einem Wagen durch die Vereinigten Staaten und tauschte Felle gegen Blechwaren. Biber und Otter waren die Ladung, für die Könige den Entdeckern neuer Weltteile herzlicher dankten als fürs patriotische Hissen der Flagge im neuen Gebiet, Engländer standen in schwedischen Diensten, belgische, portugiesische Emigranten wurden Agenten industrieller Unternehmungen, bei denen die Flinte mehr galt als die Schreibmaschine, die Hudson-Bay-Company — der Mann, nach dem sie heisst, ging elend im arktischen Gebiet ausgesetzt, eingefroren zu Grunde —, diese imponierende Pelzorganisation, hat noch heute hundertdreissig feste Forts, richtige kriegerische Befestigungen, um jedes Jahr die dreiviertel Millionen Felle aller Arten und Moden importieren zu können. Und ihr Wahlspruch, wie der so und so vieler Männer, die diesem Leben, halb Jagdlust, halb Spekulation verfallen sind, heisst: pro pelle cutem — fürs Fell lass ich die Haut. Das H B C der Firma bekam aber die Deutung Here Before Christ, weil der englisch-amerikanische Gedanke des Imperialismus von dieser Pelzfirma so durchgehalten wurde, dass kein Winkel der Erde entdeckt werden konnte, ohne dass diese Herren sagten: Das ist unsere Domäne, hier waren wir schon früher, schon vor dem Herrn Jesus Christus. Kolonialpolitik von Nomaden.

Die Regelung von Schussrecht und Schonzeit, Zucht, das Bezahlen mit Schecks, die berühmten Londoner Auktionen, wo

„lots“ (Lose, Partien) versteigert werden, das telegraphische Verkaufen, das heute üblich ist, all das sind ja Dinge des späten 19. Jahrhunderts. Sogar im staatlichen Verkehr, auf der Post, tauschte man noch vor fünfzig Jahren Felle, gegen Briefmarken sozusagen. Und die festen Tarife des 18. Jahrhunderts sind ganz lustig: Für einen Biber gab man ein halb Pfund weisse, ein Viertelpfund farbige Glasperlen oder ein Pfund Zwirn. Für ein Paar Hosen bekam man drei Biber, aber man musste schon zwei Brillen, zwei Spiegel hergeben, um einen Biber zu kriegen. Das steht im gedruckten Tarif von 1733; 1863 ist eine Flinte zwanzig Biberfelle wert, für sechs Tonpfeifen bekommt man ein einziges. Alles zusammen aber zahlt man für Pelz soviel Pence wie man Pfunde bekommt, also mehr als das Dreihundertfache.

Durch Krieg oder Einfalt, Brutalität oder Weitsicht wurde man reich und vernichtete ganze Tierrassen. Die Seeotter ist vertilgt worden, das Chinchillafell musste so selten werden, dass von zehntausend „echten“, die in den Handel kamen, nur sechshundert ganz wirklich echt sind, bis man jetzt an Schonzeiten und Aufzucht denkt. Der Emir von Buchara, von wo die Teppiche und die Märchen kommen, ist jetzt einer der grössten Pelzzüchter der Welt. Er züchtet die Persianerjacken. Aber weniger poetische Namen sind für den Pelzhandel bedeutend gewesen; die Ullmann, Markus, Oppenheim, die auf dem Brühl in Leipzig bei der grossen Messe das grosse Wort hatten. In Leipzig werden jetzt für zweihundert Millionen Mark Pelze gehandelt, vor fünfzig Jahren war der Umsatz sechs bis acht Millionen Taler. In Berlin sind an der Modeausarbeitung alljährlich fünftausend Menschen beteiligt, und vierzig Millionen Mark bringt dieser Betrieb ins Rollen. Die Gesamtziffer der Felle zu nennen, die jetzt gejagt, verarbeitet, gekauft werden, hat wenig Sinn. Vielleicht tröstet's aber jemanden, der keinen Blaufuchs hat, wenn man ihm versichert, dass unter den etwa siebenhunderttausend Fellen, die durch die eine Hudson-Bay-Company im Jahre 1910 auf die Londoner Auktionen kamen, nur siebzehn Blaufüchse waren. Bisam aber allein, der schäbige Bisam natürlich 542 000, an zwanzigtausend Hermelinfelle, dreizehnhundert Skunks. Ueberhaupt, kaum hundert Löwenfelle werden im Jahr erbeutet, was helfen mir da die tausend Eisbären? . . .

Seal, Seal aber ist der Ruf des Lebens. Sealjacken oder wenigstens Sealkragen zu falschem Sealfutter. Es ist die brave Bärenrobbe der Inseln des Stillen Ozeans, die diese Pracht hergibt. Seal ist Seehundsfell. Und da so viele Damen und Herren von ihrem falschen Seal zu echtem die Sehnsucht wandern lassen, schenke ich dem schnurr-

bärtigen, treuäugigen Tiere einige Worte, was billiger ist, als einer jungen Frau einen Sealmantel (Fasson wäre Nebensache aber echter, echter Seal!) Und es wird mir leicht, weil die Pelzseehunde ein amüsantes Leben führen — bis man sie umbringt. Natürlich, wenn's ihnen am besten geht. Sie wohnen zwischen Alaska und Kamtschatka im Wasser zwischen vulkanischen Klippen. Und wenn sie Liebe spüren, gibts Seal. Das geht so zu. Im Frühjahr erscheinen die Seehunde, die alten, dicken Herren, und man sucht gute Strandplätze. Im Juni kommen dann die Weiber (der Seehunde). Und die Bullen legen sich Harems an, unersättlich, polygam, unmoralisch, Mormonen ohne religiöses Dogma oder Schamgefühl. Kaum dass ein Männchen sein Liebesglück hat, sucht er ein neues, und die Seehundsdame, die er eben beseligt hat, wird ihm zu neuer „Erotik" genommen. Dabei geht's heftig zu. Zehn bis zwölf Weibchen — Menschen, für die Phantasie eine Quantitätsfrage ist, sagen sogar hundert — nimmt der Don Juan Seal, weniger als drei oder vier hat kein ordentlicher Seehund. Nur wer noch nicht, oder nicht mehr beissen kann, liegt hoch oben auf der Klippe und sieht ins blutige Meer hinunter. Fabelhaft aber ist, wie rasch unsere Seals Kinder bekommen und neue amours beginnen können. So geht's vom Juni bis September. Dann schwimmen die Männchen von den Inseln weg. Familiengefühl haben sie nicht, und nach einem Monat wandern auch Weibchen und junge Seals ins offene Meer, und alles verschläft den Winter. So weit wäre alles gut. Im Juli aber, wenn die Felle der Generationen schön werden, fängt die Jagd an. Keine erwünschte Vorstellung für Sentimentale. Aber die Jacken, die Mäntel, die Muffe sind schön . . .

W. Fred.



Der Druckknopf

Seriöser Dialog über einen scherzhaften Gegenstand

Von **ALFRED ALBIN**

Kommilitone und Kommilitonin. Das Kolleg ist zu Ende.

Sie: Was Professor X über Michelangelo sagte, war doch aussergewöhnlich fein. Er ist wirklich ein glänzender Analytiker.

Er: Ich bedaure sehr, so wenig gehört zu haben.

Sie: Sie hatten geschlafen!

Er: Das nicht. Ich habe über die Frauenfrage nachgedacht.

Sie: Frauenfrage . . . Michelangelo . . . dachten Sie an die Frau in Michelangelos Leben? An Vittoria Colonna?

Er: Offengestanden, nein. Es war viel alltäglicher. Ich habe diese Frage gleichsam von ihrer Rückansicht geprüft. Vor mir sass eine Kollegin, an deren Bluse ein Druckknopf aufgegangen war. Der dritte vom Kragen an gerechnet. An der Stelle klaffte die Bluse etwas auseinander. Man sah zwar nichts weiter. Ein Streifchen Weisses, bei dem man sich absolut nicht das geringste denken konnte, war alles. Aber es regte mich zu ernsthaftem, sehr ernsthaftem Nachdenken an. Professor X hatte gut reden über den Stil Michelangelos. Er sah den Druckknopf nicht.

Sie: Sie faseln! Kann denn ein vernünftiger Mensch durch eine so lächerliche Bagatelle zu „ernsthaftem Denken" angeregt werden?

Er: Ihr Zweifel verpflichtet mich, nichts zu verheimlichen. . . Eben als Professor X von Donatello auf Michelangelo überleitete, fiel mir ein, ob die Dame, welcher dieser unfolgsame Knopf zugehörte, sich wohl sehr für Michelangelo interessiere? Jedenfalls aber würde ihr der Druckknopf von grösserem Interesse sein, wenn sie wüsste, dass er offen steht. Es wäre auch unverantwortlich von ihr! Die Gleichung Michelangelo = ein Druckknopf will Ihnen lächerlich vorkommen? Sie ist aus dem Leben. Denn welches Ungeheuer von Weib müsste es sein, das mit Bewusstsein die ganze Aufmerksamkeit Michelangelo zuwenden könnte, während es einen Druckknopf im Rücken offen weiss! Es muss also wohl Michelangelo für eine Weile sorgenvolleren Gedanken Platz machen. . .

Sie: Sind Sie fertig?

Er: Ich habe eben erst angefangen. Leider schien nämlich niemand den widerspenstigen Knopf gewahr zu werden. Seine Besitzerin am wenigsten. Natürlich. Aber eine Kollegin hätte sich erbarmen können. Doch niemand half, und die Frauenfrage blieb offen.

Sie: (stumm wütend)

Er: Ich würde vorschlagen, einen Verein zur Bekämpfung heimtückischer Druckknöpfe zu gründen. Dem Anschein nach besteht schon ein solcher Verein, denn Ihre Kolleginnen treten nur paarweise auf. Aber er gibt sich leider nicht mit praktischen Dingen ab. Die Kommilitoninnen suchen Schutz, Hilfe vor den feindseligen Blicken der Kommilitonen. Warum so schüchtern? Sie sind es doch der Theorie nach so wenig!

Sie: Finden Sie es etwa nobel, wie Ihre Kollegen uns entgegekommen? Wo ist die berühmte Ritterlichkeit? Man sagt, die Männer seien uns überlegen. Wer zeigt denn diese Ueberlegenheit tatsächlich — im Benehmen? Das Betragen der Kommilitonen gegen uns scheint mir ein geistiges Armutszeugnis.

Er: Lesen Sie manchmal die Namen, welche in die Pulte eingeschnitten sind?

Sie (wegwerfend): Sie meinen die Hanna, Trude, Lotte, die da in Holz verewigt werden?

Er: Welche tiefe Verehrung des Weibes! Kann Sie das nicht etwas milder stimmen?

Sie: Ist damit etwa der ostentative Hass Ihrer Kollegen gegen uns entschuldigt?

Er: Wie können Sie sich darüber aufregen! Sie müssen sich doch sagen, dass nur diejenigen Sie feindselig ansehen, die von Ihnen eine reale Konkurrenz zu befürchten haben. Also alle die, deren Arbeit Sie auch leisten können . . .

Sie (unterbrechend): Sie geben also zu, dass wir dieselbe Arbeit leisten können wie Sie!

Er: Gewiss! Obgleich sich die Mehrzahl meiner Kommilitonen mit Händen und Füssen dagegen sträuben wird. Aber die Frage des Druckknopfes ist damit noch nicht erledigt.

Sie: Lassen Sie den Druckknopf in Ruhe.

Er: Bemerken Sie nicht, dass ich das Betragen meiner Kommilitonen eben dadurch entschuldigt finde, dass sich eine exquisite Höflichkeit dahinter verbirgt, die weit mehr ist als Ritterlichkeit: die Anerkennung Ihrer gleichwertigen Arbeitskraft. Worüber beklagen Sie sich also? Solange Sie sich noch um das Benehmen Ihrer Kollegen bekümmern, sind Sie nicht

Kommilitonin genug. Konkurrentin sein und noch Rücksicht verlangen — das ist zuviel!

S i e: Also gibt es nur zweierlei: höflich sein und uns unterschätzen (ich danke für diese Artigkeit), oder uns wie Kollegen, d. h. rücksichtslos behandeln . . ?

E r: Entweder Sie wollen als Kommilitone oder Sie wollen als Weib betrachtet sein. Beides zugleich gibt es nicht.

S i e: Demnach scheinen wir die Männer immer noch zu hoch einzuschätzen. . .

E r: Es gibt doch noch eine Möglichkeit. . . Wer nämlich Ihre Arbeit, des Druckknopfes wegen, nicht zu fürchten hat, für den sind Sie gar keine Kollegin, sondern das, was Sie im Grunde sind und immer waren. Er darf also a u c h artig sein. Gestatten Sie mir deshalb, dass ich Ihnen diesen unseligen Druckknopf endlich schliesse.

S i e (erschrickt, behält jedoch das letzte Wort): Die Frauenfrage schliessen Sie aber damit noch nicht!

HOF- UND THEATERNACHRICHTEN

Die Kaiserin und der Kaiser waren gestern im Königlichen Schauspielhaus. Man gab Hugo Lubliners köstliches Lustspiel „Die glückliche Hand".

Auch der Kronprinz ist soweit wieder hergestellt, daß er am gleichen Abend das Theater besuchen konnte. Er sah sich im „Kleinen Theater" Thomas köstliches Lustspiel „Lottchens Geburtstag" an. In Wien hätte der Kronprinz diesen Genuß sogar „zu Hause" haben können. Dort wird — Herr von Berger ist eben ein aufrechter Mann — die Hebammengeschichte Thomas im k.k. Hofburgtheater gegeben. Allerdings eine kleine Konzession mußte der freimütige Thoma den Komtessen des Wiener Hoftheaters machen: Eine Hebamme darf auf dieser Bühne weder wandeln noch auch nur genannt werden. Die Komtessen glauben an den Storch. In Wien ist die weise Frau also eine Elevin der gynäkologischen Klinik. Unter diesem Titel darf sexuell aufgeklärt werden, und Thoma ist des Lebens froh. Er hat's besser als der Dichter, dem ein früherer Burgtheaterdirektor das Stück ablehnte, weil es dieses Jahr schon ein uneheliches Kind im Repertoire gegeben habe, und mehr wie eins ertrage das Sittlichkeitsbudget nicht.

Im „Lokalanzeiger" (oder war's die „B. Z."?) aber lasen wir und konnten dann ruhig schlafen, daß die Amme des neugeborenen Kronprinzenkindchens zwar eine Spreewälderin sei, aber eine verheiratete Frau. Ja, können denn überhaupt unverehelichte Spreewälderinnen sich diesem Berufe weihen?

WAHLVERSAMMLUNG

Berlin SO. Eng an den weitgespannten Bogen der Hochbahn. Ein Schimmer vom Lichte der Züge fällt noch in die nüchterne Gasse. Auf der einen Seite das weiss-schwarze Riesenplakat eines Kientopps „Der Liebe sündhafte Gewalt"; auf der anderen der „Märkische Hof". Ruhe draussen, Stille bis an die Schwelle des weiss-goldenen Saales, wo der sozialdemokratische Kandidat seine letzte Rede vor dem Wahltag hält, die letzten Flugblätter und Weisungen ausgegeben werden. Das Lokal ist voll, mäuschenstill horchen junge und alte Männer, bleiche Mädchen und weisshaarige Frauen dem wissenschaftlichen Anschauungsunterricht, der hier als wirksamste Agitation gegeben wird. Nur Toren, Weltfremde erwarten, dass eine berliner sozialdemokratische Wahlversammlung ein Spektakelstück sei, das Publikum „interessant". Der eine hat einen Kragen um, der andere nicht. Die Biergläser stehen halbvoll da, die Kellner gehen ruhiger als sonst zwischen den Tischen herum, auf die Spiegel, die eine Wand des Saales, wo sonst getanzt wird, Vereine sich vergnügen, schmücken, hat der Rauch der Zigarren einen Nebel geworfen, und in der kleinen Nische, die sonst Bühne ist, steht ein rot gedeckter Tisch, darauf Selterwasser; der erste Redner erzählt, was alle schon wissen. Er prägt ihnen ein, was sie in dieser Woche wiederholen sollen, und sie hören zu mit der Unbewegtheit der schon vorher Ueberzeugten. Keine Aufregung. Ernst, Ordnung. Einer rothaarigen, wohl fanatischeren Zuhörerin ist, was der Redner von der Volkskrankheit des Hungers sagt, von Verelendung, vom Schutzzoll, der auf jedes Laib Brot so und so viel Pfennige legt, zu zahm. Sie trommelt nervös mit den Fingern, aber hält Disziplin; es ist ja 1912 — das Jahr der Taktik. Man denkt an die Zeiten, wo jede sozialistischen Rede Erschütterung, revolutionäre Wut, utopistische Träume brachte — — „Wir versprechen kein Schlaraffenland" sagt der Referent. Ein anderes System, unser Bestimmungsrecht, billige, gute Nahrung, Wohnung . . . Und so weiter. Statistik. Anschauungsunterricht. . . Durchschnittserwerb. . . Durchschnittsverbrauch. Zwei Mark 45 sind zu wenig für eine Familie, die Wissenschaft sagt . . . Einzig und allein die Kandidaten der Sozialdemokratie aber werden . . . Kaum, dass ein paarmal die Stimme des Mannes laut wird, heftig nie. Und wenn er billige Witze macht, lächeln die Leute nur höflich, wie wir's in Gesellschaft aus Anstand tun. Etikette der Parteidisziplin. Die fühlt man in jeder Sekunde, jedem Worte, jeder Bewegung. Der zweite Redner des Abends kommt, der Kandidat des Wahlkreises. Noch ein paarmal sagt der Referent „Einzig und allein" . . . Dann kommt der Mann zu Wort, den die Partei diesen Arbeitern, Kleinkaufleuten, Gewerkschaftlern bestimmt hat, für den sie agitieren, wählen, hoffen werden. Nicht weil's Der ist, sondern weil er der Mann ihrer Forderungen, ihrer Erwartungen, ihr Major ist. Kein Berliner, auch keine Parteiberühmtheit. Ein Realpolitiker des Sozialismus. Schärfer, klüger, für die Fortgeschrittenen sozusagen spricht nun der Kandidat. Sein Ton ist härter, seine Art gelenkiger. Rednerwirkung sucht er nicht. Die Wirkung, die er will, ist ihm gewiss: Organisationsarbeit, eindringliche Agitation in allen Kreisen, zu denen der braune Bursch da, der weissbärtige Greis dort, die stämmige alte Frau mit der Brille, der hartblickende Mann ganz vorn, der keinen Blick vom

Sprecher lässt, irgend Beziehung hat. Wiederum Tatsachen, Anschauungs-, Elementarunterricht der Politik. Ruhe, Ordnung, Sachlichkeit. Eine klügere Variation des Themas: „Einzig und allein die Kandidaten der Sozialdemokratie sind, werden, haben . . .“ Gegner, die sich zum Wort melden? Zweifler, die überzeugt werden müssen? Es gibt keine. Die Leute im weiss-goldenen Saale, wo neben der Rednertribüne das Plakat des Wirtes hängt: „Achtung . . . Achtung . . . Der Apachentanz, sowie ähnliche . . . dem Anstandsgefühl widersprechende . . . verboten“, wissen, was sie zu wollen haben. Wissen, was sie zu denken haben. Wissen, was sie zu tun haben. Nur eine kleine Ueberraschung, die in der Versammlung übrigens kaum ein Genosse merkt. Der Krieg wird nicht mehr wie einstens ironisiert. „Wenn es sein muß, wird das Volksheer . . . die Brüste den Feinden . . .“ Der Ton ist 1912. Wahlpolitik? Natürlich, aber auch Ausdruck, Symptom derselben Stimmung, die im Kinematographentheater den Manöverfilms, im Deutschen Theater einem Offizierstück Rührung sichert . . . Das ist doch sonderbar . . . Halb zwölf. Das Hoch auf die Partei. Stark, sicher, aber ohne Uebertreibung. Die Leute gehen ruhig fort oder holen sich noch Anordnungen für den Kampf, das Vorpostengefecht, wie der Kandidat den 12. Januar in absichtlicher, fast ironischer Mässigung genannt hat. Pathos . . . nein; keiner zweifelt ja, dass einzig und allein die Kandidaten der Sozialdemokratie . . .

EDITH

Es gibt unter anderen guten Dingen einen „Reichsverband gegen die Sozialdemokratie“. Sein Programm ist „Aufklärungsarbeit“. Seine Tätigkeit Schnorrerei. Und zwar recht einträgliche. Herr Harmsen, Herr Geyer neben anderen Herren „von“ verschaffen sich Empfehlungsschreiben von geheimen Kommerzienräten und anderen opferwilligen Menschen, dann kriegen sie Geld von Industriellen und das, na das verbrauchen sie eben fidel und sinngemäss. Edith ist aber ihre Muse. Edith? man denke nicht etwa an ein spiritistisches Medium; der Name trügt. Sie ist Lieblicheres, die „Bekanntschaft“ eines der Herren von dieser hochpolitischen Zentrale. Man erfährt das aus einem Pack Briefe, den der „Vorwärts“ veröffentlicht hat, und in dem Herr Harmsen Herrn Geyer gelegentlich seine Edith vorwirft. Ein undankbarer Mann, dieser Bekämpfer der Sozialdemokratie. Im schönen Monat Mai schreibt er noch in lustreicher Erinnerung: „Ich war bei unserer Trennung ganz voll — — Ist E. bei Ihnen? Herzlichen Gruss an Sie und Edith.“ Und als der Mai zum Juli wird — noch sind nicht einmal die kalten Winterstürme da — wirft er dem Geyer schon vor, „dass er seine Bekanntschaft überall mitnimmt“. Ja, wo soll denn die herzlich gegrüsste Edith bleiben? Und ausserdem, Geyer hat ihm doch versichert, „dass seine Bekanntschaft für sich selbst sorgt“ (Nicht jeder kann das von seiner. . . .) Aber nicht genug, dass Harmsen nicht nett mit Edith ist, auch Geyer lässt sie gelegentlich festsitzen; weil die niederrheinischen Industriellen nicht pünktlich zahlen, wahrscheinlich. Das ist, bekennt Fritz Geyer aufrichtig, zwar „von ihm nicht anders erwartet worden . . Die Sache ist

mir hauptsächlich Deinetwegen peinlich". Trotzdem, er hat wahrlich Grund, Harmsen Vorwürfe zu machen. Ohne Vorschüsse bekämpft man eben die Sozialdemokratie nicht. Und wer's nicht dazu hat, Geyer in Politik reisen zu lassen, wer ihn habgierigen Oberkellnern ausliefert, „dass er sich vor Angst nicht mehr rühren kann", dass Harmsen schreiben muss „und kann ich Ihnen nur mit denselben Worten antworten" — der soll eben den Landräten keine Konkurrenz machen. Ganz abscheulich muss ich es aber finden, wenn Harmsen es „eine grosse Kühnheit, die Ihnen jedoch eignet" nennt, dass Fritz in 14 Tagen 200 Mark kleinkriegt. Zwei blaue Lappen. Mit der herzlich gegrüssten Edith und der Trennung, nach der Harmsen ganz voll ist . . . Diese Staatsmänner sind doch weltfremd. Man begreift, dass Geyern die Sache schliesslich zu dumm wurde, und er seiner Edith einen Brief an die Staatsanwaltschaft gegen Harmsen und den Reichsverband zur beliebigen Verwendung gab. Besonders für den Fall, dass er verhaftet werden sollte; Gott, man muss in dieser Welt mit allen Möglichkeiten rechnen, und jedem kann ein Ziegelstein auf den Kopf fallen; fernerhin kann auch der Beste nicht in Frieden (und mit Edith) leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht . . . usw. Zum guten Ende aber: die Entrüstung des „Vorwärts" kann ich nun einmal nicht teilen. Wenn von 1705 Mark, die Stahlindustrie, Eisenbau, Henkels und andere für die Zentrale hergeben, Geyer und Edith nur 510 verbrauchen, so ist mir das viel zu wenig!

WAS MAN ALLES SCHREIBEN UND DRUCKEN LASSEN DARF

Zwei liebwerte und sympathische Kollegen von der Presse hatten über eine Sache verschiedene Meinungen. Der Herr von der „Post" (ja, die gibt's) wollte, dass Deutschland Südwestmarokko bekommt, und der Herr von den „Grenzboten" (ja, die gibt's wohl auch) glaubte, wir könnten auch so leben. Das drückte der Politiker der einen Seite so aus: „die „Post" und dazu noch die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" und die „Tägliche Rundschau' seien „Mannesmannspresse", führen die öffentliche Meinung irre, und man werde die Fäden, die von den Gebrüdern Mannesmann zu diesen Journalisten führen, aufdecken" ; der von der anderen so : dies sei „niederträchtige Verleumdung", „Charakterlosigkeit", „Niederträchtigkeit" und anderes mehr. Und da der Herr Redakteur Müller von der „Post" seine Weisheit aus einem Telephongespräch eines Kollegen mit einem Legationsrat im Kolonialamt hatte (ich sage immer: Man soll nicht telephonieren), Herr Cleinow von den „Grenzboten" diese Inanspruchnahme des kaiserlichen Fernsprechamtes nicht für ausreichenden Grund zu der immerhin ein wenig heftigen Kritik hielt, die in den Worten „Niederträchtigkeit, Verleumdung, Charakterlosigkeit" liegt, wurde geklagt. Aber der Freispruch des Schöffengerichts Berlin-Mitte gibt uns die erfreuliche Gewissheit: Derlei darf man nicht nur am Caféhaustisch oder so unter Mitgliedern eines standesbewussten Presseverbandes sagen ; man darf's schreiben, drucken lassen. Denn der § 193 billigt bei solchem Tun dem

Herrn den „Schutz berechtigter Interessen" zu. Dieser § 193 ist zu schön. Und je mehr Leute freigesprochen werden, desto besser. Nur ein leiser, banger Zweifel: Wird der Paragraph auch in Anwendung gebracht, „stets und unentwegt", wenn der angeklagte Redakteur Sozialdemokrat, der Kläger preussischer Schutzmann ist? Dürfen auch Dichter in Wahrung berechtigter Interessen — ihnen sind's künstlerische — so prägnant und pointiert sich ausdrücken? Und wie war's mit den angeblichen Meineiden der Essener Bergarbeiter? Hätte man nicht auch für Die, selbst wenn sie, an Leib und Seele bedrängt, unter dem Druck des Eides Worte gesagt hätten, die nicht sogenannte „Wahrheit" gewesen waren, lieber die „berechtigten Interessen" gelten lassen sollen als sie zu rund 19 Jahren Zuchthaus verurteilen? F.

Wir bitten, Mitteilungen und Beiträge nur:
An die Redaktion, Berlin W. 10, Victoriastrasse 5, zu adressieren.
Bei umfangreicheren Zusendungen ist vorherige Anfrage notwendig.
Sprechstunde: An Werktagen, mit Ausnahme des Montags, 1—3 Uhr, Berlin W., Victoriastrasse 5.

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Damm, Berlin-Wilmersdorf.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Verlaine

Von HERBERT EULENBERG

Dies Bild von ihm sei dem, der ihn am meisten uns Deutschen vermittelt hat, Stefan Zweig, zugeeignet.

„Vieles hab' ich von Dichtern geschaut und erlebt", pflegt der Neckar wohl bei seiner Vermählung mit dem Rhein zu erzählen: „Den jungen Schiller sah ich an meinen Ufern herumspazieren und seine gefühltesten Verse in meine eilenden Fluten hineinphantasieren. Und Schubart, der in jedem Gedicht einen Tyrannen abschlachtete, schrie und schwäbelte mir oft seine Lieder vor, eh' er sie niederkratzte. Und Hölderlin lallte an meinen Gestaden seine zerbrochene Seele aus. Und Lenau fischte, mir nachschauend, faustische Gedanken aus meinen Wassern. Aber niemals hab' ich Seltsameres und Verkehrteres miterlebt, als jenes unheilvolle Paar, das an einem Februarabend des Jahres 1875 nach der menschlichen Zeitrechnung an meinen Ufern bei Cannstadt vorübertrottete. Der eine war ein kräftig wie ein Ringkämpfer aufgebauter sehniger junger Schlacks von kaum zwanzig Jahren. Er trug einen dicken braunen Bambusstock in der Hand, und ebenso frech und frei ein wildes verderbtes und verlebtes Kindergesicht auf dem Hals. Er hieß Arthur Rimbaud und hauste seit ein paar Monaten als französischer Sprachlehrer in Stuttgart für die Söhne eines dortigen Arztes, der nicht die geringste Ahnung davon hatte, welch eine bunte Giftschlange er in diesem sich harmlos und gefällig gebenden jungen Franzosen beherbergte. Der andere, der zehn Jahre älter war, aber wie ein Greis an seinem Knotenstock neben diesem grossartigen Gassenjungen einhertrippelte, hatte den Schlapphut von seinem mächtigen Schädel gezogen, der von vier Flaschen Kognak glühte, die sie beide zusammen nach einem stundenlangen Weingelage noch auf ihren Magen und ihren Geist gegossen hatten. Der warme Tauwind spielte mit den paar Locken,

---

Die bekannteste Ausgabe Verlaines stammt von François Coppée. Eine sehr gute Auswahl der Lieder Verlaines, die wohl kaum jemals recht übersetzt werden können, hat im französischen Urtext jüngst der Verlag Ernst Rowohlt in Leipzig in einem wunderschönen Druguлindruck besorgt.

die noch an seinen Schläfen und seinem Nacken wie die letzten Blätter an einem welken Baume hingen und kühlte liebkosend eine der höchsten Stirnen, die je der Weltgeist unter Mens hen aufgetürmt hatte.

Es war Paul Verlaine, der fluchbeladene Dichter, der im Zeichen Saturns, des fahlen unglücklichen Gestirns geborene Sänger des Mondes, der Wollust und der Wehmut. Während sein wilder grosser grober Kamerad oft auf den Boden schaut und die Wege wählt, die sie ablaufen, starrt er mit seinen kleinen unendlich traurigen Augen, die immer tiefer in den Schädel gerutscht sind, je mächtiger die Stirne sich gewölbt hat, unfest und schwankend in die Luft vor sich, fast wie ein Blinder, der sich vertrauensvoll von einem geriebenen Kerl durchs Leben führen lässt. Sie redeten in einem ganz ungewöhnlichen Französisch heftig auf einander los. Sie schienen sich jene zarte geschliffene Sprache wie Kannibalen, die sie erlernt haben; plump und ungefügt zurecht gelegt zu haben. Vielleicht taten sie es, um dieser alten, abgerittenen und allzu dressierten Sprache neue Reize beizubringen. Vielleicht verriet sich darin nur ihre gemeinsame Herkunft aus den schwerfälligen östlichen und fast noch deutschen Provinzen Frankreichs. Denn der eine, Rimbaud, war in Charleville bei Sedan, ein paar Stunden von der belgischen Grenze geboren. Und Verlaine stammte aus Metz, der nun verlorenen Stadt, in der jetzt die Kinder Deutsch lernen mussten und mit Lessing statt mit Lafontaine aufwuchsen. Folgendermassen aber war die letzte kauderwelsche Unterredung der beiden modernen französischen Poeten, die sie am stillen Ufer des schwäbisch sprechenden Neckars miteinander führten:

„So höre doch zu!“ hub Verlaine an: „Wir wollen uns in Jesus Christus wieder lieben! Wie die Kinder wollen wir vor ihm werden, die er so sehr geliebt hat! Hand in Hand lass uns wieder durch die Länder ziehen und ihn und seine Güte und Liebe preisen! Wie seine Werber wollen wir ihm Seelen in den grossen Städten sammeln. Wie ein Waffenruf zu den himmlischen Schlachtfeldern, wo blaue und bleiche Engel auf Schildern getragen werden, sollen unsre Lieder gleich den zerrissenen Klängen einer Zinke aus uns strömen. Und Gott wird uns segnen mit dem Oel und dem Feuer, mit dem er die Propheten und die Apostel erfüllt hat, und wir werden die Wonne der Auserwählten geniessen! O, er ist mir oft erschienen in meiner kahlen engen Stube in dem belgischen Gefängnis zu Mons, in dem ich zwei Jahre wie ein Cistercienser nudus et pauper in der Zelle gelebt habe! Von dem kleinen Kruzifix an der Wand, vor dem ich schluchzend auf meinen eklen Knien herumkroch und ächzte, stieg er dann herab,

ganz gross. Er zog seine blutenden Hände seufzend aus den Nägeln und legte sie mir sanft auf die Schultern — —

„Hör auf, Loyola!“ schrie nun Rimbaud dazwischen, wie er schon oft in die frommen Worte hässlich hineingelacht hatte: ‚Lass Dich wieder einsperren, armer Lélian! Du gehörst nicht in die heutige vernünftige Welt hinein. Schiess noch ein paar Mal auf mich wie damals in Brüssel, auf dass ich dich wieder auf zwei weitere Jahre der Polizei und dem Gefängnis anvertrauen kann. Nur meine Hand darfst du mir nicht mehr verletzen, du Schuft! Verstanden! Ich habe sie zum Arbeiten nötig, musst du wissen, nicht mehr zum Schreiben. Es ist genug in der Welt geschrieben worden. Viel zu viel jedenfalls. Die Taten sind darüber ausgestorben. Kein Grashalm und kein Stern wächst mehr, der nicht schon bedichtet worden ist. Auch du hast deinen Teil genug geschmiert. Zwei bis drei Dutzend guter Gedichte, mehr kriegt das grösste Genie nicht fertig, und wenn es so alt wie dieser zahnlose Goethe würde. Und du spuckst täglich deine fünfzig Reime aus. Hör auf zu dichten, Verlaine, eh' es nicht mit dir aufhört und du Verse für den Figaro zu Ehren eines toten Präsidenten oder zu einer jüdischen Hochzeit oder zur Eröffnung einer neuen Eisenbahnlinie oder eines literarischen — oh! lala! — Kabaretts herausquetschen musst!“

„Werden die Heiligen müde, den Gekreuzigten zu singen und seine Wunden und Wunder zu preisen in alle Ewigkeit?“ fing der andere wieder an: „Hat die Seligkeit des Gottanschauens ein Ende, ist nicht alles vor ihm weiland und jüngst, ‚jadis et naguère‘,“ wiederholte er träumend: „Lass dich von ihm segnen, du mein unseliger Jünger! Entwinde dich ihm nicht! Er ist stärker als selbst du. Gib dich ihm hin, wie du bist, und lerne die Wonnen der Reue fühlen! Er wird dir die Spuren deines früheren Lebens von der Stirne wischen und den Angstschweiss, der hinter der Wollust kommt. O welche Süsse liegt darin, unser lasterhaftes Haupt in den Schoss der Mutter Maria zu bergen und ihr all unsern Unrat zu beichten! Auch du wirst dies erfahren früher oder später, wenn du Tag und Nacht weinen wirst wie ich dort im Gefängnis, Tag und Nacht, hörst du, unaufhörlich, und in heissen Tränen allen Schmutz von deiner Seele schwemmst!“

„Schluss! Schluss! Halt's Maul!“ unterbrach ihn Rimbaud wieder wütend, „mit deinem Quäckergeschwätz, das du dir hinter den schwedischen Gardinen angewöhnt hast! Lass mich zufrieden damit! Ich tauge nicht zum Wanderprediger. Du langweilst mich mit deinen methodistischen Reden. Pouah! Mir wird übel davon! Die Mutter Maria, das ist etwas für Kleinkinderbewahranstalten und für Kommunikanten oder für Bauerngebetbücher. Und

Christus, dieser ewige Energiendieb, passt in unser Jahrhundert noch schlechter als in alle vergangenen! Als ob du lange fromm bleiben könntest, du brünstiger Bänkelsänger du! Ich wette, zwei Kilometer vor Paris fängst du wieder an zu schweinigeln. Ich kenne uns doch, du brauchst nicht mit mir wie mit deinem katholischen Verleger umzuspringen, du Reinecke Fuchs. Wir haben doch fast zwei Jahre zusammen Vagabunden gespielt, ehe du Jesuit wurdest und im Zuchthaus deine ersten Weihen empfingst."

„Welch eine Zeit!" begann Verlaine zu phantasieren. „Weisst du noch, wie wir zuerst aus dem bürgerlichen Käfig ausbrachen? Ich hatte lange genug den zahmen Mann im Zoologischen Garten des Pariser l'Hotel de ville gespielt und den langweiligen Ehe- und Ehrenmann. Und wie wir in Arras zuerst Station machten und das ganze Bahnhofsbüfett wie einen Hühnerstall in Verwirrung brachten mit unsern Geschichten von Wechselfälschungen, Einbruchsdiebstählen, verführten Jungfrauen, patentierten Dietrichen, nachgemachten Banknoten, Gefängnismeutereien und abgeschlachteten alten Tanten. Bis schliesslich zwei Gensdarme kamen und uns aus dem vor Angst zitternden Menschenknäuel, dem die Bouillon vor Entsetzen im Halse kleben blieb, auf das Rathaus führten. Und dann das Verhör dort, als du zum Schein schluchztest und schriest wie ein Schwein, das abgestochen werden soll, und ich wie Coquelin und Talma zusammen deklamierte: „Citoyens! Nous sommes innocents. Nous prrotestons contrrre ce trrrraitement affrrrrreux!" und nun die r wie in der Theaterschule rollen liess. Fichtre! Welche Lust, ein Gassenjunge zu sein! Und wie wir dann weiterzogen durch Belgien zu Fuss wie zwei Stromer, an Charleroi wie am Inferno vorbei, weisst du noch:

„Sites brutaux!
Oh! votre haleine,
Sueur humaine,
Cris des métaux."

Und dann nach Brüssel und nach London, wo wir den karierten Kaffern und den blonden Mädchen, die wie die Engel und „les ingénus" herumlaufen, Sprachstunden gaben und dazwischen uns wie Taschenspieler unsere Unanständigkeiten im Montmartredialekt zuwarfen, von denen sie keine Ahnung hatten."

Aber Rimbaud schien selbst in Gedanken keine Lust mehr zu haben, diese oder eine ähnliche Zeit nochmals wieder durchzuleben. „Du hättest daheim bleiben sollen, Paul Maria Verlaine!" sagte er so ernst, als er überhaupt sein konnte, „bei deinem Stadt-

pöstchen, deinen grünen Akten, deiner kleinen Rente, deiner ewig schwarz gekleideten Mama, die noch im Todesstündchen für dich beten wird, und bei deiner sauer gewordenen abgestandenen Frau und deinem kleinen Georg mit den bedreckten Windeln! ‚Ich bin dein böser Genius geworden', wie der langweilige Leconte de Lisle singen würde, als ich in die geordneten Regale deines braven Lebens einbrach und deine ganzen guten Papiere durcheinander schmiss. Du hättest ein Beamter bleiben sollen, du Offizierssöhnchen, wie dieser Pedant Mallarmé. Die Beschränktheit dafür wär' dir mit den Jahren gekommen. Du hast eine Kette nötig, du alter Köter. Und je kürzer, je besser für dich.

Es war ein dummer Jungenstreich von mir, dich loszubinden und in die Freiheit mitzunehmen und dich durch Spelunken und durch die ‚Halbwelt', wie dieser blöde Bürger Dumas sie genannt hat, die viel mehr ist als die Welt der Ganzen, mit mir zu schleppen, bis deine ererbten 30 000 Francs beim Teufel waren."

„Wie eine wahnsinnige tolle Jungfrau bin ich dir gefolgt, du mein höllischer Bräutigam!" ächzte Verlaine, „gefolgt, weil ich musste, weil deine wundersamen kindlichen Zärtlichkeiten mich verführt hatten, weil ich dir unterworfen bin, du Scheusal. Was verstehst du von der Liebe, Arthur? Du weisst vielleicht nur, dass die Liebe wieder erfunden werden muss. Aber das wissen alle heute, die noch einen Funken Blut in sich haben. Ich habe deine Seele gesucht und gesucht, wie der Herr die des Nikodemus suchte, bei Tag und in den Nächten, wenn ich neben deinem teuren Körper wachte. Aber ich habe sie nicht gefunden, wie oft ich dir auch sagte: „Ich verstehe dich ganz." Vielleicht hast du gar keine Seele, vielleicht bist du nur eine leere Halle, durch die Gespenster und violette Nebel und Meerungetüme und Bilder und bunte Masken ziehen, darunter auch meine arme verstossene aussätzige Seele irrt!" Es sah so aus, als ob Verlaine sich auf den breitschulterigen Riesenlümmel stürzen wollte, so wild und neurasthenisch funkelten seine kleinen blutunterlaufenen Augen, so rasend flog sein Atem und der vom Alkohol heisse Hauch seines Mundes in der Nacht hin und her. Rimbaud zuckte, seiner nicht achtend, vor Lachen:

„Welch drollige Wirtschaft zu zweien wir da führten!" grinste er, „kreuz und quer durch den code pénal, der wie eine Hecke alle interessanten Dinge auf der Welt aussperren möchte. Aber ich hab' es satt, dies Herumstrolchen durch die Zivilisation und dies stumpfsinnige den Bürger-Verblüffen, an dem, du alter Narr, dich noch bis über deine Glatze zu amüsieren scheinst. Ich speie auf solche Kindereien. Pouah, ich kann dir

nicht sagen, wie das mich anekelt, die Leute zu verhöhnen, denen ich ihr Geld abnehme."

„Was willst du denn anders anfangen, heh!" versuchte Verlaine ihn zu foppen. „Was hast du denn anders gelernt ausser Verse zu machen, schöne, köstliche, goldene Verse," fuhr er fort und machte ein ernstes Gesicht dabei wie ein alter Weinkenner, der an einem vollen Glase riecht: „Unvergängliche Verse, mildsäurig wie Aepfel, herb duftend wie der Abendtau im September, du Kind Shakespeare!"

„Genug! Genug!" schrie Rimbaud ihn an: „Ich pfeife auf Eure ganze Literatur, wenn ich nicht noch etwas anderes darauf tue. Mir wird schlecht, wenn ich nur daran denke, dass ich wieder stundenlang mit dir über die ganze versunkene und verstunkene Kunst schwatzen sollte: Ueber den Hiatus, über den Reim, über die freien Rhythmen, über die Cäsur, über den Blankvers, über die Alexandriner, über die Betonung, über den Klangfall der Prosa, und all das stumpfsinnige zwecklose Zeug, über das du bis drei Uhr morgens deinen Bockmist tagaus tagein zusammenreden kannst. Ich danke dafür, die paar Jahre Leben an solchen verstaubten Krempel zu hängen. Ich bin mir zu schade, mir mein Dasein noch weiter zu versauen, indem ich es unter die Lupe nehme und ein Poesiealbum daraus mache. Ihr sollt keinen einzigen Vers mehr von mir zu Gesicht bekommen. Eher will ich mich kastrieren höchst eigenhändig mit meinem alten Taschenmesser, eh' ich noch einen Reim zusammenkleistere."

„Was willst du denn anders anfangen, heh du!" höhnte Verlaine von neuem, und es klang wie ein Echo, das Rimbauds geniale Jugendzeit fragend aufwarf.

„Gold will ich machen, statt alberner, lächerlicher und widerlicher Gedichte!" war die scharfe Antwort, die er den beiden zurückgab. „Unsere Zeit braucht Arbeiter und keine Dichter. Ein Nabob will ich werden, irgendwo da draussen. Mit brauner Haut und mit eisernen Knochen will ich heimkehren. Und man soll sagen: „Was für eine starke Rasse hat dieser Kerl!", nicht hinter mir dreinschimpfen wie bei dir, schwaches Paulchen: „O diese verderbte, absterbende lateinische Bande! Sie hat Gift und Gummi statt Blut in den Adern." Mir graut vor der Mauer, die Europa umschnürt. Ich will unter Wilden und Kindern leben, statt unter Euch ekelhaften geilen Greisen. Schwarze Weiber will ich haben, die noch so dumm sind und so schön wie die Tiere. Ich kann Eure Kokotten nicht mehr riechen, mir wird übel dabei. Pouah! Ich stürze mich in die Nacht Afrikas hinein. Ich habe Euch leid und Eure vermaledeite Zivilisation,

die Euch zu Zahlen macht und Europa zum Warenhaus. Aber ich will wiederkommen reicher als Cortez und Warren Hastings. Eure Frauen sollen mich umdrängen wie den Schah von Persien, und ich werde sie erniedrigen und besudeln und beherrschen mit meinem Geld. Ich danke dafür, mich mit billigen Dirnen herumzuschlagen wie du, und mich mit ein paar gemeinen Versen hinterdrein um die Bezahlung zu drücken."

Der fast volle Mond war über ihrem Gerede hinter den Bergen hervorgekommen. Er sog die dünnen Nebel von dem Neckar auf und glänzte golden auf den Wassern. Eine kurze Pause dehnte sich zwischen ihr Geschrei. Die Schönheit der Nacht schien endlich wieder den Dichter in ihnen tönen zu machen wie der Strahl der Sonne die Memnonssäule in der Wüste.

„Sieh, wie der Mond Charpie zupft!" lachte Rimbaud und stiess den träumenden Freund in die Seite: „Schau dir die Natur an, du Trottel!"

Verlaine wachte auf, aber nur um sich fester an den meuternden Genossen seiner letzten Jahre zu klammern: „Bleib bei mir!" bat er, „du mein Auge, mein Geruch, meine Sinne! Ich will dir Musik aus allem machen. Warte! Fünf Minuten und eine Romanze ohne Worte ist fertig aus diesem Bild vor dir. „Do, mi, sol. — Hé! bonsoir la lune!" — (Er sprach dies fast wie ein Hexenmeister.) „Bleib bei mir, mein Knabe, mein Mann! Ich bin kein Bär. Ich hasse die Einsamkeit. Ich habe die Leidenschaft mich auszulieben."

Aber Rimbaud schob ihn frech von sich: „Lass mich zufrieden! Mir ist kulturkotzübel zu Mute, sagt' ich dir schon. Heirate Victor Hugo! Geh bei Zola in die Lehre! Schmier täglich deine zehn Seiten voll wie ein Anstreicher oder ein Zeitungsschreiber. Ich habe genug davon! Mir steigt's hoch, wenn ich dran denke, wieder im Delirium zu sein und zu dichten. Ich bete zur Vernunft wie Robespierre und diese nüchternen deutschen Philosophen und Schulmeister. Eher will ich Politik treiben als je wieder Poesie."

„Du Phantast!" spottete Verlaine, dessen hoher Kopf immer röter wurde. „Du ein Konquistador, du Kind? Du bist heissblütiger als Marc Anton, und du wirst elender Bankerott machen als er, bei den Zulu oder den Abessiniern oder den Aethiopiern, oder was sonst dein schwarzer Typ sein mag."

„Halt deine Schnauze jetzt!" schrie Rimbaud ihn an, „du sollst mir nicht meine Zukunft noch bedrecken. Ich mag deine Affenliebe nicht mehr. Geh nach Paris zurück! Lass dich zum König der Lyriker krönen oder zum Prinzen Karneval! Es ist ja ein und derselbe Blödsinn. Oder reise durch die Provinz herum

und mach dich lächerlich, indem du deine einzigen unvergleichlichen Verse, deine innerste Musik, vor Strumpfwirkern und Seidenwebern und Hutmacherinnen vorliest! O, wenn Ihr wüsstet, wie ich Euch alle verachte und hasse, Euch Poeten und Prostituierte!" Er riss sein Maul, sein hartes, eckiges, energisches Maul dabei auf und spie vor Wut und Abscheu nach allen Seiten aus.

„Und als was wirst du wiederkehren zu uns, du Kulturverächter, du Welteroberer?" brüllte jetzt Verlaine auf ihn ein, und die dicken Adern an seiner Stirne spannten sich wie Taue, die ihn vor dem Wutanfall, der ihn in der Trunkenheit oft überkam, zurückhalten wollten: „Als ein Krüppel, ein Invalide, der kaput wie ein Buckliger um das Pantheon seines einstigen Ruhmes herumhumpeln wird."

„Du Hund, du!" keuchte Rimbaud, „du alter Sünder, du!" Und damit haute er wie ein kalifornischer Goldgräber mit seinem dicken Bambus auf ihn ein. „Du willst mir meine Hoffnungen zermatschen. Du willst mir mein Schiff aushöhlen, das mich aus Eurer ganzen vermoderten Gesellschaft ins Freie bringen soll, mein Zukunftsschiff, das viel trunkener und stolzer ist, als alle meine ausgeröchelten, aufgetakelten Verse!"

Aber nicht minder rasend als er schlug Verlaine mit seinem wilden Knotenstock gegen ihn zurück: „Da! Du Tollhäusler! Du verdrehter Spiessbürger! Ich werde dich zwingen, hier und dir treu zu bleiben. Ich will dich schon vorher zur Tunke zusammenhauen, ehe es der Sudan mit dir tut. Hernach will ich dich wieder gesund pflegen und deinen holden Klumpen verzärteln und mit mir nehmen. Du wirst dann viel bequemer für mich sein."

Aber Rimbaud, der knabenhafte Koloss, der erst 16 Jahre hernach als ein Krüppel, wie Verlaine es ihm prophezeit hatte, aus Nubien heimkehren sollte, war weit stärker als dieser verkommene frühe Greis. Toll über die Stockschläge, die seine Arme und Schultern trafen, schlug er jetzt auf den herrlichen Schädel seines besten Freundes in der Vergangenheit, seines Todfeindes seiner neuen Zukunft los. Taumelnd stürzte Verlaine zur Erde, sein Blut, sein in musikalischen Rhythmen kreisendes Blut tropfte aus einer tiefen Wunde an der Schläfe auf den vom hellsten Mond beschienenen Weg. Und der Halbbewusstlose hörte kaum mehr die letzten Worte des wie Kain nach dem Brudermord davonstürzenden Rimbaud:

„Werde Pornograph, Alter, oder Photograph für den Rest deines Lebens! Eine andere Art Künstler duldet und füttert der

Pöbel heute nicht mehr. Weine mir nicht nach! Der Absinth wird mich dir ersetzen."

An der Fluss- und der Wegbiegung drehte Rimbaud sich noch einmal scheu um, und sah, dass Verlaine sich ächzend wie ein wunder Krieger im Grase aufstützte. „Wieg ihn warm ein, Natur, ihn friert!" grinste Rimbaud, scheusslich sich selbst zitierend. Dann steckte er sich eine Zigarette zwischen seinen dicken Lippen an und sagte für sich: „Abfahren nach Afrika!" und mit einem letzten Blick auf den verlorenen Freund: „Dass solch ein energie- und sittenloser Schweinepriester so herrlich dichten kann! Und er deklamierte auf die Stadt zutrabend Verlaines Verse in den Mond:

„La lune blanche
luit dans les bois;
de chaque branche
part une voix
sous la ramée . . .
O bien aimée!"

In der italienischen Oper

Von LUDWIG RUBINER

Da der junge Honorius zum Opernhaus aus dem Restauant kam, so zog er um neun Uhr mit vollem Bauch und heiter an den lustigen Mailänder Cafés vorbei, in denen eine Menge Menschen mit leerem Zittern des Gesichts und nervösen Falten sassen. Hier, um die Ecke war die kleine Theatergasse. Plötzlich sauste ein blauer Schattenblock herab, nur in der Ferne wackelte gelblich eine Bogenlampe. Nun musste er eilig und scheu zum Theater schleichen, geduckt, um noh ganz in dem kleinen Licht zu gehen. Es war eine ungeheure Zaghaftigkeit. Einen Moment klopfte das Herz sehr stark. Er war allein. Sollte er hinein in diese Trauer? Aber er konnte nicht mehr zurück in die Schattenhaftigkeit dieses unsichtbaren Gefängnishofs. Es ging nur noch zu dem Bogenlicht, dahinter schwarz ein schmaler Mensch in die Eingangstür stieg.

Drinnen drückte er sich an grauen Winkeln vorbei, blickte in schmale, lange Gänge, die plötlich in mysteriöse Kurven sich verloren, und er ging langsam und mit hoffnungslosem Blut durch kalte Kreuzungen enger getünchter Korridore. Menschen mit nervös versunkenen Mienen rauchten Zigaretten, die Hände tief in die Hosentaschen gestopft. Hinter einem niedrigen, krummen, fettig gemalten Glass, in dem er schon auf sich verzichtete, ausgepumptt von jedem Taktgefühl, jeder Fähigkeit, Menschen ins Gesicht zu sehen, bammelten rote Baumwollportieren. Er schlug sie zurück und zog moderigen Staub ein. Dahinter, im Theater, läuft ein brauner, kragenloser Kerl mit Apfelsinen durch die leeren Parkettreihen. Hier gab es keine Beziehungen mehr. Ein paar schwarze Röcke sitzen im rötlich halben Licht so einsam umher, wie Schachfiguren im Endspiel, in lässig gebückter, hoffnungsloser Haltung. Mitten in dem roten Halbrund des Theaters, unter den niedrigen Logen, stand Honorius in einer ungeheueren, unüberwindlichen Isolation. Schmale, schmutzige Lichtstreifen lagen auf den leeren, roten Sesseln, wie für die Ewigkeit. Ein paar vorsichtige alte Frauen im schwarzen Kleid sitzen in leeren Logen, mühevoll repräsentativ gradgespannt. Vor dem Vorhang standen die Sessel mit den grünen Lampen für die Musik. Hinter der Bühne, weither, abgebrochen unverschämtes Klappern eines Klaviers, jemand amüsiert einen falschen Walzer herunter. Gewiss tut er das mit verdrehten Augen für

eine Sängerin, die unterdes mit verzücktem Kichern sich von einem kleinen, fixen Choristen ins Weiche kneifen lässt. — Wie allein war Honorius, in dem verstohlenen Krachen der Parkettsessel.

Die Musiker mit runden Gesichtern und schmatzend vom Essen, wickeln die Instrumente aus. Ein dünner, sägender Ton schnellt auf aus diesen ungeordneten Reihen schwarzer Röcke, fast mitten im Publikum. Abgezupfte Intervalle klinkern Ornamente darum, nun schwimmt das ganze Orchester in weiten, trüben Quintenwellen auf und ab. Die Lampen sickern grün auf, in die erste Geige setzt sich eine Dame im weissen Kleid, sie hat eine schwarze Schmetterlingsschleife im Haar und Falten um einen sachlichen Mund. Sobald sie ihre Geige stimmt, heult das Quintenwogen des Orchesters auf, wie zur Zigeunermusik. Ein paar Reihen im Parkett sind gefüllt. Dazwischen ziehen sich die leeren, wie rote, schwarzgeränderte Raupen. Vor dem Orchester steht ein ganz kleiner, knochiger, schwarzer Mensch in zerknitterten Lackstiefeln, mit dem riesigen, missgestalteten, stoppeligen, faltigweichen Gesicht eines Unbeherrschten, Abgewandt-Ahnungslosen. Dieser Kapellmeisterzwerg mit den ungeheuren Zweioktaven-Händen kennt sicherlich nur eine Realität, seine Eitelkeit. Das Theater wird jetzt ganz hell von einem rötlichgelben Licht, das Licht schwebt über die lustigen roten Sessel, um die Krümmungen der roten Wände, breit über den lustigen roten Vorhang und verschwindet in den roten Logen hinter braunem Schatten und den weissen Löchern der Fracks. Herren im Parkett nehmen träge ihre Hüte ab, ein Junge springt mit Lärm durch den Mittelgang und ruft die Abendzeitungen aus. Nur eine Geige im Orchester stimmt noch. Drüben, in einer Rangloge, erscheinen, weiss zitternd, die breiten Federn eines Damenhuts. Der Kapellmeister richtet sich aus seinem Knick auf und schlägt ans Pult. Eine dunkle Fröhlichkeit durchbrannte Honorius. Er war — Masse.

Mit einem Ruck zucken die Geigen auf und stellen das Haus in einen hellen, weiten Lichtersaal. Unter kleinen, gelben Flammen kreisen nackte Schultern lustig und schnell vorbei. Dazwischen springt schlank mit gelösten Gliedern ein bunter Kerl auf, herausgeschleudert aus dem Wirbel gegeneinander schwingender Luftsäulen der gelben Trompeten; alles fällt in starre Maske. Still, keine Sinnlichkeit! Pause. Sie huschen weiter. Drüben, unter steifer Neigung schwarzer Röcke, fährt der bunte Fleck empor, nach ihm hascht helles Haar und gepudertes Fleisch. Vorn eine langgezogene Serenade, aber gefühllos tanzt ein Paar dazu. Die Holzbläser

führen in sanften Sprüngen durch kleine Türen und schmale Gemächer, dunkle Tapeten schwankend hinter Kerzenflammen, und Paare drin ironisch lächelnd in Verlegenheit. Durch schmale Rundgänge läuft es, in denen Küsse und Entwischen verklangen, und irgendwo hinter den Wänden lärmt eine Tanzmusik auf altertümlich ausgebreiteten Sextakkorden. Laut herein stürmt auf den kurzen Strichen der Geigen der Zug der Frauen, duftend eilen sie durch die raschelnden Gänge mit zierlich kleinen Fackeln in den erhobenen Händen. Das grelle Messing der Trompeten: Da steht der Bunte unter ihnen. Hinein in die Lichterhelle des Saals, die Männer tanzen plump heran. Begehren wird zum Puppentanz, Eifersucht hüpft im Vierschritt. Der Bunte fliegt über alle, bleibt bei keiner. Lacht, droht, befiehlt — Komm Pedanterie, Holde: ein wenig Kontrapunktgestampf, würdige Umkehrungen, höchst spitalsmässige Gegenbewegungen. Dass den Stimmen die Knochen klappern! Hallo, schnell, kürzt die Stimmen, brecht die Themen ab, eh sie sich verschlingen könnten! Hört ihr das Geschrei, die Floskeln der Verwirrung? Im flackernden Durcheinander aller Töne gewöhnlichsten Gebrauchs. Lärmend atemloses Ineinander zum Schluss der Ouvertüre, wenn die Stühle in den Logen gerückt werden, und alle mit dem letzten eiligen Atem der Spannung „Bravo!', schreien. Der Kapellmeisterzwerg dreht sich um, und legt die riesige Knochenhand auf sein dreckiges Hemd. Das Theater ist voll von lachend Erregten. Vorhang auf.

Ein schräger Raum brach ins Leben herein. Man sass auf einmal in der grossen Höhlung eines mächtigen grünen Kristalls mit abgedunkelten Strahlen. O welch herrliches Gefühl des Aussersichseins, wenn auf die Dekoration eine Stadt gemalt ist, die ganze Stadt, die ganze. Alles muss drauf sein, o Meisterstück der Weltperspektive. Ha, der Chor tritt aus der Kulisse, mit Laternen: es ist Nacht. — Und geben die vier Kulissen nicht die köstlichste Sicherheit? Rechts und links auf jeder ein Haus gemalt; sie stützen den genau gerundeten Halbkreis des Chors; sie sind gerad und parallel aufgepflanzt; dies ist die Ordnung der Welt — auf dass die gemalte Unermesslichkeit der Stadt im Hintergrund nicht Chaos dünke. Aber jetzt haben die Akteurs ihre Arien! Das Licht knippst auf, Licht, solang sie singen — man sieht sie besser so, in der Nacht. Der Chor fällt ein, es wird dunkel. Nun ja, die Menschheit singt, das hört man in der Nacht. — Stellt sie nur recht geordnet auf, diese Menschheit! Wir unten im Parkett sind selbst Masse; hütet euch, wehe, wenn wir uns oben wiedererkennen. Wenn wir nachdenklich werden, wenn wir Einzelne werden. Das gibt Verwirrung! —

Aber, singt der Solist, so muss Licht sein; es ist sein inneres Licht (wie auf den alten Bildern mit irdischem und heiligem Licht). Wir wissen ja schon, dass es Nacht ist. —

• • •

Cipollina war anders als gestern die Maria Matesi. Sie zierte sich, dieses Zwiebelchen. Es war beinahe ein Kampf. Sie hatte kleine, länglichschmale, flinke Augen. Aber dann wurden sie starr und rund wie Butterblumen. Sie sang, am Abend drauf, die Partie der Rosina mit der gleichen Vollkommenheit wie die Matesi. Wieder war es der Ablauf einer vollkommenen Maschinerie. Honorius war auf kurze Zeit ins Stehparterre getreten. Der Polizist neben ihm reckte die Zunge aus offenem Maul und heulte ächzend aus heiserem Rachen. Hatte der sie auch gehabt, wie die andern Männer hier?

Was geschieht, fragte Honorius, wenn ich heute hier sterbe, mitten unter den Leuten? Sicherlich nichts besonderes. Nicht einmal eine Störung gibts. Man wird das gar nicht bemerken unter den fünfhundert Leuten, die hier im kleinen Teatro Filodrammatrico sind, und auf die jene Bühne wirkt, als sässen sie zu Fünfzigtausend da. Wir sitzen hier alle in einer neuen ungewohnten Sphäre. Um uns ist eine unbekannte Luft, so durchsichtig, dass wir uns selbst nicht mehr sehen. Die Arie der Sängerin umschliesst uns. Die gläsernen Himmel ihrer Fiorituren, die unfassbar umschwimmenden Wolken ihrer Triolen, das unsichtbare Vogelschwirren der Cadenztriller sind nun unsere Welt. Wo blieb die Wirklichkeit? Unsere Körper sind vernichtet. Wir schweben. Die Kugel unseres Lebens läuft irgendwo anders, fremd von uns, weiter. Die Solo-Arie des Tenors bei den Lampen der Rampe ist nun ein Unabänderliches. In dieses Schicksal kann kein anderes dringen, es ist sein eigener Raum. Hier kann nichts neu werden, nichts schwinden, nichts wachsen, es ist ein Raum; nie kann dieser Sänger anders handeln. Aber dies dreht sich erst, zeigt uns neue Curven, neue Aussichtslinien, neue Schrägungen, wenn ein anderer Sänger kommt, mit seiner schicksalhaft praedestinierenden Arie. Ein Schaukelspiel der Lebensebenen. — O, nun sechs Leut' auf einmal, jeder starr an seinem Fleck. Vermischt sich alles im Sextett? Nein — Wunder unsrer neuen Sinne! Auf und nieder steigen alle diese Vorbestimmungen, diese fremden bunten Seelenräume schweben um einander. Empfindungsspiel strahlender Flüssigkeiten, auf und ab schwankend. Eisgetränke der Körperlosigkeit. Opernbühne,

glitzerndes Büfett der Empfindungen. Höchste Kunst, gesiebt durch das Nutzgewerk höchster Colportagigkeit. —

Dies alles versteht man nur in Mailand. Ich habe da eine Sängerin gehört, sagte sich Honorius, die die schwierigsten Staccati machte, dass es klang, wie der Streich einer vollen Geige. Den nächsten Abend eine, die eine Flöte war. Ihre Namen sind in Europa unbekannt; ihre Fähigkeiten selbstverständlich, in Mailand. Sie waren meine Geliebten, und ihre Augen wurden weit. Aber ich habe mich nicht zu wundern, vor mir waren viele, und nach mir kommen die andern.

Uebrigens, die Koloratur, ist sie nicht die Logik der erfahrenen Frau? Ihr müsst ja schöne Arme und Schultern haben, ihr müsst!

* * *

Während Honorius zur Nacht weit vom Bett ans Fenster trat, sich auf dem Marmorboden zu kühlen, fiel ihm bei: Warum denken die Leute immer ans Sterben im italischen Land. Welch ein Unsinn. Wir vergessen immer unsere tierische Eitelkeit. Nun bin ich bei der Dritten. Sie hat ihren Namen anglisiert. Schön. Morgen Abend, im Theater, wirkt das fabelhaft; wie sie so mager ist, und in der Atmosphäre ihrer Koloraturen ihre langen Beine unter den Röcken so infam gleichgültig löst, als ging sie spazieren. Und hier, bei mir, ist sie — ein Fähnchen, ach, eine kleine Flagge gar. In keinem Lande der Welt gibt's das, es ist geradezu umgekehrt. Sonst sind die Sängerinnen auf der Bühne grotesk plumpe Fregatten und erst in ihrer Wohnung aufreizende Damen. Hier — sind sie in ihrem Bett nicht eher erschöpfte Gelehrte? Ah, es liegt eben daran, dass in Mailand der Gesang nicht eine Angelegenheit des Gemüts ist. Singen ist hier ein Funktionieren. Was gebt ihr? Intuitionen? Ihr verabscheutet sie. Individualitätsleistungen? Nein, ihr würdet mit jeder Deklamation ausgepfiffen. Also? Ihr arbeitet für die zweitausend Menschen im Parkett und auf den Rängen, für alle gleichzeitig. Ihr arbeitet. Die Antriebskraft für eure Maschinerie ist der Organismus eurer Arien. Warum sperren wir die Mäuler auf nach euch, wenn ihr auf der Bühne steht? Weil ihr Funktionen seid, jede bestimmt für uns alle. Intellekt, Ge . . . tüh . . . le . . .? nein, hier stürzt alles gleich von der Bühne uns ins Blut. Irgendwo lag mal ein Wert unserer Handlungen — — —? Aber Ihr gebt die wildeste, erhitzteste Phantasmagorie des Genusses. Sängerinnen, Angelegenheit der Verdauung, euer Triumph sind unsere angeregten Bemühungen in den Logen. Ihr Kunstgewerbe der Geschlechtlichkeit! — Doch dies versteht man nur in Mailand, wo das Sterben dicht neben dem Soupieren liegt.

Als Honorius sich wandte, sah er im gelb bewegten Dunstoval des Kerzenlichts die stacheligen Schatten ihrer Achselhöhlen. Sie tastete nach dem grünen Opal der Limonade. In diesem Moment begriff er, dass jeder Mensch für ihn eine neue Katastrophe der Erkenntnis war.

• • •

Am nächsten Abend kam Honorius mitten in das lustige rote Licht des Theaters. Das Orchester sass schon da, fast mitten unterm Publikum, und man hörte das trübe Heulen der stimmenden Instrumente. Heute sprach der Kapellmeister ihn an. Honorius sah auf die eingesunkenen Lackstiefelspitzen des Zwergs und beging eine Dummheit. Er fragte: Warum muss man bei dieser herrlichen Musik der Lust immer an ein widerwärtiges Ende denken, an eine schreckliche, grünliche Fäulnis, an abfallende Gliedmassen, an die stumpfen Nadeln eines fürchterlichen Foltertodes? — Hier glitt etwas über das schiefe Gesicht des Zwergs mit den Knochenhänden. Honorius sah Erkennen. Aber es war natürlich nichts. Eine verbindliche Ausrede. Honorius gewahrte den Blick: Ja, wenn man sich mal mit diesen Fremden einlässt — sie sind taktlos! — Uebrigens war wohl auch dieser Blick falsch verstanden. Höchstvermutlich hatte seine Frage als Kompliment gegolten.

Als der Chor im steifen Halbrund stand, und wieder die Solisten ihre trommelnd gehackten Rhythmen ins Blut brannten, bei dieser notwendig ewigen Wiederholung stets derselben Worte auf sarkastisch stakkatierten Vokalen — da fiel ihm ein: Diese komische Oper hat ja einen Komponisten! — —

Nie war etwas geheimnisvoller, als dass diese Musik einen Schöpfer hätte. Konnte man daran je denken, vor diesen Formen, wo alles Typus war, Art und Struktur so unveränderlich und eine Welt von vollkommenster Irrealität? Wo e i n e r nichts mehr war und nur unter allen andern ein Etwas. Aus strengstem Zwang der Kunst stieg hier das kristallene Spiel einer schwebenden Seifenblase auf, die grad beim Anschaun in nichts als ein letztes Spiegeln zerging. Dies konnte — — nur — das Werk — — einer äussersten Skepsis sein. Der absoluten Skepsis vor allen Dingen, welche nicht schwebende Form sind. — Ueberall spürte Honorius nun diesen Schöpfer, der nur an eine einzige Realität sich noch klammerte, an die Phantasien des Hautgenusses. Dieser Mann musste im Leben herumgehen, zerstört von Hoffnungslosigkeit, und eilig belebt vielleicht nur durch Frauen und Diners.

Honorius dachte einmal an Mozarts komische Opern, aber da erschien sofort, wie die Courtine eines Theatertransparents,

der weisssilberne Wolkennebel einer priesterhaft altertümlichen Feierlichkeit.

Ah, nur solche letzte Konsequenz, solche Vernichtung aller Einzelnen, solchen Mord aller Psyche und solche glühenden Feuertänze der Komik zu verkreuzen, zu durchknoten, musste dieser Italiener bedingungslos autrührerisch sein. Nur ein Unbedingter, nur einer, der das Leben in den letzten Negationen fühlt, war imstande, diese ungeheuerliche Isolation der Kunst auf die Helligkeit eines Traumlachens von zweitausend Menschen — von zweihunderttausend Menschen zu erzwingen — diese mächtige Vernichtung zur entrückten Heiterkeit der Menge . . .

Geschrei des Orchesters, Floskeln der Verwirrung. Flammendes Durcheinander aller Töne gewöhnlichsten Gebrauchs. Der Taktstock ist nur noch eine hellzitternde Fläche. Lärmen, atemloses Ineinander zum Schluss, wenn die Stühle schon gerückt werden, und alle mit der eiligen Angst der Spannung, zu spät zu kommen, „Bravo!“ schreien. Der Kapellmeisterzwerg legt die riesige Knochenhand auf sein dreckiges Hemd.

Honorius ging langsam über das Schattenblau der dunklen, sehr geraden Strassen, vorbei an grauen, breiten Fassaden, zum Bahnhof. Im roten Fackellicht musste er einer Kolonne von Strassenarbeitern ausweichen, die eben abgelöst wurden und sich mit krummen Rücken aufrichteten. Vor ihnen stand ein altes Männchen in Flicken, mit grau zerfetztem Bart, und rief mit dünner Stimme und müde seine Zeitung aus: „Der Schrei der Menge!“ Es war ein gealtertes, tonlos pfeifendes Vogelstimmchen, dieses mühsam wiederholte: „Grido della folla!“

„Müsste es nicht heissen,“ dachte Honorius in seiner etwas pedantischen Art, „der Schrei f ü r die Menge“? —

Bilderdiebstähle

Von ERNST SCHUR

Nichts spricht so sehr für den hohen Stand unserer Kultur, wie die Tatsache, dass die rührige Zunft der Diebe ihre Tätigkeit auf den Erwerb von Bildern auszudehnen beginnt. Wenn man bedenkt, dass früher nur der materielle Gesichtspunkt massgebend war, dass silberne Löffel, Wurst und Schinken, Brillanten und Pelze oder wohl gar nur das ganz simple, reale Geld gestohlen wurden, so kann man jetzt, wo die Galerien in das Feld der Tätigkeit miteinbezogen werden, nicht umhin, von einer Erhöhung des geistig-künstlerischen Niveaus zu sprechen und jene Differenzierung zu registrieren, die der gemeinsame Stempel unserer fortschreitenden Kultur ist.

Es setzt allerdings schon einen nicht geringen Grad von Bildung voraus, wenn man für geistige Güter die Freiheit der Existenz aufs Spiel setzt und für ganz imaginäre Werte, deren Einlösung grossen Schwierigkeiten begegnet, sich opfert. Es gehört auch ein nicht geringes Mass von Bildung dazu, über den jeweiligen Stand der Forschung und die damit zusammenhängenden Kurswerte unterrichtet zu sein und danach seinen Feldzugsplan zu entwerfen. Die Beziehungen mit den Händlern wollen gepflegt sein, und so ergibt sich ein reger Austausch von Beziehungen, deren vielfach verwickeltes Netz den unternehmenden Geist zu lebhaftem Denken, schnellem Handeln und zu einer beinahe imponierenden Elastizität und Beweglichkeit anhält. Man wird die Vermutung nicht von der Hand weisen können, dass durch solche Entwicklung der Dinge das Verständnis für die Kunst in Kreise dringt, die bis dahin ihr gänzlich fernstanden, und von diesem Gesichtspunkt aus ist diese Tatsache mit Freuden zu begrüssen. Muss man doch auch annehmen, dass diejenigen, die sich diesem Beruf zuwenden, nicht umhin können, ein regelrechtes Kolleg, bei Wölfflin etwa oder einem anderen angesehenen Kunstgeschichtsprofessor zu belegen, wenn anders sie ihren Beruf ernst nehmen. Oder sie müssen die dickleibigen Kunstgeschichten und manche umfangreichen Fachwerke wälzen. Zu gleicher Zeit müssen sie über die praktischen Kniffe ihres Handwerks unterrichtet sein und es nicht verschmähen, mit den ganz realen Mächten des Lebens in Widerstreit zu treten, während andererseits die internationalen Beziehungen der Händler ihnen gegenwärtig

sein müssen. Kurz, sie müssen Wissenschaftler, Praktiker und Kaufmann in einer Person sein.

Dabei unterstützt keine staatliche Behörde, kein Fortbildungsinstitut ihre Ausbildung. Auf eigene Faust müssen sie sich ausbilden und ihren Beruf auf ihr eigenes Risiko ergreifen. Keine Preise, keine Auszeichnungen harren ihrer, und dennoch sollte man billig zugeben, dass es eine Art Meisterstück ist, die Mona Lisa aus einem öffentlichen Museum zu entfernen.

Wo mag die Mona Lisa sein? Wann wird sie zum Vorschein kommen? Wird sie überhaupt jemals wieder auftauchen? Ich finde, dass man sich diesen Fragen zu wenig widmet; sie sind von psychologischem Interesse. Vielleicht ist es ein bizarrer Liebhaber, der diesen Streifzug gewagt hat. Das berühmte Lächeln der Mona Lisa, über das sich die Kunsthistoriker die Finger wund geschrieben haben, hat ihn bezaubert, verrückt gemacht, verführt und nun sitzt er in seinem Keller oder in irgend einem geheimen Verlies seiner Behausung und hat dieses Lächeln ganz für sich allein, und schliesslich kommt vielleicht einmal die Entdeckung, dass dieser Liebhaber wirklich darüber verrückt geworden ist; tot liegt er vor dem Meisterwerk Lionardos, das rätselhaft herablächelt auf den Unglücklichen, auf das mystische Opfer.

Auch die Entwendung des Fra Angelico lässt schon auf eine gewisse, selbstsichere Routine und gelehrt — fachwissenschaftliche Ausbildung schliessen. Diese Früh-Italiener haben selbst unter gebildeten Museumsbesuchern nur die Elite wahrhaft zu interessieren gewusst; viele Galerien haben es gar nicht für nötig gehalten, ihren Bestand in dieser Richtung zu ergänzen, und es ist noch gar nicht lange her, dass die Forschung sich diesem Spezialgebiet intensiv zuwandte. Und nun sind diese stillen, feierlichen Bilder mit einem Male hineingerissen in die wilden Strudel des Gegenwartslebens! Was würden die weltabgewandten Mönche gesagt haben, hätten sie gewusst, dass ihre Werke, die sie in beschaulicher Klause malten, noch einmal im zwanzigsten Jahrhundert einen Zankapfel abgeben würden und in dunkler Nacht an einem Seil durchs Fenster herabgelassen würden. Vielleicht würden sie milde und ironisch lächeln und denken, dass man zu ihrer Zeit ums Morgengrauen zu anderen Zwecken sich an einem Seil aus einem Fenster herunterliess.

Bieder und deutsch aber fing es der gute, ehrliche Forstgehilfe mit dem echt bavurarischen Namen Moosracher an. Er ging hin in das kleine Schlösschen Lustheim, das so idyllisch

im Schleissheimer Park liegt, und nahm, was ihm unter die Hände kam, einige wertlose Bilderchen und versteckte sie wie die Früchte des Feldes im Walde, ein wahrhaft primitives Verfahren, über das jeder Kollege vom Fach erröten muss, der immer darauf halten wird, das Prestige seines Metiers zu wahren, der es als undelikat empfindet, wenn plumpe Hände in sein Fach eingreifen und es diskreditieren. Dieser Fall — man vergleiche damit den pikanten, französischen Diebstahl und die auf gelehrtem Fachwissen und alter Kultur beruhende Entwendung — zeigt so recht die Notwendigkeit einer fachlichen Organisation, eines Zusammenschlusses, wie das in unserem Jahrhundert allenthalben üblich ist, um sich gegen das Eindringen unlauterer oder nicht genügend ausgebildeter Elemente zu wahren.

Allerdings ist das Eine zu bedauern, dass die alten, bewährten Diener, die ein so behagliches, still umfriedetes Dasein in den geheiligten Räumen führten, so unliebsam aufgestört werden. Sie sassen, fast betend die Hände über dem Bauch gefaltet, auf Stühlen in den Ecken, einem buddhistischen Götzenbild in der Starrheit absoluter Ruhe nicht unähnlich. Träumerisch lehnten sie an Balustraden und besahen sich die Nägel; zuweilen putzten sie sie auch. Erstaunt blickten sie auf, wenn ein Besucher durch die Räume schritt. Dann setzten sie sich wohl einmal in Bewegung und schritten, die Hände auf dem Rücken, wie ein Premierminister, der ein wichtiges Portefeuille innehat, durch die Zimmer, mit bedenklichen Falten auf der Stirn, ernst zu Boden blickend, und ihre langen, kaftanähnlichen Röcke schleppten am Boden. So schlürften sie, weise Hüter, Hohepriestern gleich, mit Silberknöpfen am Rock durch den Raum. Richtete aber ein Besucher eine Frage an sie, so fuhren sie wie aus langem Schlaf empor und fingen verwirrt an zu suchen; sie liefen zusammen und steckten die Köpfe zusammen und es begann ein Fragen und Tuscheln, bis sich einer aus der Gruppe loslöste und eine Auskunft in offiziell ganz einwandfreier Form gab, die sich meist nach einer ganz anderen Richtung bewegte. Dann träumte wieder der Friede in den Räumen. Und nur, wenn der Herr Direktor durch die Säle schweift, wird alles munter, die ältesten Diener greifen an die Hosennaht, und ein joviales Lächeln schwebt auf allen Gesichtern. . . . Denn Ihn kennen sie, seine Gewohnheiten; ihnen macht er nichts vor.

Und derweilen schleicht das moderne Leben in diese stillen Räume; es achtet nicht der Tradition. Es greift an die Wände, schraubt los, steckt ein und Riesenbilder trägt es unsichtbar hinaus. Mit einem Male wird aus dem abseits liegenden Ver-

steck ein Verkehrs- und Handelsinstitut, und neues Leben zieht in die alten Mauern ein. Nun ist es aus mit Idylle und sanfter, hindämmernder Träumerei. Das Leben fordert auch hier seine Rechte.

Freilich — wie sollte es auch anders sein? Wo die Bildung so fortschreitet, wo die Kultur sich ausbreitet und die Kunst in Schichten dringt, die bisher nichts von ihr ahnten. Wo allenthalben, in Ost und West, in Nord und Süd und den kleineren Windrichtungen Vorträge verzapft werden: „Rom in der Renaissance", „Florenz und seine Kunst" und so fort, mit Lichtbildern und ohne sie, wo jeder Verein seinen Dauerredner hat, der über Kunst und Kultur redet und es so keinen halbwegs ungebildeten Menschen mehr gibt. Da ist es kein Wunder, wenn schliesslich auch die Diebe davon Nutzen ziehen und die „Kunst im Leben des Einbrechers" einsetzt.

Pariser Sonnette

Von REINHARD KOESTER

Die Nacht ist weit und tief und still, als wäre
sie eine Gruft, darin das Leben ruht.
Und wie erdrückt von kühler Marmorschwere
rollt leiser — leiser mein berauschtes Blut.

Nun naht des Schlafes ruhevolle Fähre,
— ich kenne ihre Ruderschläge gut —
daß sie im Traumesland den Wunsch gewähre
wie es ein Weihnachtsfest den Kindern tut.

Den Wunsch der Sehnsucht, der sich nie erfüllt,
der, wie das Lichtlein vor'm Marienbild
bei Tag verschwindend, dennoch ewig brennt.

Der Sehnsucht, die ihr eignes Ziel nicht kennt
und in der Erde höchstem Augenblick
noch immer staunend fragt: ist das das Glück —?

Manchmal ist ein ungewisses Tasten
in den Händen, die sich suchend nähern
ganz wie Angst, daß sie ins Leere faßten.
Eine Geste, wie bei blinden Sehern,

die das Schicksal kennen, kalt und ehern.
— Kenntnisse, die schwer auf ihnen lasten —
Wie ein Schwarm von aufgeschreckten Hähern
sind sie, die des Fliehens müde, rasten.

Und die Worte, die von Liebe sagen,
ringen scheu und schüchtern sich vom Munde —
wie die Hände, achtlos ihres Tuns,

nicht mehr Kraft und Wunsch und Wärme tragen.
Denn das Schwert der nahen Trennungsstunde
zittert kalt und glänzend über uns.

Und plötzlich stand ich dann in einer Halle,
sah eines Zuges Lichter schwindend blinken —
sah Menschen stehen und mit Tüchern winken —
und tat wie sie — und war nicht mehr als alle.

Ich wünschte nur, daß das Geräusch verhalle,
um tief in dumpfes Schweigen zu versinken
und deiner letzten Worte Klang zu trinken.
Und wartete, daß mich der Schmerz anfalle.

Ich sah in die Gesichter rings umher:
sie schienen mir wie törichte Grimassen —
ich schauderte vor meiner eignen Leere.

Mir war, ich müßte in die Brust mir fassen
und mit den Händen tasten kreuz und quer,
ob wirklich denn ein Herz darinnen wäre . . .

Amerikanische Schuhe

Neue Schuhe müssen drücken. Ehrsame Schuhmachermeister versicherten es und die Träger der Erzeugnisse ihrer Kunst glaubten es unter Schmerzen. Vielen schien dieses Schicksal beim Kauf neuen Schuhwerks noch vor 25 Jahren unabwendbar, sie trugen es auch in Geduld, wenn sie es nicht vorzogen, der Bequemlichkeit zu leben und in Stiefeln zu gehen, die ihr Fußmaß in der Breite und Länge ein kräftiges Stück überragten. Für sehr wohlhabende Kreise ließ sich schließlich auch damals schon anständiges Schuhwerk auftreiben, aber für den Durchschnittsbürger waren Stiefel, die guten Sitz mit netten Formen verbanden, meistens seltene Zufälle. Von einem Kauf der Schuhe in jenen „drückenden" Zeiten darf eigentlich nicht gesprochen werden, man kaufte sie nicht, sondern bestellte sie. Feierlich erschien besonders in kleineren und mittleren Städten der Schuhmachermeister nach vorangegangener Aufforderung im Hause des Kunden, nach 14 Tagen oder 3 Wochen erfolgte dann die Lieferung, deren Beschleunigung durch tägliche Besuche versucht werden mußte.

Mit dem Auftauchen der ersten großen Schuhwarenläden war dies Idyll gestört, um bald gänzlich zu verschwinden. Zuversichtlich hofften nun alte Schuhmachermeister auf den Zusammenbruch dieses neuen Schwindels, wie sie den Vertrieb fabrikmäßig hergestellter Schuhe nannten, sie bewiesen, daß kein anständiger Mensch Fabrikschuhe tragen würde, schon weil gute Paßformen nach ihrer Überzeugung durch Maschinen nie hergestellt werden konnten. Schön waren die Fabrikwaren in den ersten Jahren gleichfalls nicht, aber sie hatten den Vorzug der Billigkeit, eine Eigenschaft, die ausreichte, um ihnen bei den großen Massen schnell Aufnahme zu verschaffen.

Während man in Deutschland noch eingehend und nicht gerade kurzweilig darüber diskutierte, ob die Schuhfabriken auch bessere Erzeugnisse zu fabrizieren imstande sein werden, war in Amerika diese Frage lange entschieden. Qualitätsware als Massenfabrikat hatte sich als möglich erwiesen, und aus den Vereinigten Staaten meldeten Berichte, daß die verwöhntesten Ansprüche durch Fabrikschuhe Befriedigung fanden. Dann erschienen auch auf dem deutschen Markte die ersten amerikanischen Schuhwaren, deren Eleganz und solide Ausführung das Erstaunen der Fachwelt erregten. Mehr und

mehr stieg die Einfuhr amerikanischer Schuhwaren, und heute noch ist Deutschland ein wichtiges Absatzgebiet für die amerikanische Schuhfabrikation, obwohl diese Einfuhr jetzt im Verhältnis zu dem Gesamtbedarf an fertiger Qualitätsware nur winzig ist.

Aus dem deutschen Schuhhandwerk ist inzwischen eine mächtige Industrie geworden, und zwar in kaum mehr als zwei Jahrzehnten. Charakteristisch ist dabei für die Entwicklung der Schuhindustrie, daß bei der gewaltig gesteigerten Produktion nach dem Ausweis der Gewerbestatistik in der Zeit von 1895 bis 1907 die Zahl der Betriebe um mehr als 36000 zurückgegangen ist und auch die Zahl der darin beschäftigten Personen bedeutend sank.

Keineswegs hat sich indes die deutsche Schuhindustrie von dem amerikanischen Einfluß zu emanzipieren vermocht, eine viel größere Rolle als die importierten amerikanischen Schuhe spielt heute die Abhängigkeit der deutschen Schuhfabriken von den amerikanischen Schuhmaschinen. Schon seit einer Reihe von Jahren ist die Schuhmaschinenindustrie der Vereinigten Staaten vertrustet, und dieser Trust, die United Shoe Machinery Company, eroberte sich eine wahrhaft weltbeherrschende Stellung. Sein deutsches Tochterunternehmen ist die Deutsche Vereinigte Schuhmaschinen-Gesellschaft in Frankfurt a. M., die mit der Organisation des Trusts auch seine Geschäftsgepflogenheiten hierher verpflanzte. Ein Verkauf von Maschinen des Trusts an Schuhfabriken ist ausgeschlossen, der Maschinenvertrieb erfolgt allein in Form der Verpachtung. Darin ruht die besondere Technik dieses Trusts, der neben dem Pachtpreis für die von ihm ausgeliehenen Maschinen eine Abgabe für jedes Paar der darauf hergestellten Schuhe bezieht. Eine unerschöpfliche Gewinnquelle für ihn ist ferner die an die Verpachtung geknüpfte Bedingung, daß die Mieter der Maschinen vom Trust auch Faden, Draht, Metallband und noch verschiedene andere Materialien zu dem jeweiligen Listenpreise beziehen müssen. Gegen Durchbrechungen der Monopolherrschaft des Schuhmaschinentrusts sichert noch die Bestimmung des Vertrages, daß Betriebe, die mit Trustmaschinen arbeiten, keine Maschinen anderer Fabrikate in ihren Räumen aufstellen dürfen.

Zweifellos ist es denn auch dieser Taktik zuzuschreiben, daß die Erfolge der deutschen Maschinenfabriken, die sich mit der Herstellung von Maschinen für Schuhbetriebe befassen, trotz ihren großen Anstrengungen und technischen Erfolgen verhältnismäßig gering geblieben sind. Ueber die Beträge, welche

aus deutschen Lizenzen dem amerikanischen Schuhmaschinentrust zufließen, liegen keine einwandfreien Schätzungen vor, es müssen aber Riesensummen sein, denn die Abgaben für ein paar Stiefel schwanken zwischen 20 und 40 Pfg. Gegen eine derartige Form der Invasion helfen keine Hochschutzzölle und keine Grenzsperren, die Ueberlegenheit des amerikanischen Schuhmaschinentrusts in Deutschland kann nur durch Steigerung der technischen Leistungsfähigkeit der deutschen Maschinenindustrie und durch eine umfassende Organisation der deutschen Schuhfabriken überwunden werden. Leicht ist diese Aufgabe nicht, denn der Trust legt sich im Besitz seines Monopols nicht auf Polsterkissen, sondern arbeitet ununterbrochen an Verbesserungen seiner Maschinen und dem Ausbau seiner Organisation.

Krites.

WIE FÜHLT SICH DER PARLAMENTS-KANDIDAT

die letzten Tage? Wie fühlt sich solch ein Delinquent die letzten Stunden vor der Ermittlung des Schluß-Resultats? — Das ist (o edle Binsenweisheit!) Temperaments- und auch Temperatur-Sache. Bitte, keine Furcht! Ich habe nicht die Absicht, hier das berühmte Thema „Sommer- oder Winter-Wahlen?“ breitzuquetschen. Indessen: Wenn man an kalten Dezembertagen und in bitterkalten Januarnächten zu Fuß, im Wagen, im Schlitten meilenweit über Land gezogen ist, wenn man in diesen Winterwochen ein halb Dutzend mal barhaupt unter freiem Himmel hat reden müssen, dieweil das fromm-biedere Gefolge der „staatserhaltenden“ Saalabtreiber sich's in mollig geheizten Räumen bei Freibier und Gratisschnaps wohlsein ließ, so bekommt unsereins die teutsche Reichstagswahl auch einmal satt.

Vor allem aber deren preußischen Einschlag, den Er, der Herr Landrat und Sie, die hohe Kirchen- und Schul-Gewalt, und der löbliche Krieger-Verein und die verehrliche Kreisblatt- und Provinzial-Presse so zierlich und so unmanierlich ins borussische Wahl-Gewebe zu wirken weiß.

Und dann: glücklich Ihr Herren Kollegen, die Ihr in Euren Kreisen mit einem Gegner zu tun habt! Euch blüht bloß einmal das „Vergnügen“, von dem ich oben nur ein klein wenig den Schleier gelüftet habe. Wehe aber uns Armen, die wir um Wahlkreise werben, in denen drei, vier, ja fünf Prätendenten (wie hier in Grünberg-Freystadt) um die Palme ringen! Da gibts keinen Zweifel: ein zweiter Waffengang muß sein; nur daß man nicht weiß: Wird der Sozialdemokrat („als wie icke,“ wie man in unserem geliebten Berlin so reizend sagt) — wird er mit dem konservativen Geheimen Kommerzienrat, oder wird er mit dem liberalen Justizrat in die Stichwahl rücken . . . . .

Ich kenne Reichstags-Aspiranten, die am Wahltag fiebern, und wenn man ihnen gegen 8 Uhr abends das Zeiß-Glas in die Achselhöhle legte . . . . man würde Wunder erleben. Andere — und ich bin so glücklich, zu diesen zu gehören — werden immer ruhiger, immer ruhiger, bis sie hoch, ganz hoch über der Geschichte stehen und das letzte Würfelrollen, all die Telegramme und Telephonate, ja schließlich sogar das End-Bulletin in heiterer Gelassenheit über sich niedergehen lassen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Abend gegen 11 Uhr hatten wir klaren Blick. Die Sozialdemokraten reiten an der Tête, und unser Gegner ist der konservative Groß-Industrielle, der zehnfache Millionär mit den vielen Aemtern und den hohen Titeln.

Die Kleinstadt-Polizei kopiert gern berühmte Muster, und Jagow Berolinensis hats manchem Provinz-Kommissarius angetan. Im Grünberger Städtle waren durch die Orts-Moniteurs die Aufruhr-Edikte bekanntgegeben worden, wie wenn der rote Hannibal vor den Toren stände, und am Abend nach der Wahlschlacht die gute alte Weinveste brennen wollte! Unsere disziplinierten Proletarier lachten sich aus, und ich kann

jedem, der etwa Wert darauf legt, es ausdrücklich versichert zu bekommen, die erhebende Mitteilung machen, daß trotz unseres strammen Vorstoßes weder der prächtig patinierte Ratsturm noch das Landratsamt oder auch nur irgend eine Puderperücke hier ins Wanken geraten ist.

Wir gedenken, den Grünberger Kreis, so der Freisinn nicht versagen sollte, der Reaktion aus den bläulichen Fingern zu winden.

Scharf weht der Winterwind. Scharf wird der Wahlwind wehen im zweiten Gang. Noch schärfer als im ersten. Wer Wunden fürchtet, der mag hinterm Ofen hocken bleiben.

Grünberg, am 13. Januar 1912. Georg Davidsohn.

ERINNERUNG

Am 1. April 1911 schrieb im „Pan" Alfred Kerr Einiges über Herrn Jacobsohn. — Man hätte glauben sollen, daß es ihm genügen wird. — Aber es scheint notwendig, die Rute wieder hervorzuholen. Die ungewaschene Brut rührt sich wieder, will den Leuten weiß machen, Bahr habe in seinem „Tänzchen" die Jagow-Affäre gemeint, versucht vorzuschwindeln, daß ein anständiger Mensch die schmierigen und widerlichen Lügen geglaubt hätte, die sie damals verbreitet hat.

Merkwürdig, woher dieses armselige, verachtete Menschenkind immer wieder den Mut nimmt, sich bemerklich zu machen. Haben die Worte Kerrs ihn nicht in sein Mauseloch gejagt, scheinen Worte unwirksam. Das ist ärgerlich. Wie unangenehm, peinlich wäre es, wenn man schließlich ihn doch züchtigen müßte. (Der zweite Schlag wäre eine Leichenschändung, sagt der Berliner.) C.

DER LÄSTIGE WEDEKIND. Wedekind protestiert. Jede Woche und jeden Tag. In München und in Berlin. Und überall beunruhigt er das Publikum. Er protestiert gegen den Zensor und den Schauspieler, den Theaterdirektor, das Publikum und den Journalisten, gegen alle und jeden. Kann er denn keine Ruhe halten? Er sehe auf Hauptmann. Der schafft seine Werke und damit basta, klagt nicht und ruft nicht um Hilfe, geht vornehm und ruhig seines Weges.

Mir fällt eine Geschichte ein. Ein etwas unbeholfener und versonnener Freund hat sie mir erzählt.

Eines Nachts geht mein Freund über den Hohenzollernsteg und hört unten im Kanal plätschern und schreien. Er beugt sich übers Geländer und sieht zu seinem Erstaunen einen Mann im Wasser verzweifelt um sich schlagen.

„Wie sind Sie da hinein gekommen?" ruft mein Freund hinunter. „Ich bin hineingefallen", gibt der arme Kerl zurück.

Mein wenig geistesgegenwärtiger Freund erfaßt die Situation nicht so rasch, beugt sich tiefer übers Gelände und schreit herunter: „Was tun Sie da unten?"

Da würde der Ertrinkende wütend und brüllte im gröbsten Ton zurück: „Ich versaufe". Und versoff. C.

MITTEILUNG

Wir erhalten von Herrn Hans Rosenhagen folgende Mitteilung mit der Bitte, sie zu veröffentlichen. Wir erfüllen den Wunsch des Herrn Rosenhagen, möchten aber bemerken, daß wir niemals behauptet haben, daß Herr Professor Justi einen Einfluß auf den Inhalt und die Tendenz des Aufsatzes „Die Neuerwerbungen der Nationalgalerie" gehabt hat. Die Mitteilung lautet:

„Zu den in Heft 3 und 5 des „Pan" über meine Person gemachten Bemerkungen erkläre ich, daß ich den Posten des Sekretärs der Königlichen Akademie der Künste weder erstrebt, noch mir irgendwelche Hoffnungen auf Erlangung desselben gemacht habe, ja gar nicht habe machen können, weil dieser Posten besetzt ist. Ich erkläre ferner, daß die Professoren Arthur Kampf und Ludwig Justi keinen irgendwie gearteten Einfluß auf den Inhalt und die Tendenz meines im „Tag", vom 14. Oktober v. J. veröffentlichten Aufsatzes „Die Neuerwerbungen der Königl. National-Galerie" gehabt, und daß ich niemals gegen irgendjemand geäußert, Professor Justi stände hinter meinen in diesem Aufsatz gemachten Aeußerungen über die Secession." (gez.) „Hans Rosenhagen."

Wir bitten, Mitteilungen und Beiträge nur:
An die Redaktion, Berlin W. 10, Victoriastrasse 5, zu adressieren.
Bei umfangreicheren Zusendungen ist vorherige Anfrage notwendig.
Sprechstunde: An Werktagen, mit Ausnahme des Montags, 1—3 Uhr,
Berlin W., Victoriastrasse 5.

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Damm, Berlin-Wilmersdorf.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Friedrich

Von EMIL LUDWIG

Im Gleichgewicht beginnen viele Gestalten ihre Bahn, dann werden sie von den Ereignissen beunruhigt und enden ohne Harmonie. Manche tragen von Anbeginn den Geist des Widerspruchs in sich, so tief, dass auch die glücklichste Entwickelung sie nicht heilen kann. Wenige sind es, die treten ein voll Unruh, Dunkelheit und innerer Spaltung, dann aber werden sie in ihrem Lauf von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewisser, werden klarer, bis sie am Ende ihrer Bahn zu jener Harmonie gelangen, für die sie die Natur vorausbestimmt.

Zu diesen zählt Friedrich.

Zwei Neigungen gefährdeten ihn : sein Hang zu platonischem Denken und zur Lebensform des Weltmannes.

Zwei Ereignisse reiften ihn : der Zorn des Vaters und die Folgen seiner Ruhmsucht.

* * *

Mit 16 Jahren war Friedrich kaum mehr als ein zarter hübscher Knabe, die langen Locken wohlgekräuselt, mit einem Hang zu den Künsten der Frauen. Mit Recht schilt ihn der Vater effeminiert, denn auf preussische Throne gehört kein van Dyckischer Prinz. Nun kommt er an den Dresdener Hof, der Rausch, die Feste überfluten ihn. Früh sinnlich, schmachtend, weiblich wie er ist, beginnt er mit einem Raffinement : sterblich verliebt er sich in ein älteres, rassiges, heiteres Mädchen (die schöne Gräfin Orzelska), die man in Männerkleidern kaum erkannte. Doch als ihm dann auf einem Maskenfest eine andere Schöne, wenig verhüllt, hinter einem Vorhang gezeigt und angeboten wird, verlässt er die Gräfin. Von nun ab tanzt er leidenschaftlich.

Wieder in Berlin, wird er schwermütig und dichtet die ersten Liebesoden. Dies ist der Auftakt einer höchst unpreussischen Prinzenbahn.

Er ist nicht mutig von Natur. Sein Vater schilt ihn, dass er sich so schmählich behandeln lasse, doch als er ihm anträgt auf die Krone zu verzichten, um dafür seinen Neigungen zu leben, lehnt Friedrich dies entschieden ab. Es folgen die zweimaligen Versuche zur Flucht, in Steinfurth und in Wesel. Beide scheitern. War ihm zu wünschen, dass sie glückten ? Was wäre aus ihm in England geworden, aus diesem haltlosen jungen Herrn ? Sofern er zur Harmonie in reiferen Zeiten ausersehen war : hier mußte er straucheln und Strafe leiden.

Er schwört, nie werde er nachgeben. Zwei Monate später, in der Küstriner Zelle, schwört er: alles zu tun, was der Vater verlange, dem König wie ein Knecht zu gehorchen. Nach Kattes Tode zittert er vor allem für sein Leben, misstraut dem Prediger, der ihm beruhigendes Wasser reicht, misstraut noch seinem Zuspruch, den er für letzte Tröstung vor dem Tode nimmt.

Männlicher in jedem Betracht, kehrt er in Freiheit und Stellung zurück. Hier begann seine Verschlossenheit, seine Gottesfurcht, seine dynamische Orientierung.

Verlöbnis und Ehe nimmt er, bei allem Abscheu vor der Ausgewählten, gern an als Mittel zu grösserer Freiheit. Da diesen geistigen, den eigenen Vätern fremden Mann nie der Gedanke der Generationen fasste, blieb er recht froh ohne Kinder und hat den Wunsch nach solchen, auch nach illegitimen, niemals ausgedrückt. Seine Unruhe hat andere Quellen.

Credo des 20 jährigen: „Ich bin all mein Lebtag unglücklich gewesen, vielleicht dass ein plötzliches Glück auf all den Verdruss mich zu stolz gemacht hätte. Es steht mir noch immer eine Zuflucht offen: ein Pistolenschuss kann mich von diesem Leben und Leiden befreien. Ich fühle, wenn man jeden Zwang so hasst wie ich, dann treibt einen das heisse Blut immer zum Extreme hin. — — —

Die Jahre von Rheinsberg gelten für Friedrichs glücklichste Zeit. Es war nur seine ruhigste, war eine Vorwegnahme des 25 jährigen, der 20 Jahre später in Sanssouci dieselbe Lebensform zur Reife brachte. Ein junger Mensch, ganz unerprobt, sehr tatenlustig, nicht in der Lage abzusehn, wann er zum Handeln berufen würde, lässt sich von Knobelsdorff auf das Portal seines Landhauses meisseln: Frederico tranquillitatem colenti. — Lustschiffe auf dem See, er selbst als Liebhaber den Philoktet, den Mithridates spielend, spielerische Gründungen von Ritterorden, die den altfranzösischen Ritterstil erweckten, viel ungeprüfte, schöne Sätze bei Tisch, Prachtausgaben der Henriade, Herbeiholung der neuesten Schriften des Voltaire aus Paris, von Friedrich „mein goldenes Vliess“ genannt, Abfassung mittlerer Verse im Geschmack der Zeit: gleicht dies nicht König Ludwigs Fantasien?

Doch hier sind es die Züge einer Resignation: aus Glücksbestreben sich zum Platoniker zu stempeln, da man vom Handeln ausgeschlossen ist. „Ich gehöre zur Klasse der betrachtenden Menschen, was sicher das Angenehmste ist.“ Man spürt die herrische Verschlossenheit. Das Angenehmste? Warum dann nennt er Verse und Weltweisheit nur „Trost“ in schlimmen Tagen, „nur Berauschung im Glück“? Gehört zur Klasse der

Betrachtenden, wer aus der gesamten Philosophie sich stets nur für Moral interessierte, die der Lebendige sich noch am meisten fruchtbar machen kann? Die Metaphysiker verachtet er und setzt sie mit gewissen chinesischen Geheimniskrämern in Vergleich. Und als man ihm Wolffs Metaphysik übertragen und abgeschrieben hatte, nahm ihm einer jener exotischen Sonderlinge, die er in den Zimmern hielt, nahm ihm ein Affe die Arbeit ab und steckte das Werk unaufgefordert in den brennenden Kamin.

Das Buch vom Fürsten hat er falsch verstanden, es war allein für jene Zeit geschrieben, ein italisches Vademecum, um 1500, das niemand nach 200 Jahren im kalten Preussen widerlegen musste. Doch nicht zuerst aus ethischer Leidenschaft: aus Tatenlosigkeit, Kronprinzentum ist der „Anti-Macchiavell" geschrieben, wie Friedrich selbst Voltaire andeutet. Man ist geneigt, seine Leidenschaft für dies pathetisch-zynische Genie als Signum seines Inneren zu überschätzen. Voltaire war für Friedrich nur die Blüte eines Geistes, einer Sprache, in die sich notwendig versenken musste, wer um 1740 Geist besass. Wie hiessen denn die grossen deutschen Köpfe, die damals wirkten? Die „Grossen" waren samt und sonders ungeboren.

Den Prinzen schützte vor Ueberwucherung des Literarischen sein Temperament, auf der Lauer.

Credo des 27 jährigen: „Ich fange endlich an, die Morgenröte eines Tages aufdämmern zu sehen, der meinem Auge noch nicht vollständig leuchtet." Und ein anderes Mal: „Es soll doch eine Lust sein, ganz allein in Preussen König zu sein!"

* * *

Mit 17 ein durch Zwang dämonischer, mit 27 ein durch Zwang platonischer Mensch. Die Synthese war ein König.

Nun endlich, frei von jeder Nötigung, brach Leidenschaft sich durch. Ins Erotische konnte sie sich nicht wenden: „Ich liebe das weibliche Geschlecht, aber meine Liebe zu ihm ist eine sehr flüchtige. Ich suche nur den Genuss und hernach verachte ich es." Sie wurde Ehrgeiz, wurde Ruhmsucht. Dieser Mann wird von der Gloire erfasst und hingerissen.

Wenige Monate ist er König: und schon benutzt er den ersten Anlass, Karls VI. Tod, um alte Forderungen auf Schlesien zu erheben. Kaum ahnt er, was er tut, — was ganz Europa toll nennt. An die Generale: „Ich denke meinen Schlag am 8. Dezember auszuführen und damit die kühnste, durchschlagendste und grösste Unternehmung zu beginnen, deren sich jemals ein Fürst meines Hauses unterfing." An den Freund Jordan: „Mein Alter, das Feuer meiner Leidenschaft, die Sucht nach Ruhm, nach Neugier selbst, um Dir nichts zu verschweigen, kurz ein geheimer Instinkt

hat mich aus der süssen Ruhe gerissen und die Genugtuung meinen Namen in den Zeitungen und dann im Buche der Geschichte zu sehen, hat mich verführt." Dies ist Friedrich, der von sich sagte, er könne sich einer Sache nicht halb ergeben, „ich muss immer kopfüber hinein".

Auf dem Kampfplatz erschrickt er darüber, was er gewagt. Vor seiner ersten Schlacht, bei Mollwitz ist er geflohen und erst nach 16 Stunden wieder erschienen, als alles vorbei und gewonnen war. Er war noch kein Feldherr, aber ein Genie. Ein Schlachtenheld, einer, der die Schlacht als Exzitation liebte wie Napoleon, ist Friedrich nie geworden. Er hasste die Jagd und liebte den Tanz. Zu jener Zeit war er so wild, wie ein Kalender ihn darstellt, der ihn dem rasenden Roland verglich. Alles sprengte durch. Die Macht, die endlich seine Faust umspannte, war er gesonnen gründlich zu nutzen.

Am Tage, in der Stunde der Thronbesteigung hatte er sich bereits als Autokrat erwiesen. Der alte Dessauer fuhr zusammen. Friedrich war tolerant, doch hasste er die Menge. Kanaille, das war das Wort, das der Aufgeklärte König gern gebraucht. Eine burleske Leutseligkeit machte ihn erst später populär. Er liebte, wie jeder Offizier, nur seine Soldaten.

Zwei überraschend schnellen Kriegen folgte ein Jahrzehnt der Ruhe. In Sanssouci wurde Friedrich zum Weltmann. „Wenn Sie hierherkommen," schrieb er Voltaire, „so sollen Sie an der Spitze meiner Titel stehen: Friedrich, König von Preussen, Kurfürst von Brandenburg, Besitzer von Voltaire . . ." Dies ist symbolisch. Er sammelte Philosophen um sich, wie einst sein Vater Lange Kerle gesammelt hatte: als Liebhaber, doch nicht als Philosoph. Das war so auffallend nicht. Gab es damals nicht Philosophen, die Gesandte waren, und Fürsten, die über die Freiheit des Willen schrieben? „Ein Mensch", schrieb Friedrich, „der die Wissenschaften pflegt und ohne Freundschaften lebt, ist ein gelehrter Werwolf. Nach meiner Ansicht ist die Freundschaft zu unserem Glück unerlässlich." Niemand lebte geselliger wie er, — als „Philosoph von Sanssouci" hätte er einsam leben müssen.

Freilich glich dieser Hof durchaus nicht dem in Rheinsberg. Nun war Friedrich der König, nun hatte er Macht vor sich, Ruhm hinter sich, nun hatte er Freiheit und Geld, nun war er — König, hochgebildet und Genie — geschaffen einen Weltmann grössten Stiles darzustellen. Alles, was nicht den Staat betraf, betrieb er als Liebhaber mit den anderen im geselligen Stil des Rokoko: Briefe, Memoiren, Essays, das Flötenblasen selbst, das ihn zuweilen, wie er berichtet, zu neuen Gedanken angeregt, indem er es prominierend gedankenlos übte.

Dieser Platoniker lief sich selber nach: schon 1746 schrieb er die Geschichte seines zweiten Krieges, der 45 geendet hatte. Doch da er ein grösserer Feldherr war als ein Skribent, kam seine Feder nicht mit. Als Weltmann schrieb er französisch, jedoch so unorthographisch wie deutsch, und es war nicht nur die Rechtschreibung, was französische Sekretäre ihm verbessern mussten. Seine berühmten Worte sind fast durchweg deutsch gesprochen worden. Die deutschen Marginalen enthalten die ungewollt preussische Philosophie.

Zeichen wunderbarer Reife sammeln sich allenthalben. Er errichtet eine Gruft für sich, überbaut sie mit einem schlanken Sockel, auf dem eine marmorne Flora ruht. Zu diesem Wahrzeichen von Tod und Leben blickt er täglich vom Fenster hinüber.

Credo des 35 jährigen Märkers: „Ich liebe den Krieg um des Ruhmes willen, aber wenn ich nicht Fürst wäre, würde ich nur Philosoph sein. Schliesslich muss in dieser Welt jeder sein Handwerk treiben." — — —

Die schweren Folgen seiner ersten leichtsinnig-genialen Unternehmung reiften den König völlig aus. Nun erst, in jenem Krieg von sieben Jahren, gewannen seine Gaben ihre höchste Form. Die grossen Gefahren steigen auf, die tiefen Depressionen, die ihn geklärt. Gleich im ersten Kriegsjahre hat er mehr Verse in 3 Monaten geschrieben als je im ganzen Jahr: so viel Entlastung brauchte seine Seele. Er gab sich auf (nach Kunersdorf) Thron und Leben gab er verloren und redete schon den Neffen als König an. Im Getümmel der Schlacht hatte er gerufen: „Gibt es keine verwünschte Kugel für mich!" Kurz darauf: „Herr, er lügt: ich habe keine Kanonen mehr!" Und nach Kolin (der einzigen Schlacht, in der Friedrich den Degen gezogen) sagte er zum jungen Grafen von Anhalt: „Wissen Sie nicht, dass jeder Mensch seine Schicksalsschläge haben muss?"

Berlin, Potsdam, Sanssouci fällt in die Hand der Feinde, der König konnte nicht wissen, wie nobel sich diese dort verhalten würden. Dies waren, trotz aller Strenge der Jugend, zum ersten Male Schläge eines Geschickes, das der eigene Dämon herbeigerufen. Da sich lawinenartig nun vergrössert, was er dereinst selber ins Rollen gebracht, wird Friedrich immer strenger, pflichtbewusster. Sollte er gefangen werden, so verbietet er, irgend welche Entschädigung für ihn zu zahlen. Er fürchtet nicht den Tod, wohl aber den Schmerz: „Der Schmerz ein Säkulum, der Tod ein Augenblick". Nun wird es ihm mit einem Male klar, dass er nicht zur „Klasse der Betrachtenden" gehöre: „Es scheint, schreibt er an D'Argens 1761, „dass wir vielmehr zum Handeln als zum Denken geschaffen sind." — Es scheint . . .

Ermüdet kehrt der Siegreiche heim.

Credo des 55 jährigen: „Ruhm ist eitel. Verdienten Menschen je eine Lobrede? . . . Man hat sie nur gerühmt, weil sie Lärm gemacht haben."

* * *

Im kleinen Hause sitzt der grosse Mann. Zwanzig Jahre segnet dieser wunderbar geklärte Sinn seine Länder. Nun gab es keinen Voltaire mehr, keine Tafelrunde. Die meisten Franzosen hat er davon gejagt. Die Schwester — der einzige Mensch, den Friedrich im Leben geliebt — ist tot. Er baut ihrem Gedächtnis einen Tempel. Zeitlebens hat er Freunde gesucht, kaum einer hat ihm die Treue gehalten. Die Generale, die er liebte, waren dennoch seine Freunde nicht. Fouqué und Lord Keith sind da und altern neben ihm. Ihnen schickt er hundertjährigen Wein, ersinnt Instrumente, da sie die Sprache, Rollstühle, da sie das Gehen verlernen. Ganz klein hat Menzel es gezeichnet: wie Friedrich neben dem Rollstuhl des Freundes die Terrasse abschreitet, er selber noch rüstig. Dann sterben sie, sterben auch die Entfernten, mit denen er korrespondierte: Voltaire, D'Alembert. Die Flöte blies der König nun nicht mehr.

Der Alte Fritz arbeitet. Man muss die Berichte lesen: wie dieser König buchstäblich am Morgen nach der Heimkehr aus dem Kriege die innere Arbeit des Landes systematisch beginnt. Verwüstungen waren in dem neuen Lande. Er löscht sie aus. Er trocknet Moore, pflanzt Wälder neu, schafft Wege und unzählige Gebäude. Nach einem grossen Leben voll Leidenschaft und Betrachtung, voll Wildheit und Kühle, voll europäischer Pläne und Weltwirkung, gleicht seine reifste Weisheit der des vollendeten Faust.

Credo des 70 jährigen: „Wer seine Ländereien verbessert, unbebautes Land urbar macht und Sümpfe austrocknet, der gewinnt der Barbarei Eroberungen ab."

Er ist einsam, verschlossen. Den Neffen, den er am meisten liebt, verliert er. Nur die Tiere sind noch um ihn. Die Windhunde liegen auf seinen Sesseln, in seinem Bett. Wenn sie sterben, begräbt sie der König unter Marmortafeln, neben den Bildsäulen Römischer Kaiser. Condé, der Schimmel, läuft frei umher und auf den Herrn zu, der ihm Früchte gibt.

Sein letzter Besucher heisst Mirabeau. Es ist — Fortinbras.

Friedrich ist, auf einem Wege, unendlich verschieden von Goethes, zuletzt zu einer Harmonie gelangt wie dieser. Seine letzten Worte waren:

„Le montagne est passé, nous irons mieux."

Gedichte

Von GEORG HEYM

Diesen jungen Dichter hat in der letzten Woche der Tod weggeholt, als er eben die starke Jugend und die Eigenart seines Erlebens (in Verse umgegossen) auf eine größere Zahl von Menschen, darunter die Besten, wirken sah. Seine Gedichte, mehr oder weniger „reif", aber stets Mitteilungen einer frischen und ganz unserer Zeit gehörenden Kraft, hatten eben in Eulenberg einen Leser gefunden, der ihm mit guten, herzlichen, werbenden Worten dem Publikum empfahl. Für den „Pan" schrieb er ein paar Seiten, so voll jungem Haß und Zorn über die Wahlen, daß wir sie nicht drucken konnten, dann gab er uns diese Gedichte und ging aufs Eis. Er wollte Schlittschuh laufen, und die Tücke des frostigen Winters tötete ihn, der gewiß leben wollte, der am Anfange eines schönen Weges war.

Der Sonntag

Unter den bauchigen Himmeln, die schwer
Über den Totenacker der Felder gelegt,
Auf den hohen Gebirgen von Schutte bewegt
Sich die Wandrung von Menschen langsam einher.

Dicke Rücken, große Hüte, unförmlich und alt,
Und manchmal behutsam ein riesiger Bauch
Und hinter ihnen, groß, und verlassen vom Rauch
Starret der Schornsteine dorrender Wald.

Über verregnete Wege und Lachen voll Wiederschein
Morschen Gewölkes setzen sie hinten ihr Storchenbein
Ferner, in leere Fernen, und werden klein,

Hier und da, auseinander, wie Striche fein,
Irrend im öden Abend herum,
Und die Löcher der Wolken stehen wie Höhlen rund um.

Halber Schlaf

Die Finsternis raschelt wie ein Gewand,
Die Bäume torkeln am Himmelsrand.

Rette Dich in das Herz der Nacht,
Grabe Dich schnell in das Dunkele ein,
Wie in Waben. Mache Dich klein,
Steige aus Deinem Bette.

Etwas will über die Brücken,
Es scharret mit Hufen krumm,
Die Sterne erschraken so weiß.

Und der Mond wie ein Greis
Watschelt oben herum
Mit dem höckrigen Rücken.

Der Winter

Der Sturm heult immer laut in den Kaminen
Und jede Nacht ist blutig-rot und dunkel.
Die Häuser recken sich mit leeren Mienen.

Nun wohnen wir in rings umbauter Enge,
Im kargen Licht und Dunkel unserer Gruben,
Wie Seiler zerrend grauer Stunden Länge.

Die Tage zwängen sich in niedre Stuben,
Wo Feuer immer knallt in großen Öfen.
Wir stehen an den ausgefrornen Scheiben
Und starren schräge nach den leeren Höfen.

Die Bühnen-Perspektive in Japan

Von CURT GLASER

Es ist nichts schwerer, als sich von Begriffen frei zu machen, die im sprachlichen Ausdruck feste Form gewonnen haben, und mit den Mitteln eben dieser Sprache die Vorstellungen eines fremden Kulturkreises zu erörtern, in dem gewisse und geläufige Gedankenreihen immer fremd geblieben sind. Es ist in diesem Sinne beinahe unmöglich, eine klare Definition dessen zu geben, was wir in unseren Worten die Perspektive der japanischen Malerei nennen müssen, und nicht viel leichter ist es, das Problem der Bünenperspektive, die nur ein Teil der künstlerischen Perspektive überhaupt ist, zu behandeln.

Bereits die Worte Bühnenperspektive in Japan sind ein Widerspruch in sich, denn eigentlich perspektivische Absichten fehlen der japanischen Bühne ganz, und das, wovon hier die Rede sein soll, ist eben diese Negation perspektivischer Wirkungen im japanischen Theater.

Und doch ist das Wort unumgänglich, da es uns an der Stelle so geläufig ist, daß es eines umständlichen Denkprozesses bedarf, um eine Vorstellungsweise zu interpretieren, die ohne den Begriff auskommt, den unser Wort bezeichnet. Der Begriff Perspektive in unserem Sinne ist dem Ostasiaten fremd. Die Forderung perspektvischer Darstellung taucht nicht auf, wo jede Absicht auf illusionsmäßige Wirkung von vornherein fehlt. Und selbst das Wort Illusion überhaupt, das bei uns zur Grundlage eines ganzen, allerdings gründlich verfehlten ästhetischen Systems gemacht werden konnte, ist ebenso wie seine Negation in Wahrheit nur irreführend in der Diskussion ästhetischer Werte der japanischen Kunst, da der Gedanke an illusionsmäßige Wirkung niemals die darstellende Kunst beschwerte.

Die perspektivische Wirkung ist nur ein Teil der illusionsmäßigen überhaupt, und wenn hier nur von der Bühnenperspektive die Rede sein soll, so bedeutet das die Auslösung eines Einzelzuges aus dem Bilde des Ganzen, allerdings eines besonders charakteristischen Zuges, der seinerseits wieder geeignet ist, den Allgemeincharakter dieser allen uns geläufigen Begriffen so fremden Kunst zu erhellen.

Wer zum erstenmal ein japanisches Theater betritt, wird sich nicht so bald der prinzipiellen Verschiedenheit von dem europäischen Schauspielhause bewußt werden. Es gibt auch

hier ein Parkett, allerdings nicht mit Sitzreihen, aber es entspricht der japanischen Gewohnheit überhaupt, daß man nicht auf Stühlen sitzt, sondern am Boden kniet. Und man nimmt es wohl als natürliche Folge hiervon, daß das Parkett tiefer liegt, und die zwei Gänge, die es seitlich durchqueren, höher, in gleichem Niveau mit der Bühne. Eine schmale ringsumlaufende Zuschauergalerie vervollständigt gewöhnlich das Bild des Innenraumes des japanischen Theaters.

Die Bühne wird durch einen Vorhang abgeschlossen wie bei uns, aber sie hat die volle Breite des Hauses, und so fehlt der Rahmen, der den Vorhang faßt. Diese Rahmenlosigkeit des Vorhangs und mit ihm des Bühnenbildes ist das erste greifbare Symptom der durchaus verschiedenen Wirkungsart der Bühne in Japan. Sie allein wäre imstande, Aufschluß zu geben über die prinzipielle Divergenz der Absichten des japanischen und unseres europäischen Schauspiels.

Das Bühnenbild vermag so gut wie das gemalte Bild in Japan das isolierende Moment des Rahmens in unserem Sinne zu entbehren. Das europäische Gemälde hat den Charakter des Ausschnitts. Denkt man es sich flach aufgelegt auf ein Stück Seide wie das japanische Bild, so ist es ohne Grenzen. Es braucht die Fassung von außen. Das japanische Bild hat seine Erfüllung innerhalb der eigenen Fläche. Es streift nicht die illusionshafte Wirkung, die durch Fortlassen der Rahmung im europäischen Bilde leicht zum Panorama- und Panoptikumwitz herabgewürdigt werden kann. Und so braucht die japanische Bühne nicht den Rahmen, weil sie nicht den Ausschnitt eines Wirklichen darstellen will, sondern ihre eigenen Daseinsbedingungen hat, ihren eigenen Gesetzen folgt.

Die Bühne ist nicht eines, der Zuschauerraum ein anderes, sondern beide stellen in Wahrheit ein einheitliches Raumganzes dar. Der Vorhang trennt nicht zwei gesonderte Räumlichkeiten, sondern er dient nur dem praktischen Zweck, den Hintergrund des Raumes während größerer Verwandlungen den Blicken des Zuschauers zu entziehen. Die Bühne aber erstreckt sich in Wahrheit durch den ganzen Raum, von der Eingangstür, durch die der Schauspieler auftritt, bis an die Rückwand. Das Theater ist nicht ein großes Haus für Zuschauer, an das ein erhöhtes Podium, die Bühne, angebaut ist, sondern das Theater ist das Haus, in dem das Spiel vor sich geht, in dem die Helden der japanischen Geschichte wieder lebendig werden, und die grausamen Schicksale einer kriegerischen Vergangenheit an jedem Tage neu sich erfüllen.

Die Bühne ist hier kein erhöhtes Podium, sondern in Wahrheit ist der Zuschauerraum unter die Fußbodenhöhe des Raumes versenkt. Er ist nicht mehr als eine praktische Konzession. Der Raum aber gehört dem Spiele, nicht den Zuschauern. Allerdings sind von dem Fußboden dieses eigentlichen Raumes nur schmale Brücken übrig geblieben, der Blumenweg, der auf der linken Seite von der Eingangstür auf die Bühne zuführt, ein schmalerer Steg ihm parallel auf der rechten Seite und ein Steg, der an der Rückwand des Raumes entlang führt. Aber auf diesen Stegen so gut wie auf der Bühne spielt sich die Handlung des Dramas ab.

Unser Theaterraum hat eine feste Richtung, die auf die Bühne zu. Der japanische Theaterraum ist richtungslos. Bei uns geben schon die Sitzreihen diese Richtung unabänderlich an. In Japan haben die kleinen Bodenquadrate, die die Logen sind, keinerlei Richtung, und der Zuschauer hat sich zu wenden, wie es der Verlauf des Spieles verlangt. Denn nicht nur einfachem Kommen und Gehen dient der Blumenweg, sondern zuweilen spielen wichtige Teile der Handlung sich hier ab. Gewisse Tänze werden ganz hier aufgeführt, manche Szenen, wie insbesondere Abschiedsszenen, hier dargestellt, und zuweilen wird der Weg um das Theater auf den drei Stegen zu einer langen Wanderung, während inzwischen die Bühne sich dreht, und eine andere Dekoration das Ziel des Weges zeigt.

In solchen Szenen spürt man es deutlich, wie das ganze Haus dem Schauspiel gehört, wie es hier keine Richtung gibt und keine Bühnenperspektive.

Und hier liegt sicherlich der wesentliche Punkt, der den japanischen Theaterraum vom europäischen unterscheidet. Unsere Bühne entstammt der griechischen Antike, hat aber in der Renaissance erst ihre moderne Formulierung gefunden. Das Theater Palladios in Vicenza mit seinen perspektivisch verkleinerten Bühnenstraßen ist das Musterbeispiel eines solchen Hauses, das mit der festen Blickrichtung des Zuschauers rechnet. Es entstammt dem gleichen geistigen Milieu, in dem die mathematischen Gesetze für die Fluchtlinien der Zeichnung formuliert wurden. Und es ist der östlichen Denkungsart genau so fremd wie diese. Wie das Theater des Palladio auf einem Boden wuchs mit der Kunst des Bramante und Uccello, so folgt die japanische Bühne keinen anderen Gesetzen als die bildende Kunst der Japaner überhaupt.

Es war schon eingangs betont worden, daß das Fehlen der Perspektive in unserem Sinne nicht eine besondere Eigenart der Bühnenkunst in Japan ist, sondern ein Charakteristikum

der darstellenden Kunst in ihrer Gesamtheit. Und so sei zum Schluß noch ein Wort von der Bildperspektive überhaupt gesagt.

Auch im Gemälde kennt der Ostasiate nicht Perspektive in unserem Sinne. Das Bild ist nicht gemalt für einen zufälligen Beschauer, sondern ist etwas in und für sich bestehendes, so gut wie die Natur selbst. Darstellungen des Theaters, wie sie etwa Daumier und Menzel geben, Bilder, auf denen man über die groß gesehenen Köpfe der Zuschauer hinweg die Bühne klein in der Ferne erblickt, sind der ostasiatischen Darstellungsweise von Grund auf unbegreiflich.

Der Ostasiate geht nicht von einem streng fixierten Zufallsbilde aus — und darum ist das Wort Impressionismus, das man so gern für japanische Malerei verwendet, im Grunde ganz und gar unangemessen — sondern er läßt den Vorgang auf dem Papier durchaus neu entstehen. So gibt er zunächst das, was das wesentliche ist, etwa einen Tanz, und nach unten läßt er das unwesentliche folgen, die Zuschauer. Er führt nicht vom unteren Bildrande her den Blick in die Tiefe, sondern läßt seine Fläche ablesen wie eine chinesische Schriftseite, von oben nach unten. Und zuweilen kann es scheinen, als seien die perspektivischen Gesetze geradezu umgekehrt, verkleinere sich der Maßstab nach unten und dem Auge des Beschauers entgegen. Aber das sind wohl Zufallserscheinungen, und ich möchte nicht mehr, wie ich es einmal versuchte, allgemeine Gesetze hieraus ableiten.

Europäische Kunstschriftsteller haben genug von der mangelhaften Perspektive der Japaner geredet, und auch die wohlmeinendsten hielten es doch für nötig, diesen anscheinenden Mangel vor ihrem Publikum gewissermaßen zu entschuldigen. In Wahrheit ist das, was man in unseren Sprachformen nicht anders zu bezeichnen vermag als das Nichtvorhandensein der Absicht auf perspektivische Raumausdeutung, eines der wesentlichsten Momente in der bildenden Kunst der Japaner und nur ein Teil der anderen, für uns ebenfalls nur negativ faßbaren Eigenschaft, die wir als den Mangel des illusionsmäßigen bezeichneten.

Die Begriffe der Menschen formen sich am gewohnten, aber man wird dem ungewohnten nicht gerecht, wenn man es mit der Negation seiner Begriffe bezeichnet. Den positiven Wert der bildenden Kunst der Japaner darzulegen, wird an einer anderen Stelle zu versuchen sein. Hier kam es darauf an, den Mangel selbst des Begriffs der Bühnenperspektive als Teilcharakter der durchaus illusionsfremden und rein auf das formale gerichteten Bühnenkunst der Japaner aufzuzeigen.

Kulturgeschichte à la française

Von FRITZ MÜLLER

Vor mir liegt ein Schulbuch:

Petite Histoire de la Civilisation française. Des Origines jusqu'à nos jours. 420 gravures. Par Alfred Rambaud, Membre de l'Institut, Professeur à l'Université de Paris. Erschienen ist es bei Armand Colin, Paris 1908.

Zweck des Buches ist, den Anteil Frankreichs an der Kulturgeschichte der Menschheit darzutun und den Zusammenhang zwischen dem einen und dem andern aufzuweisen. Eingeführt ist diese Kulturgeschichte an den französischen Elementar- und Mittelschulen. Auch in der Schweiz ist sie viel verbreitet. An der Höheren Mädchenschule von Zürich zum Beispiel wird sie benützt. In der Vorrede heißt es: „Les élèves doivent l'avoir entre les mains, le lire et le relire avec attention, jusqu'à presque l'apprendre par coeur.“ (Der Sperrdruck steht so im Buche.)

Folgendes habe ich aus dem Buche gelernt:

Das Leuchtgas ist gegen 1800 von dem Franzosen Lebon entdeckt worden (Seite 233), dessen Erfindung auch nach England kam. — Daß dort schon 1727 und 1739 die Engländer Hales und Clayton aus der Steinkohlendestillation dasselbe Gas gewannen, ist für unser Büchlein nicht von Interesse.

Der Erfindung der Rübenzuckerfabrikation wird auf Seite 232 ein großes Bild gewidmet. Daß es sich dabei um die Entdeckung eines deutschen Chemikers Marggraf im Jahre 1747 handelt, ist unerheblich.

Seite 233 steht: „Im Jahre 1810 setzte Napoleon eine Million Franken aus für die Erfindung einer Flachsspinnmaschine. Siebenundsechzig Tage später nahm der Franzose Philippe de Girard sein Patent.“ Fix, nicht wahr? Nur vergißt es das Büchlein leider, des Engländers Arkwright auch nur mit einem Wort Erwähnung zu tun, der schon vierzig Jahre vorher die Unbescheidenheit hatte, seine Spinnmaschine zu erfinden.

Daß die Eisenbahnwagen zuerst in England liefen, wird zwar auf Seite 253 zugestanden, aber der Name Stephenson verschämt verschwiegen, wohl aber (in Fettdruck) mitgeteilt, daß Herr Seguin im Jahre 1826 die erste Eisenbahnkonzession für St. Etienne—Lyon erhielt.

Daß der Graf Jouffroy d'Abbans schon im Jahre 1776 auf dem Doubs mit dem ersten Dampfschiff fuhr (Seite 170) ist um so erstaunlicher, als das erste brauchbare Dampfschiff erst dreißig Jahre später von Fulton den Hudson hinaufdirigiert wurde.

Wie erstaunlich der Zufall wirkt, ersehen wir daraus, daß laut Seite 169 der Blitzableiter zu gleicher Zeit im Jahre 1752 von den Franzosen Dalibard, Buffon und Romas und — auch von Franklin erfunden wurde. Franklin wird also seinen bisherigen vollen Entdeckerruhm künftighin auf ein Viertel herunterschrauben müssen.

Nicht minder verwundert dürfte Stephenson sein, aus Seite 169 zu erfahren, daß der Franzose Cugnot schon im Jahre 1769 den ersten Dampfwagen konstruierte, so daß der Engländer also volle 35 Jahre mit seiner Erfindung zu spät gekommen ist. Es geschieht ihm also ganz recht, wenn er in dieser Kulturgeschichte nicht berücksichtigt wird.

Er teilt damit das Schicksal Watts, der so unhöflich war, seine Dampfmaschine schon 1769 zu konstruieren, trotzdem der erste vernünftige Dampfkessel laut Seite 252 erst von dem schon früher erwähnten Seguin erfunden wurde.

Schon 1803 hat laut Seite 253 Dallery die Schiffsschraube erfunden und damit die wirkliche Erfindung des Österreichers Ressel im Jahre 1829 um volle 26 Jahre vorausgeahnt.

Auf Seite 268 befindet sich bei Besprechung der Rotationspresse eine solche Presse mit dem Aufdruck „Marinoni", von dem deutschen Erfinder König aber steht kein Wort dabei.

Daß laut Seite 75 der gotische Stil ein Pariser Artikel ist, müssen wir Deutsche freilich wohl oder übel verwinden.

Der Franzose Faye hat laut Zeugnis auf Seite 288 die Kometenbahnen als erster erklärt, trotzdem wir Ignoranten dieses Verdienst bisher allgemein Newton zugeschrieben haben.

Ferner hat der Franzose Pierre Jules César Janssen (sprich Schangsang) schon im vorigen Jahrhundert die wahre Natur der Sonnenflecken erklärt, während uns heute noch auf den Hochschulen mitgeteilt wird, daß wir darüber noch nicht im Klaren sind.

Was mich gewundert hat, ist, daß das Büchlein die Erfindung der Buchdruckerkunst doch dem Deutschen Gutenberg zuspricht, obgleich ich in einer Histoire française für Mittelschulen noch vor wenigen Jahren den Namen eines Südfranzosen dafür eingesetzt fand.

Seite 292 klärt uns darüber auf, daß die Agrikulturchemie ihre Fortschritte im vorigen Jahrhundert in erster Linie den Herren Boussingault und Payen verdankt. Von Liebig hat der Verfasser des Büchleins nie etwas gehört.

Auf Seite 296 wird mitgeteilt: „Unsere Industrie schlägt jede Konkurrenz in allen Artikeln, zu deren Herstellung Geschicklichkeit und Geschmack nötig ist." Ja ja, über den Geschmack ist eben nicht zu streiten.

Das elektrische Licht verdanken wir dem Franzosen Régnier (Seite 289) in erster Linie. Der Engländer Swan und der Amerikaner Edison wird beiläufig dazu erwähnt.

Auch der Phonograph wurde nicht etwa von Edison, sondern laut Seite 290 zuerst von dem französischen Buchdruckereikorrektor Léon Scott entdeckt.

Nicht Siemens, sondern der Franzose Gramme hat 1871 die Konstruktion der Dynamomaschinen „mit ungeheurer Kraft" (d'une force énorme) inauguriert. So steht es wenigstens auf Seite 290.

Eine Seite später ist zu lesen, daß der französische Ingenieur Deprez schon im Jahr 1881 gezeigt habe, wie man elektrische Kraft auf weite Entfernungen nutzbar machen könne. Das tatsächlich aber erst 1891 auf der Frankfurter elektrischen Ausstellung das Problem auf 175 km von Lauffen am Neckar wirklich gelöst wurde, davon weiß das Büchlein nichts.

„Im Jahre 1829 assozierte sich Niepce mit Daguerre, um (!) die Photographie zu erfinden", ist auf Seite 311 zu lesen. Daß schon 1802 die Engländer Wedgewood und Davy sämtliche photographische Prinzipien feststellten, ist ja wirklich gleichgültig.

Die Tatsache, daß Thimonnier im Jahre 1840 den für die wirkliche Nähmaschine völlig belanglosen Kettenstich fand, genügt dem Buche, um diesen Mann als Erfinder der Nähmaschine zu bezeichnen, obgleich es bekannt genug ist, daß die Erfindungen eines Hunt und Howe in New York im Jahre 1834 diese Maschine ins Leben riefen.

Von der Spektralanalyse erzählt das Buch an verschiedenen Stellen eine Reihe von Dingen. Daß die Deutschen Kirchhoff und Bunssen sie begründeten, wird verschwiegen.

Als den Erfinder der drahtlosen Telegraphie nennt das Buch in erster Linie den Pariser Branly, während bisher alle Welt darin einig war, daß dieser Ruhm dem Italiener Marconi zukäme.

Völlig neu mutet uns auch die Mitteilung an, daß das Telephon eigentlich eine Erfindung des Franzosen Boursel

ist aus dem Jahre 1854 (Seite 290), und daß es der Deutsche Reiß und die Amerikaner Bell und Edison später lediglich „verbessert" hätten.

Das ist hier nur eine Auslese dieser „Kulturgeschichte". Ich habe außerdem noch eine Menge erbaulicher und überraschender Dinge darin gefunden, die uns im Verein mit den mitgeteilten Proben wohl oder übel veranlassen müßten, die Kulturgeschichte, welche wir an unseren Schulen bisher lehrten, von Grund aus umzukrempeln, da sie, an der französischen gemessen, einfach falsch ist.

Im Ernst: Französche Patrioten haben sicher das Recht, durch französisch gefärbte Gläser zu sehen. Das ist erlaubt. Und dafür ist es auch eine französische Kulturgeschichte. Mehr oder weniger wird sich eine jede Nation dieses Vergnügen gestatten. Aber das Vergnügen hat eine ernste Grenze. Und diese Grenze liegt da, wo die offenbare Fälschung beginnt.

Gewiß, es gibt Erfindungen und Entdeckungen, wo die neckische Duplizität der Ereignisse das Erstgeburtsrecht etwas zweifelhaft erscheinen läßt, wo also zum Beispiel ein Franzose und ein Deutscher Anspruch auf die Vaterschaft machen. Der einfache Kulturanstand würde es aber in solchem Falle erfordern, den einen und den andern zu nennen und nicht den andern grundsätzlich zu unterschlagen. Oder sollten die Franzosen ihren berühmten Gesetzesparagraphen vom Code Napoléon: „La recherche de la paternite est interdite", so verstanden haben wollen, daß in den französischen Schulen bei der Darlegung von Erfindungen nach einer andern als der französischen Vaterschaft nicht geforscht werden darf? Zu dutzenden Malen tut das diese Kulturgeschichte.

Ist ein solches Verfahren schon mehr als unfein, so ist es noch schlimmer, da wo in der wissenschaftlichen Welt*) die nichtfranzösische Vaterschaft einer Erfindung unzweifelhaft feststeht, den fehlenden Entdeckerruhm durch eine „Erfindung" aus dem Handgelenk zu ersetzen. Auch das tut das Buch.

Alles das ist zum mindesten eitel, um nichts böseres zu sagen.

Beklagenswert aber ist es, daß jährlich Millionen französischer Kinder mit solchen gefärbten, verbogenen und ver-

*) Leider scheinen die französischen Wissenschaftler selbst von diesem kindlichen Ueberpatriotismus angesteckt zu sein. Sonst hätte es dem französischen Chemiker Wertz nicht passieren dürfen, sein berühmtes und grundlegendes Werk über die „Theorie des Atoms" mit dem Satze zu beginnen: „La chimie est une science française".

logenen Kultur-„Geschichtchen" angefüllt werden, daran gewöhnt werden, das Vaterland allezeit in bengalischer Beleuchtung zu sehen und die übrigen Nachbarstaaten, soweit sie nicht völlig als „barbares" behandelt werden, bestenfalls als geistige Provinzen der „grande patrie".

Ein falscher Hochmut wird damit großgezogen, der ja an und für sich andere Völker kalt lassen könnte, wenn er nicht eine Gefahr mit sich bringen würde, die uns auch angeht:

Ich denke dabei an diejenigen Zeitläufte, wo sich zwei Völker politisch, kulturell oder sonst irgendwie auseinanderzusetzen haben. Im Interesse einer wahren Kultur wäre da eine friedliche Auseinandersetzung doch sicher zu wünschen. Wird aber diese nicht eminent dadurch erschwert, ja vielleicht unmöglich gemacht, wenn der eine Teil mit einem ins Riesenhafte gesteigerten falschen Kulturstolz durchsetzt ist, der den andern Völkern in ihrer Bedeutung und ihrem Wert nicht mehr gerecht werden kann?

Abschied des Journalisten

Die Einen sagen, der Einfluss des Journalisten in unserer Zeit sei zu gross, und er sei unberechtigt. Denn er schreibe über Menschen, die er nicht kenne, Dinge, von denen er nichts verstehe. Sie möchten ihn dem törichten August im Zirkus vergleichen, der den Pferden mit grossen Bewegungen nachläuft oder die leeren Gesten zu den Kunststücken der Akrobaten macht. Er sei kein Fachmann und rede in alles hinein. Die Anderen glauben sein Metier tiefer gefasst zu haben, wenn sie ihre billige oder unaufrichtige Subjektivität ihm als köstliche und fruchtbare Empfindung preisen und feststellen: sein Wesen sei Beziehungslosigkeit. Ihr Argument bekräftigen auch sie mit dem Hinweis auf die Fülle der Stoffe, die der Kreis journalistischer Tätigkeit einschliesst, und so gönnt ihm die Welt der Spezialisten aus Ausbildung und Einbildung, Beschränkung und Beschränktheit ihre Verachtung. Scheint aber die Sonne sehr gnädig, so gibt man Ausnahmen zu, nennt dann den Braven, um ihn aus der schwarzen Herde hervorzuheben, nicht mehr Journalist, sondern Literat und Publizist, Schriftsteller und Redakteur. Solches Lob verkennt nicht weniger als die Ablehnung des ganzen Berufes Wert und Unwert, Möglichkeiten und Grenzen, Glück und Unglück des Journalisten. Nicht Wort oder Schrift ist das Instrument des Journalisten. Sonst wäre er Redner, Dichter, mehr oder weniger. Er ist vor allem anderes. Sein Weg zur Wirkung ist im letzten Verstande nicht die Sprache, nicht die Drucktechnik. Sowie kein Theaterstück fertig ist, bevor es ein wirkliches Publikum erschüttert oder erheitert, zu Jubel oderWut reizt, bevor es also gespielt und gehört ist, so ist Schreiben nur dann Journalismus, wenn die letzte Erfüllung: Wirkung durch die Zeitung geschieht. Der Artikel in der Lade oder als Buch veröffentlicht ist so wenig Journalismus, wie eine Partitur Musik.

Journalist sein, das ist nicht ein Beruf, den man ausfüllt, nicht ein Amt, das man verwaltet. Es ist eine Daseinsform, ein Erleben mit allen Hemmungen und Höhen, allen Torheiten und Schmerzen jeder Existenz, aufsteigend bis zum Glück, die Resonanz der eigenen Persönlichkeit ins Weite zu spüren und abstürzend bis zum tiefsten Unglück, das nicht etwa Schweigenmüssen ist, sondern Rufer in der Wüste zu sein.

Die tägliche Not des Journalisten ist nicht Armut an Beziehungen, sondern der innere Kampf mit der Fülle seiner Beziehungen zu allem, was um ihn ist und geschieht. Sein Schicksal einer Sekunde, sein Verhältnis zum eiligen Leben muss Form werden, die in innigster Nachbarschaft mit den Gestaltungen, die aus dem Weltgefühl anderer Journalisten geboren werden, zu neuer Fruchtbarkeit geführt wird, durch Setzmaschine und Druckpresse, Mitwirkung von Arbeiter- und Verlagsorganisation, die das neue Blatt scheinbar in alle Windrichtungen zerstreut, in Wahrheit ihm erst die Kontinuität der Wirkung gibt. Das Erzittern der Nerven und der Setzmaschine ist schliesslich Eines: Rhythmus der Journalistik.

In einem einzigen Satze kann man sagen, was der Journalist tut: A n t w o r t e n a u f F r a g e n g e b e n. Alles Geschehen, der Anblick einer kleinen Elendsgasse, das Spiel im Theater, die Feuer, die aus der Grube schlagen, — es sind Fragen, die dem Journalisten gestellt werden. Die Wellen kommen zu ihm, die Anlässe sind gering oder pathetisch, aber die Strahlen gehen durch den Journalisten nicht durch, er kann und will sich keinem Erlebnis entziehen; er antwortet. Reflexe und Reaktionen werden in Reflexe und Reaktionen umgesetzt. Leben wird gelebt, die heftigen Stösse und die leisen Schwankungen lösen im Journalisten, ob er nun mag oder nicht, Aktivität aus, die dem Scheine nach Reportermeldung oder Dichtung ist, im richtigen Verstande? Antwort auf eine Frage.

Darum ist der Journalist Herr und Knecht. Diener, weil er dem Geschehen, den Ereignissen sozusagen unterjocht ist, die ihn nicht nach Zeiteinteilung, Arbeitslust, Plänen und schematischen Absichten fragen; Herr, weil seine Spiegelung der Welt, wenn sie die Gestalt der Zeitung angenommen hat, eine neue Welt geschaffen hat.

Darum ist die Aufforderung, er solle seine Stoffe „würdig" wählen, so unsinnig wie das Verlangen, sein Stil solle immer gleich, solle so oder so sein, töricht. Seine Sätze müssen reinlich sein, wie die Typen sauber gegossen. Aber da sein Tun nicht mehr und nicht weniger ist als Antworten auf Fragen geben, die nicht nur verschieden sind, sondern von Verschiedenen gestellt für Verschiedene gelten, werden ihm allmählich die S t o f f e gleichgültig. Ob er Politik treibt, von Hüten, dem Frühling, der Thronrede spricht, es ist ihm immer nur ein Anlass die Seite seines Tages zu schreiben. Durch jede Zeile sucht er sein Verhältnis zum Dasein mitzuteilen, aber nicht aus engem Egoismus, nicht nur um die eigene Spannung zu lösen, sondern um sich im Ganzen durch immer neue Fäden und Taue zu befestigen,

das Bewusstsein seiner Zugehörigkeit zu Allem, Nichtigem oder Wichtigem — die Stoffe zu werten hat man aufgehört — froh zu geniessen, jenes Gefühl der Einsamkeit, das man einmal stolz spürte, mit dem man ein andermal sentimental tändelte, einzutauschen gegen die Hoffnung der tiefsten Zusammengehörigkeit zu Allem, was da ist. Nur e i n Stoff ist ihm unmöglich: der ihn nichts angeht. Nur e i n e Lebensbeziehung erträgt er nicht: in einem Ton sich dem Geschehen gegenüberzustellen, der nicht seinem Gefühle entspricht. Er kann nicht raufen wie ein Söldner, weil gerauft werden soll, nicht die Gebärden der Liebe machen, wo er kalt ist. Er prostituiert sich, aber indem er sich wirklich hingibt.

Und sein Stil, der so oder so, persönlich, impressionistisch, polemisch, stets der gleiche, der abgestempelte sein soll? — man spricht anders zu einem Theologieprofessor als zu einem Schusterbuben, anders zu einer Frau, hinter der alle Schicksale liegen. als zu einem Mädel, das heiss ist von tausend ungeküssten Küssen.

Man rückt in Jahre, in denen man lieber durch das Medium eines Massenblattes vielen unbekannten Mengen irgendwie einprägen will, was Einen bewegt zu Liebe, Zorn, zu Rührseligkeit oder Gehässigkeit meinetwegen, als tausend Kritischen ein Spiel der Worte, Gedanken zu bieten. Der Rythmus, um den es Einem nun beim Schreiben geht, ist nicht mehr eine Qualität des e i n e n Artikels, Buches, der einen Glosse allein; vielmehr die Art der Bindung oder Trennung, das Fliessen der Wellen oder der Wirbelwind zwischen dem publizistischen Tun und dem kompakten oder zersplitterten, mag sein tiefstehenden, mag sein lange, lange gleichgültig bleibenden Publikum

Das einzige Glück, der einzige Erfolg, den der Journalist, der Redakteur, wie ich ihn erkenne, haben kann, ist die Wirkung, und die kann er nur erleben, wenn sein Blut und sein Blatt dem gleichen Rhythmus gehorcht.

Kein Journalist kann deshalb die Vorstellung eines Anderen, wie ein Blatt sein soll, in die Wirklichkeit umsetzen. Nur wenn er völlig und froh dem Reize, der auf ihn wirkt, gehorcht, kann er aus einem Sammelsurium meinetwegen kluger, gelehrter, feiner, vielleicht auch temperamentvoller Aufsätze eine Zeitung, eine Zeitschrift machen. Leuchtkraft erwächst dem, was er selbst schreibt, Stosskraft dem, was er herausgibt, redigiert, Wirkung all seinem Tun und Unterlassen, seinem Wählen, Ordnen, Schweigen nur wenn er nach s e i n e m Ziele zielt. Nie, wenn er ein kommandierter Offizier ist. Ob er seine eigenen Artikel in Druck gibt oder die eines andern in die Setzerei schickt oder höflich zurückweist, ob die Wellen dadurch entstehen, dass er selbst

spricht oder andere zum Schreien, Rufen reizt, dämpft, still sein heisst oder aus der Passivität aufrüttelt, — im letzten Sinne ist es dem wirklichen Journalisten, dem von Geblüt und nicht von Verdrossenheit, dieselbe aktive Handlung. Er mag auch Helfer, Diener anderer Gedanken, fremden Zornes, fremder Liebe sein, wenn sie nämlich bis aufs letzte sein eigen geworden sind. Nur darf's nicht geschehen wie man aus Not und unerfüllter Sehnsucht ein Kind adoptiert. Es muss sein, so ernst, so voll und so unabänderlich wie eine Mutter empfängt. Nur d e r ist wirklich Journalist. Ob ein guter oder schlechter, ein geschickter, ein vollkommener — die Frage und ihre Antwort mag später kommen. Ich glaube nicht, dass es unter d i e s e n Journalisten viel schlechte gibt, so wie ich leider meine, dass es stets zu wenige von d i e s e r Art gibt. Aber da mir eines gewiss ist: dass kein aus anderen Quellen gekommenes Lustgefühl — Befriedigung der Eitelkeit, Freude an Besitz, Stolz auf den gelungenen Rhythmus der Sprache oder was es sei — diesem Journalisten Ersatz ist für die frohe Empfindung, seine Beziehung zum Tage und seinen Geschenken zur Wirkung, zur Resonanz kommen zu lassen, s e i n e , tausendmal s e i n e — darum verblasst ihm die Welt, der er nicht mehr aus freier Wahl den Spiegel zeigen darf. Darum legt er das Werkzeug lieber aus der Hand, als Bildnisse zu versuchen, auszustellen, Medaillen zu prägen, in Vitrinen für gelegentliche Schaulustige zu vereinigen, die nie sein wirklicher i n n e r e r Besitz waren. Er mag das Handwerk, wie's ein anderer tut, grüssen, aber nicht üben.

Er will nicht anderen zum Lesen geben, was er selbst nur mit Widerstreben lesen oder mit Gleichgültigkeit wegschieben würde.

Und deshalb scheidet sich mein Weg von dem, den der „Pan", dem Willen seines Besitzers gehorchend, gehen soll. Ich habe um Ablösung gebeten. Ein w i r k l i c h e r Journalist kann so wenig desertieren, wie eine Fahne halten, deren Farbe, Zeichen, Sinn ihn kalt lässt. Jeder von uns, die wir im Schreiben unsere Lebensform gefunden haben, muss das eine oder andere Mal Nachbarn dulden, die ihm nicht allzu nahe sind, scheinbar eine Uniform tragen, die sein Wesen nicht voll ausdrückt. Er gibt, in solchen Fällen mehr Literat als Publizist, — gewiss nicht J o u r n a l i s t — mit seiner Unterschrift die Deckung für seine eigenen Worte und zugleich das Zeichen der Trennung von rechts und links. Es muss wohl so sein, ganz froh aber wird dieses halben Tuns kein wirklicher Journalist.

Wer im tiefsten seiner Natur d a s ist, nicht Schriftsteller, nicht Dichter, nicht Künstler meinetwegen, aber wohl oder

übel Journalist, vermag niemals eine Symphonie zu dirigieren, die er nicht liebt. Darum ist's Achtung vor dem Metier, keine Erbitterung, Gleichgewicht, nicht kindische Angst vor einer „Schande", Beschämung, mit der ich aus einem Hause fortgehe, in dem ich vielleicht Gast sein kann, aber nicht Wirt.

12. Januar 1912. W. FRED.

ERKLÄRUNG

Herr Fred hat in seinem Artikel seine Auffassung vom Journalismus dargelegt. Er zog die Folgerung, an der Redaktion des „Pan" nicht mehr mitzuwirken. Ich erkläre, daß lediglich der wiederholte Wunsch des Herrn Fred, aber keine Beeinflussung durch andere, etwa durch jugendliche Schriftsteller, die mir törichte Briefe geschrieben haben, mich veranlassten, seinem Wunsch nach frühzeitiger Lösung des Vertrages nachzugeben. Noch weniger hat mich dazu eine abfällige Meinung über seine publizistische und redaktionelle Tätigkeit bewogen, ich habe im Gegenteil durch Bitten versucht, Herrn Fred dem „Pan" zu erhalten. Ich lege auch Wert darauf — um nicht seinem Ansehen zu schaden — festzustellen, daß die Gründe seines Austrittes, so weit sie in tatsächlichen Vorkommnissen etwa bestehen, auf Unterlassungen meiner Vertragspflichten, nicht der seinigen, oder auf mißverständlichen Auffassungen unserer Vereinbarungen durch mich zurückgehen. Paul Cassirer.

DER KÖNIG REGIERT

Frau Solneß: Wie ich Ihnen sagte,
Lauter Kleinigkeiten.

66 Sozialdemokraten im ersten Wahlgang. 83 Zentrumsleute. „Die Reichsparteien verlieren", sagte der König sorgenvoll zum Höfling. Der lächelte: „Majestät, was geht das Majestät an? Mögen die Untertanen sich streiten; ob mehr Liberale oder mehr Konservative im Reichstag sitzen, mehr Zentrum oder mehr Sozialdemokraten, das bedeutet vielleicht mehr oder weniger Ärger für den Herrn Reichskanzler, für Majestät und sein Haus bedeutet es nichts. In Deutschland regiert der König." „Der Kaiser", verbesserte Majestät, „nicht der König." „Verzeihen Majestät, daß ich zu widersprechen wage. Der König regiert". Lächelnd sah der Höfling den König an. Majestät begriff, lächelte auch, tat einen Seufzer und setzte sich an den Schreibtisch. Der König regierte.

Der König machte eine Pause, hob seinen Kopf, sah nachdenklich den Minister an und sagte: „Wir haben aber eine Verfassung, wir haben doch einen Reichstag; wir haben ein großes Volk, das nach der Macht strebt, das vor nichts zurückschreckt, das sogar 48 auf den Barrikaden gestanden hat."

„Das war 48", antwortete der Minister.

Und der König: „Ich weiß nicht, ob es recht ist, allein zu regieren Ich weiß nicht recht, ob ich es wirklich will; es könnte schädlich sein."

„Der Wille der Majestät ist das höchste Gesetz im Reiche. Er kann alles. Nur das eine unterliegt nicht seiner Macht: Ob er allein regieren will oder nicht. Der König regiert alle, weil alle von ihm regiert sein wollen."

„Aber die Sozialdemokraten?"

„Ja", sagte der Höfling, „die Sozialdemokraten sind vielleicht die einzigen Leute im Deutschen Reiche, die den Willen zur Macht haben, die regieren wollen und nicht regiert sein wollen. Aber das sind ja gerade die Arbeiter, die Klasse, die unmöglich regieren kann. Wenn eines Tages ein sozialdemokratischer Zukunftsstaat Wirklichkeit werden sollte, und wenn der Minister dasselbe Gehalt bezieht wie der Fabrikherr und der Arbeiter, so kann ich mir doch nicht vorstellen, daß der Arbeiter dann regieren wird. Er wird dasselbe Geld und dieselben Rechte haben. Aber regieren wird wohl der Fabrikherr, der das Regieren gelernt hat. Wer im Privatleben nicht befiehlt, kann auch als Staatsbürger nicht befehlen."

„Ja, aber, sehen Sie wohl, sie kämpften doch 48 auf den Barrikaden um die Macht?"

„Verzeihen Majestät, das waren nicht Sozialdemokraten, das waren Bürger; Bürger, die glauben, daß sie damals das Deutsche Reich gegründet haben. Nicht ganz zu leugnen ist, daß sie die letzte große Entwicklung Deutschlands getragen haben. Sie haben auch die Idee des Kaiserreiches zuerst gefühlt und haben zuguterletzt die Bedingungen geschaffen, daß das Reich zur Tat werden konnte, zur Tat werden mußte. Diese Leute haben alles erworben und alles gelernt, was sie zum Herrschen prädestiniert. Aber sie wollen nicht regieren, sie wollen regiert sein."

„Ist das so schön regiert zu werden?"

„Es scheint so, sie nennen sich Freisinnige oder sogar Demokraten, aber diese Bürger der Städte sind eigentümliche Menschen; im Wettbewerbe der Völker leisten sie Großes, in ihren Werkstätten, in ihren Kontoren und ihren Studierzimmern sind es kühne Gelehrte, königliche Kaufleute, Eroberer, selbstherrische Menschen. Und treten sie aus ihrem Beruf in die Allgemeinheit, dann fügen sie sich unserem Feudalstaat ein, sind Beherrschte und sind glücklich darüber. Sie kennen kein stolzeres Gefühl, als wenn sie empfinden: bei uns herrscht der König."

„Aber," sagte der König, „irren Sie sich nicht? Ich habe doch Zeitungen gelesen, in denen ganz andere Dinge standen. Da wurde behauptet, daß ihnen und ihrer Partei die Intelligenz, das Geld, die großen Organisationen und die Bildung gehört, und ich las, daß sie Anspruch auf die Macht erheben. Sie wollen sich selbst regieren. Sehen Sie doch dieses große Wundern und Klagen, daß im ersten Wahlgang keiner von der fortschrittlichen Partei gewählt wurde. Ich kann es ja auch nicht verstehen: so viel Demokraten und dennoch kein Abgeordneter. Warum?"

„Gestatten Majestät, daß ich Fritz Reuter zitiere: „Die Armut auf dem Lande kommt von der großen Powertée." Es gibt keine demokratischen Abgeordneten, weil es keine Demokraten gibt."

„Aber die Zeitungen!"

„Gewiß, die Zeitungen! Mag der Leiter einer großen demokratischen Zeitung noch so radikal denken, und mag er seine Leute von A bis Z nur unter gesinnungstüchtigen Demokraten suchen und mag er dann denken, er leite ein demokratisches Blatt, und in seinem Blatt herrsche er und seine demokratische Gesinnung; er irrt sich. Nicht er herrscht, der König regiert. Der Chefredakteur schwärmt für die Rechte des Volkes. Er schreibt in mannhaften Worten für seine Ideen. Seine politischen Unterredakteure folgen ihm. Ob der Chefredakteur der Meinung ist, daß der König oder sein Sohn oder seine Frau oder seine Tochter nicht mehr vom Theater, oder von der Kunst, oder von der Industrie versteht als irgend ein anderer intelligenter Mensch — und sicherlich, mancher Chefredakteur ist dieser Meinung — der Lokalredakteur ist anderer Ansicht. Ihm scheint es nicht wichtig, ob die Intelligenz Deutschlands Gerhart Hauptmanns letztes Stück gut oder schlecht findet, ihm erscheint es viel wichtiger, ob seine Majestät oder ein Mitglied der allerhöchsten Familie das Stück sah, und was er darüber äußerte."

„Warum wirft der Chefredakteur denn den Lokalredakteur nicht hinaus?"

„Gewiß, Majestät, das wäre ja das Beste — ich wollte sagen: das Logischste, aber er könnte mit der Laterne suchen, er würde keinen finden, der es anders machen würde als der Weggejagte . . Und der Weggejagte würde ein anderes Blatt gründen — natürlich wieder ein demokratisches — und das demokratische Publikum würde ihm folgen. Denn: Der König regiert."

Der König wollte sich eben seiner Arbeit wieder zuwenden, da hob er den Kopf und sagte noch:

„Dann ist es ja eigentlich jetzt besser als in vormärzlichen Zeiten?"

„Bedeutend besser, Majestät. Der Fortschritt ist nicht zu leugnen. Er beruht auf der großen Entwicklung, die unsere moderne Technik genommen hat."

„Technik", fragte der König, „Entwicklung, wieso?"

„Ja, sehen Majestät: In vormärzlichen Zeiten war alles klein und beschränkt. Der Fürst lebte in seiner Residenzstadt, die ja ganz in seinem Banne war.

Jeder Bürger der Residenzstadt wußte, was der König tat, was er aß, was er trank, wo er jagte, wen er einlud, kannte den König von Angesicht zu Angesicht, kannte seine Frau, seine Kinder und Enkelkinder, und die Erzählungen von den Festen, die er gab, gingen von Mund zu Mund. Der Bürger lebte mit dem Fürsten. — Außerhalb der Residenzstädte aber war es nicht so. Man wußte nicht so viel vom König. Man kümmerte sich nicht so sehr um das, was er tat. Die Organisation war noch klein und schlecht. Heute lächeln wir über die Serenissimuszeiten und ihre Hoflieferantenchronik, lächeln über die Zeiten, als der Hofkürschnermeister dem Nachbarn zuraunte, was für einen Pelz der König trug, der Hoftafeldecker vom letzten Diner erzählte, der Hofschneidermeister vom Kleide der Königin sprach und der Hofarzt von der Verdauung der kleinsten Prinzessin."

„Nun, und heute?"

„Heut ist das alles viel grandioser. Die Zeitungen haben das Amt der Hoflieferanten an sich gerissen. Illustrierte und nicht illustrierte, immer voran die demokratischen. Heute weiß man in dem kleinsten Bergdorf Oberbayerns ebenso wie im elendsten Flecken Ostpreußens, wen der König eingeladen hat, was er ißt, was er trinkt, was er trägt. Ein jeder kennt ihn von Angesicht, kennt seine Frau, seine Kinder, seinen Leibdiener, seine Jagd, sein Arbeitszimmer, sein Schlafzimmer und seine Dackel. Die kleinen Residenzstädte mit ihren kleinen Interessen sind verschwunden. Wir lachen über sie. Aber der Bürger, der das Deutsche Reich geschaffen haben will, hat es jetzt mit Hilfe der großen modernen Technik, mit Hilfe von Rotationsmaschinen und riesige Organisationen erreicht, daß ganz Deutschland, daß dieses ganze Reich eine einzige große, kleine Residenzstadt geworden ist. Und in Residenzstädten wählt man keine Demokraten."

„Nein, da wählt man keine Demokraten."

WIELAND

DIE STEINERNE MASKE

Maulaffen feilhalten ist nicht gerade Sache der Neu-Berliner. Das Show-Bedürfnis lässt man sich von Reinhardt im Zirkus befriedigen; die Strasse aber dient dem Verkehr, dem Gehatz der Autos und dem Gedrängel der vorwärts rackernden Pflastertreter. Man mimt am Pots-

damer Platz unter Schutzmannstrompetenklängen Hindernisrennen, man stürmt wie vorm Totalisatorschluss die Billetschalter der Untergrund-, der Ring- und der Wannseebahn. Trotz dieser Ellenbogengelenkigkeit, die nirgends unsanfter zu spüren ist als um diesen Potsdamer Platz herum, konnte man den Sommer über gerade hier beobachten, wie die Leute plötzlich aus ihrem Tempo fielen, wie sie auf einen Augenblick wenigstens stoppten, auf einen Augenblick die Hälse in die Luft reckten. Kein Wunder, hoch oben überm Untergrundbahnschlund gab's ein Rattern und Knattern, schlimmer als wenn zehn Reklameluftschiffe die Propeller schnurren liessen. Ingenieure, die irgendwo in einem Fabrikbureau sassen, liessen den Spektakel ausführen, der mehr als 5000 Zuschauer lockte und festhielt. Liessen mächtige Eisenträger elektrisch verschweissen, nieteten mit Weissglut, türmten stählerne Rippen, als ob ein Hamburg-Amerika-Steamer auf dem märkischen Sand vom Stapel gelassen werden sollte. Man wusste aus den Reklamenotizen der Zeitungen, dass da ein Riesenkino, ein Riesencafé, ein Riesenschwofbetrieb im Werden war, dass Tag und Nacht ohne Unterbrechung die Kapellen lärmen sollten, dass der Herr Portokassenritter mit Huldin hier dereinst thronen würde auf Stühlen, die wahr und wahrhaftig 50 Em das Stück kosten sollten und den Sitzgelegenheiten aus irgend einem Königsschloss originalgetreu nachgebildet wären. Solch Jannowitzbrücken-Tamtam hätte keinen aufgehalten; das allgemeine Staunen galt phantastischen Impressionen, vor die Augen gezaubert von verwegenen Konstrukteuren, die die Krane spielen liessen mit gewaltigen Eisenmassen, die wunderbar ersonnene Maschinentatzen zwangen, Stück um Stück aneinanderzufügen, bis nie gesehene Bogenformen mit gedrungener Silhouette in die verräucherte Luft hineinschnitten. Man war verblüfft, kaum ein paar Arbeiter zu erblicken, wo solch unerhörte Dinge aus dem Boden wuchsen. Wer mochte glauben, dass ein paar Hände diesen ganzen Mechanismus dirigieren sollten, wer nicht erstaunt sein über die Dimensionen eines Knochengerüstes, das da für einen Baukörper hergerichtet wurde. Und es gab Leute, die entzückt über die Eleganz, die Wucht und die Ausdrucksgewalt der Eisenlinien, berauscht von dem Ebenmass dieser Logik, von dem prickelnden Spiel der Ueberschneidungen waren. Ein paar Tage, als die grosse Kuppel aufgesetzt wurde, ragte ein Filigrangerinsel gen Himmel, so reich und fein ineinander gewirkt wie die Arabeskenzüge auf der Fliesenwand einer Moschee. Was da eigentlich vorging, mögen die Wenigsten nur begriffen haben. Man staunte, man ahnte instinktiv etwas Ungewöhnliches, etwas Neues. Gelegentlich hörte man einmal ein paar junge Kerle disputieren über die Möglichkeiten, die in solch statischen Rhythmen ungehoben schlummerten, über die ganze Schönheit dieser Ingenieurlogik. Wahrlich, es gab da für Augen, die auf neue Werte eingestellt sind, berückende Sensationen. G a b sie, denn heute, wo ich davon rede, wo ich diese Ingenieurschönheit aller Welt zeigen möchte, ist alles wie ein Traumgebild verschwunden. Ingenieure dürfen nämlich nur im Geheimen bauen. Wenn sie alles klar und gross und zwingend konstruiert haben, kommt einer von der Kunstfakultät, ein Architekt, der wie ein Schneidermeister das nackte Gestell mit „Schönheit" nach romanischem, gotischem oder renaissancelichem Schnitt drapiert. Von dem wirklichen

Körper, der die Sinne unbändig reizte, darf nichts mehr zu sehen sein. Eine Maske, so banal, so stereotyp, so kitschig wie die Larven, die für geistlose Faschingsulkereien fabriziert werden, ist übergestülpt, damit keines Menschen Auge mehr die wahre, bezaubernde Physiognomie erblicken kann. Die steinerne Maske, so kunst- und herzlos wie sie über die Schönheiten des Piccadilly geflickschustert worden, spart uns wenigstens Zeit; am Potsdamer Platz braucht keiner mehr als lüsterner Schönheitsjäger seine Bahn zu versäumen . . . .

PAUL WESTHEIM

KATINKA, DIE FLIEGE

hat selbst in der von Herbert Eulenberg zum erstenmal beobachteten und enträtselten eigentümlichen Punkt-Schrift ihres Volks den Titel zu der Biographie, durch die sie dieser Dichter vor allem Getier ehren will, auf ein carmoisinrotes Umschlagpapier gezeichnet. Zugunsten der Fliege Katinka, die wir in Eulenbergs „zeitgenössischem Roman" als ein Wesen von Bildung und Geschmack kennen lernen, sei dies unsympathische Papier auf Rechnung des Verlegers Ernst Rowohlt in Leipzig gesetzt und angenommen, er habe Katinka wider ihren Willen kein anderes zur Verfügung gestellt. Es muß gesagt werden, daß dieser Umschlag nicht zur Lektüre lockt, wie denn überhaupt der Weg zu dem Buche nicht leicht ist. Bei aller Liebe für den Dichter mag man doch zunächst denken: sind also alle Probleme unseres Seins schon künstlerisch bewältigt, daß ein Schriftsteller von solchem Rang uns ernsthaft die Schicksale einer wirklichen, sechsbeinigen Fliege erzählt, und dies nicht am Ende als kurze amüsante Geschichte, sondern in einem dickleibigen Roman von fast 400 Seiten —? Für diese Ueberlegung gibt Eulenberg den „lieben Lesern" gleich zu Anfang einen Nasenstüber und den freundlichen Rat, doch lieber „auf den Markt oder die Börse oder ins Wirtshaus oder Theater oder zum Rennen oder zu ihrer Geliebten als zur beneidenswertesten Beschäftigung zu gehen", und hört auch später nicht auf mit allerlei boshaften Bemerkungen vor dem Weiterlesen zu warnen. Wer sich durch alle diese liebenswürdigen Grobheiten des Autors nicht abschrecken läßt, dem zickzackigen Lebensflug Katinkas zu folgen, wird mitunter das kluge Gesicht Jean Pauls, des ebenso undisziplinierten Dichters, lächelnd neben Herbert Eulenbergs Physiognomie auftauchen sehen, wenn zwischen erzählenden Abschnitten auf einmal romantische oder exakte Naturwissenschaft doziert wird, wenn der Dichter immer wieder persönlich in die Erzählung sich einmengend — bald das p. t. Publikum, bald dessen „Lieblinge", bald die deutschen Verleger oder auch den unerschütterlich treuen Leser mit gutgezielten Nadelstichen trifft. V. Fl.

KAMMERSPIELABEND

Im Deutschen Theater hat man sich endlich zur Aufführung eines liebenswürdigen Stückes entschlossen. Peter Nansens „Glückliche Ehe" wurde (von den Männern Moissi, Arnold, Tiedtke ausgezeichnet) gespielt, und es gab einen Abend Sentimentalitäten und Bosheiten, Lächeln und

jenes Kopfnicken, das „Ja, ja, so ist die Welt" — heißt, Geist, Anmut kurz, die Dinge, die man sonst in berliner Theatern selten bekommt. Natürlich gibts auch „aber". Vor allem, daß der Roman, aus dem das Stück gemacht ist, zehn Jahre alt ist. Deshalb wird man gelegentlich merken, wie dünn die dramatischen Stränge sind, an denen die Menschen dieser Komödie bewegt werden. Und deshalb möchte man, ebenfalls gelegentlich, ein wenig frischere Töne, möchte den Reiz dieser Frau, die so viele Männer glücklich macht, stärker spüren; denn sie, wie sie da oben küßt und geküßt wird, begehrt man von unten nicht genug, um selbst lyrisch zu werden und ehebrecherische Wünsche zu haben. All das war anders als wir den Roman lasen. Ich denke mir aber: das ist eben zehn Jahre her, und jetzt sind andere ungefähr zehn Jahre jünger, die werden schon ebenso viel Lust auf das Biegen solcher glücklicher Ehen haben und darum das Stück gerne sehen. Unsachlich, wie ich eben bin, wünsche ich nämlich, daß es ein großer Erfolg wird. Dieses Dichters Peter Nansen wegen, der eine entzückende Gestalt in der modernen Literatur-Atmosphäre ist, das seltene Exemplar eines Dichters voll Liebenswürdigkeit — voll innerer, nicht stilisierter, erzwungener — und der in seinen Werken von seiner scharmanten (diesmal muß das Wort sein!) Natur so viel mitzuteilen wußte, daß es einem leid tut, keine neuen — Romane von ihm zu bekommen. Nur ist das Motiv, weshalb er schweigt, so schön, daß einer, dem das Menschliche stets wichtiger ist als das Kunstwerk, es doch nicht allzu tief bedauern kann, daß Nansen statt selbst Bücher zu schreiben, die anderer verlegt, ihnen zu Erfolgen verhilft. Er hat nämlich das Gefühl, das, was sein eigenstes ist, schon gegeben zu haben, will nicht mühselig erarbeitete Literatur machen, legte deshalb die Feder weg und freut sich an der Arbeit anderer, die er als Leiter des größten skandinavischen Verlags zur Wirkung bringt. Wie gut ist so was, wie selten; gibt es einen Dichter voll dieser frohen Klarheit über sein Vermögen bei uns?

F.

Wir bitten, Mitteilungen und Beiträge nur:
An die Redaktion, Berlin W. 10, Victoriastrasse 5, zu adressieren.
Bei umfangreicheren Zusendungen ist vorherige Anfrage notwendig.
Sprechstunde: An Werktagen, mit Ausnahme des Montags, 1—3 Uhr,
Berlin W., Victoriastrasse 5.

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Damm, Berlin-Wilmersdorf.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H in Berlin SW 68



Religion

Von HERMANN BAHR

Religion hat, wer einer höheren Sicherheit des Lebens, als der menschliche Verstand geben kann, ganz unmittelbar durch Gefühl inne wird und ganz unmittelbar des Rechten so gewiss ist, dass er es tun muss, auch ohne dafür Beweise zu haben. Wenn einer alle Fragen an das Leben gestellt und auf keine bei seiner Vernunft Antwort bekommen hat, nun aber in seiner Not entdeckt, dass er trotzdem das Leben zu bestehen vermag, gleichsam als wenn ihm alles zum Handeln Notwendige von innen her diktiert würde, diese innere Festigkeit, die wir, wenn alles andere zusammengebrochen ist, an uns selbst haben, an dem was wir sind, und daran dass wir leben, ist Religion. Religion ist der Ausdruck einer Not, in der ein Mensch sich keinen Rat mehr gewusst hat und in der ihm doch von innen her wunderbar geholfen worden ist. Das Geschäft, niemals dem Zufall preisgegeben zu sein, immer nach einem Plan zum Notwendigen geführt zu werden ist Religion. Religion ist das Bewusstsein einer zuverlässig das Leben bestimmenden inneren Macht, das Bewusstsein eines inneren Organs, das, während die Vernunft unsere Handlungen bloss zu beraten vermag, unsere Handlungen entscheidet.

Religion ist eine innere Tatsache. Religiös ist, wer diese innere Tatsache kennt. Aber auch wer sie nicht kennt oder gar sie zu leugnen versucht, wer nicht religiös ist, hat Religion. Auch ihm wird innerlich gesagt: Du sollst! Er hört es, auch wenn er nicht gehorcht. Er mag dagegen handeln, aber auch dann hört er immer noch das innere: Du sollst. Dagegen zu handeln schmerzt ihn, und alle Vorteile, die solches Handeln bringt, können diesen Schmerz nicht lindern. Der inneren Stimme zu gehorchen aber tut ihm wohl, so sehr, dass diese Lust ihn über jeden Schaden trösten kann und ihm noch mit dem eigenen Leben selbst nicht zu hoch bezahlt scheint. Daraus, dass er bereit ist, lieber sein Leben selbst als dieses innere Organ verletzen zu lassen, folgt, dass für sein Gefühl dieses innere Organ lebendiger sein muss als alles, was er sonst sein Leben nennt.

Die Tatsache der Religion kann in Menschen unbewusst wirken oder sie kann ihnen als blosse Tatsache bewusst werden, sie kann ferner ihre Vernunft in Tätigkeit setzen, und sie kann

endlich Gestalten annehmen. Die Vernunft, vom religiösen Gefühl in Bewegung gesetzt, ergibt sittliche Maximen. Dem Menschen wird innerlich zugerufen, was er soll, er lässt sich das nun von der Vernunft ausdeuten und erhält eine Gruppe von Grundsätzen und Lebensregeln; wer sich aber auch nur ein wenig zu beobachten weiss, erkennt, dass er niemals aus diesen Grundsätzen handelt, sondern sie begleiten sein Handeln bloss, sie sind ein Mitlaut seines Handelns. Des rechten Handelns ist er ganz unmittelbar gewiss, jenes Organ sagt ihm, was er muss, und aus dem was zu müssen er daher weiss, folgert er nun und zieht ein ganzes logisches Gebilde. Was er muss, ist ihm gegeben, und davon aus fragt er: Wie muss nun die Welt, muss unser ganzes Leben sein, damit es einen Sinn hat, dass ich das muss, was ich nun einmal muss? Die Antwort darauf ist dann seine Weltanschauung, eine Randglosse zu seiner Religion. Aber diese Religion kann zuweilen auch so stark sein, dass ihre Kraft nicht ganz in seinen Handlungen aufgeht, es bleibt ein Rest davon übrig, der unmittelbar produktiv zu werden verlangt und Götter, Heilige, Himmel, Höllen, ein ganzes Reich schafft. Das religiöse Gefühl, das sich sonst im lebendigen Handeln erschöpft, verdichtet sich zuweilen so, dass es sich dann in Gestalten entladen muss: es schafft Mythen. Man spricht dann von einem religiösen Zeitalter. Wir sind in einem, wenn wir es auch noch kaum bemerken.

Noch die letzte Generation war selbst gegen die Tatsache der Religion gleichgültig. Doch befreite sie sich schon vom Aberglauben der vorigen, zum Handeln mit der Vernunft auszukommen. Ihr wurde kalt. So fing Religion an, wenigstens wieder ein Gegenstand der Betrachtung zu werden. Zunächst bei den Amerikanern und bei den Engländern. James' wunderschönes Buch von der religiösen Erfahrung zeigte, worin Religion besteht, und mancher mag so zur eigenen Verwunderung zum ersten Mal an sich selbst Religion gewahrt haben, der bisher nichts von ihr zu wissen meinte. Eucken in Deutschland, Bergson in Frankreich erschienen und weckten das Gefühl für die Geheimnisse wieder auf, für das unbekannte Hinterland im Menschen und im Leben, das unserer Vernunft nicht erreichbar ist und doch von uns als die Heimat unserer Handlungen empfunden wird. Die katholische und protestantische Kirche hatten plötzlich „Modernisten", Männer, die mit grosser Herzenskraft aus erhöhter Glaubenszuversicht unser Leben umzuschaffen, eine freudigere Menschenart, ein neues Dasein tätiger Liebe zu verkünden unternahmen. Und was man noch vor einigen Jahren nicht für möglich gehalten hätte: nun sah man wieder Menschen

für ihren Glauben leiden, sich opfern, das Kreuz auf sich nehmen.

Diese neue Religiosität hat schon eine ganze Literatur gezeitigt. Die Hauptwerke sind etwa: George Tyrrells „Mediaevalism" und sein bei Diederichs deutsch erschienenes Buch „Zwischen Scybilla und Charybdis", ferner Campbells „Die neue Theologie" (ebenfalls bei Diederichs) und seine Zeitschrift „The Christian Commonwealth", in der auch Philip Snowden von der Labour Party regelmässig schreibt, der „Demain", der dann dem Papst geopfert wurde, und der „Sillon", die Schriften über Jatho, Traubs Zeitschrift „Die christliche Welt", des katholischen Bischofs Keppler „Mehr Freude!", Arthur Bonus' „Zur religiösen Krisis" (bei Diederichs), die Werke Johannes Müllers (C. H. Becks Verlag) und seine „Grünen Blätter", das „Programm der italienischen Modernisten" und Giuseppe Prezzolinis „Wesen, Geschichte und Ziele des Modernismus" (bei Diederichs), die Arbeiten von Heinrich Driesmans und die Bücher des Zürcher sozialistischen Pfarrers Hermann Kutter. Nirgends aber ist das Gemeinsame der sämtlichen religösen Bewegungen und ihr ganzer Sinn tiefer aufgefasst und seiner ausgedrückt werden als in der „Orientation religieuse de la France actuelle" Paul Sabatiers, des protestantischen Franziskaners aus dem Elsass (Librairie Armand Colin).

Eigentlich ist alle diese neue „Theologie" durchaus franziskanisch. Des heiligen Franziskus grosse Tat war der Versuch, Religion zu leben. So sind auch diese neuen Franziskaner weder frömmer, noch anders fromm als sonst die Gläubigen ihrer Kirchen, aber sie unterscheiden sich von diesen dadurch, dass ihre Frömmigkeit zum Handeln drängt. Die anderen hören die Bergpredigt mit Entzücken an; dieses Entzücken zu geniessen genügt ihnen. Den Neuen genügt das nicht, es drängt sie, die Bergpredigt anzuwenden auf jeden Augenblick ihres Lebens. Das christliche Gefühl genügt ihnen nicht, sie wollen den Menschen umwandeln, bis das christliche Gefühl in ihm Fleisch geworden sein wird. Sie glauben an das Reich Gottes auf Erden; es liegt nur an uns, es aufzurichten. Die Menschen sind ja ganz einig in dem, was sie für recht und gut halten. Wenn sie sich nur erst entschliessen, nichts zu tun, als was sie für recht und gut halten, werden sich alle finden. Im Ideal sind sie ganz einig, sie haben also nur endlich einmal das Ideal tätig anzuwenden. Aber da wartet jeder, dass der andere anfange. Das Beispiel fehlt. Das Beispiel zum Anfang des Christentums zu geben, eines alles Tun erfüllenden und durchdringenden Christentums, ist das gemeinsame Ziel dieser neuen Theologien. Sie wollen alle, dass der Gefühlsinhalt der christlichen Offenbarung in den Taten und Werken der Menschen

lebendig werde. Welche Maximen, Dogmen und geistigen Hilfsmittel einer aber braucht, um sein christliches Gefühl in lebendige Taten umzusetzen, das ist ihnen nicht so wichtig, wofern er nur am Ende wirklich zu solchen christlichen Taten kommt, mit Gottes Hilfe oder ohne sie. Sie haben Ehrfurcht vor den Maximen, Dogmen und geistigen Hilfsmitteln, durch die sie selbst zu christlichen Gefühlen erzogen worden sind. Wird es einem aber durch andere Maximen, Dogmen und geistigen Hilfsmittel leichter, zum täglichen Gebrauch der christlichen Gefühle zu kommen, so mag er auf seinem Weg nach ihrem Ziele gehen. Doch meinen sie, dass man die hilfreiche Macht ererbter frommer Gewohnheiten nicht verschmähen soll, und so bemühen sie sich, die christlichen Figuren zu schonen, wie das junge Christentum einst auch die heidnischen Götter geschont hat. Sie trauen sich zu, den neuen Mythos in die alten Figuren zu füllen.

Aber von allen religiösen Erscheinungen der Zeit ist die Sozialdemokratie die grösste. Es war ein genialer Einfall von Marx, Religion als Wissenschaft zu verkleiden, um den Argwohn einer unreligiösen Zeit einzuschläfern. Die Sozialdemokratie ist darin religiös, dass jeder ihrer Bekenner seiner Pflicht, des von ihm zu Leistenden, seiner Schuld unmittelbar unbedingt gewiss ist; er bedient sich der Dogmen, aber seine Gewissheit kommt nicht aus den Dogmen, sondern umgekehrt. Auch darin ist sie religiös, dass sie dem Menschen einen Zweck setzt und dass ihr dieser gemeinsame Zweck der Menschheit, also etwas Objektives, mehr gilt, als irgend ein einzelner Mensch. Und religiös ist ebenso ihr Bedürfnis, eine Kirche zu schaffen, ihre Organisation, aus der tiefsten Erkenntnis aller Religionen, dass in der Gemeinschaft der Hingebung aus jedem mehr wird, innerlich und äusserlich, als er einzeln ist. Aber sie ist auf unsere Art religiös, gerade dieser neuen Zeit gemäss, indem sie sich durchaus nicht mit der inneren Form des Menschen begnügt, sondern darauf drängt, mit dem inneren Menschen auch sein äusseres Leben umzuformen.

Wenn man sich eine Begegnung jener neuen Theologien mit dieser ungeheuren Organisation der Sozialdemokratie vorstellt, erblickt man ein Zeitalter, das vielleicht das ganze Leben der Menschheit so von Grund aus erneuen wird, wie das Urchristentum einst.

Selbst-Rezension

Von FERRUCCIO BUSONI

„Nun gibt es Fälle, wo ein Mann so von einem Erlebnis erfüllt ist, daß er sich gedrängt fühlt, es darzustellen. . . . . er greift zur schriftlichen Mitteilung — als Beichte; zur übertragenen Form des gestalteten Bildes — als Spiegelung. Mag es Klarheit für ihn, Aufklärung, Bereicherung für die Freunde, für Gleichfühlende bringen, Werbung oder Verteidigung sein, es reinigt und entlastet ihn."

JAKOB WASSERMANN
in „Der Literat"

Am 19. Januar dieses Jahres erwies mir die von Oskar Fried geleitete Gesellschaft der Musikfreunde die Ehre, einen ihrer Abende ausschließlich meinen Kompositionen zu widmen. Der Abend war für mich bedeutsam; die Ausführung war glänzend, das Publikum aufmerksam uud zur Anerkennung bereit, die Kritik — nachträglich — im ganzen voller Achtung, von gutem Willen getragen und in der Ansicht übereinstimmend, daß ich das Neue wolle. — Mit Betonung auf das „Wollen". — Diesem Vorwurf hatte ich (vergebens!) schon einmal vorgebeugt, als ich schrieb: „Der Schaffende erstrebt im Grunde nur die die Vollendung. Und indem er diese mit seiner Individualität in Einklang bringt, entsteht absichtslos ein neues Gesetz."

In dem Begriffe des „Schaffens" ist jener des „Neuen" enthalten; dadurch unterscheidet sich das Schaffen von der Nachahmung.

Man folgt einem großen Beispiele am treuesten, wenn man ihm nicht folgt: denn dadurch wurde das Beispiel groß, daß es sich von seinem Vorgänger abwandte.

In diesem Sinne sprach zu einer kleinen Gemeinde Arnold Schönberg als er bewies, wie wenig hilfreich die Theorie der Komposition sei; indem sie einem nur das Bekannte lehre. Der Schaffende will jedoch das Unbekannte.

Das Unbekannte aber ist vorhanden.

Es gilt nur, es zu erfassen. Es gibt kein Altes und Neues. Nur Bekanntes und noch nicht Bekanntes. Von diesen scheint

mir, daß das Bekannte bei weitem noch den kleineren Teil bildet.

Auf dem Programm des 19. Januar stand zuerst eine Fantasia contrappuntistica. Dieses Werk entwuchs dem Versuche, die unvollendete letzte Fuge Joh. Seb. Bachs auszugestalten. Es ist eine Studie. (Jedes Selbst-Porträt Rembrandts ist eine Studie; jedes Werk: eine Studie für das nächste; jede Lebensarbeit: eine Studie für die Späteren.) Das Bachsche Fragment ist auf vier Fugen geplant, von welchen zwei vollendet und die dritte begonnen vorliegen. Das Fragment bricht ab an dem Moment, wenn die drei Themen zum ersten Male zusammentreffen. — Zunächst fehlte die „Durchführung" dieser drei Themen.

Eine Fuge mit drei Subjekten ist immerhin eine recht gefürchtete Aufgabe. Aber die drei Subjekte waren gegeben, ihre Aufeinanderstellung war präzisiert, und die Themen sind kontrapunktisch-fruchtbarer Art.

Die vierte Fuge dagegen war vollends neuzuschaffen. Für das noch unausgesprochene (vierte) Thema war kein Anhaltspunkt gegeben; es wäre denn die unabwendbare Bedingung, daß dieses vierte Thema mit den früheren drei gleichzeitig zu erklingen hatte, alo zu ihnen „passen" mußte. — Da das Hauptthema der „Kunst der Fuge" (von welchem Werke das „Fragment" den Abschluß bildet) unter jenen gegebenen drei Themen sich nicht befand, so war es leicht zu raten, daß dieses Hauptthema — als viertes — hinzutreten und so den Kreis des Gesamtwerkes schließen sollte. Diese Frage beantwortete bejahend und endgültig Bernhard Ziehn in Chicago und ich konnte auch diesen Teil meiner Arbeit auf sicherem Grunde beginnen.

Aus Bachschen Intervallen baute ich, auf diese vier, noch ein fünftes (deutlich kontrastierendes) Thema, so daß mein Schiff nun mit fünf gespannten Segeln über das schwierige Gewässer fuhr.

Ein fünffacher Kontrapunkt läßt 120 Umkehrungen der Stimmen zu. Hierbei sind die Möglichkeiten der Engführungen, Umkehrungen, Vergrößerungen, Verkleinerungen und der Transposition nicht mitgerechnet. Schon eine einzige Form der Engführung ließe sich wiederum 120 mal „umkehren". zu diesen altehrwürdigeri Mitteln aus der Rüstkammer der Schule brachte ich noch aus eigenem Vorrat die Alteration der Intervalle, des Rhythmus und die Variation des Themas. Die Kombinationsmöglichkeiten wurden dergestalt so unübersehbar zahlreich, wie jene des Schachspiels. Damit konnte

man eine so wohl angelegte Meisterpartie fortführen und zu Ende bringen.

Seit früher Kindheit habe ich Bach gespielt und Kontrapunkt geübt. Damals war es mir zu einer Manie geworden, und tatsächlich kommt in jedem meiner Jugendwerke mindestens ein „Fugato" vor. Nun fand ich mich wieder als Kontrapunktiker, wenn auch auf einem für mich durchaus neuen Standpunkt. Die ununterbrochene, versteckte Arbeit der Natur hatte vieles in mir unbewußt gewirkt und ich wurde unvermuteter Errungenschaften gewahr, die innerlich gereift waren. Von diesen eine der wertvollsten war die durch rücksichtslose Poliphonie sich neu gestaltende Harmonik. So hatte ich viele Werkzeuge in der Hand zur Fertigung eines guten technischen Bauwerkes: vor allem aber fühle ich mich als Künstler, und mir ist das Kunstwerk das Endziel aller menschlichen Bestrebungen. Mir erscheinen die Wissenschaft, der Staat, die Religion, die Philosophie als Kunstgebilde und erfreuen und erregen mich nur als solche.

Dem Künstler sind die Form, die Fantasie und das Gefühl die Unentbehrlichen, die Geliebkosten, die, welchen er opfert, sich selbst opfert. Diese trug ich in meine Ergänzungsarbeit hinein und dadurch wurde es mein Eigenes. Ich glaubte im Geiste Bachs zu wirken, wenn ich die letzten Möglichkeiten unserer heutigen Kunst — als organische Fortsetzung der seinen — in den Dienst seines Planes stellte; wie ihm selbst die letzten Möglichkeiten der Kunst seiner Zeit zum Ausdruck wurden.

Die Fantasia Contrappuntistica ist weder für Klavier, noch für Orgel, noch für Orchester gedacht. Sie ist Musik. Die Klangmittel, welche diese Musik dem Zuhörer mitteilen, sind nebensächlich.

Als Zweites folgte am selben Abend ein Berceuse élegiaque, ein der toten Mutter gesungenes Wiegenlied, für eine gewählte kleine Besetzung von Streich- und Blasinstrumenten, Harfe und Celesta. Bei diesem Stücke, welches nun zwei Jahre zählt, gelang es mir zum ersten Male, einen eigenen Klang zu treffen, und die Form in Empfindung aufzulösen. Um so befremdender war es mir, mein Werk mit der Art des Franzosen Debussy verwechselt zu lesen. Diesem Irrtum will ich entschieden entgegentreten.

Debussys Kunst fördert seine persönliche, scharf begrenzte Empfindung — aus seinem Gemüt — in die Außenwelt: ich bemühe mich, aus dem Unendlichen, das den Menschen umgibt, zu schöpfen und, gestaltet, zurückzugeben.

Die Kunst Debussys bedeutet eine Einschränkung, die aus dem Alphabet manchen Buchstaben streicht und nach dem Beispiel scholastisch-poetischer Spiele, Gedichte mit Auslassung des A und des R konstruiert: mein Bestreben ist die Bereicherung, die Erweiterung, die Ausdehnung aller Mittel und Ausdrucksarten. Debussy's Musik übersetzt die verschiedensten Gefühle und Situationen mit gleichlautenden Formeln; ich bin bestrebt, zu jedem Sujet andere und entsprechende Töne zu finden. Debussys Tongebilde sind parallel und homophon: Die meinen wollen polyphon und „multiversal" sein. Bei Debussy sehen wir den Dominant-Nonenakkord als harmcnische Grundlage, den Ganzton als Prinzip der Melodie, ohne daß die beiden sich verschmelzten; ich versuche jedes System zu vermeiden, Harmonie und Melodie zur unauflösbaren Einheit zu gießen. Er unterscheidet Konsonanz und Dissonanz; ich lehre diesen Unterschied zu leugnen. Ich versuche, ich will, ich „bin bestrebt" — — nicht, daß ich es bereits in der Vollendung und in umfassender Weise täte; denn ich fühle mich als Anfänger — und Debussy ist ein Abgeschlossener.

Das „Concerto" für Klavier, Orchester und Männerchor bildete die dritte und letzte Nummer des Abends. Es ist ein Opus, welches die Ergebnisse meiner ersten Mannesperiode zusammenzufassen trachtete und das ihren eigentlichen Abschluß darstellt.

Wie jedes Werk, welches in einen solchen Zeitraum der Entwicklung fällt, ist es reif durch gewonnene Erfahrung und auf Tradition gestützt.

Es weist durchaus nicht auf die Zukunft, sondern repräsentiert die Gegenwart seines Entstehungsmomentes. Die Proportionen und die Kontraste sind bedachtsam verteilt und dadurch, daß der Plan endgültig feststand, bevor die Ausführung begann, ist in ihr nichts Zufälliges.

Das Alte fällt nicht vor dem Neueren, wohl aber vor dem Besseren. Wir haben das den Akademikern voraus, daß wir das Neue erhoffen, indem wir das Alte ehren; daß wir leiden können und genießen zugleich; daß wir uns willig beugen, ohne untätig zu bleiben.

Der Günstling des Publikums

Von AUGUST STRINDBERG

Der Günstling des Publikums ist eine eigentümliche, aber sehr gewöhnliche Erscheinung. Es ist nicht das große Talent, die Zierde der Bühne, der anerkannte Erste, der Unbestrittene, sondern es kann etwas sehr Dürftiges sein. Etwas Einnehmendes, Gewinnendes bei einem unbedeutenden Menschen, der ein einschmeichelndes Wesen besitzt, früh von einer Koterie lanziert, von Freunden in der Kritik zu den Wolken erhoben wird; der sympathische Rollen von nicht verwickelter Art erhält, der einem gutmütigen Publikum so oft aufgenötigt wird, daß es sich geschmeichelt fühlt, daß eine Bühnengröße ihm den Hof macht.

Er spielt mit einem glücklichen Naturell, mit zwei schönen Augen, einigen klingenden Tönen, einer niedlichen Gebärde, einer dreisten Miene; spielt aber nicht seine Persönlichkeit, denn die ist nicht vorhanden. Gibt eine Art antispiritistischer Sitzungen, bei denen alle Kniffe zu sehen sind, weil sie nicht verborgen werden können. Kann Dimensionen annehmen, bei festlichen Gelegenheiten zum Genie ernannt werden und als ein Illusionist die Illusion von Talent geben. Bühnenkunst ist für ihn oder für sie eine höhere Koketterie, und der Zuschauerraum ist ein Salon, in dem die Triumphe des Salonlebens als Bühnensiege gefeiert werden.

Acht Jahre lang verfolgte ich eine solche Kometenbahn. Als ich im ersten Jahr aufgefordert wurde, mich zu äußern, gab ich, von einem natürlichen Schwung überwunden, die angeborene Anlage zu; konnte mich jedoch nicht vor einem Talent, das nicht vorhanden war, beugen, wenn ich auch hoffte, hier werde etwas Bedeutendes heranwachsen. Was ich dann sah, war nichts. Ich hörte nichts, obwohl ich Gehör zu besitzen glaube, und was ich sah, war unwirklich, unbestimmt, ein Projektionsbild auf Rauch. Aber ich wurde verwirrt, da Publikum und Kritik das Talent zu den Wolken erhoben; ich hielt also mein Urteil zurück, aus Furcht, daß ich mich geirrt habe.

Wir entnehmen diesen Abschnitt dem soeben (bei Georg Müller, München) erscheinenden letzten Band der Gesamtausgabe von August Strindbergs Werken „Dramaturgie".

Die nächste Aufgabe war groß und ernst, aber ich merkte den Ernst nicht; keine Miene oder Gebärde war beobachtet, immer aber war da ein einschmeichelndes Wesen, das sich ans Publikum wandte und Zustimmung suchte; und das gelang ihm. Als ich aussprach, es sei lauter Falschheit, wurde ich niedergestimmt. Dann blieb ich sieben Jahre fort. Während dieser Zeit war mir der Ruf über die Ohren gewachsen. Der Günstling war zur Größe gestiegen, und man hatte für den Siegeszug einen blutigen Weg gemäht, auf dem Kleine und Große lagen.

Parallel ging jedoch ein Unterstrom von Kritik und Widerstand: ungeteilt war der Beifall nie. Die Opposition konnte zuweilen durchbrechen und sagen: Das ist Abwesenheit von Talent, das ist das blanke Nichts! Die Wirkung war, daß die Gegenpartei ihr Bieten noch steigerte, und bald war der Gipfel erreicht.

Da mußte ich eines Tages mitgehen nnd mir das Wunder ansehen. Ich kam und sah! Hatte guten Willen, war bereit zu bewundern, im Notfall nachsichtig zu sein; glaubte das aber nicht nötig zu haben. Und jetzt sah ich nach 8 Jahren: einen Raisonneur ohne Stimme, einen ausgesungenen Tenor, der von keiner Seelenregung getragen wurde, ohne Spannung, ohne Interesse, leblos, talentlos.

Es war das blanke Nichts! Es konnte nicht berichtigt, nicht verbessert werden, denn da war nichts vorhanden, das man hätte verbessern, aus dem man etwas hätte machen können. Aber er machte doch Glück! Das Publikum sah seinen Günstling noch, so wie er einmal gewesen, aber jetzt nicht mehr war; hörte eine Stimme, die nicht existierte.

Diese Erscheinung kann man nur als eine hypnotische Séance erklären, auf der Schwachköpfe veranlasst werden, alles mögliche zu sehen und zu hören; auf der aber auch das Publikum dem Günstling den Eindruck zurückgibt, er sei eine Größe, denn ein überlegtes Schelmenstück kann man es nicht nennen. Um so weniger als der Günstling in einer ewigen Unruhe lebt, er könne aus seinem Rausch erwachen und die Fähigkeit zu illudieren verlieren; von dem Zweifel gepeinigt wird, ob Talent vorhanden ist oder nicht. In Augenblicken tiefsten Mißmutes wächst der Zweifel zur Gewißheit; dann verachtet er die Kunst und das Publikum, „daß sich anführen läßt".

Das Erwachen auf beiden Seiten ist schrecklich. Aber der Künstler, der die Bühne mißbraucht hat, um seine Eitelkeit auszustellen, und Ehre und Gewissen für die Gunst des Augen-

blicks opferte, hat keinen anderen Lohn zu erwarten, auch wenn das Mitleid aufrichtig ist.

Das Unbegreiflichste ist jedoch, daß die Dupierten die Fehler des Günstlings als Verdienste lesen und die Mängel als Unvollkommenheiten sehen; und wenn schließlich das Einzige, was nicht zu bestreiten war, das reizvolle Naturell, die Schönheit der Jugend, die schlanke Gestalt verschwunden ist, sehen die Verblendeten noch immer — was nicht mehr da ist. Das erinnert an die Ausdrücke: einem das Gesicht verkehren, Zauberei üben; und die weiblichen Günstlinge altern auch wie Hexen.

Fasching als Logik

Vortrag eines Marsbewohners

Mitgeteilt von Dr. S. FRIEDLAENDER, Halensee

Die verehrten Herren, den Herrn Paul Scheerbart (eventuell) ausgenommen, irren sich alle, alle. Als Dr. Robert Mayer die Konstanz der Kraftsumme konstatierte, behielt er soviel geniale Besonnenheit, dieses Gesetz nicht in sein Privatleben dringen zu lassen, allerdings war er hier nichts als ein guter Christ, und es fiel ihm also auch nicht ein, sein Privatleben in jenes Gesetz dringen zu lassen. Und überhaupt, meine verehrten Leute: was hätte wohl das selbsteigene Privatissimum — auch abgesehen davon, dass Sie es sich meistens durch Ihre hochinteressanten s o z i a l e n Fragen ersparen — mit den Gesetzen der sogenannten Natur, welche doch nicht etwa Ihre eigene ist, zu schaffen? — „Wer lässt den Sturm zu Leidenschaften wüten?“ Der Dichter! Bloss der Dichter! Wer lässt gleich die Erde beben, wenn ein Heiliger und eine Gans sich paaren? Immer wieder der verfluchte Dichter, der den Gott, so ihm im Busen wohnt, bekanntlich nichts nach aussen bewegen lassen kann.

Glaubt man ernstlich: Natur sei immer so leblos gewesen wie heute? So abendlich? Kraftverlust gegen Kraftgewinn t ö d l i c h exakt abwägend? Maschinenmässig starr? Diese sogenannte Naturgesetzmässigkeit, die ihr Geheimnis, das nicht in der Zahl, aber in der Null liegt, kaum wittert, ist nur die Projektion der Pathologie des eigenen Erlebens. „Das wollen alle Herrn sein, und niemand ist Herr von sich.“ Man findet unter ihnen die merkwürdigsten Plus- und Minusmacher, die extremsten Negativisten und Positivisten. Aber sobald es sich darum

handelt, eins gegen das andere abzuwägen — ja! Da sind sie sich alle einig: das gibt nichts und wieder nichts! Und „schlank und leicht aus dem Nichts zu springen", ist gar nicht ihre Sache. Das ahnt nur der Narr, der verdammte Dichter.

So wollen wir sie denn necken, wollen ihnen logisch so perpetuierlich mobil vor den klugen Augen herumrollen, bis diese ihnen übergehen: Wir werden die Wollust auskosten, allgemein unfasslich und „gleich geheimnisvoll für Weise wie für Toren" durch unsern vollkommenen Widerspruch zu werden; wir bringen alle ihre Ja's und Nein's in e i n e n Atem! Und unser Atem weiss, wo aus und ein.

Also! Es gibt gar keine „Welt", sondern Welt $(-\infty)$ erlebt Welt $(+\infty)$. Es gibt nicht dieses Ungeziefer, diese Läuse, Flöhe, Menschen; sondern ∞ grenzt lebendig an ∞ in begrenzter Figur, in einem Etwas, das von jenen zwei Toden lebt, sie gegeneinander atmend, balancierend. Oh, diese Sicherheit zwischen zwei Gefährdungen, zwischen den berühmten zwei Meeren. Auf hohem Joche wandelnd! Niemals verlierbar — vom Schein des Selbstverlustes geneckt; niemals feststellbar vom Schein der endgültigen Gewinnung geneckt: wird sie schweben lernen zwischen so magnetischen Polen fast zerquetscht, fast zerrissen? Wird sie endlich atmen lernen? Diese lebendig-tote Indifferenz? Meine Herren! Die Verkennung des N i c h t s richtet überall diese grauenhafte Verwirrung an, welche Sie die Güte haben, Leben zu nennen, menschlich-allzu menschliches Leben. Aber das Nichts ist ja Indifferenz der Welt, des ∞, dieser monstrosen Differenz. Wollen Sie denn partout in diesem kitzlichen Punkte sich ewig lahm legen?

Alle Differenzen des ∞ sind p o l a r, d. h. einander s p i e g e l n d wie $-\infty$ das $+\infty$, seien sie nun mechanisch, chemisch, vegetabilisch, animalisch, anthropologisch. „Ob nicht Natur zuletzt sich doch ergründe?" G e w i s s! Wenn es meine eigene Natur ist, und Sie besitzen ja, meine Herren, dieses Ich alle, wenn auch noch so mino- oder majorisiert: wollen Sie nicht helfen, es e c h t e r z u d i f f e r e n z i e r e n, dadurch dass Sie es auf die echte Indifferenz einstellen: auf die Mitte

N i c h t s?

Eine saubere Alternative! Entweder nämlich bin ich gezwungen, mich für ein Atömchen, ein Elektrönchen, einen lumpigen Weltpunkt zu halten; oder diesen Punkt für die lebendige Indifferenz der Weltpolarität: in der als Spezialfall des $-\infty$ auch jenes Pünktchen, also das erste Glied der Alternative figuriert. Entweder ist meine Logik die Logik des ∞; oder sie ist — es ist ihr selbst auszudenken unmöglich: w i e unbedeut-

sam. Und entweder ist dieses ganze Entweder — odern das ebbende, flutende Aethermeer der Polarität, welches uns Seekranke, Gleichgewichtskranke seegesund, gleichgewichtig schwebend und schwimmend will : oder der Irrsinn ist Anstandssache.

Ohne das L e b e n freilich, ohne eignes Leben wäre die Paradoxie des ∞ besiegelt. Aber „L e b e n" bedeutet eben den Bindestrich, das elastische Syndetikon seiner Inkommensurabilität mit sich selbst : I n d i f f e r e n z der unaussprechlichen Differenz von — ∞ und + ∞. Dass nämlich ∞ sich t o t indifferenziere, ist nicht zu befürchten : dagegen kann es sich eben deswegen nur dann exakt, rein, präzis die Wage halten, wenn es deren Zunge scharf auf Null einstellt : eben hier wird sich, weil das eigentlich sein freiwilliger Selbstbetrug ist, das lebendigste Leben das pulsierendste Atmen erweisen. Aber das ist allein zuerst und zuletzt ein . . . . s i t t l i c h e s Kunststück des eigensten Erlebens und kann sich deshalb am Weltleibe nicht eher vollkommen offenbaren als bis die Weltseele, die Weltindifferenz, exakt funktioniert. Wie sollte dies nun gelingen, so lange man zwar äusserst scharfsinnig differenziert, aber weder die Polarität der Differenzen des ∞ erkennt, noch den Charakter des Erlebens als dessen Indifferenz, dessen nihil vivum, mors viva??

„E n d l i c h k e i t" ist das Monogramm des ∞ aus dessen Initialen — ∞ und + ∞. Aber wie sollte sich denn die Kalligraphie dieses Monogramms evident machen, wenn die Initialen des ∞ gar nicht als solche gelesen werden : wenn man im „Endlichen" gar eine Art Gegenteil dazu oder ein blosses Fragment oder etwas agnostisch Empirisches erblickt, das den Geist antinomisch depotenziere??

Meine Herren! Stellen wir die echte „Endlichkeit", G r e n z e her, und wir erfassen das e c h t e ∞ und mit ihm das echte Perpetum mobile. Also begreifen Sie doch dieses kapriziöse Wesen ∞, es ist ihr eigenes und das aller Welt! Was treibt es denn? — Balance, Balance, Balance, das ist sein ganzes Leben. Seine unausrottbare Inkommensurabilität mit sich selber gibt ihm alle Ewigkeiten hindurch zu schaffen. Es ist — in jedem Betracht — für sich selber zu gross ; für sich selber zu klein. Es überholt sich, es bleibt hinter sich zurück ; ist Monstrum, so per excessum wie per defectum. Stürzt es ins Plus, gleich stürzt sein Minus hinterher und zerrt es zurück. Und das ganze L e b e n dieses Wesens strahlt und dunkelt von einem Null-Punkte aus, der nicht Plus noch Minus treibt ; sondern Balance, Balance, Balance, Herren. Die Natur offenbart sich niemandem als sich selbst und um so leuchtender, je herzhafter man diese persönliche Identifikation mit ihr vornimmt. Wer hierin keinen Rest lässt,

dem gibt sie sich restlos zu eigen. Gibt es etwas Restloseres als das Nichts?

Von hier aus also soll man sehend leben lernen wie man es blindlings gar nicht anders kann. Alsdann wird auch Natur ihre perpetuierlich mobilen Gleichgewichtswunder so hell zu erkennen geben, wie sie sie jetzt schamhaft verbirgt. Es ist ein netter Unterschied, ob man eine menschliche Halbnatur oder göttlich runde Natur sei. Halbnaturen tendieren nach dem $+\infty$; repelliert, resignieren sie mehr und mehr im $-\infty$; aufgerüttelt, schwanken sie entweder dazwischen hin und her oder sie stabilieren ihre Labilität endgültig, bis Mme. la mort ihnen diesen Standpunkt sehr klar macht. Runde Naturen, Götter schweben gleichgewichtig, weil sie vom Zentrum, vom Nichts der Differenzen aus die Differenzen erleben. In der Zeit sind sie des J e t z t mächtig, dadurch aller Vergangenheiten und Zukünfte. Im Raum des H i e r s, dadurch aller p o l a r e n Entfernung; in der Bewegung des Gleichgewichts, dadurch aller Richtungen und Geschwindigkeiten, aller Varianten, aller Polarität. Und das alles bloss deswegen, weil sie die Konstanz der Naturkräfte, der Kräfte ihrer selbsteigenen Natur erleben, aber nicht ertöten. Weil sie einsehen, dass ein ∞ sich zwar paralysiere, aber nicht tödlich, sondern wie der rechte Flügel eines Adlers den linken. Wer das Perpetuum positiv ($+\infty$) nimmt, ist naiv. Desgleichen, wer es dann sogleich negiert ($-\infty$): Wer aber die Oszillation der Bewegungs n u l l, ihr nihil vivum, scharf und klar in sein d a n n n i c h t m e h r m e n s c h l i c h e s Auge fasst, hat den Punkt getroffen, auf den es bei aller Theopädie und perpetuierlichen Mobilität ankommt. Man höre! Denn hier geht es auf Tod und Leben, auf Mensch und Gott. Ja, hier entscheidet sich das Leben!

Erst der Selbstvernichter ist der echte Selbst- und Weltschöpfer. Die Leere erst wird Lehre; man denke an Faust's Gang zu den Müttern. Dieser Selbstmord, bei dem man leben bleibt, diese Erlösung von sich, durch die man wesenhafter wird, ist geisterhafter Natur, unmerklich: „Erlösung ist ein himmlisch leichter Zwang." Mit sich eins werden kann man nur dadurch, dass man das Zentrum der eigenen Differenzen absichtlich sein lernt, wie man es instinktiv-reflektorisch gar nicht anders sein kann. Unter dem Namen Philosophie wird die Vernunft des Lebens erst noch gesucht; während Kunz und Hinz vermeinen, sie wäre längst vorhanden. Also das vernünftige, über sich durch und durch hell gewordene L e b e n wird erst noch gesucht: es ist immer erst noch scheinlebendig, scheintot, dunkel, blind, bevor unser Gedanke seine Differenzen vermählt; und

zwar ohne den geringsten wahrnehmbaren Rest, in einer präzis exakten reinen Mitte —: diese, nur diese wird leben und perpetuierlich mobil sein, d. h. Existenz fortwährend aufgebend, um zu existieren. Diese reine Mitte erst zwingt alle Kontraste des Lebens bis in seine Mechanik hinein zur reinsten Entscheidung! Diese Synthesis analysiert auf das entschiedenste. Zwingt euer Ich in einen Punkt, in ein Nichts zusammen — und alle Wunder des Gleichgewichts erscheinen hell so wie sie dunkel bereits allenthalben spuken; erscheinen rund wie sie halb und halb immer bereits als Gleichnisse hinken.

Aber darin liegt's. Die Menschen kennen alles, nur nicht das Nichts! Das Nichts von Allem (von $\infty +$), das Nichts von all dessen Unterschiedenheit. Und wehe! wenn sie Mystik damit treiben: Dann endet in ihm die Unterschiedenheit, wie in einer fixen Idee. Ueberhaupt Menschen erkennt man sofort daran, dass sie j a oder n e i n sagen, ohne dieses Entweder — Oder lebendig-neutral zu kommunisieren. Sobald sie dieses überhaupt versuchen, scheinen sie den Gefahren der Hypnose, des Irrsinns, der Ekstase, des om-mani-padma-hum gar nicht mehr widerstehen zu können. Widersprüche zu balancieren ist eine äquilibristische Fertigkeit, und die menschliche Physis ist hierin geistreicher als die menschliche Psyche, dieser Minotaurus des physiologischen Labyrinthes, der lieber dessen Ariadne abgeben sollte. Man beachte doch, dass sogar der eminenteste Logiker, der alte Kant, aus bejahenden und verneinenden Urteile unendliche, aus Realität und Negation E i n s c h r ä n k u n g als wie eine Tiefendimension aus zwei Flachansichten hervorgehen lässt. Also tertium semper datur certe! Selbst also, wenn im Falle des Lebens und Daseins dieses Tertium zwischen dem Minus und dem Plus seiner Unerschöpflichkeit wie tote Konstanz, wie nichts und wieder nichts, wie leblose Indifferenz, wie blosse Grenze, wie Endlichkeit, anmuten sollte —, wie w e d e r Ja n o c h Nein: so lasse man sich doch nicht gleich ins Bockshorn jagen! Diese „Vernichtung" ist ja der (wahrhaft überkugellagermässig reibungslose) Hebelpunkt des gesamten Weltbalkens, um den dieser eben spielen lernen muss und kann. Der Mensch hat ein wahrhaft k o l o s s a l e s Vertrauen zum „Tode", eine ganz und gar dumme Vertrauensseligkeit ohne ein Arg; er ist das wahre Rindvieh des Todes, wirklich monstros viel mehr des Todes als des Lebens. Je mehr Misstrauen, desto mehr Philosophie, riet Zarathustra, ohne den Rat besser zu befolgen als . . . . mysteriös, also, wie gesagt, schläfrig, träumerisch, mitternächtig. Die sonstigen Unsterblichkeitslehren sind schon wegen des thörichten Wortes Missverständnisse der polaren

Natur des ∞, des Lebens, das „stirbt und wird", um es rasch zu sagen, das von äquilibrischer Wechseldauer ist, keinen dummen „Tod" zwar, aber Sterblichkeit haben muss. Der „Tod" ist nichts als die Lebensdummheit des Menschen, die er doch mindestens vor Allem logisch beseitigen könnte: denn der echten Logik fügt sich die gesamte Natur wie das Orchester dem Kapellmeister: der p o l a r e n Logik, die das N i c h t s, als zitternde Indifferenz des ∞, zum Mittelbegriff ihrer gesamten Differenzierung hat; zum lebendigen Balancement (perpetuum mobile logicum). Denn oh! Wer den Mosesstab erhebt, um trockenen Fusses durch das blutige Meer menschlicher Widersprüche zu schreiten — welche grimmigen, wenn auch vergeblichen, Anbrandungen wird er erleben. Ja, die Gesundheit, die Vernunft ist ein Wagnis, eine Gleichwägung. Aude valere! Sapere aude! Hier ist ein Gipfel! Hier ist das Hier, das Jetzt, das Leben, das echte Perpetuum mobile, das weder bejaht noch verneint, weder stabilisiert noch explodiert: sondern dessen Labilität erkannt und von seiner Pathologie durch Neutralisation, Zentralisation, restloses Gleichgewicht saniert werden kann. Hört, verehrte, aber dumme Manns- und Weibspersonen, oder seid des „Todes". —

Eine Audienz bei Goethe

Von EMIL SCHAEFFER

Länger als eine Stunde dürfte ich nicht verweilen. Unter dieser Bedingung ward mir Einlaß ins Empyreum der Dichter gewährt. Einen Jüngling, der mir gerade begegnete, frug ich nach dem Wege zu Goethe. Es zuckte seltsam um seine Mundwinkel: „Hätte ich ihn da unten finden können, vielleicht wäre manches anders gekommen. Aber dort sehen Sie schon sein Haus; man baute es ihm genau nach dem Vorbilde des Weimarischen; und sagen Sie dem Herrn Geheimrat einen schönen Gruß von Heinrich von Kleist!"

Beklommen und nachdenklich zugleich legte ich die wenigen Schritte bis zu Goethes Wohnung zurück, wurde, indes mir vor Angst das Herz klopfte, in das Junozimmer geführt, und bald darauf erschien er selbst, gerader, beinahe steifer Haltung, schwarz gekleidet, den Ordensstern auf der Brust. Während er gelassen auf einen Sessel deutete, forderte er mich freundlich auf, mein Anliegen vorzubringen. So begann ich denn mit stockender Stimme: „Vielleicht haben Ew. Exzellenz bereits er-

fahren, daß ein Leipziger Verlag, der uns oftmals schon zu Dank verpflichtete, der Insel-Verlag, von Ew. Exzellenz „Italienischer Reise“ eine prachtvolle Ausgabe . . .“ Goethes Antlitz verdüsterte sich. „Was,“ — rief er unwirsch — „eine jener entsetzlichen Prachtausgaben, wie solche von „Hermann und Dorothea“ oder meinem „Faust“ in den guten Stuben auf den Tischen herumliegen?“ „Nein, Exzellenz,“ — beeilte ich mich zu erwidern — „dieser Verlag begeht derartige Barbareien nicht; das Format des Werkes ist zwar groß, aber trotzdem gefällig; mit Vergnügen gleitet der Blick über die edlen Typen des Buches, dessen herlichsten Schmuck die trefflich wiedergegebenen Zeichnungen bilden, die Ew. Exzellenz und dero Freunde in Italien schufen.“

Goethe lächelte, wehmütig und doch zugleich, wie mir deuchte, etwas geschmeichelt: „Mein armselig bißchen Zeichnen! So kommt es doch noch einmal zu Ehren!“ „Mehr als das, Ew. Exzellenz, man bewundert es, und die Berliner Secession läßt hiermit Ew. Exzellenz wissen, daß diese Künstlervereinigung stolz wäre, wenn sie Ew. Exzellenz zum Ehrenmitglied ernennen dürfte, und sie hofft um so eher auf dero zustimmende Antwort, als manche Zeichnungen Ew. Exzellenz ja erfüllt sind von einem ganz modernen Impressionismus“ . . . Ein fragender Blick der unvergeßbaren Augen ließ mich innehalten . . Ach ja, der uns vertraute Begriff mußte hier erst erklärt werden!

„Der Impressionismus also, zu dem sich Neunzehntel dieser Maler bekennen, will“ — mühsam suchte ich eine Definition zusammenzukleistern — „unter möglichster Ausschaltung anderer Vorstellungen den Natureindruck als Ganzes unmittelbar wiedergeben.“ . . „Hm . . so . . . so . . . aber welcher Natur?“ „Jeglicher Natur, Ew. Exzellenz, jeder farbigen, von Luft umspielten Oberfläche. Der Gegenstand an sich ist diesen Malern vollkommen gleichgültig.“ „Hm,“ Goethe wiegte mißbilligend das Haupt. „Das ist nicht recht. Nur wenn er einen echten Gegenstand hat, kann der Künstler etwas Echtes machen.“ „Und doch haben Ew. Exzellenz selber einmal geschrieben,“ wagte ich schüchtern — „daß der rechte Künstler ebenso fein das Gesicht seiner Geliebten wie seine Stiefel oder die Antike darstellen könne?“ Hier wurde Goethe verdrießlich: „Man möge sich doch nicht immer auf Aussprüche meiner unreifen Jugend berufen; als ich nach Italien floh, um, wie mein werter Freund, der Professor Schiller, sagte, von innen heraus und auf einem nationalen Wege ein Griechenland zu gebären,

da lernte ich es anders und besser.“ Mit starken Schritten auf- und abschreitend fuhr er fort.

„Jede farbige, von Luft umspielte Oberfläche, sagenSie . .? Nein . . . ! Dann müßte diesen Herren doch Venedig ein Dorado sein und sehen Sie, ich habe dort Alles mit einem feinen stillen Auge betrachtet, aber in mein Skizzenbuch bloß das Bildnis des Advokaten Rucaini eingetragen, der alles war, was ein buffo caricato nur sein sollte. In Venedig wird die Kontur ja von der Farbe aufgesogen; was hätte ich da zeichnen mögen, wo es mir doch, vielleicht im Gegensatz zu Ihren Berliner Künstlern und auch zu der markigen Roheit eines Rembrandt, gerade auf die Form und ihre Bestimmtheit anzukommen scheint?“ „So stehen Ew. Exzellenz unseren Tendenzen feindlich gegenüber?“ „Hm . . . das wohl nicht. Ein Arbeiten vor der Natur kann den jungen Leuten nur fördersam und ersprießlich sein, vorausgesetzt, daß ihr Blick stets auf das Ganze gerichtet bleibe. Nur muß man allerdings den vor der Natur gewonnenen Eindruck zu Hause dann hübsch zum Bilde abrunden und vollenden, wobei ich, als Dilettante, dann freilich oft der Hilfe des trefflichen Hackert und meines Freundes Tischbein mich bedienen mußte.“

„Und just diese Blätter dünken uns fremdartig, so . . wie soll ich's nur sagen . . . so gar nicht zugehörig: Ew. Exzellenz haben, um dero eigene Wendung zu gebrauchen, die Natur doch stets aus großen Augen angeschaut, Kleines und Unbedeutendes übersehend, den Blick immer auf das Wesentliche eingestellt. Aber Tischbein und Hackert haben die Intentionen Ew. Exzellenz nicht erfassen können, und eben durch dieses Abrunden und Vollenden dero grandiose Impressionen zur freundlichen Vedute verniedlicht.“

„Still, junger Mann,“ — unterbrach mich Goethe streng — „Hackert besaß eine großeMeisterschaft, die Natur abzuschreiben und der Zeichnung gleich eine Gestalt zu geben, und von Tischbein hatte ich zu lernen, nicht er von mir!“ Da vermochte ich nicht länger mich zu halten, mit jähem Ruck aufspringend rief ich laut: „Wolfgang Goethe, du Größter, du Allumfasser! du hattest den Stein der Weisen und wolltest von Weisen lernen, denen der Stein mangelte. Warum ist dir in deinem ganzen Erdendasein kein wirklicher Maler begegnet? Was hättest du für dich, was hätten wir dadurch gewonnen?!“ Tiefes Schweigen . . .

Endlich räusperte sich Goethe sehr stark: „Hm . . . hm . . . haben Sie vielleicht sonst noch Geschäfte hier oben?“ Ehe

ich eine Entschuldigung stammeln konnte, öffnete der Diener die Seitentüre und meldete Herrn Eckermann. Mit kurzem Kopfnicken wollte Goethe scheiden. Auf der Schwelle jedoch wandte er das leuchtende Haupt noch einmal zurück: „Hm . . . ja . . . was ich beinahe vergessen hätte: Sagen Sie, bitte, den Berliner Herren, daß ich die mir zugedachte Auszeichnung als ein Unterpfand freundlicher Gesinnung wohl zu schätzen wüßte, aber doch Bedenken trüge, mich zu einem Ehrenmitgliede der Berliner Secession ernennen zu lassen . . . Leben Sie recht wohl." Damit entschwand die hohe Gestalt meinen bewundernden Blicken, und die Audienz bei Goethe war zu Ende.

Königlich preussischer Umsturz

Alle Strafen der irdischen und himmlischen Gewalten werden den Liberalen angedroht, die in den Stichwahlen für einen Sozialdemokraten ihre Stimme abgegeben haben. Konservativ-klerikale Blätter beschuldigen diese armen Liberalen der Förderung des Umsturzes, ein Vorwurf, den auch Herr v. Bethmann-Hollweg, aber philosophisch vorsichtig, erhebt, indem er die Bezichtigung ausspricht, die Liberalen hätten eine neue Situation geschaffen. Wie kann ein anständiger Mensch sich auch verleiten lassen, an der Herbeiführung neuer Situationen mitzuwirken? Derartiges Tun steht nach preußischer Auffassung höchstens den dazu autorisierten Behörden und Parteien zu, schon weil man „amtlicherseits" es nicht dulden kann, durch irgendwelche Veränderungen überrascht oder gestört zu werden.

Unsere echt preußischen Leute mit der patentierten staatserhaltenden Gesinnung, die über den Umsturz fördernden Liberalismus entrüstet sind, übersehen aber ganz, daß die Regierungen andauernd und planmäßig die Grundlagen der heutigen Wirtschaftsordnung nicht nur durch Worte gefährden, sondern durch Taten untergraben. Am Tage der Reichstagshauptwahl ist zwischen dem preußischen Bergfiskus und dem Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat ein Abkommen getroffen worden, von dem die Vertreter der preußischen Verwaltung behaupten, es sei darauf gerichtet, das Kohlenkapital unter die Kontrolle des Staates zu bringen, den Syndikatswillen zu brechen; die Lobredner der preußischen Regierung scheuen sich sogar nicht, den Kohlenvertrag gerade

wegen seiner sozialistischen Tendenz zu feiern. Dem Syndikat wird der Verkauf der fiskalischen Ruhrkohlen übertragen, ausgeschlossen bleiben nur die Kohlenmengen für die Reichs- und Staatsbahnen, sowie die Kohlenquantitäten, die bereits vorher an Dritte verkauft waren. Damit ist das Monopol des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats, das durch syndikatsfreie Zechen in verschiedenen Gebieten durchbrochen war, wieder hergestellt, denn auch die Konkurrenz der bisherigen Außenseiter wird nunmehr ausgeschaltet, sie folgen dem Beispiel des Fiskus und treten in die Reihen des Syndikats. Was dem Fiskus als Gegenleistung zugestanden wird, scheint blutwenig zu sein, er hat das Recht jederzeitigen Rücktritts vom Vertrage. Durch dieses Recht soll er die Möglichkeit erhalten, eine ihm nicht genehme Preispolitik des Syndikats zu verhindern, denn die Ankündigung eines Rücktritts müßte nach der Auffassung der Verteidiger des Vertrages stets die Folge haben, das Syndikat zur Anerkennung der fiskalischen Wünsche zu zwingen. Vorläufig werden die Dinge zwar anders verlaufen, bei den innigen Beziehungen zwischen dem Syndikat und der fiskalischen Verwaltung wird der Herr Fiskus sich immer von der Zweckmäßigkeit aller syndikatlichen Maßnahmen überzeugen lassen. Mit großer Promptheit beschloß das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat wenige Tage nach der großen Verbrüderung mit dem Staat Preiserhöhungen bis um etwa 1 Mark für die Tonne Kohlen. . . . .

Nichtsdestoweniger ist der neue Kohlenvertrag im Kern sozialistisch, wenn er auch der Staatsgewalt eine Kontrolle über die Ausbeutung der Kohlenschätze noch nicht verschafft. Schon die Vergrößerung seines Bergwerkbesitzes hat Preußen in den letzten Jahren mit der Notwendigkeit begründet, größeren Einfluß auf die Kohlenversorgung des Landes zu gewinnen, die Regierung unternahm sogar im Jahre 1904 den mißglückten Versuch, die Bergwerks-Gesellschaft Hibernia zu dem gleichen Zweck in ihren Besitz zu bringen. Durch diese Bestrebungen erfuhr die Freundschaft zwischen der Regierung und dem Grubenkapital auf die Dauer keine Einbuße, und es wäre eine arge Täuschung, wollte man etwa annehmen, daß der Fiskus im Kohlensyndikat jetzt ein für die privaten Zechen peinliches Aufsichtsrecht erlangen wollte. Was aber heute nicht ist, kann morgen werden. Weit über die Absichten der Urheber des Kohlenvertrages hinaus gehen die Wirkungen dieser Vereinbarungen.

Das vielleicht als Unterstützung des syndizierten Grubenkapitals gegen alle Außenseiter gedachte Abkommen ebnet den

Weg für eine sozialistische Entwicklung, für eine Unterstellung der Kohlenwerke unter die Aufsicht des Staates und schließlich für die Verstaatlichung des privaten Kohlenbesitzes selbst.

Große Erfolge waren den sozialistischen Umtrieben durch die Annahme des Kaligesetzes im Jahre 1910 beschieden. Das sozialistische Prinzip feiert in diesem Gesetz einen förmlichen Triumph, den nicht nur die Sozialdemokraten, sondern auch die Nationalliberalen, Konservativen, das Zentrum und nicht zuletzt die Regierungen schaffen halfen. Zunächst beabsichtigte das Gesetz nur den Kommunismus des Mammons, die Produktion der einzelnen Kaliwerke wurde kontingentiert, die gesetzliche Festlegung von Höchstpreisen für das Inland und von Maximalpreisen für das Ausland vorgesehen, um einen preisunterbietenden Wettbewerb zu unterbinden. Doch die Reichstagsmehrheit wurde nachdrücklich auch an die Arbeiter in der Kaliindustrie erinnert, und sie gab den von der Sozialdemokratie im Interesse der Arbeiterschaft erhobenen Forderungen nach. So kam denn in das Gesetz die Bestimmung hinein, daß ein Kaliwerk für den Fall von Lohnkürzungen unter den im Durchschnitt der Kalenderjahre 1907 bis 1909 gezahlten Lohn durch Kürzung seines Produktionskontingents um mindestens 10 % bestraft werden muß. Die gleiche Strafe tritt ein, wenn die Arbeitszeit im Jahresdurchschnitt ungünstiger war als in den Jahren 1907/1909.

Auf diese Weise ist zum ersten Mal in Deutschland die Festlegung eines Mindestlohnes und einer Maximalarbeitszeit herbeigeführt worden. Von nicht geringerer grundsätzlicher Bedeutung sind die Pflichten, die dem Unternehmertum bei Fusionen auferlegt werden. Kaliwerksbesitzer dürfen nach dem Gesetz den ihnen zustehenden Anteil am Absatz ganz oder teilweise auf andere Kaliwerke übertragen. Werden nun infolge der Übertragung von Beteiligungsziffern Arbeiter oder Beamte beschäftigungslos, ohne eine ihren Fähigkeiten entsprechende Arbeitsgelegenheit zu finden, oder erleiden sie eine Verminderung ihres Arbeitsverdienstes, so hat der übertragende Kaliwerksbesitzer ihnen den entstehenden Einnahmeausfall bis zur Dauer von 26 Wochen zu ersetzen.

Was durch dieses Gesetz zur Anerkennung gelangte, galt bis dahin mit den Grundlagen der herrschenden Wirtschaftsverfassung als unvereinbar, wenigstens nach den Versicherungen der Repräsentanten kapitalistischer Interessen. In Konsequenz seiner Politik verlangte der Zentralverband Deutscher Industrieller die Ablehnung des Kaligesetzes aus der Erwägung, daß

mit demselben Rechte morgen für andere Arbeiterkategorien gefordert werden kann, was heute den Kaliarbeitern zugestanden wurde. Unter dem Zwang der Verhältnisse setzten sich die Regierungen und die Mehrheitsparteien über diese Bedenken hinweg, und die Offiziösen versicherten, daß durch das Kaligesetz kein Präzedenzfall geschaffen werde, da es sich um den Schutz eines natürlichen Monopols handle, wobei die Arbeiterschaft nicht ganz unbeteiligt bleiben dürfe. Wie haltlos diese Kalilogik der Offiziösen war, ist leicht zu erkennen. Gesteht man bei staatlichem Schutz eines natürlichen Monopols auch der Arbeiterschaft gesetzlichen Anspruch auf einen Anteil an den Vorteilen, die dem Kapital daraus erwachsen, zu, so ergibt sich ein derartiges Recht der Arbeiterschaft in einem viel größeren Maße bei der Bildung künstlicher Monopole. Direkt und indirekt haben kleine Kapitalsgruppen ganze Wirtschaftsgebiete monopolisiert, abgesehen davon, daß durch Gesetze private Monopole geschaffen wurden, wie durch die Spirituspolitik, das Zündholzsteuergesetz, das die über den bisherigen Produktionsumfang hinausgehende Erzeugung sowie die Produktion neuentstehender Fabriken mit einem um 20% höheren Steuersatz belegt, ferner durch das neue Brausteuergesetz der Reichsfinanzreform, nach dem neuentstehende Brauereien bis zum Jahre 1918 eine wesentlich höhere Brausteuer als schon existierende Betriebe zu zahlen haben.

Von der Sozialdemokratie selbst ist die Annahme des Kaligesetzes mit großer Genugtuung als ein Sieg des sozialdemokratischen Prinzips bezeichnet worden, und am Ende wird man die Sozialdemokraten hierfür als die zuständigen Gutachter ansehen müssen. Unter Führung der königlich preußische Regierung ist im Reiche dieser bedeutsame Sieg des sozialistischen Prinzips durchgesetzt worden, eines Prinzips, das, wie man in diesen Tagen besonders oft hören und lesen konnte, nicht nur die Vernichtung der bestehenden Gesellschaftsordnung, sondern den Zusammenbruch aller Kultur bedeuten soll.

Krites.

DER LOKOMOTIVFÜHRER.

Naumann ist unterlegen — Posadowsky ist gewählt. Eine skurrile Laune der zeitgenössischen Wählerpsyche, worin ein hübsches Endchen Symbolik steckt. Der nüchterne Politiker mit dem weitschauenden Blick! Der Praktiker, der über den Theoretiker, der Kenner der Staatsgeschäfte, der über den unverantwortlichen Ideologen den Sieg davonträgt! Und so weiter.

Das gesamte Bürgertum hat ihn gegen den Sozialdemokraten Severing Kleinkram. Derartiges schätzt das Philisterium. Man weiß doch in diesem Fall wenigstens, was man hat — wenn sich auch vernünftigerweise nicht erwarten läßt, daß der eine wilde Graf etwa das Reichswohnungsgesetz oder die Erbbaubanken durchbringen wird. Er ist so isoliert, daß er beim bestens Willen nicht viel Böses anstellen kann! Aber immerhin: Diese schönen Dinge stehen auf seinem Programm! Und das ist ja für den Durchschnittswähler in der Regel das Wichtigste.

Einen homme de chiffres hat einmal der gerissene Graf Witte den einstigen Staatssekretär genannt. Trotzdem — oder vielleicht gerade deshalb! — galt er in der Blüte seiner Amtswirksamkeit bei uns zu Lande als der Lokomotivführer der deutschen Sozialpolitik. Und mitunter, wenn eine etwas schärfere Kurve der Gesetzgebung zu nehmen war, pustete das sonst so gefügige Dampfroß gar gewaltiglich, so daß Herr v. Heydebrand ihn wiederholt vermahnen mußte, nicht so stark zu heizen. Mit „Materialismus", rief Posadowsky in seiner Etatsrede vom 12. Dezember 1905 aus, „ringt die bürgerliche Gesellschaft die materialistische Sozialdemokratie nicht nieder! Nur eine sittliche Wiedergeburt, wie sie Deutschland zu Beginn des 16. und 19. Jahrhunderts erlebt hat, kann der bürgerlichen Gesellschaft wieder den Einfluß und die Schwerkraft geben, die sie in jedem Staate, bei jedem Wahlrecht und jeder Verfassung besitzen muß und in jedem zivilisierten Staat in der Tat besitzt." Derlei schlecht verhüllte Apellationen an den Geldbeutel der in Deutschland herrschenden Cliquen kosteten ihn denn auch am Ende sein Amt, obgleich er wieder bei andern Anlässen, etwa in der Diskussion über die Einführung von Arbeiterkammern oder gelegentlich der Beratung des Gesetzentwurfs über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine, seine Geschicklichkeit im Bremsen unwiderleglich nachgewiesen hatte.

Diese Geschicklichkeit beruhte im Grunde auf einer sehr glücklichen Veranlagung seines sozialpolitischen Naturells, die ihm gestattete, sich vorkommendenfalls von der anscheinend in voller Fahrt dahinsausenden Lokomotive in das Schneckengehäuse des amtlichen Fachbetriebs zurückzuziehen. Da bekamen denn die Dinge freilich ein ganz anderes Aussehen. Der Abgeordnete Naumann hatte im April 1907 in seiner denkwürdigen Rede über den Tarifvertrag die Aufmerksamkeit der Gesetzgebung auf das Kern- und Grundproblem der sozialen Frage hingelenkt: auf die Frage der Arbeitsverfassung. Aus Industrieuntertanen sollen Industriebürger werden. Aus Arbeitsautomaten, denen ihre soziale Vereinzelung, ihre bedingungslose Abhängigkeit vom Unternehmerkapital nur ein in Silberlingen zu bezifferndes Maß von persönlichem Interesse

herausgehauen. Seine Stärke: Die Beschäftigung mit sozialpolitischem an ihrem Arbeitsprodukt gestattet, soll das Gesetz bewußt Mitwirkende an dem großen Produktionsprozeß des nationalen Wirtschaftslebens heranziehen, Werkgenossen, denen ihre auf unbedingter Koalitionsfreiheit beruhende Solidarität jenen Einfluß auf den Gang der Produktion einräumt, der allein den Übergriffen der Unternehmertrusts die Spitze zu bieten vermag. Und was hatte der Praktiker Posadowsky auf diese Rede, deren größtes Verdienst eben das der theoretischen Klarstellung war, zu erwidern? — „Es war ein philosophisches Programm, aber wenn man lange in der Praxis des Lebens steht, so sehen die Dinge nüchterner aus (Zustimmung rechts), und wenn wir die Bestrebungen auf dem Gebiet der Sozialpolitik, die mit Recht von den arbeitenden Klassen geltend gemacht werden, fördern wollen, so müssen wir auch die Dinge mehr im einzelnen und nüchterner betrachten."

Heute aber zieht Graf Posadowsky-Wehner selbst mit allerlei allgemeinen Programmpunkten beladen in den Reichstag ein, als „Ideologe", als „unverantwortlicher Politiker". Er wünscht beispielsweise ein Reichswohnungsgesetz, das strengere gesundheitspolizeiliche Kontrolle und die Reservierung bestimmter Gelände für Kleinwohnungsbau unweit vom Stadtzentrum vorsehen soll. Recht schön: ungefähr sagt das Naumann auch! Aber es ist tausend gegen eins zu wetten, daß die „in der Praxis der Lebens stehenden" Bodenmonopolisten und ihre Geldhintermänner diese Forderung „unverantwortlicher Ideologen", als zu wenig nüchtern und ins Einzelne gehend, bis aufs Messer bekämpfen werden — mit denselben Gründen also, die einst der Staatsmann Posadowsky vertrat. Und nach den zweifelhaften Erfahrungen, die man mit der Wertzuwachssteuer machte — deren Kosten am Ende doch die Konsumenten zu tragen haben — ist es sehr fraglich, wer in diesem Kampfe obsiegen wird.

„Es war ein philosophisches Programm!" . . . . .

Nicht anders steht es mit den sonstigen Forderungen des gräflichen Volksboten von Bielefeld-Wiedenbrück. Wenn er auf unsere aus ganz anders gearteter Trad tion erwachsenen Parteiverhältnisse die politischen Gesetze der englischen Parlamentskonstellation angewendet wissen will, wenn er an die Möglichkeit glaubt, das bunte Mosaik unseres Parteienwesens auf die einfache Formel „hie liberal — hie konservativ!" zurückführen zu können, wenn er vollends immer im Geleise des irreführenden fremdländischen Vorbilds, die Viermillionenpartei der Sozialdemokratie als eine völlig überflüssige Zeiterscheinung registriert: heißt das vielleicht die Dinge nüchtern und analytisch betrachten?

„Es war ein philosophisches Programm!" . . . . .

Auf alle Fälle kann es nur nützen, wenn auch der Praktiker par excellence einmal in die Lage versetzt wird, sich ausschließlich auf die Durchschlagskraft seiner Ideen verlassen zu müssen. Ideologische Utopien unverantwortlicher Politiker werden dann oft im Handumdrehen zu sittlichen Notwendigkeiten, handfeste Tatsachen und Sachlichkeiten verflüchtigen sich zur Phrase. Es kommt lediglich auf den Standpunkt an. Mag der Privatmann Posadowsky immerhin sein sozialpolitisches Sprüchlein hersagen, unbeschwert von ministerieller Verantwortlichkeit und Staatsraison: der Rechten wird er stets zu radikal, der Linken in ihrer großen

Mehrheit zu konservativ sein, und nur das Zentrum, dem er in Köln so eifrige Wahlhilfe geleistet hat, wird ihm zujubeln. Für ihn wie für uns steht also ernsthaft zu befürchten, daß seine Tätigkeit als Volksbote nicht viel mehr zu bedeuten haben wird, als eine Feierabendbeschäftigung für pensionierte Lokomotivführer . . . . . Dr. MAX ADLER.

DAS HEIMLICHE THEATER UND WEDEKIND

Heinrich Lautensack empfiehlt in der „Aktion" die Gründung des „heimlichen Theaters", um die Zensur zu umgehen. Ein Mäzen wird die Kosten tragen. „Die und die Leute werden eingeladen"; richtig eingeladen, nicht nur aufgefordert. Niemand braucht etwas zu bezahlen. Der Zensor hat nichts dreinzusprechen. Als erstes Stück soll Wedekinds „Totentanz" aufgeführt werden. — Gegen den Gedanken wäre nichts einzuwenden. Übrigens hat es der „Pan" im vergangenen Jahre ähnlich gemacht, als er die „Büchse der Pandora" aufführen ließ.

Das Resultat? Das Publikum stellte sich auf die Seite des Dichters, ließ sich von der Kraft des dramatischsten Dramas unserer Zeit ergreifen. Aber die Presse, die zünftigen Kritiker! Die meisten traten beistimmend zur Seite des Zensors. Welcher Nutzen für Wedekind war erreicht? Fast nichts! Wedekind war besiegt, der Zensor war in der Gloriole. Wenigen Menschen wird der Abend unvergeßlich bleiben. Die große Masse erfuhr von den Kritikern — die ihr Reporteramt nicht erfüllten und statt von dem Erfolg des Dichters beim Publikum zu berichten, von ihrem Durchfall beim Dichter erzählten — der Zensor habe Recht, das Stück sei schlecht und widerlich. Die Idee des heimlichen Theaters ist gut, aber nicht für Wedekind. Für ihn: das öffentliche Theater.

Wedekind ist ein Dichter und ein Prophet. Er erstickt, wenn man ihm das Maul verbindet. Er will reden, wirken, überzeugen, Proselyten machen. Ein Moralist, dem es unerträgfich, unmöglich ist, seine Moral nicht predigen zu dürfen. Wedekind will lieber in der Wüste predigen, Fische zu Gläubigen machen, als schweigen. Er braucht die Öffentlichkeit, er muß sie haben oder er vergeht und verdirbt. Sein Genie tötet ihn und sich. Die Wirkung, die ein Dichter ausübt, hat einen bedeutenden Einfluß auf ihn; im heimlichen Theater wird Wedekind die Wirkung nicht fühlen. oder die Kritiker werden sie ihm wegdisputieren. Wollen wir uns einen Genuß bereiten, so laßt uns das heimliche Theater gründen, wir werden den „Totentanz" sehen; und uns ist ein großer Eindruck sicher, aber Wedekind wird nichts davon haben, um ihn wirds so still sein wie früher, und die Bangigkeit, die jetzt aus seinem Dichten und aus seinem Tun spricht, wird so beängstigend sein wie sie war.

Man sollte einen Aufruf erlassen. Männer von Namen sollten sich zusammentun, dem Zensor schreiben: „Erlauben Sie eine öffentliche Aufführung. Wir stellen uns als Bürgen, daß Niemandem ein Schade geschieht. Wir werden den Theaterbesuchern durch ein öffentliches Schreiben mitteilen, daß Stücke gespielt werden, die nicht für unreife Menschen sind." Alle Stücke Wedekinds, die noch nicht in einer öffent-

lichen Aufführung gesehen worden sind, sollen tragiert werden. Eine Wedekind-Woche. Der Zensor wird gebeten, den Aufführungen beizuwohnen, das Publikum zu beobachten. Lehnt das Publikum die Stücke ab, gut, dann mag der Zensor — wie unnütz es auch ist — seines Amtes walten. Entscheidet das Publikum in der ersten Vorstellung für den Dichter, dann wird der Zensor nicht den Mut haben, erwachsene Menschen zu bevormunden.

Die Entschuldigung für die Präventiv-Zensur war stets die: man kann nicht die Première zulassen, die Wirkung nicht abwarten, weil schon in der Première der Schaden angerichtet sein kann.

Der große Zensurbeirat, den wir ad hoc gründen wollen, nimmt dem Zensor die Verantwortung ab, Theater, Schauspieler und Publikum zu finden ist Kinderspiel.

Die Arbeit allein: 50 hervorragende Männer zu suchen, die einsehen, daß es heut keine wichtigere Aufgabe im Bereiche der dramatischen und theatralischen Kunst gibt, als Wedekinds Rettung vor dem Zensor.

C.

SOZIALDEMOKRATIE, AGADIR UND AUSLAND

Reaktionäre Blätter (Kreuzzeitung, Lokalanzeiger und Zukunft, auch noch viele andere) fürchten eine bedenkliche Wirkung des sozialdemokratischen Sieges auf die auswärtige Politik. Die Franzosen sollen nämlich glauben, Deutschland sei jetzt schwach, die roten Brüder würden Deutschland daran hindern, zu siegen.

Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein.

Die Franzosen glauben das gar nicht; unnütz, sie zu warnen, sie sind nicht so dumm, sie wissen es gut, daß ein freies oder ein um seine Freiheit ringendes Volk sich am allerwenigsten stören läßt.

Angeblich wird der Krieg dann erklärt, wenn der leitende Mann des angreifenden Staates sagt: Wir sind gerüstet, alles in Ordnung und unsere Bedürfnisse, unsere Entwickelung verlangen den Krieg. Basta, jetzt gehts los. Ist das wahr? Man droht mit dem Krieg. Man meint, morgen ist er da; statt dessen jahrelanger Frieden. Man holt die Drohung wieder hervor, man steckt sie wieder ein. Frieden. Plötzlich ist der Krieg da. Nicht weil das Wohl des Staates jetzt gerade den Krieg verlangt, sondern weil die Menschen ihn jetzt wollen. Es ist mit dem Krieg wie mit allen Dingen in der Welt; man kann sie rechnerisch vorbereiten, man kann sie aber nicht errechnen. Angebot und Nachfrage sind Funktionen, ohne die Lüsternheit der Menschen sind sie nichts. Der Mensch ist überall das Subjekt; das Mechanische das Objekt.

Würden die Bedürfnisse allein entscheidend sein, dann würde jedes Samenkorn eine Ähre, jeder Baum trüge Früchte, jeder Knabe würde ein großer Mann, und kein Sterblicher verdürbe sich je den Magen.

Wir haben Frankreich zwei Provinzen genommen. Gut, es will sie zurück haben, Frankreich ist unser Feind. Unser Handel macht den Engländern Kopfweh; sie haben ein Interesse, uns zu schädigen. Was aber haben wir den Italienern getan? Und den andern Völkern, die uns nicht leiden mögen?

Warum lieben uns die Holländer nicht, die an dem Aufschwung unseres Handels mitverdienen?

Ich fragte eines Tages einen gescheiten Holländer: Ja, sagte er, Sie haben Recht, Hollands Interessen verlangen den Anschluß an Deutschland. Ich weiß es. Wir haben auch nicht vergessen, was England uns und unseren Kolonien getan hat. Gewiß, gewiß. Waren Sie aber einmal in einem kleinen Städtchen an der Unterelbe, in Stade?

„Ja, antwortete ich, ich habe da einmal auf einer Tour zu Mittag gegessen, übrigens vorzüglich. Eine entzückende Stadt."

Ja, haben Sie aber gesehen, wie zwischen den kleinen niedrigen reizenden Häusern ein widerlicher riesiger mattroter Block hervorprotzt, das Postgebäude? Sehen Sie — und der Mensch vergaß seine gute Erziehung und schrie — sehen Sie, ehe ein Preußischer Postminister in unsere Städte solche Scheußlichkeiten setzen darf, wollen wir lieber unser Land arm und elend sehen; wir wollen lieber nach unserer Façon arm, als auf preußisches Kommando reich sein.

„Die Leute in Stade finden die roten Postpaläste auch nicht schön."

„Warum lassen sie es sich dann gefallen?"

„Tja!"

„Sehen Sie", sagte er noch und sah mich verächtlich an.

Agadir! Die Franzosen schätzen das deutsche Volk gering, weil es sich von der Klasse, die die Agadirdiplomaten produziert, beherrschen läßt.

22. Januar: Die Franzosen bekommen wieder Respekt vor Deutschland, weil es sich nicht von dieser Klasse beherrschen läßt.

Unsere Diplomaten werden jetzt leichtere Arbeit haben. Den Dank schulden sie den Siegern vom 22. Januar. W.

REUE

Ich glaubte, einige unhöfliche Worte gegen Siegfried Jacobsohn sagen zu müssen. Für ihn antwortet Herr Steinthal in der „Deutschen Montagszeitung". Das nenne ich noch eine Antwort; das kann nur einer, der seine Lehrzeit bei der „Großen Glocke" mit Erfolg absolviert hat. Er erzählt, daß ich die größten Gemeinheiten in der Jagow-Affäre begangen habe (u. a. teilt er auch mit, daß ich von einer Schuhfabrik bestochen worden bin). Er hat die empfindlichsten und schwersten Beleidigungen, die es überhaupt gibt, gegen mich ausgesprochen. Es ist mir dabei merkwürdig ergangen. Ich habe nicht einen Augenblick den Wunsch gehabt, gegen ihn Stellung zu nehmen. Man würde, wenn der Urheber ein halbwegs anständiger Mensch ist, das unbezähmbare Bedürfnis fühlen, gegen ihn vorzugehen, ihn zu verklagen oder ihn zu schlagen. Ich habe dieses Bedürfnis Herrn Steinthal gegenüber in keinem Augenblick gehabt. Dieses vollständige Ausbleiben jedes Zorngefühls, überhaupt jeder Erregung kann ich mir nicht anders erklären als damit, daß in mir der Instinkt zu stark entwickelt ist, man könne sich mit Menschen, die unter einem gewissen Niveau sind, nicht abgeben. Jacobsohn war gerade noch auf der Grenze. Ich glaubte es wenigstens. Ich habe Reue. Ich wußte, daß er vor Jahren etwas getan hat, was nicht hübsch war, und ich wußte auch sonst allerhand Vorteilhaftes von ihm. Aber, was ich nicht wußte: daß Herr Stein-

thal von der „Großen Glocke" sein Freund ist. Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich werde Dir sagen, wer Du bist. Ich bereue meine Worte gegen Herrn Jacobsohn. Schimpfen Sie ruhig, verleumden Sie! Ich tue Ihnen nichts.

C.

DIE UNTERIRDISCHEN

Redakteur der „Deutschen Montagszeitung" in Berlin ist ein früherer Redakteur der „Großen Glocke", namens Walter Steinthal.

Er schreibt einiges nicht ganz Wahre (das Gesetz nennt es verleumderisch) über die Art meiner Trennung von Paul Cassirer, über meine zutreffenden und beweisbaren Äußerungen gegen nicht waschechte Zeitgenossen, über meinen Standpunkt in der Jagowsache.

Ich hatte von Herrn Steinthal drucken lassen: „Der Herr . . . ist ein wegen seines Wirkens an der Großen Glocke vorbestrafter junger Mann." Er war damals eben hierfür bestraft worden.

Herr Steinthal hat nachher versucht, seine Tätigkeit an der „Großen Glocke" durch Unwahrheiten wegzuleugnen. Er ist hierbei abgefaßt und gezüchtigt worden. Dies der Tatbestand.

ALFRED KERR.

Wir bitten, Mitteilungen und Beiträge nur:
An die Redaktion, Berlin W. 10, Victoriastrasse 5, zu adressieren.
Bei umfangreicheren Zusendungen ist vorherige Anfrage notwendig.
Sprechstunde: An Werktagen, mit Ausnahme des Montags, 1—3 Uhr,
Berlin W., Victoriastrasse 5.

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Damm, Berlin-Wilmersdorf.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Die Windmühlen

Ein Akt von AUGUST STRINDBERG

Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering

Bewölkter Himmel im Hintergrunde. Auf jeder Seite eine Windmühle, genannt Adam und Eva; ein Wirtshaus rechts. An einem Tisch sitzen der Wanderer und der Jäger; sie haben Gläser vor sich.

DER WANDERER

Es ist ruhig hier unten im Tal.

DER JÄGER

Etwas zu ruhig, findet der Müller,

DER WANDERER

der schläft, wieviel Wasser auch wegfliessen mag;

DER JÄGER

weil er Wind und Wetter nachläuft. . .

DER WANDERER

welche nutzlose Mühe bei mir einen gewissen Widerwillen gegen Windmühlen geweckt hat;

DER JÄGER

ganz wie bei dem edlen Ritter Don Quichote de La Mancha,

DER WANDERER

der doch nicht den Mantel nach dem Winde hing,

DER JÄGER

sondern eher das Gegenteil;

DER WANDERER

weshalb er auch in Schwierigkeiten geriet. Wollen wir den Fuchs aushungern?

DER JÄGER

Herr Incognito, warum trinken Sie so viel?

DER WANDERER

Weil ich immer auf dem Operationstisch liege, darum chloroformiere ich mich!

DER JÄGER

Dann wollen wir nicht mehr fragen!

DER WANDERER

Ich habe vielleicht schon zu viel gesagt!

DER JÄGER

Dass ich nicht erraten kann, was Sie sind!

DER WANDERER

Lassen Sie das Raten; es ist so viel netter!

DER JÄGER

Eigentlich ja! — Es ist heute so bewölkt.

DER WANDERER

Lassen Sie mich etwas hinuntergiessen, dann werden Sie sehen, dass es sich aufklärt! (Trinkt.) Können Sie griechisch? Wissen Sie, was oinos bedeutet?

DER JÄGER

Oinos bedeutet Wein.

DER WANDERER

Ja, das ist Wein! Sie haben also studiert?

DER JÄGER

Noli me tangere! Rühren Sie mich nicht an! Ich steche!

DER WANDERER

Haben Sie bemerkt, dass die Beere der Traube einer Flasche gleicht, und die Ranke einem Korkenzieher? Das ist eine deutliche Signatura.

DER JÄGER

Aber der Beerensaft hat keine von den Eigenschaften des Chloroforms,

DER WANDERER

bis die Beere zerstampft und in Hefe und Maische verfault ist,

DER JÄGER

so dass der Geist des Weins von der schmutzigen Hülle der Materie befreit wird,

DER WANDERER

und an die Oberfläche steigt wie ein Meeresschaum,

DER JÄGER

aus dem Aphrodite geboren wurde,

DER WANDERER

unbekleidet.

DER JÄGER

Nicht einmal ein Weinblatt hatte sie, um sich zu bedecken,

DER WANDERER

denn die Kleider sind nur eine Folge des Sündenfalls. — Sind
Sie immer so ernst?

DER JÄGER

Sind Sie immer so scherzhaft?

DER WANDERER

Wer von uns beiden ist am neugierigsten?

DER JÄGER

Jetzt streckt er die Fangarme aus . . .

DER WANDERER

dem allgemeinen Gesetz der Anziehung unterworfen,

DER JÄGER

das von gegenseitigem Abstossen begleitet wird,

DER WANDERER

weshalb es am besten ist, zwei Schritte Zwischenraum zu lassen
und in offener Kolonne zu marschieren . . .

DER JÄGER

nach dem Übereinkommen, Tag und Datum wie oben!
Punkt! Hier kommen die Schauspieler!

DER WANDERER

Darf ich Ihr Glas mir leihn, ich seh' nicht gut. —
Was hat das Glas? Sieht aus wie Reiffrost,
kristallisiertes Wasser oder Salz;
verwischte Träne, in der Quelle heiss,
erkaltet bald und ward zu Steinsalz;
der Stahl des Bogens ist verrostet!
Er weinet oft, doch im Geheimen,
und Tränenbäche gruben ihren Hohlweg
vom Aug' zum Munde nieder, zu erlöschen
das Lächeln, das zum Lachen sich entzündet.
Du armer Mensch, du!

Die Halbmask' ist verbraucht,
und wenn du zeigst die Zähne,
man weiss nicht, ob zum Beissen oder Lächeln!

DER JÄGER

Jetzt beginnt das Spiel! Ein Idyll mit Windmühlen,

DER WANDERER

ein Pastoral in Moll-Dur; passen Sie auf!

MÜLLER A.

Nun, Nachbar, jetzt ist unser Spiel gleich, da überhaupt kein Wind weht; sonst aber denke ich daran, deine Mühle versetzen zu lassen, weil du mir Schaden in meinem Gewerbe zufügst.

MÜLLER E.

Du meinst, ich nehme dir den Ostwind fort; da du mir aber den West fortnimmst, so gleicht es sich aus.

MÜLLER A.

Aber meine Mühle stand zuerst auf dem Platze, und deine wurde aus Bosheit gebaut. Da es schlecht für uns beide geht, wäre es doch besser, es ginge gut für einen.

MÜLLER E.

Du meinst, für dich?

MÜLLER A.

Du meinst, für dich?

MÜLLER E.

Ja, natürlich!

MÜLLER A.

Aber ich meinte einen von uns, den Würdigsten, auf dessen Seite das Recht ist.

MÜLLER E.

Wer sollte das sein?

MÜLLER A.

Kommt es uns zu, diese Sache zu entscheiden?

MÜLLER E.

Ich habe bessere Mehlbeutel wie du, und meine Eva mahlt schneller, dreht leichter, trägt neue Zapfen.

MÜLLER A.

Aber mein Adam ist vor deiner gebaut, mein Mühlenrumpf ist aus Buchsbaum . . .

MÜLLER E.

Halt! Wir wollen die Herren fragen, die dort sitzen!

DER WANDERER

Sehen Sie! Jetzt werden wir hineingezogen!

DER JÄGER

Sie wollen uns als Zeugen stehlen, und vielleicht zu Richtern, um nachher über unser Gericht zu richten!

MÜLLERFRAU A. (erscheint)

Komm Mittag essen, Mann!

MÜLLER A.

Warte mit dem Essen!

MÜLLERFRAU A.

Das kann ich nicht.

MÜLLER A.

Du musst es lernen, es niemals eilig zu haben!

MÜLLERFRAU A.

Niemals?

MÜLLER A.

Niemals, solange die Welt steht, und ein Wort gilt.

MÜLLERFRAU A.

Dann wird aber der Kohl kalt!

MÜLLER A.

Ist es Kohl? Das ist etwas anderes! Dann komme ich sofort.

MÜLLERFRAU A.

Aber dann geht ja die Welt unter, und ein Wort gilt nicht mehr!

MÜLLER A.

Sagte ich das? Dann nehme ich zurück!

(Sie gehen ab.)

DER WANDERER

Er verkaufte sein Erstgeburtsrecht . . .

DER JÄGER

für ein Gericht Kohl,

DER WANDERER

und so viel wert war es.

DER JÄGER

Jetzt aber kriegen wir den Eva-Müller auf den Hals; sehen Sie, wie er zaudert — er will etwas von uns haben, eine Auskunft, um sein Wissen zu bereichern; jetzt kommt er direkt auf uns zu . . . er visitiert uns mit den Augen, untersucht Kleider, Schuhe, Haar und Bart; das ist ein Dieb!

MÜLLER E.

Entschuldigen Sie!

DER WANDERER

Er will uns zum Sprechen verlocken! — Antworten Sie nicht!

MÜLLER E.

Wo kommen die Herren her?

DER WANDERER

Das geht dich nichts an!

MÜLLER E.

Streng genommen nicht!

DER WANDERER

Nun nehmen wir es sehr streng: geh also deiner Wege!

MÜLLER E.

Ich denke nichts zu nehmen . . .

DER WANDERER

Das wäre auch nicht so leicht . . .

MÜLLER E.

Ich dachte dagegen etwas zu geben . . .

DER WANDERER

Wir brauchen nichts!

MÜLLER E.

Wirklich nicht? — Ja, ich dachte den Herren etwas zu geben, und nehme nichts dafür. — Eine Auskunft! Eine wertvolle Auskunft! (Pause.) Es wird nämlich hier in den Felsen gesprengt, gerade hinter Ihnen — (Pause) und eins, zwei, drei können wir einen Steinregen auf unsere Köpfe haben. (Der Jäger und der Wanderer erheben sich.)

DER WANDERER

Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?

MÜLLER E.

Sie wollten es ja nicht hören! Aber setzen Sie sich nur wieder, es eilt nicht, denn die Sprenger rufen erst: Aufgepasst!

DER WANDERER

Hören Sie, ist dies der Weg nach dem gelobten Lande?

MÜLLER E.

Das ist der direkte Weg . . .

DER WANDERER

Bekommen wir für den Nachmittag gutes Wetter . . .?

MÜLLER E.

Wir können noch mehr Gewitterregen erwarten, das Wetter ist so unbeständig hier in der Gegend.

DER WANDERER

Ist es das ganze Jahr so?

MÜLLER E.

Immer unbeständig, das ganze Jahr, Jahr aus, Jahr ein.

DER WANDERER

Und das nächste Dorf heisst?

MÜLLER E.

Das geht dich nichts an. — Es ist allerdings angenehmer, zu geben, als zu nehmen, aber bestohlen werden, ist nicht angenehm — Dieb! — Haben Sie einen Pass?

DER WANDERER

Was will man damit?

MÜLLER E.

Ja, es sind Räuber im Walde, und alle, die nicht angeben wollen, woher sie kommen, muss man visitieren.

DER JÄGER

Sehen Sie! Jetzt sind wir hineingezogen!

DER WANDERER

In etwas, das nicht einem Mühlenidyll gleicht.

MÜLLER E.

Jetzt hole ich den Nachbar und seine Knechte: dann werden wir bald das Alibi konstatieren . . .

DER WANDERER

Das ist eine seltsame Art . . .

MÜLLER E.

Ja, ich bin Polizeimann, und der Nachbar ist Schöffe . . . (Geht.)

DER WANDERER

Und jetzt werden sie Freunde, Herodes und Pilatus!

DER JÄGER

Ich war eigentlich ausgegangen, um mich selbst zu behalten; aber wer behalten will, der wird verlieren. Werfen wir uns also wieder ins Gewimmel . . .

DER WANDERER

mit der Gefahr, zu sinken,

DER JÄGER

ohne auf den Grund zu gehen,

DER WANDERER

dank einem gewissen Rettungsgürtel, den verständige Leute tragen! — Das ist ein Weib,

DER JÄGER

das man in der Nähe von Adam und Eva erwarten konnte,

DER WANDERER

ohne darum ein Paradies zu erwarten.

DER JÄGER

Punkt! Jetzt beginnt es!
(Das Mädchen kommt.)

DER WANDERER

Ich glaube, die Offensive ist vorteilhafter . . . Wie heisst du, mein schönes Kind?

DAS MÄDCHEN

Raten Sie!

DER WANDERER

Warte! — Blond, Müllertochter, klein von Statur, rundes Gesicht: du heisst Amalia!

DAS MÄDCHEN

Wie wissen Sie das?

DER WANDERER

Ich sehe es dir an!

DAS MÄDCHEN

Wenn ich dunkel, gross und oval gewesen wäre, wie hätte ich denn als Tochter des Schmiedes geheissen?

DER WANDERER

Jenny, natürlich!

DAS MÄDCHEN

Das ist richtig!

DER WANDERER

Jetzt hast du etwas von mir gelernt: was kriege ich dafür?

DAS MÄDCHEN

Sie werden es schon . . . Sagen Sie mir erst, woher Sie diese Weisheit haben, Menschen ablesen zu können.

DER WANDERER

Das Leben, Erfahrung, gewisse Bücher, ein angeborener überlegener Verstand und eine gute Portion erworbener Scharfsinn . . . Sag mir: warum willst du den Burschen des Nachbarmüllers nicht haben?

DAS MÄDCHEN

Das wissen Sie auch!

DER WANDERER

Aber du musst ihn nehmen, dann wird die Mühlenfrage ohne Prozess gelöst: ihr verkauft die eine Mühle und lasst sie ins nächste Kirchspiel versetzen, wo sie nötig ist.

DAS MÄDCHEN

Wie klug, wie klug Sie sind . . .

DER WANDERER

Aber ich sehe dir an, dass du den Müllerburschen nicht haben willst; ich ahne, du willst lieber einen von den Räubern des Waldes haben, was? Den mit den schwarzen Augen und dem grossen Schnurrbart . . .

DAS MÄDCHEN

Jetzt wird mir bange . . . Sie sind ein Wahrsager?

DER WANDERER

Wie du hörst; aber ich kann nur jungen Leuten wahrsagen.

DAS MÄDCHEN

Wie kommt das?

DER WANDERER

Weil alte Leute so listig sind.

DAS MÄDCHEN

(zum Jäger) Ist das wahr?

DER WANDERER

Sprich nicht zu ihm, er will nicht hineingezogen werden! Sprich zu mir! Gib mir etwas für alles, was du in dieser kurzen Stunde gelernt hast, sonst bleibst du mir etwas schuldig, und das willst du doch nicht!

DAS MÄDCHEN

Ja, Sie sollen etwas haben, und zwar so viel, dass Sie belohnt von hier fortgehen, reicher, als Sie herkamen, mit Lehren beladen, für die ich nichts nehme . . .

DER WANDERER

Da bin ich aber neugierig!

DAS MÄDCHEN

Erstens heisse ich nicht Amalie . . .

DER WANDERER

sondern Jenny, was sagte ich?

DAS MÄDCHEN

Nein, auch nicht! Zweitens: gibt es keinen Müllerburschen. Drittens besitzt das nächste Kirchspiel vier Mühlen: die Mühlenfrage bleibt also ungelöst. Als Zugabe sollen Sie noch einen guten Rat oder einige haben. Duzen Sie nicht ein unbekanntes Mädchen: Sie können nie wissen, mit wem Sie sprechen, wie scharfsichtig Sie auch zu sein glauben. Ferner, seien Sie nicht treulos gegen einen Freund, wenn eine dritte Person sich nähert; wenn Sie wieder allein bleiben und ihn nötig haben, so ist er vielleicht nicht mehr zu finden.

DER WANDERER

Ich bin nicht treulos gewesen!

DAS MÄDCHEN

Doch, Sie wollten ihn lächerlich machen, um sich bei mir einzuschmeicheln — und das war nicht schön. — Jetzt sind Sie zur Defensive gekommen — und wenn Sie mich nun fragen, wie ich heisse, werde ich nicht antworten, wie Sie vorhin dem Müller geantwortet haben, als er sie von den Räubern des Waldes retten wollte . . .

DER JÄGER

(erhebt sich) Wollen Sie sich nicht setzen, mein Fräulein?

DAS MÄDCHEN

Ja, ich bin Fräulein, vom Herrenhof, und nicht Müllertochter . . . (Zum Wanderer) Gehen Sie zum Müller und bestellen Sie einen Gruss von mir, dann erhalten Sie den Pass; gehen Sie und bestellen Sie nur einen Gruss vom Fräulein . . .

DER WANDERER

Aber ich muss Ihren Namen wissen!

DAS MÄDCHEN

(setzt sich) Ich liefere meinen Namen nicht an Unbekannte aus, und wenn Sie fein sind, so fragen Sie nicht danach! Dorthin müssen Sie gehen!
(Der Wanderer ab.)

DAS MÄDCHEN

Sie haben es gut, dürfen wandern,
und treffen Menschen, lernen viele kennen . . .

DER JÄGER

Wie, kennen lernen?

DAS MÄDCHEN

Nein! Das tut man nicht!
Man wird bekannt . . .

DER JÄGER

Kaum das; doch Rätsel raten
ist auch ein Zeitvertreib!

DAS MÄDCHEN

Denn was gesagt wird,
ist nicht viel wert!

DER JÄGER

O doch! Man muss es übersetzen;
denn alle Sprachen heissen fremde,
und fremd einander sind wir, bleiben es.
Incognito wir reisen alle,

DAS MÄDCHEN

incognito auch vor uns selbst!
Sie haben Trauer, tragen doch nicht Trauer,

DER JÄGER

und Sie sind Fräulein auch im Müllerkleid!

DAS MÄDCHEN

Ihr Kamerad?

DER JÄGER

Nur ein Bekannter, unbekannt durchaus!

DAS MÄDCHEN

Was glauben Sie von ihm?

DER JÄGER

Nichts und alles!
Ich habe ihn noch nicht summiert!

DAS MÄDCHEN

Was taten Sie dort oben?

DER JÄGER

Atmete, vergass!

DAS MÄDCHEN

Warum vergessen? Ohn' Erinnerungen
wär' unser Leben ja ein leeres Nichts . . .

DER JÄGER

und mit der Ladung sinkt das Schiff!

DAS MÄDCHEN

Doch ohne ist's ein Spiel der Wellen . . .

DER JÄGER

und darum pflegt man Ballast einzunehmen . . .

DAS MÄDCHEN

und zieht die Segel ein,

DER JÄGER

wie bei Windmühlen,

DAS MÄDCHEN

denn sonst die Flügel brechen . . .

DER JÄGER

am besten geht sie auf den Höhen . . .

DAS MÄDCHEN

am allerbesten in den flachen Tälern . . .

DER JÄGER

wo dick die Luft ist,

DAS MÄDCHEN

. . . dass man Meilen sieht,
mit blossem Auge alle Kirchen zählt;
wo alle Sterne nachts sich zeigen . . .

DER JÄGER

am Horizonte nicht,

DAS MÄDCHEN

doch im Zenith;
Zenith du überall hast, wenn den Horizont
du hast erreicht . . .

DER JÄGER

Sag, wann erreicht' ich den?

DAS MÄDCHEN

Du sitzest hier, wohin du wolltest
am Morgen dieses Tages! Ist es nicht schön,
zu finden Neues, ist das Alt' erlangt?

DER JÄGER

Das ferne Land jedoch?

DAS MÄDCHEN

Geh, du erreichst es . . .
Ermüdest du, so zieht es sich zurück! —
Noch niemand den Polarstern im Zenith sah,
und doch sie reisen dorthin, kehren um,
und andre werden auch zurückgeschlagen.
Wie diese tu'! Doch lerne unterwegs.

DER JÄGER

Man dreggt und baggert mit der Nas' im Nadir . . .

DAS MÄDCHEN

Das Aug zuweilen im Zenith doch! —
(Hornsignale.)

DER JÄGER

Hören Sie!

DAS MÄDCHEN

Ich höre, doch begreife nicht!

DER JÄGER

Ich übersetze!
Sie hören Laute bloss, ich höre Worte!

DAS MÄDCHEN

Was sagt das Messing?

DER JÄGER

„Antwort gebt: wo seid ihr?"
(Es wird auf dem Horn geantwortet; „Hier!")

DAS MÄDCHEN

Es ruft Sie jemand!
(Neue Signale.)

DER JÄGER

„Komm gleich hierher, komm gleich hierher! Hierher!"

DAS MÄDCHEN

Ich hör', Sie sind Soldat, ich seh' es eher!
Man ruft Sie; scheiden wir, wie wir uns trafen!

DER JÄGER

Nicht ganz so kurz, nicht ganz so leicht . . .
Begleiten Sie mich bis zum nächsten Dorf
auf meinem Wege!

DAS MÄDCHEN

Und Ihr Kamerad?

DER JÄGER

O solche findet man in jeder Kneipe!

DAS MÄDCHEN

Wie grausam sind Sie!

DER JÄGER

Krieg hab ich geführt!
Da heisst es vorwärts! Bleiben nicht!

DAS MÄDCHEN

Und darum gehe ich; sonst muss ich bleiben!

DER JÄGER

Und gehen Sie, so nehmen Sie etwas.

DAS MÄDCHEN

Und bleibe ich, so nehmen Sie mir etwas!

DER JÄGER

(sieht hinaus)
Sieh da, sie zanken! Gleich sie schlagen sich —
Sie schlagen sich! Und ich muss Zeuge sein!
Sie müssen gehn, sonst zieht man Sie hinein.

DAS MÄDCHEN

Sie denken doch an mich?

DER JÄGER

Ja, an Sie, für Sie,
mit Ihnen, durch Sie! Jetzt lebwohl!
Die Blume, durch den Gartenzaun gesehen,
erfreut den Wandrer einen Augenblick;
am schönsten ungebrochen, sendet sie den Duft
im Wind, ein Weichen nur, dann ist's vorbei!
Und vorwärts nun!

DAS MÄDCHEN

Lebwohl! Und vorwärts nun! (Geht.)

DER JÄGER (allein)

Nun bin ich unten! Bin verstrickt, gebunden,
ins Mühlwerk des Gerichts hineingezogen,
in der Gefühlsverwirrung Netz gefangen,
verbündet einem Unbekannten, interessiert,
an einer Sach', die mich nichts angeht.

DER WANDERER (kommt zurück)

Sie sind noch da? Ich glaubte, Sie seien gegangen, aber Sie müssen eine treue Seele sein.

DER JÄGER

Haben Sie sich in eine Schlägerei eingelassen?

DER WANDERER

Ich gab dem Müller eine Maulschelle, weil er mich gefoppt hatte. Das ganze Gerede vom Sprengen und den Räubern war Lüge. Doch sind wir zum Herbstgericht geladen, ich als Beklagter und Sie als Zeuge.

DER JÄGER

Haben Sie denn unsere Namen genannt?

DER WANDERER

Nein, ich nannte zwei beliebige Namen.

DER JÄGER

Wie konnten Sie das wagen? Wir können ja noch wegen Fälschung verfolgt werden . . . Wie können Sie mich auf solche Weise hineinziehen! — Wie nannten Sie mich?

DER WANDERER

Ich gab an, Sie reisten unter dem Namen Incognito! Und das glaubten die Bauern!

DER JÄGER

Und jetzt soll ich gegen Sie Zeugnis ablegen?

DER WANDERER

In drei Monaten, ja! Benutzen wir also unsere Freiheit und ziehen wir weiter! — Im nächsten Dorfe soll ein Fest gefeiert werden!

DER JÄGER

Was ist das für ein Fest?

DER WANDERER

Eine Art jeux floraux oder Eselsfest, bei dem der grösste Dummkopf mit einer goldenen Krone aus Papier gekrönt wird . .

DER JÄGER

Das ist seltsam! Wie heisst das Dorf?

DER WANDERER

Es heisst Eselsdorf! Aber dieser Ort hier wird Lügenwald genannt, weil nur Lügner hier wohnen.

DER JÄGER

Enteuten exclaunein, darauf zogen sie,

DER WANDERER

parasangas treis, drei Parasangen,

DER JÄGER

und das taten sie!

Ende.

Yuanschikai Kunktator

Von THEODOR TAGGER

Die symbolischen Aktionen gehen den notwendigen in China weit voraus; so zeigt sich am klarsten und härtesten das Unreife, Frühreife.

Als Yuanschikai die seidene Schnur ins Haus bekam — derart forderte bis gestern die Mandschuregierung einen auf, sich zu erhängen — durchschnitt er sie lachend mit dem Schwerte. Aber die Sensation dieses Protestes, der im Durchschneiden liegt, verblaßt: weil Yuanschikai eine treue Armee hinter sich wußte, als er den kaiserlichen Imperativ verhöhnte; und die Verallgemeinerung dieses Falles war erst nach sehr vielen Monaten möglich.

Sehen wir auch von dem immerhin unbedeutenden Zopfabschneiden ab; aber eine zweite symbolische Aktion zeitigte das allerjüngste China: die Republikaner haben den Gott Ku-An-Ti abgesetzt; nur, weil er als Schutzpatron der zu vertreibenden Mandschudynastie angesehen ist.

Auch das war verfrüht; weil es kein Bedürfnis erforderte. Denn das grotesk-verzerrte Gottgesicht wirkte suggestiv auf das Landvolk, dem einen neuen Gott von solcher Kraft die Republikaner nicht geben können. Die Gebete um eine gute Reisernte nahm das Ohr des Himmels entgegen; und dieser zertrümmerte Götze wird wieder erstehen, wenn die nächste Ernte schlecht ausfallen sollte. Da wird ihm die kompakte Masse der Bauern wieder fordern: und hierin liegt die große Gefahr einer baldigen reaktionären Strömung, welche die von ihrem Fanatismus verblendeten Republikaner selbst heraufbeschwören werden.

Inzwischen verzögert die nach mandschu-rechts und republikanisch-links beständig pendelnde Gesinnung Yuanschikais jeden weiteren Schritt ins Klare; d. h. vorerst das Edikt der dynastischen Abdankung. Der kleine, fette Yuanschikai ist ein eitler Mann; im Grunde nur auf sich selbst bedacht. Dies wissend, ernannte ihn die schlaue Kaiserin-Witwe, sobald sein Gleichgewicht sich nur etwas nach links neigte, rasch zum Marquis. (Eine höchste Auszeichnung: denn abgesehen von den Deszendenten des Konfucius, sind nur die drei Niederwerfer des Taiping-Aufstandes bisher in Groß-China geadelt worden.) Und Yuanschikai, der sehr wohl die Präsidentschaft anstrebt, unterstützt, da er nun Marquis geworden, wieder die Kaiserlichen auf einige Zeit. Von den Republikanern ist ihm keiner gefährlich; auch nicht der Doktor Sunjatsen, ein scharfer Analytiker ohne jede geringste militärische Erfahrung. Die besitzt im hohen Maße der Generalissimus, der einzige Reformator des Heeres: derart kann Yuanschikai jeder nichtpapiernen Aktion erfolgreich entgegentreten. Solange er nicht die vollste Gewißheit hat, daß die Nationalversammlung ihn zum Präsidenten erwählen wird, läßt er die republikanische Bewegung schwanken; obgleich er sie mit einem Stoß in das richtige Fahrwasser bringen könnte: und bleibt der Diktator in dieser absolutistischen Monarchie. Ihm ist es wenig um das Wohl seines Vaterlandes zu tun; sein gefährliches Spiel übt nur einen Druck auf alle Parteien: welchen schließlich nichts anderes übrig bleiben wird, als ihn so anzuerkennen, wie er anerkannt sein will. —

Inzwischen ist Europa die Geduld ausgegangen: diese unentschiedene Wellenbewegung bedeutet eine Schädigung seines Handels, dessen normales Niveau auf das Zweidrittel gesunken ist und täglich tiefer sinkt. Die indirekte Beschleunigung der chinesischen Aktion betreibt Europa nicht durch Eingreifen, sondern nach altenglischem Muster durch die Zerfetzung des Reiches.

Rußland verhalf mit wenig Geld und wenig Mühe der Mongolei zur Selbständigkeit: das ist der erste große Riß am Leibe Chinas. Rußland macht das ja nicht umsonst: denn der Mann, der jetzt Geghen heißt und früher einmal Cheptsun Dampa Chutuktu hieß, welcher der Mann ist, der jetzt in der Mongolei zu regieren hat, wird sich bewegen und benehmen, wie es Rußland von ihm will. Da erinnern wir uns noch an eine hübsche Tatsache: vor vielleicht zwei Jahren schon wollte der treffliche General Popoff die Mongolei ganz einfach besetzen, ohne jede weitere Erklärung; heute besitzt sie Rußland ohne jede weitere Besetzung.

Währenddessen, um den eigenen Magen zu füllen, und um die Möglichkeit einer gelben Invasion zu vernichten, hetzen die vereinten Briten und Japaner das südliche auf das nördliche China; wieder nach altenglischem Muster, das ein Fetterwerden ohne Selbstgefährdung ermöglicht; nur, indem man zwei Parteien (vor ein paar Jahren waren es Rußland und Japan) aneinanderprallen läßt, sie derart schwächt und sich derart stärkt.

Die Republik, deren Proklamation man ohne jeden Zweifel in nicht mehr ferner Zeit hören kann, wird nicht halb so groß sein als das ehemalige Reich. Und das Parlament dieser Republik wird aus Holzpuppen bestehen, aus gefügigen Marionetten, die hübsch schweigen werden und deren Drähte Yuanschikai in Händen haben wird. Denn bis dieser spekulierende Chinese sich nicht ein solches Parlament gesichert haben wird, läßt er es nicht zur Verkündigung des Abdankungsediktes kommen. Die Kaiserin-Witwe, die schon seit langem zur gänzlichen Meinungslosigkeit gelangt ist, wartet nur, bis Yuanschikai diese Bekanntmachung erlauben wird (während die anderen kleineren Prinzen überhaupt nicht in Frage kommen; vielmehr Strohmänner sind zur Deckung der kaiserlichen Unschlüssigkeit.)

Deswegen ist es im Grunde gleichgültig, ob China sich Republik nennt oder Monarchie: regiert von Yuanschikai wird es immer eine Monarchie sein, solange dieser lebt. Und eine Republik, die mehr als nominell ist, wird es auch nach dessen Tode nicht werden können: dazu fehlt dem Volke jede Reife.

Was momentan nicht nur von den anderen Staaten, sondern in erster Linie vom verwirrten Kleinbürger- und Bauerntum ersehnt wird, ist irgendein Friede. Wann aber alle inneren Brände in diesem unglücklichen Lande verlöscht sein werden, läßt sich nicht voraussagen; denn Yuanschikai fährt mit seiner Politik der Passivität schlau und gut: er macht beständig Konzessionen an die Westmächte und kokettiert mit ihnen, indem er schweigt. Es ist möglich, daß er sich durch dieses Nicht-entschließen-wollen noch festfängt im Spinngewebe seiner vielseitigen Kompromisse; aber es ist wahrscheinlich, daß er eine Deckung verbirgt, wenn ihm sein verwegener Plan, alle: die Mandschus, die Republikaner und besonders auch den Westen zu befriedigen, mißlingen sollte.

In memoriam Herman Bang

Von C. F. W. BEHL

Irgendwo auf einer kleinen, unbekannten Bahnstation in den Vereinigten Staaten hat er diese Erde verlassen, ganz plötzlich, jäh, wie in heimlicher Flucht . . . Und mitten in der fernen, fremden Welt, weit fort von Bangsbö, das sein eigener Wunsch zur letzten Ruhe sich erkor.

Noch waren gerade in bunt wechselnder Hast neue Impressionen der eben begonnenen Weltfahrt an ihm vorübergehuscht . . . da kam schrill und überstürzt das Ende . . .

*

Vor mir liegt eine Photographie Herman Bangs . . . aus S. Fischers Jubiläumsbuch . . . eine der letzten wird es sein. Über dem seltsam wachen, vom nervösen Nachschwingen der subtilsten Regungen dieser Welt gezeichneten Gesicht liegt ein Schein von Verwitterung . . . wie ein Wetterleuchten dieses jähen Schlusses. Und aus dem Tode steigt wie in letzter, abgeschlossener Gestaltung nun das Dasein Herman Bangs auf. Erinnerungen an das Eindrucksvollste und Stärkste aus seinem Schaffen werden wach.

*

Bang war keine naive, unbewußt gestaltende Schöpfernatur. Allzu genau und ängstlich hat er sein eigenes Schaffen betrachtet, zergliedert, zerpflückt. Immer ist er neben sich selbst gewissermaßen einhergegangen . . . wie ein Arzt, der das eigene Fieber beobachtet und analysiert.

So findet man gerade in dem, was Bang mit der feinfühligen Sicherheit des Dekadents über sich und seine Gestaltungen gesagt hat, den Grundzug seiner dichterischen Persönlichkeit.

In dem Vorwort zu seinem Roman „Tine", darin des Dichters Kindheitseindrücke sich zu Bildern von dumpf verdämmernder Tragik verdichtet haben, klingt das Leitmotiv all seines Schaffens in den Worten auf:

„Mein Geschlecht schrieb in mir wohl viel, sehr
viel in meiner Jugend.
Aber auch du, Mutter, schriebst das Deinige."

Eine müde, mit fernsten Erinnerungen beladene Kunst, die aber durch eine geniale Bildhaftigkeit und eine reiche, unend-

lich feine Stilistik Schöpfungen wie den vom ersten bis zum letzten Worte gewaltigen Roman „Michael" und wie die an das Letzte und Tiefste der Menschenseele rührenden „Hoffnungslosen Geschlechter" hervorbringen konnte.

— „Lebend" zu machen, das ist das schwere — und sicher oft mißlungene Bestreben.

Aber das Leben ist ja Bewegung und Mannigfaltigkeit — so bekennt der Dichter wiederum im Vorwort zur „Tine".

„Bewegung und Mannigfaltigkeit" sind das Größte an seinem „Michael". Es sind unauslöschliche Eindrücke, wenn beispielshalber Bang eine Gesellschaft beim Meister Claude Zauret malt — ganz impressionistisch, mit kurz hingeworfenen Farbenflecken, aus denen doch die letzten und feinsten Schattierungen herausspringen . . . oder wenn er des jungen Michael Liebestaumel vor uns ausglühen läßt wie ein wildes Feuerwerk, dessen Flammen immer wieder einander überstürzen.

Hier in der ungestüm packenden, einander jagenden Bildfolge liegt die eine Seite von Bangs Meisterschaft.

Die andere aber ist die seltene Fähigkeit, „ferne und schnelle Lichter im Halbdunkel des Seelenlebens zu entzünden". Unvergeßlich bleibt jene Szene in den „Hoffnungslosen Geschlechtern", da in dem Zimmer eines Frankfurter Hotels des alten Hög langverhaltener Wahnsinn ausbricht und zum Ende führt — eine Szene, erfüllt von groteskem Grausen, spielend auf der schattenhaften Grenze zwischen Tod und Leben.

Dieser Dichter, begabt mit dem Hellsehen und der Feinhörigkeit seines alten Geschlechtes, kann ganz tief niedertauchen zu den verborgensten Vorgängen in der menschlichen Psyche. Für ihn gelten Hugo von Hofmannsthals erkennende Zeilen vom poète maudit:

„Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
Kann ich nicht abtun von meinen Lidern
Noch weghalten von der erschrockenen Seele
Stummes Niederfallen ferner Sterne."

*

Herman Bang war kein ursprünglich, in großen Würfen Schaffender. Bewußt und unermüdlich hat er gerungen nach der letzten Vollendung. Ein wenig bekanntes Skizzenbuch „Aus meiner Mappe" legt davon Zeugnis ab. Gleich Maupassant, der durch zehnjährige entsagungsvolle Übungen seine Meisterschaft sich erwarb, hat auch Bang wirklich gearbeitet und, wie er im Vorwort zu einem kleinen dreiseitigen Prosafragment, das ihn 27 Stunden gekostet hat, sich der kritischen Anstrengung unterworfen, das „eine" Wort zu suchen, und

versucht, den Satz um den Stahlleisten der Stimmung zu formen.

Hier liegt das Bekenntnis des geborenen Prosakünstlers, hier finden wir die Wurzeln des unvergleichlichen Stilisten, dessen Werke einen seltenen Zusammenklang von Form und Inhalt offenbaren.

*

Herman Bang gab Milieukunst im edelsten Sinne. Aus dem Milieu sprangen die Seelen seiner Menschen heraus. In seinem stillsten, von feinstem lyrischen Schmelz überhauchten Buche „Das weiße Haus" findet diese Kunst ihre höchste Vollendung. Aus dem meisterhaft gezeichneten Milieu des weißen Hauses heraus vernimmt man das angstvolle Flügelschlagen einer gefangenen Frauenseele, durch die Sehnsucht und das Entsagenmüssen in stummem ewigem Reigen dahinhuschen . . . Und zu innerst getroffen fühlt man, daß nur das nahe oder ferne Dazwischentreten des Todes diesen Reigen je enden kann.

*

Ein mehr von der Vergangenheit als von der Gegenwart reiches Leben ist jäh mitten in der fernen, fremden Welt erloschen . . auf irgendeiner kleinen, unbekannten Station eines Landes, das vergangenheitslos den Rhythmus der Gegenwart regiert.

Der Eidbruch des Ministers

Den Konservativen ist nach ihren Versicherungen der persönliche Willen des Monarchen das heiligste Gesetz . . .

Im vergangenen Jahre reiste der Kaiser nach England. Ihm zu Ehren veranstaltete auch der Kriegsminister Haldane ein Fest in seinem Hause. Unter den Gästen fiel besonders der englische Sozialistenführer Macdonald auf. Ein süddeutsches Blatt wußte seinen Lesern von der gewiß harmlosen Tatsache Kenntnis zu geben, daß der Kaiser eine längere Unterhaltung mit Macdonald geführt hatte.

Wutgeheul in der konservativen Presse. Ein unbegreifliches Versehen des englischen Ministers, den Sozialistenführer in die Nähe des deutschen Kaisers zu bringen.

Liberale und sozialdemokratische Zeitungen stellten nach englischen Angaben fest, daß Macdonald auf Anregung deutscher Ämter nach längeren Verhandlungen eingeladen worden und erschienen war.

Das schlägt bei den Konservativen dem Faß den Boden aus. Von dem Reichskanzler fordern sie Rechenschaft; Herr v. Bethmann-Hollweg beeilt sich, in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" feierlich erklären zu lassen, daß der Kaiser von der Anwesenheit des Sozialistenführers nichts geahnt habe. Wahrheitswidrig und blödsinnig.

Ein hervorragender Parlamentarier der Rechten, natürlich ein englischer, sprach ein Wort der Kritik, das die ganze Verachtung dieses Tuns erschöpfte: negerhaft.

Hätte der englische Konservative statt negerhaft „preußisch" gesagt, wäre seine Charakterisierung unseres Mandarinentums und seiner junkerlichen Herren noch treffender gewesen.

Der persönliche Wille des Königs ist nach der konservativen Theorie heilig, aber wehe, wenn der Monarch den Willen hat, einen Sozialistenführer im Hause des englischen Kriegsministers zu sprechen. Das erlauben die preußischen Junker nicht, denn schließlich könnte bei den Bürgersleuten durch derartige Affären die künstlich großgezogene Angst vor den Sozialdemokraten schwinden. Am Ende fänden sich gar Liberale und Sozialdemokraten zusammen, um mit dem politischen Paschatum der Feudalherren aufzuräumen.

Immer das gleiche Spiel. Als „Eidbrecher", „Lügner" und „Heuchler" beschimpft der preußische Minister v. Dallwitz im preußischen Landtage die Beamten, die als Reichstagswähler bei der Haupt- oder Stichwahl ihre Stimme für einen Sozialdemokraten abzugeben für ihre Pflicht hielten. Daß preußische Minister den Sauherdenton kultivieren, ist keine Seltenheit; Herr v. Dallwitz fällt deshalb nicht besonders auf. Von Interesse sind seine Schmähungen gegen eine sicher nicht kleine Zahl von Beamten aus anderen Gründen.

Bis zur Bewußtlosigkeit schrien die Konservativen und Klerikalen seit Wochen, daß kein Beamter einen Sozialdemokraten wählen darf, ohne seinen Diensteid zu brechen. Herr v. Dallwitz wiederholt das Sprüchlein vom Bruch des Treueides durch Abgabe eines sozialdemokratischen Stimmzettels. Warum Bruch des Treueides? Der Diensteid der Beamten enthält folgende Stelle: „Sie schwören zu Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, daß sie S. M. dem Könige treu und gehorsam sein und die Verfassung gewissenhaft beobachten wollen." Schon die eidliche Versicherung, die Verfassung zu beobachten, beweist, daß der Diensteid nicht der Person des Königs, sondern dem König als Repräsentanten des Staates gilt. Der Beamte ist nicht Diener des Monarchen, sondern Staatsbürger, der dem Staate dient. Sein Eid auf die Verfassung verpflichtet ihn aber

auch ganz ausdrücklich, als Wähler, seine Entscheidung nach bestem Wissen und Gewissen zum Wohle des Staates zu treffen. Wählt er gegen seine Überzeugung, dann nur wäre er ehrlos.

Im Jahre 1899 wurde vom preußischen Landtag die Kanalvorlage abgelehnt. Der preußische König hatte seinen persönlichen Willen für die Ausführung des Kanals wiederholt in feierlicher Weise bekundet. 20 Landräte und 2 Regierungspräsidenten, die im Abgeordnetenhause gegen den Entwurf gestimmt hatten, wurden unter Verleihung von Wartegeld in den Ruhestand versetzt. In einem Erlaß wurde ihnen gesagt, daß sie „als Beamte die Träger der Politik der Regierung Seiner Majestät sind und den Standpunkt derselben wirksam zu vertreten haben, unter keinen Umständen aber auf Grund ihrer persönlichen Meinungen die Aktion der Regierung zu erschweren Berechtigung hatten". Unter den auf Wartegeld gesetzten Landräten war auch der damalige Abgeordnete v. Dallwitz, der inzwischen auf einen preußischen Ministersessel hinaufgefallen ist. Zu seiner und seiner Freunde Verteidigung schrieb damals das führende konservative Blatt: „Die Ablehnung der Kanalvorlage läuft den Wünschen Seiner Majestät und den Überzeugungen seiner Regierung zuwider. Das ist bedauerlich, aber in jedem konstitutionellen Staate möglich. Wenn derartige Fälle an sich unmöglich wären, so hätte man füglich darauf verzichten können, eine Verfassung zu fordern."

Herr v. Dallwitz vertrat damals konsequent seinen Standpunkt auf Unabhängigkeit seiner politischen Überzeugung. Für den Beamten als Wähler hat dieser Anspruch zweifellos noch mehr Geltung als für den Beamten als Abgeordneten. Ist Herr v. Dallwitz heute der Meinung, daß der Beamte in Ausübung seiner Staatsbürgerrechte durch seinen Diensteid gebunden sei, sich dem jeweiligen Willen des Königs oder seiner Regierung zu fügen, dann besinne er sich zunächst gefälligst auf den eigenen „Eidbruch".

Krites

TSCHUDI-GEDÄCHTNIS-STIFTUNG

Was die Freunde Tschudis so benannten und was sie mit vieler Mühe unter diesem Namen zusammenbrachten, das besteht, kann aber bis auf weiteres nur im Keller der alten Pinakothek gezeigt werden. Genau wie damals in Berlin, wo man die van Goghs auch nur in den unteren Verließen der Nationalgalerie privatim sehen konnte. In Berlin entschied so die Krone, in München will es so die Krone der Künstlerschaft, und das ist ein ernsterer Fall.

Den Freunden Tschudis gelang es, auf privatem Wege und ohne einen Pfennig Staatsgelder in Anspruch zu nehmen, etwa vierzig Bilder von (bis auf Hodler) nur französischen Malern zu erwerben, teils durch Kauf, teils durch Schenkung. Es sind darunter: 3 Manets (Frühstück im Atelier, zwei Landschaften), 3 van Goghs (das große Selbstporträt, die Sonnenblumen, eine Regenlandschaft) 2 Renoirs (Damenbildnis und Markusplatz aus den 70er Jahren), 2 Daumiers (das Drama und eine Don Quichotestudie), 3 Courbets, 3 Cézannes (Selbstporträt, Bahndurchstich, Stilleben), 2 Toulouse-Lautrecs, 1 Monet, 1 Gauguin (weiblicher Akt aus Tahiti); ferner Bilder von Cross, Signac, Denis, Rhysselberge, Bonnard, Matisse, Guérin u. a. Ferner eine große Studie von Delacroix und Plastiken von Rodin und Majoll. Diese Bilder wurden in einem Saale der Pinakothek schön aufgehängt und aufgestellt und warteten auf die staatliche Konzession, die sie als Tschudi-Gedächtnis-Stiftung in das Eigentum des Staates übernehmen sollte unter der Bedingung, die Sammlung anzunehmen wie sie ist und ungeteilt der allgemeinen Besichtigung zugänglich zu erhalten. Das war alles recht schön. Man dachte sich, der bayrische Staat könne sich freuen, ein Geschenk zu erhalten, das annähernd einen Wert von zwei Millionen repräsentiert, ein Geschenk, mit dem er einen vortrefflichen Anfang zu einer modernen Galerie machen kann. (Die neue Pinakothek gehört dem königlichen Hause, das sie gern dem Staate verkauft hätte: Tschudi kam gerade zur rechten Zeit, um diese Transaktion zu verhindern, denn die zehn brauchbaren Bilder der neuen Pinakothek sind die verlangten Millionen nicht wert, in welche die andern hundert und soviel Schinken eingewickelt wurden.)

Es wäre aber sehr schön gewesen.

Aber man hatte ganz die unverantwortlichen Machthaber der Münchner Kunst vergessen. „Ja, was wär denn jetzt dös!“ kam es von dorther, und die Kunde vom Einbruch der französischen Maler schreckte die Ateliers am Platze auf. Ich beherrsche den Geschäftsjargon nicht genug, in dem das Folgende geschrieben sein müßte, um den Sachverhalt genau wiederzugeben. Kurz und gut: die Münchner Malerei fürchtet sich in ihrem Export bedroht, wenn in ihrer Stadt französische Maler zu solcher Ehrung kommen. Es gibt einen Münchner Malartikel, z. B. die Porträts des Ritters Kaulbach und die Schilder der Herren von der Scholle. Da rührt man sich gewaltig. München ist ihr einziges Absatzgebiet; ein paar 100 000 Fremde gibts alle Jahre hier, die nichts andres sehen, nichts andres kaufen dürfen, als Fabrikate der Scholle, Fritz Erler & Cie. Man weiß es ja im Reiche nicht, wie in dieser Stadt ohne Industrie und ohne eigenes Leben alles Hand in Hand arbeitet — Zeitungen, Künstler, Hotels, Theater, Fremdenver-

kehrsverein — um das „spezifisch Münchnerische" und Kundenartikel in Kurs zu bringen, wie sich alle, die was zu verkaufen haben, darum bemühen, für ihre Ware den Musterschutz „Münchnerisch" zu bekommen, wie sich hier die sterilste Impotenz Macht und Bedeutung erschwindelt mit Gegenseitigkeit und unter der gemeinsamen Devise „Münchnerisch". Schon den kleinen Gebirgsdörfern bekommt es auf die Dauer schlecht, wenn sie sich auf die Fremden als ihre einzige wirtschaftliche Einnahmequelle etablieren. In großen Gemeinwesen wie München führt es zu einer Fälschung aller wirklichen Werte des Lebens und zu ärgstem Schwindel mit Surrogaten. Schon fängt die Münchner Gemütlichkeit an, sich einem verehrlichen Fremdenpublikum als echte Münchner Gemütlichkeit vorzustellen. Sie ist soviel wert wie der „biedere Älpler" von Schliersee und der „treuherzige Gebirgsbewohner" von Garmisch.

Also es gelang den großen Münchner Malern mit heftigem Protzen bei Bier und Weißwürsten, daß jene Bilder in den Keller kamen. Vorläufig. Denn das letzte Wort spricht der Regent. Warum, das weiß man nicht, denn es wurde die Stiftung dem Staate und nicht dem Hause Wittelsbach geschenkt. Oder man weiß es doch. Wenn man sich in Bayern in etwas nicht einigen kann, öffentlich und vor allen Dingen, so stellt man es auf den Regenten ab, d. h. die streitenden Parteien beginnen ein heimliches Wettrennen um den Einfluß auf den alten Herrn der rechts hört und links hört und, menschlich ganz verständlich, „im Sinne meiner lieben Kunststadt" entscheidet.

Wenn nicht ein Wunder passiert, ist zu fürchten, daß dem Prinzregenten der Ritter Kaulbach lieber ist als der Manet und der Daumier zusammen. Und wir werden eine Rundfrage erlassen: Wer will einige Meisterwerke der Malerei und vier Plastiken von Rodin und Majoll geschenkt erhalten?

BONNIE

ES DENKT

„Der Schnee macht die Welt farbig durch den Kontrast." — Dieser Gedanke ist plötzlich da, während ich durchs Fenster eines Stadtbahnzuges auf den Gleisdamm blicke. Er wird anscheinend hervorgerufen durch den Anblick der braunschwarzen und grauen Flecken, welche die weisse Schneedecke an manchen Stellen durchbrechen.

Absolut genommen ist die Behauptung freilich unsinnig. Wenn ein grosser Teil der sonst farbigen Erdoberfläche weiss ist, dann sehen wir statt einer Unzahl Farben nur einige Reste. Subjektiv aber hat sie insofern einen gewissen Sinn, als unser Auge durch das ununterbrochene Farbenschauspiel ermüdet, zwar Wechsel und Kontrast noch deutlich empfindet, aber gegen die T a t s a c h e der Farbigkeit indifferent geworden ist. Wird ihm durch ausgebreitete Flächen von Weiss die Farbenempfindung streckenweise entzogen, dann wird es in jedem dunklen Gegenstand den Wert der Farbe an sich und abgesehen von seiner qualitativen Modifikation von neuem erleben müssen. Die Farbigkeit der Welt wächst dadurch,

im Sinne der Intensität der Farbe. Indem wir nicht nur Graugrün von Rotbraun, sondern auch Farbig überhaupt von Weiss zu unterscheiden gezwungen sind, erhält die Farbe einen Zuwachs an Existenzkraft. Sie erscheint nicht mehr selbstverständlich, sondern etwas Charakteristisches und Bedingtes.

Doch kommt es hier weder auf eine ästhetische Konstatierung, noch auf eine optische Erklärung an. Ein Wort über die F o r m des Satzes.

Es ist das Kennzeichen guter Sätze, dass sie, abgesehen von ihrem Inhalt, einen Wert besitzen. Der n o t w e n d i g e Satz besitzt eine präexistente Form. Bevor man die Grenzen des Urteils oder des Gedankens, den man äussern will, erkennt, weiss man, wie lang der Satz sein wird, in dem er sich ausdrückt, wie eine Reliefarbeit in weichem Ton. Man hat ein ungefähres Gefühl von der Zahl der Worte, die er enthalten muss, und besitzt die distinkteste Vorstellung von dem Takt ihrer Aufeinanderfolge und dem R h y t h m u s des Ganzen. Ob es sich gleichmässig entwickeln wird, oder ob an der entscheidenden Stelle eine Zäsur erscheinen wird, ist nicht zweifelhaft. In manchen Fällen weiss man genau voraus, ob das Endwort stumpf oder klingend ausgehen wird.

In solchen Elementen verbindet sich dasjenige, was begrifflich überhaupt nicht oder nur sehr umständlich gesagt werden kann, mit dem Material der Sprache.

Aber nicht jeder Satz enthält diese Elemente. Vielmehr gehören sei einer Kategorie von Sätzen an, die ich die formulierenden nenne. Formel heisse ich den Satz, der sofort mit der unerschütterlichen Bestimmtheit des sprachlichen Ausdrucks ins Bewusstsein tritt. In seiner Wortstellung und Wortwahl kann nicht das geringste geändert werden, ohne dass er seinen Sinn wechselt oder ganz verliert. In der Formel ist Form und Inhalt absolut eins. Darin gleicht sie dem Kunstwerk.

Es ist bezeichnend, dass derjenige, welchem eine Formel in den Schoss fällt, oft daran korrigieren will. Er sieht die Notwendigkeit der Aeusserung nicht sofort ein. Andrerseits ist es möglich, dass sich die präexistente Form nicht gleich auf das erste Mal mit Worten richtig anfüllt. Dann treibt eine gebieterische Ahnung zu immer neuen Korrekturen, bis die Formel so ist, wie sie sein muss. Ohne Zweifel gehen viele Formulierungen durch Unachtsamkeit verloren, d. h. sie gelangen nicht zu ungehemmter Entfaltung.

„Der Schnee macht die Welt durch den Kontrast farbig." Der Satz rückt unruhig und ohne Gliederung weiter. Die Ungewohntheit des Gedankens ist abgeschwächt dadurch, dass die Erklärung („durch den Kontrast") vor das letzte und entscheidende Wort gestellt ist.

„Durch den Kontrast macht der Schnee die Welt farbig." Der Satz hat keine Spannung. Das Erklärende steht wieder dem zu Erklärenden voran. Der Anfang ist rhythmisch schwankend, das Ende verklingend. Eine Zäsur ist nicht vorhanden.

„Der Schnee macht die Welt farbig" — soweit ist der Satz eine blosse Konstatierung und von der äussersten grammatikalischen Reinheit. Der Inhalt scheint auf den ersten Blick widersprechend, man will seine Wahrheit leugnen — da folgt die Erklärung: „durch den Kontrast". Zwischen Behauptung und Begründung ein Atemholen, eine kleine Spannung. Dann

löst sichs fest und bestimmt.

Mag dieser Satz auch nur relativ richtig sein — er ist genau das, was ich in diesem Augenblick nicht nur denke, sondern auch fühle. Er spiegelt meine eigene Ueberraschung wider. Der Seelenzustand, der ihn erzeugte, hat in ihm ein gewisses Ende erreicht. Er beruhigt sich gleichsam in der Formel, die seinem Dasein entspricht. In jeder Formulierung kommt das Leben einen Augenblick zum Stillstand.

Vielleicht ist für einen unendlich grösseren Komplex von Wahrnehmungen das poetische Kunstwerk dasselbe, was die Formel ist für eine vorüberhuschende Sensation. ALFRED ALBIN

DEKORATIV

Bei einem musikalischen, literarischen und bei jedem andern Kunstwerk empfinden wir einige Teile desselben als Dekoration; denn dekorativ ist alles, was keine Notwendigkeit hat, da zu sein.

Es ist dies aber etwas sehr Seltsames: je mehr das Dekorative mit der eigentlichen Substanz des Werkes verbunden ist oder vermengt: um so deutlicher fühlen wir es als solches heraus; und nicht etwa umgekehrt.

Steht dagegen eine Dekoration abseits vom eigentlichen Stoff, also als Dekoration in ihrem natürlichen Sinne, so gewinnen wir leichter einen harmonischen Eindruck der Gesamtheit: denn bei genauerem Betrachten schaltet sich von selbst das Dekorative aus; und wirft lediglich eine Nuancewirkung auf die Klangfarbe und auf die Dynamik des Grundakkords.

Dieser wieder verliert, je tiefer man sich versenkt, um so mehr seine dargestellte Inkarnation: Das Dekorative ist das Konkrete eines Werkes, während seine eigentliche Substanz nur mehr die Agitation des Stoffes, die Rhythmik selbst ist; seine abstrakte Aktivität; die Sensation seiner sichtbaren Extramundanität —: die entmaterialisierte Materie ist. —

T.

Wir bitten, Mitteilungen und Beiträge nur:
An die Redaktion, Berlin W. 10, Victoriastrasse 5, zu adressieren.
Bei umfangreicheren Zusendungen ist vorherige Anfrage notwendig.
Sprechstunde: An Werktagen, mit Ausnahme des Montags, 1—3 Uhr,
Berlin W., Victoriastrasse 5.

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Damm, Berlin-Wilmersdorf.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Die Zukunft des Islam

Von M. URVILLE

Die politische Umwälzung in der Türkei vom Jahre 1908, die panislamitische Bewegung in Aegypten und der starke Widerstand der Araber gegen Italien haben das Schlagwort vom „Erwachen des Islams" geprägt. Ueberblickt man jedoch die Fülle der einzelnen Erscheinungen in der islamitischen Welt, wie sie sich schon seit etwa fünfzehn Jahren dem Auge des Beobachters darbieten, so kann man nicht von einem Erwachen des Islam sprechen, sondern von einer Regeneration, die Schritt für Schritt vor sich geht und alle Merkmale der langsamen aber stetigen Entwicklung aufweist. Wir haben es hier also nicht mit einer spontan eingetretenen Erscheinung zu tun, etwa mit einem Strohfeuer oder einer konvulsivischen Zuckung des „kranken Mannes", sondern mit einer tiefschürfenden Bewegung des ganzen Islam, die alle zweihundertundfünfzig Millionen Bekenner Mohammeds umfasst. Wie weit diese Regeneration greift, zeigt ein Blick über die islamitische Presse. Im Jahre 1825 betrug die Zahl der mohammedanischen Zeitungen und Zeitschriften kaum zweihundert, die in türkischer oder arabischer Sprache geschrieben waren. Um das Ende des vergangenen Jahrhunderts hatte sich diese Zahl verdoppelt, im Jahre 1907 betrug sie fünfhundert und Ende 1910 rund siebenhundertundfünfzig. Am charakteristischsten ist jedoch die Verbreitung der muselmännischen Presse. Die engere Türkei weist 300 Zeitungen und Zeitschriften auf; Aegypten allein 120. In Russland kommen bei den Tataren der Krim und Orenburgs, ferner im Kaukasus zwölf islamitische Zeitungen heraus, von denen eine, „Ischik" (Licht), von einer Frau redigiert wird. Das englische Indien zählt mehr als 200 islamitische Zeitungen, die in der Ordusprache geschrieben sind, einem islamitischen hindustanischen Dialekt. Die dreizehn mohammedanischen Zeitungen des holländischen Indiens sind in der malaischen Sprache gedruckt. Syrien und Persien weisen fünfzehn und Algerien und Tunis etwa zwanzig islamitische Zeitungen auf.

Die Tendenz fast aller dieser Blätter, die durch das gemeinschaftliche Band des Koran zusammengehalten werden und derart als ein grosser Faktor betrachtet werden müssen, ist liberal, dem Fortschritt zugeneigt, dabei bemüht, den lokalen geographischen wie politisch gegebenen Verhältnissen gerecht zu werden.

Nachhaltiger noch, als durch die Presse, wird die Regeneration des Islam durch die Reformierung der mohammedanischen Schulen betrieben. Vorschrift in der Türkei war es, dass jeder Moschee, das heisst, jeder religiösen Gemeinde eine Schule für das Studium des Koran angegliedert sein sollte, eine sogenannte „Medersch". Diese Vorschrift war bis vor etwa zwanzig Jahren Papier geblieben. Seit 1890 aber mehrten sich diese Medersch, und was noch schwerer ins Gewicht fällt, sie nehmen modernere Formen an. Dieser langsame Umschwung zeigte sich besonders im nordafrikanischen Islam. In Marokko gibt es jetzt vier solcher Medersch, deren grösste, El Karauine, allerdings schon im Jahre 895 begründet wurde. Heute zählt sie 4100 Studenten, die sich aus Algerien, dem Sudan und dem Senegal rekrutieren. Gelehrt wird auf dieser Schule die Grammatik, die Rhetorik, die Arithmetik und der Koran. In anderen Moscheeschulen Marokkos lehrt man Chemie, Medizin, Musik und Geometrie, während man das traditionelle Studium der Astronomie, das im Berberland in so hoher Blüte gestanden hatte, vernachlässigt.

In Algerien wurden die Medersch durch einen Erlass der französischen Regierung vom Jahre 1895 völlig reorganisiert. In den Schulen von Alger, Tlemzen und Constantine wird das Arabische und das Französische eifrig betrieben. Tunis zählt zwei solcher öffentlichen Schulen, die „Djama Eggituna" in Tunis selber mit etwa 1000 Studierenden, die 22 Medersch umfasst und an der 112 Professoren in vier Fakultäten dozieren, und dann die kleinere Medersch in Kairuan. Schliesslich wäre noch eine Art von Hochschule zu erwähnen, die Khaldunia, in welcher den nur islamitischen Hörern Vorlesungen über Wissenschaft und Literatur geboten werden.

Es ist übrigens für die Regeneration, wie auch für die Unrichtigkeit der Behauptung, dass der Koran jeden Fortschritt verbiete, bezeichnend, dass in Tunis eine islamitische Mädchenschule gegründet wurde, die sich grosser Beliebtheit und starker Frequenz erfreut.

Aegypten weist eine noch stärkere Regeneration auf. Die Hauptschule dieses türkischen Vasallenstaates war El-Hazar, die im Jahre 970 begründet worden war und unter der Herrschaft der Fatimiden grossen Ruhmes genoss. Seither verfiel sie, wurde aber im Jahre 1860 durch den Scheik Mahdi el Abbas reorganisiert und zu einer richtigen Universität geschaffen, die 250 Professoren und etwa 11 000 Schüler zählte. Doch erstreckte sich der Unterricht zunächst nur auf den Koran. Nachdem jedoch der Scheik Mohammed Abdu, der Grossmufti von Kairo, Rektor der Universität im Jahre 1900 geworden war, wurde

der mehr mittelalterliche Betrieb von El-Hazar durch modernen Unterricht ersetzt und neben dem Koran auch Geschichte, Naturlehre, Mathematik und Philosophie betrieben. Mustafa Pascha Kamel verwandelte schliesslich im Jahre 1908 diese Schule zur Universität, die vier Fakultäten und eine weibliche Abteilung umfasst.

In der eigentlichen Türkei ist den Leitern der Medersch, den Softas, die moderne Wissenschaft, speziell die Geschichte, zum Teil noch fremd. Doch ist auch hier ein Fortschritt zu verzeichnen, der angesichts der Tatsache, dass die Zahl der Schüler oder „Medresseh" über eine halbe Million beträgt, nicht zu gering geschätzt werden darf.

Am tiefgehendsten erweist sich die Regeneration des Islam in zwei Gebieten, der M o r a l und der S i t t e n.

Wie einer der besten Islamkenner, B o n e t - M a u r y , mit Recht betont, ist die islamitische Morallehre einer überraschend grossen Anpassungsfähigkeit an das Milieu und an die Epochen der Kulturgeschichte fähig. Daraus auch erklärt sich die grosse Kraft der Propaganda, die dem Islam bei der Eroberung der verschiedensten Länder eigen war.

So sehen wir, dass in Indien unter der Herrschaft Mongol Akbars eine Verschmelzung des Islam mit dem Mazdĕismus und Brahmanismus stattfand, die mit dem Namen Tauhidi-Ilahi bezeichnet wurde. Nach Bonet-Maury wurde durch diesen Synkretismus die Moral des Koran bedeutend erweitert und ihr der Ahnenkultus und die Menschlichkeit gegenüber Mohammedanern, Nichtmohammedanern und Tieren beigefügt, zwei dem Brahmanismus und dem Parsikult entnommene Gebote. Eine weitere Verschmelzung ist der Brahmo-Somaj, der den Kultus der Veda, den Judaismus und das Christentum umfasst und ebenfalls die islamitische Moral auf eine höhere Stufe hob. Desgleichen bedeutet die Bewegung des Ahmadyia der indischen Muselmänner einen Schritt nach vorwärts, da diese Bekenner des Propheten der Propaganda durch das Schwert entsagt haben und nur noch eine solche durch friedliche Mittel anerkennen.

Die nachhaltigste Beeinflussung erfuhr die dogmatische Koranmoral jedoch durch den Behaïsmus. Die Behaisten erklären, im Gegensatz zu den Altgläubigen, alle Menschen für gleichwertig, welcher Rasse oder Nationalität sie auch angehören mögen. Die Sittenlehre des Behaïsmus setzt als erstes Gebot den Iktihad, die Pflicht der Anerkennung jedes Menschen als seines Mitmenschen im vollen Sinne des Wortes, und als zweites Gebot den Iftifak, die Einheit der menschlichen Rasse. Streng verboten ist jede Lüge, auch die Notlüge.

Eine ähnliche Umwandlung vollzieht sich in dem Begriff der Vergeltung. Mohammed hat bekanntlich eine Hölle gelehrt, die der Dantes nicht viel nachsteht, und einen Himmel mit etwas irdischen Genüssen. Auch diese beiden Dogmen schwinden dahin. Schon der mittelalterliche Gelehrte Ibn-Masud hatte das kühne Wort gesprochen: „es wird die Zeit kommen, wo die Tore der Hölle offen stehen werden, weil niemand mehr in ihr sein wird". Der sogenannte Babysmus ging noch weiter und leugnete sowohl das christliche wie das mohammedanische Paradies und dessen Gegenstück ab und liess nur die Verantwortung des Menschen für seine Taten bestehen, womit also mit dem durch göttliche Weisheit eingerichteten Himmel und der Marterkammer Hölle gründlich aufgeräumt worden war. „Schreite weiter in deiner Religion unter dem Banner der Wissenschaft, ohne dich um Traditionen jeglicher Art oder Quelle zu kümmern" — derart lehrte Zamakchari, ebenfalls ein berühmter Gelehrter des Mittelalters, im Jahre 1114, der Vertreter des Mutazilismus, einer der rationalistischen Schule, die die Moral des Islam auf die höchste Stufe erhoben hatte und vor allem die Liebe und die Brüderlichkeit aller Menschen lehrte. Heute ist das Haupt dieser Schule Seyed Ameer Ali, ein Richter des obersten Gerichtshofes in Kalkutta. „Der Ruhm des Islam", schreibt er, „besteht darin, den Gefühlen der Barmherzigkeit, die Christus mit soviel Beredsamkeit und so hehrem Beispiel predigte, eine greifbare Form gegeben zu haben. Mohammed hat diese Vorschriften Christi in gesetzliche und positive Formen niedergelegt."

Derartige Wandlungen konnten nicht ohne Nachwirkung auf die Beziehungen der mohammedanischen Völker zu ihren Nachbarstaaten bleiben. Mohammed, der der Begründer des Monotheismus in den arabischen Ländern war, hatte den Djehat oder Götzenanbetern den Krieg erklärt; doch hatte er eine Ausnahme für „die Männer des Buches (der Bibel)" geschaffen, indem er sagte: „Tut diesen Menschen keine Gewalt an wegen ihres Glaubens." Dies Gebot blieb bekanntlich ein frommes Wort, und die Bekenner des Propheten pflanzten mit blutiger Hand die grüne Standarte auch in christlichen Ländern auf. Doch ist diese weite Begriffsfassung des Djehat, als welcher auch der Christ betrachtet wird, heute nur noch im Norden Afrikas geltend, ohne Zweifel als Reaktion gegen die Tätigkeit christlicher Missionare. In Persien dagegen herrscht volle Toleranz gegenüber dem Nichtmuselmann, und die Mutazilisten halten im Namen des Koran den heiligen Krieg nur dann für berechtigt, wenn er zur Verteidigung islamitischer Länder oder gegen Götzenanbeter geführt wird. Der Behaïsmus geht noch weiter,

indem er kein Volk als ein auserwähltes anerkennt. Interessant ist es auch, dass diese weitverbreitete Sekte des Islam die Gleichheit aller Menschen lehrt, die Kasten und Klassen der menschlichen Gesellschaft für nichtig hält, den Sklavenhandel verbietet und im Falle eines Konfliktes zwischen einzelnen Stämmen oder Völkern diesen auch im Schiedsgericht erledigt wissen will. Es liegen also in der Lehre des Behaïsmus alle Keime zur Entfaltung eines Zukunftsreiches enthalten, wie es den christlichen Staaten bis jetzt als blosse Utopie vorschwebt, dann aber auch ist die Lehre dieser Sekte allen modernen Bestrebungen im demokratischen Sinne überaus günstig gesinnt.

Auch in bezug auf die Polygamie sei es erlaubt, dem landläufigen Urteil eine Korrektur zu erteilen. Der Prophet selber hatte schon gegen die Auswüchse der Polygamie, die er nicht schuf, sondern als Brauch der arabischen Stämme beibehielt, dadurch angekämpft, dass er die Zahl der legitimen Frauen auf höchstens vier ansetzte. Im Koran selber finden wir die Rechte der Frau und deren Eigentum durch eine überreiche Zahl von Bestimmungen gewahrt. Doch gab der Prophet selber ein schlechtes Beispiel dadurch, dass er eine grosse Zahl von Konkubinen hielt. Hier vollzieht sich jedoch auch seit etwa zwei Dezennien ein tiefgehender Umschwung. Zunächst ist zu bemerken, dass die Muselmänner Albaniens der Polygamie nicht ergeben sind, dann aber kommt man von ihr besonders in Aegypten, Tunesien, Algerien und im englischen Indien mehr und mehr ab. Seyd Amer Ali erklärte, dass von dem Tage an, wo der Widerstand gegen die neuen Ideen aufgegeben werde, es den Juristen der mohammedanischen Länder ein leichtes sei, durch Autoritätsbeschluss des Staates die Polygamie abzuschaffen. Maksudoff, der Deputierte der russischen Muselmänner in der Duma, hat seinerseits eine Gesellschaft gegen die Polygamie begründet, die viele einflussreiche Mitglieder zählt. Doch haben die islamitischen Frauen des russischen Reiches ihre Sache in die eigenen Hände genommen und in einer Adresse an die Vertreter des Islam in der Duma auf Abschaffung der Polygamie und völlige Gleichstellung mit der europäischen Frau gedrungen (April 1908).

Um dieser Emanzipationsbewegung eine solide Basis zu schaffen, wurden Mädchenschulen begründet, in Skutari, in Beyruth und in Tunis. Die islamitische Frauenbewegung hat schon tüchtige Erfolge aufzuweisen, sowohl im allgemeinen wie im einzelnen. Die Leiterin des „Ischik“ in Baku ist eine mohammedanische Frau, in Konstantinopel wirkt Halidé Salih Hanun, eine Gelehrte von grossem Ruf, für das Recht der muselmännischen

Frau als Mitarbeiterin oder Redakteur des „Tanin", und die bedeutende Dichterin Niguiar Hanun verleiht der Bewegung poetischen Schwung. Der Sultan selber ist Frauenrechtler und legte den Grundstein zu einer Frauenuniversität, die allen Konfessionen offen steht.

Die Sklavenfrage aber ist ein Problem, das mit grosser Vorsicht und vor allem mit Kenntnis des wahren Sachverhaltes behandelt werden muss. Wirtschaftliche Notwendigkeiten verbieten in vielen Teilen der muselmännischen Welt eine rasche Abschaffung der Sklaven, doch ist der Anfang schon dadurch gemacht, dass fast überall der Sklavenhandel offiziell verboten ist. Es wäre ganz falsch, die Stellung des Sklaven mit derjenigen des russischen oder ehemaligen preussischen Leibeigenen zu vergleichen, der an die Scholle gebunden war und mit ihr verkauft werden konnte. Das Verhältnis des Herrn zu seinem Sklaven ist im Islam ein durchaus patriarchalisches, eine schlechte Behandlung fast völlig ausgeschlossen, da der Sklave sich ihr leicht durch die Flucht entziehen kann.

Aus diesen Erörterungen ergibt sich zur Genüge die Unhaltbarkeit des Dogmas von der Starrheit des Islams. Der Islam ist nicht nur einer Evolution im liberalen Sinne fähig, sondern schon in ihr begriffen. Basiert ist diese Evolution auf dem breiten Fundament der allgemeinen Hebung der Bildung durch Presse und Schule. Weit entfernt davon, den Errungenschaften der Wissenschaft einen prinzipiellen Widerstand entgegen zu setzen, sehen wir, dass sich der Islam diesen Errungenschaften mit Eifer hingibt und sie dazu verwendet, seine Moral zu heben. Für den Kenner der mohammedanischen Welt ist es keine Frage mehr, dass dem Islam infolge der ihm eigenen Glaubenskraft wie der Aufnahmefähigkeit neuer Elemente eine grosse Zukunft bevorsteht.

An eine Erscheinung im Karneval

Von ALFRED WALTER HEYMEL

O, wie du kamst! Ach, dass du gingest
Und liessest lächelnd uns zurück,
Die du in Netzen fingest
Aus hellen Haaren und aus Blicken,
Mit denen du an jedem von uns hingest
Und ihn bezaubertest.

O, wie du gingst! Ach, dass du liessest
Uns Beute, uns Gefesselte,
Uns, denen du verhiessest
Rausch, Kampf und Sieg und Opferglück.
Ach, dass du gingst und nicht geniessest,
Was du erbeutetest!

Wie Sonne kamst du und verschwandest
Zu Nacht; doch blieb ein Feuerband,
Mit dem du uns umwandest,
Und bandest uns, so dass dir folgen,
Wohin du willst, du landest oder strandest,
Die du erobertest.

Du hast verführt, entzweit und doch vereinigt,
Uns Sklaven gleich und Süchtigen,
Von Eifersucht gereinigt,
Geblendet uns mit gleichem Licht;
Du hast mit Sehnsucht uns gepeinigt,
Die du entzündetest.

Aus Flauberts Nachlass

Von THEODOR REIK (Wien)

Die beiden folgenden Stellen finden sich auf Seite 24—25 und Seite 89—90 des Manuskriptes von Flauberts „Par les champs et par les grèves". In der Edition Charpentier, welche sämtliche Werke umfaßt, sind sie nicht aufgenommen. Sie wurden zum erstenmal zitiert von René Decharmes („Flaubert, Sa vie, son caractère et ses idées avant 1857"), dessen Buch bisher nicht ins Deutsche übersetzt wurde. Sie scheinen mir ebenso bedeutungsvoll für Flaubert als Menschen wie für Flaubert als Schriftsteller. Flaubert erzählt bei der Besichtigung des Schloßes von Amboise: Louis Philipp hatte gewisse Gegenstände in der Skulptur, welche die Treppenwölbung schmückt, entfernen lassen. Der Diener erklärt den Besuchern: es gab darunter manches, was von den Damen unschicklich gefunden wurde. Soweit die Ausgabe Charpentier. Das Manuskript setzt ein:

„Niemand kann klagen, mich über irgendeine Verwüstung seufzen gehört zu haben; über irgendeine Verheerung oder Verwirrung. Ich habe niemals geseufzt über das Wüten der Revolutionen noch über die Mißgeschicke der Zeit. Ich wäre nicht einmal bestürzt, wenn Paris durch ein Erdbeben auf den Kopf gestellt würde oder eines Morgens mit einem Vulkan erwachte, inmitten seiner Häuser; einem ungeheuren Brenneisen, das ihm ins Gesicht rauchen würde; es würden daraus vielleicht ganz nette Bilder entstehen und ein grandioses Fressen im Sinne Martins[1]). Aber ich trage einen schneidenden, beständigen Haß in mir gegen irgendein Beschneiden eines Baumes, um ihn zu verschönern; gegen jede Kastrierung eines Pferdes, um es zu schwächen; gegen alle jene, welche die Ohren oder den Schwanz von Hunden beschneiden; gegen alle, welche Sphären und Pyramiden aus Buchsbaum darstellen; gegen alle, welche restaurieren, schmücken, verbessern; gegen die Herausgeber sittlich gereinigter Werke; gegen die keuschen Holzfloßführer gemeiner Nacktheiten; gegen die Arrangeure von Auszügen und Verkürzungen; gegen alle jene, welche etwas wegrasieren, um eine Perücke darauf zu setzen; und welche grimmig in ihrer Pedanterie, unerbittlich in ihrer

[1]) Französischer Reisender und Naturforscher, geb. 1806

Albernheit, indem sie die Natur beschneiden, über diese schöne Kunst des guten Gottes hinwegschreiten, und, indem sie die Kunst bespeien, diese andere Natur, welche der Mensch in sich trägt wie Jehovah die eine, und welche die jüngere ist — oder die ältere, wer weiß?

Ich habe Gewissensbisse, nicht den Menschen mit meinen Fingern erdrosselt zu haben, der eine Ausgabe Molières veröffentlicht hat, welche anständige Familien ohne Gefahr ihren Kindern in die Hände geben können. Ich bedaure, für den Elenden, der Gil Blas mit demselben Unflat seiner Keuschheit besudelt hat, keine scheußlichen Qualen und beschimpfende Todeskämpfe zur Verfügung zu haben. Und den braven Idioten, einen belgischen Pfaffen, der Rabelais gereinigt hat — warum kann ich in meiner Sehnsucht nach Rache nicht diesen entschlafenen Koloß wiedererwecken, um ihn darüber sein titanisches Geheul erheben zu hören!"

Die zweite Stelle:

„Ich würde wohl den kompletten Villemain[1]) hergeben, den ich in meiner Jugendzeit gekauft habe (eine unsinnige Handlung, die man mir nicht verboten hat, was die Gutmütigkeit meiner Familie beweist); ich würde auch die Vorlesungen des Herrn Saint-Marc Girardin[2]) geben, welche ich aufbewahre, wie René[3]) sagt, „um mich in Zukunft jeder freudigen Regung zu berauben". Ich würde selbst ein Paar marokkanischer Pantoffeln hingeben, welches mir im Sommer sehr angenehm ist, und noch dazu meine Bürgerrechte, die Achtung meiner Mitbürger, und den Rest einer Flasche Lack, welcher anfängt, dick zu werden — ja, ich würde das alles hochherzig und auf der Stelle hergeben, um das Alter, den Namen, die Wohnung, die Beschäftigung und das Gesicht des Mannes zu kennen, der für die Statuen des Museums in Nantes Weinblätter aus blankem Eisen erfunden hat, welche aussehen wie Apparate gegen die Onanie. Der Apollo von Belvedere, der Diskuswerfer und ein Flötenspieler sind mit diesen schändlichen Metallbadehosen aufgeputzt, welche glänzen wie die Küchenpfannen. Man sieht übrigens, daß dies eine lange überlegte und liebevoll ausgeführte Arbeit ist. Sie sind auf den Rändern gezackt und mit Schrauben an den Gliedern der armen Gipsfiguren eingerammt, welche sterben, vor Schmerz sich abbröckelnd. In dieser Zeit flacher Dummheiten,

---

1) Französischer Literarhistoriker, 1790—1870
2) Publizist, 1811—1873
3) Held der gleichnamigen Erzählung Chateaubriands

inmitten des normalen Stumpfsinnes, der uns verschüttet, ist es erfreulich — und wäre es nur zur Zerstreuung, wenigstens einem wilden Blödsinn, einer riesenhaften Borniertheit zu begegnen. Trotz meinen Anstrengungen habe ich es nicht dazu gebracht, den Schöpfer dieser keuschen Unverschämtheit mir vorzustellen. Ich glaube gerne, daß der ganze Stadtrat daran teilgenommen hat, daß die Herren Geistlichen sie angeregt und die Damen sie schicklich gefunden haben."

Wie selten trifft man bei Flaubert, diesem schweigsamsten und härtesten aller Künstler, solche Selbstbekenntnisse. Hier hat er einmal seine starken Affekte nicht verdrängt, sondern „abreagiert". Die Gründe, welche den Dichter dazu geführt haben, diese Seiten nicht zu veröffentlichen, sind kaum schwer zu finden. Die Darstellung vertrug sich nicht mit dem Prinzip der impassibilité und impersonnalité des Künstlers, welche er streng von sich und andern forderte.

Jedenfalls ergänzen sie das psychologische Bild des Künstlers und zeigen wieder (wie die Tentation, wie die Correspondance und die Oeuvres de jeunesse), daß er nicht immer der objektive Dichter war, und fordern dringender eine Erklärung der Psychogenese dieses Großen.

Und vielleicht ist es gut, in diesem muckerischen Deutschland, das die Straße der Gerechten wandelt (um, wenn es dunkelt, in Seitengassen einzubiegen), in diesem Deutschland, das es gewagt hat, Seiten dieses einzigen Künstlers zu unterdrücken — vielleicht ist es gut, hier seine eigenen Meinungen zu hören.

Elegie der Stadt Berlin an den Baron von Pöllnitz

Von FRIEDRICH DEM GROSSEN

Baron von Pöllnitz, an den Friedrich diese scherzhafte Elegie gerichtet, war Oberzeremonienmeister und schon unter des Königs Vater tätig gewesen. Anlass zu dieser Elegie hat das Entlassungsgesuch des Barons v. Pöllnitz im April 1744 gegeben, der wegen einer fehlgeschlagenen Heirat ins Kloster gehen wollte. Er hat aber diesen Plan aufgegeben und kehrte schon, ein halbes Jahr darauf, nach Berlin zurück, wo er später (1775) als Theaterdirektor starb. Die Elegie gehört zu jenen kleinen, heute ganz unbekannten scherzhaft-satirischen Schriften Friedrichs des Grossen, die er teils zur Ablenkung von den Staatsgeschäften, teils zur literarischen Beköstigung oder Erheiterung der ihm vertrauten Umgebung schrieb und die, neben dem literarischen Kuriositätswert, auch manches Licht auf den liebenswürdig-vertraulichen Verkehr mit seinen Untergebnen werfen. E. O.

Komm, Tochter des Himmels, Göttin des Schmerzes und aller zärtlichen Herzen, lass deine edlen Tränen heut für eine verlassne Geliebte fliessen, dass deine verwirrten, fliegenden Haare die Vorbilder meines Schmuckes sind und meine Stimme das Echo deiner Klagen! Du wirst meinen Schmerz läutern und der Verzweiflung gnädig sein, die ich um den schändlichsten aller Männer erdulde. Ihr glücklichen Tage, die ich mit ihm verbrachte, seid nur Aufreizer meiner Pein und meines schwarzen Kummers, wenn ich euch in meiner Verlassenheit jetzt klagend zurückrufe — ihr schönen Tage, da meine Fiaker*), von meines Liebsten Klugheit gelenkt, mit jeder Erschütterung auf meinem Pflaster mich entzückten, dass ich jeden Stoss und Ruck als Neckerei meines Ungetreuen empfand und dankbar hinnahm; da er aller lächerlichen Zeremonien Lauf auf meinen Strassen oder in meinen Häusern regelte, da meine Haude und meine des Champs**) sein Lob in allen Blättern sangen. Vergeblich rufe

*) Die ersten Fiaker sah man in Berlin, auf eine Anregung des Barons von Pöllnitz, am 24. Dezember 1739.

**) H a u d e, der bekannte Verlagsbuchhändler, der 1740 eine neue Zeitung gründete und Begründer der Haude u. Spenerschen Buchhandlung war. — D e s C h a m p s ist der Verfasser des „Cours de la philosophie Wolffienne", der s. Zt. Aufsehen erregte und in dem er u. a. sagte, dass die Gestalt Voltaires hässlich und lächerlich sei. Er wurde von Friedrich als Prediger nach Berlin berufen.

ich euch zurück, ihr glücklichen Tage! Die Hand der Zeit hat euch ausgelöscht aus der Zahl der Wesen, und nur allein in meinem Herzen lebt ihr noch. Ja, in diesem schmerzzerfressenen Herzen bist du, Ungetreuer, noch tief eingegraben, und nur meiner Mauern und Türme Sturz könnte dich in Vergessenheit begraben. Hättest du mich nur, Unbeständigster aller Liebsten, um einer erhabeneren Schönheit willen verlassen, um Paris, deren Reiz und Schönheit wir ja alle als die vollkommenste anerkennen, um des koketten Roms, um des ausschweifenden Londons, um der grossen Händlerin Amsterdam, um des verschmähten Wiens willen! Aber du verlässt mich, und wen ziehst du vor? Eine kleine Bettlerin, deren Namen fast unbekannt ist bei uns. Ich bin so empört, wie man es für die Venus von Medici wäre, wenn man ihr eine kleine Debuisson vorzöge. Vergisst du, Grausamer, dass die Börse meiner Bürger so manche Male deiner Betriebsamkeit sich öffnete, dass die Läden meiner Kaufleute so manches Mal für dich sich leerten, dass meine Neustadt dir bereitwilligst Raum gab, um Krankenhäuser zu errichten und . . . Der Schmerz erstickt mich. Aber ich werde den Trost haben, dass man Bayreuth nicht besser behandeln wird als Berlin. Wenn aber der Kummer das Fundament meiner Häuser untergraben hat, dass meine Bewohner, deine Gläubiger, vor Hunger gestorben dank deiner Vorsorge, sie ins Elend zu stürzen, dann wirst du auf meinem Grabe die traurigen Worte lesen können:

„Wenn die trügrische Welt deine Tränen verachtet,
Wirst du an meinem Hügel stehn, weinen und klagen,
Wirst mit tränendem Aug' die traurigen Worte sagen:
Nur du, Berlin, liebtest mich ehrlich, und ich hab's nicht geachtet!"

ATTEST DES ARZTES

„Ich, Hippokrates, durch der Menschen Leichtgläubigkeit Gott der Medizin, attestiere, bestätige, versichere und garantiere hiermit, dass die Stadt Berlin, seit der hinterlistigen Abreise des Baron von Pöllnitz, vor Kummer weder gegessen noch getrunken hat, dass sie diesen Frühling, von heftiger Melancholie erfasst, in der Spree sich ertränken wollte, dass wir sie wahrhaftiglich durch Aderlass alsdann errettet haben, dass sie sich aber seitdem in bleiche Farben hüllt und an hektischem Fieber leidet, das ihre Kräfte untergräbt und ihr so heftige Hitze verursacht, dass aus ihrem Haupt schwarze, dicke Salpeterdämpfe hervortreten, dermassen wohl um ihr Leben zu fürchten ist. Es ist also periculum in mora, wenn der teure Geliebte sie nicht durch seine Submission rührt und durch erneute Versicherungen seiner Devotion tröstet."

Deutsch von Erich Oesterheld

Gustav Meyrink

Von WILL SCHELLER

„Tratarah — Tratarah — Obácht — Obácht — Kanál— Kanáal! Das Angriffssignal der Prager Bürgereskadron schallt durch die Strassen. Ein Mann fehlt, — der Fiakerkutscher Kottysch hat in letzter Stunde sein Handpferd nicht hergeborgt. Angsterfüllt schlottern die Greise auf ihren Gäulen im Asthmagalopp durch die Strassen. Concours hippique — — — — — —"

Spottlust äussert sich gerne drastisch und fördert oft, zumal wenn sie persönlichen Umtrieben entspringt, zutage, was nur Erfolg zu nennen ist. Als Gustav Meyrink seine Bemerkungen über Prag und Montreux publiziert hatte, flog seinem Verleger aus den betroffenen Ortschaften ein Schwarm von Drohbriefen in den Kasten, zum vergnüglichsten Beweis, dass die Hiebe sassen, dass die Satire von echten Farben schillerte, so auswüchsig ihre Drastik sich immer gebärden mochte. . . Denn es brechen aus einem durchaus empirischen Boden die grotesken Einfälle, deren sich dieser Dichter nicht zu erwehren vermag, weil sie ihm das Leben so ausserordentlich erleichtern; weil sie die Bilder sind, die sein Gedächtnis belasten, bis es irgendwann eines oder mehrere fortwerfen muss. Das leiseste Hindeuten auf etwas, dessen bösartige Schwächen vom leidenschaftlichen, durch die widrigsten Erinnerungen fortwährend geschürten Hass des Dichters unablässig verfolgt werden, weckt auch schon seinen Blick dafür auf, und so kommt es, dass oft mitten in die romantischste Stimmung plötzlich irgendein Schimpf koboldartig hineintorkelt und wie ein Schlaglicht unversehens auf die Dinge fällt, ihren phantastischen Reiz völlig zersetzend, und bestenfalls etwas wie eine Groteske bestehen lässt.

Meyrink ist von den heutigen Romantikern einer der ausgesprochensten. Ohne einer allgemein geltenden Anschauung nachzubeten, bewegt er sich in der ihm eigenen Welt, deren Farben und Formen sonderbar sind — und im Vergleich zu denen der alltäglichen Welt bizarr und schauerlich berühren. Ihm

ist aber, im halben Gegensatz zu Hoffmann, und im gleichen Sinn wie Poe, die romantische Welt nicht eine Nebenwelt der wirklichen und ein Asyl, in das man sich flüchten kann; sondern die des eigenen Empfindens, dessen persönliche Regungen diese Welt mit Gebilden lebhaft machen. Die erhöhte Reizbarkeit seiner Nerven verursacht Stimmungskomplikationen.

Meyrink schreibt hauptsächlich dem Nervenleben zu, was Wesen, Wirkungen und Empfängnisse des Individuums umschliesst, — verkennt aber dabei nicht die treibenden Kräfte des Instinktes; was aus der immer wiederkehrenden Gestalt des Mohammed Daraschekoh leicht zu deuten ist, als aus der Verkörperung des ekstatischesten Hasses, der durch die Formen des Verstandes geht und in bewunderungswürdigen Verbrechen offenbart wird; Untaten, die sich aus einem phänomenalen Wissen um die Empfindungen — Nervenschwingungen — der Menschen und ihrer instinktiven Gefühle entwickeln und selber das Entsetzen zeugen. . . Diese phantastische Stimmung ist das Element des Dichters, diese höchste Erregung der Nerven sein liebstes Objekt. In „Der Mann auf der Flasche", in „Das Präparat", in „Der Albino" und ganz besonders in „Bal macabre" hat er diese Stimmung bis ins Kleinste gefangen und festgehalten, weshalb sie den, der diese Geschichten zum ersten Male liest, mit wahren Schauern des zusammengepressten Bewusstseins überschütten.

Was ihn an Vertiefung meistens hindert, ist seine ganz persönliche Mitgenommenheit, sein persönliches Geschütteltsein, seine eigenen Nerven . . .

„Unterbewusstsein" ist ein sehr bequemer Name für jene Nervenschwingungen, die nicht an der Oberfläche des Bewusstseins spielen und für das Wesen der Meyrinkschen Dichtung von so grosser Bedeutung sind. Man sagt vielleicht besser: Ahnungsvermögen, und denkt daran, dass uns zuweilen, mitten in den belanglosesten Begebenheiten ein Schauer überfällt, ein plötzliches Entrücktsein aus der gegenwärtigen Atmosphäre in eine vergangene oder zukünftige, ein Gefühl, das man übersinnlich genannt hat, weil seine Wahrnehmung halb nur in dem Kreis des Intellektes, halb draussen desselben stattfindet; diese besonderen,

selten und fast immer infolge des eigenen Befremdens schlecht beobachteten Vorgänge sind das Gebiet des „Unbewussten", besser: Schlechtvernommenen, sind die verborgenen, dunklen Quellen, aus denen Dichter wie Meyrink schöpfen. Die Nerven als Membrane des übersinnlichen Ahnungsvermögens — das wäre auch eine Formel für die Analyse vom Wesen Gustav Meyrinks.

Die Vermutung liegt nahe, dass dieser Dichter nicht ein Gestalter ist, in dem Sinne von Dickens, den er gleichwohl unübertrefflich verdeutscht; und in der Tat, wir sehen eigentlich niemanden und immer nur so viel, als zum notwendigen Verdichten der Stimmung erforderlich ist. Es geschieht hauptsächlich; das Formale der Erscheinungen verliert seine herrschsüchtige Bedeutung völlig, und die Idee ist das Wesentliche nebst ihrer Bewegung in der selbstgeschaffenen Atmosphäre.

* * *

Dieser Ideen des Dichters Gustav Meyrink gibt es einen verhältnismässig nicht geringen Kreis. Es lässt sich das rein Phantastische streng unterscheiden vom rein Satirischen.

Die Zwitter sind unter diesen Erzählungen recht häufig vertreten, und den reinen Phantasien und reinen Satiren ist vor ihnen bestimmt der Vorzug zu geben. Die Lust, zu springen, könnte das Bild des Dichters immerhin trüben, aber merkwürdigerweise gibt es da ein Gemeinsames, das schwer zu bestimmen ist und auf seine Art sämtliche Geschichten miteinander verbindet. Es ist möglich, dass dieses von der Stilkunst Meyrinks hergeleitet werden kann, einem gewissermassen unbewussten Können, einem instinktiv getreuen Reproduzieren der jeweiligen Stimmung, nicht nur des „Unterbewusstseins", sondern auch des wachen Empfindens.

Die Phantastik Meyrinks ist, sobald sie frei von persönlichen Tendenzen bleibt, natürlich die am höchsten zu bewertende Äusserung des Dichters. Gespenstisch ragen solche nicht allzu häufigen Geschichten aus dem mehr oder weniger tollen Tanz der übrigen heraus und ihre teuflische Melancholie wirkt bei ihrem unvermuteten Erscheinen schrecklich und betäubend. Ich erlebte, dass jemand, der eines vergnüglichen Nachmittags ahnungslos

eine dieser Erzählungen vorlas, in der Meinung, etwas Lustiges in der Hand zu haben, allmählich vom Erstaunen ins Entsetzen fiel und anstatt eines Gelächters ein einziges Grausen fand.

Geisterbeschwörungen, aberwitzige Versuche experimentalen Charakters mit den verborgenen Kräften des menschlichen Körpers, Schauer okkulten Mysteriums und auch die reine, furchtbare Spiegelung des Innersten der „Seele" der unverhüllten, nur als ausserkörperlich zu beschreibenden Vorgänge zentraler Empfindungen, — dieser bizarr anmutende Formenwust Meyrinkscher Aussenwelt ist dasjenige, was an seiner gesamten dichterischen Äusserung als das Hauptsächliche zu betrachten ist . . . Behaglichkeit ist ein Wort, das der Erzähler Meyrink nicht kennt. Es ist nicht für einen Augenblick hindämmernde Ruhe in dem, was er berichtet, es ist immer ein unablässiger, brodelnder Prozess von Gärungen, Explosionen und neuen Verbindungen.

* *
*

Eine Menge possenhafter Geschichten, ironischer und bissiger „Skizzen ganz infamen Inhalts" laufen immer neben her, von der am Eingang benannten Spottlust erregt und vom Gedächtnis unwillig oder launig abgeworfen. Grosse Komplikationen für die Betrachtung der Welt Meyrinks ergeben sich nicht daraus, dass dem Dämon des verzerrend nervösen Empfindens ein skurriles Gefolge lächerlicher und boshafter Gefühle beigegeben ist; die Maske dieses Humors ist ihrerseits dermassen phantastisch, dass ihre Grimassen oft genug ebenso grausig anzusehen sind, wie das fürchterliche Gesicht des durch einen betäubenden Nebel blutigen Dunstes grinsenden Dämons Hirn . . .

Gustav Meyrink hat jetzt einen Roman geschrieben. Die seltsame, vom lauernden Unheil beeinflusste Stimmung ist ungemein lebhaft und eindringlich, und die sich kreuzenden bösen, das Geschehen tragenden Mächte spiegeln sich erschreckend in den Fratzen der scheinbar leblosen Gegenstände, die in dem Verwitterungsmilieu des Ghetto fremdartig und vom Dichter im grausamen Durchschauen ihres Wesens allzudeutlich und beängstigend lebensvoll, nicht nur als Kulissen der Ereignisse verwandt worden sind.

Das ist zu merken: Meyrink ist als Dichter hauptsächlich Temperament. Seine innere Bewegtheit ist stärker als das Sicherheitsgefühl des gestaltenden Prinzips. Aber man wird nicht um die Tatsache herumkommen, dass die besondere Persönlichkeit, die aus all den Bizarrerien und Drôlerien spricht, von einem Lebensgefühl durchglüht ist, auf ein furchtloses Sichversenken in die untersten Regungen gedanklich nicht mehr zu formulierender Nervenvorgänge zurückreicht.

Hoftrauer

Persische Novellette von PAUL SCHEERBART

„Das Glas ist ein sehr wertvolles Material!“ sagte der alte Iwan, Ober-Pfandleihhausdirektor in Teheran.

Aber die Suleika — heulte — heulte — und raufte sich ihr pechschwarzes Haar, dass ein paar Rubine aus einem Kamm herausfielen und auf dem Fussboden herumrollten.

Die Suleika war die Direktrice des höfischen Zeremonienamtes zu Teheran.

„Vergessen wir nicht,“ fuhr der Direktor Iwan fort, „dass wir hier in Persien leben.“

„Ja,“ schrie die Suleika, „und Persien war seit uralten Zeiten die Heimat der Brillanten.“

„Warum,“ rief der Direktor Iwan mit erhobenen Händen, „soll Persien nicht fürderhin die Heimat der Brillanten bleiben? Das schadet gar nichts — gar nichts. Ich bleibe sogar Brillanten-Direktor bis an mein Lebensende — wo möglich — noch viel länger — vielleicht bis ans Ende der Ewigkeit — wenn mir der Prophet keinen Strich durch die brillante Rechnung macht.“

„Sie Scheusal,“ schrie da wieder die Suleika, „aber zahlen wollen Sie für die Brillanten nichts mehr? Wie können Sie da wagen, sich einen Brillantentitel zu verleihen? Zahlen sie erst! Die Titel will ich Ihnen schon beschaffen.“

„Bin ich ein Narr?“ rief wieder der Direktor, „alle europäischen Pfandleihhäuser zahlen für Rubine und Saphire gar nichts. Da soll ich was zahlen? Ich — der arme Iwan? Ich zahl' gar nichts — gar nichts. Verkaufen Sie die Steine bei den kleinen Negern im heissen Afrika, die sind so dumm.“

„Die haben doch kein Geld!“ flötete die Suleika.

„Dann,“ versetzte Iwan hart wie ein uralter Wucherer, „bleibt dem persischen Hofe nur übrig, Hoftrauer anzulegen.

Legen Sie für hundert Jahre Hoftrauer an — dann überleben Sie die Trauer wahrscheinlich nicht.“

„Ha!“ sagte die Suleika, „jetzt wagen Sie es gar, zu höhnen?“

„Ich spreche im Ernst!“ versetzte der alte Iwan.

„Oh!“ fuhr die Suleika fort, „Sie ahnen gar nicht, welche Umwälzung die vollständige Entwertung des Diamanten heraufbeschwört: Thron, Krone, Zepter, Reichsapfel — alle diese ehrwürdigen Gegenstände werden plötzlich im Pfandleihhause nicht mehr beliehen. Das ist fürchterlich! Das ist entsetzlich! Das ist ganz einfach haarsträubend. Unsre herrlichsten Kron- und Throngüter plötzlich wertlos — so viel wie Glas. Beleihen Sie wenigstens noch die Smaragde?“

„Nicht drei Sechser dafür,“ versetzte Iwan, „bald werden auch die Smaragde nachgemacht werden. Vielleicht sind sie's schon. Auch für den Ko-hi-noor geb ich gar nichts mehr. Auch die Tage s e i n e s Ruhms sind gezählt. Legen Sie Hoftrauer an, teure Direktrice des höfischen Zeremonienamtes. Weinen Sie sich zweihundert Jahre aus. Die Zukunft der Pfandhäuser kann mit den Brillanten nicht mehr in Verbindung gebracht werden. Mit dieser Verbindung ist es endgültig aus. Gehen Sie nach Haus. Packen Sie all den Krempel zusammen und schicken Sie den ganzen wertlosen Kitt in das grosse Nationalmuseum zu Teheran. Museen nehmen alles.“

„Zahlen aber nichts!“ brüllte die Direktrice.

„Was kann denn der alte Iwan dafür?“ fragte dieser lächelnd.

Frau Suleika erhob sich und rannte im Direktionszimmer auf und ab.

„Ich könnte,“ schrie sie plötzlich, „mit dem Kopf die Wände einrennen.“

„Das können Sie machen!“ sagte der Alte ernst, „polizeilich ist das durchaus gestattet. Wenigstens reden Sie dann nicht mehr. Ihr Heulen und Schreien wird dann auch verstummen. Aber — bevor Sie das tun, empfehle ich Ihnen folgendes: legen Sie erst Hoftrauer an. Das beruhigt. Das macht ernst und stille. Trauerleute benehmen sich immer würdevoll.“

Frau Suleika wurde plötzlich ruhig.

Nach einer Weile sagte sie:

„Direktor Iwan! Tatsächlich, die Hoftrauer wird beruhigend wirken. Es wird sich wirklich sehr nett machen, wenn wir mit dieser Hoftrauer allen europäischen Höfen vorangehen. Denn die werden ja auch bald dahinter kommen, dass die Zeit des Diamantenzaubers dahin ist. Dann werden sie auch Hoftrauer anlegen und damit nachklappen. Wir sind die ersten gewesen, die gleich öffentlich zu trauern begannen. Das wird in der Welt-

geschichte löblich vermerket werden. Direktor Iwan, ich besorge Ihnen einen Orden für die fulminante Idee. Sie ist entzückend. Und meine Gedanken weilen bereits im Garderoben-Magazin. Oh — da wird man sich freuen.“

„Nu, sehen Sie,“ rief der alte Direktor Iwan, „dass jede Sache — auch die schlimmste — ihre gute Seite hat. Aber — das mit dem Orden lassen Sie nur sein. Die Brillanten sind doch auch in den Orden nichts mehr wert. Oder — wollen Sie mir einen Trauerorden aus schwarzem Glase schenken?“

„Meine Gedanken weilen schon,“ sagte Frau Suleika schwärmerisch, dieweil sie Iwans Rede gar nicht bemerkt hatte, „im Garderoben-Magazin. Aber, Herr Direktor Iwan! Jetzt muss ich Sie bitten, nochmals Ihren hochwohlgeborenen Gehirnskasten anzustrengen. Wir brauchen für die Brillanten einen Ersatz. Wie denken Sie über die Perlen?“

„Die sind,“ versetzte Iwan hart, „so furchtbar leicht zu imitieren, dass man gleich immer lacht, wenn man Perlen sieht. Deswegen sagt ja schon das alte Sprichwort: man soll die Perlen vor die Säue schmeissen.“

„Scheusal!“ schrie Frau Suleika, „das ist eine Sprichwortfälschung!“

„Regen Sie sich nicht so auf!“ rief Mr. Iwan, „das schadet Ihrer Gesundheit. Denken Sie lieber an Email cloisonnée — überhaupt an Glas und Glasmosaik. Das Glas ist, wie ich schon sagte, ein sehr edles Metall. Besonders das Email! Oh — einfach köstlich.“

„Mir hat,“ versetzte Frau Suleika hart, „ein guter Freund in Berlin eine Brosche aus Email cloisonnée — ganz echt ist alles — für eine Mark und fünfzehn Pfennige gekauft. Nur des Spasses wegen kaufte er mir den Quark. Aber so was Billiges kann doch eine anständige Frau nicht tragen. Was denken Sie sich denn? Meinen Sie, dass ich zur ordinären Hefe des Volkes gehöre? Ha!“

Sie reckte den rechten Arm steif in die Höhe wie Arminius im Teutoburger Walde. Aber in ihrer Hand war k e i n Schwert.

„Ein Glück,“ rief Mr. Iwan, „dass Sie kein Schwert zur Hand haben. Lassen Sie den Arm nur wieder sinken. Benehmen Sie sich nicht so auffällig! Bedenken Sie, dass Sie gleich Hoftrauer anlegen sollen. Da passen sich doch derartig kriegerische Armbewegungen ganz und gar nicht. Ich will Ihnen einen Rat geben, wenn Sie ein bischen ruhiger geworden sind.“

„Ah,“ rief Frau Suleika, „eine neue Idee? Nun — schnell! schnell! Ich vergehe vor Ungeduld. Bedenken Sie mein schweres

Amt. Zweitausend Augen sind hilfeflehend auf mich gerichtet. Und ich weiss nicht, wie ich helfen soll.“

„Setzen Sie sich!“ sagte Mr. Iwan.

Frau Suleika setzte sich und schaute den Direktor lange — lange — durchdringend an.

Der nahm erst gemütlich eine Prise und begann dann folgendermassen:

„Teuer soll sein, was Sie tragen! Ja — Verehrteste! Es gibt noch glücklicherweise tausend andere Dinge, die auch sehr teuer sind. Denken Sie an die Ölgemälde des Tizian. Doch — die können Sie nicht auf der Brust tragen. Freilich! Aber kleine Porzellanmalerei geht schon auf die Brosche zu setzen! Wie wär's damit?“

„Das ist nicht vornehm genug,“ versetzte Frau Suleika mit heruntergezogenen Mundwinkeln, „die Porzellanmaler sind nicht so teuer.“

„Aber,“ fuhr Iwan fort, „wie wär's denn mit der Kleinplastik — mit der Miniatur- und Mikroskopplastik? Hei! die ist teuer — natürlich alles in Silber und Gold — mit ein ganz klein wenig Email cloisonnée.“

„Oh, Ihr Email!“ rief Frau Suleika, „aber sonst ist die Idee brillant! Brillanter als alle Brillanten. Ja! die Mikroskopplastik! Auf! Ich fahre gleich zu allen Bildhauern der Stadt. Ich bringe ihnen gleich die Mikroskope mit. Heiligsten Dank! Meister vom Pfandhaus! Lassen Sie sich umarmen!“

Herr Iwan trat hinter seinen Sessel und sagte:

„Wir sind in Persien! Vergessen Sie das nicht! Vergessen Sie aber auch die Hoftrauer nicht.“

„Für die Hoftrauer,“ sagte Frau Suleika, „soll doch eben Schmuck in Mikroskopplastik hergestellt werden.“

„Dann,“ sagte Mr. Iwan, „lassen Sie diese Kleinplastik unter Glas setzen! Glas ist ein vortreffliches Material.“

Wie Mr. Iwan aufblickte, war Frau Suleika schon fort. Und er lächelte und rief ganz laut:

„Ei, da werden sich ja die Herren Künstler freuen! Ich fahr' auch zu ihnen und lass mir Prozente zahlen — für meine brillante Mikroskop-Idee.“

Naturalismus

Eine Definition von FRIEDRICH KURT BENNDORF

Um gemeinsame und durchschnittliche Erkennungs- und Empfindungsweisen kurzerhand zu kennzeichnen, — um Komplexe von Gewalten und Wandlungen in ganzer Breite zu decken, — um sich durch Formulierungen zu entlasten, einigen sich die Zeiten auf ihre Schlagworte.

So ist Naturalismus eine abrundende Sammelbezeichnung, ein summarisches Schlagwort für das Wollen der gegenwärtigen Zeitseele, nicht nur im Bereiche der Kunst und des Kunstgewerbes, sondern der geistigen Kultur überhaupt. Die gründliche Nachprüfung der Konventionen und Traditionen hat uns das Bewusstsein einer neu erkannten Natur verschafft, und nun gilt es, alle Lebensäusserungen mit dieser Natur in Uebereinstimmung zu bringen. Wir suchen eine neue Anknüpfung an die Wirklichkeit; wir ringen um eine neue Unabhängigkeit. Das ist Naturalismus, das ist Modernismus.

In dieser umfassenden Bedeutung genommen hat der Naturalismus seinen stärksten Vorkämpfer in Friedrich Nietzsche gefunden. Mit der Verherrlichung der Realität als des unschätzbarsten Gutes, als des einzig und ewig Wertvollen, mit der Forderung eines restlosen Anbaus der Wirklichkeit, ihrer vollen Eroberung, ist Nietzsche Naturalist im obersten und radikalsten Sinne, und die allgemeinen Anregungen, die er gegeben, sind heute in den mannigfaltigen Bezirken der Kultur (auch denen, die seiner persönlichen Zuneigung fernlagen) fruchtbar geworden.

Die Reformbestrebungen auf religiösem, sozialem, hygienischem, pädagogischem, sexuellem Gebiete; die Forschungen im Felde der Biologie und des Evolutionismus (der nicht nur die Veränderung und Entwicklung der Arten, sondern auch die des Denkens untersucht); im Umkreis der Physik die modifizierte Auffassung der Materie als einer Energieform; in der Philosophie der Positivismus (der mit seiner empirischen Psychologie den Menschen aufs engste mit der Natur zu verknüpfen trachtet); dazu der Neuaufbau der Aesthetik; die Durchführung der Milieutheorie; der Sprachskeptizismus; die Bemühungen um die Genealogie der Moral: — das alles sind Erscheinungsformen des naturalistischen Wollens, Aeusserungen des Bewusstseins, dass sich Herz, Geist und Sinne für etwas geöffnet haben, das bisher

anders oder gar nicht gefühlt, erkannt und empfunden wurde.

Daraus, dass sich die Grundvorstellung der Natur allmählich und unberechenbar wandelt, — dass die Kenntnis der Natur wächst und die Menschen neuer Zeiten von den Dingen neu erfasster Wirklichkeit neu ergriffen werden, — dass die Sinne sich schärfen und die Erscheinungen anders bewerten, dass die Psychologie tiefer schürfen lernt, folgt, dass auch unser Begriff von künstlerischer Wahrheit und Schönheit sich ändert und die Handhabung der kunsttechnischen Mittel sich regeneriert. Eine Kunst, deren Ethos wir nicht mehr mitfühlen, ist für uns eindrucklos. Und immer, wenn das Feldgeschrei „Zurück zur Natur" ertönt, hat sich jenes Ethos gewandelt, — hat sich das Auge der Zeit für die Dinge neu eingestellt. So fordert auch der moderne Naturalismus vom Künstler nichts anderes, als gerade u n s e r e Art der Naturanschauung durchzusetzen, u n s e r e n Mut vor der Realität zu beweisen, mag immerhin einer späteren Generation diese Erfassung und Wiedergabe der Natur wieder fremd werden, wie uns diejenige einer Vergangenheit.

Wird der modische Terminus N a t u r a l i s m u s in diesem Sinne auf die künstlerische Kultur angewandt, so erscheint die heute oft geäusserte Ansicht ganz ungereimt, dass er nur eine von einem Literatenklüngel ersonnene Theorie umschliesse, — dass er nur eine Schule, eine Richtung bezeichne, die gekommen ist und wieder geht. Ein neues Grundverhältnis zur Naturwirklichkeit hat nichts mit Schule und Theorie zu tun, sondern ist Sache der Notwendigkeit, Schicksal eines Zeitalters! Der Naturalismus ist wie auf andern Kulturgebieten so auch in der Kunst seinem Wesen nach unverlierbar; von Ueberwindung kann gar keine Rede sein, höchstens von Wandlungen, die das typische Mittel seiner Technik, der Impressionismus, erfahren hat und noch erfährt.

Alle künstlerische Betätigung (mit Einschluss der des Schauspielers und Tänzers) hat dem Modernismus mit seiner Devise, von vorn anzufangen, vom Elementaren wieder auszugehen, die Erstehung jungen Lebens zu danken. Im Kunstgewerbe gibt es eine „neue Linie"; in der Architektur die Anfänge einer neuen Rhythmisierung der Fläche. Die Malerei beschenkt uns allenthalben mit „neu erkannter" Natur. Die Skulptur weiss dem menschlichen Körper Bewegungslinien abzugewinnen, die ein Ausdruck der typischen Lebenswerte gerade unserer Zeit sind und aus einem anderen naturalistischen Geiste stammen als die eines Phidias und Michelangelo. Die Tonkunst hat im Punkte der impressionistischen Technik mit der naturalistischen Idee engste Fühlung genommen, und in der Dichtkunst äussert sich

diese Idee als eine neue Aufrichtigkeit, Unbefangenheit und Ehrfurcht vor allen Tatsachen des Lebens; als ein neuer Glaube an die Sinne, die dieses Leben beobachten, belauschen und betasten; als Erschliessung unbekannter Seelengebiete; als Entdeckung der Poesie nächstliegender Dinge, der Welt des Namenlosen; als Weiterentwicklung der überlieferten Kunstformen; als gesteigerte Anschaulichkeit und Farbigkeit des Wortausdrucks; als veränderte Darstellungsweise (Kristallisation suggestiver Einzeleindrücke zu Gesamteindrücken).

Die von Frankreich ausgehende naturalistische Bewegung in der Literatur bemächtigte sich nacheinander der epischen, dramatischen und lyrischen Gattung. Die photographisch treue Gegenstandsschilderung, in der man sich zunächst gefiel, die blosse Kleinmalerei und subtile Analyse liessen freilich den Hauptcharakter der Stoffe nicht fühlbar werden. Es kam nur zu einer minutiösen Zustandsdichtung, die es weder essentiell noch formell zur Synthese brachte. Dichtungen entstanden, denen es an Blick für Haupt- und Nebenwerte, an Willen zur Reduktion aufs Notwendige, an Suggestivität gebrach, — Studien zu Dichtungen. Aber dann trat eine neue Generation auf, die die Kunst aus den Fesseln der Wissenschaft befreite, — die zur exakten, experimentellen Naturdarstellung das synthetische Element hinzubrachte, — die mit Hilfe der gewonnenen technischen Mittel nicht bloss die äussere Form der Dinge, sondern auch die innere auszuprägen unternahm. Nun kamen alle die zu Worte, die sich die Wirklichkeit als Visionäre unterwerfen wollten, die idealistischen Poeten. Nun beseelten sich die objektiven Impressionen aus der Alltagsumwelt und die subjektiven aus der Innenwelt gesellten sich neu hinzu. Nun erst bescherte uns die naturalistische Bewegung vollgültige Kunstwerke in Drama, Epos und Lyrik.

Ob ein Dichter heute Pathetiker oder Ironiker ist, ob er zarte oder robuste Stoffe gestaltet, ob er Grossstadtgeschichten oder Märchen erzählt, ob er seine Vision einer Landschafts- oder Alltagsszene wiedergibt, ob er gesellschaftliche Probleme aufrollt oder von den verschwiegenen Tiefen der Ichgeheimnisse kündet, — in jedem Falle muss er sich als ein Naturalist erweisen, — muss er mit seiner individuellen Sehweise innerhalb der typischen (gegen früher veränderten) Naturanschauung unsrer Epoche stehen. (Begriffe wie Symbolismus, Mystizismus, Idealismus, Realismus, Romantizismus, Stilismus sind alle dem Begriff Naturalismus u n t e r g e o r d n e t; denn sie deuten nur die Art der Sensibilität, der inneren Disposition eines Künstlers an.) Und in der Tat sind die Meister der heutigen Dichtkunst, mögen

sie sich auch in ihren Aspirationen untereinander so verschieden gebärden wie etwa Maler des Quattrocento und Cinquecento, alle gleichermassen erfüllt von dem naturalistischen Geist unseres Zeitalters und unverkennbar geschieden von jenen zahlreichen Talenten, die von diesem Zeitgeist wenig oder gar nicht berührt sind und deren Erzeugnisse dem Geiste einer vergangenen Periode angehören.

Pantomimiker

(Schiller — Wagner)

1. SCHILLER

Die Handlungen dieses Dichters sind als solche prachtvoll: weil wir sie als gänzlich unkonstruierte ansehen dürfen; als aus sich herausgeschleuderte. Nur haben sie etwas zuviel: und zwar das Wort.

Es ist dies ein sehr interessantes Schauspiel, welches uns nur gewagt vorkommen dürfte, weil wir es zum erstenmal spielen wollen: Schillers Dramen als wortlos zu betrachten.

Seine Wörter nebeneinandergestellt sind nicht eine Sprache; sind nicht — ich spreche nur von seinen Dramen — Schillers Sprache: dagegen wohl aber das Gerüst, mit welchem er seine Gestalten zusammenzuhalten suchte; und der Mechanismus, mit welchem er sein Inneres selbst in Bewegung setzte, um diesen Gestalten Handlungen zu erfinden.

In Wirklichkeit ist also in Schillers Dramen der Text nur ein Hilfsmittel, um auf die Handlungen selbst zu kommen: welches bei der sauberen Ausführung wegfallen müsste; wie man die Konstruktionslinien einer geometrischen Zeichnung, solange sie störende Hilfslinien sind, bei der sauberen Ausführung wegradiert.

Schiller hätte seine Dramen nicht schreiben können, wenn er nicht gleichzeitig den Text geschrieben hätte: denn der Rhythmus desselben lag ihm im Gehirn: und setzte das Rad der Erfindungsgabe in sausende Bewegung, je tönender sich die Worte in ihm drängten: die dann die Handlung vor seinen Augen vorübergleiten liessen als einen Film. Was die Begründung ist für die richtige Behauptung, dass der Schillersche Text meist so wenig mit der Handlung selbst zu tun hat; sich vielmehr in Ausschweifungen verliert: und dies, weil es dem Dichter weniger auf den Text selbst ankam, als auf seine melodischen Zuckungen. (Solches lässt sich von allen Dichtern behaupten, die in Ekstase schaffen: denn sie dichten als Musiker; und nicht als Intellekte.)

Es ist also der Rhythmus der Schillerschen Dramenverse nur ein Hilfsmittel für den Autor: um die beständige Aktivität der

Geschehnisse zu erreichen; weshalb es als solches nicht für uns in Betracht kommen sollte. Wir beobachten eine Bewegung: denn ist der Rhythmus der Schillerschen Sprache der Stoss, der einen Körper in Bewegung setzt und ihm mit der Bewegung gleichzeitig die Richtung gibt für diese; wobei wir uns unter dem Körper in diesem Falle eben den Komplex der Handlung vorzustellen haben.

2. WAGNER

Man wird die richtige Grösse in ihm und in seinen Werken erst finden: bis man ihn und seine Werke als Pantomimiker und Pantomimen erkennen wird.

Seine Persönlichkeit zeigt sich als die eines Pantomimikers: in allen seinen Phrasen; in allen seinen Briefen; in allen Handlungen seines Lebens.

Sein Werk zeigt sich als Pantomime: in seiner herrlichen Musik; in der unglaublichen Plastik seiner Rhythmen.

Wo er eine plastische Form nicht versinnbildlichen kann, da fehlt es ihm auch gänzlich an Einfällen. Deswegen ist der Parsifal sein schwächstes Werk: es hat zwei Ideen und im Rest Eintönigkeit; deswegen sind die Meistersinger sein grossartigstes: denn hier ist jeder Takt in den Schmelzfluss der Musik starrgegossen.

Indem Wagner zum erstenmal die Motivwiederholungen in strengster Konsequenz durchführt, zeigt er sich als der grosse Pantomimiker: denn diese Motive sind nichts anderes als die in die Musik eingestreuten Worte der Erklärung: wie man in jedem Drama von den Agierenden unausgesprochene, aber befolgte: also geformte Sätze finden wird. Das bedeutet, dass diese Motivwiederholungen hörbar ausgesprochene Regiebemerkungen sind.

Wir müssten Wagner unterschätzen, wenn wir ihn als einen Dramatiker betrachten wollten: auch müssen wir vergessen, dass gerade er von einer gleichen Vollkommenheit in Text und Musik sprach; denn seine Texte wären noch lächerlicher ohne seine herrliche Musik; ebenso, wie diese noch herrlicher wäre ohne seine lächerlichen Texte; die überdies auch noch unnötig sind. Denn durch die Ausgestaltung der Motive hat er in die Musik selbst Handlung gebracht: und diese ist noch gesteigert durch Wagners starke Empfänglichkeit für Rhythmik; sie wirkt ohne den lärmenden Text auf der Bühne spannender, interessierender. (Vielleicht, dass sich Wagners Talent heute, da wir die Kunst der Pantomime anzuerkennen beginnen, noch viel vollgestalteter entwickelt hätte; denn es liegt in der Mimik, in den Grimassen, Gesten: in der Pantomimik seiner Musik.)

THEODOR TAGGER

RACHE AN TSCHUDI *)

Die Bilder der Tschudi-Gedächtnis-Spende sollten zu einer allgemein zugänglichen Ausstellung im Murillosaal der alten Pinakothek vereinigt werden. Eine solche öffentliche Ausstellung wurde aber dann doch nicht gewagt, weil man die Opposition gewisser Münchener Künstlerkreise fürchtete. Aber die Bilder waren gegen 2 Wochen in genanntem Saale vereinigt, sie wurden dort auf Grund von schriftlich und mündlich ergangenen Einladungen den vornehmen und begüterten Freunden von Tschudi und der modernen Kunst gezeigt. Keineswegs waren sie lediglich bloß zu dem Zweck, der Ankaufskommission vorgelegt zu werden, in den Murillosaal zusammengebracht, denn dafür ist dieser Saal zu gut; auch hätte die Kommission nicht eine Sitzung von einigen Wochen zu halten brauchen.

Diese verschämte Ausstellung sollte noch länger dauern, aber gegen Ende Januar kam eines Morgens der dem Prinzregenten befreundete Maler Exzellenz Fritz A. v. Kaulbach in die alte Pinakothek, ließ sich den Saal aufsperren und ging sehr schnell von dieser Vereinigung französischer Kunstwerke fort. Am selben Tag noch wurde am späten Nachmittag nach Schluß der Galerie vom Kultusministerium der telephonische Befehl erteilt, sogleich die Bilder der Tschudi-Spende aus dem Murillosaal zu entfernen und dafür zu sorgen, daß am anderen Morgen bei der Eröffnung der Galerie die altspanischen Bilder wieder an ihrem Platz hingen; ohne Rücksicht auf die Gefahren, denen die wertvollen Bilder — besonders die alten — dadurch ausgesetzt waren, wurde dann auch wirklich am nächsten Morgen der auffallende Befehl ausgeführt.

Wer weiß, wie sehr die offiziellen Kunstkreise vorher sich bemüht hatten, die nötigen Summen zum Erwerb der Tschudi-Spende von den reichen Freunden des Verstorbenen zusammenzubringen, wird begreifen, daß man in Münchener Kunstkreisen beunruhigt ist und daß man sich fragt, ob die Bilder auch

---

*) Gegenüber den Einwendungen der „Münchener Neuesten Nachrichten“ und der „B. Z. am Mittag“ veröffentlichen wir die folgenden Äußerungen, die von authentischer Stelle kommen.

wirklich vom Staat angenommen werden dürfen. — An dem Dementi in den N. N. ist nur das richtig, daß das Depot, in dem die Bilder jetzt sind, nicht unterirdisch, sondern zu ebener Erde liegt. A.

DIE UNTERIRDISCHEN

Ein früherer Redakteur der „Großen Glocke", Herr Walter Steinthal, (jetzt Redakteur der Deutschen Montagszeitung) läßt sich von Herrn Rechtsanwalt Puppe „langjährig" vertreten.

Es ergibt sich folgendes Bild:

Puppe über den Mandanten:

Puppe an die „Aktion", 26. Juli 1911:

„Wahr ist, . . . daß mein Mandant (Walter Steinthal) fünfzig Mark Geldstrafe erhielt."

Puppe an den „Pan", 5. Febr. 1912:

„Wahr ist, daß ich als Herrn Steinthals langjähriger einzigster Rechtsbeistand persönlich die Erklärung abgeben kann, daß Herr Steinthal überhaupt noch niemals, sei es wegen Beleidigung, sei es wegen eines anderen Deliktes, vorbestraft ist."

Zweites Doppelbild:

Der Kollege:

Die „Große Glocke" über Steinthal:

„. . . Walter Steinthal, den früheren Redakteur der „Großen Glocke". . . „dem Kollegen Steinthal . ." . . . „bei uns Redakteur war" . . . „seine Lehrzeit bei uns" . . . „daß diese Lehre gut war . . ."

Steinthal über die „Große Glocke":

„Nicht den Enthüller, nicht den Entlarver spielen, nicht die amtliche Große Glocke von Berlin sein wollen". . . „So heißt ja wohl der terminus technicus derer um Wilhelm Bruhn und Richard Dietrich . . ." . . . „Wo man, rund heraus gesagt, die Nähe von Zeitungen wie die ‚Wahrheit' erheblich fatal wittert". . . .

Rechtsanwalt Puppe plante folgende

Berichtigung:

1. Es ist unwahr, daß Herr Steinthal infolge einer Tätigkeit an dem von Ihnen genannten Berliner Blatt vorbestraft ist. Wahr ist, daß ich als Herrn Steinthals langjähriger einzigster . . . (siehe oben).

2. Unwahr ist, daß Herr Steinthal versucht hat, irgendeinen Abschnitt seiner Berliner Tätigkeit durch Unwahrheiten wegzuleugnen.

Wahr ist, daß Herr Steinthal vor etwa einem Jahre aus Anlaß einer irrtümlichen Angabe des Berliner Tageblattes die Redaktion dieses Blattes gebeten hat, der Wahrheit gemäß zu berichtigen, daß er nicht die Stellung eines Redakteurs der „Großen Glocke" bekleide.

Ein kleiner

Nachtrag:

„Aktion" vom 20. März 1911:

Nach der Beendigung des Prozesses hatte Herr Walter Steinthal den Einfall, dem „B. T.", das den Prozeßbericht gebracht hatte, mitzuteilen, daß Walter Steinthal mit sich nicht identisch sei.

Wir bitten, Mitteilungen und Beiträge nur:
An die Redaktion, Berlin W. 10, Victoriastrasse 5, zu adressieren.
Bei umfangreicheren Zusendungen ist vorherige Anfrage notwendig.
Sprechstunde: An Werktagen, mit Ausnahme des Montags, 1—3 Uhr,
Berlin W., Victoriastrasse 5.

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Daiber, Berlin-Wilmersdorf.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Königlich Bayrische Komödie

Ein optimistischer Freund sah die Zukunft Bayerns so: es bekommt ringsherum Mauern und wird gegen Entrée den Fremden gezeigt; die Eingeborenen führen das Schuhplatteln, Biertrinken, Schmalzlerschnupfen, Bal paré, die deutsche Kunst, Reformtheater und Oberammergau vor; alle fünf Minuten singt Gross und Klein das Nationallied mit dem Refrain „Saupreiss"; Schenkkellner demonstrieren das Messerstechen.

Braucht man eine Mauer? Sie ist ja da. Die Zukunft? Sie ist ja Gegenwart. Man braucht nur neue Nummern, die nicht aus dem bestens erprobten Programm fallen. Wir haben eine solche neue Nummer: ein ultramontanes Ministerium, akkompagniert von der Kastagnettenmusik des angstschlotternden bayerischen Liberalismus, der sich zu einem Kampf bis auf das im Griff feststehende Messer durch gegenseitigen Zuruf vorbereitet. Die Münchener Neuesten Nachrichten trieften von Blutrünstigkeit am Tage der Ernennung — am dritten Tage stellte es sich auch den paar Gläubigen heraus, dass das Blut nur Tinte war wie immer: man erklärte, dass man scharf aufpassen müsse. Das ist ungefährlicher als mit einer Pistole spielen, selbst wenn diese nicht geladen ist. Es ist das Programm und das Schicksal des Liberalismus, dass er immer genau weiss, er kann mit der rechten Hand nicht halten was er mit der linken versprochen hat (er gibt immer mit der Linken seinen Handschlag). Der Liberalismus ist die fatale Situation zwischen zwei Stühlen in Permanenz. Da sitzt er und erklärt emphatisch: hier ist mein Platz. Der Liberalismus muss schwankend sein wie die Börsenkurse. Er lebt von Protesten, die ihn zerschmettern, wenn sie aus der Phrase zur Tat würden. Das weiss er. Darum hat er kein Interesse an der Tat.

In Bayern hat das, wie alles andere, noch seine besondere Färbung. Bayern versteift sich auf seine Sonderrechtsbarkeit im Reiche, und führte sie auch zu nichts mehr als dem Unsinn der besonderen Briefmarken, die ein Hoheitsrecht der Krone sind, das wir bei den schlechten Zeiten, welche Hoheitsrechte haben, dem Hause Wittelsbach gerne gönnen. Wir sind keine Unmenschen. Bayern hat aber auch noch ein anderes Reservatrecht und das ist das Recht, alles, was an noch so stumpfsinnigen heimischen Einrichtungen, Bräuchen, Sitten rührt für „preussisch" zu erklären und damit unpopulär zu machen. Politische Minoritäten führen Zustände,

die sie durch ihre Dummheit verursacht haben, auf „preussischen Einfluss“ zurück, um für ihre Dummheit ein Versteck zu gewinnen und ihre kleine Popularität zu erhalten. „Saupreiss“ ist die grosse Ausrede der bayrischen Indolenz. Einem Druck von Preussen nachgebend, habe der Prinzregent, dem „Preussen“ die rote Flut recht lebhaft gemalt habe, ein ultramontanes Ministerium ernannt: so erzählte man herum, ungeachtet der gleichzeitigen kaiserlichen Thronrede, die voller Haltung nicht die geringste Nervosität vor diesem roten Reichstage zeigte.

Was geschah denn eigentlich? Ein, wenn auch nicht dem Titel nach, so doch in seinen Taten durchaus dem Zentrum ergebenes Ministerium musste gehen. Podewils war ganz nach Sinn und Geschmack des Regenten gewesen, der fromm ist ohne ultramontane Extravaganz, landesväterlich ohne irgend politische Voreingenommenheit: ein feiner, lieber, alter Herr, ein Gentleman alten guten Schlages, dem ein ebensolcher Gentleman als Ministerpräsident durchaus passte. Denn Podewils ist ein liebenswürdiger Weltmann, ein etwas ironischer Zuschauer und ganz ohne Illusionen über politische Dinge und Figuren, die er gar nicht so ernst nimmt wie diese sich selber. Menschen solcher Art werden in der Politik immer seltener, denn auch sie mechanisiert sich, schafft sich Beamte, die nichts weiter sind als Teile einer Maschinerie und ohne persönlichen Charakter. Der ungeduldig wartende Thronfolger ist voller Tatendrang. Prinz Ludwig ist fast siebenzig Jahre alt und wird nervös. Nicht schwer, dem über neunzig alten Prinzregenten zu beweisen, dass er die Zeit nicht verstehe, die zu verstehen einer nicht die geringste Lust mehr verspürt, der so alt ist. Also kam der Abschied: „Mein lieber Podewils, Sie sind mir zu gut für das, was man die Politik in Bayern nennt, ich habe in meiner Hofhaltung was viel Schöneres für Sie.“ Und der Thronfolger erfüllte eine demokratische Forderung: er ernannte (konform seinen persönlichen Wünschen) ein Ministerium aus der parlamentarischen Majorität, die zufällig ultramontan ist. Das war „ein Faustschlag ins Gesicht der Bevölkerung“, wie die liberalen Blätter im Boxerstil sagen.

Es ist eine Kraftprobe, deren endlichen Eintritt man gutheissen kann, wenn sie auch gerade jetzt etwas provokant aussieht. Bisher herrschte in Bayern das Zentrum hinten herum, im Dunkeln gewissermassen. Jetzt steht es im vollen Licht. Ist verantwortlich zu machen. Ist verantwortlich. Was kann erwünschter sein? Gewiss! Die Erfüllung der demokratischen Forderung eines parlamentarischen Ministeriums nahm eine Voraussetzung als erfüllt an, die es nicht ist, nämlich eine demokratische Verfassung. Das Zentrum hat die parlamentarische Majorität, aber nicht die der

Wähler. Die Einteilung der Wahlkreise begünstigt das Land, benachteiligt die Städte. Aber die Liberalen haben zur Aenderung der Wahlkreiseinteilung und des Abstimmungsmodus nie mehr getan als beides programmatisch zu fordern. War eine Möglichkeit, diese Forderung zu verwirklichen, so fanden sie immer Vorwände, nichts dafür zu tun.

Schon Bethmann Hollweg ist ein verkappter Gelehrter, ein Amateur-Philosoph. Jetzt haben wir einen richtigen Philosophieprofessor als bayrischen Staatsleiter und das auf die Bildung versessene Bürgertum könnte stolz sein. Aber es ist bös, weil Herr von Hertling, dieser kleine kluge Herr mit den Augen, die einen nicht anschauen können, ein katholischer Professor ist und die Herren seines Ministeriums bis auf einen Renommierprotestanten, ebenfalls ultramontane Herren sind. Diese ultramontane Regierung ist eine Kraftprobe, nicht für die Liberalen, die mit ihrer Kraft nicht renommieren sollen, sondern für das Zentrum. Das Zentrum muss zeigen, was es kann. Endlich einmal öffentlich zeigen, vor aller Augen, der Kritik ausgeliefert, die sich auf Fakten stützen kann, allen zugänglich und sichtbar, nicht zum Abstreiten und nicht zum Verdrehen wie bisher, wo alles hinter den Kulissen gemacht wurde und es vor den Kulissen nicht gewesen sein wollte, wie der Prozess Auer beweist.

Also nur hereinspaziert ins schöne Bayerland, verehrte Freunde und Saupreussen, hier ist zu sehen ausser den altbewährten Attraktionen was ganz Neues: ein ultramontanes Ministerium und die kochende liberale Volksseele. Hotels up to date. Messerstechen der biederen Landbewohner, neu einstudiert von Reinhardt. Schmalzlerwettschnupfen der Pfarrer bei Kati Kobus. Hausgemachte Malerei von Scholle und Cie.

BONNIE.

Ein jungfranzösischer Roman

Von G. LE CARDONNEL

Neulich hat mir jemand meine Gleichgültigkeit gegen die modernsten Richtungen vorgeworfen*). Ich glaube nun wirklich nicht, den Kultus der Mode vor allen — ach, nur zu meist provisorischen — Heiligtümern treiben zu müssen, und ich erwarte von der Zukunft die Antwort, ob ich Recht habe. Ich gestehe, daß ich mich am liebsten an die Schriftsteller halte, deren Talent, deren Stärke ich anerkennen muß. Im übrigen kümmere ich mich nicht um ihr persönliches Wollen, noch um ihr Klagen, noch um ihre Freunde, noch um ihre Feinde. Ihr Werk allein interessiert mich, um der Kunst willen, die ich darin entdecke, oder wegen ihres Mangels an Kunst, den ich beklage.

Unter diesen provisorischen Heiligtümern unterscheide ich drei, die ihre treuen Anhänger haben. Das erste ist das des Paul Claudel, aber Paul Claudel schreibt keine Romane, und ich möchte hier nur von Romanen sprechen. Das zweite — das von André Gide; vor dem neigen sich ernste und gewichtige junge Leute und junge Frauen, die sich für reine Zerebralmenschen halten. Das ist eine hugenottische, kahle und nüchterne Kapelle, dieses Heiligtum; doch läuft wohl auch die eine oder andere hübsche intellektuelle Abwechselung mit unter. Ich hoffe davon noch einmal mehr zu erzählen. Und schließlich haben wir das Heiligtum Romain Rolland. Hier treibt man Laienkult; die hochgestimmte Seele seufzt ohne Unterlaß über die Traurigkeiten der Zeit. Und manchmal wird sogar auch die Orgel gespielt.

Romain Rolland veröffentlicht eben ein neues Buch: „Der brennende Busch". Es ist der neunte Teil seiner Romanserie von Jean Christophe, die im ganzen zehn zählen soll. Man kann also wohl schon dem Gesamtwerk ins Gesicht sehen. Dieses ist eigentlich gar kein Roman, und doch tut es so. Es ist kein Essay, und doch nähert es sich dem. Es ist auch nicht Reportage, und manchmal berührt es sich doch damit. Es ist nicht Poesie und hat doch lyrische Seiten. Ich kenne kein Werk, das nach allen Richtungen repräsentativer wäre für die Unordnung der Geister, die in Frankreich zwanzig

*) Der Verfasser ist Kritiker der Zeitschrift „Les Marges".

Jahre lang geherrscht hat, und die wir noch nicht ganz überwunden haben. Begreiflich, daß ein solches Buch enthusiastische Freunde unter den zahlreichen Nichtfranzosen findet; die beteuern gern ihre Bewunderung vor jedem Werk der französischen Sprache, das die Fehler ihrer eigenen Schriftsteller hat und die Vorzüge jener französischen Kultur vermissen läßt, die wir verlangen. Nicht nur für die Periode der Zerrüttung des französischen Geistes ist dieses Werk mit seiner ungeordneten Folge von Bänden charakteristisch; es spiegelt die Zerrüttung des ganzen französischen Vaterlandes. Es ist ein Dokument. Es erzählt den Inhalt des Schauspiels vom Tage. Alle diese Unterhaltungen über Antisemitismus und die Rolle der Juden, über Pauperismus, Pazifismus, über Kunst, über Strebereien, über Liebe, über die Frau, über die Anarchie, über die Moderne, wir haben sie gehört. Wir haben uns an ihnen sogar beteiligt. Diese Fragen werden hier so behandelt, wie sie vor einigen Jahren in den Kreisen behandelt wurden, die sich als die Intellektuellen gefielen. Es ist gar nicht erstaunlich, daß eine große Anzahl von Geistern sich hier wiedererkennt und diesem Buch, in dem ihre eigenen Gedanken noch nachzittern, Interesse und auch Beifall schenkt.

Jean Christophe ist ein zugewanderter Deutscher, und er taucht hier auf, gleichwie in der Rolle eines Compère, wie in einer „intellektuellen" Revue. Er verläßt Frankreich, nachdem er bei einem Aufruhr einen Polizisten getötet hat, als einer jener guten Fremden, die sich in die Bürgerkriege auf unseren Straßen mischen, ohne daß die sie etwas angehen, und er flüchtet zu seinem Freunde Braun über die deutsche Grenze. Hier gerät er in ein protestantisches und tristes Milieu, in dem es auch Brauns Frau, Anna, nicht eben zu gefallen scheint. Anna ist eine phantastische Person, geschaffen für amoureuse Liebesleidenschaften, außerdem eine Frau, die sich langweilt, und so sucht sie bald Zerstreuung in Christophes Gesellschaft. Der freilich, eine schöne Seele, empfindet ein Widerstreben, seinen Freund zu betrügen, bei dem er zu Gast weilt. Am Ende aber entschließt er sich dazu. Anna und Christophe fühlen sich einer zum andern gedrängt, wie man erraten kann, durch unwiderstehliche und dunkle Mächte. Das ist der brennende Busch. Es gibt hier in der Tat ergreifende Stellen, voll von einer lyrischen Psychologie. In trüben Stunden hat Christophe Anwandlungen, Braun alles zu gestehen. Er wird nur zurückgehalten durch die Angst, ihm Schmerzen zu bereiten, eine sicher sehr berechtigte Angst. Anna, die bis an das Letzte ihrer Leidenschaft geht, denkt zuerst einen Moment daran, ihren

Mann zu töten, dann an einen Selbstmord zusammen mit Christophe; dazu entschließen sie sich auch, aber es mißlingt. Anna wird krank, und Christophe flieht. Anna wird schließlich wieder gläubig, fromm. Und nun ein entscheidender Moment im Leben Christophes: wo sein Schmerz einen Gott sucht, an den sein Verstand nicht glaubt. Eines Tages, auf einem seiner Spaziergänge, sieht sich Christophe einem Menschen gegenüber „mit blassen Augen, mit dickem und gelbem Gesicht, der zusammengesunken auf einer Bank sitzt unter zwei Pappeln und vor sich hinblickt. Ein zweiter Mann sitzt neben ihm und die beiden schweigen.“ Christophe erkennt in dem Mann mit den hellen Augen einen deutschen Dichter, jetzt Pensionär einer benachbarten Heilanstalt. „Einstmals ein Mann voll Kraft, voll Selbstsicherheit, voll Verachtung vor allem, was nicht sein Werk war, ein Romancier, dessen realistische und sinnliche Kunst über die Mittelmäßigkeit der Tagesliteratur weit hinausragte.“ „Christophe verabscheute ihn eigentlich und konnte sich doch nicht enthalten, die Vollkommenheit seiner materiellen, klaren und in sich beschränkten Kunst zu bewundern.“

„Es hat ihn gepackt, jetzt gerade vor einem Jahr“, sagt der Wärter. „Man hat ihn gepflegt, man hat ihn als geheilt entlassen. Und dann, dann hat es ihn wieder gepackt. An einem Abend hat er sich aus dem Fenster gestürzt. In der ersten Zeit, wie er hier war, da kämpfte er und schrie er. Jetzt ist er ruhig. So verbringt er seine Tage, wie Sie ihn sehen, still dasitzend.“

Und da Christophe den Kranken fragt: „Wonach schauen Sie aus?“, sagt dieser unbeweglich, halblaut:

„Ich warte.“

„Worauf?“

„Auf die Wiederauferstehung.“

Christophe erzitterte. Er stürzte davon. Das Wort hatte ihn getroffen wie ein Blitzschlag.

Von diesem Augenblick an kommt über Christophe eine Art Erleuchtung; er fühlt die Heimsuchung Gottes, er macht uns zum Zeugen seiner Gespräche mit Gott. Aber wer ist der Gott, der diese vom Nichts umlauerte Seele gewinnt? Hören wir den Dichter selbst:

„Gott war für ihn nicht der verborgene Schöpfer, nicht der Nero, der vom Gipfel seines ehernen Turmes die brennende Stadt betrachtet, die er selbst angesteckt hat. Gott war Kämpfer, Gott litt, ein Genosse aller derer, die kämpfen und die leiden, denn er war das Leben selbst und war der Tropfen

Licht, der in das Dunkel fällt, der sich ausdehnt, ausbreitet, der die Nacht tränkt. Aber die Nacht ist ohne Ende, und so ist auch der göttliche Kampf grenzenlos, und niemand kann wissen, was sein Ausgang sein wird. Eine heroische Sinfonie, in der auch die Dissonanzen, die sich stoßen und drängen, ein erhabenes Konzert sind! Wie der Buchenwald, der in seiner dunklen Stille von furchtbaren Kämpfen voll ist, so ist das Lebèn mitten im ewigen Frieden voll von Kampf."

Ein Gott also, wie man sieht, sehr weltlich, sehr vage . . . Das Leben selbst . . .

Dank dieser mystischen Erhebung fängt Jean Christophe wieder an, zu schaffen, aber nun ganz anders als vorher:

„Früher, da er sich schon auf der Höhe seines Lebens und seiner Kunst wähnte — und er war doch erst auf dem Gipfel eines seiner Leben und einer seiner Inkarnationen in der Kunst — da war seine Sprache die Sprache, die dem Denken vorausgeht, da unterwarf sich sein Empfinden ohne Widerstreben einer Art Logik, die von vornherein feststand, die ihm seine Phrasen zuflüsterte und der er gelehrig, auf gebahnten Wegen, an jenes Ziel folgte, wo das Publikum ihn erwartete. Jetzt gab es keinen solchen Weg mehr. Jetzt mußte er ihn sich selbst bahnen. Jetzt mußte der Verstand einfach folgen. Seine Rolle war es nicht mehr, die Leidenschaft zu beschreiben oder zu zerlegen. Er mußte selber mit ihr eins werden, er mußte sich selbst ihren Gesetzen unterwerfen."

„Nun fielen auch mit einem Schlage die Widersprüche, mit denen Christophe sich lange herumschlug, ohne sich mit ihnen abfinden zu wollen, denn obwohl er ein reiner Künstler war, hatte er in seine Kunst doch oft Dinge vermischt, die ihr fremd waren; eine soziale Aufgabe hatte er ihr zugeteilt, und er hatte nicht gemerkt, daß in ihm zwei Menschen waren: der Künstler, der sein Werk schuf, ohne sich um seine unmittelbare Wirkung zu kümmern, und der handelnde und denkende Mensch, der seine Kunst zu etwas Moralischem und Sozialem machen wollte. Sie standen sich oft im Wege und machten sich Schwierigkeiten. Nun, da ihn die reine Schöpferidee ergriffen hatte mit ihrer Gesetzmäßigkeit, ihrer organischen Kraft, eine Realität, die jeder anderen Realität überlegen ist, stand er nicht mehr im Dienst irgendeines praktischen Bedenkens. Er gab freilich nichts auf von seinem Widerwillen gegen den niedrigen und häßlichen Immoralismus der Zeit. Er dachte freilich immer noch, daß eine unreine und ungesunde Kunst die niedrigste Stufe der Kunst sei, daß sie nur eine Krankheit sei, ein Fäulnispilz an einem toten Baumstumpf. Aber wenn die Vergnügungskunst

nur eine Prostitution der Kunst ist, so wollte Christophe doch auch nicht jenen kurzsichtigen Nützlichkeitssinn, der die Kunst nur für die Moral und den Pegasus nur als flügellosen Karrengaul gelten läßt. Die Kunst, die die höchste ist, die allein diesen Namen verdient, steht über den Gesetzen eines Tages. Sie ist ein Komet, geschleudert durch die Unendlichkeit. Es kann sein, daß sie Nutzen stiftet, und es kann auch sein, daß sie nutzlos und gefährlich erscheint im praktischen Getriebe. Aber sie ist die Kraft, sie ist die Bewegung und das Feuer. Sie ist der Blitz, der aus dem Himmel springt. Und deshalb allein ist sie auch heilig und wohltätig.“ — —

Ich habe diese lange Stelle zitiert, weil sie nicht nur diesen einen Jean Christophe, sondern auch viele seiner Zeitgenossen mit allen ihren Fehlern und allen Vorzügen kennzeichnet. In diesem ganzen Werk herrscht das Dunkel. Betrachtet man diesen Helden, der nach seiner schmerzlichen Liebeskrise von Gott spricht, so glaubt man irgendeine tragische und reine menschliche Bekehrung mitzumachen. Romain Rolland trifft einen Augenblick diese Saite. Nur der Ton, der uns dabei ergreifen könnte, fehlt freilich. Nur über das Literarische kommt man dabei, für mein Empfinden wenigstens, nicht hinaus. Welch ein Irrtum von Christophe, zu glauben, daß er ein lebendiges Werk schaffen werde, wenn sein Verstand sich der Leidenschaft unterwirft! Als ob in der Kunst der Geist nicht ebensoviel zu sagen hätte wie das Gefühl. Dieser Cristophe, scheint mir, ist zu deutsch.

Rolland hat es selbst einmal ausgesprochen, was ich oben meinerseits andeutete, daß er keine Romane schreibt. Romane sind seine Bücher nicht. Es sind Werke eines tätigen Menschen, der — um seine Meinung zu sagen — die Tribüne nimmt, die ihm gefällt. Man könnte sagen, daß die künstlerische Wirrnis darin ihr Recht habe, da sie die Verworrenheit ihrer Zeit abspiegelt. Aber ich könnte freilich darauf erwidern, daß es das Französische in der Kunst sei, auch die schlimmste Verwirrung nach Maß und Ordnung zu gestalten.

Europäer vor viertausend Jahren

Von EMIL WALDMANN (Athen)

Am Nordrande der Insel Kreta, eine Stunde vom Meer entfernt, liegen am Hügelabhang in einem Bachtal, die Ruinen des Königspalastes von Knossos, dort, wo der sagenhafte König Minos wohnte. Was an ihm eigentlich noch Sage ist, was Historie, das lässt sich schwer feststellen. Dass er eine Seeherrschaft bis Asien und Ägypten und Griechenland ausübte, dass er von Attika Gefangene heimbrachte und sie dem stiergehörnten Gott opferte, dass sein Palast ein Labyrinth war mit endlosen schmalen Gängen, aus denen man sich nicht herausfindet — dies ist alles so gut wie sicher. Jedenfalls können wir uns ein anschauliches Bild von der äusseren Kultur dieser Sagenzeit machen als von manchen sogenannt historischen Epochen. Wie Perikles lebte, so als Mensch und (erster) Bürger, das ahnen wir nur eben halbwegs; unser Bild von ihm entbehrt der Farbe. Wir möchten wissen, wie es um ihn herum aussah, wenn er einmal nicht auf der Akropolis, zwischen alle den auf sein Geheiss errichteten Bauten einherging; doch so gut wir das ewige Teil dieses Menschen kennen, oder zu kennen meinen, — sein gegenwärtiges und alltägliches ist uns verschlossen. Aber der Mann da in Kreta vor rund viertausend Jahren, ob er nun Minos hiess und was es mit seinem Architekten Dädalos auch auf sich haben mag, von dem erzählen uns die Ruinen mit ihren Funden, eine Menge fast greifbarer Dinge.

Auf einem runden Hügel, an seinem Abhang, liegt ein grosser quadratischer Palastblock, 120 Meter breit. Das Zentrum der weitläufigen Anlage bildet ein etwa 70 Meter langer rechteckiger Hof, auf allen Seiten von Gebäuden umgeben, links, im Westen, zweigeschossig, rechts, auf der stark abfallenden Hügelseite, viergeschossig, so dass zwei Etagen über dem Hofniveau liegen, die anderen zwei den Abhang hinuntersteigen. Wer vom Zentralhof auf dieser Seite ins „Parterre“ ging, befand sich also tatsächlich im dritten Stock des Gebäudes. Links, im Westen, waren

nun die Hauptwohnräume, der Baderaum des Königs, und, in der Erde, nach allen Richtungen orientiert, die endlosen Vorratskammern, die Keller mit den riesigen Tongefässen und den bleigedichteten Steinkisten, die Tresors und die Magazine, ein undurchdringliches Gewirr schmaler Räume, Gänge und Korridore. Rechts vom Hof, in dem Vieretagenhaus, unten die Repräsentationssäle mit Vorhöfen und Vorzimmern, von Säulenstellungen auf allen Seiten umgeben, eine zweite Wohnungsanlage und eine Hauskapelle mit Altar. Dann durch einen Korridor von diesem Teil getrennt, wieder Wirtschaftsräume, eine Ölpresse mit einer langen, in ein Reservoir führenden Leitung und vielleicht auch die Gesindewohnungen. Zugänge hatte das Schloss zwei: Einen im Nordwesten gelegenen, offiziellen, mit einer grossen Freitreppe, auf die von aussen ein langer gepflasterter Gang zuführte, und mit mehreren Säulenhallen dahinter. Dann einen einfacheren an der Südwestecke. Der führte erst an der einen Aussenmauer entlang, bog an der Ecke um und mündete in einen kleinen Portalbau.

Hier lebte nun dieser König in grossem Luxus. Das Baumaterial war glänzender Alabaster, er nahm es als Pflaster für den riesigen Hof, und auch sonst für die Fussböden, für Treppen und Schwellen. Ja, auch für den Sockel und die Quadern der Wände nahm er denselben Stein bis etwa Mannshöhe. Darüber war Fachwerk mit Stuck verkleidet und mit Fresken geschmückt. Die Decken, die nach oben sich verbreiternden Säulen und Pfeiler für Dach und Treppen waren aus Holz, ebenso wie die in mehreren Geschossen übereinanderliegenden Galerien, die auf allen Seiten die Höfe umzogen; auf die trat man aus den Zimmern heraus und schaute in den Hof hinab, wenn da unten bei dem grossen hörnergeschmückten Altarbau ein religiöses Fest und ein Opfer war, vielleicht ein Menschenopfer. Da wogte auf den Alabasterplatten eine dichte Menge auf und ab, eine Masse eleganter Weiber dabei, die schwatzten und gestikulierten — ein Miniatur-Freskogemälde gibt uns eine Vorstellung davon.

Für grosse Zeremonien und Hoffestlichkeiten war alles vorgesehen. Schon die Anlage des Schlosses weist darauf hin. Den Hauptzugang bildete, wie gesagt, ein langer gepflasterter Weg.

Da kamen die Gesandtschaften in feierlichem Schritt herangezogen, dem Könige ihre Geschenke zu bringen, Gefässe aus kostbaren Steinen — jetzt stehen sie im Museum im nahen Candia zu Haufen herum. — Empfangen wurden die Fremden auf der grossen rechtwinklig gebrochenen Freitreppe, die in der Nähe der Portale liegt, und über der an der einen Seite eine gedeckte Loge ist. Dort zeigte der König sich, feierlich von den Herolden begleitet, die Straussenfederschmuck im Haar und lange, elfenbeinerne Stäbe in den Händen trugen — so wie ein Fresko, das noch erhalten ist, sie abbildet, schlanke sehnige Gestalten von dunkler Hautfarbe mit blitzenden Augen. Man hat darum gestritten, was diese Freitreppe sei, man hält sie für ein Amphitheater mit ihren niedrigen Sitzstufen. Aber das ist sie nicht, da sie doch nicht kreisförmig, sondern rechtwinklig gebrochen ist, und da doch ein langer Weg darauf zuführt. Auch ist ganz dicht dabei ein Bad. Das war damals immer am Haupteingang, auch in kleineren Palästen: der Fremde, der kam, wurde zunächst einmal gebadet, ehe man ihn zum Herrscher liess.

* * *

Wenn der Herrscher badete, das war eine Zeremonie, ähnlich wie das Lever der französischen Könige. Im Erdgeschoss seiner Wohnung liegt sein Badegemach, zwei miteinander verbundene Zimmer. Das kleinere, mit Alabaster ausgekleidete, zu dem ein paar Stufen abwärts führen, diente als eigentlicher Baderaum, dort standen die tönernen Wannen, wie sie im Palast gefunden wurden; das grössere, durch Säulen davon getrennt, als Ruhesaal. An seinen Wänden laufen steinerne Sitzbänke entlang, in der Mitte der Hauptwand steht ein steinerner Sessel mit blattförmig ausgeschnittener Lehne und für die Glutäen vertieften Sitzfläche, an der Wand dahinter flankiert von zwei wappenmässig einander zugekehrten gemalten Greifen. Dort ruhte der König, nackt oder fast nackt nach dem Bade, und auf den Steinbänken sassen die Hofleute. Hier ward geplaudert, hier war der Fürst gnädig, in der Kühle nach dem Bade, die so wohltut in der afrikanischen Sonne Kretas. Man hat diesen Raum den Thronsaal genannt, wegen des alleinstehenden Sessels. Aber davon kann wohl keine

Rede sein bei diesem ziemlich niedrigen, gebundenen, kaum offenen Gemach. Wenn er thronte, brauchte er keinen Badesessel mit vertieften Flächen (die damals nur Sinn haben bei dem unbekleideten Körper), sondern er hatte, wie es sich gehörte, einen Thron aus Elfenbein und Gold mit Fellen und Kissen belegt, und er war auch nicht nackt; eine Zivilisation, die so unerhört prächtige gewebte und gestickte bunte Gewänder besass wie die Wandgemälde sie uns zeigen, die lässt ihren König nicht nackt gehen, stehen oder sitzen. Als ob ein Menelik je halbnackt auf seinem Thron gesessen hättel

Zudem befindet sich ja der grosse Repräsentationssaal in dem anderen Gebäudekomplex, am Hügelabhang, im untersten Stock des Vieretagenhauses. Ein Lichthof mit vier hintereinanderliegenden, durch Säulen und Pfeiler getrennten und auf zwei freien Seiten auch von Säulenhallen umgebenen Räumen, halb unter freiem Himmel, mit weitem offenen Blick über das Bachtal und auf die Hügel jenseits. Dieser Raum, auf drei Seiten von Treppenanlagen umgeben, charakterisiert sich schon im Grundriss als der Mittelpunkt der ganzen Anlage. Ein Luxusraum mit grosser Platzverschwendung hergerichtet und „praktisch" nicht zu gebrauchen — das redet deutlich von dem stark zeremoniellen Charakter dieser Hofhaltung.

Die ganze bunte morgenländische Sinnenfreude dieses Lebens leuchtet uns aus den vielen Dingen entgegen, kostbaren wie wertlosen, die in dem Palast gefunden sind. Grosse Skulptur fehlt fast vollständig, dagegen blüht das „Kunstgewerbe" in allen nur denkbaren Zweigen. Die merkwürdigen Steingefässe, meist trichter- und kannenförmig, grau und blau marmoriert, oder gefärbt wie Strausseneier mit rosa Adern, wetteifern an Schönheit der Arbeit mit Trinkgefässen in Tierform, einem prachtvollen Stierkopf aus dunklem bronzefarbigen Stein und dem einer elfenbeinfarbenen Löwin. Aus bunter Fayence sind kleine Reliefgruppen von Tieren, Genrebilder einer Kuh mit Kalb, einer Ziege mit Zicklein; ferner kleine Häuser als Spielzeug; dann die berühmten Statuetten von Frauen mit Schlangen, sowie fliegende Fische. Ein Prunkstück war das Brettspiel des Königs, aus bemaltem Stuck, verziert mit Elfenbeinintarsia,

Plättchen aus Kristall auf Silberfolie, Goldstreifen und Einlagen von farbigem Email. Dann das Schönste: die Fresken, mit denen die Wände verziert waren, Genrebilder in ägyptischer Art, eine Szene, wie eine graugelbe Katze einen roten Vogel in dem Grün der Büsche beschleicht, oder Darstellungen der Feste und Zeremonien. Einmal sehen wir eine pompös angezogene tanzende Frau mit unendlich vielen Gewändern in weiss, rot und blau, überlebensgross, dann Greifen, am Fluss im Riedgras liegend und gefässtragende Jünglinge aus einer Prozession, grossdekorative Arbeiten in hellen Farben aus Korridoren und Höfen. Dann wohl aus intimeren Gemächern kleine Fresken, ein Opfer am Hauptaltar mit viel Volks, und eine reizende Gesellschaftsszene im Park unter Bäumen, vielleicht eine Art embarquement pour Cythère. Wunderschöne Bilder, ausdrucksvoll und illusionistisch im Zeichnerischen, streng und von dunkler auf Schwarz, Rot, Gelb und Grün gestimmter Harmonie im Koloristischen, hierin einem Farbenholzschnitt eines primitiven japanischen Meisters etwa aus der Toriischule nicht unähnlich. Auch von der Freude dieses Königs am Sport erzählen uns die Gemälde. Da ist ein kleines Fresko, mit einem Stiergaukler. In eleganter schneller Bewegung schwebt die dunkle Gestalt über den Rücken der riesigen Bestie, springerhaft, ganz gestreckt, und zwei schön angezogene weisse Frauen machen an Kopf und Schwanz das Tier scheu. Eine ähnliche Gruppe aus Elfenbein geschnitzt ist zwar nur in Fragmenten erhalten, aber die Figur des schwimmend durch die Luft sausenden Springers ist ein kleines Wunderwerk kostbarster Kleinplastik.

* * *

Dass auch die Frauen am Sport teilnahmen, dass sie, wie man neuerdings weiss, auch mit zur Jagd hinausfuhren, dass sie in Kreta also sogar am Stiergefecht teilnahmen, ist höchst auffällig. Aber in dieser Kultur spielen die Frauen ja überhaupt eine merkwürdig positive Rolle. Wenn wir es sonst nicht merkten, wie diese ganze Kultur mit Sinnenfreude und Lebensgenuss durchsetzt war, diese Frauen würden es uns verraten. Schon ihre elegante Tracht mit den kostbar geschnitzten grossen

Elfenbeinkämmen im schwarzen Haar, mit den stark geschnürten Taillen und den übertriebenen Röcken, die bald einer volantbesetzten Krinoline ähnlich sehen, bald ganz eng zwischen den Beinen genäht sind wie ein Hosenrock mit starker Betonung all jener Teile, die unter den Begriff Reize fallen, mit den biegsamen Corsagen, welche die ganze üppig schwellende Decolletée freilassen, und den nackten Armen — schon diese Tracht, die ungefähr so wirkt wie die der spanischen Tänzerinnen unserer Variétés, zeigt deutlich, woran man mit diesen Geschöpfen ist, wie diese prachtvoll lebensstarken Gesellen ihre Weiber anzufassen pflegten.

Diese Art der Stellung der Frau ist damals für den Orient genau so ungewöhnlich wie für Europa. Sie hat gewiss nichts zu tun mit der eifersüchtig bornierten Abgeschlossenheit der orientalischen Haremsdame, die uns heute noch unbekannt ist (Flaubert sagt in seiner Polemik mit Sainte-Beuve wegen der Salambo: „par la raison qu'il est impossible de la fréquenter"); aber auch nichts mit dem Typus des „neuen Weibes", das in der Glanzzeit Athens, unter Perikles, aufgekommen sein soll, jener halb geschlechtslosen, ungeheuer gebildeten und wahrscheinlich sentimental ebenso wie intellektuell missbrauchten Hetäre (wenn diese Art „Aspasia" wirklich existiert hat, und nicht nur ein Traum Platos ist). Das klassische und vorklassische Athen versteht nichts von Frauen. Erst unter der Tyrannenherrschaft des Pisistratos dringt ein wenig davon ein aus Ionien, aus Asien, aber noch um die Zeit der Tyrannenvertreibung sehen in der Skulptur die Frauen aus wie verkleidete Männer.

Aber tausend Jahre früher, in Kreta, da war es anders, hier fand etwas für damalige Begriffe ganz Sonderbares statt: Man versteht die Eigenart der Frau und lässt sie sich weiblich entwickeln. In diesem Hofleben gilt die Frau wirklich etwas, als Grazie, als Charme. Sie ist hier, wie an allen Höfen, wo die Priester nicht herrschen, klassiert: Ein wenig Gefährtin, hauptsächlich aber Pläsir. Die einzige weibliche Gottheit, die in dieser Kultur verehrt wird, ist die alte asiatische Astarte, die Taubengöttin, die in Griechenland dann Aphrodite hiess. Vielleicht sind die eleganten Damen, die mit Schlangen voltigieren, ihre Priesterinnen.

Diese Kultur war über das ganze westliche Mittelmeer verbreitet, westlich reicht sie bis Sizilien, in Ausläufern sogar bis nach Spanien. Ihr Dominieren beruhte auf der kretischen Seeherrschaft. Gleich weit von Asien, Afrika und Europa gelegen, war die Insel ein glänzendes Zentrum des Verkehrs, und zu Egypten und Asien sind die Beziehungen gleich eng. Wirklichen Fuss hat sie aber nur in Griechenland gefasst. Der Mann, den Schliemann da in dem Steingrabe zu Mykene fand, von Gold strotzend wie ein Stier, der geopfert werden sollte oder wie der Oberpriester der griechisch-katholischen Kirche, dieser sogenannte Agamemnon, gehörte zur kretischen „minoischen" Zivilisation, und die sogenannten mykenischen Goldschmiede, welche die Dolchklingen mit der Löwenjagd in vierlei farbigem Metall einlegten und die schön getriebenen Becher mit dem Stierfang machten, die Künstler, die Fayencevasen mit Goldrändern verzierten, und für die Herren auf Argos und Tiryus und in Archomenos, in Attika, die Elfenbeinschnitzereien verfertigten, das waren Mitglieder und Schüler der kretischen Kunstschule. Das alles gehört eng zusammen und ist nicht zu trennen; die sogenannte mykenische Kultur ist bekanntlich nur die letzte Blütezeit der minoischen. Aber was wir gerne wissen möchten, das ist dies: Waren dies Europäer?

* * *

Will man den alten Mythen glauben, jener schönen Sage von Europa, die Zeus in Stiergestalt entführte, so möchte man es annehmen. Jedenfalls hängen sie eng zusammen, der oberste kretische Gott, auf dessen Altar Hörnersymbole standen, und Europa. Zwar wurden die Herren dieser Kultur in Griechenland, die da mit ihren Zweigburgen in Argos und Mykene und Tiryus das Land drückten und, wie die strategische Lage dieser Festungen zeigt, immer unter einer Decke stecken mussten, schliesslich hinwegeschwemmt von den Völkerwanderungsfluten der Dorer. Aber ausgestorben ist diese Kultur nicht, sie hat immer weiter existiert. In Ionien, im 7. Jahrhundert noch, hat man ihre Spuren, und was Ionien damals für die europäische Kultur bedeutete, braucht nicht betont zu werden; und eben damals nahm

auch die Entwicklung der griechischen Skulptur, der europäischsten aller Kunstprodukte wieder ihren Weg herauf von Kreta nach Norden. Dieselben Züge, welche ihr den europäischen Charakter verleihen, im Gegensatz zur orientalischen, die Züge freier, unabhängiger Menschlichkeit, die unterschieden auch schon die minonische Kunst von den gleichzeitigen egyptischen und asiatischen. Und so kann man sich bei der Erkenntnis beruhigen dass hier auf irgend eine Weise Europäisches vorliegt, schon weil diese Kultur ausserhalb Kretas nirgends so fest einwurzelte, wie gerade im griechischen Festlande. Für Homer, der die Helden eines mächtigen, grossen Seereiches besingt, ist diese Epoche das goldene Zeitalter schlechthin in mehr als einem Sinne, auch im buchstäblichen. Er hatte die alten Schatzgräbersagen von dem goldreichen Mykenae gehört, und wenn er den Schild des Achill beschreibt, und andere „Werke des Hephaistos", dann musste er irgendwelche solche technischen Meisterwerke jener Kultur vor Augen haben, wie jene farbigen Dolchklingen, in denen Gold und Silber, Elektron, Kupfer und Niello mit erstaunlicher Kunstfertigkeit verarbeitet worden waren. Die ganze Welt des Kunsthandwerks, die in seinen Gedichten einem überall begegnet, hat diesen sogenannt „mykenischen" Charakter. Wo einmal ein rein orientalisches Importstück vorkommt, da wird es ausdrücklich hinzugefügt; der silberne Mischkrug mit goldenem Rande, den Menelaos dem Telemach als Gastgeschenk gibt kostbar nur durch seinen Metallwert, ist ein Geschenk aus Asien, von seinem Freund, dem König von Sidon. Davon, dass Kreta einmal der Mittelpunkt dieser Zivilisation war, weiss Homer nichts mehr; er schrieb 6 bis 7 Jahrhunderte später, und die Ereignisse, die seinen Gedichten zugrunde liegen, sind wahrscheinlich auch keine Taten jener minoisch-mykenischen Fürsten, und der goldbedeckte Mann aus dem Grabe von Mykenae ist wohl nicht „Agamemnon." Aber einerlei, Homer stand mit seinem Glauben vom goldenen Zeitalter ganz unter dem Einfluss dieser minoischen Kultur. Und er hält sie für europäisch und nennt diese Menschen Archäer.

Wo diese Leute herkamen, die in den Königspalästen in Kreta herrschten, und sich von dort aus als Eroberer festgesetzt hatten, in der Peleponnes und in der Argolis, in Attika und Böotien, in der Troas, und auf Inseln des ägäischen Meeres — welcher Rasse sie ursprünglich angehörte, dies ist uns verborgen. Viele Spuren, wie die besonders wichtigen mythologischen des Götterkultus, des Zeuskultes, weisen nach Kleinasien, nach Karien und Phrygien. Vielleicht stammen die Eteokreter von dort. Aber rein Asiatisches ist dies bestimmt nicht, soviel Semitisches wir auch zu sehen glauben. Die dämonischen Mischwesen, die als Götter verehrt werden, Menschen mit Tierköpfen, haben ihre Vorläufer nicht nur in Ägypten, sondern auch in der „ägäischen" Kultur, der Kultur der Inseln des ägäischen Meeres. Vielleicht ist an dieser Mischrasse auch Afrika stärker beteiligt, als wir von Kultur wegen anzunehmen pflegen. Die dunkle Hautfarbe der Männer und die weisse der Weiber, eine Art der Darstellung, die in der griechischen Malerei dann bis ins 6. Jahrhundert hinein gültig bleibt, führt auf Analogien in Ägypten, und vielleicht liegt dieser Gewöhnung dort ursprünglich nicht, wie man immer meint, die Beobachtung des stärkeren Grades der Sonnenverbranntheit beim Manne zugrunde, sondern eines tatsächlich vorhandenen Rassenmerkmals. Doch soviel man sich auch dreht und wendet, eine befriedigende Antwort bekommt man nicht, vielleicht nicht eher, bis man die kretische Schrift entziffert hat.

Bis dahin muss auch wohl diese unpolitische Kreta-Frage eine schwebende Angelegenheit zwischen drei Erdteilen bleiben, und was wir von unserer ältesten europäischen Zivilisation und Kultur vor Augen haben, ist das geistige Eigentum eines Volkes, das erst allmählich zu Europäern wurde.

Das Fenster

Skizze von REINHARD KOESTER

Auf der Höhe des Montmartre, hinter Sacré-Coeur, im dunkelsten Viertel steht das Haus. Es ist schmal und von schmutzig gelber Farbe — man muß unwillkürlich an einen engbrüstigen kranken Menschen denken, so jämmerlich und verkommen sieht es aus. Und aus dem gelben Gesicht glotzt ein starres schwarzes Auge in unheimlich-grausigem Spott: das ist das Fenster.

Wenn man die schwere Holztür geöffnet hat, die den engen Eingang verschließt, steht man gleich vor der Stiege, deren Stufen ebenfalls schmal und ausgetreten sind. Ein dumpfer Modergeruch beengt einem die Kehle, dazu ist es ganz dunkel — man muß sich vorsichtig vorwärts tasten. Das Geländer wackelt ein wenig; es wäre bedenklich, sich darauf zu stützen oder sich dagegen zu lehnen. Es wackelt, aber es knarrt nicht, wie es meist solch alte Holzwerke tun, auch die Treppen knarren nicht und sogar die Tür bewegt sich lautlos, obwohl sich kaum jemand die Mühe gibt, die Angeln zu ölen.

Alles ist tot und still, als stände das Haus außerhalb der Welt.

Die Treppe endigt gerade vor der Tür des Zimmers, dessen einziges Fenster auf die Straße blickt. Ein niedriges, armseliges Zimmerchen ist's, etwa wie das des Studenten Raskolnikoff in Dostojewskys Roman, es lohnt sich nicht, die paar elenden Möbelstücke zu beschreiben, die darin stehen — sie sind so, daß man sich nicht vorstellen kann, daß hier ein Mensch wohnen könnte, der auch nur einen kleinen Gedanken von Licht und Freude in sich trüge — es wohnt auch wohl nie solch ein Mensch dort.

Das Zimmer hat nur dies eine viereckige Fenster, das von außen so schwarz und unheimlich aussieht, weil es gänzlich des Schmucks eines Vorhanges oder einer Gardine entbehrt. Abweichend von der Pariser Bauart reicht es nicht bis zum Boden, sondern schließt in halber Mannshöhe ab, so daß man sich mit gekreuzten Armen auf die Fensterbank stützen und herauslehnen kann. Es ist recht zum Beschauen geschaffen.

Wenn die anderen Häuser in einer geraden Reihe ständen, könnte man von dort die ganze Gasse überblicken, aber Mauervorsprünge und allerlei Winkel versperren die Aussicht. So sieht

man plötzlich Gestalten auftauchen und wieder verschwinden, ohne daß man erkennen könnte, ob sie in eines der Häuser gehen oder in eine Nebengasse einbiegen oder ob sie irgendwo stehen geblieben sind und warten.

Der Fremde, dem man diese Gasse als eine der berüchtigtsten des Montmartre genannt hat, geht am hellen Tage hindurch und ist erstaunt, daß sie sich kaum von anderen Vorstadtgassen unterscheidet. Einige schmutzige Kinder spielen oder balgen sich in einer Ecke, behäbige Weiber plauschen miteinander, halbwüchsige, dürftig gekleidete Mädchen gehen mit einem Krug oder einer Tasche vorüber, hin und wieder huscht ein Weib, dessen Gesicht die Dirne verrät, über die Gasse, um sich Essen zu holen oder etwas beim Krämer zu besorgen. Sie ist dann einfach und meist nachlässig gekleidet und die Haare sind nur notdürftig aufgesteckt.

Und der Fremde, der hier einen Hauch schrecklicher Laster und Verbrechen zu spüren hoffte, geht enttäuscht zurück.

Ob die Sonne auf den weißen runden Pflastersteinen brütet, ob der Regen eintönig in die Pfützen rieselt oder der Wind pfeifend um die Ecken johlt — so lang es Tag ist, liegt die Gasse wie im Schlaf und selbst das Kindergeschrei klingt seltsam gedämpft und kann kein Leben darin erwecken.

Erst wenn die Sonne hinter den Wäldern von St. Cloud erlischt, greifen die Schatten der Sacré-Coeur wie lange Gespensterarme in das steinerne Gewirr und holen aus den toten Häusern allerlei Menschen hervor: die Gasse beginnt zu leben.

Um diese Zeit geht ein Mann auf das gelbe Haus zu, öffnet die Tür, verschließt sie sorgsam wieder und ist verschwunden. Das Fenster bleibt schwarz und leer. Aber ich weiß, daß er dort oben steht und hinunter schaut auf das allmählich sich regende Leben, das aus der Dunkelheit herauswächst — scheu, flüsternd, grausam, vielgestaltig.

Er steht dort oben wie einer, dem dies alles fremd ist, der Mitleiden verlernt oder nie gekannt hat, der weder lachen noch weinen kann. Nur manchmal läuft ein leises Zittern durch seine Glieder und er schüttelt den Kopf wie ein Irrsinniger, der die Handlungen der Menschen um sich nicht versteht. Oft glaubt man zwei kleine, spitze, stechende Lichter in der dunklen Höhle des Fensters zu erspähen.

In einiger Entfernung von dem gelben Hause steht eine einzige trübe Laterne, in der eine Petroleumlampe brennt. Sie flackert und blakt, wenn ein Wind kommt, die Scheiben klirren und in stürmischen Nächten erlischt sie. Dann ist es ganz dunkel dort, wenn nicht der Mond über der Gasse steht. Ihr

schwaches Licht dringt kaum bis zu dem gelben Hause und die Nacht, die in den Winkeln liegt, spottet seiner. Nur die Menschen, die in der Nähe stehen oder dort vorbeigehen, kann man einigermaßen erkennen.

Schon tauchen allerlei Gestalten auf, eilen raschen Schrittes vorüber und verschwinden im Dunkeln. Der Mann im Fenster beachtet sie kaum, er wartet.

Aus einem der gegenüberliegenden Häuser tritt jetzt ein Weib heraus, das Licht der Laterne fällt auf sie. Ihr Gesicht ist eine kalte weiße Fläche, die Lippen brennendrot, die Augen wie schwarze glühende Punkte. Sie schaut lauernd die Gasse hinauf und hinunter. Dabei verraten die geschmeidigen Bewegungen des schlanken Körpers, daß sie noch jung ist, kaum über zwanzig Jahre alt. Das Haar ist kunstvoll frisiert, vorn fallen kurzgeschnittene Fransen in die Stirn fast bis an die scharfen Bogen der Augenbrauen.

Sie lauscht und streckt den Kopf vor — auf dem dünnen Mädchenhals tritt eine Sehne oder Ader vor, die der Schatten zu einem harten schwarzen Strich macht. Ihre Hände zeichnen sich auf dem dunklen Rock ab, feine gebogene Finger wie kleine Krallen.

Ein leiser, fröhlicher Ruf von der anderen Seite — „Marion" — ihr Kopf ist ganz vorgeneigt, sie lächelt, wirft einen raschen Blick die Gasse hinunter und geht mit lautlosen sprunghaften Schritten der Richtung des Rufes nach. Die gerafften Röcke rascheln, nun ist sie verschwunden.

Ein Flüstern — dort kommt es her: in der Dunkelheit zeichnen sich zwei ungewisse Schatten ab, die sich so eng umschlungen halten, daß sie wie eine unförmig groteske Gestalt aussehen.

Andere Schritte nahen, wieder ist's ein Weib, das an der Laterne vorbeieilt: eine magere aufgeputzte Kokotte mit großem Federhut, der ihr Gesicht verbirgt. Sie geht hastig ihren Weg — die Feder wippt dazu im Takt — hinunter auf den großen Liebesmarkt der Boulevards. So mag sich der Tod verkleiden, wenn er ein Maskenfest besuchen will.

Die beiden dort hinten flüstern immer noch, manchmal dringt eines der Worte bis zum Fenster und fällt ins Leere.

Ein Wind kommt vorbei und trägt ein paar Töne eines Liedes mit Gitarrenakkorden vermengt. Vom „lapin agile", der kleinen Künstlerkneipe, kommen sie, wo die aussterbende Bohème ihre letzten Feste feiert.

. . . celle, que j'aime,
ne m'aime pas,
et lon lon laine
et lon lon . . .

Die zarten Töne wagen sich nicht recht in die Gasse, der Wind zwingt sie hinein, wenn er aber an dem gelben Hause vorbeistreift, geht er leer weiter — das Fenster hat sie verschluckt. Und der Mann lacht ein lautloses böses Lachen, das gern ein kleines trauriges Lächeln werden wollte.

Die beiden treten aus der Dunkelheit heraus und gehen dem Haus des Mädchens zu. Er rasch, mit starken sicheren Schritten. Ein junger handfester Kerl ist's mit einem roten lebensvollen Gesicht, der dicke blonde Schopf verträgt keine Kopfbedeckung. Langsam und ängstlich geht das Mädchen hinter ihm her. Sie flüstert ihm etwas zu — garde-toi — da dreht er sich um und lacht. Kraftstrotzender Stolz liegt in diesem Lachen. Ehe sie hinter ihm ins Haus schlüpft, wirft sie noch einen raschen lauernden Blick die Gasse hinunter. Die Türe schließt sich.

Eine Weile bleibt alles still und schwarz. Hin und wieder stößt ein heftiger Wind gegen die Häuser, er trägt keine Lieder mehr und läßt die Scheiben der Laterne weh und schrill erklirren. Es ist, als ob eine rohe wilde Hand sie faßte und schüttelte. Und doch ist das besser als dies atemlose grauenerfüllte Schweigen, das sich lauernd dehnt und wartet. Das schwarze Fensterauge schielt in gieriger Lüsternheit ins Dunkle.

Ein neuer Laut auf den Steinen. Aufflackernd springt ein Lichtstrahl dem Kommenden entgegen. Ein engschultriger schmalbrüstiger Bursche. Der steife schwarze Filzhut sitzt tief im Genick und läßt vorn die Haare frei, die pomadeglänzend in der niedrigen Stirn kleben. Die Hände in den Hosentaschen, schlendert er daher, ein frechstolzes Grinsen spielt um die frühverlebten Mundwinkel. Ein kaum erwachsener Bursche ist es, aber alle Laster der großen Stadt haben daran gearbeitet, diesen Mund zu formen.

Er bleibt vor demselben Hause stehen und pfeift ein paar Takte eines Walzers durch die Zähne. Nichts rührt sich. Nach einer Weile geht er einige Schritte weiter und kommt zurück. Diesmal pfeift er laut und schneidend. He?! Sein Gesicht verzerrt sich, er stampft mit dem Fuße auf und murmelt einen unflätigen Fluch. Ein seltsames Gemisch von kraftloser Feigheit und verschlagener Mordgier liegt in diesen Augen.

Als er gerade der Tür zugehen will, tritt das Mädchen heraus. Befehlend zischt er einige Worte hervor und hält die Hand hin: Geld! Sie schüttelt den Kopf, wagt aber kein Wort zu sagen und blickt sich nur hilfesuchend nach der Haustür um. He?! Was ist das? Er duckt den Kopf, der

ganze Leib legt sich vornüber — aus der Türe schiebt sich die breite Gestalt des Anderen, das Mädchen springt zurück und läßt ihre funkelnden Augen zwischen den beiden hin und her gleiten.

Der Blonde steht breit in plumper Gewalt vor dem schmächtigen Burschen und mißt ihn mit herausforderndem Blick. Regungslos verharrt der in seiner Raubtierstellung, der linke Arm kriecht unmerklich nach hinten. Er lacht spöttisch und stößt ein wüstes Schimpfwort aus — da stürzt sich der Blonde auf ihn — er springt zurück — im Halbdunkel sieht man die beiden Gestalten aufeinander prallen — ein kleines metallenes Licht blitzt auf — ein dumpfer schwerer Fall — —.

Der Mann am Fenster steht regungslos und betrachtet. Ein Kampf zwischen zwei Raubtieren; der Mensch, der noch Tier ist, gegen den, der, von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, wieder zum Tier geworden ist. Die Großstadt ist eine schlechte Mutter: ihre ureigensten Kinder will sie nicht anerkennen. Listige Feigheit siegt über plumpe offene Kraft — das ist nichts, was den Mann am Fenster schaudern machen könnte, tagtäglich kann er das sehen. Er wartet.

Der Bursche ist aus dem Dunkel herausgetreten und steckt das Messer, das er an den Kleidern des Toten sorgsam gesäubert hat, mit kaltem Lächeln in die Tasche, die Augen immer auf das Mädchen gerichtet, das an die Mauer gepreßt dasteht und sich nicht zu rühren wagt.

Er winkt ihr mit einer herrischen Bewegung des Kopfes. Sie folgt wie ein Hund und nähert sich ihm ängstlich, unterwürfig — bewundernd — —. Wieder eine Bewegung, sie hebt gehorsam den Kopf, um ihn zu küssen.

Ein Windstoß pfeift gellend um die Ecke, das trübe Licht kämpft verzweifelt um sein Leben. Ein grelles Auflachen schrillt und ein spitzer erstickter Schrei — er hat sie am Hals gepackt und hebt die Hand zum Schlag — —.

Da erlischt die Laterne, die Scheiben klirren wie wild.

Als der Wind nachläßt, hört man schlendernde Schritte, die sich entfernen und eine Walzermelodie zwischen den Zähnen gepfiffen. Dann wird es still — ein leises Wimmern klingt herauf.

Der Mann am Fenster wendet sich, ein tiefes eisiges Grauen rieselt durch seinen Körper. Eine Weile steht er da mit geschlossenen Augen, dann verläßt er das Zimmer, steigt die Treppen herunter, öffnet die Tür, verschließt sie wieder und geht mit müden Schritten seinen Weg zurück.

Freut euch, daß ihr nicht seine Augen habt — denn solcher Fenster gibt es viele für die, die schauen müssen und weder leben noch sterben können.

Politisch-biologischer Humbug

Von OTTO CORBACH

Es kommt mehr und mehr in Brauch, wirtschaftliche und politische Vorgänge als biologische Erscheinungen aufzufassen. An und für sich ist das zu loben. Man kann sich auf diese Weise wirklich über manches viel leichter aufklären, als durch die umständlichen Erklärungen, die die Wissenschaft bisher darüber zu geben pflegte.

Für einen Säugling arbeiten bestimmte Zellen des Mutterkörpers die Substanz aus, die dem Säugling das Leben erhält. Ist das Kind von der Brust entwöhnt, so nimmt es zu sich, was ihm die Mutter als Speise und Trank mit den Händen darreicht. Jetzt verrichtet die Gesamtheit der Zellen dieser Frau, d. h. das Individuum, die Arbeit der Nahrungsbeschaffung für das Kind. Ein wirtschaftlicher Akt setzt einen biologischen fort. Bei den in kalten Ländern lebenden Tieren arbeiten die Epithelzellen einen dichten Pelz aus. Wenn der in einem kalten Lande lebende Mensch sich Kleider beschafft, um sich gegen die Kälte zu schützen, so tut er als Individuum dasselbe. Das Tier trägt am eigenen Körper seine Waffen und Werkzeuge ; die Werkzeuge und Waffen des Menschen sind nichts als durch Arbeit des gesamten Organismus, statt bestimmter Zellengruppen, geschaffene Verstärkungen und Anpassungen des Körperorgans an die zu leistende Arbeit. Der Hammer ist der Arm samt der Faust, der Schaber und der Hobel sind der glättende und kratzende Nagel ; Säge und Schere ist das zerschneidende Gebiss, die Zange die packende Faust usw.

Die „Politisch-anthropologische Revue" hat es sich seit kurzem zur Aufgabe gemacht, die biologische Betrachtungsweise auf die Politik anwenden zu lehren. Ihre ersten Lehrproben zeugen aber von recht mangelhaftem politisch-biologischem Sehvermögen. Vom Staate sagt sie, er sei ein fester bleibender Zustand (status), ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht oder sollte es wohl sein : „Biologisch betrachtet vertritt er innerhalb des Gesellschaftsorganismus gewissermassen das Knochengerüst, namentlich das Rückgrat, das die Seele des Ganzen (Gehirn und Rückenmark) umschliesst, und so vor Verletzungen schützt, auch den übrigen Organen einen festen Halt gibt." . . . „Knochengewebe", heisst es weiter, „unterliegen keinem so schnellen Stoffwechsel wie die Weichteile, auch wachsen und

entwickeln sie sich langsamer . . . In einem gesunden, dauernden, lebensfähigen Gemeinwesen muss die politische Macht ein für allemal feststehen. Es kann also auch keinen Kampf um die politische Macht geben. Ist das dennoch der Fall, so handelt es sich um offenen oder latenten, vorübergehenden oder dauernden Revolutionszustand."

Dieser Revue erscheint unter solchen Gesichtspunkten der heutige Parlamentarismus als eine „englische Krankheit"; sie fordert daher Aufhebung des politischen Parteiwesens und Schaffung einer Volksvertretung, die ein getreues Abbild der „organischen Gliederung" des Volkes nach Ständen zu sein hätte, an der die einzelnen Gruppen nach Verhältnis ihrer Bedeutung für den Staat und das Gesamtleben der Nation beteiligt wären, um dem Staate zu dienen, nicht ihn zu bekämpfen.

Das ist grossenteils Humbug. Zwar ist eine grössere politische Gemeinschaft, ein Volk, tatsächlich ein Organismus, der fortwährend tätig ist, um sich den Veränderungen seiner Lebensbedingungen anzupassen. Wie liesse es sich sonst z. B. erklären, dass aus dem Zufallsspiel der Geburten stets eine solche Mischung der beiden Geschlechter hervorgeht, dass zur Zeit der Geschlechtsreife fast genau so viele männliche wie weibliche Individuen vorhanden sind. Nach jedem verlustreichen Kriege hebt sich die Zahl der Knabengeburten sofort hoch über den langjährigen Durchschnitt und sinkt erst wieder auf diesen herab, wenn das Gleichgewicht der Geschlechter hergestellt ist. Ein Volk ist aber kein Einzel-, sondern ein Kollektivorganismus. Es kann erkranken und sterben, wie ein einzelner Mensch, aber es muss nicht unbedingt wie dieser innerhalb einer bestimmten Frist sterben; es kann unter günstigen Umständen leben, solange überhaupt menschliche Wesen auf der Erde bestehen können. Ein Volk verjüngt sich eben immerfort, und wenn es nicht degeneriert, wird es mit der Zeit nicht nur nicht älter im physiologischen Sinne, vielmehr jünger.

Ein Volk ist also als Kollektivorganismus etwas wesentlich anderes als ein einzelner Mensch. Ein Volk hat ebensowenig ein Knochengerüst als ein Wald einen Stamm hat wie der einzelne Baum. Folglich kann man auch nicht den Staat als gesellschaftliches Knochengerüst bezeichnen. Der Staat ist nichts als ein gesellschaftliches Werkzeug, das nur für den Nutzen der Volksgesamtheit in Tätigkeit gesetzt werden sollte, aber einstweilen noch meist den herrschenden Schichten zur Ausbeutung der beherrschten dient. Gegen Feinde der Volksgesamtheit oder der herrschenden Klassen wird der Staat als Werkzeug der Verteidigung, Waffe, benutzt. Die Wichtigkeit des Staates entpricht

durchaus nicht der Wichtigkeit des Knochengerüstes im Einzelorganismus. In den modernen Militärstaaten, die einen so grossen Teil der Volkskraft der schöpferischen Arbeit entziehen, macht das Volk doch gewiss nicht den Eindruck besonderer Lebensfülle. Wenn man sie unbedingt mit etwas Organischem vergleichen will, so ist es am ehesten gerechtfertigt, sie mit jenen vorsintflutlichen Tierungeheuern in Beziehung zu bringen, die gerade infolge ihrer starken Panzerung dem Untergange geweiht waren. Nicht dort gedeiht heute der Kulturmensch am besten, wo die Staatsgewalt am grössten ist, sondern dort, wo sie am meisten entbehrlich ist; nicht in Russland, sondern in den jungen Kolonialländern über See. In Europa gibt es überall zu viel Staat und zu wenig Volk, woraus sich, wenn der Vergleich zwischen Staat und Knochengerüst zuträfe, das Gegenteil von der „englischen Krankheit" entwickeln müsste. In Frankreich geht das Franzosentum an Zahl zurück; in den französischen Kolonien nicht, und in Kanada ist es weit fruchtbarer als das Angelsachsentum. In Preussen gedeihen nicht die Elemente am besten, die Träger des Staatsprinzips sind, sondern die, die von diesen bekämpft werden. Die Beamten entwickeln die geringste, die Polen die stärkste Fruchtbarkeit, und bei den Sozialdemokraten hat sich der sozialistische, bei den deutschen Katholiken der kirchenpolitische Internationalismus (Ultramontanismus) als lebenförderndes Prinzip bewährt.

Man braucht nur an die Aehnlichkeit zwischen der Bureaukratie und einem Mechanismus zu denken, um den Werkzeugcharakter des Staates deutlich vor Augen zu haben. Ein Volk muss politisch souverän sein, um sich des Werkzeuges Staat zu seinem Nutzen bedienen zu können. Der Parlamentarismus ist eines der Hauptmittel, durch die moderne Völker die volle Herrschaft über den Staatsmechanismus zu erlangen suchen. Die Zukunft mag uns vielleicht einmal eine Volksvertretung bringen, die die Gliederung des Wirtschaftslebens nach Berufsarten deutlich widerspiegelt; vorläufig sind parteipolitische Kampforganisationen noch unentbehrlich für die Befreiung unterdrückter Volksteile. Ein Industriearbeiter ist gewissermassen der Berufsgenosse des Fabrikanten, der ihn beschäftigt, aber er muss mit ihm um den Anteil am Ertrage seiner Arbeit ringen. Darum ist der Gegensatz zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, der in seinen verschiedenen Abstufungen hauptsächlich die politischen Parteiunterschiede bedingt, viel wichtiger als die sonstigen Gegensätze zwischen den einzelnen Volksteilen zusammengenommen. Politische Parteien sind daher nicht „erheuchelte Kampforganisationen der Teile gegen das Ganze",

sondern Kampforganisationen schöpferisch arbeitender Volksgenossen gegen ihre Parasiten. Das politische Parteiwesen soll einmal überwunden werden, aber das kann nur geschehen durch Beseitigung des politischen Parasitismus am Wirtschaftsleben, d. h. durch völlige Umwandlung des Staates aus einem Werkzeug des Klassennutzens, das er anfangs n u r war, in ein Werkzeug des gemeinen Nutzens, das er im Begriffe ist zu werden.

Schlafwandler*)

Von ARNOLD SCHÖNBERG

Es liegt nicht in der Macht eines Komponisten, für den Kritiker mehr zu tun, als folgendes: Werke schreiben, sie womöglich drucken lassen und Leute anwerben, die sie aufführen. Zugegeben, der Musikkritiker habe, weil er meist nicht Partitur lesen kann, von den beiden erstgenannten Tätigkeiten, durch die man ihm entgegenkommt, keinen Vorteil, so ist er auf die dritte, auf die Aufführung, und auf ein Viertes angewiesen: auf irgendeine nicht leicht verständliche, somnambule Fähigkeit, wenn er zu einem Eindruck gelangen, oder doch den Leser glauben machen will, er sei dazu gelangt.

Es scheint, auf diese somnambule Fähigkeit verlässt sich der Kritiker mehr, als selbst auf die Aufführung. Er „traut dem Autor w e d e r m i t d e m A u g , n o c h m i t d e m O h r", sondern lediglich dem schlafwandelnden Geist. Wobei es ihm nicht einmal daran liegt, den dazu unbedingt nötigen Schlaf im K o n z e r t s a a l abzuhalten. Natürlich, da sein Geist sich ohnedies auf die Reise begibt, kann es sich der Kritiker sogar ersparen, bei der Aufführung selbst anwesend zu sein; er kann ruhig zu Hause bleiben; denn die Hauptsache ist ja sein Geist und der schlafwandelt ohnedies hin.

Da man den Musikkritiker Leopold Schmidt in meiner Kompositions-Matinee bei drei Nummern des Programmes nicht gesehen hat, so war offenbar sein Geist anwesend. Bei einem Teil des Programms wurde Herr Schmidt von zuverlässigen Zeugen agnosziert, während den Geist niemand bemerkt hat. Dagegen manifestiert sich dieser Geist in der

---

*) Einem Künstler von dem Ernste Arnold Schönbergs darf man die Gelegenheit zur Aussprache nicht verweigern. Als er seine Vorwürfe gegen Leopold Schmidt erhob, baten wir ihn, sie nochmals auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen. Er blieb bei der folgenden Darstellung.

Dienstag-Nummer. Und zwar hat er sich gelangweilt. Obwohl er mit Herrn Schmidt nicht beisammen war. Und darüber zürnt er dem Konzertgeber. Aber ausserdem hat er Dinge gesehen und gehört, die keiner von denen wahrgenommen hat, die körperlich und geistig anwesend zu sein pflegen. Er hörte z. B. Egon Petri auf dem Klavier herumtippen, obwohl dieser in London ist. Und sah nicht, dass Louis Closson, wie auf dem Programm stand — aus dem, wie aus allem Textlichen, die Herren Musikkritiker doch am meisten Anregungen ziehen — dass Louis Closson die Klavierstücke spielte. Merkwürdiger Geist! Dagegen hörte er, dass ein Lied von Maeterlinck gesungen wurde, und überhörte — ü b e r hören! Denn ist es ja ein Geist, ein U e b e r natürlicher —, wie Dr. Anton von Webern mitteilte, dass dieses Stück entfallen müsse. Obwohl es mäuschenstill im Saal war! Gerade so, als ob bloss ein Geist da wäre! Merkwürdiger Geist!

Möchte doch Herr Leopold Schmidt es so halten, wie alle besseren Menschen, die sich auf seinen Geist schon lange nicht mehr verlassen. Fallen schon die „kunsttheoretischen" Ornamente, mit denen er seine Feuilletons verziert, immer seniler aus, so könnte doch wenigstens die Berichterstattung verlässlicher sein, wenn er sich — beileibe nicht auf das Ohr — auf das A u g mehr verliesse und die Programme der Künstler genauer ansähe, die er aburteilt, ohne sie gehört zu haben.

DIE TSCHUDI-STIFTUNG

Aus München schreibt man uns zu diesem Thema noch:

Die M. N. N. mögen Herrn von Kaulbach und die Herren Scholle zu einer Äußerung einladen! Aber nicht über den Murillosaal, sondern über die Sache!

Übrigens führt seit der Notiz im Pan jeder Tag der Tschudi-Stiftung neue Schätze zu: einen Daumier, einen Renoir, einen Manet — alles aber natürlich unter der Bedingung, daß die Bilder wirklich zur öffentlichen Aufstellung kommen und nicht zur sekretierten Aufstapelung in den im Parterre gelegenen Kellern, zu denen der Wärter den Schlüssel hat, aber kein Licht. E.

Wir bitten, Mitteilungen und Beiträge nur:
An die Redaktion, Berlin W. 10, Victoriastrasse 5, zu adressieren.
Bei umfangreicheren Zusendungen ist vorherige Anfrage notwendig.

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Damm, Berlin-Wilmersdorf.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München über die soeben erschienene Biographie Heinrich von Kleists von Wilhelm Herzog bei. Wir empfehlen den Prospekt der besonderen Aufmerksamkeit unserer Leser.



Charles Baudelaire

Von belgischer Art und Kunst.

Baudelaire hat als Frucht seines Aufenthalts in Belgien ein Buch über belgische Kunst und Künstler geplant, das aber nicht über den Entwurf und die Vornotizen hinausgekommen ist, weil er mitten in der Arbeit vom Schlag gerührt wurde. Hier ein Einblick in diese so gut wie unbekannte Äußerungen.

Im Frühjahr 1864 ging Baudelaire nach Brüssel. Wie einst Thackerey, Dickens und Longfellow ihr Vaterland verließen, um in Amerika zu Ansehen und — Geld zu kommen, ging Baudelaire, der mißverstandene Dichter der „Fleurs du Mal", nach Belgien, um in größeren Städten Cercles, Vorträge über französische Kunst und Literatur zu halten. Die ewigen Mißerfolge und Mißverständnisse, der harte Zwang, der auf ihm lag, arbeiten zu müssen und nicht arbeiten zu können, eine Nervosität, die ihn selbst erschreckte und schließlich krankhaft empfindsam machte, die Sehnsucht endlich nach neuen Horizonten trieb ihn nach Belgien, dem „Lande der Freigeister". Nur wer Baudelaires „maniérisme", der nach ihm nur „une manière de penser" ist, genau kennt, kann sich vergegenwärtigen, mit welchem dégout er an jeder Straßenecke stehen, jede Fassade oder ein Gemälde betrachten mußte, das flamländische Architektur oder Kunst geschaffen. Hier wurden ihm ganz fremde Wege gegangen, wurde anderen Gesetzen gefolgt, hier löste alles in massenfreundliches Spezialistentum sich auf.

Wer einmal in seine „Tagebücher" hineingesehen, wird in den nachfolgenden Notizen ähnliche Gedanken und dieselben Stimmungen wiederfinden, wie sie dort, fast bizarr und halb wild genialisch, sich einem aufdrängten. Der größte Teil der Tagebücher wurde in Belgien geschrieben; der Torso dieses unglaublich aggressiv gehaltenen Buches, dessen Trotz und Verachtung der dengelnde Tod gleichsam für immer unterdrückt hat, und aus dem die wichtigsten und markantesten Stellen hier zum ersten Male in Deutschland veröffentlicht werden, ist ebenfalls die Frucht seines belgischen Aufenthalts. Die

„Journaux intimes" geben so in vielen Punkten Aufschlüsse und Ergänzungen zu den hier vertretenen Gedanken.

Die Kunstreise Baudelaires war ein Mißerfolg. Abgesehen von der immer fühlbarer werdenden neurasthenischen Erkrankung, abgesehen von dem Mangel an allgemeinem Interesse, hatte er auch das Unglück, anstatt, wie vereinbart, 5 Vorträge, nur einen honoriert, d. h. statt 500 Frs. nur 100 Frs. als Honorar zu erhalten. Ging er auch mit geringen Hoffnungen an die Verwirklichung seiner Pläne (réussirai-je? schrieb er einem Freund. „J'y suis si peu accoutumé!"), so war er doch tief gedemütigt und entmutigt. „Alles ist mir fehlgeschlagen", schrieb er an denselben Freund. Und dann: „Die schöne Reise! Aber ich will, daß sie mir wenigstens zu etwas nützt, und ich mache mich daran, ein Buch über Belgien zu schreiben, dessen Fragmente im „Figaro" erscheinen werden." Er war ein begeisterter Verehrer „jesuitischer Kunst". „Hier ist alles gegen mich", schreibt er weiter. „Alles hat mir geschadet, besonders meine offene Sympathie für die Jesuiten... Dieses Volk (die Belgier) ist zu dumm, um sich wegen Gedanken zu schlagen. Wenn es sich um eine Verteuerung des Biers handeln würde, so wäre das etwas anderes. Was ist das für ein albernes, schwerfälliges Volk! Hier haben die Jesuiten alles gemacht, und jedermann ist undankbar dafür." Nachdem man die Brüsseler Briefe (an seinen Freund und Rechtsbeistand Ancelle) gelesen, begreift man, daß alles, was er die letzten 4 oder 5 Jahre schrieb, aus Demütigung, aus körperlichen und seelischen Schmerzen heraus geschrieben wurde. Nur mit äußerster Kraftanstrengung und Selbstanfeuerung vermochte er seinem geschwächten Willen etwas abzuringen. Er mußte auf Borg leben, hatte kein Geld die Medikamente zu kaufen, die ihm der Arzt verschrieb, ja, oft mußte er Briefe unfrankiert fortschicken. Es war ein harter Kampf für diesen Menschen, der vielfältig empfand und genoß, doch verhundertfacht litt. Deshalb darf man weder die „Tagebücher" noch diese Notizen, die er, ausgeführt, unter dem Titel „La Belgique vraie" oder „Une capitale de singes" oder „La Belgique toute nue" herauszugeben gedachte, nicht nur als Werturteile nehmen und als hypertroph verwerfen. Baudelaire ist wohl der persönlichste Kritiker gewesen, den die französische Literatur gehabt. Es gibt ähnliche, aber keine so extremen. Und selten litt jemand so tief, daß seine Schmerzen, als psychische Rekurrenz gleichsam, auf seine Gedanken übersprangen und sie zu Dissonanzen machten. Manche waren wie er „als Dichter gesegnet", aber keiner war gleichzeitig als Mensch so hart verflucht wie er.

PRÄLIMINARIEN.

Von nahem betrachtet, sieht Frankreich barbarisch aus. Aber man gehe nach Belgien, und man wird weniger streng sein gegen unser Land.

Wie Joubert Gott dankte, daß er ihn als Mann und nicht als Weib geschaffen, so werdet ihr Gott danken, Franzosen und nicht Belgier geworden zu sein.

Es ist ein großes Verdienst, ein Buch über Belgien zu schreiben. Man muß allerdings unterhaltend bleiben, wenn man von der Langeweile spricht und belehrend sein, wenn man über — nichts redet.

Eine Skizze von Belgien hat den Vorteil, daß man zu gleicher Zeit eine Karikatur französischer Einfältigkeit gibt.

Warum die Franzosen, die in Belgien gelebt haben, nicht die Wahrheit sagen über dieses Land? Weil sie, in ihrer Eigenschaft als Franzosen, nicht eingestehen wollen, daß sie genasführt worden sind.

BRÜSSEL. Physiognomie der Straße.

Erste Eindrücke. Man sagt, daß jede Stadt ihren Geruch habe. So sagt man, daß Paris nach säuerlichem Kohl rieche. Das Kap riecht nach Hammel. Es gibt tropische Inseln, die nach Rosen, Moschus oder Kokosnußöl riechen. Rußland riecht nach Leder. Lyon riecht nach Kohle. Der Orient riecht im allgemeinen nach Moschus und Aas. Brüssel riecht nach schwarzer Seife. Die Betten riechen nach schwarzer Seife. Die Servietten riechen nach schwarzer Seife. Die Trottoire riechen so usw.

Allgemeine Geschmacklosigkeit des Lebens. Zigarren, Gemüse, Blumen, Früchte, Küche, — Augen, Haare, alles ist fade, alles ist abgeschmackt, traurig, verschlafen. Die Hunde allein sind lebendig, sie sind die Neger Belgiens.

Brüssel ist viel geräuschvoller als Paris. Das Warum? Das Pflaster ist unregelmäßig. Zerbrechlichkeit und Sonorität der Häuser, gerade Straßen; ungesitteter, maßloser Ausdruck des Volkes; die allgemeine Ungeschicklichkeit; das nationale Pfeifen (was das ist) und das Gekläffe der Hunde.

Wenig oder unterbrochene Trottoirs (eine Folge der zum Extrem getriebenen individuellen Freiheit). Schreckliches Pflaster. Kein Leben in der Straße. — Viele Balkone, niemand auf den Balkons. Die Spione, Zeichen von Langeweile, Neugier und Mangel an Gastfreundschaftlichkeit.

Traurigkeit einer Stadt ohne Fluß. — Keine Auslagen vor den Läden. Die jedem mit Phantasie begabten Volke so angenehmen Streifereien sind in Brüssel unmöglich.

Das Gesicht der Belgier oder besser der Brüsseler ist finster, unregelmäßig, bleich oder von Wein gerötet. Seltsame Konstruktion der Kinnbacken. Bedrohliche Stupidität. — Der Gang der Belgier ist verrückt und schwerfällig. Sie gehen und sehen hinter sich und gucken sich unausgesetzt an.

SITTEN. FRAUEN UND LIEBE.

Keine Frauen. Keine Liebe. Warum? Keine Galanterie beim Manne nnd keine Scham bei der Frau. Scham zu haben ist verboten, man fühlt kein Bedürfnis danach.

Teint im allgemeinen bleich, manchmal weinrot. Haare gelb. Arme und Brüste ungeheuer, voll Fett, und die Beine — schrecklich!!!

Im allgemeinen früh Neigung zur ungestaltigen Dickleibigkeit, eine Folge der Feuchtigkeit der Atmosphäre und der Freßsucht der Frauen.

Unzüchtigkeit der belgischen Damen. Anekdoten von Latrinen und Straßenecken.

Was die Liebe betrifft, so muß man sich auf den Schmutz der alten Flamländer beziehen. Liebe von Sechzigjährigen. Dieses Volk hat sich nicht geändert und die flamländischen Maler sind noch wahr. Hier gibt es Weibchen, aber keine Frauen.

DIE SCHÖNEN KÜNSTE.

In Belgien gibt es keine Kunst. Sie ist aus diesem Lande geflohen. Und keine Künstler, — ausgenommen Rops und Leys. Komposition ist etwas Unbekanntes. Man malt nicht, was man sieht. Philosophie à la Courbet. Spezialisten: Ein Maler für die Sonne, einer für Möbel, einer für Stoffe, einer für den Schmerz, einer für den Mondschein — und Unterabteilungen von Spezialisten bis ins Unendliche. Mitarbeiterschaft ist notwendig, wie in der Industrie. — Nationaler Geschmack am Niedrigen. Die alten Maler sind also die wahr berichtenden Historiker flandrischen Geistes. — Hier schließt die Emphase nicht die Dummheit aus. — Siehe Rubens, ein in Atlas gekleideter Pfuscher-Geschmack der Amateure. — Wie man eine Kollektion zusammenbringt. Die Belgier messen den Wert der Künstler nach dem Preis ihrer Gemälde.

Ein paar Seiten über jenen infamen Charlatan, den Wiertz; Leidenschaft für „english cockneys“.

Analyse des Brüsseler Museums. Entgegen der aufgefangenen Meinung sind die Rubens hier viel wertloser als die Pariser. — Die flandrische Malerei glänzt nur durch Qualitäten, die von

den intellektuellen Fähigkeiten sich unterscheiden. Kein Geist, aber mitunter reiche Farbengebung und fast immer eine erstaunliche Geschicklichkeit der Hand. Keine oder lächerliche Komposition, niedrige Sujets . . . Degoutierende, eintönige Scherzereien sind der ganze Geist der Rasse. Typen entsetzlicher Häßlichkeit. Diese armen Leute haben viel Talent aufgewendet, ihre Mißbildung zu kopieren.

MODERNE MALEREI.

Vorliebe für die Spezialität. Es gibt einen Künstler, der Päonien malt. Ein Künstler wird getadelt, der alles malen will.

Wie, sagt man, kann er etwas verstehen, da er sich auf nichts näher einläßt! Denn hier muß man schwerfällig sein, um ernst genommen zu werden.

PLUMPHEIT IN DER KUNST.

Kleinlich eingehende Malerei alles dessen, was kein Leben hat. Philosophie der belgischen Künstler. Philosophie unseres Freundes Courbet, des interessierten Giftmischers. (Nur malen, was man sieht! Sie werden also das nur malen, was ich sehe.) Verboekaven. (Kalligraphie.) Portaëls (vom Unterricht, keine natürliche Kunst. Ich glaube, daß er es weiß).

Vanderecht-Dubois (angeborenes Gefühl, versteht nichts von der Zeichnung) Rops (viel studieren). Marie Collert (sehr merkwürdig). Joseph Stevens, Alfred Stevens (wunderbarer Duft von Malerei). Wilhelms (schüchtern, malt für die Amateure). Wiertz, Leys, Keyser! Gallait!

Komposition ist also etwas Unbekanntes. Meine Freude, die Gravüren von Carrache wiederzusehen.

Es gibt literarische Maler, zu literarische Maler. Aber es gibt auch Schweinemaler (vergleiche all die flandrischen Unanständigkeiten, die, so gut sie auch gemalt sein mögen, den Geschmack beleidigen). In Frankreich findet man mich zu malerisch. Hier findet man mich zu literarisch. Alles was über den Horizont dieser Maler hinausgeht, behandeln sie als „literarische Kunst".

Die Art, wie die Belgier über den Wert von Gemälden diskutieren. Zahlen, immer nur Zahlen. Das dauert 3 Stunden lang. Wenn sie, drei Stunden lang, den Verkaufspreis festgestellt, glauben sie, über Malerei gesprochen zu haben. Und dann muß man die Gemälde verdecken, um ihnen Wert zu geben. Das Auge nutzt die Bilder ab. — jeder ist hier Verkäufer von Gemälden. In Antwerpen macht Jeder, der zu nichts taugt, in der Malerei. Immer die kleine Malerei, Ver-

achtung der großen. Die Herren Belgier kennen nicht die große Kunst, die dekorative Malerei. Anstatt der großen Malerei (die ehedem in den jesuitischen Kirchen hat existieren können) gibt es hier nur Gemeindemalerei (immer das Municipium, die Kommune), d. h. alles in allem: anekdotische Malerei in großen Proportionen.

UNABHÄNGIGE MALEREI.

Wiertz, der Charlatan, Idiot und Dieb, glaubt, daß er eine Bestimmung zu erfüllen hat. Wiertz, der philosophische, literarische Maler. Moderne Hirngespinste. Der Christ der Humanitären. Dummheit, analog der Victor Hugoschen am Schluß der Contemplations. Abschaffung der Todesstrafe. Unendliche Macht des Menschen. Die Inschriften an den Wänden. Furchtbare Injurien gegen französische Kritiker und gegen Frankreich. Überall Sentenzen von Wiertz.

M. GAGNE.

Utopien. Brüssel die Hauptstadt der Welt, Paris Provinz. Die Bücher von Wiertz: Plagiate. Er kann nicht zeichnen, und seine Dummheit ist ebenso groß wie seine Kolosse. Alles in allem: dieser Charlatan hat verstanden, Geschäfte zu machen. Aber was wird Brüssel mit all dem tun nach seinem Tode? Wiertz und Victor Hugo wollen die Menschheit retten.

ARCHITEKTUR.

Ein Topf und ein Reiter auf dem Dache sind die klarsten Beweise des extravaganten Geschmacks in der Architektur. Ein Pferd auf einem Dach! Ein Blumentopf auf einem Giebel! Das bezieht sich auf das, was ich den „stile joujou", den „Spielzeugstil" nenne. — Moskowitischer Glockenturm. In einem byzantinischen Kirchturm eine Glocke oder besser: eine Eßzimmerklingel, was mich verleiten könnte, sie loszureißen, um meine Domestiken — Geanten — zusammenzuklingeln. Die schönen Häuser der Grande Place erinnern an jenes seltsame Mobiliar, die man „Cabinets" nennt. Stile joujou. Übrigens sind schöne Möbel immer kleine Denkmäler.

Eine Reiterstatue auf einem Dach! Man denke sich einen Mann, der über die Dächer galoppiert. Im allgemeinen Verständnislosigkeit für die Skulptur, die Spielzeugskulptur ausgenommen, die ornamentale Skulptur, in der sie sehr stark sind. — Im allgemeinen, sogar in den modernen Konstruktionen, erfinderisch und kokett. Das Fehlen klassischer Proportionen. Der blaue Stein.

ARCHITEKTUR UND RÜCKSTÄNDIGE LITERATUR.

Coeberger und Victor Joly. „Wenn ich diesen Coeberger bekäme!“ sagt Joly, „den Elenden, der den religiösen Stil korrumpiert hat.“

Die Existens Coebergers, des Erbauers der Beghinenkirche, der Augustiner- und Brigittenkirche, ist mir durch das „Magasin pittoresque“ vermittelt worden. Vergebens habe ich mehrere Belgier nach dem Namen des Architekten gefragt.

Victor Joly ist bei Notre Dame von Paris stehen geblieben. „Er kann nicht in einer jesuitischen Kirche beten“, sagt er. — Ihm fehlt die Gotik.

(Die Reaktion Victor Hugos zugunsten der Gotik schadet unserem Verständnis für die Architektur sehr. Wir sind darin stark im Rückstand geblieben). — Philosophie der Geschichte der Architektur nach mir: Analogien mit den Korallen, den Madraporen (Steinkorallen), der Bildung der Kontinente und endlich mit den Schöpfungsarten im Leben des Alls. Niemals Lücken. Dauernder Übergangszustand. Man kann sagen, daß das Rokoko die letzte Blüte der Gotik ist.

Es gibt Leute, Faulpelze, die in den Farben ihrer Zimmervorhänge einen Grund finden, niemals zu arbeiten.

Allgemeines Aussehen der Kirchen. Manchmal wirklicher Reichtum, manchmal Talmi. Wie die Häuser der Grande Place das Aussehen von seltsamen Möbeln haben, so sehen die Kirchen oft wie Kuriositätsläden aus. Kindliche Ehrungen des Schöpfers.

Geschlossene Kirchen. Was geschieht mit dem Geld, das den Touristen abgenommen wird? Die katholische Religion in Belgien ähnelt gleichzeitig dem neapolitanischen Aberglauben und der protestantischen Pedanterie. — Eine Prozession. Endlich. Fähnchen an einem über die Straße gespannten Seil. Das Wort Delacroix über die Fahnen. Die Prozessionen in Frankreich, die einiger Mörder oder etlicher Ketzer wegen unterdrückt wurden. Erinnert man sich des Weihrauchs, des Rosenregens usw.?

Byzantinische Banner, so schwer, daß etliche geschleift wurden. Fromme Bürger, Typen, ebenso dumm, wie die der Revolutionäre.

Eine zweite Prozession zur Feier des Wunders der durchstochenen Hostie. Große bemalte Skulpturen, bemaltes Kruzifix. — Schönheit der bemalten Skulptur. — Der Gekreuzigte über der Menge. Büsche von künstlichen Rosen. Meine Rührung.

Glücklicherweise habe ich nicht die Gesichter der Leute gesehen, die diese wunderbaren Bilder trugen.

JESUITISCHER STIL.

Ein braver Buchhändler, der Bücher gegen die Priester und Nonnen druckt und der sich wahrscheinlich an den Büchern bildet, die er liest, versichert mir, daß es keinen jesuitischen Stil gibt — in einem Lande, das die Jesuiten mit ihren Denkmälern bedeckt haben.

BRÜSSEL. KIRCHEN. — St. GUDULE.

Prachtvolle Fenster. Schöne, intensive Farben, so wie sie eine tiefe Seele auf die Gegenstände des Lebens trägt. — St. Cathérine. Katholischer Geruch. Ex-voto. (Votivbild.) Bemalte, geschminkte und aufgeputzte Jungfrauen. Ausgeprägter Wachs- und Weihrauchgeruch.

Immer riesige, theatralische Fleischpartien. Eine Inszenierung in Holz. Schöne Industrie, die einen reizt, ein Mobiliar aus Malines oder Löwen zu bestellen. —

Immer geschlossene Kirchen, wenn der Gottesdienst vorbei ist. Man muß also stundenweise, à la prussienne, beten. Die Steuer, die man den Touristen auferlegt. Wenn man nach Schluß des Gottesdienstes eintritt, weist man mit einer Geste auf die Tafel, auf der steht . . .

Versuchen, den jesuitischen Stil zu definieren. Zusammengesetzter Stil. Kokette Barbarei. Schachbretter. Reizender Ungeschmack. Kapelle von Versailles. Gymnasium von Lyon. Das Boudoir der Religion. Ungeheuer ruhmvolle Taten. Frauen in Marmor (schwarz und weiß). Salomonische Säulen. Statuen (Rokoko), die an den Kapitälen der Säulen, selbst der gotischen Säulen, frei hängen Ex-voto (großes Kirchenschiff). Eine aus verschiedenen Stilarten bestehende Kirche ist ein historisches Wörterbuch. Der natürliche Wirrwarr der Geschichte. Bemalte, geschmückte und angekleidete Madonnen. Grabsteine, Begräbnisstatuen. Anhängsel der Säulen (J.-B. Rousseau). Seltsame Kanzeln, Rokoko, dramatische Beichtstühle.

Im allgemeinen ein fürs Haus passender Skulpturstil und in den Kanzeln Spielzeugstil. Die Kanzeln sind eine Welt von Emblemen, ein prunkendes Tohuwabohu von religiösen Symbolen, aus der Werkstatt eines geschickten Meißelkünstlers aus Mecheln oder Löwen.

Palmenblätter, Rinder, Adler, Greife, „Die Sünde", „Der Tod", pausbäckige Engel, Marterwerkzeuge der Passion, Adam und Eva, das Kruzifix, Laubwerk, Vorhänge usw.

Im allgemeinen ein riesiges, bemaltes Kruzifix, das vor dem Chor des großen Schiffes (?) vom Gewölbe herabhängt.

(Ich schätze die bemalten Skulpturen sehr.) Ein mir befreundeter Photograph nennt dies „Jesus Christus am Trapez".

JESUITEN-KIRCHEN.

Funkelnder Jesuitenstil. Rokoko der Religion, alte Eindrücke aus Büchern mit Stichen. Die Mirakel des Diakonus Paris. (Vorsicht: Jansenismus!)

Die Beghinenkirche. Zarter Eindruck von Weiß. Die Kirchen der Jesuiten sind sehr luftig, sehr hell. Diese besitzt die ganze schneeige Schönheit einer jungen Kommunikantin.

Pechflammen, Luken. Büsten in den Nischen, geflügelte Köpfe, Statuen, die auf den Kapitälen hocken, reizende Beichtstühle, religiöse Koketterie. Der Marienkultus ist in allen Kirchen sehr schön.

De la Chapelle-Kirche. Ein bemaltes Kruzifix und darüber: Nuestra Señora de la Solidad (Unsere liebe Frau der Einsamkeit). Beghinenkostüme, tiefe Trauer, große Schleier, schwarz und weiß, Kleid aus schwarzem Etamin, in natürlicher Größe. Goldenes Diadem mit eingelegtem Glaswerk. Goldene Strahlenaureole. Schwerer Rosenkranz, dem man das Kloster anmerkt. Das Gesicht ist gemalt. Schreckliche Farbe, grauenhafter, spanischer Stil.

De Quincey (die Notre Dame). Ein weißes Skelett, das sich aus einem an der Wand hängenden Grabe herausneigt (noch auffallender als das des Hl. Nicolas du Cherbonnet).

MECHELN.

Botanischer Garten. Allgemeiner Eindruck: Ruhe, Feier, Frömmigkeit.

Mechanische Musik in der Luft. Sie repräsentiert die Freude eines automatenhaften Volkes, das sich nur mit der Disziplin zu zerstreuen vermag. Die Glockenspiele machen es für das Individuum unnötig, einen Ausdruck für seine Freude zu finden. In Mecheln sieht jeder Tag wie ein Sonntag aus. Ein alter spanischer Muffgeruch . . .

St. Pierrekirche. Geschichte des Hl. François-Xavier, an der Fassade symbolisch dargestellt, von 2 Brüdern gemalt, Maler und Jesuiten. Der eine bereitet seine Gemälde in rot vor. Theatralischer Stil à la Restout. Charakter der Jesuitenkirchen. Licht und Weiße. Diese Kirchen scheinen immer zu kommunizieren.

Der ganze St. Pierre ist von prunkhaften Beichtstühlen umgeben, die ohne Unterbrechung hintereinander dastehen und eine lange Kette der reichsten, geistreichsten und bizarresten

gemeißelten Symbole bilden. Die jesuitische Kirche gibt sich ganz in der Kanzel. Der Globus der Welt. Die vier Weltteile. Louis de Gonzague, Stanislaus Kotska, François-Xavier, St. François-Regis.

Die alten Frauen und die Stiftsdamen. Automatenhafte Frömmigkeit. Vielleicht das wahre Glück. Starker Wachs- und Weihrauchgeruch, der in Paris fehlt. Ausdünstung, die man nur in den Dörfern wiederfindet. Tuchwarenläden. Flandrischer Louis XIII.

Mecheln wird von einem schnelläufigen, grünen Bach durchquert. Doch Mecheln, das eingeschlafene Mecheln, ist keine Nymphe; es ist eine Stiftsdame, deren verhaltener Blick aus der Dunkelheit der Kapuze sich kaum herauswagt. Es ist eine kleine Alte, nicht traurig, nicht tragisch, doch für das Auge des Fremden, der mit den minutiösen Feierlichkeiten eines frommen Lebens nicht vertraut ist, geheimnisvoll genug.

Religiöse Gemälde: Fromme, doch nicht gläubige Menschen — nach Michel-Angelo.

Profane Melodien, die den Glockenspielen angepaßt sind. Aus den sich kreuzenden, sich verwickelnden Melodien glaubte ich ein paar Töne der Marseillaise herauszuhören. Die aus den Kirchtürmen hervorbrechende Hymne der Canaille verlor ein wenig von ihrer Widerlichkeit. Die von den Hämmern zerhackten Kleinigkeiten waren nicht mehr das traditionelle Geheul, es schien vielmehr eine kindliche Grazie zu gewinnen. Man hätte sagen können, die Revolution habe die Sprache des Himmels lallen gelernt. Der Himmel, klar, blau, empfing ohne Verdruß (mit den andern zusammen) diese Huldigung der Erde.

ERSTER BESUCH IN ANTWERPEN.

Neue und alte Befestigungen von Antwerpen. Englische Gärten auf den Befestigungen. Die Place de Meir. Das Haus Rubens, Das Haus des Königs.

Alte Stile. Flandrische Renaissance. Stil Rubens. Jesuitischer Stil.

Flandrische Renaissance: Das Rathaus von Antwerpen (Koketterie, Prunkhaftigkeit, rosa Marmor, Gold).

Jesuitischer Stil. Kirchen der Antwerpener Jesuiten. Beghinenkirche in Brüssel. Stark zusammengesetzter Stil, Mischmasch von Stilen. Die Schachspiele, die Leuchter in Gold. Trauer in Marmor — schwarz und weiß.

Theatralische Beichtstühle. Es gibt Theater und Boudoir in der jesuitischen Dekoration. Industrie und Holzskulptur von Mecheln und Löwen.

Katholischer Luxus im Sinne des Sakristei- und Boudoir-Komforts. Koketterie der Religion. Die Kreuzgänge und Madonnen.

Moderner, koketter Stil in der Architektur der Häuser. Blauer Granit. Mischung von Renaissance und gemäßigtem Rokoko.

In Antwerpen atmet man endlich auf. Majestät und Breite der Schelde. Die großen Bassins. Kanäle und Bassins für die Küstenschiffahrt. Jahrmarktmusik neben den Schiffen.

St. Pauls-Kirche. Außen gotisch, innen jesuitisch; pomphafte, theatralische Beichtstühle. Seitenkapellen in farbigem Marmor. Kapelle des Gymnasiums zu Lyon. (Lächerliche Kreuzgänge. Hier wird die dramatische Skulptur wilde, unbeabsichtigte Komik.)

Notre Dame von Antwerpen. Der Prunk der Quentin Metzys. James Tissot. Raubgier der Sakristane. Restaurierte Bilder von Rubens werden in der Sakristei aufbewahrt, um daraus den größtmöglichsten Nutzen zu ziehen (1 Frs. für eine Person). Wenn ein französischer Pfarrer wagen würde...

Prachtvolle Ansicht der Stadt. Rohere Sitten als in Brüssel, noch flandrischer.

Namur. Stadt Boileaus und Vandermeulens. Die Einwirkung Boileaus und Vandermeulens war die ganze Zeit meines Aufenthalts in mir lebendig. Und dann, nachdem ich die Monumente besichtigt hatte, die latinische Einwirkung. In Namur datieren alle Denkmäler auf Ludwig XIV. oder spätestens auf Ludwig X. zurück.

Immer der jesuitische Stil (diesmal nicht Rubens noch flandrische Renaissance). Drei richtige Kirchen: die Recollets, St. Aubin und St. Loup. Endgültig die Schönheit dieses Stils charakterisieren. (Ende der Gotik.) Eine eigentümliche, eine Kompositkunst. Ihren Ursprung aufsuchen. St. Aubin, Pantheon, St. Peter von Rom. Die Konvexität des Portals und des Giebels notieren. Prächtiges Gitterwerk. Eigentümliche Feierlichkeiten des 18. Jahrhunderts. War es in St. Aubin oder in den Recollets, wo ich die Nicolaïs bewundert habe? Wer ist Nicolaï? Gemälde von Nicolaï mit der Signatur von Rubens. Nicolaï Jesuit. St. Loup. Unheilvolles, galantes Wunder. St. Loup weicht von allem ab, was ich von den Jesuiten gesehen habe. Das Innere eines Katafalks, mit Schwarz, Rosa und Silber ausgelegt. Die Beichtstühle sind alle in einem verschiedenen, feinen, subtilen, barocken Stil gehalten, eine neue Antiquität. Die Beghinenkirche ist eine Kommunikantin. St. Loup ist ein schrecklicher, doch köstlicher Katafalk.

ERICH OESTERHELD.

Du bist so still

Von RICHARD WOLFGANG WORTON (Hamburg)

Als strömend unabwendbar wach dein Fühlen
Aus zaubrigstummem Bann der Jahre brach;
Und du, ganz bacchisch heiß und hell hernach
Alleinzig von den unerwarteten Zielen

Schon trunken, meiner Sehnsucht dich geweiht:
Da glaubt ich aus dem Krampf und Glühn der Lüste,
Daß sich dein Innerstes zum Sterben rüste,
Als wär zu Ende deine eigne Zeit.

Du bist so still jetzt oft, so wehmutsstill.
Mit großen Augen siehst du in die meinen
Und zitternd, wie in tränenlosem Weinen,

Das immer tiefer sich verbergen will,
Gehst du an mir vorüber durch die Tage
und lächelst nur, wenn ich von Sehnsucht sage.

Alte und neue Bilder in Athen

Von EMIL WALDMANN (Athen)

Die Maler, die nach Griechenland kommen, wissen meistens im Anfang nicht, was sie machen sollen. Das Land ist nicht malerisch, trotzdem es farbig viel reicher und nuancierter ist, als Italien. Der Dreiklang von Gold, Violett und Blau ist nicht zu fassen, und mit reiner Naivität kommt man auch nicht weiter. Von allen, die Griechenland gemalt haben, sind nicht die, die wirklich hier waren, dem Geiste der griechischen Landschaft nahe gekommen, sondern zwei Franzosen, die Arkadien nur im Geiste sahen, Claude Lorrain und Corot.

Es müsste schön sein, in Athen ab und zu ein Bild von Corot zu sehen, nicht gerade die Nymphen unter den Silberpappeln, sondern eher ein Figurenbild oder eine frühe Landschaft, mit der zarten kristallklaren irisierenden Luft. A b e r d a s g i b t e s n i c h t. Gute Bilder sind selten, d i e L e u t e h i e r s i n d n o c h n i c h t s o w e i t. Es hätte gehen können, die Gelegenheit war da, aber es wurde nichts. In London lebte ein reicher Grieche namens Ionides ; er war mit Watts befreundet, doch das hinderte ihn nicht, eine sehr schöne Sammlung französischer Gemälde zusammenzubringen, schöne Millets, Bilder aus der Schule von Fontainebleau, Daumier und, wie gesagt Corot ; auch ein Degas, ein frühes Ballettbild. Diese Sammlung sollte dem griegischen Staat zufallen, wenn man dem Besitzer das Grosskreuz des Erlöserordens geben würde (chacun a sa marotte). Man hat es ihm merkwürdigerweise nicht gegeben, auch der Staat hat seine Marotten, und jetzt hängt die Sammlung im South Kensington-Museum in London, als Geschenk. Die Engländer interessieren sich nicht besonders für französische Malerei des 19. Jahrhunderts, und wenn sie es tun, gehen sie lieber in die Wallace-Kollektion, wo der prachtvolle Delacroix mit der Hinrichtung Marino Falieris hängt, und die feinen Boningtons, und der grosse Corot mit Macbeth und den Hexen. Aber die Sammlung Ionides, die in Athen unschätzbar gewesen wäre, ist im Kunstgewerbemuseum in London in dem Saal da oben, ganz hinten, totes Kapitel, es dringen nicht sehr viele Besucher dieses Riesenmuseums so weit nach hinten vor, und man denkt immer, die Kartons von Rafael seien die einzigen Malereien, die man hier sehen könne. — Noch eine andere Sammlung von Barbizonbildern gab es in Athen, in den 70 er Jahren, die von Herrn Melás. Aber auch sie ist zer-

streut worden, durch Verkauf, und von den schönen Daubignys und Rousseaus, die jetzt in Philadelphia und New York sind, hat der Besitzer vorher noch Aquarellkopien anfertigen lassen. Sehr interessant anzusehen. Nur ein paar Originalarbeiten sind noch da, ein Aquarell von Decamps mit einem Pascha und einer süssen Haremsfrau in roten und grünen Schals, und ein prachtvolles Aquarell von Daumier, drei Ärzte, die einem Kranken ein riesiges Klystier beibringen wollen ; ein Daumier ersten Ranges.

Bildersammlungen, die der Gegenwart dienen, existieren nicht oder fast nicht. Einen kunstfreundlichen Herrn hat man davon überzeugt, es müsse jemand moderne griechische Bilder sammeln und er hat sich darauf eingelassen. Die Familie, die das Hauptwerk von Gysis besitzt, „Das Kinderverlöbnis", ein Bild im Stil von Munkacsy, möchte es gern verkaufen, hat aber selber 50000 Frs. dafür bezahlt und ist erstaunt, dass man sie dafür nicht wiederbekommt, wo es doch die beste Periode von Gysis (1878) sei. Dass Gysis nur so lange gut malte, als er sich dem Einfluss der guten Münchener Schule von damals hingab ; dass aus seiner späteren Zeit eigentlich nur die Bleistiftzeichnungen, die von ferne an Ludwig von Hofmann erinnern, erträglich sind, darf man hier nicht laut sagen. Gysis ist nun einmal der grösste griechische Maler, und der Herr beispielsweise, für dessen Vater der Meister um dieselbe Zeit im selben Stil zwei Bilder mit Zigeunern gemalt hat, schöne dunkle Bilder mit leuchtenden Farben auf dem schwarzen Grund, liebt diese Pendants mehr als die Franzosen, die er besitzt und die sein Vater in den achtziger Jahren bei Durand fast für nichts erworben hat : Einen Boudin mit weidenden Kühen, einen bezaubernden Frauenkopf von Renoir und einen sehr schönen Courbet, eine tiefgrüne Hügellandschaft mit einem weissen Schloss vor blauem Himmel, ein Bild wie ein guter Trübner.

Es scheint, als sei vor 30 oder 40 Jahren die Liebe zu guter Malerei und zu französischen Bildern (deutsche findet man hier leider fast gar nicht) sehr viel lebendiger gewesen als heut, und als sei dann plötzlich ein Rückschlag eingetreten. Vielleicht hat die griechische Künstlerschaft einen flammenden Moralprotest mit „Quos ego" losgelassen, vielleicht hat er sogar genützt, kurz und gut, seit dem Ende der achtziger Jahre kaufen die wenigen, die sich überhaupt für Bilder interessieren, vorwiegend nationale Kunst. Der Besitzer einer Laurionmine hat eines der allerschönsten Werke von Diaz, eine Landschaft mit Feldarbeitern, frisch in der Auffassung und fein im Ton ; ferner sind von den sechs Monticellis, die er besitzt, wenigstens zwei sehr gut, besonders eines, das die Räuber vor Ali Babas Höhle darstellt. Aber

er hat nicht in diesem Sinne weiter gesammelt, sondern später ein paar ganz grosse, teure und sehr mittelmässige Leinwände von Griechen gekauft, die in einem pompösen klassizistischen Saal recht unausstehlich wirken.

* * *

Auch der Vorrat an alten Bildern, der in athenischen Häusern verstreut ist, macht nicht den Eindruck des Notwendigen. Niemand ist auf die Idee gekommen, byzantinische Tafelbilder systematisch zu sammeln, etwas, das sehr nötig und sehr reizvoll wäre. Es gibt bezeichnete und datierte Stücke, die künstlerisch wertvoll sind, noch immer genug und sehr billig zu kaufen, die guten Sachen sind genau so niedrig im Preise wie die unzähligen schlechten. Aber die wenigen Griechen, die imstande wären, das Gute vom Schlechten zu scheiden, sind hierzu nicht zu bewegen, und man wird die Geschichte der byzantinischen Tafelmalerei des späten Mittelalters — die für die Kenntnis der Wechselwirkung zwischen Italien und Byzanz sehr wichtig wäre – nicht eher schreiben können, wenn einer der hier lebenden Fremden sich dieser Aufgabe unterzogen hat, trotzdem er als „Franke" alles doppelt so teuer zahlen muss. Statt dieser byzantinischen Kunst findet man vieles Italienische, besonders Venezianische. Die venezianischen Bilder kommen meistens von den Inseln, von Zante und Korfu z. B., wo der Markuslöwe am dauerhaftesten gesessen hat. Fast alle sind hoffnungslos ruiniert oder von pfuschenden Restauratoren entstellt, nur sehr selten sieht man einmal ein gutes Werk in gutem Zustand.

Es wäre natürlich langweilig, wollte ich von all den Bildern, die ich im Laufe der Zeit hier kennen gelernt habe, von den guten und schlechten, unechten und echten Salvator Rosas, von den „Tizian" getauften Crouten und den Kopien nach Velasquez und von den miserablen Grecofälschungen erzählen. Statt dessen lieber ein Wort von der Pinakothek.

Im Besitze des Staates sind einige hundert Bilder, Geschenke von Sammlern, im Laufe der letzten 50 Jahre zusammengebracht. Sie waren lange in Magazinen der Universität und der Akademie verstaut, bis sie dann unter Aufsicht eines Komitees in die Ecole polytechnique gebracht wurden, einen grossen Bau, in dem die Kunstschule und das ethnographisch-historische Museum sind. Ein sehr geschickter und gewissenhafter Restaurator aus der Pettenkofen-Schule ist mit ihrer Pflege betraut. Man hat diese Gemälde nie so recht achten wollen. Eine deutsche Prinzessin aus einer für ihre Kunstliebe bekannten Dynastie hatte sich abfällig darüber ausgesprochen. Das seien schlechte Bilder und meistens Kopien, hat sie gesagt.

Ganz so schlimm ist es nicht. Sehr gut ist ein tadellos erhaltenes Werk von Caravaggio, sowie zwei Luca Giordanos, ein Leandro Bassano, ferner ein kleiner Albani und ein ausgezeichnetes venezianisches Architekturstück, in der Art des Zuccarelli. Die beiden Hauptstücke unter den Italienern sind aber zwei Tiepolos, das eine Bild ist eine eigenhändige Replik des „Christus in Gethsemane" in der Sammlung Seeger (Berlin), das andere ein vollkommen unbekanntes zwei Meter breites Frühwerk aus der Zeit um 1725, Rebekka und Elieser am Brunnen. Von Niederländern nenne ich ein Tierbild von Jan Fijt, einen leider durch Übermalung stellenweise verdorbenen Ruisdael, an dem aber der Himmel intakt und sehr schön ist, und einen feinen Kopf von van Dyck; von Franzosen Drouais, Hubert Robert, Greuze und vor allen Dingen einen herrlichen Boucher. Aus dem neunzehnten Jahrhundert eine Menge Aquarelle, darunter Henri Monnier, Decamps und Gavarni. Ferner drei Ölbilder von Fantin-Latour, früh, aus den 60 er Jahren, Blumenstücke von grosser feiner Pracht. Von Watts das Porträt von einem Frl. Ionides, einer Verwandten des Sammlers, und ein grosser „Psyche" genannter stehender Frauenakt. Nicht vergessen darf man bei diesen modernen Dingen ein ganz bezauberndes Werk von David d'Angers, das marmorne Grabdenkmal für den Freiheitskämpfer Markos Votzaris (1834), das früher in Missolonghi war — ein trauerndes nacktes Mädchen, auf eine Steinplatte den Namen des Helden schreibend.

Dies sind, in schneller Aufzählung, ein paar der hauptsächlichsten Künstlernamen. Natürlich ist auch sonst noch vieles Interessante vorhanden, auch eine Anzahl von Kopien, die von den hiesigen Bilderfreunden als Originale ausgegeben werden. Wenn es nach ihnen ginge, wäre z. B. der Londoner Correggio, Mars, Venus und Amor, eine Kopie, und das Original befände sich hier in Athen — man sieht: toute la lyre, wie üblich bei unwissenden Amateurs. Aber alles in allem doch eine interessante kleine Sammlung. Nur geht sie in den Räumen der Ecole polytechnique zugrunde, das Lokal ist total ungeeignet, zusehends macht der Verfall Fortschritte.

* * *

Seit diesem Winter hat sich eine Bewegung zur Erbauung eines richtigen Galeriegebäudes geltend gemacht und Athen wird nun in einigen Jahren auch eine öffentliche Bildersammlung besitzen. Ein Luxus natürlich. Wenn man das Akropolismuseum und das Nationalmuseum hat, braucht man keine Bildergalerie zweiten oder dritten Ranges. Man müsste die Bilder verkaufen.

Aber das darf man nicht, da sie dem Staate geschenkt wurden, und so blieb kein anderer Weg, als sich zum Bau eines Bildermuseums zu entschliessen. Wenn man schon Kunstwerke hat, darf man sie nicht verkommen lassen. Es hat aber Mühe gekostet, den Beschluss zu statuieren, d. h. also, das Geld für eine Galerie zu beschaffen. Wohl waren aus dem Legat Aweroff 400 000 Frcs. für die Pinakothek zur Verfügung ; es war dabei auch vorgesehen, dass von diesem Gelde „hervorragende Meisterwerke der modernen Malerei" erworben werden sollten. Aber das Pinakothek-Komitee, das aus diesem Fonds zunächst einmal das Nötigste bestreiten wollte, nämlich ein Asyl für die einigen Hundert schon vorhandener Gemälde, fand unüberwindlichen Widerstand bei fast der gesamten athenischen Künstlerschaft (es gibt etwa 100 Künstler hier). Sie bestanden auf ihrem Schein. „ . . . Zum Ankauf hervorragender Meisterwerke der moderner Malerei . . .", damit habe der Testator die griechische moderne Kunst gemeint. Und es ist dieser athenischen Künstlerschaft, in deren Mitte vielleicht im ganzen zehn kleine Talente gedeihen, tatsächlich gelungen, durchzusetzen, dass das Legat Aweroff nicht angerührt wird. Mag verkommen, was vorhanden ist, mag auch nicht das bescheidenste Bilderlokal zur Verfügung stehen — es s o l l e n moderne griechische Bilder gekauft werden, ganz gleich ob man weiss, wohin damit oder nicht.

Es ist doch immer dieselbe Sache: Die produzierende Mittelmässigkeit nimmt den Mund voll nationaler Phrasen, tut so als sei Kunstpflege identisch mit Künstlerpflege und Brotkorbpolitik, und hindert dabei die wahre Kunstpflege und die Tätigkeit der Museen.

Hier in Athen wäre auf diese Weise die Sache um ein Haar hoffnungslos gescheitert, wenn nicht in letzter Stunde ein paar ehrliche Kunstfreunde unbekümmert immer wieder ihr „caveant consules" geschrien und dadurch einen im Ausland lebenden Griechen dazu veranlaßt hätten, die zum Galeriebau nötige Summe dem Staat zu schenken. Hoffentlich verzichtet nun aber die künftige Museumsleitung noch eine Weile auf den Ehrgeiz, überhaupt Meisterwerke der modernen Malerei zu erwerben. Unter den augenblicklichen Verhältnissen kann dabei nichts Gutes herauskommen. . . .

Sprache und Politik

Von OTTO CORBACH

Die lebensfähigsten europäischen Sprachen würden sich in Europa viel rascher auf Kosten der weniger lebensfähigen ausbreiten, wenn sie nicht die engherzig nationalistische Politik europäischer Regierungen mit Bleigewichten beschwerten. Denn warum herrscht in ganz Amerika nirgends ein solcher Sprachenwirrwarr wie in Europa, obgleich dort fortgesetzt Einwanderer aus aller Herren Länder zusammenströmen? Warum hält der Pole oder Tscheche in deutscher, der Deutsche in magyarischer oder russischer Umgebung hartnäckig an seiner Muttersprache fest, in amerikanischer aber nicht? Weil das Englische in Nord-, das Spanische in Südamerika nicht als politisches Unterwerfungsmittel mißbraucht werden, sondern vorwiegend als Verständigungsmittel hochstehender übernationaler Kulturmenschenverbände dienen, die wenigstens bis in die jüngste Zeit Fremden zu gleichberechtigter Eingliederung offen standen. Angehörige deutscher Gemeinden im Baltenlande oder in Südrußland blicken noch heute mit demselben Stolz auf das sie umgebende, kulturell niedriger stehende Slaventum herab wie die Vorfahren, die sich einst dort ansiedelten, und weil ihre Zugehörigkeit zu einem westeuropäischen Kulturvolke eine achtunggebietende Wirkung selbst auf russische Behörden ausübt, deshalb wehren sie sich gegen jeden Versuch, ihnen mit der Sprache des Russentums dessen unbedingtes Unterwerfungsverhältnis zu einer kulturfeindlichen Autokratie aufzudrängen. Wie ganz anders eine neue Umwelt auf die ersten großen deutschen Auswanderermassen, die die Vereinigten Staaten aufnahmen, einwirken mußte, schildert treffend Friedrich Kapp, der Geschichtsschreiber der deutschen Einwanderung im Staate New York, mit folgenden Worten: „Durch den Kampf mit den Elementen, mit vollkommen freier Konkurrenz, durch den Kampf mit einem Worte für eine neue Existenz unter neuen Umständen ward im Deutschen gerade so sehr wie im Angelsachsen das Gefühl der Selbständigkeit und das Bewußtsein von der Notwendigkeit der Initiative erweckt. Der staatlichen Vormundschaft, der Fürsorge seiner früheren Gemeinde, einer ihn auf Schritt und Tritt beobachtenden und kontrollierenden Polizei, dem Zwangsgebot seiner Klasse, seines Standes, seiner Religionsgenossen, der stillschweigend drückenden Last einer

engherzigen öffentlichen Meinung entgangen, ist er auf einmal unter Hunderttausenden freier Menschen auf seine eigenen Füße gestellt, auf sein eigenes Urteil angewiesen, und gerade wie die Hunderttausende zum Range eines Schöpfers seines eigenen Glückes befördert. Eigene Erfahrung, eigenes Prüfen und Wählen, die größere Notwendigkeit der Selbsthilfe, die Wahrnehmung von allgemeinem Wohlstand und sicherem Auftreten der älteren Bevölkerung geben seiner Beobachtungsgabe, seinen Gefühlen, dann seinem Handeln und endlich seinem Denken eine neue Richtung." Die ältere Bevölkerung aber sprach englisch, das war maßgebend für die Wahl des Englischen als allgemeines Verständigungsmittel für die anderssprachigen Einwanderer. Noch heute ist es selten, daß das Kind eines Einwanderers in Amerika nicht englisch spricht, noch seltener, daß ein Kindeskind noch etwas von der Muttersprache der Großeltern weiß. Die aufsaugende Kraft des angelsächsischen Bevölkerungskerns würde aber nie so stark geworden sein, wenn das Englische in ganz Nordamerika ein Mittel zur Ausbreitung der politischen Herrschaft Großbritanniens geblieben, wenn der amerikanische Unabhängigkeitskampf erfolglos verlaufen und nie mit Glück wiederholt worden wäre. Selbst auf englische Auswanderer hat bis in die neueste Zeit die große nordamerikanische Republik immer viel mehr Anziehungskraft auszuüben vermocht als das britische Nordamerika das Dominion of Canada. Die Londoner Regierung versuchte einst jahrelang durch billige Fahrpreise die Auswanderung nach Kanada zu begünstigen. Die Wirkung war nur die, daß zehntausende englischer Auswanderer jährlich auf dem Umwege über Kanada, statt wie vorher unmittelbar, nach den Unionsstaaten auswanderten. Es sind früher viele Versuche gemacht worden, der französischen Bevölkerung in Kanada die englische Sprache aufzunötigen. Man mußte sie schließlich aufgeben; denn wie Lord Elgin einmal äußerte, es wäre wohl möglich gewesen, die Franzosen auf solche Weise zu amerikanisieren, nicht aber, sie zu englisieren. Erst auf dem neutralen Boden eines neuen, freien amerikanischen kanadischen Nationalgefühls beginnt sich in neuerer Zeit eine ähnlich mächtige, englisch sprechende Völkergemeinschaft in Kanada zu entwickeln wie die der Union. In den meisten Staaten Süd- und Mittelamerikas ist das Spanische unter ähnlichen Voraussetzungen allgemeine Umgangs-, Geschäfts- und Amtssprache geworden wie in Nordamerika das Englische. In Argentinien waren unter 2922746 Einwanderern, die es in 50 Jahren (1857—1907) aufnahm, nur 669746 Spanier, also weniger als der vierte Teil; dagegen weit

mehr als die Hälfte, 1 705 944 Italiener. Und doch sind auch dort in der Regel die Kinder, erst recht die Enkel fremdsprachiger Einwanderer, schon mit Leib und Seele spanisch sprechende Argentinier. Und wie in Argentinien, so werden in fast allen süd- und mittelamerikanischen Republiken außer Brasilien, wo portugiesisch gesprochen wird, in spanischer Sprache Gesetze erlassen, wird in spanischer Sprache in den öffentlichen Schulen unterrichtet und erscheinen in ihr die meisten, alle bedeutenden Zeitungen. So kommt es, daß die spanisch sprechenden Nationen eine Fläche bewohnen, die 5 Millionen Quadratkilometer größer ist als ganz Europa und eine Bevölkerung von 70—80 Millionen Seelen umfassen. Nie aber hätte es dahin kommen können, wenn die südamerikanischen Länder irgendwie von Spanien abhängig geblieben wären. Der Zweck der einstigen spanischen Herrschaft in Südamerika bestand nach einem spanischen Historiker darin: „In jenen Ländern die Finsternis des Götzendienstes und der Barbarei durch das Licht des Evangeliums zu zerstreuen und sie so spanisch als Spanien selbst zu machen"; erreichen wollte man dies nur dadurch, „daß man sie wie Spanien selbst regierte und die Bevölkerung vor jeglicher intellektueller oder kommerzieller Berührung mit fremden Nationen oder Individuen bewahrte." Heute bewegt sich der Anteil Spaniens am Handel der hauptsächlichsten südamerikanischen Republiken zwischen 1 und 5 Hundertsteln, ein Beweis, wie völlig dort die spanische Sprache von der spanischen Politik emanzipiert ist. Das Spanische herrscht in südamerikanischen Ländern nicht, weil es die Sprache der spanischen Konquistadoren, sondern weil es die Sprache der Befreier der südamerikanischen Kolonien Spaniens war.

Einsprachigkeit bedeutet für jede politisch-einheitliche, über ein großes Gebiet verbreitete Bevölkerung einen großen Vorteil im Wettbewerb mit der übrigen Menschheit. Man bedenke, daß im Maschinenzeitalter der Reichtum de Nationen sich im Verhältnis der Abnehmerkreise ihrer Erzeugnisse entwickelt. Je größer der Kollektivbedarf für eine bestimmte Ware ist, desto billiger kann sie hergestellt werden. Daher sind Sprachkenntnisse im europäischen Handelsleben so wichtig. Der Engländer und Amerikaner aber kann viel Kräfte, die der festländisch-europäische Konkurrent für die Erlernung fremder Sprachen aufwenden muß, um den eigenen Arbeitserzeugnissen einen großen Absatz von bestimmtem Umfang zu sichern, unmittelbar der Förderung seines Geschäfts widmen.

An dem Tage, wo die führenden europäischen Regierungen

aufhören würden, die europäischen Sprachen als ihre dienenden Mägde zu behandeln, wäre der Anfang vom Ende des europäischen Sprachenwirrwarrs gemacht. Irgendwann einmal wird für die Nationen und Natiönchen Europas die Notwendigkeit beginnen, sich über die Grundsätze und Richtlinien einer gesamteuropäischen Politik zu verständigen. Dann würde die Ausbreitung einer Sprache nicht mehr gleichbedeutend mit der Ausdehnung einer bestimmten Art politischer Herrschaft zu sein brauchen. Der Wettbewerb zwischen den Sprachen wäre vom politischen auf das Gebiet friedlichen Kulturlebens verlegt. Daß dies heute noch als Utopie erscheint, beweist nichts gegen die Möglichkeit. Nietzsche spricht in „Jenseits von Gute und Böse" mit gerechtem Spott von der „krankhaften Entfremdung, welche der Nationalitäts-Wahnsinn zwischen die Völker Europas gelegt hat und noch legt"; und von den „Politikern des kurzen Blicks und der raschen Hand, die heute mit seiner Hilfe obenauf sind und gar nicht ahnen, wie sehr die auseinanderlösende Politik, welche sie treiben, notwendig nur Zwischenakts-Politik sein kann." — „Dank alledem und manchem heute ganz Unaussprechbarem", fährt er fort, „werden jetzt die unzweideutigsten Anzeichen übersehen oder willkürlich und lügenhaft umgedeutet, in denen sich ausspricht, daß Europa Eins werden will. Bei allen tieferen und umfänglicheren Menschen dieses Jahrhunderts war es die eigentliche Gesamtrichtung der geheimnisvollen Arbeit ihrer Seele, den Weg zu jener neuen Synthesis vorzubereiten und versuchsweise den Europäer der Zukunft vorwegzunehmen; nur mit ihren Vordergründen, oder in schwächeren Stunden, etwa im Alter, gehörten sie zu den „Vaterländern", — sie ruhten sich nur von sich selber aus, wenn sie „Patrioten" wurden. Ich denke an Menschen wie Napoleon, Goethe, Beethoven, Stendhal, Heinrich Heine, Schopenhauer . . . auch Richard Wagner! . ." So Nietzsche. Welche Nation aber wird dem Europäertum der Zukunft das Gepräge ihrer Sprache und Kultur geben? Wahrscheinlich die, die es am frühesten über sich gewinnt, sich selbst aufzugeben, um im Europäertum aufzugehen; denn „wer sein Leben wegwirft, der wird es gewinnen".

Literatur

Von ERNST BLASS

Martin Beradt, „Das Kind“ (S. Fischer, Berlin) — Albert Ehrenstein, „Tubutsch“ (Jahoda und Siegel, Wien) — Robert Musil, „Vereinigungen“ (Georg Müller, München).

S. Erich beschloss zum Jahreswechsel, einen Lebensabschnitt zu vollenden. Er blickte durchs Fenster. Eine graue Luft lag unhörbar vor Häuseraussenwänden; die reglos, doch nicht nüchtern, hindämmerten. Er hörte drüben eine Tür zuklappen, vielleicht von einer Speisekammer. S. Erich dachte an manches, das hinter ihm lag. An mehrere für ihn äussere Erfolge seiner schriftstellerischen Laufbahn . . . und einen inneren. Ferner ging (doch sie ging ihm nahe), in Sommerglühn, Ada Gerwig, schlank, sicher, wie ein gezügeltes Rennpferd, — die ihn nicht wiedergeliebt hatte. Er hörte ganz weit, lauter und leiser, eine kommende und wieder fortziehende Hochbahn.

* * *

. . . Die inneren Stimmen der letzten Wochen zu sammeln, setzte er sich an seinen Tisch. Es war schon Nachmittag geworden. Er schrieb: „Menschentiefes erfasst, wer psychische Spannungen hat; Tieferes, wer augenblicklich grade keine hat. In beruhigterer Stimmung ist manches ernster zu durchschauen . . . Ein Lächeln kann tiefer, vorgeschrittener, menschenhafter sein, als ein Schrei. (Ich spreche nicht von einem Lächeln, das ein verhaltner Schrei ist.) Es kommt nicht darauf an, wie stark ein Temperament auf das Dasein reagiert, wie laut, wie heftig im Einzelempfinden; sondern darauf, wieviel es umschliesst. Für Leute, die etwas erlitten h a b e n, führt dann mancher Weg tiefer ins „Leben“ hinein . . .“

Ihm erschien ein unschreckliches Gesicht, geglättet, gebürstet, Profil, und blickte durch Kneifergläser starr in eine Ecke des Zimmers. Der Ausdruck war verbindlich . . .

S. Erich begann: „Ich gebe zu, Herr B e r a d t, dass ich an Ihrer Sphäre etwas gesogen habe. Doch diese betuliche Behutsamkeit — ich meinte sie nicht. Sie schrieben pünktlich nach dem Roman „Go“ (engl. = „gehn“, soviel wie „mit jmd. gehn“) „Eheleute“, jetzt erst „D a s K i n d“. Als ein nicht unfeiner Bürger. Sie gaben das Schicksal einer Unschuld vom Land, die als Berliner Dienstmädchen wie im Halbschlaf sich als Verführte, Schwangere, Mutter, Kindesmörderin vorkommt, dabei Jungfrau

ist ; zugleich Milieubeschreibung von Berlin und Umgegend ; — doch einer solchen Unschuld vom Lande, dass ich im Anfang nicht an ein modernes Gretchen dachte, sondern von weitem eine Idee an Mimili ; vom Erotischen abgesehen, rein was die Charakterisierungskunst anbetrifft.

Das Physiologische des Verlaufs unkontrolliert gelassen, ist noch manches in diesem Buch subtil (und darum besser als pseudopathetische Kraftsachen neuerer Impotenzen). Aber betulich vorgeführt. Aber doch subtil.

Wenn ein Dienstmädchen in einer Gebäranstalt liegt, wenige Tage, bevor es losgeht (draussen sucht der Schatz nach Material für die exceptio plurium) — und sagt zu der zu Besuch kommenden Freundin : „Eeen schönet Zimmer, wat? Na, et kost ooch sein schweret Jeld. Seh ma da raus. Da kannste de Spree sehen. ." — dann fühlt man etwas vom Leben, vom Umwogtsein, und denkt an Hauptmanns alte Rattenherrlichkeit . . .

Ein nicht unfeiner Bürger. Meist (weniger innig, als) betulich . . . macht er sich um Sachen zu schaffen, auf die es ankommen könnte. Vom Stamme Thomas Manns. Die Beziehungen zum „Kubinke" sind äusserlicher. Die Skizze „Der Musterschüler" hat mich neulich entzückt. Ich sage einem Juristen, dass „das Kind" eine Arbeit von „mittlerer Art und Güte" ist . . .

* * *

S. Erich war jetzt im Arbeiten. „Tubutsch" von Albert Ehrenstein. Das Leben eine Enttäuschung. Die Unzulänglichkeit des Daseins zugegeben — was packt den Dichter Ehrenstein an?

In einem grellen Plakat zeigt er den „Ritter Johann des Todes", der sich trotz Drachen und Teufel so langweilt, dass er sich erhängt.

Ehrensteins Karl Tubutsch schreibt nichtige Dinge auf, um die ewige Gleichheit, den Abwechslungsmangel des Lebens darzustellen. Hier liesse sich hinwiederum der Einwand machen, das ewige Einerlei müsste nicht an für alle Nichtigem, sondern an für die Mehrzahl Wichtigem erwiesen werden.

Unglück bietet die Möglichkeit zum Schreien . . . und zum Hinabfressen. Hier ist die genaue Darstellung (nein : ein Widerkäuen, voll Verbissenheit) des Hinabgefressenen, zugleich der Dösigkeit, dass man es überhaupt hinabfrisst, statt ein Ende zu machen — geschaffen, nach Enttäuschung und Leere, in Momenten . . . minderdösig und verzweifelt. — bitterer als gewöhnlich.

Im undösigsten Momente müsste Tubutsch freilich sagen : „Auch mein Bücherschreiben ist nur eine Erleichterung des Hinabfressens — — —."

Es ist möglich, dass Ehrenstein nur selten minderdösige Momente hat. In diesen gestaltet dies Menschenwesen stark (— und zergliedert nicht). Sein Schaffen ist das (nicht völlig undösige) Durchbrechen seines gewohnten Dahindösens. Das gelegentliche Aufschnauben eines Meertiers, in 65 Seiten. Voll Kraft. Man sehe sich das an. (Man steht dem ja so viel näher als k r a f t l o s e m Nichtzerlegen.)

Über Kokoschkas Zeichnungen zu diesem Buch muss ein Eingesetzter auf diesem Stuhle sitzen und sprechen.

So sagte der bescheidene Dichter.

* * *

Er fuhr fort: „Undösig sein ist alles. Was macht der neue, bedeutende deutsche Prosait R o b e r t M u s i l? Er ist ein Entdecker von Neu-Seelland. Ein Erweiterer des Bewusstseinsgebiets. Er zergliedert Vorhandenheiten dieses Daseins und benennt das Einzelste. Und warum ist das bedeutend? Weil er zu den alten neue Erlebnisbezirke hinzuerwirbt (genauer: Bezirke bewussten, unstumpfen Fassens, Haltens, Erfülltseins), weil er tiefer in das „Leeeeeben" hineinführt . . . Seine Zergliederungen werden in hundert Jahren primitiv sein; das Ewige ist, dass überhaupt zergliedert wird, dass der Stoff eines Menschendaseins vielfältiger, reicher wird, genauer: dass unsre Sinne instand gesetzt werden, statt des Ewig-Selben Neues aufzunehmen, dass für unsre Sinne immer Neues real wird; neue Nahrung; neue Reize, wenn die alten anfangen, langweilig und abgelebt zu werden . . . Das ist der Sinn.

In dem Buch ‚V e r e i n i g u n g e n' gibt Musil folgendes: das Gefühl, wie das banal wird, was man bewusst erlebt; — — zugleich die Sehnsucht nach dem Dunklen, Unbanalen (das man als solches nie erleben kann, weil es durch Erleben hell und banal werden würde). Was Musil hier gibt, ist Lebensgefühl. Die Sehnsucht grösser als das Erlebbare. Die Sehnsucht will das Unbanale erleben — und dies wird beim Erleben banal. Deshalb wird die Unbefriedigtheit zu einer Verwirrung, zu einer Mischung von Schlaf und Wachheit, halb Wollust, halb Enttäuschung, zu einem Gleiten, zu einer Sehnsucht, das Leere zu erleben, — — das doch nur im Traum „das Leere" ist.

Was in einem Gedicht von mir, ‚Märzabend', ein Schüttelfrösteln ist:

„Und Menscheneinsamkeit, die schüttelfröstelnd stiert
In Räume, in luftleere Räume"

das ist bei Musil eine Lustvorstellung (kein Stieren und Stürzen, sondern ein Gleiten . . .).

Musil gibt die Gefühlsbeziehungen einer Frau zu einem Ministerialrat und die einer Frau zu einem Hund. Er gibt die Gefühlsbeziehungen bewusster Menschen zum Bewusstlosen, Tierischen . . . Er gibt die unerfüllte Sehnsucht zur Leere; die Sehnsucht, — und was ihre Unerfülltheit für Verwirrungen stiftet. (Nur dass diese Verwirrungen höhere Klarheiten sind, als die durchschnittlichen Klarheiten, die unverwirrte Unklarheiten sind.)

Dieses Buch gibt in Verwirrungen: das Letzterfasste von Menschen.

Lasst Euch von Schwachköpfen, die einen „Naturalismus", den es nie gab (:das Kopieren des Lebens), überwunden haben und einsehen, es komme auf „Licht- und Schatten-Verteilung" an, . . . lasst Euch von Schwachköpfen bengalische Beleuchtung für (Nicht-Naturalismus und darum für) Kunst einreden! Glaubt, dass Psychologen weniger Wert haben als Scheinwerfer (und Scheinekaperer), die in knalligen Plakaten verdeutlichen! —

* * *

Der Schriftsteller erhob sich. Es war Nacht, zwischen 1 und 2. Er ging ins dunkle Nebenzimmer und ging im Dunkeln fast zwanzigmal um den Tisch herum. Dann blieb er stehn, gähnte weit und reckte seine Arme in die Welt.

Was aus mir wurde

Von ROBERT WALSER

Ich bin von Geburt ein Kind meines Landes, von Fach bin ich arm, von Stand bin ich Mensch, von Charakter bin ich ein junger Mann, und von Beruf bin ich der Verfasser des vorliegenden Lebensberichtes. Erzogen worden bin ich dadurch, dass mein lieber Papa mich von Zeit zu Zeit nach Ridau hinausschickte. Ridau ist ein niedliches altes Städtchen mit nur einer, aber dafür breiten Gasse und gotischem hochemporragendem Schlosse.

In Ridau ist wohnhaft Herr Baumgarter. Zu diesem Herrn Baumgarter nach Ridau hinaus lief ich, um die schönen Grüsse und besten Empfehlungen Papas behend auszurichten. So weit meine Erziehung.

Meine Schulung und Bildung besteht in der Absolvierung eines Progymnasiums. Es ist dies eine klassische Stätte, denn sie ist von Napoleon, dem Grossen und Ersten, oder wenigstens unter seinem Einfluss ins Leben gerufen worden. Alsdann, und so schleuderte mich das barsche Leben in die Bahnen eines

exekutierenden Feuilletonisten. O hätte ich nie ein Feuilleton geschrieben.

Aber das Schicksal, das stets unbegreiflich ist, hat es so gewollt, es hat aus mir, wie es scheint, einen hüpfenden und parfümierten Vielschreiber und Vielwisser gemacht, und alle meine so kostbaren, an die Heimatbande klingenden Wesenskerne mussten, was ich mit weinenden Augen und tief in der ausgehöhlten Seele beklage, verloren gehen. Grausames Geschick, dem ich gehorche!

Doch, es kann ja noch alles besser werden, und die naive Ländlichkeit kehrt vielleicht, wer weiss, eines Tages wieder bis zu mir zurück, und ich werde dann wieder in der Einsamkeit die Hände ringen können. Einstweilen aber scheine ich begraben im Sündenpfuhl eines lächelnden und tänzelnden Berichterstattertums, und es ist nur noch sehr geringe oder gar keine Hoffnung mehr vorhanden, dass ich jemals in meinem Leben wieder einen Jodler auszustossen imstande sein werde, wie z. B. der weltgewandte und literarisch so rührige Ernst Zahn ihn so prächtig und urwüchsig wiederzugeben versteht. Ernst Zahn und andere, ebenso gewitzigte, sind Meister in der Betonung ihrer Liebe zur Heimat.

Ich habe so etwas nie zu fabrizieren verstanden. Die Welt ist weit, und der Mensch ist ein Rätsel, und Napoleon war ein grosser Mann, und Ridau ist ein reizendes Städtchen, und der Kern eines Menschen geht nirgends völlig verloren. Was ist doch das für eine Borniertheit, dieses Alte-Tanten-Getratsche aus dem Süden. Berlin ist eine so schöne Stadt, und seine Einwohner sind so schaffige, rechtschaffene und artige Menschen.

DER MUSIKKRITIKER

Ich habe nicht sehr viel Hoffnung gehabt, daß Herr Schmidt mir antworten wird. Nun war er aber doch so unvorsichtig, und jetzt fürchte ich, er wird noch ärger zu Schaden kommen, als wenn er geschwiegen hätte. Er hätte sich lieber damit trösten können, daß das Publikum so etwas rasch vergißt. Seine Sorge, „daß solche Angriffe das Vertrauen seiner Leser erschüttern" ist unbegründet, denn ein solches Vertrauen wird sich immer wieder finden. Ich habe Kritiker schon ärgeren Prüfungen ausgesetzt und ihre Leser trauen ihnen trotzdem noch immer über die Gasse. Herr Schmidt nimmt mich sicher zu ernst. Weder seiner Stellung, noch seinem Einfluß könnte ich gefährlich werden, solange er und ich leben. Man wird ein wenig gelächelt haben über ihn und wird diesmal vielleicht lachen. Aber sein Ruf geht sicher heil aus dieser Affäre hervor, denn — es stellt sich ja niemand etwas anderes unter dem Ruf eines Kritikers vor, als das, was übrig bleiben wird, wenn diese Angelegenheit erledigt ist.

Es war sicher unvorsichtig von ihm, mich so ernst zu nehmen. Er hätte konsequenterweise bei dem bleiben müssen, was er über mich geschrieben hat, als mein Sextett zum erstenmal in Berlin aufgeführt wurde: „Eine dilettantische Spielerei mit Klangeffekten" und hätte sich (wie soviele andere) nicht nach seiner Kritik über meine von Fried aufgeführte symphonische Dichtung richten sollen, wo er sagte: „Man wird Schönberg ernst nehmen müssen". Herr Schmidt hätte mit mir und mit vielen anderen über den kleinen Scherz, den ich mir gegen seine Würde erlaubt habe, lachen sollen. Dort war die Sache ganz nebensächlich behandelt, es waren ein paar ganz gute Witze darin, und daß die keine Eigenschaft meiner Kompositionen sind, hätte ihn nicht weiter aufregen müssen, denn dort gehören sie nicht hin. Hier aber waren sie nötig. Denn so sehr ich der Kritik gegenüber dieselben Gefühle habe, wie beispielsweise Wagner, so kann ich doch den einzelnen nicht ernst nehmen. Und ob über meine Sachen von Herrn Schulz und Müller oder von Herrn Meyer und Schmidt Unsinn gesagt wird, ist mir so gleichgültig, daß ich darüber nur im Scherz, nur mit jenem Witz reden kann, den Herr Schmidt in meinen Kompositionen vermißt.

Wenn mich aber Herr Schmidt durchaus ernst nehmen will, dann hätte er andere, bessere Gelegenheit dazu gehabt. Von meinen Werken ist eine ziemliche Anzahl im Druck erschienen. Herr Schmidt ist bestimmt ebenso vielseitig, wie er einflußreich ist. Und wenn er von den vielen Tätigkeiten, die er ausübt, von den vielen Dingen, die er unterrichtet, nur die Hälfte wirklich kann, dann darf man wohl annehmen, daß er auch imstande ist, Noten zu lesen. Täte er das und sähe die Werke an, die ja eigentlich zu diesem Zweck gedruckt werden, dann hätte er nicht nötig, das Werk jemandes, aus dessen Partitur jeder auf den ersten Blick eine sehr geübte Hand erkennt, als „dilettantische Klangspielerei" zu bezeichnen. Nimmt man aber an, mehr noch als an der Fähigkeit fehle es ihm an Zeit, dann bleibt nichts anderes übrig, als gewissenhaft in jene Konzerte zu kommen, in denen Künstler, die er ernst nehmen will, ihre Werke vorführen. Sonst wird man an seinem Ernst zweifeln müssen oder an seiner Fähigkeit ernst zu nehmen. Aber — und das ist mir das Wichtigste, was ich durch jenen Scherz, den Herr Schmidt als persönlichen Angriff empfindet, sagen wollte — wenn ich ein Konzert gebe, dann hat er, Schmidt, dort zu sein. Nicht meinethalben, denn mir ist es gleichgültig, was über mich geschrieben wird. Das habe ich in fünfzehn Jahren bewiesen. Sondern wegen des „Vertrauens seiner Leser", um das er sich ja so sehr ängstigt und des Amtes wegen, das sein Chef ihm gegeben, ohne daß man bisher Gelegenheit hatte zu erkennen, daß auch Gott das seinige dazu getan hat.

Und daß Herr Schmidt nicht das ganze Konzert gehört hat, sondern kaum den sechsten Teil, das geht für jeden, der drin war, aus seinem Satz hervor: „Eine diesbezügliche Ankündigung (die Absage des Maeterlinck-Liedes) ist während meiner Anwesenheit im Saale nicht erfolgt." Da nämlich diese Absage nur wenige Augenblicke vor dem Beginn der vierten Programmnummer, als es bereits mäuschenstill war, erfolgte, da sie von allen Anwesenden gehört worden sein muß, war also Herr Schmidt bei dieser Nummer nicht im Konzertsaal. Ich hatte in meinem ersten Artikel nicht gewagt, ihm das vorzuwerfen und es war auch nicht nötig, weil er diese Nummer nicht erwähnt hat. Aber nach dem Geständnis, das zwischen

diesen Zeilen zu lesen ist, möchte ich es beinahe riskieren, wenn ich es nicht vorzöge, Anderes zu untersuchen, was auch zwischen den Zeilen steht. Nämlich die Frage, ob er meine Klavierstücke gehört hat, umgeht Herr Schmidt mit einer Vorsicht, die bedenklich ist, indem er Sätze hinschreibt wie: „. . . Arnold Schönberg, und den habe ich gehört." (Ja, wie er selbst sagt, acht bis zehn Lieder von den zwanzig, die aufgeführt wurden — aber die anderen Lieder und die Klavierstücke?) Herr Schmidt muß meine „Kampfesweise (ich kämpfe ja gar nicht, ich habe mir einen Scherz gemacht) als unehrlich bezeichnen." Wie nennt er nur diese Kampfesweise, die sich um ein offenes Geständnis herumdrückt die durch unklare Sätze über den Sachverhalt hinwegtäuschen will? Es liegt doch außer allem Zweifel: Wenn Herr Schmidt sämtliche Lieder und die Klavierstücke gehört hätte, könnte er einfach den Satz hinschreiben: „Ich habe die Klavierstücke gehört." Das könnte er, ohne seiner stilistischen persönlichen Note verlustig zu gehen, in einem reinen einfachen Satz tun. Warum tut er es nicht? Wie nennt man diese Kampfesweise?

Ich will nicht so boshaft sein wie Herr Schmidt und nicht so beleidigend, wie die stilistische Unfähigkeit immer wird. Deshalb will ich sie benennen: Hilflosigkeit!

Hilflosigkeit; Herr Schmidt hat alle Geistesgegenwart verloren. Und das erweckt mein Mitleid so sehr, daß ich ihm die naive Erklärung, in seinem Programm sei der Name Closson durchgestrichen und mit Tinte Petri drübergeschrieben worden, glauben will. Und auch das will ich gelten lassen, daß der Herr sich der auf ihn einstürmenden Assoziationen nicht mehr recht erwehren kann; so daß, wenn er von Dichtern spricht, er alle ihm bekannten Namen aufzählen muß. Und ich will ihm einräumen, daß er, wie er behauptet, „noch mehr Dichter hätte anführen können". Ich glaube ihm das aufs Wort.

Aber wie nennt man denn eigentlich diese Unfähigkeit, die nicht mehr unterscheiden kann, welche Assoziationen zu der Sache, von der die Rede ist, noch dazu gehören und welche nicht?

Herr Schmidt meint, ich „klammere mich an Nebendinge, um von der Hauptsache abzulenken". Aber er irrt, ich klammere mich an Nebendinge, um auf die Hauptsache hinzuweisen: auf die Leichtfertigkeit, mit der Kritiker mit Existenzen selbst dann spielen, wenn sie erkannt haben, daß sie einen Künstler ernst nehmen müssen.

Diese selben Leute, die einem Künstler das geringste Versehen anrechnen, wenn sie es zufällig bemerken, sind nicht imstande, diese lächerlich leichte und belanglose Arbeit tadellos zu verrichten, die ihr Amt verlangt. Die mit andern so streng sind, verlangen die größte Nachsicht für sich und empfinden die Erwiderung jemands, der schon den gröbsten und beleidigendsten Anwürfen ausgesetzt war, als persönlichen Angriff.

Dieser Herr Schmidt weiß so genau wie ich und wie jeder Redlichdenkende, daß ich Recht habe. Und trotzdem nennt er meine Kampfesweise unehrlich.

Da muß ich aufhören.

Denn es scheint, ich begebe mich doch unter mein Niveau.

Prag, 25. Februar 1912. ARNOLD SCHÖNBERG.

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Damm, Berlin-Wilmersdorf.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Französisches Tagebuch

Von OTTO FLAKE

Quelle idée.

Auf der Fahrt nach Paris saß ich mit einem französischen Rentner mittleren Alters zusammen. In diesem Alter benutzt der kleine Mann die ersten zwei oder drei Morgenstunden dazu, Nase und Rachen vom Schleim der Nacht zu befreien. Nachdem er den ganzen Wagen vollgespuckt hatte, gelang es ihm, den Pfropfen, den er meinte, aus den Tiefen der Luftröhre an das Tageslicht eines Januarmorgens zu fördern. Die Luft war schlecht, und ich wollte ein Fenster öffnen — sofort schwoll der Husten des Nachbars bedeutsam an, es lag eine ganze, beredte Mahnung darin. Ich stand also ab, aber als der Zug in Châlons hielt, öffnete ich ein Fenster, tat, als wolle ich eine Flasche Champagner kaufen und könne mit dem Boy nicht einig werden; in dieser ganzen Zeit strömte Luft ein. Der Nachbar knurrte, doch er konnte nichts machen. Aber kaum fuhren wir wieder, so stand er auf und schloß das Fenster. „Quelle idée", sagte er dabei. In diesem „Quelle idée" ist ganz Frankreich, das ganze Bürgertum, alles was chinesisch an Frankreich ist. Im Sommer macht man die Fenster auf, im Winter schließt man sie, wer das nicht im Blut hat, ist ein unklarer Kopf, mit dem man nur Mitleid haben kann.

Dieser Bürger fühlte, was die Griechen fühlten, wenn sie die Fremden Barbaren nannten — Leute ohne innere Zucht, Tradition, Sinn für das Richtige, das was sich durch die Weisheit der Väter und der Familie herausgebildet hat.

* * *

Gaîté Montparnasse.

Vorstadtvariété. Für einen Franken bekommt man einen Platz und einen Café oder ein Schälchen eingemachter Kirschen; Maler in Sammthosen, die ihre Bärte pflegen werden, wenn sie einmal bei Bernheim (wie eben die Futuristen, merkwürdige Leute!) das mondäne Publikum so lange skandalisiert haben, bis ein Erfolg daraus geworden ist; Kommis des Staates und der Industrie, die so ramponiert aussehen, weil ihre Frauen

so viel Geld für Schminke und Puder brauchen; Lebewelt, die sich enkanaillieren will. Auf der Bühne nichts von der Vielfältigkeit eines deutschen Variétéprogramms — wozu Akrobaten, dressierte Hunde und ähnliches langweiliges Zeug? Hier gibt es nur in ewigem Gleichmaß eine Soubrette und einen Komiker, einen Komiker und eine Soubrette. Und auch die tragen im Grund nur eines vor: Cochonnerien. Von einer unbegrenzten Deutlichkeit der Geste und des Worts. — Aber, was man ihnen nicht nehmen kann, ist das innere Temperament. Ist das Publikum lau? Wir werden schon sehen ... Sie setzen ihre ganze Verve daran, es zu erwärmen. Sie tun das nicht, weil sie dafür bezahlt werden, sie tun es, weil sie Franzosen sind. Ein paar Menschen zusammen oder gar ein Saal voll, und nicht fröhlich, lärmend, aufgeweckt, amüsiert? Das gibt es nicht: der Kerl und das Frauenzimmer auf der Bühne dirigieren die Masse, sie zwingen sie, sie kommandieren sie, und siehe, nach fünf Minuten singt der ganze Saal den Refrain zu einer prickelnden Musik mit, er wird ein Tier, das sich endlich in Bewegung gesetzt hat; und nun wird das Verhältnis umgekehrt: nun stachelt er die Bühne an, verlangt immer Frecheres, immer Deutlicheres, und nun müssen die Sterne heran, die Sterne der Apachen und der Vorstadt. Welch ein Kanaillenvolk, vor dessen Lebensenergie man doch eine innere Achtung hat. Beobachte die Weiber im Publikum; sie drehen sich nach ihren Geliebten und Männern um und sehen ihnen in die Augen, indessen der Saal singt:

Elle avait un chien, pas plus grand qu'un rien,
Elle avait un chat, pas plus grand comme ça.
Et comme le petit chien jouait avec le chat,
Le chat léchait le chien, le chien léchait le chat.

Unter dem Einfluß des Rhythmus und des Blickes werden die Männer, die alle ein wenig grau und ausgemergelt aussahen, belebt, sie schieben die Hüte über die Stirn zurück und sie bekommen die frechen Gesichter von Apachen. Wieviel Gier, Skrupellosigkeit und Materialität ist auf diesen Männergesichtern ... Grattez le Parisien et vous trouverez l'Apache, könnte man von ihnen sagen.

* * *

Die Volksseele

Die Herzensroheit in den Tiefen dieses Volkes — heute mittag fand ich an der Porte d'Orléans einen Beweis dafür. Ich schritt auf die Kirche von Montrouge zu, vor der eine Reihe

Kutschen gleichmäßig, eine neben der anderen, in Front, aufgefahren ist, als seien sie eine Schar gezügelter Reiter, die nur auf das Zeichen warten, um loszustürmen, in den Feind hinein. Einer der Kutscher steht am Flügel neben seinem Wagen, ich will ihn anreden, aber er sieht mich nicht, er tut etwas anderes: dicht über dem Boden, wo ein kleiner Vogel ein Haferkorn vom Überfluß der Pferde aufpickt, schwingt er seine Peitsche; das Tierchen ist getroffen und sucht schmerzlich piepsend und schon halb lahm weiter zu hüpfen. Der Kerl folgt ihm, holt von neuem aus, und nun läßt er die Peitsche um den kleinen Körper knallen, als sause sie um den unendlich größeren eines widerspenstigen Gauls. Ein junges Bürgerpaar kommt vorbei, die Frau stürzt sich mit einem klagenden Laut auf den Vogel und birgt ihn in ihrer Hand, die sich blutig färbt. Sie wendet sich empört an ihren Mann, und diesem bleibt nichts übrig als den Kutscher zur Rede zu stellen. Dieser steckt die Hände in die Tasche, lacht, und sein brutales Gesicht, von einem blonden Vollbart umrahmt, verrät, daß er nicht abgeneigt ist, Händel anzufangen. Volk sammeit sich an, endlich kommen zwei Agenten. Sie hören die Frau an und schneiden ihre leidenschaftliche Anklage mit einem Achselzucken ab. „Circulez, Messieurs", sagen sie.

* * *

Liberté, égalité

Aber eine Stunde später schreiten sie auch nicht ein, als anderswo ein anderer Kutscher, erbost und betrunken, auf seinem Bock aufsteht und eine Rede ans Volk hält. Er hat einen Haß auf die Reichen, er verhöhnt den armen Präsidenten der Republik, der so viel verhöhnt wird. In Berlin wäre er brutal heruntergerissen und aufs Kommissariat gestoßen worden; hier lassen die Agenten ihn ruhig ausreden und finden noch lange keine Veranlassung einzuschreiten. Nach einer Weile hat der Mann selbst genug, dreht sich herum und fährt davon.

* * *

Die Botschaft.

13. Februar. Heute habe ich die erste Wanze gesehen. Sie lief blaß, fast weiß über den blutroten Teppich vor meinem Kamin und hob sich wunderschön ab. Herrlich, es wird

Frühjahr. Die Wanze, wenigstens in Paris, ist ein Lenzbote wie ein anderer auch, zum Beispiel in Deutschland der Storch.

* * *

Die Verheißung

20. Februar. Es ist Frühling geworden. Ich war heute morgen in Meudon. Ich habe selten etwas so Schönes, so Rührendes empfunden als hier, wo ich zwischen den hohen, hohen, aufgemauerten Steinwänden, die die Villengärten abgrenzen, den Hügel hinaufstieg. Diese Mauern sind im Sommer eine Schlucht voll kühlen Schattens, Efeu hängt an ihnen nieder, Steineichen winken mit ihren Kronen herab, Steineichen und die Bäume, die rote und weiße Kerzen aufstecken, die Kastanien, meine Frühlingsbäume.

Dann, als die Bahn überschritten war, kam die lange, die herrliche Allee, die zur Terrasse von Meudon führt. Sie hat vier Reihen von Lindenbäumen. Noch fehlt alles Laub, aber schon ist um die Stämme ein erster Hauch jenes violetten Schimmers, der anzeigt, daß die Säfte steigen. Die Häuser sind noch unbewohnt, ihre Läden sind noch geschlossen, aber heute, an diesem Sonnentag, war es wie drei, zwei, eine Minute vor dem Augenblick, wo sie geöffnet werden, wo Licht und Fliederduft in sie dringen werden. Schon schlugen Vögel, die ich nicht den Mut habe Drosseln zu nennen, und die doch gewiß Drosseln gewesen sind, in den rückwärts gelegenen Gärten. Schon lag überall diese Heiterkeit über der bewohnten Landschaft, die französische Heiterkeit, die sich mit der koketten und verschwiegenen Eleganz dieser Liebesnester untrennbar verbindet. Dann auf der Terrasse bot sich wieder der Blick auf Paris, von dem man träumt. Paris ist ganz fern, die Zwischenräume angefüllt von Viadukten, über denen die Rauchfahnen donnernder Züge zerflattern, von Flußarmen, die mit Pappeln gesäumt sind, von kühlen Siedlungen, die sich sanft in eine Höhlung betten, aus der ihre Kamine traulich rauchen. Paris ist ganz fern, eine weiße Stadt in blauem Dunst, eine Summe weißer Städte, die über kleine, weitgestreckte Hügel kriechen und die in ihrer Helle etwas Afrikanisches haben.

* * *

Der große Dienst

Es waren Tage jener melancholischen Selbstbetrachtung gewesen, die Laforgue Spleen nennt. Man hat das Gute gewollt

im Leben, und immer, immer erzeugt doch der gute Wille Böses. Man hat vielleicht irgend jemand weh getan, vielleicht zweifelt man an seiner eigenen Kraft; man glaubt, das Leben nicht meistern zu können, man steigt in die Tiefen seiner selbst, und da ist so viel Ungewisses, Ungeborenes, Widerspruchvolles. Und nun öffnen sich die Tore der Hölle. Wenn man schwach ist, so bietet einem sofort der Trotz, dieser knabenhafte Trieb, alles hinzuwerfen, nicht mehr mitzumachen, sich zurückzuziehen, ja sich selbst auszulöschen, als ob man auf irgend einen dadurch Eindruck machte, die verräterische Hand. Es ist ein trüber Tag mit tiefem, düsterem Himmel; man irrt umher und plötzlich weiß man nicht mehr, wohin man sich noch flüchten könnte, welcher Ort einem noch eine Heimat wäre, wo man noch auszuruhen Lust hätte. Nichts lockt mehr an diesem Nachmittag, selbst die Gärten des Luxemburg sind so grau und leer, und schließlich geht man dahin, wohin man immer geht, um in einer Ecke den schwarzen Gedanken weiter nachzuhängen, ins Café. Die Kokotten, die keinen Einzelnen ruhig sitzen lassen, sagen: „Tu n'as pas l'air gai", und suchen einen andern Gast.

Da fährt man plötzlich auf. Die Kapelle setzt mit einem Musikstück ein. Man weiß nicht, ist es ungarisch, ist es amerikanisch, ist es etwas anderes. Es ist stürmisch wie ein Marsch, eigenwillig wie ein Cakewalk, und es hat einen Rhythmus, der die Glieder sich bewegen läßt, wie in den Nachtlokalen die kleinen Tänzerinnen sie in lockenden, spielerischen und unanständigen Bewegungen drehen. Und nun schwillt ein Zusammenklang von Stimmen auf, es sind die Studenten, die mitsingen. Man wird gepackt: das ist die Nachmittagsstunde, in der das Paris des Abends zu erwachen beginnt, der Gesang wird, wie in einer Oper, die das ewige Paris verherrlicht, ein Chor an die Lebensfreude. Man wird gepackt, mit einem Schlag ist alles Selbsquälerische verflogen, man hat sich selber wieder. Tauche unter in der Lebenslust der anderen und glaube an dich selbst . . .

Acht Tage lang ging ich in dieses Café zu dieser Auferstehungsstunde des Fiebers. Wie dankbar wird man Paris für diesen Dienst.

Die neue Malerei

Von FRANZ MARC

Die denkwürdigsten Jahre der modernen Kunstentwicklung bleiben die 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts, in denen der französische Impressionismus sich in seinem eigenen Feuer verzehrte, während aus seiner Asche sich phönixgleich ein Schwarm neuer Ideen erhob, Vögel mit bunten Federn und mystischen Schnäbeln.

Es entstand in der Kunst eine Spannung ohnegleichen; sie tötete den starken, armen van Gogh; Gauguin flüchtete nach Tahiti; Seurat blieb der Welt die schönsten Werke schuldig; Cézanne allein blieb stark und ganz gross und schuf als Mittler zweier Zeiten doch vollkommene Werke ; wie muss er gelitten haben an dieser Aufgabe !

Der kluge Matisse umging die Gefahr, ein Charakter ähnlich wie Hodler. Die beiden beachten die Gewissensnot ihrer Zeit nicht, sondern zeigen ihr, wie sie schnell und einfach gesunden könnte. Sie sehen nicht weit in die Zukunft und unterschätzen den Charakter der Jungen, deren Weg heute steinig und schwer zu finden ist. Diese gingen auch nicht lange mit Matisse und Hodler, sondern scharten sich um Picasso, den Kubisten und logischen Exegeten Cézannes; denn in dessen zauberhaften Werken liegen latent alle Ideen des Kubismus] und der neuen Konstruktion, um welche die neue Welt ringt.

Ich muss die Kenntnis dieser modernsten Werke Frankreichs und Deutschlands voraussetzen, sowie man andererseits bei mir die Bekanntheit mit den —etwas sentimentalen —Einwänden voraussetzen darf, die gegen diese Entwicklung der künstlerischen Ausdrucksformen erhoben werden. Sie klingen alle, geschickter oder ungeschickter gefasst, in dem Vorwurf aus: Ihr seid alle logisch, allzulogisch; Ihr seid Literaten, keine Maler ; Ihr seht vor lauter Formen die Natur nicht mehr; fühlt und hört doch, wie die Wälder rauschen und die Pfirsiche duften ! Ihr aber malt nur Stangen und Kugeln !

An diesem Punkte beginnt der Streit: Wer glaubt sich dem Herzen der Natur näher, die Impressionisten oder die Jüngsten von heute ? Es gibt kein Mass, mit dem hier zu messen wäre; es gilt aber die Tatsache zu erhärten, dass wir uns in unseren Bildern dem Herzen der Natur mindestens ebenso nahe glauben als Manet, wenn er durch raffinierte Wiedergabe der äusseren Form und Farbe des Pfirsichs

oder der Rose ihren Duft zu verraten und ihr inneres Geheimnis fühlbar zu machen suchte. Wir glauben sogar, dass er zu letzterem sehr unzulängliche Mittel benutzte. Schon Cézanne grübelte über neue Mittel tiefer in die organische Struktur der Dinge zu blicken und letzten Endes ihren inneren, geistigen Sinn zu geben.

Die Legende erzählt, dass Cézanne gegen Ende seines arbeitsreichen Lebens über die Grausamkeit des Schicksals klagte, das ihm den Pinsel in dem Moment aus der Hand nahm, in dem ihm die Erkenntnis dämmerte, wie er eigentlich malen sollte; und in seinen letzten Werken hat er Ideen Gestalt gegeben, die dem damals triumphierenden Impressionismus tödlich wurden und der Malerei der heutigen Generation den stärksten Impuls gegeben haben.

Die Legende wird nicht zu erweisen sein, vielleicht zu widerlegen. Wozu muss der ehrwürdige Cézanne heute oft herhalten! Und man sagt uns im besten Falle: quod licet Jovi, non licet bovi, und wozu das Genie sich nach einem Leben von Mühsal durchgerungen, damit dürft Ihr nicht Wucher treiben. Es ist unter der Würde von Malern, darauf zu antworten; denn es heisst ungefähr, dass wir wie leichtfertige Buben arbeiten, ohne Gewissen und Selbstzucht; und ausserdem verrät der Vorwurf selbst eine nicht geringe historische Leichtfertigkeit: haben es etwa die grossen und kleinen Impressionisten ihrerzeit anders gemacht? Was haben sie von ihren Vätern Delacroix, Rousseau, Daubigny und Courbet genommen? Hat man ihren pleinairistischen Monomanien nicht dasselbe vorgeworfen wie unsern pleinairfremden Konstruktionsideen?

Bei allem Respekt und aller tiefen Liebe zu den grossen Impressionisten und Pleinairisten des 19. Jahrhunderts denken wir sogar, dass unsere heutigen Kunstideen auf eine ältere Tradition und Schulung sich berufen können als jene. Wir suchen heute unter dem Schleier des Scheines verborgene Dinge in der Natur, die uns wichtiger scheinen als die Entdeckungen der Impressionisten und an denen diese einfach vorübergingen. Und zwar suchen und malen wir diese innere, geistige Seite der Natur nicht aus Laune oder Lust am anderen, sondern weil wir diese Seite s e h e n, so wie man früher auf einmal violette Schatten und den Aether über allen Dingen „sah". Das Warum können wir für jene so wenig bestimmen wie für uns. Es liegt in der Zeit.

Hier ist der springende Punkt des Gedankenganges: wir weisen wohl, um des natürlichen, historischen Zusammenhanges willen, auf einige Meister des 19. Jahrhunderts (Cézanne, Seurat, v. Gogh, Renoir, Degas und den heute oft geschmähten Gauguin) und zeigen Stellen in ihren Werken, wo wir deutliche Vorahnungen der ihnen folgenden Kunstbewegung sehen zu dürfen glauben; in der Tat ist das Verhältnis vielleicht lockerer als es scheint. Die

neue Bewegung taucht heute an allen Enden mit elementarer Gewalt und Einmütigkeit auf; es ist kein Pariser Ereignis, sondern eine europäische Bewegung.

Unter den Verständigen und Vorurteilsfreien geht der Streit nur um Qualität. Hier sind die Waffen und der Angriff frei. Wer aber will sich zum Richter machen über seine eigene Zeit? Ich glaube, dass nur wenige unsrer unfreundlichen Gegner mit derselben Sehnsucht und Tatkraft wie wir die Welt nach Künstlern absuchen, die den modernen Ausstellungen eine „Qualität" zuführen, die auch den Widerwilligsten auf die Knie zwingt. Wer andrerseits ist der Richter, der sich unterfängt, laut zu entscheiden, ob wir nicht die eine oder andere Qualität in unsern Reihen haben? Wir behaupten es nicht, wir lehnen aber auch stolz die Schmähungen ab. Sucht Besseres!

Jede Zeit hat ihre Qualität.

Aber sendet als Apostel keine Schulmeister oder Kritiker auf die Suche nach Genies aus.

Will man den äusseren Hebel der Bewegung suchen, so kann man ihn vielleicht in der historischen Forschung des 19. Jahrhunderts erkennen, die uns die ältesten Kunstgeschehnisse in unabsehbarer Fülle vorführt; der Eindruck wurde mit jedem Jahr überwältigender; er bewirkte eine Renaissance der Kunstideen, in der Wirkung nicht unähnlich der italienischen Renaissance; man werfe uns keine Ueberhebung in diesem Vergleiche vor; wir stehen im Beginne der Bewegung; erst die kommenden Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte werden lehren, wie tief die Wirkung war.

Zweifellos hat die Kunst dadurch ihren aktuellen Alltagscharakter verloren; der Mensch anderen Berufes, der sich nicht fortwährend mit diesen Ideen beschäftigt, gerät ausser Atem, wenn er ihr folgen will. Daher die oft wütende Stimmung gegen uns und das geistige Tempo, das in der Kunst angeschlagen wird. Diese böse Stimmung ist uns tiefschmerzlich; aber es liegt nicht in unserer Macht, sie heute umzubiegen. Wir sehen voll Erwartung auf die aufwachsende Generation, die uns ohne Mühe verstehen und folgen wird. Sie wird nicht fühlen, was wir unsern Zeitgenossen angetan haben; dass wir mit einem Schnitt den unentwirrbaren Knoten zerhauen haben, in dem sich die Kunstbegriffe des 19. Jahrhunderts verwickelt hatten. Man sagt es uns wenigstens nach, dass wir ihn zerhauen haben; ich glaube mehr, er zerfiel von selbst.

Vor unserer Zeit können wir uns nur immer wieder gegen den schweren Vorwurf wehren, der die bona fides unseres Schaffens angreift und behauptet, wir „machten" die Bewegung, wir schafften Formen wie der Warenhauskünstler, der auf immer neue Sensationen im Auslagefenster sinnt. Glaubt man denn im Ernste, dass

wir neuen Maler unsre Formen nicht aus der Natur holen, sie nicht der Natur abringen, so gut wie jeder Künstler aller Zeiten? Es gibt kaum eine lächerlichere und verständnislosere Form, unsre Bestrebungen abzutun als eben diese: uns Hochmut und Kälte vor der Natur vorzuwerfen. Die Natur glüht in unsern Bildern wie in jeder Kunst. Nur ein Auge, das nicht sehen will und sich auch vor jeder historischen Kunsterinnerung verschliesst, kann uns so gröblich missverstehen.

Der Streit über den künstlerischen Wert oder Unwert der neuen malerischen Ideen wird ja so schnell nicht zu Ende kommen. Er soll es auch gar nicht. Nur soll er auf eine förderliche Basis gestellt und mit männlicherem Verstand und mit mehr Sachkenntnis geführt werden, als es heute allenthalben geschieht. Er soll aus dem circulus vitiosus, in dem er sich heute, unter den laienhaftesten Missgriffen, trostlos bewegt, herausgeführt werden auf ein Niveau der Diskussion, in der Künstler zueinander reden und der leidige Streit um dumme Worte uns erspart bleibt, für den uns der verehrungswürdige Cézanne und andere Meister viel zu lieb sind.

Gegenüber der Welt der Philister haben wir eine andere Kampfesweise, die uns vor i h r sicher zum Siege hilft: wir werden vor ihr einen solchen Reichtum von Bildern aufstellen, dass sie bald kleinlaut wird und verstummt.

Woher wir diesen Reichtum nehmen?

Von allen Enden der Welt! Die Kunst selbst kommt uns zu Hilfe; sie zeigt uns täglich, dass wir mit unsern Ideen und Bildern nur Werkzeug eines grossen, neuen Wachstums sind, das sich überall regt, an Orten und in Ländern, die nie einen Picasso oder Cézanne gesehen; der Wind führt die neuen Ideen über die Länder. Es hilft nichts, sich dagegen zu wehren; unsere Kinder kommen damit auf die Welt; und die Kinder werden gegen die Väter zeugen.

Und die Einsichtigen?

Warum wollen sie die Kunst in Bahnen zwingen? Können sie den freien Winden ihre Bahnen vorschreiben? Sie können sich höchstens Schutzhütten bauen, Akademien, die einem frierenden, alternden Geschlechte Zuflucht gewähren; die Jungen werden immer wieder ihre Brust im Winde baden.

Oder ohne Bild gesprochen: Natur ist überall, in uns und ausser uns; es gibt nur etwas, das nicht ganz Natur ist, sondern vielmehr ihre Ueberwindung und Deutung, und dessen Kraft von einem u n s u n b e k a n n t e n Stützpunkte ausgeht: die Kunst. Die Kunst war und ist in ihrem Wesen jederzeit die kühnste Entfernung von der Natur und der „Natürlichkeit", die Brücke ins Geisterreich, die Nekromantik der Menschheit. Unverständnis und Angstgefühl vor ihren immer neuen Formen verstehen wir, — Kritik nicht.

Sawitri

Von RUDOLF LEONHARD (Straußberg)

Sawitri, um den Gatten von dem bösen
Und schmerzensschweren Sterben zu erlösen,
Schwur, dreier Tage Kommen, Bleiben, Gehn
Hindurch bewegungslos und stumm zu stehn.

Sie stand. Die Sonne lastete vom blauen
Gluthimmel heiß und nackt auf ihre Brauen;
Sie durfte nicht die Hand zum Schutze heben,
Sie stand im Licht und blickte ohne Beben.

Der Tag verging. Der Abendtau beschwerte
Sawitris Haar, und keine Hülle wehrte.
Der nächste Morgen graute trüb und sandte
Regen auf ihre Haut, die gestern Sonne brannte.

Dann kam der Sturm und warb um ihre Glieder
Mit jähem Drang, und zwang sie doch nicht nieder;
Und Sonne wechselte und Sturm und Regen
Sawitris ungeregter Stirn entgegen.

In dieser Tage wettervollem Dauern
Erfuhr ihr Leib ein seliges Erschauern,
Und seliger schuf jedes Morgengrauen
Verjüngend ihren Augen neues Schauen.

Und an des dritten Tages Abendwende
Nahm der Genesne ihre müden Hände;
Da kehrten sich die grauen Augensterne
Zu ihm wie Wandernde aus fremder Ferne;
Scheu sprach Sawitri, die er einst besessen:
„O mein Gemahl — dich hatte ich vergessen!“

Englisch-deutsche Annäherung und Ostasien

Von OTTO CORBACH

Es fällt dem Europäer schwer, bestimmte internationale politische Ereignisse als Wirkungen ostasiatischer Ursachen begreifen zu lernen. Er fühlt sich noch zu sehr als vermeintlicher alleiniger Schöpfer der Weltgeschichte, obgleich die Ostasiaten längst mit erstaunlicher Kraft und Geschicklichkeit begonnen haben, seinem Streben nach der Erdherrschaft entgegenzuwirken. Man denkt in Deutschland bei Betrachtungen über die unter König Eduard begonnene und bis in die jüngste Zeit fortgesetzte „Einkreisungsdiplomatie" einer deutschfeindlichen englischen Staatskunst noch heute selten an deren wichtigste Voraussetzung, das britisch-japanische Bündnis, das allein England in den Stand setzte, seine Seestreitkräfte jahrelang in heimischen Gewässern zu konzentrieren, und jetzt, wo plötzlich der englische Kriegsminister Lord Haldane als Versöhnungsapostel in der deutschen Reichshauptstadt erschienen und dabei nach den Worten des englischen Premierministers Asquith auf beiden Seiten der „aufrichtige und entschlossene Wunsch zutage getreten ist, eine bessere gegenseitige Stellung zu begründen", denkt man am allerwenigsten daran, daß die Rücksicht auf das nahende Verlöschen der japanischen Bundesgenossenschaft im Zusammenhange mit dem Bedürfnis nach regerer politischer Anteilnahme an der ostasiatischen Politik die englische Initiative zu einer Annäherung veranlaßt haben möchte.

Kaum war Lord Haldane nach London zurückgekehrt, als die Nachricht von dem Erscheinen des lange erwarteten Abdankungsdekrets der Mandschudynastie aus Peking eintraf, und kurz vorher war eine an die deutsche Regierung gerichtete freundschaftliche Note der amerikanischen Regierung über die Lage im fernen Osten veröffentlicht worden. Amerika ist diejenige Macht, in deren Freundschaft England seit langem einen Ersatz für die japanische Bundesgenossenschaft und die durch die japanisch-russische Verständigung für Ostasien gegenstandslos gewordene englisch-russische Entente zu erlangen sucht. Sollte man in der amerikanischen Note zugunsten strenger Neutralität der fremden Mächte gegenüber den Ereignissen in China — wozu angeblich unter diesen

völliges Einvernehmen herrscht — nicht ein Anzeichen dafür erblicken dürfen, daß man in Washington in Hinsicht auf den fernen Osten nicht ganz einer Meinung mit den führenden Geistern der Downingstreet ist? Und sollte die Mission Haldanes nicht mit der Befürchtung englischer Staatsmänner entsprungen sein, daß ein sich anbahnendes deutsch-amerikanisches Einvernehmen in ostasiatischen Dingen die englische Aktionsfreiheit lähmen möchte?

Die erste Frage, die zu untersuchen ist, ist die, ob England ein aufrichtiges Interesse an der Aufrechterhaltung des Status quo in Asien hat, die zweite die, ob eine Annäherung an Deutschland ihm die Erreichung gewisser Zwecke in Asien erleichtern könnte. Wenn nicht alle Zeichen trügen, werden die ersten Lebensjahre der chinesischen Republik nicht so ruhig-friedlich verlaufen, wie man es wohl nach ihrer über alles Erwarten raschen und glücklichen Entbindung erwarten und wünschen sollte. In Urga hat sich der Hutuktu zum unabhängigen Herrscher der Mongolei aufgeworfen, ohne Widerspruch zu finden. Der Hutuktu ist der Führer der Lamageistlichkeit, das Oberhaupt über 5 Millionen Buddhisten; in der gesamtbuddhistischen Welt rangiert er als Autorität gleich hinter dem Dalai-Lama. Er ist ein Schützling Rußlands, aus dessen Interessen er seine eigenen macht. Die russische Regierung aber hat schon an China die Forderung gerichtet, daß es in der Mongolei keine Truppen mehr unterhalten und keine weitere Kolonisation betreiben solle. — In der Südmandschurei war vor kurzem von zwei in Japan ausgebildeten Offizieren ein Aufruhr angezettelt worden, der die Unabhängigkeit der Mandschuren zum Ziel hatte. Einer der Führer war schon nahe daran, sich zum Präsidenten einer Sonderrepublik ernennen zu lassen, als der Aufstand durch Offiziere, die der Pekinger Regierung treu geblieben waren, mit ihnen ergebenen Truppen niedergeschlagen wurde. Es wird nun von chinesischer Seite behauptet, daß japanische Eisenbahnbeamte sich geweigert hätten, Truppen, die bestimmt waren, den Aufstand niederschlagen zu helfen, zu befördern. Während so die chinesische Herrschaft in der Mongolei und der Mandschurei von Elementen unterwühlt wird, die im Stillen von russischer oder japanischer Seite angespornt und begünstigt werden, hat sich in Tibet eine Lage entwickelt, die England eine wohl nie so vorteilhaft wiederkehrende Gelegenheit zur Einmischung bietet. Am Schlusse des von Lord Curzon als Vizekönig veranlaßten Younghusbandschen Zuges nach Lhasa, Anfang 1904, wurde Tibet eine Kriegsentschädigung von 75 Laks (1 Lak = 100 000

Rupien) aufgebürdet. Bis diese bezahlt wären, sollte das Tschumlital von angloindischen Truppen besetzt gehalten werden. Bis dahin hatte China nur eine schattenhafte Art von Oberhoheit über Tibet ausgeübt; es war auch nicht das mindeste von seiner Seite aus geschehen, die englische Expedition zu verhindern. Nun aber sandte die Pekinger Regierung Tang Schaw yi, denselben, der bei der jüngsten Revolution als Unterhändler Yuanschikais eine so bedeutungsvolle Rolle spielte, nach Kalkutta, um eine Ermäßigung der Tibet abverlangten Entschädigung zu erzielen. Solange Lord Curzon Vizekönig von Indien war, hatte er mit seinen Bemühungen kein Glück; kurz nachdem dieser aber abberufen worden war, ward seitens der angloindischen Regierung in eine Herabsetzung der Entschädigung von 75 auf 3 Laks eingewilligt, die die Chinesen pompt bezahlten. Das Tschumlital mußte daraufhin natürlich geräumt werden. Die Chinesen begnügten sich aber nicht damit, den status quo ante wiederhergestellt zu wissen. Sobald sie die Entschädigung bezahlt hatten, bereiteten sie die Besetzung Tibets durch größere Truppenmassen vor, die dann wirklich erfolgte. Der Dalai-Lama mußte vor dem anrückenden Heere Tschao noh Fengs fliehen, um in Dardschilling, auf indischem Boden, britische Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, wo er die Kunde erhielt, daß die Pekinger Regierung ihn abgesetzt habe. Seitdem war Tibet von China als ein völlig unterworfenes Land behandelt worden. Nun ist aber Tschao noh Feng während der chinesischen Revolution von meuternden Soldaten ermordet worden und seine Truppen haben sich nach dem Tode ihres tyrannischen Führers sofort in Bewegung gesetzt, um in die Heimat zurückzukehren. Die Tibeter sollen froh sein, die ungerufenen Gäste los zu werden. Es liegt nun offenbar im britischen Interesse, zu fordern, daß Tibet fortan einen unabhängigen Pufferstaat zwischen Indien und China bilden müsse, wie die Mongolei nach russischer Absicht einen zwischen China und Rußland vorstellen soll.

Will England in dieser Richtung irgendetwas unternehmen, so muß es sich unbedingt zu stärkerer seepolitischer Machtentfaltung in asiatischen Gewässern entschließen als es in den letzten Jahren für nötig befunden hat. Vor einigen Monaten schon erschien in der in Shanghai erscheinenden englischen North China Daily News ein Notschrei wegen der Schwäche des britischen Geschwaders in chinesischen Gewässern. Die 29 in Ostasien stationierten, großenteils veralteten Kriegsfahrzeuge genügten nicht, um die Sicherheit von Leben und Eigentum britischer Untertanen längs der ganzen chinesischen Küste und

Hunderte von Meilen die Ufer der großen Ströme hinauf zu verbürgen. Das Vertrauen auf eine dritte Macht (Japan) aber sei weder begründet noch vereinbar mit der Würde Großbritanniens. Erst recht muß also das englische Geschwader in Ostasien unzulänglich erscheinen als Deckung und Drohmittel für irgendwelchen kühnen politischen Schachzug. Und einen solchen könnte unter Umständen leicht, abgesehen von der dazu einladenden Lage in Tibet, die weitere Entwickelung der Verhältnisse in Indien erheischen; denn wenn England nichts unternimmt, um sein sehr verblaßtes asiatisches Prestige aufzufrischen, so könnte sehr wohl die Renaissance Chinas die revolutionäre Bewegung in Indien noch viel stärker anspornen, als es schon der Aufschwung Japans tat.

So scheint die nächste Zukunft der asiatischen Politik von England gebieterisch eine Schwächung seiner in Europa zusammengezogenen Flottenteile zugunsten einer stärkeren Machtentfaltung im fernen Osten zu verlangen. Es scheint, als habe es in Washington, wo man sich nach wie vor als die einzige zuverlässige befreundete Macht für China bewähren möchte, für seine heimlichen Pläne kein rechtes Verständnis gefunden, und als habe nun die amerikanische Fühlungnahme mit Berlin bei der Londoner Regierung den schweren Entschluß gezeitigt, eine Verständigung mit Deutschland anzubahnen, zu versuchen, es durch irgendwelche Geschenke für eine Weile in eine stillvergnügte Passivität zu versetzen, die England erlaubte, seine nächsten ostasiatischen Zwecke tatkräftig zu verfolgen. Die englische Politik gegenüber Deutschland gleicht in diesem Falle dem Verhalten eines Diebes, der einem störenden Hunde ein Stück Fleisch hinwirft, um ruhig seinem Werke nachgehen zu können. Schwingt man sich zu der Höhe einer weltpolitischen Betrachtungsweise auf, so kann einem die Rolle der deutschen Diplomatie in ostasiatischen Dingen nicht angenehm berühren. Wie wir uns seinerzeit mit England im Yangtseabkommen für die Aufrechterhaltung des status quo in China erklärten, um bald darauf in Hinsicht auf das Vorgehen Rußlands in der Mandschurei zu bekennen, uns sei „nichts gleichgültiger“ als das Schicksal dieses Teiles des Reiches der Mitte, so stimmen wir jetzt mit Amerika in den Ruf ein, daß Chinas Integrität erhalten bleiben müsse, um gleich darauf gegen irgendwelche Geschenke indirekte Beihilfe für Unternehmungen zu leisten, die schwerlich der Erhaltung des status quo in China dienen sollen. Die amerikanische Politik der offenen Tür in Hinsicht auf die Mandschurei und Persien hat bisher nur Fehlschläge gehabt, aber solche Fehlschläge haben doch nur die Bedeutung von

Niederlagen am Anfange größerer Feldzüge. Die amerikanische Politik in Asien hat Charakter, die deutsche ist charakterlos. Das Schlimme aber ist, daß man bei uns für solche Charakterlosigkeit in der Öffentlichkeit kein Empfinden hat. In England weckt jeder Verstoß des Foreign Office gegen die traditionellen Gepflogenheiten der auswärtigen Politik des Landes einen Entrüstungssturm; die öffentliche Meinung in Deutschland aber bleibt selbst kalt, wenn die eigene Regierung gegen kleine Geschenke sich hübsch still verhält, damit Nachbarn, die ihr sonst nur Übles zufügen, ungestört Geschäften sich widmen können wie der Russifizierung Finnlands, der Vergewaltigung Persiens, der Zerstückelung Chinas, Werke barbarischer Zerstörungswut gegenüber hoffnungsvollen Kulturbestrebungen.

Brief über den Roman

Von CARL EINSTEIN

Lieber Herr!

Ich danke Ihnen, dass ich Ihr Buch lesen durfte; dieser Dank ist um so kräftiger, als ich Ihnen den freundschaftlichen Rat zu geben wage, es nicht drucken zu lassen. Ihr Roman besitzt so ganz die liebliche und gewaltige Verwirrung der deutschen Bücher, einen nebulosen Reichtum, dessen Fülle zu übertreffen kaum noch einem anderen Volk gelingen wird. Was erfuhr ich alles hieraus über Bücher, welche die Zustände und Handlungen Ihrer Menschen bestimmen, z. B. wie Hans nicht Grete heiraten kann, da er Kirkegaard und Pascal mit starkem hingegebenem Gefühl gelesen hat. Aber ist dies ein Erlebnis des Hans? Zweifellos, und doch nicht: Hans ist eher ein Attribut dieses Buches, eine belanglose Anekdote aus dem Schicksal Pascal, der alle Zeiten durchzieht. Es ist kein formal einheitliches Geschehnis, da Hans zu sehr aus sich herausgeht, in eine Sache, die kein erfundenes Ding ist, die ihren Personen eigentlich nicht gehört. Und dann, das Schicksal des Buches ist stärker gewesen als die Aufnahmefähigkeit ihrer Helden. Sehen Sie, es ist schön, dass Sie soviel lesen, das denkt man dabei und gebildet sind. Aber wieviel Sachen, Gedanken und Geschehnisse importieren Sie mit Ihrer Bildung? Wissen Sie, es ist wissenschaftlicher Archaismus, Pascal auf Ihre Menschen einwirken zu lassen, und zwischen zwei Handlungen schieben Sie ein Buch. Jedoch warum? Weil Sie dramatische Szenen im Kopfe haben, die nur durch eine Eselsbrücke gekuppelt werden können. Man lehrt oft: der

Roman schildert, das Drama agiert oder etwas ähnliches. Nein, das ist falsch. Der Unterschied begründet sich in der Sprache, die Sprache des Dramas muss Gesten erregen, die des Epos klingende Vorstellungen, und im Unterschied von Gebärde und Vorstellung wurzelt der Unterschied beider.

Man spricht von Schilderung, und wer rühmte da nicht Homer und Goethe. Jedoch ich versichere Sie, Homer schildert wenig und ganz konventionell, und Goethe ist eher ein Biograph als ein Epiker. Sie möchten hier einwenden: Schilderungen retardieren, sie sind Pausen. Nein, Schilderungen bereiten Neues vor und bezeichnen oft einen Mangel des Schriftstellers. Goethe ist ein ungeheurer Biograph, der sich über alles liebt und mit jedem Buch entwickelt. Der Epiker gestaltet das Geschehen, und seine Tugend fordert, dass er sich nur so weit züchtet, als es das Geschehnis will. Er ist in seinem Buch befangen. Goethe geht immer über das Buch und seinen Plan hinaus, und darin redet seine Gewalt. Er verbreitert die Stellen, wo er Gelegenheit findet, sein Auge und seine Vorstellungskraft zu stärken und zu erziehen. Goethe ist in seinen Epen eher ein grenzenloser Schöpfer von Bildung und Einsicht, als von Kunst. Um dies zu merken und noch mehr zu sagen, ist schwierig, da er wie kein Deutscher ausser Eckhart unsere Sprache formte und schuf. Wir wohnen bei ihm einem vielleicht ganz unmittelbaren künstlerischen Vorgang bei, der sich aber nicht weit genug auf die epische Form erstreckt. Goethe vergisst oft über der Köstlichkeit des Sprachschaffens das Epos. Anders Homer und Flaubert. Hier dient das Wort dem Epos und wird erfunden nicht um einen Menschen zu entwickeln, sondern ein Geschehen auszuzeichnen. Goethe verweilt da, wo seine Person es braucht.

Der Deutsche erreicht selten die aequitas animi, die Voraussetzung eines geglichenen Werkes ist, und er bewegt sich immer im Werden und im Schaffen. Sehen Sie, ich meine, Sie sind zum Ende Ihres Buches ein anderer Mensch wie im Beginn und in der Mitte. Sie schreiben weniger, um ein Buch, als um sich zu formen. Das mag Ihnen viel wert sein, ob aber dem Leser? Der deutsche Schriftsteller setzt oft im geheimen einen Leser, der unter ihm steht, voraus; der Romane hingegen einen deutlich und leidenschaftlich Schauenden. Ich weiss nicht recht, wessen Moralität in beiden Fällen höher steht, ich glaube jedoch, dass ein geläuterter Sinn oft den Menschen zwingt, im Ganzen deutlicher zu werden. Wir haben so eine, verzeihen Sie das schlimme Wort, „kosmische" Auffassung der Person, der Lateiner eher eine berufsmässige, und nichts ist ihm so entfremdet wie der Dilettant. Welch ein Reichtum steckt in deutschen Romanen,

zum wenigsten oft eine Philosophie. Gerade diese hat Merkwürdiges hervorgebracht. Ist Ihr Hans denn nicht ein intellektueller Romantiker, der zwischen dem einzelnen und einem Begriff taumelnd und wie ein Schatten einherschwankt? Ihr Buch ist sozusagen doppelbödig. Dabei liebe ich Sie mehr wie einen armen abgeklärten Dichter, denn schliesslich ist dieser nur scheinbar genauer, weil er eben rationeller philosophierte. Sie werden mir sagen: in Flaubert steckt auch eine Weltanschauung. Vielleicht aber dann sicher eine epische. Eine, die nur dient, dass man betrachte. Und Cervantes, hatte er nicht Humor? Ich weiss nicht recht. Dies alles sind Worte, die einer genauen Erklärung bedürfen, und man muss schauen, was dann übrig bleibt. Bei beiden sehe ich nichts anderes als eine strenge Erziehung zum Epiker. Flaubert entzog sich seinen Sentiments seine persönliche Teilnahme. Ich höre, wie Sie mit Nietzsche rufen: er war ein Nihilist, er tötete sich selbst. Merkwürdig dieser angebliche Selbstmord, bei dem man eine Bovary gewinnt. Vielleicht sonderte er seine Kräfte und setzte alle leidenschaftlich auf eine Karte. Er schied aus seinem Denken das Unnötige aus, und beim Schreiben besann er sich nur auf die Dinge, die seinen Roman fördern. Ihre Personen leben im dramatischen Rhythmus einer Philosophie, der sie sich bald nähern, bald entziehen. Die Bovary lebt demgemäss, wie es das Kunstwerk bedarf. Was ich darunter verstehe? Sie lebt immer so, dass man es sieht, so dass an keinem Punkte in einer zweiten Etage gespielt wird, in einem plötzlich geöffneten Nebenzimmer. Und warum? Weil der Dichter in dem Geschehnis unterging, nicht in einzelnen Figuren, und zu opfern verstand. In Ihrem Buch oder in Wilhelm Meister (Sie sehen, ich stelle Sie hoch) stehen Dinge von grosser Weisheit, die in der Bovary gewiss nicht zu finden sind. Aber dafür unterbrechen Sie auch das Geschehen mit einer zu rüden Selbstsucht. Flaubert teilte sich allen Dingen in gleichem Masse mit; allerdings bei sich hasste er die Bourgeois seiner Bücher. Der Deutsche will immer hinauf, und mit einem Kapitel überwindet er das vorige, und zum Schluss überschreitet er mit dem Leser das ganze Buch. Sie entgegnen mir, ich redete hier unaufhörlich von den einseitigen unnormalen Artisten. Nein, ich glaube kaum. Ich unterscheide sehr zwischen Artist, Dichter und dem Poetischen, Der Deutsche wird oft künstlich und pauvre, wenn er sich distanciert, was heute sehr Mode ist. Nehmen Sie George, was verlor dieser Mann alles auf dem Weg zum Gedicht; wie lange steckte er in der Vorbereitung zu diesem. Endlich dort angelangt, wie verarmt war sein Innenrhythmus. Der Deutsche stilisiert entweder alles oder nichts und teilt nur das Ganze mit. Der

Lateiner gibt dem Kunstwerk nichts als dies, zugleich aber den anderen ein Mittel, andere Dinge zu bereichern, vereinfachen usw. Nach einem grossen deutschen Werk lässt sich schwer etwas anderes tun als das Gegenteil beginnen oder nachahmen. Denn der Mann versuchte, in seinem Werk alles zu leisten. Der Deutsche diskutiert in seinen Werken, er spielt einen Menschen gegen den andern aus. Man erfand dafür das Wort Charakter, was oft besagte, die Figur reicht weit über den Roman hinaus, sie führt ein Leben nach dem Tode weiter. Aber wir sprachen vom Künstlichen, der ist nichts als unsachlich und gibt Pointen. Ob eine Pointe im sprachlichen oder gegenständlichen Sinn ist gleich. Der Poetische hingegen scheint mir ein ebenso liebenswürdiger wie gefährlicher Trottel. Gerade die Deutschen besitzen den ungeheuren poetischen Menschen in Jean Paul. Wieviel dichterische Empfindungen sind dort angehäuft, einen geläuterten Jean Paul kann ich mir nicht vorstellen, so gross wäre er. Aber er verspürte und fand keine Schicksale, und so bleibt er leicht und witzig. Die Griechen schufen sich die Ananke, die Athe, um sich zur Form zu zwingen. Balzac fand die Gier und Flaubert den allmählichen ¡Tod, das Sichgleichbleiben oder das Kleinwerden, der uns ungesehen umgibt. Sie entdeckten Kräfte, die unentrinnbar sind, nur solche erzeugen die Form. Die Griechen gaben einen religiösen Zwang, die Lateiner entdeckten Motive, die man glauben muss. Sie waren durchaus konventionell und schlicht. Der Deutsche hingegen baut zumeist auf dem Letzten auf, das er errang, auf dem Augenblicklichen. Darum sind Goethes Gedichte so gross, und darum vergisst Faust das Sterben. Denn diese Deutschen sind ein grenzenloses Volk, ein beispielloses Kompendium von Einzelfällen, und keiner widerlegt so gern wie der Deutsche. Sonderlich jetzt biegen wir um, Bücher, wie die kleine Stadt von Heinrich Mann versprechen uns die Möglichkeit von Romanen, während der Franzose jetzt leicht Weltanschauungsdichter wird. Nehmen Sie die Porte étroite von Gide, oder Claudel. Charles Louis Philippe schrieb einmal: „Man braucht jetzt Barbaren, man muss jetzt ganz nahe bei Gott gelebt haben, ohne ihn in Büchern studiert zu haben. Eine Vision der lebendigen Natur brauchen wir, damit man Kraft habe, ja, selbst Mut. Die Zeit des Dilettantismus der sanften Mittel ist vorüber, heute beginnt die Zeit der Leidenschaft. Ich weiss nicht, ob der eine oder andere unter uns ein grosser Schriftsteller ist, aber das weiss ich, wir gehören zum Geschlecht derer, die kommen werden, darunter ist sicher einer der kleinen Propheten, die den Christus vor seiner Ankunft verkündigten und schon da nach seiner Lehre predigten.“ Vorher sprach er von

Anatole France, dann fährt er mit dem Idioten Dostojewskis fort: „Hier, sagt er, ist das Werk eines Barbaren, alle menschlichen Fragen werden mit Leidenschaft abgehandelt, manchmal war ich toll vor Schönheit. Seine Personen sind zugleich einfach und kompliziert." Das ist von einem Menschen geschrieben, der einsieht, dass man in Frankreich fast zuviel Literatur getrieben hat, so dass es kaum noch einen Zustand dort gibt, der nicht literarisch fixiert worden wäre. Fast nirgendwo haben unliterarische Künstler wie Tolstoi und Dostojewski so stark gewirkt wie in Frankreich. Zunächst dichtet man dort in sinnlichen Abstrakten und löst fast zu sehr auf. Uns hingegen kolportierte man einen Gegensatz zwischen Literatur und Leben, und die Verschmelzung beider kommt selten über eine absonderliche Groteske hinaus. Philippe schrieb diesen kurzen und wichtigen Satz, „die Menschen Dostojewskis seien zugleich einfach und kompliziert". Sehen Sie von einem ganzen Kern, einem Aktionszentrum aus, geschieht dort alles. Der Mensch ist von vornherein Roman. Dieser entfaltet sich in jedem Kapitel mehr und nach immer neuen Seiten hin. Er wird plastisch und räumlich, weil das Epos ihm neue Menschen zuführt, an denen er sich äussert und seiner selbst gewahr wird. Dann erschrickt er über sich selbst, denn so viel Schicksal für Menschen zu sein kann er nicht ertragen. Er kann nicht unter die Menschen den Tod bringen, hierin besteht seine Sünde, dass ein Mensch um seinetwillen gemordet werden musste. Hier erhebt sich sein Schicksal. Der Idiot bedarf des Romans, sonst bliebe er nichtig. Das Drama kann ihm nicht helfen und das Leben auch nicht. Denn der Idiot wird nur auf ganz wenige Wochen lebendig, um wieder zurückzufallen. Der Idiot verlangt nach Menschen, die ihn erwidern und erleben, sonst wäre er nichts, Menschen, denen er zum Schicksal anschwillt, und diese Menschen wiederum brauchen den Fürsten. Sie sind nötig aufeinander angewiesen und leben vom Wachsein des Fürsten. Und Madame Bovary, was wäre sie ohne die Menschen des Buches, und ihr Hans, was wäre er ohne die Dinge, die Bücher, die Kämpfe, die nicht im Buche stehen. Der Deutsche schreibt Bruchstücke einer Biographie und wagt nur selten Ausschnitte. Er löst die Gestalt in Fremdkörpern auf und verbindet sie durch Surrogate, Erklärungen oder ähnliches. Wie er ja oft erläutert, da er keine seelischen Übereinkünfte besitzt. Diese Menschen, der Idiot, die Bovary, sind einfach. Heisst dies nichts anderes, als sie decken sich mit dem Buch, und wird dies nicht ganz bei uns bleiben, und sind die Dinge dort nicht so gültig, dass sie immer sein werden? Meinungen, Entwicklungen und Historien werden nie eindeutig und notwendig, werden nie

Schicksale. Im Drama ist zumeist alles geschehen, wir erleben nur die Wirkung, das Ausbreiten der Geste. Im Epos geschieht es, und die Geste ist darum unmöglich. Um so mehr Formung verlangt der Roman. Er ist sicher keine Verbreiterung oder ein Abgeleitetes von irgendeiner Gattung. Ohne den Roman wäre die Menschheit unvollständig, denn sie bedarf des epischen Schauens. Hier gelange ich zum Wichtigen, zur Erziehung zum Epiker. Das Ganze besteht darin, Menschen so stark zu sehen, dass sie einander zum Schicksal werden, aber nichts ausser diesen Menschen. Das heisst, sie müssen von sich ausgehen und in sich verbleiben. Nicht von einer aussenstehenden Sache oder Idee.

Es darf nichts mehr sein ausser diesen Menschen. Denn anderes schwächt und lenkt ab. Diese Menschen müssen sich stark lieben und befeinden und die Dinge zwischen ihnen absorbieren. Sie dürfen nicht selbstsüchtig sein und ihre Biographie bringen, keine Gedanken über Dinge oder Aperçus, keine Gegenstände zwischen sich aufbauen, keine Philosophien und Privatgefühle. Sie müssen sich ganz dem Geschehen hingeben. Der Sinn des Romans ist, Menschen und Dinge in einem Zug zu bewegen, der Roman gibt nicht das Leben der Menschen, sondern die Zeit, da sie sich bewegen, um ihr Schicksal zu erzeugen. Im Drama ist dies bereits fertig, im Roman wird es.

Und was bleibt mir, dem Dichter, beklagen Sie sich? Noch lebe ich.

Ihnen gehört alles, diese Menschen, diese Schicksale und viele andere Bücher, die Sie schreiben werden. Verringern Sie das nicht, indem Sie sich ungelöst einmischen. Sie müssen ganz darin sein, nicht Ihren Roman schlechter machen, als Sie sind. Eine Persönlichkeit, deren Etappen nicht vollkommen sachliche Taten sind, bleibt immer Dilettant.

Aber lebe ich nicht über den Roman hinaus?

O ja, wollen Sie aber drei Bücher in einem schreiben? Haben Sie Geduld, sonst kommen zu einer Anhäufung von Fragmenten, und das Fragment ist die schwerste Sünde. Schreiben Sie einfach und kompliziert, aber versuchen Sie nicht, in den üblichen einfachen Zuständen, die geographisch begrenzt sind, der Heimatskunst oder dem Volkston, den das Volk nicht mehr versteht. Seien Sie in der Nähe Gottes, d. i. seien Sie ursprünglich von Ihrem Innern aus. Dann entwickeln Sie sich auch nicht in Ihren Romanen, wenn Sie über Ideologien und Dingen zu den Ursprüngen gelangen.

Die Kunstfigur und die Maske

Ein erdichtetes Gespräch von PAUL ERNST

OEDIPUS (von Sophokles) PENTHESILEA (von Kleist)

OEDIPUS: . . . und so sind wir, Geschöpfe edler Dichter, mehr wie die Menschen, welche doch die Geschöpfe der Götter sind.

PENTHESILEA: Du stehst so lange, König! Wirst du nicht müde? Willst du dich nicht setzen?

OEDIPUS: Mein Dichter hat mich dazu bestimmt, zu stehen. Er gab mir nicht die Fähigkeit, zu sitzen.

PENTHESILEA (kichert): Er gab dir viele Fähigkeiten nicht.

OEDIPUS (stirnrunzelnd): Er gab mir diejenigen Fähigkeiten mit, welche für meine Stellung im Drama notwendig sind. Denn ein Überschuss unnötiger Kräfte würde eine Disharmonie erzeugen, welche der gewöhnlichen Disharmonie des täglichen Lebens und der Wirklichkeit ähnlich wäre; hier nämlich entsteht Unglück, Verdruss und das meiste Trübe durch unverwendete Kräfte, welche sich untereinander bekriegen, da sie keinen vernünftigen Zweck finden.

PENTHESILEA: Was Penthesilea als Weib sich merken soll?

OEDIPUS: Als Weib; denn die Zweckmässigkeit ist eine männliche Betrachtungsweise.

PENTHESILEA: Und doch bin auch ich von einem männlichen Dichter geschaffen.

OEDIPUS: Aber Kleist war nicht ein so grosser Mann wie Sophokles. Du weisst, dass uns vollendeten Geschöpfen der Dichter verstattet ist, zwischen den unsterblichen Dichtern im Elysium zu wandeln. —

PENTHESILEA (schnippisch): Ich war nie dort.

OEDIPUS: Ich weiss. Da hörte ich ein Gespräch zwischen Shakespeare und Sophokles über das Weib; und Shakespeare sagte: „Die Weiber stehen näher zu den trüben Urgründen der Natur und dem Grausigen des Zwecklosen und Unbewussten wie die Männer, und wir wissen das. Aber sie leben in ihrer Beziehung zu den Männern, wie die Schauspieler in ihrer Beziehung zum Spielleiter leben: nämlich der Spielleiter kann selbst nicht spielen, aber er sagt den Schauspielern, wie sie spielen müssen, und die können dann das, was der Spielleiter will. So verlangen die Männer von den Weibern hohe sittliche

Tugenden, die als Grundlage eine vernünftige Überlegung und klares Bewusstsein haben, und die Weiber haben dann diese Tugenden, indessen die Männer sie nicht haben." Sophokles erwiderte: „So würde also der bedeutende Dichter die Weiber nie so darstellen, wie sie in Wirklichkeit sind, sondern wie sie als Widerspiegelung des auf sie gerichteten männlichen Willens werden; oder vielleicht werden sollen, da ein solches Ziel in der Wirklichkeit natürlich nie erreicht wird. Und ich wenigstens habe meine Frauen so geschaffen." Ihm antwortete Shakespeare: „Ich auch, o mein grosser Gegner; und nicht mit Unrecht nennt jeden von uns sein Volk mit dem Beinamen des Süssen."

PENTHESILEA: Ich weiss wohl, dass die, welche im Elysium wandeln, eine sehr hohe Meinung von sich haben. Aber ausser ihnen gibt es noch andere Dichter.

OEDIPUS: In beidem hast du sehr wahr gesprochen.

PENTHESILEA: Auch ich höre auf die Gespräche der Dichter, und vielleicht noch angestrengter wie du; denn meine widerspruchsvolle Natur quält mich, und ich suche zu Klarheit über mich zu kommen, indem ich meinem Schöpfer und seinen Freunden lausche.

OEDIPUS: Wenn deine Natur schon dich selber quält und dir unklar ist, was sollen dann die anderen Menschen von dir sagen?

PENTHESILEA: Dass ein Funke der grossen Weltseele in mir glimmt, dass ich nicht ein einzelnes Wesen bin, sondern ein Zugang zu der ganzen Natur; und dass die Wirklichkeit grausig und lieblich, schön und abscheulich, himmlisch und höllisch — dass alles in allem ist.

OEDIPUS: Und was weiter?

PENTHESILEA: Weiter? Ist das nicht die Poesie, diese Empfindung?

OEDIPUS: Es ist eine Empfindung, aber die Dichtkunst erweckt noch viele andere Empfindungen.

PENTHESILEA: Aber stehen nicht die Menschen mit dieser einen Empfindung immer der Natur gegenüber?

OEDIPUS: Das mag sein oder nicht sein, es geht mich nichts an, da ich nicht Natur bin, sondern ein Höheres, nämlich ein Dichtwerk.

PENTHESILEA: Du, ein Höheres als die Natur! Setze dich, König, setze dich doch!

OEDIPUS: Ich sagte dir schon: mein Meister hat mich so geschaffen, dass ich nicht müde werde. Aber du, die du glaubst, Natur zu sein . . .

PENTHESILEA: Wie, glaubst zu sein?

OEDIPUS: Ich sehe dich immer nur von vorn, nur dein Antlitz und nicht deinen Rücken.

PENTHESILEA (verlegen): Ich . . . ich finde es nicht passend.

OEDIPUS: Da du ein junges Mädchen bist, so ist diese Antwort ganz natürlich. Aber ich würde so gern die ganze Schönheit deiner Figur sehen, denn Natur schafft ja doch plastische Wesen.

PENTHESILEA: Wie meinst du, plastische Wesen?

OEDIPUS: Solltest du prüde sein? Du scheinst mir freilich nicht ganz griechisch, sondern recht deutsch; so hinterlistig deutsch, indem deine Sentimentalität unter Hysterie versteckt ist. —

PENTHESILEA: Du beschimpfst mich. Ich gehe.

OEDIPUS: Aber du gehst nicht? Freilich, wenn du gehen wolltest, dann müsstest du dich umdrehen.

PENTHESILEA (weint).

OEDIPUS (legt ihr väterlich die Hand auf die Schulter): Errege dich doch nicht nutzlos, Kleine. Ich weiss ja doch alles. Du bist einer jener Geister, die nur eine Vorderseite haben und keine Rückseite, die hohl sind wie eine Maske . . .

PENTHESILEA (wütend): Wie eine Maske!

OEDIPUS: . . . durch die ein anderer spricht. Meinst du, ich verstehe nicht den Klang von deines Dichters Stimme, die aus deinem Munde geht?

Trio

Von HANS SOCHACZEWER

Plötzlich gab es einen brummenden Ton. Das war das Cello. Degele klopfte mit seinem Siegelring hart und rücksichtslos gegen die Tasten des Flügels und Herr Larssen legte die Violine beiseite, um sich die Hände zu trocknen. Da hatte das Trio sein Ende erreicht. Keiner der Herren dachte daran, weiter zu spielen. Herr Mundrecht stellte das Cello, dem der Misston entfahren war, mit Sorgfalt fort, wobei er errötete. Er fühlte sich schuldbewusst, denn er glaubte, er habe das Spiel unterbrochen, die anderen missmutig gemacht. Dem war nicht so. Man war müde. Ausserdem war die Dämmerung vorgerückt, und es war unumgänglich, dass man das Licht einschaltete. Dies tat Herr Larssen. Es stand ihm zu, denn er war der Wirt. . . . Nun konnte man sehen, dass das Zimmer von mässiger Grösse war. Es enthielt einige kostbare Möbel. Ein Schrank war vorhanden mit Figuren aus der Biedermeierzeit, die befremdend wirkten. Wenigstens war das der erste Eindruck. — Herr Degele hatte die Ungehörigkeit eingesehen, die darin bestand, dass er auf den Flügel geschlagen hatte, und er klappte, wie entschuldigend, den Deckel sehr behutsam und leise zu. Das war der Anfang. Wie ging es weiter? . . . Man räusperte sich; denn ob man schon einander kannte, war man doch jedesmal von neuem verlegen, wenn man zusammen gespielt hatte. Wovon sollte gesprochen werden? Des Spieles Erwähnung zu tun, wäre über alle Masse geschmacklos gewesen; ein künstlerisches Gespräch im allgemeinen anzuregen, fühlte sich niemand berechtigt. Nun musste etwas sehr Gleichgültiges gesagt werden. Man empfand das allerseits. Herr Degele und Herr Mundrecht ihrerseits schwiegen beharrlich, weil sie es für die Pflicht des Gastgebers ansahen, ein Gespräch zu beginnen. Die Übergangszeit war langweilig und Herr Degele atmete angestrengt durch die Nase, was ein hässliches Geräusch verursachte.

„Ich denke, wir spielen morgen dasselbe", meinte Herr Larssen, wobei er seine Gäste fragend anblickte. Nun sprach er also doch von der Musik. Herr Degele schnaubte. Herr Mundrecht errötete, denn er glaubte, man wiederhole seinetwegen. . . .

Übrigens waren die Herren nicht mehr jung. (Das Gegenteil zu behaupten, wäre nur mässig übertrieben.) Sie zählten alle einige 40 Jahre. Sie waren ein wenig sonderbar. Ihr Aussehen war beinahe dasselbe, so konnte man sagen, dass sie sich auf dieselbe Weise kleideten und d a r a n , dass sie alle dieselben ernsten Falten um Mund, Kinn und auf der Stirn hatten, die der hingebungsvolle Dienst zur Kunst eingräbt. — Dennoch waren sie keine tiefen Künstler im innersten. Denn sie lagen immer auf der Lauer, sie beobachteten stets sich selbst und ihre Handlungen; sie registrierten ihre Empfindungen und hatten Furcht, sich philisterhaft zu benehmen und den Eindruck eines Spiessbürgers hervorzurufen. Das war nicht der Fall. Man sprach in ihrem Bekanntenkreise, . . . einem Kreise übrigens hochangesehener Staatsbeamten und einiger Ärzte, . . . mit einer gewissen Ironie von ihnen, die nicht ohne Verlegenheit war. —

Jetzt forderte Herr Larssen die Herren auf, mit ihm in das Rauchzimmer zu gehen. Er griff sich während des Sprechens in seinen Backenbart, an welchem er etwas nervös zerrte, als habe er es mit einer Schnur zu tun. . . . Die Herren folgten.

Dort war die Stimmung gleich eine andere. Man hatte die Kunst nun in Distanz. Man entsann sich eines soeben gespielten Andantesatzes nicht ohne wehmütiges Entzücken; man behielt die Ohren lauschend abwärts geneigt, als müsse diese süsse Melodie den Gehörgang noch einmal treffen, . . . ihn reizen.

Statt dessen bot Herr Larssen Zigarren an. Nun rauchte man. Man achtete sich und achtete seiner selbst. Da war es wieder, das angenehme Gefühl der zufriedenen Selbstbeobachtung. Plötzlich rief einer von ihnen: „Aber die Erzählung, meine Herren." Die anderen lächelten. Dies war ein halb spöttisches, halb eigensinniges Lächeln, wie wenn man sagen wollte: „warum den Frieden stören?" Das Lächeln war indessen unberechtigt, das ist über jeden Zweifel erhaben. Die Sache lag nämlich so, dass einer der Herren nach dem Musizieren etwas erzählte. . . .

Aber heute lachte man darüber! Und Herr Larssen sagte: „Es geht nicht. Es ist ja wirklich äusserst dilettantenhaft. Lieber sitzen wir hier und denken an ‚Gott weiss was'." —

Die anderen gaben recht; aber mit Unwillen. Unbehagen schüttelte sie. Draussen setzte ein Regen ein. Er trommelte gegen die Fenster und verursachte, dass die Stimmung der Herren auf dem Nullpunkt anlangte.

Herr Larssen fühlte, dass er etwas sagen müsse, aber es fiel ihm nichts ein, und als er nachdachte, lenkte er seine Gedanken ab, . . . auf andere Wege, und sie liefen lange Alleen entlang, bis e r sich wieder in der Gegenwart zurückfand.

Eine Uhr schlug. Leise, abgetönt, harmonisch. — „Ich gehe", sagte Herr Degele unerwartet. Das war unhöflich, anmassend, taktlos, und es klang genau so, als habe er gesagt: „ihr seid mir zu stumpfsinnig." Herr Larssen munterte sich auf und bat auf das entschiedenste zu bleiben. Er wolle seine neue Spieluhr zeigen.

„Ich pfeife auf Ihre Spieluhr", sagte Herr Degele. Denn wenn er sich langweilte, wurde er grob. Man wusste es; aber er spielte den Flügel auf das beste und so verzieh man ihm.

Nun kam eine Minute, die in lautloser Stille verging. Dann wurde das Schweigen unterbrochen durch einen Regentropfen, der hart das Fensterbrett traf, und die drei wachten aus einer neuen Träumerei auf. Herr Mundrecht sagte: „Auf Wiedersehen", denn er war wortkarg und für heute verärgert durch jenen Misston seines Cellos. Herr Degele konnte nicht umhin, einen vollen Akkord auf dem Flügel zu greifen, ehe er ging. In seinen Augen glomm für den Bestandteil einer Sekunde das Feuer der künstlerischen Erhebung; dann wurde sein Atmen zu einem Schnüffeln, und er wirkte abstossend. . . Kurz darauf schied man, als habe man sich auf das angeregteste unterhalten.

Die beiden gingen die eine erleuchtete Treppe hinunter; schweigend, langsam und würdig. Vor der Haustür trennten sie sich, obschon sie den gleichen Weg hatten. Das war indessen nebensächlich. . . . Es hatte jeder seine eigenen Gedanken. Man suchte nach einem fruchtbaren unter ihnen. Bisher hatte man ihn nicht gefunden . . . Dann dachte Herr Degele an das Andante

und blickte auf; zehn Schritte vor ihm ging, so er nicht irrte, Herr Mundrecht. Er rief ihn an; sie schüttelten sich die Hand, als hätten sie sich lange nicht gesehen und sprachen verschiedene Worte rückhaltloser Bewunderung über jenen gewissen Übergang im Andante, der es in ihnen angetan hatte. Wie, wenn man zurückkehrte zu Herrn Larssen? . . Es war erst neun Uhr des Abends. Der Regen fiel noch immer; ja, man konnte sagen, dass er verstärkt einsetzte.

* * *

Die Haustür klappte hinter ihnen zu, und als sie läuteten, öffnete ihnen Herr Larssen, . . . die Violine in der Hand, sichtbar bemüht, sie zu stimmen.

Herr Degele schnob durch die Nase, aber es klang nicht unappetitlich diesmal, sondern vergnügt.

Was Herrn Mundrecht betrifft, so unterzog er sein Cello einer eingehenden und ernsthaften Prüfung. Und ohne dass ein Wort gefallen wäre, setzte auf ein Kopfnicken des Herrn Larssen hin das Andante ein.

DER SCHÖNBERG-STREIT

Auf Schönbergs Angriff hat der Musikkritiker Leopold Schmidt im „Berliner Tageblatt" erwidert (was aus Gründen der Gerechtigkeit erwähnt sei) und seine Abwehr mit den Worten geschlossen: „Herrn Schönberg aber will ich beschämen. Sowie er — was hoffentlich recht bald geschieht — bessere Musik macht, werde ich meiner Freude darüber den unverhohlensten Ausdruck geben."

Dagegen hat Herr Walter Dahms in einem Berliner Blatt etwas gesagt, was als „Vehementer Kritikerangriff gegen Arnold Schönberg" im „Neuen Wiener Journal" wiedergegeben worden ist — damit sich die Landsleute Schönbergs schadenfreuen. Es heißt in diesem offnen Brief des Herrn Dahms:

„Ich werde es als meine schönste Aufgabe betrachten, Gaukler und Humbugmacher, wie Sie, in ihrer Jämmerlichkeit bloßzustellen . . ." usw.

„Also, Herr Schönberg, bei passender Gelegenheit einige gut funktionierende Hausschlüssel, ein paar von den beliebten Wurfgeschossen . . ." usw.

Sachte, Herr Dahms. Schumann erwähnt eine Rezension, die bei Chopins Aufkommen fand, seine Arbeiten seien „gut zum Zerreißen." Sachte, Herr Dahms.

VON DEN UNTERIRDISCHEN

In einem Montagsblatt, welches von dem früheren Redakteur der „Großen Glocke", Herrn Walter Steinthal gelenkt wird, konstruiert ein „Leser" (?) einen Widerspruch zwischen zwei Besprechungen des Wertes von „Viel Lärm um nichts" aus den Jahren 1907 und 1912. Er unterschlägt, nicht ohne Talentlosigkeit, daß der Verfasser (Kerr) beide Male fand, der Kern dieses Stücks sei „ein Schmarren". Das unterschlägt er. Sonst nichts.

Sollte der „Leser" nicht einem wegen Abschreibens gestäupten Rezensentle sehr ähnlich sehen? Zu welchem Zweck dieser Nemmrod fremde Kritiken aufhebt, weiß man . . .

Wir bitten, Mitteilungen und Beiträge nur:
An die Redaktion, Berlin W. 10, Victoriastrasse 5, zu adressieren.
Bei umfangreicheren Zusendungen ist vorherige Anfrage notwendig.

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Damm, Berlin-Wilmersdorf.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Lucie

Von HERMANN ESSIG

— — Nachdem Lucie das Kind geboren hatte, lag sie elend auf dem Bette. Sie sah hinüber auf die Kommode, wo der Junge ohne Leben lag.

Ohne Leben, noch vor einer kleinen Weile hatte er sie mit den Füsschen gestossen, dass sie laut aufschrie vor Schmerz. Ein paar trübe Tränen standen in ihren glanzlosen Augen.

Es erfüllte sie mit Angst, dass durch den Knaben, auf den sie immer gehofft hatte, das feste Band zwischen ihr und dem Geliebten nun doch nicht geknüpft war. Sie schluchzte auf und versank in die Tiefe des Kissens.

Endlich kamen rasche Schritte ihrem Bette näher.

— Das war er. Oh, er wollte seinen Buben anpacken und als seinen Besitz, ihr stolzes Geschenk, empfangen. Sie wagte nicht, sich zu rühren. — Er trat ein mit dem Arzt und der Hebamme.

Sie horchte gespannt, was er zu dem Jungen sagte. Sie hörte kein Wort, sondern fühlte, wie sich der Mann, ein unwägbares Gewicht, zu ihr aufs Bett setzte, seine Finger über ihre Wangen streichelnd hingleiten liess.

Eine Weile stockte ihr Atem, dann heulte sie wild die letzten Geburtswehen hinaus. — —

Die nächsten Tage vergingen durch viel Geschwätz der Hebamme, die den Jungen mit müheloser Unterhaltsamkeit unter die Erde auf sein stilles Plätzchen draussen auf dem St. Matthäi-Friedhof plauderte. Für die Wöchnerin kam es vor allem darauf an, wieder ein schönes Weib zu werden, das den Mann entzückte, darum sagte die weise Frau: „damit er Ihnen nicht davonläuft", und schnürte und wickelte ihren Leib.

Es war herb, einen Mann zu haben, wie den Zigeunerbaron. In den Maientagen summte es sich so leicht und süss: „Der Mond und die Störche, die haben uns getraut." Aber jetzt, wo kein Junge da war, schien es zum Verzweifeln. Wenn er sie genug hatte?!

Auch lief ihr Gatte mit ernster Stirne und trotzigen Backen herum. Es schien, dass er nur gezwungen zum Bette kam, als scheute er sich, den leisesten Geruch von ihr zu bekommen.

Aeusserlich verlief das Wochenbett ganz sorgenlos. Was die junge Frau nur wünschte, war da. Ausser ihm. Nie fand er

Zeit für sie und dann, wenn er kam, sass er nicht länger als fünf Minuten neben dem Bette.

Was sprach er dann. Er redete von dem Jungen, von dem kleinen Grab, welches er nach seinem Geschmack schmückte.

Da der Knabe zum Namen nicht mehr gekommen war, die Zange hatte ihm den Halswirbel gebrochen, so konnte man ihm keinen Grabstein errichten. Aber einen Baum pflanzte ihm sein Vater.

Einen Goldregen mit kräftigem Stamm und guten Aussichten in den Zweigen.

Was sollte es bedeuten, dass er einen Goldregen auf ein Grab wählte!?

Wohl, er wird schön blühen im Frühling. Denn niemals war der weichherzige Mann so hart, dass er das Fehlen des Kindes einem Goldregen vergleichen wollte. Oder vielleicht doch? Die Mutter besann sich darüber heftig.

Wenn der Umstand, dass sie für kein Kind zu sorgen hatte, einem Goldregen gleich kam, dann wusste sie, hatte er die Absicht, sie j e t z t im Stich zu lassen.

Lucie fieberten die Schläfen.

Was hatte sie für eine Zukunft vor sich, wenn das glänzende Leben mit diesem Manne ein Ende nahm. Sie wäre nur gerne rasch aufgestanden, um durch die Schönheit ihrer Erscheinung ihn wieder zu fesseln.

Sie fühlte es, er strebte fort, wenn er von dem Gräblein draussen so versunken redete. Es war gewiss, dass er die ganze Kraft seiner Liebe mit dem Baum an dem Kindergrab einwurzelte.

Ihr mit grossem wirrem Haar umbauschtes Haupt brannte. Sie musste wissen, ob er sie noch liebte. Am heutigen Abend frug sie ihn, sobald er nur so nahe bei ihr war, dass sie sich an ihn hängen und ihn zu sich herabziehen konnte.

Mit diesem festen Vorsatz erwartete sie den Abend.

Der Abend kam langsam und schleichend. Sie lag in der Dämmerung in einem schneeweissen Bette, das sich fahl aus dem Dunkel heraushob wie leuchtender Phosphor. Und nichts rührte sich im Zimmer.

Schon die kleine Arbeit, am elektrischen Knopf drehen, um Licht im Zimmer zu haben, war zu viel Ablenkung von der Erwartung. Das grelle Abbild des Fensters durch die Strassenlaternen oben an der Decke war die einzige betäubende Helle. Sonst blieb es dunkel und wurde finstere Nacht, bis er kam.

Als sie ihn endlich vom Flur eintreten hörte, zitterten ihre Finger, als suchten sie mit irgendeinem Dinge Beschäftigung. Ihr Blut wurde aufgeregt, mit scharfen Augen lauerte sie gegen

die Türöffnung des Nebenzimmers. Sie machte sich fertig für seine Umarmung, die sie ganz im Dunkeln haben wollte. Sie stellte sich vor, dass sie ihn hierbei gleich fragen konnte, ob er sie noch wirklich lieb habe.

Es waren schon einige Wochen seit der Entbindung verstrichen und sie fühlte die Kraft in ihren langen Armmuskeln. Wenn er die Worte in sein Ohr geflüstert bekam, so mussten sich seine Gedanken wild vor ihr aufbäumen, dann zog sie ihn herab.

Wie er jetzt unter der Türfüllung in schwarzem, grossem Umriss sichtbar wurde, fühlte sie eine ihr Blut anhaltende Angst, ihr Plan würde misslingen und es überkam sie eine Scheu, den Mann nach seiner Liebe zu fragen.

Auch schritt er gleich auf den Kontakt zur Lampe los, setzte einen Gegenstand auf das Bett. Die entstandene Helle blendete ihre Augen, und ganz fad gestaltete sich die Ankunft des Geliebten.

Die Umarmung war formell und steif. Als sie sich über „sein Mitgebrachtes“ freuen sollte, schnitt Lucie ein enttäuschtes Gesicht. Unter diesem Sachverhalt war das beste, von Kartoffeln und Obst zu reden — —.

Dem widerstrebte ihr Eigensinn, die Erinnerung daran, was sie heute von ihm beantwortet haben wollte, stellte sich langsam wieder in magnetische Richtung. Und mit der Gewaltsamkeit ihres ganzen Willens lenkte sie das Gespräch zur Liebe hinüber.

Bald stand er erbarmungslos im Examen. Und sein Weib glühte neben ihm, an ihm, voll Entzücken, dass er so herrlich bestand und der Mann sie so wahnsinnig liebte.

Aber warum wollte er ihren Küssen immer ausweichen, warum wollte er es nicht merken, was sie von ihm wünschte. Es war noch ein Hinterhalt in ihm, den musste sie erforschen.

Da. Nun kam sie an die letzte Pforte. Der Mann reckte sich, als hätte er bis jetzt geschlafen. Dann frug er sie. Das war die einzige Möglichkeit, dem letzten Bekenntnis seiner ewigen Liebe und Treue auszuweichen.

Lucie wurde unruhig und der Mann wurde immer interessierter. Es ging schliesslich zu, wie in einem lebhaften Feuergefecht.

Das Ende war furchtbar. Lucie heulte erschütternde Reuetränen und der schwarze Mann zerstörte seine Haare wild, dass er aussah wie ein zürnender Prophet. Er schrie mit zischenden Worten: „Wir sind geschieden,“ betrachtete noch den wehzerkrampften Leib des schönen Weibes, ging dann mit entschlossenen Schritten zum Zimmer hinaus.

Lucie horchte auf, entsetzt, mitten aus dem Schmerz des Weinens; wahrhaftig, er nahm draussen den Hut und den Mantel.

Sie sprang aus dem Bett. Das Zufallen der Korridortüre stärkte ihre wankenden Beine. Sie schrie ihm nach: „Hans“ laut, dass das Mädchen aus der Küche herausstürzte.

Im Hemd trat sie auf den Treppenflur hinaus und schrie dem Weggehenden verzweifelt seinen Kosenamen durch das Treppenhaus. Aber er stand darauf nicht still.

Er ging.

Lucie brach in Ohnmacht zusammen. Hausbewohner trugen die arme Verlassene zurück ins Bett.

Die folgende Nacht sass das Dienstmädchen bei ihr. Die Beiden fürchteten sich, er könnte in der Nacht zurückkommen und schiessen.

Die Nacht verging bei elektrischem Licht und gespanntem Horchen nach der Korridortüre. Und der Morgen kam nur wie ein Lichtverdunkler. Grau und düster war draussen das Wetter.

Ach, die Einsamkeit war so alle Phantasie ernüchternd. Was sollte in Zukunft werden?! — — —

Darüber sprach sich bald seine letzte Geldsendung aus. Damit konnte sie wie bisher e i n Jahr weiterleben und in dieser Zeit sollte sie sich nach etwas umsehen, das ihr das Fortkommen sicherte.

Sein Brief lautete: „Du hast ja kein Kind, für das du zu sorgen hättest. Du wirst darum auch keine weiteren Geldopfer von mir verlangen. . .“

Es war zum Einsehen, was er argumentierte.

Aber warum konnte er nicht bei ihr bleiben? War es denn so schlimm, dass sie jene frühere Beziehung, welche sie bisher hartnäckig geleugnet, ihm endlich eingestanden hatte?!

Ja, es war ihre Dummheit, offen zu sein.

Wie musste sie diese Dummheit büssen! Das Glück ihres Lebens wäre von ihrer Ausdauer im Leugnen, in der Beharrung, in der Lüge, abhängig geblieben.

Und sie grollte dem Manne nicht. Ein Weib ist nur um ihrer Verschlossenheit willen zu achten, sagte sie sich. Was ist es für ein Weib, das dem Manne das Ertragen einer Unkeuschheit zumutet. Was ist es für ein Mann, der sie erträgt! Dieses Ueberlegen kam ihr zu spät.

Nun sah sie voraus, dass sie bald wieder nichts war, als die arme Trine, welche ein reicher Baron hinter den Lumpensäcken für sich hervorgeholt hatte.

Sie fühlte sich als Romanfigur. Und in diesem schönen Gefühl lag ihr einziger Trost.

* * *

Einmal in ihrem Leben war sie doch reich und glücklich gewesen, davon hatte sie jetzt das harte Drücken und Schluchzen in der Kehle, das Heulen über alles, was ihr zustiess.

Man hielt sie nicht gerade für verrückt, aber doch hielt man sie reif zum Irrenhaus.

Weil sie beim geringsten Dinge gleich heulte.

Suchte sie irgendwo Arbeit, fragte sie: „Haben Sie keine Arbeit für mich?“ und gleich schluchzte sie so laut hinaus, dass ihre Bewerbung nur selten Erfolg hatte.

Wie musste sie oft hungern, dass sich der Nabel einzog, an dem das schöne Kind ernährt worden war zu dem schönen prächtigen Jungen, dem der Arzt und die Hebamme zusammen den Halswirbel bei der Geburt abgerissen hatten.

Es war ihr Wahnsinn, dass die beiden ihr Schicksal verschuldeten. Es war nicht ihr Wahnsinn, sondern es war ihr Schicksal.

Auf dem St. Matthäi-Friedhof lag es, das Kind. Sie fuchtelte es jedermann ins Gesicht, so dass es bald das ganze Stadtviertel, wo die Lucie wohnte, wusste.

Die arme Lucie.

Ein Weib mit einer Haarwarze zuletzt auf der Backe, damals ein junges Liebchen mit einem Schönheitsfleck auf der Wange.

Die Alte hatte oft tagelang nichts zu essen und lief doch immer hinaus auf den Friedhof an die wild umwucherte verdeckte Stelle, wo vom Goldregenbaum im Frühling die schweren goldenen Trauben herabhingen.

Dort sah sie niemand, wie sie als „schöne junge Frau den innigen Liebeskuss auf die Lockenstirn des Knaben drückte“ — so wähnte sie ihn im Geist vor sich —.

Verblühte der Baum, so hingen lange Schoten an den Zweigen. Auch dann war sie draussen und sah den Schoten zu, wie sie reiften.

Sie war eifrig im Besuch des Grabes, man konnte ihr keine Gleichgültigkeit nachsagen.

Wie aber, wenn sie ein unbekannter Grund so häufig auf den Friedhof gehen hiess?

Einem Aufmerksamen hätte es auffallen können, dass sie gerade in der Zeit, wo die Schoten reiften, besonders häufig hinausging.

Aus Lucies Küchenstube drang in dieser Jahreszeit immer ein starker Bohnengeruch, und Lucie lachte vergnügt, wenn sie die Nachbarin wegen des Bohnendampfes beneidete.

Jedes Jahr, wenn sie auch sonst viel Hunger hatte, kam doch die satte Bohnenzeit, und von den Goldregenfrüchten

brauchte man nur ganz wenig zu essen, um sich gänzlich gesättigt zu fühlen.

Das Mitnehmen von allem, was auf den Gräbern wuchs, war freilich verboten.

Aber Lucie pflückte doch täglich eine ganze Handvoll von den Zweigen. Die Schoten versteckte sie unter die Schürze und in den Taschen, so dass sie Tag für Tag und Jahr für Jahr unbemerkt und unbeirrt an der Friedhofaufsicht vorbei zum Gottesacker hinauskam.

Der Baum war ein reicher Geber, und die arme Mannverlassene glaubte es zu begreifen, warum er dem Knaben den Goldregenbaum gepflanzt hatte. Für sie, zu ihrer Nährung.

Je grösser der Baum wurde, desto reichlicher trug er Früchte. Es war ihr, als wenn der Mann in die geheime Tiefe des Grabes, wo die Wurzeln des Baumes den Saft holten, ein Kapital eingelegt hätte, das sich mit Zinseszins vermehrte.

Ebenso, je älter Lucie wurde, desto mehr war ihr Denken nur auf die Sorge um die Nahrung gerichtet, und das ganz leise Grollen gegen den Mann, der irgendwo sein Schloss gebaut haben werde, verschwand vollends, so gross war ihre Freude alle Jahre, wenn es die guten Bohnen zu essen gab.

Sie hütete sich zwar gewissenhaft, irgend jemand das Geheimnis dieser Herkunft ihres Gemüses zu verraten. Die Nachbarin hätte es sogleich dem Friedhofsverwalter hinterbracht, und dieser war ihr sowieso wenig wohlgesinnt, weil sie ihm niemals eine Münze in die Hand drücken konnte. — —

Es war ein prachtvoller Sommertag. Auf dem Friedhof war es wie im Paradies. Lucie stand unter dem Baum, hochgereckt auf den Zehenspitzen, sie langte nach den Zweigen, die sie herabbog und emsig mit flinken Händen ausbeutete.

Sie hatte es immer sehr eilig beim Schotenpflücken, weil man nie wissen konnte, ob jemand kam. Obgleich das Gräblein tief versteckt lag, gab es doch solche, welche diese schönste Wildnis auf der weiten Totenstätte wohl kannten.

Lucie blickte deshalb wiederholt scheu um sich. So sah sie aus wie eine Diebin. Niemand hätte es dem alten Weibe mit den kauenden Kiefern und der Haarwarze auch nur leise geglaubt, dass dies i h r Paradies war, welches sie da plünderte.

Die Scham vor sich selber war ihr seit den Tagen des Reichtums dicht auf der Ferse geblieben. Sie wusste, dass sie ein gemeines ärmliches Weib war. Darum erst recht leuchtete es aus ihrem Blick, wie sie sich beim Schotenbrechen um und um sah, wie genommener Almosen und Diebstahl.

Innerlich log es sie an, dass sie das gute Recht hatte, von ihrem Baume zu essen. Aeusserlich auf ihrem Gesicht kämpfte die fortwährende Furcht, ertappt zu werden.

Sie war fertig mit Pflücken und hatte alle Taschen dick voll. Noch einmal blickte sie an dem Baum hinauf, um abzuschätzen, in wieviel Tagen sie die nächste Ernte einheimsen könnte.

Ihr Gesicht bekam einen befriedigt behaglichen Ausdruck, und ohne Vorsicht und Scheuesumsichblicken tatzte sie durch die Aeste und spreitete sie mit den Armen. Sie freute sich, wie dicht der Nachschub stand. Ganz unten am Zweige erblickte sie noch eine Schote, die sie zu pflücken vergessen hatte.

Schnell griff sie darnach, steckte sie ein und wollte gehen.

Plötzlich sah sie vor sich d i e N a c h b a r i n , welche ihr freundlich den Gruss zunickte.

Lucie war es, als bohrte man ihr zwei spitze Messer in die Achselhöhlen, dass die Arme abfielen, als schlüge man ihr die Kniescheiben mit Äxten entzwei.

Sie wusste nichts zu sagen, sie konnte nur mit den Augen den Dolchstoss aus der Nachbarin Augen erwidern.

Die Nachbarin tat aber gar nicht unfreundlich, und ihr ruhiges Wesen gab vor, dass sie Lucie habe etwas tun sehen, das sie für ganz selbstverständlich hielt.

Mit keinem Wort sprach sie von den Schoten, und mit unauffälliger Unterhaltung schloss sie sich Lucie beim Nachhauseweg an.

Diese vollzog gleich wie bisher das Kochen des Gemüses und liess sich, sie hatte Hunger genug, beim Verzehren der sättigenden Goldregenschoten weiter nicht stören. Nur fürchtete sie, die Nachbarin könnte es herumschwätzen, dass es der Friedhof erführe, dann war es aus mit den Zinsen seines Kapitals. Dann war auch der letzte Segensschimmer jener glänzenden Zeit seiner Bekanntschaft verblichen.

Was sollte sie dann noch auf der Welt anfangen?!

Der Tag zu neuer Ernte war da. Mit Diebesfurcht und Frechheit, die eine links, die andere rechts, unsichtbar eingehängt, ging Lucie hinaus auf den Friedhof. Der stille Platz da hinten kam ihr entweiht vor, er ging sie fast nichts mehr an, sie ging bloss hin, sich dort das Essen zu rauben.

Sie besann sich krampfhaft, ob sie's wagte, als sie unter dem Goldregen stand. Ihre Augen sprühten rot umrändert die helle Raubgier von sich. Ihre Finger rasten über die Aeste und krallten die Schoten herunter.

Niemand erwischte sie. Der Friedhofsverwalter hielt sie aber vielleicht unter dem Tore an.

Sie erinnerte sich, dass sie noch einmal das junge elastische Weib werden und stramm aufrecht schreiten musste.

Das Friedhofsgebäude kam näher. Richtig stand der Verwalter davor. Aber sie ging darauf los und keck vorbei, mit schotengefüllten Taschen. Der Verwalter sah sie lachend an, aha, er wusste, sie sah ihn frech an, junges Weib. Und schritt unbehelligt zum Tore hinaus.

Sie jagte nach Hause, ruderte mit den Armen in der Luft und sprach wirres unverständliches Zeug.

Als sie in den Hof zum zweiten Quergebäude hineinlief, erwartete sie die Nachbarin, lachend, freundlich. Diese fragte mit harmloser Stimme: „Haben Sie wieder die schönen Bohnen geholt? . . . So, guten Morgen."

Lucie antwortete nichts, stürzte vorbei, verschloss die Türe hinter sich und kochte vor sich hinmurmelnd das Gemüse.

Bald stand es fertig auf dem Tisch, und das behagliche Glück, den Hunger zu stillen, setzte sich zu ihr an den Tisch.

Wie sie gerade den ersten Löffel genommen hatte, klopfte es an die Türe. Lucie erschrak und schwieg.

Da klopfte es zum zweiten Male und es rief:

„Frau Nachbarin, sind Sie schon am Essen? Ich wünsche guten Appetit. Wissen Sie auch, was Sie essen? — Nichts Gestohlenes, aber den Leib von Ihrem Jungen. Ihr ganzer Junge ist von dem Baum aufgesogen, und von dem Baum fressen Sie jetzt schon viele Jahre die Schoten, jahrelang fressen Sie schon an Ihrem Jungen herum. Guten Appetit, bis Sie ihn alle haben."

Damit ging die Ruferin von der Türe weg.

Lucie biss auf die Bohnen, und sie fühlte die Beinchen des Knaben, sie grillte schrill auf und spuckte die Bohnen aus dem Mund.

Dann sass sie regungslos vor der dampfenden Bohnenschüssel, die allmählich erkaltete. Hinter dem Dampfe wurde es langsam klar und wie steinernes Fleisch.

Lucie stierte unbeweglich darauf, was sich vor ihren Augen in der Schüssel formte.

Als die Schüssel schon lange kalt war, sass Lucie noch davor und verhungerte vor den Augen ihres Jungen, der in der Schüssel hockte und deutlich atmete.

Gedanken über zeitgemässe und unzeitgemässe Kunst

Eine Erwiderung von MAX BECKMANN

Im letzten Heft des „Pan“ spricht Herr Marc über eine Malerei, welche er nicht ohne Selbstbewußtsein die neue nennt. Ich entsinne mich zufällig, von Cézanne, den er als besonderen Schutzpatron anruft, ein Wort zu kennen, das gar nicht recht zu diesem Aufsatz passen will. Es ist abgedruckt in den Erinnerungen Bernards an Cézanne: Kunst und Künstler, Jahrgang 1908, Seite 426:

Er sprach besonders abfällig über Gauguin, dessen Einfluß ihm unheilvoll erschien. „Gauguin liebte Ihre Malerei sehr“, sagte ich, „und hat sie vielfach nachgeahmt“. „Ja, ja, aber er hat mich nicht verstanden“, erwiderte er wütend. „Ich habe den Mangel an Plastik und Tonwerten nie gewollt und werde mich nie damit befreunden, das ist ein Nonsens. Gauguin war kein Maler, er hat nur chinesische Bilder gemalt.“

Sollte dieses unwahrscheinlich klingen, so lese man die Briefe Cézannes an Bernard, die an derselben Stelle wie obiger Ausspruch abgedruckt sind und in welchen Dinge stehen, die Herr Franz Marc und seine Freunde recht gut öfter und gründlich lesen sollten.

Aber auch wenn Cézanne nichts dergleichen gesagt hätte, steht es doch in seinem ganzen Werk geschrieben, daß seine Begabung im wesentlichen koloristisch war, und die Qual seines Lebens, daß er nicht vermochte, das künstlerisch Sachliche, die räumliche Tiefwirkung und das damit verbundene plastische Gefühl immer stark genug zum Ausdruck zu bringen.

Ich selbst verehre in Cézanne ein Genie. Er konnte durch seine Bilder auf eine neue Weise die mysteriöse Weltempfindung ausdrücken, die vor ihm schon Signorelli, Tintoretto, Greco, Goya, Géricault und Delacroix beseelte.

Wenn ihm dies nun gelungen ist, so hat er es selbst nur seinen Bemühungen zu danken, seine koloristischen Visionen der künstlerischen Sachlichkeit und dem Raumgefühl, diesen beiden Grundgesetzen der bildenden Kunst, anzupassen. Nur dadurch hat er es verstanden, seine guten Bilder vor der Gefahr kunstgewerblicher Verflachung zu bewahren. Seine schwachen Sachen unterscheiden sich wenig von einer geschmack-

vollen Tapete oder einem Gobelin, während seine guten Bilder durch die größere Sachlichkeit und dadurch bedingte räumliche Tiefe herrlich sind, gleichzeitig ewige Menschlichkeitswerte in sich enthalten und doch wieder typisch sind für die Gegend und die Zeit, in der er lebte.

Da ist der Baum nicht nur eine geschmackvolle Arabeske oder eine Konstruktionsidee, wie es vielleicht gebildeter heißt, sondern auch noch Organismus an sich, an dem man die Rinde spürt, die Luft, die ihn umgibt und das Terrain, in dem er steckt.

Wie komisch ist es überhaupt, so viel von Kubismus oder Konstruktionsideen zu reden. Als ob nicht in jedem guten Bilde alter und neuer Zeit eine Konstruktionsidee, meinetwegen sogar auf kubischen Wirkungen berechnet, stäke. Nur ist es gerade die große Kunst, diese gewissermaßen prinzipielle Kompositionsidee so zu verstecken, daß die Komposition wieder ganz natürlich und dabei doch rhythmisch und ausgeglichen, im guten Sinn konstruiert, wirkt.

Das ist das Schwächliche und zu Ästhetische dieser sogenannten neuen Malerei, daß sie den Begriff einer Tapete, eines Plakats nicht mehr von dem eines „Bildes“ unterscheidet. Gewiß, auch ich kann bei dem Anblick einer schönen Tapete angenehme, wenn ich will und gerade in der Stimmung bin, auch mysteriöse Gefühle haben. Ich will auch gewiß nicht leugnen, daß ein Mann, der Tapeten oder Plakate entwirft, sich die Anregung dazu aus der Natur holt. Aber es ist ein sehr ernster Unterschied zwischen diesen Gefühlen und denen, die man vor einem Bilde hat. Bei dem einen habe ich ein ganz allgemeines ästhetisches Behagen, was mir auch ein schönes Kleid, ein guter Schrank oder Leuchter verschafft. Das Bild aber suggeriert mir ein individuelles, organisches Weltganzes.

„Ha!“ werden nun die Herren sagen, „wer kann aber da entscheiden, wo das Bild aufhört und das Kunstgewerbe anfängt.“ Mit diesem Einwurf werden nun immer alle lästigen Kritiker famoserweise kaltgestellt.

Etwas gibt es, was sich bei jeder guten Kunst wiederholt. Das ist die künstlerische Sinnlichkeit, verbunden mit der künstlerischen Gegenständlichkeit und Sachlichkeit der darzustellenden Dinge. Wenn man diese aufgibt, gerät man unweigerlich auf den Boden des Kunstgewerbes.

Alle großen Künstler, von Signorelli bis van Gogh und Cézanne, haben es immer verstanden, Qualität zu behalten.

Auch ich will nun einmal von Qualität reden. Qualität, wie ich sie verstehe. Den Sinn nämlich für den pfirsichfarbenen Schimmer einer Haut, für den Glanz eines Nagels, für das künstlerisch Sinnliche, was in der Weichheit des Fleisches in der Tiefe und Abstufung des Raumes, nicht nur in der Fläche, sondern auch in der Tiefe liegt. Und dann vor allem in dem Reiz der Materie. Den Schmelz der Ölfarbe, wenn ich an Rembrandt, Leibl, Cézanne denke oder die geistvolle Struktur des Striches bei Hals.

Dann möchte ich noch einmal auf eine der Anpreisungen dieser Kunst zurückkommen, nämlich die, diese Malerei immer als die neue hinzustellen. Ich halte Gauguin nicht für einen erschütternden Erneuerer, aber immerhin für eine geschmackvolle Persönlichkeit, die es verstanden hat, aus Cézanne und Insulanermotiven eine für den Augenblick amüsante Dekoration zu komponieren. Schwächlich finde ich sein Anlehnungsbedürfnis an alte primitive Stile, die in ihrer Zeit organisch aus einer gemeinsamen Religion und einem gemeinsamen mystischen Volksbewußtsein herausgewachsen sind. Schwächlich, weil er nicht fähig war, aus unserer Zeit heraus mit all ihren Unklarheiten und Zerrissenheiten Typen zu bilden, die uns Heutigen das sein könnten, was denen damals ihre Götter und Helden gewesen sind. Matisse ist ein noch traurigerer Vertreter dieser Völkerkunde - Museumskunst, Abteilung Asien. Nur daß er auch dies schon wieder aus zweiter Hand von Gauguin und Munch nimmt. Wie ich zu dem Kubismus eines Picasso stehe, habe ich oben bereits auseinandergesetzt.

Was ist also neu an dieser Kunst? Man könnte sie höchstens als renoviert bezeichnen, wenn auch nicht mit allerzweckmäßigstem Material. Aber es ist ja die alte Geschichte. Auch die Schotten waren ja Persönlichkeiten, die einmal alles umwarfen. Auch bei Böcklin sah man keine andere Möglichkeit, als ihn nachzuahmen, wenn man nicht als unmodern oder akademisch verschrien werden wollte. Auch damals entstand ja im lieben München ein „Reichtum“ von Bildern, vor dem die Welt der Philister verstummte. Wo waren damals Leibl, Corinth oder Liebermann? Arme gedankenlose, rohe oder nüchterne Menschen, die vom neuen Heil der Kunst nichts wissen wollten. Und sie existieren merkwürdigerweise doch noch.

Es ist ja verständlich, daß sich die Herren berufen fühlen zu siegen, denn nichts wirkt im Augenblick sicherer, als eine möglichst große Anzahl von Leuten, die sich zu ein und derselben Tendenz zusammengetan haben. Das ist ja auch der

Grund, warum Rembrandt und Cézanne, Grünwald und Tintoretto während des größeren Teils ihres Lebens von der Zahl ihrer jeweiligen „modernen" Kollegen erdrückt wurden.

Wenn diese vereinigten Scharen für Kunst und Kunstgewerbe erst noch weitere zehn Jahre ihre eingerahmten Gauguintapeten, Matisse - Stoffe, Picassoschachbrettchen und sibirisch-bajuvarische Marterlnplakate fabriziert haben werden, greifen sie sich vielleicht eines Tages verwundert an die Stirn, weil sie bemerken, daß nun wirklich neue Persönlichkeiten existieren, die, ach, doch immer so gar nicht modern, so gar nicht zeitgemäß waren.

Ich sage mit Willen neue Persönlichkeiten, denn das ist das einzig Neue, was es gibt. Die Gesetze der Kunst sind ewig und unveränderlich, wie das moralische Gesetz in uns.

Kreuzfahrer

Von HANS EHRENBAUM-DEGELE

Mit eingelegten Lanzen ritten wir
Eins hinterm andern unsre Straße hin.
Die Sonne sah uns stechend ins Gesicht,
Und uns zur Seite sprang ein Wasser fort.

Auf hohem Pass, von einem Kreuz gekrönt,
Hielt unser Zug die müden Tiere an,
Und flüsternd nur bewegte sich die Rede,
Da wir zum erstenmal die Fremde sahn.

Von starren Schroffen wand sich blank das Eis
In blauem Strom herab. Es knirschte Schnee.
Die Pferde zerrten an verdorrten Büschen
Und bliesen wiehernd ihre Nüstern auf.

Wir sahn hinab: Perlgrauer Nebel lag
Schwer über dem Lombardenland. Man sah
Nichts von der blauen Pracht der Seen. Es war
Weit wie das Meer und unbestimmt verschwommen.

Du aber zogst dein blankes Schwert und schwangst
Es dreimal auf, der heißen Tiefe zu,
Daß es wie eine rote Schlange zischte,
Von Mittagssonne feurig angeglüht.

Und weiter ging es, eine Soldanelle
Am Eisenhute. Dein Pferd schritt voran,
Den unbekannten Kämpfen zu.

Die Krise des Parlamentarismus

Von HIAWATHA

Die Kraft einer Idee erweist sich erst an ihrer Verkörperung durch Menschen; zumal der Wert eines politischen Systems drückt sich mit verräterischer Klarheit in seiner Fähigkeit aus, Vollpersönlichkeiten zu schaffen.

Der absolutistische und halbabsolutistische Staatsgedanke gipfelte in dem Genie des gekrönten oder ungekrönten Staatenlenkers. Bismarck war ein Abschluß, nicht wie der nationalistische Atavismus wähnt, ein Ausgangspunkt. Er erlebte noch das Aufkommen des deutschen Berufsparlamentariers, des Politikers von Beruf und Neigung, der mit großen, volksumspannenden Zielen auf den Kampfplatz tritt, des Politikers, der, mag er welcher Partei immer angehören, sein Mandat lediglich mit der Bedingung übernimmt, politische Arbeit im Gesammtinteresse zu leisten, und die Anwartschaft auf ein Ministerportefeuille in seiner Aktentasche trägt.

Aber die Zeiten der Treitschke, Bamberger, Lasker und Windthorst sind dahin. Die politische Entwicklung, die bei normalem Verlaufe in den englischen Konstitutionalismus hätte einmünden können, ist in ihrer Gewaltsamkeit sogleich weit über ihr Ziel hinausgeschnellt. Wir haben uns an der Politik in unglaublich kurzer Zeit den Magen verdorben. Und wer heute zur Beurteilung der Kräftewirrnis, die unser öffentliches und gesellschaftliches Leben beherrscht, nach einem zuverlässigen Maßstab sucht, wird an der Sombart'schen Feststellung: der unpolitische Sinn sei „das teuerste Erbstück, das uns Intellektuellen die Größten und Besten unseres Volkes hinterlassen haben", nicht gut vorübergehen können.

Sehen wir uns einmal im politischen Leben Deutschlands nach Männern um. Was werden wir gewahr? Wir haben eine Reihe ganz tüchtiger, kenntnisreicher Spezialisten: Rechtslehrer, Schulmänner, Kaufleute, Landwirte und Verwaltungsbeamte; ja sogar einige Parlamentsredner von Ruf sind darunter, strebsame Landsknechte ihrer respektiven Interessentengruppen, in denen sie mit der Zeit die höchste Staffel verfügbarer Parteiehren zu erklimmen hoffen — den Politiker und Berufsparlamentarier sans phrase werden wir vergebens suchen. Wir haben auch Parteien die schwere Menge — aber keine einzige darunter, die sich in hellen Augenblicken zumuten würde, für

sich allein und in jedem gegebenen Momente das Staatsruder ergreifen zu können. Trotz aller leidlich geschlossenen „Orientierung“ nach links oder rechts sind in diesem Reichstag nicht zwei Fraktionen aufzutreiben, die einander über den Weg trauen. Es gibt heute tatsächlich in Deutschland keine Parteizugehörigkeit, die nicht von jedem mit normaler Volksvertretersuade ausgerüsteten Gegner als diskreditierend hingestellt werden könnte. Da auf dauernde Majoritätsbildungen und infolgedessen auf nachdrückliche Geltendmachung des Parlamentswillens für absehbare Zeit nicht zu rechnen ist, so gilt, unter dem Drucke solchen Ohnmachtsgefühls, die möglichst vollkommene Schulung in der Kunst des Nörgelns als das einzig wahre Kennzeichen staatsmännischer Größe.

Woher diese Ausdörrung aller politischen Lebenssäfte?

Zunächst kann sie wohl als eine indirekte Folge der scharfen, zu neuer Schichtung und Differenzierung drängenden Wirtschaftskämpfe angesehen werden; man hat einfach nicht mehr die nötige Unbefangenheit zur Festlegung großer politischer Richtlinien. Die Parteiprogramme sind entwertet, ihre intersoziale Diffusionskraft ist verloren gegangen. Parteibezeichnungen sind beinahe nur noch Decknamen für rein wirtschaftspolitische Interessengruppen. Die Parteitradition erwies sich zwar gerade noch als stark genug, die alten Etiketten zu schützen: wer aber das Kräftespiel im neuen Reichstag richtig erfassen und abschätzen will, wird nicht Konservative, Sozialdemokraten und Liberale aller Schattierungen im Gefecht sehen, sondern Agrarier und Städter, Schutzzöllner und Freihändler, Mittelstandspolitiker und Vertreter der organisierten Arbeiterschaft.

Es fragt sich nachgerade, ob ein unumwundenes Bekenntnis zur Interessenvertretung nicht reinlicher und zweckmäßiger wäre als dies kokette Spiel mit den zerschlissenen Fähnchen und Lumpen der Parteipolitik, hinter denen an allen Ecken und Enden die schlecht verhüllten Blößen einer höchst materialistischen Wirklichkeit hervorstarren. Man versucht neuestens, durch großzügiges Zusammenschweißen sotaner Maskengruppen einen Effekt nach Art des englischen Zweiparteienstandards zu erzielen, vergißt aber, daß derartiges in jahrhundertealter Tradition gewachsen sein will und durch geschickte Leitartikel, die auf das Nachdrucksbedürfnis der Provinzpresse spekulieren, nicht zu „fingern“ ist. Der energische und konsequente Tatsachenschwärmer Posadowsky hat erst jüngst, gelegentlich der Wahlkampagne, vor den erstaunten Augen seiner Bielefelder das Modell eines so be-

quemen, automatisch wirkenden und vor allem sozialisten-ausschaltenden Zweiparteienapparats demonstriert, und für Professor Lamprecht steht das allgemeine Ziel einer vom Liberalismus anzuregenden Politisierung der Gesellschaft — „das (den ostelbischen Torys zum Trost!) keineswegs mit Parlamentisierung der Regierung identisch zu sein braucht" — bombenfest. Dies alles hindert aber nicht, die wohlmeinenden Reformer in aller Bescheidenheit zu benachrichtigen, daß sie mit ihrer Idee um zweiundvierzig Jahre zu spät gekommen sind. Es ist, als versuchte man einem Kinde, das eben der Gehschule entwachsen will, das Strampeln beizubringen.

Die bureaukratischen Mächte, denen die Verkümmerung der politischen Triebe seit jeher ein Gegenstand sorgfältiger Pflege und Förderung gewesen ist, haben sich damit lediglich als Teile jener verdienstvollen Kraft erwiesen, die bei zweifelhaftestem Wollen doch nur Gutes zu schaffen vermag. In der Ära Bülow erst besann man sich, daß es an der Zeit wäre, den büfettfreudigen Arbeitseifer der Volksboten durch Gewährung von „Reichstagstagegeldern" zu spornen. Man wollte den Parlamentarismus, als das wirksamste Vehikel der politischen Bewegung, denn doch nicht völlig verrosten lassen und bekehrte sich lieber zur Anschauung Bebels, daß der herrschende Absentismus der Abgeordneten am wirksamsten durch die Festsetzung von Diäten zu bekämpfen sei. Freilich, der theoretische Begründer der modernen Demokratie, John Stuart Mill, hatte Diätenlosigkeit gepredigt. Aber in allem und jedem möchte man sich das englische Vorbild denn doch nicht zum Muster nehmen! Und vor den chronischen Verstopfungszuständen des Parlaments empfanden alle: Rechte, Linke und Reichsbureaukratie, ein heimliches Grauen . . . . .

Der Besuch des hohen Hauses hat sich seitdem in erfreulichem Maße gehoben. Die vom Reich unterstützten Parteikassen verzeichnen horrende Ersparnisse. Ob aber die Freude an unserer Art von Parlamentarismus eine größere geworden ist, möchte man billig bezweifeln — (trotz dem übermäßig starken Stimmenaufgebot in der verflossenen Wahlkampagne, das lediglich der beispiellosen Agitation zu verdanken ist und das Produkt einer Augenblickserregung darstellt). Vom Berufsparlamentarier, dessen Herabkunft nach der heimlichen Meinung vieler Reformbeflissener die Diätengewährung vorbereiten sollte, ist weit und breit nichts zu sehen, und so hat es denn auch mit der parlamentarischen Regierung in Deutschland noch seine guten Wege.

Aber es dämmert bereits. Die latente, nur durch das Mittel politischer Sensationen zu überwindende Parlamentsverdrossenheit hatte mindestens den einen unschätzbaren Vorteil im Gefolge, daß in der Zwischenzeit die Überzeugung von der Notwendigkeit eines Neuaufbaues und einer tieferen Fundierung der Volksrepräsentation Wurzel schlagen konnte. Einem aus wüstem Geraufe und Minoritätsknechtung hervorgegangenen Parlament mag das selbstherrliche Echo, das den Beschlüssen des Volksparlaments aus den bundesrätlichen Amtsstuben und vom Rednerpult des unverantwortlichen Ab-kanzlers entgegentönt, zur Not noch taugen: man schaffe eine reine Interessenvertretung auf der Grundlage von Verhältniswahlen — und man wird mit Erstaunen gewahr werden, wie in der mächtigen Symphonie der unverfälschten Willensmeinung eines ganzen Volksorganismus jenes fragwürdige Echo spurlos untergeht.

Der Ruf nach der parlamentarischen Regierung allein tut es heute nicht mehr. Er wäre in der Zeit des werdenden Reiches am Platze gewesen, als der englische Parlamentarismus (über dessen Wert übrigens sonst ganz vernünftige Köpfe wie Carlyle und Lecky sehr skeptisch dachten!) noch auf unserem Wege lag. Damals sprach ein deutscher Volksvertreter — allerdings einer in partibus infidelium; aber darum nicht minder verdient als so mancher mit Mandaten und Diäten überhäufte „Parteiveteran" — sprach Friedrich List, der Begründer des deutschen Zollvereins und des deutschen Eisenbahnsystems das prophetische Wort: „Die Bureaukratie ohne Parlament und ohne Premierminister ist den Dingen in Preußen nicht mehr gewachsen .... Die Bureaukratie hat nicht den Mut, einer Macht wie England gegenüberzutreten, wenn sie nicht ein Parlament und die öffentliche Meinung zur Seite hat; sie läßt in großen politischen Fragen den Staat und sein Ansehen tiefer herabwürdigen, als es die kleinsten, aber parlamentarisch regierten Staaten, z. B. Belgien, tun. Die unkontrollierte Bureaukratie hat immer einen Hang, Sondervorteile den Nationalbedürfnissen voranzustellen. So lange der Fluch dieser Bureaukratie auf Preußen lastet, wird man keine staatsmännischen Ansichten und keine Macht entwickeln können, und es wird nicht besser werden, bevor das Volk, die Stände, die Provinzen, man nenne es, wie man will, sich ihren Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten erringen. Drum hilft nichts anderes gegen die Weisheit der Spezialitäten und gegen die Alleinherrschaft der Bureaukratie, als eine parlamentarische Regierung."

Heute freilich, wo wir über den englischen Parlamentarismus hinausgewachsen sind, weil uns die alten Parteidifferenzen im Vergleich zu den neuen wirtschafts- und sozialpolitischen Gegensätzen so gut wie nichts bedeuten, werden wir uns wohl bequemen müssen, zwei Stufen der politischen Entwicklung mit einem Sprung zu nehmen: wir brauchen nicht nur eine parlamentarische Regierung, sondern auch eine parlamentarische Generation, die fähig wäre, jene aus sich herauszugebären. Ihre unumgängliche Voraussetzung wäre eine natürliche, unverhüllte Interessengruppierung, die einzig und allein als Frucht der Proportionalwahl mit ausgiebiger Minoritätenvertretung zu erwarten ist. Wenn erst die alten Parteistandarten zerfetzt am Boden liegen und die posierende Kämpferglorie dahin ist, wird es wieder öffentliches Interesse am Parlamentarismus, wird es auch wieder Raum und Tatenlust für die ehrliche Führerpersönlichkeit geben, die groß ist durch ihren unmittelbaren Zusammenhang mit dem Volksorganismus, als dessen lebendigster Ausdruck sie geprägt wurde.

Der Schöpfer und die Kreaturen

Legende

Von JOHANNES GUTHMANN

„Herr hilf!“ Also kam ein Menschenkind mit lauter Klage in die Werkstatt Gottvaters gelaufen, ihm seine Angst und Not und Torheit zu bekennen. Der liebe Gott, dessen Hände just einer neuen Kreatur Gestalt und Wesen gaben, sah den heftigen Beter flüchtig mit einem Blick aus dem Winkel seiner Augen an und sprach: „Ich kenne Dich nicht.“

„Aber Herr! Bin ich denn nicht Dein Geschöpf? Sind wir nicht alle Deine Kinder?“ schrie der Sündenknecht und schlug wehklagend gegen den Schemel, darauf des Herrgotts jüngstes Werk seine Form gewann.

Der Herr löste behutsam die Finger des Busseilfertigen von dem Gestelle seiner Arbeit los, auf dass kein Schaden geschähe, sah ihn recht scharf und strenge an und redete: „Sind Viele zu

mir gekommen so wie Du, aber ich habe ihrer keinen — wiedergekannt“ schloss er brummend, indem er sich abwandte.

Der Jammerhannes, vom lieben Gott sozusagen an die Luft gesetzt, warf hilfesuchende und gar wehmütige Blicke im Saal umher, als er plötzlich, wie von einer Erscheinung wunderbar gepackt, unter den Tonbildern, die da Tausend bei Tausend die Bordbretter in Gottvaters Werkstatt füllten, sich selbst erkannte, seiner eigenen Seele Urbild, so schön, so fein, so lauter, wie sie aus den Händen des Meisters einst hervorgegangen war. „Das da — bin ja ich !“ rief er mit schrinkendem Herzen, nicht ohne einige heimliche Scheu und Scham aus. „Schüttle nicht den Kopf, lieber Gott. Ich weiss es ganz genau, ich fühle es ! So lang ich denken kann — dies, dies Bild hat in mir gelebt. Gewiss, ich bin's ! !“

„Wenn Du es so sicher weisst, mein Sohn,“ sprach der Alte gelassen, „wirst Du wohl recht haben.“

„Ja — dann —“ Der Gnadenbettler sah mit wachsender Zuversicht dem Herrn nach den Augen.

„Was — dann ?“ — fragte der Schöpfer ruhig.

„Du erkennst mich an — erteilst mir Rat ?“ fuhr jener etwas schüchterner fort.

Der Herr schien ob der Frage überrascht, gleich als wüsste er nicht, was nun noch weiter zu begehren sei. Als aber der andre ihn immerfort dringlich und schmeichelnd ansah, reckte er ärgerlich den Daumen gegen das schöne Tonwerk dort auf dem Regal : „Du weisst doch genug : — lebe darnach.“ Und als die Erkenntnis trotzdem auszubleiben schien, und der Bittsteller gar so flehentlich tat und seufzte, ward er mild gestimmt und freundlich, liess seinen Vaterblick lang und liebevoll auf ihm ruhen, wischte seine breite Hand an seiner Werkelschürze ab, legte sie ihm segnend aufs Haupt und sagte linde noch einmal : „Lebe darnach !“

Da verstand der, was die Weisheit und Güte des himmlischen Vaters meinte, und dankte ihm und schritt davon und wieder in die Welt hinaus.

Der liebe Gott trat in den Türrahmen, die beiden Hände recht in die Hüften gestemmt, und sah ihm nach, eine lange Weile aufmerksam nach. Aber er schien des Anblicks wenig froh zu werden, denn am Ende drehte er sich barsch um, warf die Tür krachend hinter sich zu und schloss sie ab. Und erst als er sich wieder allein in seinem Hause wusste, ward er guter Laune, trat an sein neustes Werk heran, besah es genau, besann es und hatte seine Freude daran und tröstete sich und schmunzelte : „Der wird gut ! — Der endlich wird's !“

Die vielen, vielen Künstler

Von PAUL WESTHEIM

Ich sah des Ruhmes Stahlenkränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.
Schiller.

Gräßlich viel Menschen werden heute zu Künstlern gemacht. Gräßlich für die, die da glauben, der Welt ein Talent vorgaukeln zu müssen; noch gräßlicher für uns, die wir gute Kunst lieben wie die schöne Natur, wie das weite Meer oder das gnädige Lächeln eines holden Mundes, hätte man die Neigung zur Paradoxie, so könnte man behaupten, daß es um so schlechter um die Kunst bestellt scheint, je mehr Künstler das Metier betreiben.

Kein Zweifel, es gab immer und allerorts Geschöpfe, die ohne Berufung in den Künsten vagierten, die Eitelkeit oder romantisches Geblüt Lorbeerkränze erjagen hieß. Wie oft sind die Schwätzer, die ein schönes Poem zusammengereimt, die Kleckser, die ein süßes Bildchen gepinselt haben, von dem Satiriker an den Pranger gestellt worden. Sie waren Luxustierchen der Gesellschaft, unnütz zu jeder rechten Betätigung, die sich mit der Kunst abgaben wie andere mit Weibern, Pferden, Karten, mit Blumenzüchten oder Schmetterlingsammeln. Es will auch nichts besagen, daß in tausendundein Fällen das Genie im Winkel verkommen mußte, während blenderische Mittelmäßigkeiten Ruhm und Gold scheffelweise einsackten. Das gehört zum Glückspiel, wenn um Kronen gewürfelt wird. Trotz manches tragischen Einzelfalles leidet das Ganze der Kunst weniger unter der Verkennung der paar Großen als unter der Überschätzung der vielen, vielen Kleinen.

Die Behauptung scheint gewagt in einer Zeit, die mit Ameiseneifer jedes Talentchen an das Licht der breiten Öffentlichkeit zerrt. Drei Plakate oder drei bestickte Kissen geben den Anspruch, „genannt", ausgestellt, publiziert, analysiert zu werden. Ein Bildchen, mit dem früher einmal eine begabte Haustochter den lieben Geburtstagsonkel beglückte, wird selbstverständlich fast zum Gegenstand öffentlicher Diskussion. Zwischen Kunst und Dilettantismus scheinen alle Grenzen verwischt, seitdem es die Regel geworden, jede dilettantische Regung als Kunst- uud Kulturtat auszuposaunen. Die Witzblätter über-

treiben wahrlich nicht viel, wenn sie sich lustig machen über den Künstlerstolz eines Caféhausgesellen, der als Lebenswerk die Schöpfung einer neuen Kontur oder eines Tapetenmusters aufzuweisen hat. Vergleichen läßt sich dieses Pinseln, Meißeln, Kunstgewerbeln höchstens mit den lyrischen Ausschweifungen, die das Krähwinkel-Deutschland vor annähernd hundert Jahren betrieb. Jeder zweite Mann trug Dichterlocken und machte Reime. Alberne, zuckrige, hilflose Reime natürlich, wie unsere Pinselhelden sauersüßen Kitsch aufzutischen pflegen. Der junge Goethe, ich meine natürlich den Enkel des großen Johann Wolfgang, veröffentlichte damals Gedichte, in denen es hieß:

„Wo ein Wasser noch so klein
Stellt ein kühler Wind sich ein!“

oder:

„Im Golfe von Neapel
Laufen viele Schiffe von Stapel.“

Wer könnte bei derlei „Kunst“ nicht an die Talentausbrüche denken, die unseren Augen zahl- und wahllos jeden Tag zugemutet werden. Die alte Seuche, die mit den ästhetischen Tees erloschen schien, hat ein paar andere Organe angefressen. Statt der Worte werden Linien, Farben, Flächen, Konturen, Raummassen vertändelt; aus den Reimbolden sind Atelierzigeuner geworden.

Strömungen, die das Zeichnen, Malen oder Tonkneten in die Mode brachten, die, dem Bridge oder Tennis ähnlich, so etwas zu einem Sport der Gesellschaft machten, wird niemand abhold gegenüberstehen. Wie das Klavierklimpern unbedingt beigetragen hat, dem Deutschen ein vertieftes Musikverständnis zu geben, so könnten solche Mußestundenversuche vielen die Augen öffnen über Wert und Unwert der ihnen dargebotenen Werke. Darum aber handelt es sich nicht. Unsere Kunstbeflissenen wollen ihr Stümperhandwerk als Professionals betreiben. Mit dem bißchen Können, das auf irgendeine Weise ergattert worden, wollen sie einen Markt, ein Einkommen, einen Ruhm haben. Sie bauen wie Bankerotteure eine Existenz auf ein nichts, auf ein weniger als nichts.

Kein Wunder, daß die Volkswirtschaftler nicht mehr achtlos vorübergehen können an dem großen Proletariat, das sich zur Kunst rechnet. Sie sehen Tausende sich abmühen im Schweiße ihres Angesichts, sehen — rein mechanisch — eine Produktion vollführt, die einem Lohnarbeiter ein behäbiges Auskommen sichern würde, während hier nicht einmal das bescheidenste

Existenzminimum erreicht wird. Allerlei Untersuchungen über die wirtschaftlichen Grundlagen des Kunstschaffens sind von ihnen angestellt worden, Vorschläge, das Künstlereinkommen zu erhöhen, werden gemacht, organisatorische Maßnahmen angeregt und damit in Wirklichkeit doch nicht an dem Nerv des Problems gerührt. Die Imponderabilien, die jeden einzelnen Fall zu einem ganz persönlichen Schicksalsspiel machen, schließen allgemeine Maßnahmen aus. Versuche, wie beim Heimarbeiten aus Arbeitszeit, Materialverbrauch und Lebenshaltung eine Art Minimalpreis per Stück herauszukalkulieren, sind Milchmädchenrechnungen, weil diejenigen, die in Wirklichkeit die Preise festsetzen: die Käufer nämlich, unmöglich nach derlei Gesichtspunkten abschätzen können. Der Volkswirtschaftler geht aus von dem für ihn verzeihlichen Irrtum, daß jede bemalte Leinwand einen Wert (will sagen: einen höheren Wert als die unbemalte) vorstellt. Eine unhaltbare Voraussetzung. Als ob schlechte und halbschlechte Kunstwerke überhaupt einen Wert hätten! Der Kunstfreund wird sie immer nur als eine Entwertung brauchbarer Materialien empfinden. Und eine Qualität, die nicht vorhanden ist, kann nur von Liebhabern des Mittelmäßigen und des Qualitätslosen eingeschätzt und honoriert werden. Ein Name, der ein großes Publikum hinter sich hat, schafft sich seinen Marktwert; aber die Vielen, die Namenlosen...? Der Volkswirtschaftler wird wohl niemals die Formel finden, die aus Atelierkehricht klingende Münze zu machen imstande ist.

Die Frage, deren Wichtigkeit weidlich übertrieben scheint, verleitet zu allerlei Aktionen, die einigen der überflüssig vielen Künstler gewiß etwas nützen mögen, die aber doch das Gegenteil einer gesunden Kunstpflege sind. Was soll man als Liebhaber der schönen Künste dazu sagen, wenn Männlein und Weiblein von — sagen wir einmal: recht mäßigem Talent sich zu einem Bund zusammenschließen, alle paar Monate Ausstellungen aufmachen, die keine andere Existenzberechtigung haben, als daß sie an Herrn Omnes für 300, für 100 oder sonst wieviel Mark gekleckste oder geknetete Schönheit absetzen möchten. Das einzige, was als Begründung dafür gegeben werden kann, ist erstens, daß den armen Teufeln die materielle Not auf den Nägeln brennt, ist zweitens, daß es doch besser wäre, wenn dieser Herr Omnes sich statt der übermalten Photographien oder der goldgerahmten Öldrucke handgemachte Farbigkeiten in den Salon hängen würde. Nun ja, gegen eine soziale Notstandsaktion soll natürlich nichts gesagt werden. Der Gedanke, den Leuten für das Geld, das man

ihnen zuschanzen möchte, Arbeit abzunehmen und ihnen damit das Gefühl des Almosenempfangens zu nehmen, ist nicht einmal übel ausgeheckt. Ich bin der Letzte, der solchen Menschen, die unsere Mildtätigkeit anrufen, nicht eine fette Leibrente wünschen würde; aber, Hand aufs Herz, was geschieht damit für die Kunst? Gar nichts, wenn es nicht geradezu ihren Interessen zuwider läuft. An die pädagogische Wirkung, daß Herr Schulze sich durch die tägliche Betrachtung eines so billig erstandenen Bildchens allmählich zum Kunstliebhaber und Kunstkenner emporentwickeln könnte, bitte ich ohne Angabe von Gründen zweifeln zu dürfen. Daß der „Erfolg", der überraschende Absatz jenes Bildchens an Herrn Schulze nämlich, für den Autor der Ansporn wäre, plötzlich als Genie aus sich herauszugehen, kann ich auch nicht glauben. Mir geht es da wie Heine, der dem Grafen Platen vorhielt, die Löwin werfe doch auch nicht erst ein paar Kätzchen, ehe sie soweit sei, einen jungen Löwen in die Welt zu setzen. Ich sehe da — und in den vielen anderen Organisationen, die um Absatz und lobende Kritik buhlen, etwa die Damenkunstriegen, die Taukomiker, die Heimatsgemütsfexe und Neo—isten, die mit irgendeinem neuen Trick die Aufmerksamkeit an sich zerren möchten — nur eine Rückenstärkung für das laulich Wesenlose, das schlimmer als Schlinggewächs schmarotzt.

Schlinggewächs! Den Ohnmächtigen, die nicht wissen, was sie sollen und nicht können, was sie möchten, bleibt nichts anderes übrig, als sich anzuranken an die Idee oder die Persönlichkeit, die eben faszinierend vor die Welt tritt. Ganz gleich, ob es sich um Maler, Bildhauer, Architekten oder Gewerbler handelt, sie variieren und plagiieren aus Notwendigkeit. So charakterlos und unkünstlerisch es an sich ist, einem van Gogh oder Hodler, einem Rodin oder Maillol, einem Messel oder Olbrich nachzustümpern, so sehr ist es für sie Selbsterhaltung. Würden sie nicht einschnappen auf das letzt ausgegebene Stichwort, so würde — was ganz am Platze wäre — niemand von ihrer jeweiligen Produktion Notiz nehmen. Die Entwicklung der „Neuen Sezession" wäre als Schulfall zu nennen. Pechstein ist gewiß ein ganzer Kerl, auch in Nolde stecken, wenn er sich im Zaume hat, Qualitäten; aber der Troß der wilden Jungen, die früher, wenn überhaupt etwas, brav und zahm waren und urplötzlich die verwegenen Ultras, die Wüteriche in Reinkultur spielen zu müssen glaubten! Für sich betrachtet ist an solch wildem Mann blutwenig, zusammengeballt als Masse, von einem ernst zu nehmenden Führer organisiert, zwingt das zur Beachtung, zur Auseinandersetzung.

Es kommen die Anbeter, die Mitläufer und Nachtrotter, es wächst die Zahl der vielen Mittuer, die wir als einen Krebsschaden empfinden müssen. Die Herren von der „Neuen Sezession" mögen es mir nicht übel nehmen, wenn ich sie als faßliches Demonstrationsobjekt so gut gebrauchen konnte. Ich hätte auch die Verdandileute nehmen können, die ein paar völkisch-teutonischen Impotenzen die Krücken halten. Ich hätte zeigen dürfen auf die Maldämchen, denen Frauenklubs und Künstlerinnenvereine Atelierhäuser, Ausstellungsräume, Kundschaft und liebenswürdige Kritiker beschaffen. Hätte nach Worpswede weisen können, wo meinetwegen ein femininer Lyriker wie der Vogeler sein sentimentalisch Liedchen zwitschern dürfte, wenn nicht gleich eine ganze Gesinnungskolonie ihn nachpiepsen wollte. Oder sollte ich lieber von den Architekten reden, die wir von Wallot zu Messel, von Olbrich zu Schulze-Naumburgischer Heimatskunst und Schinkel taumeln sehen, von den Kunstgewerblern, die nach Morris, Ruskin und van de Velde Kulturtöne flöten und mit jeder Saison, die der liebe Herrgott ins Land schickt, einem neuen Mödchen nachjagen. Volkskunst hieß es das vorige Mal, für dies Jahr hat der Münchener Troost das gangbare Muster ausgegeben und alles, alles stürzt sich drauf, als ob's die frohe Botschaft des Evangeliums wäre. Ich werde mich hüten, das alles zu überschätzen, ich will nur dieses Zusammenknäueln der Nichtigkeiten, dieses rudelweise Vordrängen zeigen. Vielleicht ist es die Krankheit unserer Zeit, alles Sekundäre und Tertiäre über die Maßen ernst zu nehmen. Im Haushalt der Kunst scheint es nicht weniger verschwenderisch zuzugehen als in der Natur, wo Keime ausgestreut, Samensäfte ausgespritzt werden, von denen doch nur ein ganz kleiner Teil berufen ist, Früchte zu treiben. Wir meinen hinter jedem gelegten Ei ein großes Kunstgegacker anstimmen zu müssen. Tun wir es dem Balzac nach, der uns einmal vorgerechnet hat, daß auf 100000 Weiber bestenfalls 30 wirkliche Damen kämen, der an jenen 99970 Geschöpfen, die „mit ihrem Geschlecht nichts als die Kleidung gemein haben", achtlos vorübergeht, so achtlos, wie wir an den Registratoren und Expedienten vorbeimarschieren, wenn wir mit dem Bankdirektor eine Konferenz haben. Die vielen Kunstkommis, die sich eine Kollegenschaft mit Michelangelo und Rembrandt, Manet und Liebermann einbilden, sollten als das genommen werden, was sie eigentlich sind — als nichts, als Tagelöhner und Kärrner im Weinberg der großen Herren.

Im Ernst, unser Fehler, unser Verbrechen besteht darin, daß wir jede kleine Geschicklichkeit großspurig einen Künstler

heißen. Als Literat, der täglich mit dem Wort zu wirtschaften hat, bin ich gewiß nicht geneigt, einem Wörtchen übertriebene Bedeutung beizumessen. Allein hier zeigt sich ganz kraß einmal, welches Unheil eine Titulatur anrichten kann. Der kleine Geist, zum Künstler gemacht, nimmt eine andere Psyche an. War er vordem ein bescheidener Arbeiter, nur bedacht auf Geschmack oder Gediegenheit, auf eine saubere und achtbare Handwerkerleistung, glaubt er sich nun n die Brust werfen, es den Großen nachtun, Sensation um seinen Namen breiten zu müssen. Er malt nicht mehr ein gefälliges Bildchen, das in des Nachbars gute Stube hübsch hineinpassen würde; seine Sehnsucht steht nach der Ausstellung nach dem Clou, nach dem Zeitungsreporter. Er weiß, daß er jede Saison mindestens einmal von sich reden machen muß, daß die Aktualität eine Pflicht für ihn, daß die Affichengeste unerläßlich ist. Was das Genie naiv tut, betreibt er aus Spekulation. Er mimt Individualität, reformiert, revoltiert, heckt Programmschlagworte aus, wird, da er Verantwortlichkeit nicht kennt, zum gewissenlosen Snob. Weil man ihm den Künstler eingeredet hat, wird er zum artistischen Großsprecher. Weil man ihn in die Öffentlichkeit hineingesetzt, glaubt er vor der Öffentlichkeit den Blagueur spielen zu müssen. Der Bildhauer, der keinen anderen Ehrgeiz kannte, als sich einem Baugedanken einzuordnen, wähnt, aus der Fassade herausspringen und alle Augen an sich ziehen zu müssen. Der Baumeister selbst, der seine Nutzbauten bislang sachlich an die Straßen zu setzen gewohnt war, krampft sich auf zu einem komisch wirkenden Pathos. Noch in die Mietshausfront möchte er Individualität, Eigenart, Sensation hineinmauern. Der Musterzeichner, der — denken wir an die entzückende Biedermeierornamentik — ein guter Gehilfe des Fabrikanten sein könnte, bildet sich den van de Velde ein und entwirft Jugendstil- und andere Greuel, die wir Kunsthandwerk zu nennen pflegen. Eine Konvention, die die Werkstattgehilfen Dürers ebenso hatten wie die Schinkel-Genossen oder die Kunsthandwerker des Rokoko, kann sich nicht herausbilden. Wie wäre auch ein gleichartig gutes Niveau denkbar, wo jeder angetrieben wird, Bizarrerien auszuhecken.

Daher die Krampfartigkeit, die uns allen an die Nerven geht, die recht eigentlich die Oppositionsstimmung gegen die neuen Kunstgewerbe züchtet. Die kleinen Gernegroße, die sich überall und vielgeschäftig in den Vordergrund zu schieben wissen, die heute die Kinder, morgen die Litfaßsäulen, übermorgen das Kleinbürgervolk mit ihrer Atelierfabrikation

beglücken möchten, sind die wahren Feinde der Kunst. Ihr Unkraut, das so geil ins Zeug schießen darf, muß die wenigen Schöpfungen überwuchern, durch die wir vor der Nachwelt bestehen werden. Das Gefühl für künstlerische Qualitäten, das in den Massen vielleicht vorhanden ist, muß verdorben werden, wenn von berufenen und unberufenen Geistern ihnen jeden Tag Dinge angewiesen werden, die seicht und kläglich sind. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß Kunst in Masse produziert werden müßte, und noch ein gröberer Irrtum scheint die Manie, jedem Pinselfritzen eine Künstlerschaft einzureden. Es gibt nichts Überflüssigeres und nichts Komischeres als den professionell gewordenen Dilettanten und es kann für die wahre Kunst keinen schlimmeren Schaden geben als die vielen, vielen Künstler, die, halb Hochstapler, halb Don Quichottes ihr unreines Handwerk betreiben.

Aus Georg Heyms Jugend

Der Pan empfängt aus München folgende Zuschrift:

Sie haben dem junge Ruhme Georg Heyms den ersten Kranz geflochten, darum möchte ich auch bei Ihnen den kleinen Strauß als Totengabe niederlegen, den ich hier bringe.

Wir hatten als Gymnasiasten in Brandenburg a. H. im Jahre 1906 eine Zeitschrift gegründet, die 7 Nummern erlebte und den pompösen Namen „Kreißende Sonnen" trug. Es arbeitete an ihr auch der mit Heym zusammen ertrunkene E. Balcke unter dem Namen „Laureatus" mit, während Georg Heym, der als auswärtiger Primaner nicht den Zorn unseres fanatischen Scholarchen zu fürchten brauchte, als einziger mit seinem vollen Namen zeichnete. Ich gebe Ihnen hier seine beiden Gedichte, die in den „Kreißenden Sonnen" abgedruckt wurden, und Sie werden sich unser Erstaunen dieser phänomenalen drängenden Reife gegenüber vorstellen können, einer Reife, die wir diesen frühen Erzeugnissen noch jetzt bewundernd zuerkennen müssen.

Courrières

Es fallen drunten Hammerschläge
in schwerem Zorn auf Felsen nieder,
aufknirscht im Dampf der Stahl der Säge
und züngelt gierig hin nnd wieder,
schwer winden kreischend sich die Kräne,
grau stiebt der Staub und stäuben Späne.

Aus bodenlosen schwarzen Schächten
die vollen Förderkästen schwanken,
hervorgekrochen aus den Nächten
drunten, die bleichen Männer wanken
betäubt ans Licht. Ein Fäusteballen,
und wieder schwer die Kästen fallen.

Die neue Menschenlast verfrachten,
den Tod der Tiefe neu zu füttern,
um gierig jahrlang hinzuschlachten,
die Leiber einzeln zu zersplittern,
zum Spott sie wieder auszuspeien,
ein stets sich gleiches Wiederkäuen!

EINEM TOTEN FREUNDE

(Aus einer dem Selbstmorde gewidmeten Nummer der Zeitschrift)

Auf die dunkelnde Heide kriecht
langsam der trübe Mond herauf,
torkelt an einen Wolkenberg
und setzt sich mürrisch hinter ihn.

Im ungewissen Lichte scheinet
der Roche an geschwärzter Decke
die morschen Flossen anzuspannen,
das Meer der Urzeit zu durchjagen.

Die Totenköpfe im Gemäuer
sind bleicher noch als sonst im Dunkel,
und ihre leeren Augen starren
tiefsinnig den Einsamen an.

Ich trank seit Sonnenuntergang
den ersten Becher sonnenwärts.
Es schwieg das Bechern und es fiel
zitternd die Träne in das Glas.

Doch nun, ihr kleinen Geister, sinkt,
die schon mir Hirn und Herz betört,
hinab der dumpfen Wehmut Gift,
herauf den großen Becher Pans.

Ein Windhauch, schwer von Blütenduft,
daß man ihn atmet wie im Rausch,
strömt in die alte Zecherstube,
der Windhauch mischt sich brünstig ein.

Nun weiß ich, daß du um mich schwebst
und daß du hörst den Freundesschwur,
zu dem ich diese Mitternacht
der hohen Sommernacht geweiht.

Du nahmst den Tod dir rasch voraus,
erkorst dir frei das schwarze Los,
trankst den Pokal zur Neige leer,
dann gingst du sehend in die Nacht.

Du gingst, weil dir's im Leben war
zu eng für dein erglühtes Herz,
und weil du fühltest, daß die Glut
zu lodernd war, um stets zu sein.

Drum gingst du, eh' der Glanz erlosch,
damit der Mann nicht geh' gebückt
ins dunkle Tal, wo auf der Höh
der Jüngling lichtanbetend stand.

Die Götter aber lieben den,
der sich dem Tode weiht, um nicht
ihr Feuer in sich zu zerstören,
und um so trauter bist du uns.

Herauf den Becher in die Nacht!
Und bei dem heilgen Trunke Pans
und bei dem Götterfeur in uns
sei er im Schwur dir zugebracht.

Kommt einst auch mir der graue Tag,
wo auch in mir die Stimme schweigt,
so gebe mir dein Streben Kraft
zu gleich beseeltem Flammentod.

Und nun den Becher in den Grund,
daß er an dem Gestein zerschell',
auf daß du hörst den Silberklang,
wenn du im Wetterleuchten fährst.

Es ist nichts hinzuzufügen. Es schweigt der Schmerz um diesen Toten, der sterben mußte, bevor in ihm „die Stimme schwieg".

In vorzüglicher Hochachtung

GEORG J. PLOTKE, cand. phil.

VEREIN KERBHOLZ

Die Unterirdischen („Verein Kerbholz") waren wegen einer Unterschlagung hier neulich gerüffelt worden. Sie hatten den wesentlichen Satz einer Kritik unterschlagen: daß Shakespeare einen Schmarren hergerichtet, aufgemacht, zurechtgestutzt hat.

Der Verein betont jetzt den Unterschied zwischen „Vorlage" und „Kern". Recte. Ein wegen Stehlens bemakeltes Rezensiererche muß aber wissen, daß die Vorlage einer Rezension unter Umständen auch den Kern dieser Rezension bilden kann . . .

Es lassen sich durch einen senkrechten Strich mitten in der Seite ulkiger die Übereinstimmungen als „Widersprüche" heranwinken.

Wir bitten, Mitteilungen und Beiträge nur:
An die Redaktion, Berlin W. 10, Victoriastrasse 5, zu adressieren.
Bei umfangreicheren Zusendungen ist vorherige Anfrage notwendig.

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Damm, Berlin-Wilmersdorf.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Alfred Kerr wird vom 1. April d. J. ab Herausgeber des Pan.

Der Pan ist, in freundschaftlichem Übereinkommen mit Paul Cassirer, vom Hammer-Verlag (G. m. b. H.) erworben worden.

Beiträge sind an Alfred Kerr (Grunewald b. Berlin, Gneiststraße 9) zu richten.

Dichtung und Psychoanalyse

Von Dr. THEODOR REIK

Die Dichtung soll aus dem Mythos hervorgegangen sein. Es gibt viele Hypothesen über diese ältesten Phantasieprodukte. Die einleuchtendste schien die zu sein, welche behauptete, der Mythos sei eine Darstellung des Naturgeschehens. Es spiele darin z. B. der Kampf zwischen Frühling und Winter eine große Rolle. Ein österreichischer Forscher, Otto Rank, hat indessen schlagend bewiesen, daß die meisten Mythen einen anderen Ursprung haben und das Naturgeschehen für sie erst in zweiter Linie in Betracht kommt. Und dies ist psychologisch wohl einleuchtend. Denn der Mensch stellt alle äußeren Ereignisse in den Dienst seiner Triebkräfte. Derjenige Trieb, welcher am frühesten Beschränkungen, Hemmungen erfuhr,

war der Sexualtrieb. Oder vielmehr die Sexualtriebe. Denn dieser eine spaltet sich in mehrere, verschiedene nuancierte Partialtriebe, die wir jetzt perverse, abnormale nennen. Der Mythos stellt nun in den meisten Fällen die Sexualisierung des All dar und zeigt zugleich, wieweit die Verdrängung, die Unterdrückung unlustbetonter, von der Stammesmoral geächteter Tendenzen ins Unbewußte vorgeschritten ist. Denn die ursprünglich sexuelle Natur der Sagen wird durch die Verschiebungen und Verdichtungen des Stoffes immer undeutlicher gemacht, je strenger die Zensur der Moral Handlungen dieser Art verfolgt. Doch kehren immer und bei allen Völkern dieselben Motive wieder und es ist den Bemühungen von Ethnologen und psychoanalytischen Forschern gelungen, die psychosexuellen Grundlagen des Mythos unter den Überlagerungen und späteren Schichten unzweideutig aufzudecken. Die Verdrängung geht so weit, daß man sich des ursprünglichen Sinnes der Symbole nicht erinnern kann. Wer weiß heute, daß das Kreuz, welches einer Welt als Symbol asexueller Menschenliebe, ja sogar der Askese gilt, aus dem Phallussymbol gewisser Sekten des Altertums entstanden ist?

Ein Beispiel klarster Art gibt die Ödipussage: Ödipus erhält das Orakel, er werde seinen Vater erschlagen und seine Mutter Jokaste heiraten. Er tut es unwissentlich und wird grausam bestraft. Was birgt sich hinter diesen Vorgängen? Wir wissen jetzt aus den Psychoanalysen der Neurotiker, aus Träumen und Fehlhandlungen Gesunder, daß das infantile Seelenleben bedeutende Konflikte aufweist. Die Psychoanalytiker erzählen von Titanenkämpfen der kindlichen Psyche. Es wird Zeit sein, mit der alten Vorstellung: „Dies Kind, kein Engel ist so rein" aufzuräumen. Jedes dieser kleinen Wesen kämpft schon in den ersten fünf Lebensjahren den schweren Kampf zwischen Libido und Moral. Denn unsere erste schnelle Liebe gilt der Mutter und unsere erste Eifersucht, unser erster Haß dem Vater. Offiziell herrscht noch immer die Meinung, daß Sexualität erst nach der Maturitätsprüfung beginnt. Doch es hilft nicht, die Augen zu schließen: der Sexualtrieb fährt nicht plötzlich in die Menschen wie der Teufel in die Säue (Freud). Schon im zartesten Kindesalter regen sich, primitiv und unbewußt, Kräfte und Willensbestrebungen, die wir unbedingt als sexuelle (im weitesten Sinne des Wortes) bezeichnen müssen. Professor Freud hat nachgewiesen, in welchen Phänomenen sich diese infantile Sexualität äußert (Onanie der Säuglinge, Ludeln, infantile Sexualtheorien etc.) und wie großen Einfluß sie bei der Entstehung der Neurose haben. Unter dem Drucke der

Erziehung werden alle diese Regungen ins Unbewußte gedrängt, gleichsam verschüttet und kommen nur gelegentlich in der Form des Traumes, der Neurose, der Dichtung empor. Auch die Menschheit durfte in ihren primitiven Stadien allen Regungen nachgeben. Da bekam sie eine böse Gouvernante, die Moral, und jetzt kommt sie von ihren infantilen Reminiszenzen nicht mehr los.

Im Ödipusmythos lebt also einer dieser allgemeinmenschlichen Kinderwünsche wieder auf: der sexuelle Verkehr mit der Mutter und der erste Haß gegen den Vater. Die im Unbewußten drängenden Wünsche werden hier plastisch als erfüllt dargestellt und durch die Götter (die Vertreter der Moral) hart gestraft. Der Mythos ist eine Kindheitsphantasie der Menschheit.

Jokaste sagt im Drama des Sophokles, jeder Mensch hätte im Traume schon bei der Mutter geschlafen. Dadurch werden wir auf das Thema des Traumes geführt. Man hielt früher den Traum für ein Blindekuhspiel der Vernunft. Wir verdanken den genialen tiefbohrenden Forschungen Freuds (der wie der direkte Fortsetzer der Psychologie Nietzsches erscheint) die Einsicht, daß der Traum unter der Binde hervorschaut und planvoll seine Auswahl trifft. Im Traume kommt alles Triebhafte und Verdrängte herauf und bricht in seltsamen, scheinbar wirren Bildungen durch. Dieselben psychischen Mechanismen wie im Mythos sind hier zu beobachten. Ein vom Wachbewußtsein geächteter Trieb kann sich nur durchsetzen, wenn er verhüllt, verarbeitet, unkenntlich gemacht wird. Das Unbewußte benützt denselben Trick, den Schriftsteller anwenden, wenn sie etwas zum Ausdruck bringen wollen, das der ach so strengen Zensur sittlich oder politisch gefährlich scheint. Es deutet an, es verschiebt, es komprimiert, es spricht in Bildern. So entsteht die Traumarbeit, welche das Bewußtsein an diesem unbewußten Material vornimmt. Alte vergessene Kinderwünsche erwachen, häßliche, egoistische, rachsüchtige, antisoziale Regungen überraschen uns. Jeder Traum zeigt wie der Mythos eine Wunscherfüllung und fast jeder Traum — die Träume ganz kleiner Kinder ausgenommen — weist jene Verarbeitung durch das Bewußtsein auf, welches die verdrängten Komplexe in die zum Durchbruch geeignete Form bringt. Es bedarf einer in langen Jahren errungenen eigenen Technik, der psychoanalytischen, um die Symbolik des Traumes verstehen zu lernen. Sie muß auf dem Glauben der strengsten Determinierung des Psychischen beruhen. Vielleicht gibt es überall in der Sinnenwelt Freiheit, aber in der Gefühls- und Gedankenwelt herrscht Tyrannei.

Seit jeher haben die Dichter geahnt, daß im Traume ein Sinn verborgen liege — sie haben vor dem Psychologen das Problem erkannt. „Alle verschiedenen Arten und Grade der Träume erforscht zu haben, würde bedeuten, in einem weit tieferen Sinn als irgendeinem heutigen Kenner der menschlichen Seele zu sein" (G. Hauptmann). Es wäre vielleicht interessant, wie sich die Dichter unserer Zeit zur Psychoanalyse stellen, doch geht dieses Thema über meinen engen Rahmen hinaus.

Die Dichter haben auch den Zusammenhang von Traum und Dichtung entdeckt. Hebbel weist z. B. in seinen Tagebüchern bei der Aufzeichnung eines Traumes Christinens darauf hin, und Wagner läßt seinen Hans Sachs sagen: „All Dichtung und Poeterey ist nichts als Wahrtraumdeuterei."

Wir haben die Möglichkeit, diesen Übergang aufzuzeigen durch den Tagtraum. Jeder junge Mensch träumt auch bei Tage, phantasiert die Erfüllung seiner heißesten Wünsche: Ruhm und Liebe wird ihm zuteil.

Eines der größten Werke der Weltliteratur beruht auf denselben psychischen Voraussetzungen wie der Ödipuskonflikt: der Hamlet William Shakespeares. Denn der Dänenprinz ist nicht überhaupt unfähig zu handeln; nur bei der jetzigen Aufgabe versagt er. Die Gründe seines Schwankens liegen tiefer als Literarhistoriker zu sehen vermögen. Er kann sich an dem Manne, der durch die Heirat mit seiner Mutter das erfüllt hat, was Hamlet selbst in seiner Kinderzeit gewünscht, nicht rächen. Daher auch seine Selbstvorwürfe. Es wäre töricht annehmen zu wollen, daß Shakespeare sich dieser Tendenzen bewußt war, aber sie schlummerten in ihm. Sein Werk ist kurz nach dem Tode seines Vaters erschienen, der die alten Kindheitswünsche wiedererweckte. Der Dichter achtet auf alle Möglichkeiten, die am Grunde seiner Seele ruhen; er bringt diese Möglichkeiten in Gestalten. Hebbel schreibt, er betrachte diese „Symbolisierung seines Innern" als seine Aufgabe. Dabei kommen immer wieder Komplexe zum Durchbruch, die der Dichter kaum ahnt. Die aufgespeicherten Affekte werden wenigstens teilweise abreagiert. Darin besteht der therapeutische Wert des Schaffens. Wie könnte einer alle diese Krankheiten der Phantasie, Neid, Haß, Eifersucht und Begierde, aushalten, wenn es nicht das Sanatorium der Kunst gäbe? Wahn und Neurose stellen also mißlungene Fluchtversuche aus unverträglichen Vorstellungen und daraus entspringenden Affekten dar; Traum und Dichtung gelungene Abzugsquellen. Nicht ohne Grund haben alle Dichter immer wieder betont, daß ihre

Werke Bruchstücke einer großen Konfession seien. Es ist ihnen gegeben, aus ihren Konflikten statt in die manifeste Neurose in die Kunst zu flüchten. Wir verstehen nun tiefer das Wort Ibsens: Dichten heiße einen Gerichtstag halten über sein eigenes Ich. Denn es ist eine Beichte und gewährt das Erlösungsgefühl, das diese dem Gläubigen einer Kirche und die Psychoanalyse dem Neurotiker gibt. Vor jedem großen Werke tauchen zwei Gedanken auf: an das tiefe Leid, das vor dem Schaffen liegt, und an das hohe Glück, das in der Konzeption und im ersten Entwurf gelegen sein muß. Denn wo der Mensch in seiner Qual verstummt, gibt dem Dichter Gott Äskulap, zu sagen, was er leide.

Es liegt mir ferne, in der Art Lombrosos oder Nordaus eine Verbindung zwischen Geisteskrankheit und Genie herstellen zu wollen. Wohl aber besteht eine solche Beziehung zwischen Dichtung und den Psychoneurosen. Auch die Perle ist eine Krankheit der Muschel. „Krankheit ist wohl der tiefste Grund des ganzen Schöpferdrangs gewesen; erschaffend wurde er gesund, erschaffend konnte er genesen." Die Dichter kämpfen mit denselben Komplexen, an denen die Neurotiker erkranken und mit denen auch wir Normalmenschen zu kämpfen haben.

Die moderne Kultur, welche etwa streng Mädchen aus gutem Hause und Mädchen aus einem Freudenhause unterscheidet, verurteilt uns, einen beträchtlichen Teil unserer natürlichen Triebe zu unterdrücken. Es ist z. B. nicht möglich, allen Groll und Haß durch Taten abzureagieren; nicht möglich, eine Beleidigung durch sofortiges Niederstrecken des Gegners zu rächen. Die Gesellschaft verdammt jeden Anschein von Untreue bei den Frauen. Sittlich sein heißt oft soviel wie keine Phantasie haben. Es wird erzählt, daß ein emporgekommener, skrupelloser Geschäftsmann einen bekannten Kunstkritiker zu seiner Gemäldegalerie geführt habe, um ihm zwei Bilder zu zeigen, welche den dunkeln Ehrenmann selbst und seinen Kompagnon darstellten. Der Kritiker wies auf den leeren Raum zwischen den beiden Bildern hin und fragte: „Und wo ist der Heiland?" Der Aggressionstrieb hat hier in die ästhetische Form des Witzes verwandelt werden müssen. Es ließe sich denken, daß einer, der viele Regungen grausamer und rachsüchtiger Art in sich zu bekämpfen hätte, ein genialer Satiriker würde, die uns noch immer psychologisch unerklärbare Begabung vorausgesetzt. Denn keiner, der eine Satire schreibt, ist glücklich — es sei denn während des Schreibens.

Das Wesen der dichterischen Arbeit steht dem des hysterischen Identifikationsprozesses nahe. Die Hysterika versetzt sich in ihren Phantasien in das Leben anderer Personen und lebt ihre Schicksale schmerzvoll und selig mit. Wir wissen, daß es ähnlich mit der dichterischen Tätigkeit geht. Flaubert schreibt, er habe bei der Vergiftungsszene der armen Emma Bovary den Arsenikgeschmack auf der Zunge gespürt und mehreremale erbrochen. „Sie ist tot!" rief Kleist unter Tränen, als er das Ende der Penthesileia geschildert hatte. So glaubt sich E. T. A. Hoffmann von den Gestalten seiner Phantasie verfolgt. Alle jene Symptome, welche Lombroso, Möbius, Rahmer und andere Psychiater zu der Diagnose des Wahnsinnes führen, scheinen uns für die Neurose zu sprechen. Alle Dichter — es ist überflüssig, hier Beispiele anzuführen — zeigen ein frühes Sexualleben. Ihre starke Phantasie regt sich zeitlich und kommt mit den Schranken der Umwelt in Konflikt. Und so ziehen sie sich in ihr Inneres zurück, versetzen sich in selbstgeschaffene Welten wie die Neurotiker. Was das Leben ihnen versagt, gewährt ihnen der Tagtraum. Es ist kein Zufall, daß man dem Dichter immer den Mann der Tat gegenüberstellt. Wir kommen hier auf ein psychosexuelles Grundgesetz der Psychoanalyse, welches die Vorbildlichkeit der Sexualität für das Schicksal des Einzelnen aufklärt: Wie einer in seiner vita sexualis ist, so ist er auch im übrigen Leben.

Der Dichter hat auch gewisse Ähnlichkeiten mit dem Kinde und Schiller hat diesen Zusammenhang geahnt, wenn er die Poesie aus dem Spieltriebe entstehen ließ. Das Kind, welches ein Stück Holz nimmt und sich mit ihm unterhält, es kost wie eine Puppe, zeigt, wie stark die Fähigkeit der Poetisation in ihm ist. Als Tolstoi einmal in seiner kleinen Volksschule die Kinder Märchen erdichten ließ, war er überrascht von der großartigen Phantasie und der dichterischen Fähigkeit der kleinen Dorfjungen. Das Spiel ist dem Kinde durchaus ernst, so ernst, wie dem Dichter sein Werk. Und wenn Balzac auf eine rohe Mauer hinweisend rief „Dies ist Marmor!", so sehen wir den Zusammenhang deutlich. In jedem Dichter steckt ein Kind, in jedem Kind ein Dichter.

Der Wiener Nervenarzt Dr. Wilhelm Stekel hat eine Umfrage an unsere bedeutendsten Dichter über ihre Träume ergehen lassen (sein Buch „Die Träume der Dichter" wird bald bei Bergmann erscheinen). Es fällt auf, daß diese Träume meistens sehr prosaischer Natur sind, während die der Neurotiker sonst außerordentlich poetisch sind. So träumt etwa Rosegger sich in seine Lehrlingszeit zurück und lebt wieder in

allen Ängsten vor dem gestrengen Meister. Psychologisch ist diese Nüchternheit wohl erklärlich: der Dichter hat eben in seinem Werke andere Abzugsquellen seiner unbewußten Wünsche.

Es wäre noch viel über die Wirkung der Kunst zu sagen. Der Zuschauer oder Leser versetzt sich gleich dem Dichter in die Lage der Personen eines Werkes, was ihm durch die Allgemeinheit der dargestellten oder geahnten Regungen möglich wird (Einfühlung). Er sieht etwa mit den Personen der „Gespenster" die Folgen des Sexualtriebes, im „Wallenstein" die des Ehrgeizes (unbewußt wirkt die infantile Opposition gegen den Vater-Kaiser mit) und reagiert die Affekte durch Beifall, Rührung usw. ab. Diese Abfuhr unbewußter Regungen ist es, welche die tiefe Wirkung der Tragödie erst ermöglicht. Die berühmte Definition des Aristoteles, die Tragödie sei die Nachahmung einer Handlung περαίνουσα δι' ἐλέου καὶ φόβου τὴν τῶν τοιούτων παθμάτων κάθαρσιν erhält so den tiefsten Sinn. Schon der Stagirite hat diesen Zusammenhang wenigstens geahnt, als er den Ausdruck Katharsis der Medizin entstammt. Breuer und Freud nannten jene Methode, welche durch Aussprechen die Abfuhr unlustbetonter Komplexe ermöglicht, die kathartische („Studien über Hysterie").

Wir brauchen — von diesem Standpunkt aus gesehen — eine neue Literaturbetrachtung, der Stoffgeschichte, literarische Tradition usw. nur als Präludien zur seelischen Analyse dienen. Der Kritiker wird Menschen sehen, welche zufällig Dichter sind, leidend wie wir alle unter den Unzulänglichkeiten des Daseins, wollend, kämpfend, wünschend und besiegt. Er wird eher nach Grundgefühlen als nach Grundgedanken suchen, aus denen Werke entstanden sein können. Er wird die Willenszüge, die Wünsche, die Strebungen, welche bewußt oder unbewußt in diesen Werken heraufkommen, deuten müssen. Warum griff dieser Dichter zu diesem Stoff? Besser gefragt: Warum wurde er von diesem Stoff ergriffen? Der fundamentale Irrtum aller Literarhistoriker und Kritiker: sie glauben, wenn sie nur Richtungen und Bewegungen unterscheiden, Merkmale herausfinden, schematisieren, dann hätten sie die Tiefe erreicht. Und ahnen im geringsten nicht, daß sie eben vom Nichts zur Oberfläche vorgedrungen sind — eine vornehmere Handlangerarbeit. Wesentlicher als die Zusammenhänge zwischen Vorgänger und Epigone ist das Aufzeigen seelischer Beziehungen. Zeit und Raum — nur ein Traum. Auch sie sind in einem höheren Sinne Akzidenzien. Als das einzig Wahre und Wirkliche bleibt das Typisch-Menschliche, das psychische Erleben der Erdenwesen, ihr innerer Kampf, ihr Siegen und Unterliegen,

ihr Leiden und Seligsein. Der Einblick in die bewegte Seele des Einzelnen sagt mir mehr als jemals alle Bewegungen des Ganzen mir werden sagen können. Literaturbetrachtung sei im Wesentlichen angewandte Psychologie, Seelenkunde. Der Kritiker sei ein Psychologe (der zugleich ein Künstler ist). Er wird das Menschliche auch in seinen Verzerrungen erkennen müssen. Ein Psychologe, der etwa nicht begreifen könnte, wie die Frau eines weltfremden Philosophen zur Xantippe wurde, könnte sich begraben lassen. Die Arbeit des Literarhistorikers sei seelische Tiefbohrung. Er wird oft suchen müssen nach dem, was sich hinter der Fassade eines Werkes verbirgt; er wird aufzeigen müssen, warum es sich verbirgt.

Viele neue Fragen drängen sich hier, neue Horizonte werden von hier sichtbar. Geschlechtsleben und Kunst scheinen sich zu fliehen und sind erstaunt, einander immer wieder zu begegnen. Und vielleicht ist Liebe und Kunst, das, was zeugt, und das, was schafft, nichts als ein Hendiadyoin unserer besten Menschenkräfte.

Bei aller methodischen Verschiedenheit, die Wissenschaft und Dichtung scheidet, steht der Dichter dem Psychoanalytiker nahe. Er hat im wesentlichen dieselbe Aufgabe: er wecket der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen.

Die konstruktiven Ideen der neuen Malerei

Von FRANZ MARC

In der Chronik des Lorenzo Ghiberti steht eine merkwürdige Betrachtung, die ein lehrreiches Streiflicht auf die künstlerischen Ideen seiner Zeit wirft. Ghiberti spricht von Masaccio und erwähnt dabei bewundernd und als Zeichen des ungeheuren Fortschrittes, den die Malerei durch Masaccio gemacht habe, „daß er die von vorn gesehenen Füße untadelhaft zeichnete, da bisher nach alter, ungeschickter Weise die Figuren auf den Zehenspitzen stehend dargestellt worden waren." Das heißersehnte Vermögen „richtiger" Naturwiedergabe steigerte sich damals langsam bis zu den Werken der Spätrenaissance, die nichts mehr zu entdecken fand und mit dem errungenen Können zu spielen begann und damit den schnellen künstlerischen Verfall einleitete; erst Frankreich griff im 19. Jahrhundert das alte Thema wieder auf und gelangte von der rein organischen Perspektive der Renaissance zu der berühmten Entdeckung des atmosphärischen Kolorits und der impressionistischen Erscheinung.

Wir haben das Ende dieser Bewegung schon erlebt; was heute noch mit diesen Mitteln geschaffen wird, ist ein im besten Falle geistreiches, oft auch ein totlangweiliges Spiel.

In beiden Entwicklungen war die Wissenschaft der Kunst zu Hilfe gekommen. Die Kunst der Renaissance bewahrte sich, dank der unzulänglichen Mittel der damaligen Wissenschaft, eine große Straffheit, die sie uns noch heute so hehr und ehrwürdig erscheinen läßt. Die Bewegung des 19. Jahrhunderts aber ging an der Überlegenheit seines mächtigen Freundes, dessen Hilfe sie sich geliehen und der dem Geiste des 19. Jahrhunderts seine Richtung gab, zugrunde. Die Kunst des Volkes und der Künstler wurde in einem kleinen Sarge zu Grabe getragen: der Kamera.

Dagegen setzt heute gleichzeitig eine ganz neue, in der Kulturwelt universale Bewegung ein, der alle Künste unterliegen. Diese Bewegung nimmt, soweit sie heute überhaupt historisch zu fassen ist, eine umgekehrte Richtung als alle früheren, in denen das Wollen und Können zu immer größerer Übereinstimmung mit dem äußeren Naturbilde strebte, das mit

seinem hellen Tageslichte die geheimnisvollen und abstrakten Vorstellungen des Innenlebens verscheucht. Im Gegensatz hierzu strebt die neue Bewegung auf einem anderen Wege zurück zu den Bildern des Innenlebens, das die Forderungen der wissenschaftlich faßbaren Welt nicht kennt. Wir sagen mit Nachdruck: auf einem anderen Wege, denn soweit die neuen Maler nur die Ausdrucksformen der ihnen wesensverwandten Primitiven wiederholen, bereiten sie vielleicht den Boden und leiten zu Neuem über, aber geben unserer Zeit nichts Positives an neuen Werten. Aber der neue Weg ist heut schon begangen und jeden Tag brechen sich zu ihm neue Künstler ihre Bahn.

Sprach man früher von der „Göttlichkeit" der Kunst, so kreisen heute die Ideen um das tiefe Problem, die Gesetzmäßigkeit dieser göttlichen Wirkungen zu erforschen und den Eigengehalt von bis jetzt noch fast ganz unerkannten Gesetzen zu zeigen, den jedes Kunstwerk versteckter oder offener enthält; und zwar stimmen diese Gesetze durchaus nicht überein mit den Gesetzen unserer Naturwissenschaft. Die künstlerische Wirkung eines gemalten Aktes hat nicht das Geringste mit den wissenschaftlichen Bildungsgesetzen einer Figur zu tun; sie kann ihnen äußerlich folgen, sie muß aber durchaus nicht. Ja, man entdeckte, daß die reinkünstlerische Wirkung meist stärker ist, wo die wissenschaftlichen Bildungsgesetze nicht gewußt oder ignoriert wurden. Dieser Widerstand gegen die naturalistische Form entspringt nicht etwa einer Laune oder Originalitätssucht, sondern ist vielmehr das Begleitmoment eines viel tieferen Wollens, von dem unsere Generation durchglüht ist: Dem Drang nach Erforschung der metaphysischen Gesetze, den bisher fast nur die Philosophie praktisch kannte.

Die Wahrnehmung, daß es noch eine ganz andere Gesetzeswelt gibt als die heute allein anerkannte naturwissenschaftliche Disziplin, bewegt heute alle Gemüter. Letztere vermag z. B. nicht, Konstruktionsfehler in einem Bilde von Picasso oder Kandinsky zu erweisen und versteht die künstlerische Richtigkeit von Formen nicht anders nachzuprüfen als mit ihren optischen Erfahrungsgesetzen, während der Bildungstrieb des Künstlers unentrinnbaren Gesetzen folgt, die für das Innenleben des Menschen die einzig bestimmenden sind. Die heutige Kunst sucht sich mit ihren Ausdrucksformen direkt diesem Innenleben zuzuwenden und entkleidet darum ihre Werke von der äußerlichen Hülle, in die ihre Vorgänger, der Geistesrichtung ihrer Zeit folgend, gesteckt haben. Selbstverständlich blieb jenen eine große, künstlerische Wirkung nicht versagt.

Das Ausschlagebende bleiben hier stets die großen, schöpferischen Persönlichkeiten, die über das Zeitliche und Bedingte ihrer Ausdrucksformen hinauswachsen. Aber die Kunstanschauungen, die die Allgemeinheit aus ihren Werken folgerte, und die Schule, die sie in Europa und nicht zum wenigsten in Deutschland machten, scheint uns im höchsten Grade unheilvoll; heute ist die ganze Welt glücklich so weit, die „schön gemalte" Winterlandschaft für Kunst zu halten, auch wenn ihr Verfertiger kein Lot Kunstgefühl besaß und sie lediglich nach den lernbaren Gesetzen der Optik mit freundlicher Hilfe der Kamera zurechtgemalt hat. Wenn aber heute ein künstlerisch Hochbegabter auf ein Blatt Papier einige dunkle Linien zieht, in denen er bewußt oder instinktiv (d. h. mit anderen Worten: als Künstler oder als Laie) den geheimnisvollen Wirkungsgesetzen der Kunst gehorcht, lacht ganz Deutschland über seine Prätention, daß diese unverständlichen Linien irgend etwas mit Kunst gemein haben sollen. Ist er ein Künstler, so greift man ihn wie einen gemeinen Schwindler an. Aber die schöne Winterlandschaft! das war was anderes! So stumpf sind die Sinne geworden gegenüber künstlerischer Form, so banal das Auge, daß es den äußerlichsten Naturvergleich als ein brauchbares Kriterium von Kunst ansieht, so denkfaul das Hirn, daß es den Nachahmungstrieb vom Kunsttrieb nicht mehr zu unterscheiden vermag! Volkskunst, d. h. Gefühl im Volke für künstlerische Form kann erst dann wieder erstehen, wenn der ganze Wirrwar von verdorbenen Kunstbegriffen des 19. Jahrhunderts aus dem Gedächtnis der Generationen getilgt ist; die großen Werke, die das Jahrhundert hervorgebracht hat, sind wie alle großen Werke unverletzlich. Aber wohl nicht alle werden bleiben, die heute noch in höchster Schätzung stehen. Daß z. B. ein gutes Bild von Sisley uns künstlerisch ergreift, beruht natürlich darauf, daß Sisley als Künstler jene tiefere Gesetzlichkeit der Bildform instinktiv erfaßte; aber zuweilen gelang ihm dies in der Befangenheit seines pleinairistischen Programmes, das ihn verwirrte, auch nicht; und manchem seiner Zeitgenossen erging es ähnlich. Man erschrickt vor der Leere dieser Bilder, die nur dem „Scheine der Natur" nachgebildet sind.

In diesem Gedankengange sind die oft so schwierigen Unterscheidungsmerkmale von „starken" und „schwachen" Bildern zu suchen. Sehr instruktive Beispiele liefert zu diesem Thema die japanische Kunst. Ein mit ihr innig Vertrauter könnte kein glücklicheres Material von Beispielen und Gegenbeispielen finden, um eine Dogmatik des „Seelenstaates", der seine eigenen Gesetze und Organisationen hat, aufzubauen.

Heute liegen, soweit ich es zu übersehen vermag, nur zwei Versuche vor, die Grundlagen einer solchen Dogmatik zu schaffen. Einmal das geistreiche Buch von Wilhelm Worringer, Abstraktion und Einfühlung, das heute die allgemeinste Beachtung verdient und in welchem von einem streng historischen Geiste ein Gedankengang niedergeschrieben wurde, der den ängstlichen Gegnern der modernen Bewegung einige Beunruhigung verursachen dürfte. Das andere, „Über das Geistige in der Kunst", ist von dem Maler W. Kandinsky geschrieben; es enthält Ideen zu einer Harmonielehre der Malerei, in der die uns heute faßbaren Gesetze über die Wirkungen von Formen und Farben formuliert werden und zugleich in seinen Bildern die lebendigste Gestalt gewonnen haben. Ein Buch über den Kubismus ist meines Wissens noch nicht geschrieben. Aber die Jünger des Kubismus lernen Algebra und Stereometrie mit derselben Gründlichkeit, mit der man ehedem naturwissenschaftliche Anatomie studierte. Eine andere „Körperlehre" erhitzt heute die Gemüter als zur Zeit Masaccios. Wie weit die ehernen Gesetze der Mathematik den lebendigen Gesetzen unseres Innenlebens homogen sind, wage ich hier nicht zu erörtern. Lieber weise ich auf die wundervoll lebendigen und tiefen Bilder dieser Künstler hin, die die mathematische Zucht nur im guten Sinne verraten, vielleicht in einem analogen Sinne, in dem früher die anatomische Schulung des Künstlers sich in seinen Bildern beruhigend fühlbar machte.

Es ist ungeheuer schwer, ohne Bildermaterial dem Laien einen Begriff von dem Sinn der konstruktiven Ideen in der neuen Malerei zu geben; vielleicht versteht man mich, wenn ich damit anfange, daß unsere konstruktiven Ideen so ungefähr das Gegenteil vom „Stilisieren" sind, um von vornherein dem unheilvollsten Mißverständnisse zu begegnen, das diese beiden Begriffe zusammenzuwerfen liebt. Es geschieht dies wirklich und leider auch von „modernen" Malern und Plastikern. Um durch Stilisieren seiner Kunst resp. seiner eigenen Armut auf die Beine zu helfen, stellt man sich vor die gütige, immer geduldige Natur und hobelt und biegt an ihr herum, bis das Bild den ersehnten modernen Schnitt hat; es ist Pseudo-Kunst, mit der wir uns nicht auseinanderzusetzen haben. Der echte Künstler ging zu allen Zeiten von konstruktiven Bildideen (der Inspiration) aus, die so alt sind wie die Kunst selbst; neu ist ihre heutige, nackte Anwendung, die keinen „Fremdkörper" im Bilde leidet, von denen die Kunst unserer Vorgänger zuweilen wohl zuviel hatte. Dies ist die „große Umwälzung", — in Dingen der Kunst, allerdings groß genug, um

diesen Titel zu verdienen; denn es bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als die kühne Umkehr alles Gewohnten. Man hängt nicht mehr am Naturbilde, sondern vernichtet es, um die mächtigen Gesetze, die hinter dem schönen Scheine walten, zu zeigen. Mit Schopenhauer geredet, bekommt heute die Welt als Wille vor der Welt als Vorstellung Geltung. Es ist unmöglich, hier die mannigfachen Gesetze der „inneren Konstruktion" zu erörtern. Die Versuche dazu sind heute noch zu tastend und zu mannigfaltig, um einen Wissenskomplex zu bilden, auf den man weisen könnte. Ihr Charakter ist — Geheimwissenschaft, deren Logik ihren Priestern heute noch fast ebenso verborgen ist wie der Menge. Nur die Werke triumphieren!

Stendhals italienisches Tagebuch

Von E. WALDMANN

Hundert Jahre nach jener italienischen Reise, die für Stendhals Leben so entscheidend wurde, sind jetzt die Tagebuchblätter herausgegeben worden, auf denen er seine Eindrücke notiert hat*. Stendhal, oder wie man in diesem Zusammenhange besser sagen muss, Henri Beyle, hatte ein schlechtes Gedächtnis. „Was ich vor zehn Jahren mit Begeisterung gelesen habe, kommt mir heute total fremd vor" sagt er einmal. So darf man es ihm glauben, wenn er versichert, er schreibe nur für sich selbst. Die Aufzeichnungen, die er sich macht, sind Material für das Hauptwerk seines Lebens : Das Studium des menschlichen Herzens. Hierfür wollte er die vielerlei Beobachtungen benutzen und hat sie benutzt. Dass dabei dann nebenher noch eine Arbeit über die Geschichte der italienischen Malerei abfiel, die, zu grossen Teilen unselbständig aus Lanzi, Lalande und anderen um 1800 berühmten Autoren übernommen wurde, ist von untergeordneter Bedeutung. Nach allem ist er für uns doch der unsterbliche Autor von „De l'Amour", von den „Promenades dans Rome", von der „Chartreuse de Parme", und endlich, noch einmal und immer wieder, von „De l'Amour".**

Was man in diesen italienischen Tagebüchern von 1801, 1811, 1813, 1815 und 1818 erwartet, ist Psychologie, Kunst und Liebe. Von Kunst steht nicht soviel darin, wie man nach den „Promenades" hoffen durfte. Seine Beobachtungen über Fragen der Kunst wird er nicht in dieses Heft, sondern direkt auf die anderen Zettel geschrieben haben, aus denen er dann später seine Bücher machte. Liest man in den „Promenades", dass er den Apollo von Belvedere, Winckelmanns Liebling, langweilig findet (das Pseudonym Stendhal legte Beyle sich bei, weil Winckelmann in Stendhal geboren war !), und dass der Perseus von Canova eigentlich viel mehr Spass mache, so ist man neugierig zu erfahren, wie er sich darüber nun in seinem intimeren Tagebuch äussert. Er äussert sich gar nicht. Aber es wäre vorschnell, darauf hin zu meinen, sein Verhältnis zur bildenden Kunst sei ein reflektiertes, kein unmittelbares gewesen. Das Gegenteil ist der Fall. Nur verursacht die Kunst ihm keine Affekte. Wo sie es

* Journal d'Italie. Publié par Paul Arbelet. Paris. Calman-Lévy, 1911.

** In der Renaissance du Livre (Gillequin) ist eben eine gute Neuausgabe des Buches erschienen.

doch tut, wie bei den Sibyllen des Daniele da Volterra, handelt es sich bei ihm kaum mehr um die Anschauung von Kunst, sondern um Liebe, um Liebeserklärungen an schöne Frauen. Von einer Madonna schreibt er ja irgendwo einmal, man könne sich auf ewig in sie verlieben, und dass er von allen Malern gerade Correggio für den hält, der, neben Mozart, in allen Stürmen des Lebens bleibe, sagt nicht ganz soviel für den Verfasser der Kunstgeschichte aus, als für den von „De l'Amour". —Auch wenn man danach fragt, wie er sich in den grossen Momenten des Italienreisenden verhält, findet man nichts überraschend Positives. In einem seiner Bücher redet er von der berühmten Einfahrt durch die Porta del Popolo in Rom. Dumm sei man, soviel Wesens davon zu machen, die Einfahrt in Paris durch den Arc de Triomphe zum Beispiel sei tausendmal grossartiger. Und vom Innern von St. Peter, von dem er in den „Promenades" sagt „es habe nicht seinesgleichen auf der Welt", steht im Tagebuch nur : „Das Innere von St. Peter gefällt mir sehr." Hier ist man dem werdenden Stendhal schon auf der Spur, hier redet der grosse Aufrichtige, den wir in ihm lieben, der Mann, der keine Phrasen und keine feierlichen Redensarten macht, sondern nur redet, um seine Gedanken auszudrücken, seine eigenen, ein Mensch, der nicht flunkert und nicht schwindelt und sich kein air gibt vor sich selber. Dies ist es, was dem Tagebuch den grossen Wert verleiht, auch neben und gegenüber seinen mit Absicht geschriebenen Büchern. Denn abgesehen davon, dass man hier einem grossen Geist auf ein paar Augenblicke wenigstens ganz nahe ist, man gewinnt auch Einblick in das Distanzverhältnis zwischen persönlichem Erlebnis und gestalteter Form. Denn so aufrichtig dieser Künstler auch ist, er hat darum doch ein lebendiges Gefühl für den Stil seines Objektes ; von ihm „empfängt er sein Gesetz". Seine Aufrichtigkeit geht literarisch nicht bis zur Grobheit wie sie in Schwaben wächst, auch nicht zur gereizten Schärfe, mit der etwa ein Ire gegenüber einem Engländer seine Meinung betont, sondern er behält sie als Privateigentum bei sich. Wenn ihm Florenz im ersten Augenblick keinen positiven Eindruck macht — gut, das ist seine Sache, er braucht sich nichts vorzulügen. Aber das hindert ihn nicht, später als er sich alles noch einmal wieder vors Auge zaubert, in der Einleitung zum Kapitel „Florenz" eine Periode schöner, des Gegenstandes würdiger Sätze zu schreiben. („Mon coeur battait avec force. Quel enfantillage ! Enfin, a un détour de la route . . . j'ai aperçu de loin . . . Santa Maria Fiore . . ." und so weiter.) Wir heute würden dergleichen wohl kaum tun und es vielleicht sogar als Pose empfinden, weil wir keinen Sinn für literarische Allüre und

für den Schreibstil mehr haben. Beyle aber war doch ein Kind des 18. Jahrhunderts, in solchen Kleinigkeiten Winckelmann verwandt. Der schrieb sozusagen nach dem ersten Anblick des Apollo von Belvedere einen begeisterten Brief an Stosch voll der schönsten deutschen Prosa; und mitten in diesem Brief, der dann fastwörtlich in seine Kunstgeschichte übergegangen ist, steht plötzlich eine ganz äusserliche Bemerkung: „diese Periode ist noch nicht voll, der Postbote geht ab". — Wegen solcher Züge muss man das Reisetagebuch gelegentlich parallel mit den Büchern lesen. Man wird auch jenseits der vielen an sich interessanten Bemerkungen noch Dinge finden, die uns seither abhanden gekommen sind.

Und nun die Amouren, das Rohmaterial zu seinem Meisterwerk. Als er im Jahre 1801, ein achtzehnjähriger Leutnant, zum ersten Male in Italien war, lernte er eine Signora Pietragrua kennen, eine Mailänderin des besseren Mittelstandes, schön, schwarz, grossartig, vielleicht ein wenig dick. Die liebt er noch, als er dann nach einem Jahrzehnt wieder hinkommt, erst ein wenig, dann in einer grossen jahrelang dahin rasenden Leidenschaft. Diese „Kristallisation" war gründlich. Aber nun ist es merkwürdig zu sehen, wie sein Herz sich im Innersten dazu verhält. In Paris trennt er sich von einer Verwandten, die, bei einigem Entgegenkommen seinerseits, ihm zum Lohn den ersehnten Präfekturposten in Italien verschafft hätte. Er besitzt eine angebetete Maitresse, Angela Bereyter, eine kleine Sängerin an der italienischen Oper in Paris, seine Mozartsche Geliebte, die jahrelang jeden Abend zu ihm kommt und mit der er, der leidenschaftliche Musikfreund und Musikerbiograph, in seinem inneren Leben eng verflochten ist. Als er in Mailand für die Pietragrua brennt und nahe daran ist sie zu erobern, Stück für Stück, da denkt er im voraus schon skeptisch von dem Gefühl sie zu besitzen — der Körper seiner kleinen Sängerin, der Mozartschen, spukt ihm in der Erinnerung lebendig herum und er macht sich darüber keine Illusionen, dass seine Leidenschaft für die Pietragrua zum Teil aus Eitelkeit besteht. Dann endlich, als sie ihn liebt und sich ihm ganz ergeben hat, ist er toll vor Seligkeit, Aber er bleibt aufrichtig:

„Gesetzt den Fall, sie liebte mich nicht, so hätte ich fürchterliche Augenblicke; der Gedanke, von dieser seltenen Frau nicht geliebt zu werden, würde mich auch in den Momenten höchster Freude nicht verlassen. — Nun liebt sie mich — und mich fasst ein ödes Gefühl an."

Wie die Dinge weitergehen, wie sie sich wirklich lieben; wie er nach zwei Jahren wieder zu ihr kommt (er schrieb vorher in

Paris: „Rom, Rom ist meine Heimat", und reiste daraufhin nach Mailand), wie dann 1815 abermals, wie er enttäuscht ist, wie sie ihn betrügt, er es aber noch nicht merkt, wie er dann später, 1818, ihrer noch einmal irgendwo flüchtig gedenkt, ruhig, mit einer römischen Gelassenheit — dies alles muss man im Journal selbst lesen, und wenn man es gelesen hat, wird man finden, dass es trotzdem noch nicht einmal das Wesentlichste ist . . . „ce n'est jamais que le plus grossier qui est exprimé . . .", dass es wesentlich erst in seinen geheimen Beziehungen zu „De l'Amour" wird.

Schnell noch ein Wort über ihn und Italien. Unter allen italienischen Tagebüchern jener Zeit ist dies Buch einzig: es beschäftigt sich vornehmlich mit den Menschen dort, mit den Italienern aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, mit der Gesellschaft, der Kultur, den Sitten. Dass ein Psychologe vom Schlage Beyles sehr Wertvolles darüber zu sagen hat, versteht sich von selbst. Es redet einer, der den Süden wirklich innerlich liebt, nicht als Tourist, Nazarener oder Gelehrter, sondern als Mensch. Das war selten damals und ist heute wohl noch seltener. Wer zitiert heute, als Mensch, in einem italienischen Tagebuch Vergilverse? So den Süden lieben kann, nur, wer ihn wirklich kennt, und so hat das Buch auch seinen Platz in der Kulturgeschichte und noch auf vielen anderen Bücherbrettern.

Aber das Wertvollste bleibt doch: Man lernt eine grosse Persönlichkeit wieder ein Stück genauer kennen, eine Persönlichkeit, die für unsere Gegenwart ungeheuer wichtig ist, vielleicht wichtiger noch, als etwa der in so vielen Dingen ihm geistesverwandte Heinse. Schliesslich ist Beyle-Stendhal doch der erste „gute Europäer" alles in allem genommen, und als solcher ein Schriftsteller von nicht abzuschätzender Tragweite — der einzige, den Nietzsche, als Psychologe sein Schüler, ertrug, ja, den er liebte.

Theodor Däubler

Ein Gespräch mit dem unlustigen Leser über einen Dichter.

Von PAUL ADLER

Der junge Leser: Ein neuer Dichter! Täglich höre ich von solchen reden. Der neue Dichter bin ich selbst.

Der Kritiker (bescheiden, um den Rivalen zu gewinnen): Das setzte ich eben voraus. Ohne Fähigkeit kein Verständnis, nicht einmal ein Interesse für die Sache. Und ein bloßer Snob wie unsere Freunde wird an den Dichter nie herankommen.

Der junge Leser: Das ist richtig! Sie könnten mich fast für ihn gewinnen. Ein Gegner, für den ein so verständiger Mensch spricht. . . Ladet er in Romanen aus wie jetzt der berühmte . . .? Schreibt er Pantomimen, seelenvolle Kulissenverschiebungen, Szenenbefehle voll Unsterblichkeit als ein Dramaturg der Möbel? Er hat noch nicht im Ausland entzückt. Er ist vielleicht eher ein Tollkopf. Er schreibt Dramen wie der blutige Schelm von . . .?

Der Kritiker: Still, still! Sprechen Sie die großen, von Deutschland verehrten Namen nicht aus! . . . Übrigens hat Däubler nur Verse veröffentlicht. . . Um Ihnen einen Anhaltspunkt zu geben: Sie kennen doch die französische Literatur: Eine dunkle Erscheinung wie Rimbaud z. B. . . . Die englische: Einen flachen Rhetor, aus dem ein erhabenes Gebirge von Worten wächst wie den Amerikaner Whitman?

Der junge Leser: Aus Übersetzungen alles. Ich besitze sämtliche gut ausgestatteten poetischen Bände unserer großen Verleger. — Hat Däubler nichts von George?

Der Kritiker: Nichts.

Der junge Leser: Gar nichts von dem süßen Dauthendey? Von dem angestrengten Rilke?

Der Kritiker: Nein, nein. . . Alle diese sind Künstler. Däubler aber mißlingen seine meisten Verse.

Der junge Leser: Ein neuer Dichter, der kein Künstler ist und dem seine Verse mißlingen! Ich habe bis jetzt nichts von seiner Poesie verstanden.

Der Kritiker (aufrichtig, in seinem gewöhnlichen Ton): Das dürften Sie leicht erweisen können. Man versteht nämlich

von Dichtung nichts, wenn man von nichts als von Dichtkunst etwas versteht.

Der junge Leser (sehr ernst, nickt): Ich weiß. Das Weib. Das Leben und die Millionen seiner farbigen Brechungen im Spiegel der Großstadt.

Der Kritiker: Erleben Sie ruhig! Sie werden trotzdem nichts verstehen. Das Erleben kann nicht weniger arm und phrasenhaft sein, wie die Phrasen des armen jungen Mannes ohne Erlebnisse. (Gott behüte, daß ich Ihnen die Beispiele nenne. Man kann sogar einen bedeutenden Ruf als solcher literarischer Lebemann genießen, ohne sich nur mit einer Zeile zur Dichtung zu erheben.) Also darin mache ich Sie zuerst auf Däubler aufmerksam, daß er wie ein Starker erlebt, ohne daß er die edle Schwachheit des verlorenen Schwärmers aufgibt.

Der junge Leser (zeigt sich äußerst unbelehrt).

Der Kritiker: Und danach besitzt Däubler das erste, was was man von jedem Schreibenden verlangen muß: Die Natur hat ihn höher als den Leser gestellt; verließe er seinen Platz, was berechtigte ihn, allen etwas zu sagen? Ist der Blick des Schauenden ein Ausblick, trägt er in einem weiten Gesichtskreis, so nennen wir ihn gern einen Schriftsteller — so wie ihn der moralische Genius der Deutschen, Fichte, verstand. Reicht aber sein Auge, zwar umflort, in alle Höhen und nebligen Schlünde, so vernehmen wir unten die prachtvollen Gewitter eines Dichters, der, wie Däubler selbst vor der architektonischen Offenbarung der Peterskuppel sagt, dort bei Göttern zu Gast ist. Däubler ist in dieser Art sublim. Es ist wahr, da der Hauptteil seines Werkes, eines Ganzen von vielleicht dreißigtausend Versen in faulen Sümpfen steckt, allein wer vermag auch nur körperlich diesen Ansprüchen zu genügen! Es ist wahr, daß dieser Dichter in ganzen großen Stücken seiner philosopischen Phantasien und seiner seiner epischen Fragmente gänzlich erschöpft, ja oft faselnd banal ist; indessen ist er niemals, wie so viele feine Köpfe und weit besser schreibende Poeten, dem Sinne nach gemein. In keinem Gedicht dieses barocken Riesen ist die kleine, flache Welt der Äußerlichkeiten, in jedem die große, ideelle Welt der Gedanken und Religionen vorhanden.

Der junge Leser: Sie sind sehr lächerlich in Ihrem Lob und in Ihren Ansprüchen!

Der Kritiker: ... Nehmen Sie eine reiche Begabung wie Hofmannsthal! Vielleicht aus einem feinen Goetheanimus ist er in seinen letzten Werken dazu gelangt, kleine Nichtigkeiten nicht wie ein Schöpfer geadelt neu zu erschaffen, sondern wie Gegenstände des leichten Geschmacks zu verschönern. Nehmen Sie einen harten Monoeden wie George, einen Spielenden, der sich zur Metaphysik aufreißt, wie Rilke: Däubler ist diesen beiden deutschen Künstern an natürlicher Schöpferkraft durchaus überlegen. Er sucht nicht die Größe wie sie, er verzichtet nicht darauf wie der verzärtelnde Wiener Dichter, sie ist ihm angeboren, und er purzelt nur immer von seinen schroffen Hängen, weil er nicht gelernt hat in dem Augenblicke zu schweigen, in dem der Flug der Dichtung sich senkt und nur das Verlangen des Rhythmus die Hand weiter reißt. Aus Däublers massigen drei Bänden: „Nordlicht" hätte ein Klügerer und Beruhigter einige hundert einzelner Gedichte herausgefeilt und an den Mann gebracht. Er hatte die unglückliche, aber nicht ganz unedle Zwangsvorstellung, alle zusammen zu einem philosophierenden eingebildeten Ganzen zu verbinden, das wie eine Felswand häßlich und verödet ist. Allein Leute vom gewöhnlichen Literatenschlag dürfen sich getrost einige Tage an diesen armen wilden Hängen verirren, sie werden hier Gipfel und ein Tageslicht wie niemals aus ihrer Niedrigkeit heraus erblicken. Der Dichter Däubler schafft uns Pein, er rast und tobt in einer in Deutschland besonders ungewohnten Manier, er bringt uns altägyptische Krämpfe und veitstänzerische albigensische Ermattungen, das Italien seiner Seele und der Geschichte, und durcheinander schmarotzend, die Tragödie des verstoßenen Menschen und die Ballade seines äußeren Lebens. Seine Begabung ist vor allem eine große epische, er stampft breit und wuchtig durch seine fremdartigen Geschichten, und wenn seine Versfüße, wahre indische Slokas, tanzen, müssen die Hütten und dünnen Haine wie unter einem betrunkenen großen Pan unter ihm zerbrechen. Er hat auch einen ganzen Band „Pan" ein von ihm „orphisch" genanntes „Intermezzo" geschrieben, ein Paradiesesidyll von ersten Menschen, das sich zu einer Art kleiner fehlerhafter Genesis, für eine Orgel geschrieben, ausgewachsen hat. Däubler besitzt eine ganz ungewöhnliche Kraft ganz Verlassenes zu verinnerlichen, er verkehrt sozusagen mit längst verstorbenen Urvölkern wie einer von ihrem Stamme; daher kommt

es, daß er von ihnen in einer Art gewöhnlicher Umgangssprache erzählt, und darin liegt vielleicht eine auch sachliche Bereicherung der geistigen und Sprach-Schätze Deutschlands durch sein Werk. Denn mit diesem Kitt kann etwa ein in mächtigen Rhythmen schreibender künftiger Zola ein gewaltiges deutsches Epos aufmauern. Ich vergleiche Däubler darin mit dem modernen Maler Cézanne, dessen Figuren wie Däublers Menschen roh und im ganzen sogar gegen die Schule armselig sind, aber in einem Bad von natürlicher Schamlosigkeit alle Bekleidung mit unzerreißbarer Renaissance und alle Krätze der armen schuftenden Malerhaut von sich getan haben, und so für einen kommenden großen Figurenmaler einen neuen Stoff zu großartiger Komposition und Synthese abgeben können. Ja, man darf sogar Däubler selbst eine unzweifelbare Größe verkünden, wenn es ihm in einem neuen Werk gelänge, die Ordnung auf der Höhe seiner fruchtbaren Erfindung zu halten. Freilich kargen die Götter zumeist, alle Gaben ihres Füllhorns auf einen einzigen auszuschütten. Allein schon aus jedem Stück des vorliegenden Nordlichts ist wie eine aufreißende Spur die Klaue des Löwen, in jedem Gedicht die milde Schwinge des Genies zu erkennen.

Eine Probe von Däubler:

An Michelangelo

I.

Abend wird es. Blasser Mann, nun darfst Du rasten.
Deine Unvollendung fängt sich an zu klären.
Und Du sagst Dir ernst: Wozu das breite Hasten?
Doch zu spät! Der Abend kann nicht lange währen.

Deine Schultern sind die scharfen Horizonte
Eines Tales, dessen Schlund die Nacht entwuchtet,
Die Brust ist alles Berggelände, das sich sonnte
Und nun atmend kundgibt, was es tief verschluchtet.

Dein gewellter Bauch ist wie die See in Häfen,
Die da aufhüpft, gurgelt und nur schwer ermüdet.
Nachsicht schwebt und legt sich nun um Deine Schläfen
Und Du preist die Nacht, die sich mit Glut umfriedet.

Oh, die Nacht geht auf und hoch im Osten glimmt es,
Einsichtsvoll versenkt sie sich in innere Sterne,
Denn sie liebt ihr sterbliches, weil urbestimmtes
Lächeln aller Welten ohne Grund und Ferne.

Ihre Brüste sind die See der beiden Hemisphären,
Die da übervoll den jungen Tag erbangen,
Um dem Kinde milde Labung zu gewähren.
Hast auch Du, o Nacht, so wildes Lustverlangen?

Große Nacht, ich kann Dich eben klar betrachten.
So wie Du in stillen Meeren Dich oft spiegelst,
Fühl auch ich Dich, dessen Sterne tief erwachten:
Bleibe, die Du einst die Sonne ganz verriegelst!

II.

Stürzt die Welt aus ihrer Tiefe her zusammen?
Drängt das ewige Gericht nun zum Erlöser?
Eine nackte Flamme, der wir fern entstammen,
Ruft uns nun zurück, wir werden religiöser!

Was nicht nackt an uns ist, wollen wir verstecken,
Des Verfleischlichten beginnt man sich zu schämen.
Unsere Bloßheit aber will sich gottwärts recken
Herr, Du wirst den Geist in Deine Obhut nehmen.

Alle Welten streben nach der Seelenmitte,
Und darum empfinden wir das Zeitverschwinden.
Heiland, führe uns bei jedem Heimwärtsschritte,
Denn wir können gar nichts aus dem Zeitschlund winden!

Jeder kann in sich den eigenen Wert erlangen,
Doch es gilt zur rechten Stunde anzukommen.
Lange werden deshalb alle Lauen hangen,
Und die Seligkeit gehört den Starken, Frommen!

Herr, die ganze Nacht kehrt in Dein Inneres wieder,
Jedes Wesen muß unendlich sich beginnen,
Alle Sterne singen ihre Liebeslieder,
Herr, Du bist in uns und bist in ihnen drinnen!

Die Höflichen

Novelle von FRANZ QUENTIN

Als Fräulein Irene 24 Jahre alt war, bat sie zum erstenmal ein Mann um die höchste Gunst, die ihr leichter und schöner Körper zu gewähren hatte. Herr Konrad war ein angenehmer und außerordentlich eleganter junger Mann im Anfang der dreißiger Jahre, ein beliebter Arzt, dem seine Praxis ermöglichte, ein gutes, ja ein wenig luxuriöses Leben zu führen. Er lernte sie in einer Zeit kennen, in der sie ziemlich allein war, und da sie in solchen Tagen litt, so gab sie ihm, der Geist und Takt besaß, ihren Leib und etwas von ihrem Herzen.

Sie verlebten eine Zeit blanken Vergnügens. Er nannte sie „Liebe" und sah sie mit Augen an, die eine herzliche Freude erwärmte. Aber schließlich entglitt er ihr, wie sie ihr alle entglitten waren. Ihre Zusammenkünfte wurden seltener und leerer. Sie küßten sich noch und lasen gemeinsam ihre liebsten Bücher. Fräulein Irene bewahrte dem Manne, der sie als erster ganz genossen hatte, eine achtungsvolle Pietät, die wiederum ihn verpflichtete.

Dennoch verloren sie sich nach Wochen aus den Augen, und Irene war überrascht wie von dem unerwarteten Besuch eines alten Bekannten, als sie fühlte, daß sie ein Kind von ihm trug. Sie schrieb ihm einen beklommenen, wenn auch neugierig-heiteren Brief. Er antwortete korrekt und liebevoll, daß er sie natürlich heiraten werde, und eines Tages sah sie ihn von ihrem Fenster aus im Zylinder und grauen Überrock über blitzenden Schuhen schön und gediegen die breiten Stufen zur Haustüre hinaufsteigen.

Die Eltern waren beglückt, und mit lärmendem Komfort feierte man die Verlobung. Wenige Wochen darauf schon sollte die Hochzeit stattfinden, und jeden Tag nach der Sprechstunde besuchte Herr Konrad seine Braut, die er am Klavier fand, noch spielend, obwohl sie ihn hatte kommen hören, oder lesend auf der bunten Chaiselongue oder träumend. Er küßte sie auf den Mund und sagte: „Guten Tag, Liebe." Sie setzte sich auf die Lehne seines Sessels oder stand leicht gestützt am Kamin, während er vor ihr saß. Dies waren die stereotypen Stellungen aus der Zeit ihres ersten Zusammenseins.

Sie hatte anfangs mit dem Gedanken gespielt, in einer vernünftigen Unterredung mit ihm die Grundlagen ihres nun dauernden Verhältnisses aufzuhellen. Sie wollte ihm sagen, daß sie sich keineswegs liebten, nicht wahr, aber nun einmal nicht umhin konnten, sich zu heiraten; daß sie gute Freunde sein würden und zu klug und vornehm wären, sich mit der lästigen Prätention eines nie vorhandenen Gefühles zu beschweren. Als sie aber sah, wie er mit Selbstverständlichkeit die Rolle von früher weiterführte, wie er, zu korrekt, Bräutigam zu werden, immer der Geliebte blieb, leidenschaftlich und skeptisch, war ihr Entschluß verschwunden, ohne daß sie es merkte. Der tief in ihrem Wesen wurzelnde Sinn für die harmonische Vollendung der Form ließ es ihr natürlich erscheinen, daß sie auf die vorgegebenen Gefühle ihres Bräutigams einging und sie von ihrer Seite her ergänzte. So entstand eine leicht und geschickt gespielte Liebeskomödie zwischen den beiden, und alles schien wie früher. Manchmal freilich war das Spiel auf Augenblicke unterbrochen, aber man gab sich dann höchstens in einem flüchtigen Lächeln einander zu erkennen, begegnete sich in dem sachlichen Vergnügen an einer zierlich geübten Lüge und nahm flink und sorgfältig die vorgeschriebenen Rollen wieder auf. Doch hatten beide, wenn sie allein waren, Stunden verheimlichter Sorge, denn dieses amüsante, aber seinem Wesen nach provisorische Verhältnis trat ihnen entgegen mit dem unerbittlichen Anspruch auf ihr ganzes Leben.

Solche Bedenken mußten aber überwunden werden, und beide Verlobte setzten all ihre Kunst in Tätigkeit, um im Gewebe der Küsse und süßen Worte das Gespenst einer lastenden Zukunft zu verhüllen und zu ersticken. Das Verhüllen wenigstens gelang ihnen so gut, daß sie gleichgültig wurden, und die Tage unbewußt mit der Anmut junger und schlanker Tiere ihnen flüchtig enteilten. Herr Konrad freilich sagte sich als ein verständiger Mann immer wieder, daß er mit offenen Augen ins Elend schreite, aber das hinderte ihn nicht, im Herzen zu empfinden, all das gehe ihn eigentlich nichts an, sei geregelt und habe seinen guten Lauf.

Eines Tages aber, sie stand am Kamin, und er saß in dem breiten Sessel, der Fluß ihrer leichten Worte versickerte, erwachten sie an einem Seufzer, der dumpf in ihm aufstieg, schauernd wie am Rande eines Abgrundes. Während er still verzweifelte, ohne noch auf Rettung zu sinnen, überschaute sie plötzlich ganz klar allen Trug, den sie, zuletzt ohne ihren

Willen, erbaut hatten zu einem Schein und Spiele süßer Bilder. Ihre ganze Seele war im gleichen Augenblick in Entzücken getaucht wie in das Licht eines Blitzes, und eine unendliche Liebe zur Welt und zu dem Manne vor ihr bedrängte ihr Herz. Auf einmal hob sie mit einem leichten Jauchzen die Arme, als würde sie nun fliegen, und lag weich an seiner Brust, die nichts mehr fühlte als den Schwindel des Schwebenden im gesteigerten Lichte der Höhe.

DIE ANEKDOTE

Subjektivismus ist passé; so passé wie die Künstlerkrawatte. Der letzte Schrei lautet: Sachlichkeit.

Sachlichkeit ist eine Erfindung von Leuten, die sich darüber ärgern, daß andre Leute Persönlichkeit haben. (Im Zeitschriftenwesen zum Beispiel wird Sachlichkeit neuerdings durch Fortlassung des Autornamens erreicht. Der vielbelesene und temperamentlose Erörterich, dem Spott der Konkurrenz entzogen, ist nicht mehr genötigt, sich anzustrengen; der Krampf um Jeist, Paradoxie und perseenliche Note bleibt ihm erspart; er darf sein Naturell ausleben; echte Töne stammeln; schmucklos und unbesonders, witzarm und fade, ideenleer und schlafpulverhaft — kurzum: sachlich sein. Man nennt das dann „erhöhte Verantwortlichkeit" und lobt das Hereinbrechen einer neuen Moral-Ära. Obendrein flößt daran noch das Keusche und Entsagungsdicke Respekt ein: der Anonymus, unspielerisch, schreibt ja nur um der Sache, nicht um der Macht willen; von eitler Selbstbespiegelung erzog er sich zum asketischen Martyrtum empor; per aspera ad astra! Vom Bibelot zum Rosenkranz: welch' eine Wendung durch Gottes Fügung! Alle ehrgeizigen Masochisten atmen aufgeregt.)

In der Dichtung wiederum findet Sachlichkeit auf die Weise statt, daß der Dichter nicht seinen Namen, aber sein Erleben fortläßt. Enthüllungen sind indiskret! „Documents humains" im geringsten nicht entscheidend; und das Bekenntnis ist — wie alle, die nichts zu bekennen haben, unermüdlich versichern — direkt ein obszöner Vorgang. Der Dichter hat sich der Zurückhaltung und Objektivität zu befleißigen; er belästige uns gefälligst nicht mit seinen privaten Freuden und Leiden; was nämlich sind seine sogenannten Erlebnisse anders als belanglose und geradezu im Vergleich zum ewig wuchtenden Matterhorn etwa, lächerliche Privatangelegenheiten?! In die Tiefe wird er erst dann dringen, wenn er Stoffe, die uns wurst sind, in großzügiger Weise, ohne psychologischen Schnickschnack, gestalten wird. Standhaft vermeide er alles Heutige, Problematische, Erschütterliche; er krieche heroisch in die Vergangenheit (Mythos oder Historie); Situationen stelle er; er unterhalte uns durch fremde Landschaften, durch Gebräuche, Kostüme und Maskeraden; er erfinde schrecklich viele Begebenheiten, Verwicklungen, aparte Konstellationen; er fabuliere immer feste drauf los. Nur keine Menschennähe, keine Daseinsfülle, keine Erlebnisluft! Sondern Tatsachen. Handlungen, distanzierte Kuriositäten! Übrigens, wenn möglich: eine edle, einheitlich gehaltene, monumentale, unangefaulte Weltanschauung zugrundegelegt.

So erlebt die Gattung „Anekdote" eine Hausse, um die selbst das Kinema sie beneiden darf. Neukatholizismus ist Trumpf; und jemand gilt für einen Dichter, wenn er sich irgendeine Sache ausdenkt. Brüsk wird der Mangel an Intellekt als „Synthese" verkündet; und uns, die wir zu aufrichtig sind, um neben ein fragwürdiges und gehetztes Dasein eine unskeptische und behäbige, eine breit, freundlich und geruhig berichterstattende Kunst zu stellen, werden öde Miniatüren, ichlose Kabinettstücke, ausgepinselte Chosen als Muster vorgehalten. Was kehrt da immer wieder? Eine ritterliche Gesinnung, die kraft einer herrischen

Gebärde zur Geltung kommt; oder eine kernige Gesinnung, die kraft einer kargen Gebärde zur Geltung kommt; oder eine adelige (mit e) Gesinnung, die kraft einer eleganten Gebärde zur Geltung kommt. Gelegentlich auch ein für ergraute Jungfern ausgestanzter Mikoschwitz. Und alles in dem umständlichen Holzschnittdeutsch derer, die zu viel Zeit haben; sittlicher Makkaroni-Stil von Poesiebeamten; seriös, chronikenhaft, schweins-ledern. Periodentüftlerisch; ohne Befolgung, beispielsweise, des fundamentalen Gebotes, Participia Praesentis im Deutschen nur dann statt Konjunktionalsätzen zu gebrauchen, wenn gemütliches Unterbewußtsein vorliegt. Gedrehtes, Gedeichseltes, Geschraubtes, Geleimtes; klassisch, sehr klassisch geschrieben; „Prosa"; ekelhaft meisterlich; ungefähr so, wie dem alten Goethe (welcher dieser Jugend vorschwebt), der Schnabel . . . keineswegs gewachsen war.

Man frequentiere nur einmal diesen gepriesenen Schäfer und seine Schafe; man versuche nur einmal, die sorgfältigen Elaborate dieser hirnarmen Syntheten zu lesen: jeden Zusammenhang mft dem, was dem Entwickeltsten wichtig ist, worunter die Tiefsten leiden, mit dem Leben der Lebendigen, mit dem Geist der Geistigen wird man vermissen. Talent — ja das haben sie. Aber ich kenne Talente, die Defekte sind, und Fertigkeiten, die ein wirklicher Künstler nicht zu besitzen wünscht. (Immerhin ist der Defekt, ichlose Anekdoten zu drechseln, nicht ganz so peinlich wie das Talent, ihn als eine Tugend anzuschrein!)

. . . Reaktionen sind vonnöten. Auch das beste Gericht, allzu häufig genossen, stimmt flau. Ich begreife, daß mancher Einrichtungen wie „Seelenzerfaserung" oder „lyrische Impression" über hat. Aber es gibt einen audern Ausweg als den zum blöd-bunten Gefabel loyaler Finsterlinge. Ich sichte die Möglichkeit: Ethos. Der Verfasser von Erzählungen und Dramen trete in die Kämpfe der Zeit ein; er politisiere sich, fanatisiere sich; ein artifex propagator, wie der herrliche Frank Wedekind, opfere er sich Ideen hin. (In jedem Einzelfall darf er es unter Hineinarbeitung des Zweifels, ob die Idee Berechtigung und das Hinopfern Wert habe. Beispiel in Äonen: „Hidalla")

Psychologie und Impressionismus: unkompaktes Filigran. Dann stellt die Thesendichtung den massiven Granit dar, den man ersehnt. Aber die Anekdote ist von Pappe.

Kurt Hiller.

Verse

Von RUDOLF LEONHARD (Straußberg)

Ein Mädchen sagt:

Als ich heut' früh im Grase lag
Und träumte in den jungen Tag,
Da neigte sich über mein Antlitz dicht
Ein gelbes faltiges Gesicht —
Das hat meine frische warme Haut
So starr, so bohrend angeschaut —
So seltsam, daß es schauerlich
Über meinen Körper schlich —

Gesang der weißen Vögel

Selig ist's, mit gebreiteten Schwingen
Schwebend im schimmernden Lichte zu ruhn.

Seliger aber, mit schlagenden Schwingen
Tiefer ins fliehende Licht zu dringen,
Selber zu schimmern, und nimmer zu ruhn.

Wir bitten, Mitteilungen und Beiträge nur:
An die Redaktion, Berlin W. 10, Victoriastrasse 5, zu adressieren.
Bei umfangreicheren Zusendungen ist vorherige Anfrage notwendig.

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Damm, Berlin-Wilmersdorf.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Von der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G., Steglitz, geht uns soeben ein kleines Büchlein in gefälliger Ausstattung zu, welches eine Übersicht über die von der Firma angefertigten photographischen Erzeugnisse nebst genauer Darstellung der Arbeitsweisen enthält. Die Photo-Papiere dieser Gesellschaft sind ja unter der abgekürzten Firmenbezeichnung N. P. G. auf dem ganzen Erdball genugsam als erstklassig bekannt, so daß wir es uns hier gern versagen können, auf die vortrefflichen Eigenschaften noch besonders hinzuweisen. Bemerkt sei nur, daß dieses Handbuch völlig kostenfrei zugestellt oder auch von den Photohandlungen verabfolgt wird.



Alfred Kerr wird vom 1. April d. J. ab Herausgeber des Pan.

Der Pan ist, in freundschaftlichem Übereinkommen mit Paul Cassirer, vom Hammer-Verlag (G. m. b. H.) erworben worden.

Beiträge sind an Alfred Kerr (Grunewald b. Berlin, Gneiststraße 9) zu richten.

(Die Expedition ist bis zum 1. Mai noch Viktoriastraße 5.)

Abonnements-Annahme bis zum 1. Mai Viktoriastraße 5.

Wedekinds Franziska

Von RUDOLF KAYSER (München)

Ich habe mich seit langem mit diesem Werke beschäftigt — und hatte öfter das Glück, Wedekind daraus vorlesen zu hören und einige Erklärungen von ihm zu empfangen.

* * *

Unter blutigen Qualen mußte Frank Wedekind sich in einer Welt von Verzerrtheiten ausbreiten, in eine Menschheit treten, die ihn geißelte, alle Feindlichkeiten des Zeitfremden durch seine Seele hindurchgehen lassen, um schließlich apollinisch einem Ganzen gegenüberzustehen, das völlig von seinem Gesichtswinkel eingeschlossen, ihm dennoch die lindernden Wohltaten einer gehaßten und geliebten Objektivität entgegenstrahlt.

Wie dem „pauvre Lelian", führte ihn dieser steinige Weg keiner Heimat zu. Das Fiebern, das er in seine sich selbst überschlagenden Menschen goß, flutete stets wieder zu ihm zurück und zwang ihn, in neuem Krampfen sich wieder und wieder zur Schau zu stellen, um im Ansehen der eigenen Verzerrungen sie zu überwinden. Ein Blutdichter, der durch die Welt hindurch sich selbst sieht. . . .

Nicht das Herausstoßen von Humoren, die Wedekind als tragische Hemmungen empfinden mußte, nicht das Bewegen von Puppen, die seine Blicke, seine grell lachenden Forderungen und Enthusiasmen tragen, bestimmen den Weg seiner Dichtung, sondern als Fünfzigjährigem scheint ihm die Tröstung beschieden zu sein, die Welt, die er geschaffen hat, mit blassen Händen abtasten und sich auf ihre Gipfel stützen zu können. Eine Heimat hat er sich nicht errungen.

Da die Farbigkeit seines Erlebens, die Folterungen seiner Sehnsucht, die Winde, die ihn umwehten, die Qual seines Außenstehens ihm nicht erlaubten, unter den billigen Schatten einer Weltanschauung hetzende Müdigkeiten zu begraben, so zwingt ihn auch heute noch ein kleistischer Dämon zu einem von wilden Fackeln erleuchteten Kampf, der Wedekind keine Befreiungen bringen kann: ich meine die Stellung zu seiner Zeit und ihren Funktionären. Gequält von den Phantasmen eines allseitigen Verfolgtseins, von dem irrigen Glauben umstrickt, der Gesellschaft als Reformator in sexuellen Angelegenheiten und Erziehungsfragen (wie es einzelne Äußerungen immer wieder verraten) an die Gurgel springen zu müssen, haucht er seinen heißen Atem einer Gegenwart zu, an die er durch keine Wertigkeit gebunden ist.

In der jüngsten Schöpfung Wedekinds senkt sich diese neue Atmosphäre trotz aller heißglühenden Spannungen und wilden Entladungen milde auf eine Welt herab, die leuchtendste Menschlichkeit in sich trägt. Nicht in den Gestalten, die von wildester Glut durchschäumt die eigenen Geschicke in Brand setzen, nicht in dem Aufeinanderprallen und Wiederabstoßen ihrer Wollungen, nicht in den Geschehnissen, die phantastisches Leuchten in den Händen tragen, sondern in dem Bestreben, die Not zweier Menschen sich ausbalancieren zu lassen, aus den Leiden eines Mannes und eines Weibes eine Insel aufzuwerfen, auf deren Boden eine neue Humanität erblühen kann. Denn hierin besteht das Geheimnis dieses modernen Mysteriums: in der Divergenz zwischen den Forderungen von Mann und Weib.

* * *

Alles Erleben des Weibes drängt sich zusammen im Zauberkessel der Sexualität. Fausta sein, sich auf steiler Bahn zur Erkenntnis, nein, zur Freude, zum jauchzenden Umfassen aller Genußmöglichkeiten und Freiheiten emporwirbeln zu lassen, heißt die Mauern einer determinierenden Sexualität sprengen. Um Plato wachzurütteln. Es handelt sich um das Steigern der bloßen Begehrlichkeit zur mutartigen Leidenschaft, um

den Weg vom Unterleib zur Brust. Das ist es: der Weg vom Unterleib zur Brust, der besät ist mit Räuschen, Himmelsseligkeiten, Blut und Entbehrungen — und dessen Ziel trotz allen Mühungen zurückstößt zum Ausgangspunkt.

Das Unbefriedigtsein fordert die Determiniertheit aufzuheben, die selber wieder allein imstande ist, Erfüllungen zu gewähren. Wie der Wille in der Schopenhauerschen Metaphysik als das weltschöpferische Prinzip nur sich selber hat, aus dem er neue Lebenskraft trinkt und auf seinem fiebergepeitschten Suchen nur die eigene Wesenheit ergreifen kann, so auch das zitternde Händestrecken des Weibes, welches nur in der Grenze seiner Determiniertheit sich zu befriedigen vermag — oder es läßt sein Geschlecht.

* * *

Wedekinds Franziska leidet an der Glücksfülle, die in ihr ruht. Die Genußmöglichkeiten ihrer Existenz zersprengen ihr Ich. Doch sie kann ihr Leben nicht vernichten, um ihr Leben zu erringen. So ist sie eine Gezeichnete und wohnt in einer Vorstellungswelt, die die eigenen Hemmungen überspringt. Sie fühlt Gewissensbisse, nicht unethischer Handlungen, sondern ihrer Natur wegen, die ihr eigenes Sehnen übertölpt. Darum strebt sie heraus aus einer Welt, die ihre Freuden und Leiden nicht beherbergen kann, hinein in das pantomimische Gleiten der wilden Tänze des Blutes.

Lulu durchtobt ihren Lebenskreis, den sie mit ihrer eigenen Wesenheit, d. h. ihrer Geschlechtlichkeit umstellt, bis zum Krampf und Bluterguß und geht zugrunde, ohne zu sinken und ohne den Fangarmen ihrer Determiniertheit entquollen zu sein. Franziska drängt mit der ganzen Spannkraft der Lebenstrunkenheit aus dem Kreise der Weibheit zum Manne, vom Manne empor zu einer Übersexualität, aus einer Gegnerschaft heraus, in der „der Mann immer roh, die Frau immer gemein erscheint".

Vom Unterleib zur Brust: unter den Schatten des Chaos zieht sich der Weg hin. Leben überbrückend und untertunnelnd, doch vor allem Leben seiend in seiner tiefsten Not und seinem rauschwildesten Glanz.

Franziska ballt die kleinen zuckenden Fäuste, stampft mit den schmalen schlanken Beinen und schreit ihre Forderung. Urgewalten peitschen sie. Das Weib opfert seine Gewalt über die Männer, um den Wettkampf mit ihnen zu gewinnen. Dies fordert Franziska: das sehnsuchtseiende Ich, losgelöst von seiner Determiniertheit.

Erfüllen soll dieses Verlangen ein Sternenlenker, ein von der wildesten Wedekindschen Romantik Umtanzter, ein Bruder Casanovas und des Marquis von Keith.

Veit Kunz ist Abenteurer mit Mephistoaugen. Ein Schachspieler, der von Anfang an nur verzweifelte Züge tut. Ein Weltenverschieber aus Not, Unzufriedenheit und Genie. Einer, der bleich über die Erde rast, um seinen Fähigkeiten ein widerstandskräftiges Material zu suchen. Er experimentiert nicht aus Interesse an den Objekten und ihren Relationen, sondern aus Gymnastik: um seine Kräfte zu erproben und um zu leben.

Er fühlt sich in die Seelen ein, um ihre Sehnsüchte zu erraten und greift dann den Erfüllungen in den Schopf, die er vor starrenden Augen hin- und herpendeln läßt.

Einer, den seine Lebensmöglichkeiten zu Tode hetzen. Seine Stationen sind: Versicherungsagent, Gesangslehrer, Impresario, Schriftsteller, Regisseur, Schauspieler, Diplomat und Betrüger. Ein Sternenlenker: „Ich mache aus einem ganz beliebigen Menschenkind, in diesem Falle aus Ihnen, einen Stern allererster Größe und lenke ihn dann durch die fünf Weltteile, wo er mit seinem Glanz alle übrigen Sterne überstrahlt. Nennen Sie Ihre Forderungen."

Franziska nennt sie. In ihr schneiden sich die beiden Linien seines Schicksals: der Abenteurerdrang und der Geschlechtshunger. Er macht sie zum gefeierten Sänger und Lebensgenießer und zu seiner Geliebten. Er wünscht in ihr eine Leibeigene zu bekommen, der nichts Menschenmögliches unbekannt geblieben ist.

Während sie als Mann in einer scheinbaren Ehe lebt, schwängert er sie.

Ein Fürst im Reich der Pechvögel nennt er sich (und legt den Ton auf Fürst), nachdem sein Schicksal zerbrochen vor ihm liegt. Der Besitz dieses Weibes macht ihn größenwahnsinnig und führt seine Tollkühnheit dem Abgrunde zu. Bis sich die Forderungen von Mann und Weib auseinanderdehnen und das Mysterium erklingt. Mephisto hat verloren, Fausta entgleitet ihm: „Sie hätt' soweit sich nicht entwickeln sollen." In Franziska verliert Veit Kunz seine Einheit. Als Dilettant im Sinne Rudolf Kassners torkelt er über die Bühne: als ein durch Teilung Zerfallener, der nur durch eine Fiktion sich zusammenhält, hier: durch eine genossene Herrlichkeit. Einer, der an seinen Seelenerweiterungen zerplatzt.

* * *

Im einzelnen ist die Handlung von phantastischen Wildheiten durchhetzt. Ein aus Krämpfen Erwachter hat sie erschaut, ein vom Chaos Befreiter gestaltet. Vorgänge, die Ewigkeitsdinge umschließen, verweben sich mit lachenden Aktualitäten. Leicht beflügelte Eroten stechen tief eingenisteten Eiter auf. Aus Mietswohnungen und Schlössern stoßen Aktivitäten in die Landschaft, die die Grundfesten der Gesellschaft wie einen mit Konvention besäten Acker durchwühlen. Die Begriffe Zeit und Raum sind identifiziert in überweltlichen, mythologischen Geschehnissen und ihren zerklüfteten Trägern. Ein deutscher Herzog sucht seinen Thron neu zu verankern durch ein Festspiel, das das Ethos der Nacktheit verkündet. Einem Selbstmörder wird mit dem Sektöffner die Schlinge gelöst, im Auftrag eines Sterbenden. Ein Akt spielt im Theater der Fünftausend. Eine Szene im Literaturrestaurant: aus den Seelen von Gehetzten steigen infernalische Flammen hervor, die die Differenziertheiten bleicher lebensgierer Gesichter wie schwarze Schatten umspenstern. Mit blutenden Lippen singt einer das Lied vom deutschen Schriftsteller, das einen Humor lacht, der sich die Adern öffnen möchte. Jemand erschießt die ungetreue Buhlin. Dann wieder lichtdurchsonnte Landschaften, Einblicke in die letzten Faltungen erinnerungsschweren Erlebens, über welchem bleich die Sterne einer heiß empfangenen Zukunft aufsteigen. Der sinkende Abenteurer klammert sich an das letzte Lächeln der Geliebten, mit all den Fiebern eines, der zu Ende agiert hat.

Eine Szene spielt auf einer Schloßtreppe, im Atmen dunkelster Nacht. Fausta und Mephisto sitzen beieinander. Sie sprechen Worte wie diese: „Das weiße Kätzchen, das uns gestern Abend aus der Stadt heraufbegleitete ...“ — „Ist es wieder da?“ — „Nein. So etwas Liebes wiederholt sich doch nicht.“

Was ertönt, ist die Welt, wie sie Frank Wedekind von seiner heutigen Stufe erblickt. Ein blutendes Chaos, das freilich sich noch nicht so verdichtet hat, daß es in einem Erscheinungszusammenhang uns vor Augen treten könnte, sondern nur in einzelnen Bildern aufblitzt.

Es bleibt der Eindruck von einer Dichtung, die Abgründe überspannt, in denen unsere Schicksale mit weißen Lippen verenden; geschaffen von einem, der im jetzigen Deutschland der Einzige ist, welcher durch überlebensgroßen Humor die Tragik aller Wirrnisse umspannen kann.

Um Mosler und Wersche

Ein paar rührige Sozialpolitiker rufen seit einigen Wochen der Öffentlichkeit in Erinnerung, daß in Groß-Berlin 600 000 Menschen in Wohnungen wohnen, in denen jedes Zimmer mit fünf und mehr Personen besetzt ist. Weniger laut erfolgen die Zählungen der leerstehenden Wohnungen, die sich in Groß-Berlin gegenwärtig auf etwa 70 000 belaufen.

An Wohnungen aller Größen besteht in Groß-Berlin also gewiß kein Mangel, daher sind auch keine technischen Schwierigkeiten vorhanden, die übervölkerten Wohnungen zu entvölkern und Bewohner für die leerstehenden zu schaffen. Daß der Ausgleich sich aber nicht vollzieht, sollte eigentlich auch bei den naivsten Gemütern Verständnis für die Faktoren wecken, die ihn verhindern.

Ungeheure Sünden hat die Terrain- und Bauspekulation begangen, sie verschuldet einen großen Teil des Wohnungselends, aber nicht nur ihre Ausschreitungen sind die Quelle alles Übels. Selbst wenn bei der Erschließung neuer Wohnviertel in den Großstädten oder Kleinhaus-Siedlungen in weiter entlegenen Vororten eine erhebliche Reduktion der Spekulationsgewinne zu erzielen wäre, so würden große Schichten der erwerbstätigen Bevölkerung doch mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln noch keine Wohnungen erlangen können, deren räumliche Ausdehnung den bescheidensten hygienischen und kulturellen Ansprüchen genügte. Die billigste Proletarierwohnung, die aus einem Zimmer und einer Küche besteht, kostet in Berlin monatlich 22 bis 24 Mark, die billigste Zweizimmerwohnung hat einen Mietspreis von 32 bis 33 Mark.

Durch tatkräftige genossenschaftliche Arbeit werden demnächst in einem Arbeitervorort Zweifamilienhäuser fertiggestellt sein, die den Mitgliedern der Baugenossenschaft Wohnungen von zwei Zimmern, Küche, Bad und Warmwasserzufuhr für einen monatlichen Mietspreis von 31,50 Mark an vermieten können. Natürlich sind das erfreuliche Fortschritte, die nicht unwesentlich dadurch Förderung erfuhren, daß die für reine Wohnungsviertel sehr überflüssige Anlage breiter Straßen in Wegfall kommt und von einzelnen öffentlichen Verwaltungen den Genossenschaftsbestrebungen auch sonst verständisvolles Entgegenkommen bewiesen wurde.

Nehmen wir nun den Fall an, daß Berliner Arbeiterfamilien derartige Zweizimmerwohnungen zu einem Preise von monatlich 31,50 Mark massenhaft zur Verfügung ständen, so könnten sie in ihrer Mehrheit diese Wohnungen nicht allein bewohnen, weil selbst dieser Preis mit ihren Einkommensverhältnissen nicht in Einklang zu bringen ist. Ganz entsprechend gestaltet sich die Wohnungsfrage für das Heer der kaufmännischen, technischen Angestellten, der unteren Beamten und für alle anderen Kreise, die fälschlich als „der neue Mittelstand" bezeichnet werden.

Was die Lösung der Wohnungsfrage bedeuten will, kann man erst voll ermessen, wenn man sich die Ergebnisse der Einkommensteuerstatistik vergegenwärtigt. Im Jahre 1910 zählte Preußen 39145535 Einwohner, darunter befanden sich mit einem steuerpflichtigen Einkommen von über 900 Mark nur 6241494 Personen; mit ihren Familienangehörigen stellen diese Steuerpflichtigen zusammen 19012896 Personen... Wer gewohnt ist, die Einkommenverhältnisse nach dem Aussehen der Leute zu beurteilen, die man auf Promenaden, in Kaffeehäusern und Theatern trifft, wird wohl die weiteren Ziffern der preußischen Einkommensteuerstatistik mit Schrecken oder doch mindestens mit Staunen aufnehmen.

Von den rund 6 1/4 Millionen Steuerpflichtigen in Preußen haben 5537741 ein Einkommen von 900 bis 3000 Mark, nicht eine Million aller Zensiten hat ein Einkommen über 3000 Mark.

Dabei unterliegen die Einkommenangaben der Personen mit einem Einkommen unter 3000 Mark einer sehr peinlichen Nachprüfung, die schon dadurch gegeben ist, daß Arbeitgeber bei Arbeitern und Angestellten mit einem Jahreseinkommen unter 3000 Mark zur Mitteilung der gezahlten Löhne und Gehälter an die Steuerbehörden verpflichtet sind.

Von den 5,537 Millionen Steuerpflichtigen mit einem Einkommen von 900 bis 3000 Mark haben rund eine Million ein Einkommen von 900 bis 1050 Mark, eine weitere Million von 1050 bis 1200 Mark und eine dritte Million von 1200 bis 1350 Mark. Von diesen kläglichen Einkünften vieler Millionen von Familien, die dazu die kinderreichsten sind, können die hohen Mietspreise für ihre meist engen und häßlichen Wohnungen nur auf Kosten der Ernährung aufgebracht werden, was bei der allgemeinen Teuerung um so folgenschwerer ist.

Ernste Wohnungspolitiker sollten sich deshalb der Tatsache nicht verschließen, daß mit der Inangriffnahme und Förderung

von Kleinhaus-Siedlungen nur ein sehr kleiner Anfang zur Beseitigung des Wohnungselends gemacht ist, da, solange die gegenwärtige Wirtschaftsverfassung Geltung hat, die Wohnungsfrage für die Millionen, auf die es hier ankommt, nicht zuletzt eine Lohnfrage ist.

Von der außerordentlichen Anspannungsfähigkeit der Spekulation an die jeweiligen Wohnungsbedürfnisse, von der die Lobredner des Terrain- und Baukapitals so gern und so viel zu erzählen wußten, ist in der Praxis nur äußerst wenig zu merken. In zahlreichen Städten, in denen Mangel an kleinen Wohnungen besteht, ist ein Überangebot an großen Wohnungen vorhanden. Am prekärsten ist die Situation in Groß-Berlin, wo in Wohnungen aller Größen eine wüste Überspekulation Jahre hindurch sich austobte, und wo nun die Bau- und Terrainkrise in voller Form wütet.

Im ersten Oktoberheft des „Pan" habe ich den nahe bevorstehenden Ausbruch der Krise auf dem Terrain- und Baumarkt angekündigt, einer Krise, die 1906 begann und lange nur gewaltsam unterdrückt und verschleiert wurde. Neben der großen Schar von Holzhandlungen und kleineren Baufirmen, die schon seit 1907 fallierten, wanken und brechen jetzt auch Großunternehmungen zusammen, die im Vertrauen auf die direkt oder indirekt hinter ihnen stehenden Banken jahrelang eine zügellose Spekulantenwirtschaft betrieben. Ein überreiches Maß an Schuld für diese Entwicklnng tragen die Großbanken, deren Marionetten im Grunde nur die Träger vieler der schon verkrachten oder vor dem Krach stehenden Terrain- und Bauspekulanten sind. Noch ließ die Deutsche Bank die Frage unbeantwortet, wie ein Institut von ihrem Range sich zu den Geschäften mit der Berliner Terrain- und Baugesellschaft verstehen konnte, der sie 1908 die innerlich durch und durch faule Boswau & Knauer G. m. b. H. aufhalste. Daß der Versuch, sich durch eine Fusion bedeutender Verpflichtungen zu entledigen, die einer ihrer Tochterbanken aus der Verbindung mit der Boswau- & Knauer-Gesellschaft entstanden waren, einmal mißglückte, könnte eine wohltätige Züchtigung sein.

Die zweite Kapitalsgruppe der Berliner Terrain- und Baugesellschaft, der Konzern der Fürsten Fürstenberg und Hohenlohe, wirtschaftet gewiß unsinnig, aber das mindert die Verantwortung der Deutschen Bank für die Transaktionen mit Boswau & Knauer nicht, sondern erhöht sie. Ebensowenig können die Großbanken die Mitschuld an der Millioneninsolvenz der Firma Mosler & Wersche in Berlin ableugnen, — sie

sind nicht überrascht worden, sie sahen alle diese Ereignisse herankommen, waren aber nicht mehr imstande, ihnen zu begegnen, weil sie selbst bis über den Kopf mit Terrain- und Bauengagements beladen sind.

Jeder Tag kann neue Millionenzusammenbrüche bringen, die bedauerliche wirtschaftliche Verheerungen anrichten werden.

Aber noch bedauerlicher ist, daß dieser Prozeß die Grundlagen der heutigen Terrain- und Bauspekulation nicht erschüttern wird.

Krites

Anti-Beckmann

Von FRANZ MARC

Herr Max Beckmann hat auf meinen Artikel über die „neue Malerei" eine Entgegnung gebracht, deren Gedanken leider nicht zu einer eingehenden Diskussion einladen; sie machen den Eindruck, daß Herr Beckmann meine Ausführungen kaum recht gelesen hat. Zum Belege kann ich fast jede Zeile heranziehen; so z. B. die Erzählung von Cézannes Urteil über Gauguin, das mir wohlbekannt ist. Ich habe aber nicht Gauguin, sondern Picasso und seinen Kreis als Nachfolger Cézannes bezeichnet. Picassos ganzes Werk geht im unablässigen Studium von „Plastik und Tonwert" auf, das auch Cézannes Leitstern war.

Und wie ist es nur möglich, als Maler von „Matisse-Stoffen" und „Picasso-Schachbrettchen" zu reden! Diesen Ton könnte Herr Beckmann ruhig den Herren von Ostini, Eßwein und Konsorten überlassen. Jedenfalls sehe ich, daß mein aufrichtiges Bemühen, die Diskussion „auf eine förderliche Basis zu stellen, damit sie mit männlicherem Verstand und mehr Sachkenntnis geführt wird", nichts gefruchtet hat. Wie sollte es auch bei einem Gegener, der den Begriff der „Qualität" folgendermaßen definiert:

„Auch ich will nun einmal von Qualität reden. Qualität, wie ich sie verstehe. Den Sinn nämlich für den pfirsichfarbenen Schimmer einer Haut, für den Glanz eines Nagels, für das Künstlerisch Sinnliche, was in der Weichheit des Fleisches in der Tiefe und Abstufung des Raumes, nicht nur in der Fläche, sondern auch in der Tiefe liegt. Und dann vor allem in der Materie den Schmelz der Ölfarbe, wenn ich an Rembrandt, Leibl, Cézanne denke oder die geistvolle Struktur des Striches bei Hals."

Nein, Herr Beckmann, Qualität erkennt man nicht am Glanz des Nagels oder am schönen Schmelz der Ölfarbe; mit Qualität bezeichnet man die innere Größe des Werkes, durch die es sich von Werken der Nachahmer und kleinen Geister unterscheidet. Leibls Werke haben Qualität, — die Werke seiner Nachfolger meist nicht, da der Geist nicht hinter ihnen steht.

Und die alte Geschichte mit dem Kunstgewerbe! Ich werde von heute ab alle Kritiker in Schutz nehmen; die Professionsmaler sind ja um kein Haar besser.

Nein, wirklich, hier kann man nicht nutzbringend diskutieren. Da verstände ich selber noch besser, mich zu widerlegen; statt dessen suchte ich aber lieber meinen ersten Artikel durch einen folgenden zu ergänzen, in dem ich über die konstruktiven Ideen der neuen Malerei sprach.

Russische Verse

Von VALER BRIUSSOFF

Der „trefflichste Dichter dieser Zeit in Rußland“ (während Mereschkoffski für den „größten Schriftsteller“, Rosanoff für den geistreichsten Philosophen erklärt wird) — der Dichter Briussoff mag hier eine Spur seiner Art zeigen, wovon der nächstens erscheinende „Neue russische Parnaß“ Proben geben wird. (Bei Oesterheld & Co., 1912.)

Ein wahrhaft künstlerisch fühlender Balte, Johannes v. Guenther, in Mitau geboren, einer wertvollen Schwester in Freundschaft verknüpft, ist Einführer und Übersetzer dieser neuen Russen.

Briussoff hat Gedichtbände veröffentlicht, Erzählungen, ein Stück, einen Roman, Studien, Übertragungen. Er gilt als „Führer der Moskauer“.

Begegnung

Erscheinung, kamst du mir entgegen,
Den Blick von Angst und Scham getrübt.
Sekunden wir, auf gleichen Wegen,
Die nie das Leben wiedergibt.

Wer du? woher? mit wem verborgen
Warst du in dieser Nacht allein?
Und wohin eilst du nun am Morgen
Mit deinem Bündel arm und klein?

Hat dich zu dieser Tür die Liebe,
Zum käuflichen Gemach gebracht,
Und tränkten dich in vollstem Triebe
Die Sünde, Leidenschaft und Nacht?

Verzweifelnd stumpf nicht abzuwenden
Hast du nur Geld und Lohn gesucht,
Und bebend in des Fremden Händen,
Sag, nanntest du die Nacht verflucht?

Und kehrend nun durch Morgen-Schatten
Ins Leben der Alltäglichkeit,
Wirst du betrügen deinen Gatten,
Oder der Mutter Sorgsamkeit?

Aus dem Gedicht „Rückkunft"

Sie.

Viele Sommer löschten aus,
Steh aufs neu vor deinem Haus.
Die der Sünde Pfad erblickt,
Ist zu treten nicht geschickt
In des Glückes hellsten Saal.
Aber laß zum letzten Mal
Mich in deine Augen sehn
Und dann spurlos untergehn.

Er.

Kamst du nun zu meinem Haus,
Wo so lang, jahrein, jahraus,
Liebend wie dereinst so oft
Ich gehorsam dich erhofft.
Bitter war die Trennungs-Zeit,
Mag denn jetzt nach all dem Leid,
Glück, das lange sich verbarg,
Uns beschatten flügelstark.
— — — — — — — — — — —

Sie.

Was gewesen, wie so lang
Trat ichs hin, — und es verklang.
Das Geheimnis süsser Nacht,
Was umarmt und was gelacht,

Warf ich, Blüten, in den Schmutz,
Höhnt es allen vor zum Trutz,
Und erzählt, was selig war,
Meiner frechen Buhler Schar!

Er.

Was du tatst — verziehen lang,
Heilig in der Liebe Sang,
Hob die Flamme es hinauf!
Reiß aus schwülem Schlaf dich auf;
Wieder tritt im alten Traum,
Priesterin, in des Tempels Raum!
Hier in seinem Düster ward
All was heilig aufbewahrt!

Sie.

Kanns nicht, darf es nicht . . vorbei . .
Ach, hier blühte einst der Mai!
Kränztest hier mein schwarzes Haar
Hell mit gelber Rosen Schar!
Hier im ersten Morgen-Licht
War ich dir dein schönst Gedicht!
Wo der Mai? der Morgen? Weh!
Sie sind längs verblüht. Ade.

Er.

Nein, du kannst! du darfst! es sei!
Du — der Frühling, du — der Mai,
Perlen-Morgen, Rosen-Blust!
Du — der Altar meiner Brust
Ewig rein und heilig mir!
Und am Boden neu vor dir,
Ohne Worte, küß ich nur
Deiner Schritte staubige Spur!

Agrarische Psyche

(Der Bauer auf dem Zweirad)

Von HIAWATHA

Im brandenburgischen Provinziallandtag beklagte sich jüngst der Rittergutsbesitzer von Buch-Carmzow über verschiedenes, was auf dem flachen Lande passiert. So warnte er vor der Schaffung von Bauernstellen, wie sie die „Eigene Scholle" unter Assistenz der Behörden betreibt. Die Bauern, die sich angesiedelt haben, wollten keine Landarbeiter sein, sondern „setzen sich aufs Rad und fahren in die Stadt".

Der Bauer auf dem Rad: das ist in den Augen der Buchs die Agrarrevolution, die Verhöhnung des oertelscherseits angekündigten Feldzugs gegen den „Götzen Freizügigkeit". Daß da die Regierung nicht eingreift! . . .

Die Exekutive wäre in der Tat der letzte Trumpf, den heute das Agrariertum zu verspielen hat; die gesetzgeberischen Mittel zur Erhaltung und Bindung der ländlichen Arbeitskräfte sind so gut wie erschöpft.

Der deutsche Landarbeiter hat heute noch kein Koalitions- und Streikrecht; das preußische Landarbeitergesetz beispielsweise bestraft denjenigen, der zum kontraktwidrigen Verlassen des Arbeitsplatzes auffordert, mit Gefängnis bis zur Dauer eines Jahres. Die Bestimmungen über die Heranziehung ausländischer Arbeitskräfte wahren zwar den „deutschnationalen" Standpunkt gegenüber den Ansprüchen der Industrie, enthalten aber sehr weitgehende Konzessionen an das höchst kosmopolitische, zeitweilig bis zum Schrei nach dem Kuli sich steigernde Leutebedürfnis der agrarischen Produktion. (Desselbigengleichen haben wir seit acht Jahren ein Gesetz über die Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben; der Kinderschutz in land- und hauswirtschaftlichen Betrieben hingegen ist bisher, eben mit Rücksicht auf das genannte Bedürfnis, wohlweislich verschleppt worden, obgleich der Reichstag schon bei der Verabschiedung jenes Gesetzes den Reichskanzler ersucht hatte, über diesen Zweig der Kinderarbeit Erhebungen anzustellen.)

Für die Agrarier ist also bei uns auch in der Frage der Leutenot bestens vorgesorgt; ihre Sache wäre es, durch Aufbesserung der Löhne, die bei Freiarbeitern 1,20 bis 1,50 Mark betragen und sich in der Erntezeit bis zur horrenden Höhe von 2,50 Mark erheben, zu verhindern, daß der Landarbeiter

„sich aufs Rad setzt und in die Stadt fährt". Aber solches zu verhindern, steht ihrer Ansicht nach dem Landrat und dem Gendarmen zu. Es kommt auch billiger. Und so speit man Feuer und Flamme gegen alle Versuche, ein selbständiges Kleinbauerntum zu schaffen, so kämpft man ohnmächtigen Grimms gegen den unaufhaltsamen Mobilisierungsprozeß in der Sphäre der Agrarproduktion.

* * *

Woraus schöpft der moderne Plantagenbesitzer die Berechtigung zu seinem trotzigen Anspruch auf stets verfügbares landbewirtschaftendes Menschenmaterial? Ist es lediglich die traditionelle Willfährigkeit der Reichsregierung, sind es wirklich nur die mißbräuchlich bemüßigten „nationalen Wirtschaftsbedürfnisse", worauf sich dieser Anspruch stützt?

Kein Zweifel: es steckt noch ein gut Teil blinder Schollenenthusiasmus im Volke, der sich um das Besitzverhältnis nicht kümmert. Wie käme sonst ein H. St. Chamberlain auf die Idee, in seiner — zu Recht verschollenen — Bühnendichtung „Der Weinbauer" den armen Jan auf die Kunde von der Steuererhöhung durch den Grundherrn in die hypersentimentale, durch die wirtschaftliche Situation kaum hinlänglich motivierte Klage ausbrechen zu lassen: „Ach, meine Reben! Meine Reben! Die treiben Wurzeln in den Boden; ich nicht! Und — Gott bezeug' es! — darüber hinaus träum' ich mir nichts, wünsch' ich mir nichts!" Und später: „Soll der teure Weinberg auch niemals mein eigen sein, ich niemals seiner als eines Eigentumes mich erfreu'n . . . Ach! Was liegt daran? Was frag' ich nach Besitz? Wär' ich nur selber des Weinbergs Eigen! Hätte nur keiner die Macht, mich jemals von ihm loszureißen!" — In der Literatur gehören ja derlei Heimatdichtungsexzesse glücklicherweise schon längst zum alten Eisen — im Alltag der Erdverwurzelten freilich mag solcher Überschwang (der im Grunde nur glücklicheren Organisationen der Vergangenheit nachempfindet oder die einer naturhafteren Zukunft prophezeiten vorausnimmt!) häufig noch statthaben. Jedenfalls hat er sich zu einer kulturschaffenden, durchgreifenden Volksbewegung bisher nicht zu verdichten vermocht. Daß ein auf die Züchtung von Schollenliebe direkt hinarbeitendes Gesetz wie das über die landwirtschaftlichen Erbgüter in Bayern, das die Errichtung von Familienfideikommissen schon bei einem Grundstückswert von 8228 Mark gestattet, seit den siebenundfünfzig Jahren seines Bestehens so

gut wie unbenützt geblieben ist, spricht wenigstens nicht für ein besonders ausgeprägtes Heimatsgefühl unter den Kleinbauern, geschweige denn unter den Landarbeitern — mindestens nicht für ein solches von erheblicher Ausschrotbarkeit für kommune Lyrismen . . .

* * *

Immerhin: die traditionellen Gefühlswerte sind da und, was das wichtigste ist, sie beeinflussen einen nicht unbeträchtlichen Teil der öffentlichen Meinung. Darum wird es vor allem nottun, den agrarischen Unternehmern zunächst den morschen Krückstock der historischen Beglaubigung, worauf sie ihre Argumentationen bewußt oder unbewußt stützen, ein für allemal aus den Händen zu schlagen.

Das Weltbild, woran sie sich und ihr Gefolge zu berauschen pflegen, wäre nämlich fast geeignet, bei Unkundigen den Eindruck der geschichtlichen Kontinuität zu erwecken. Dieser Eindruck müßte nun freilich als ein total falscher und unmotivierter Trugschluß der Oberflächenempfindung bezeichnet werden.

Den neuzeitlichen Landarbeiter, der durch die Zwangsgesetze der Staatsmacht an die Scholle gebunden werden soll, als soziale Kategorie auch nur dem Halbhörigen der Feudalzeit gleichzuhalten (welcher Riesenabstand vom mittelalterlichen Freibauern!) und so einen Bruch der Entwicklung, der alle Perspektiven verschoben hat, einfach zu ignorieren, wäre nur möglich unter Zuhilfenahme desselben geschichtlichen Hysteron proteron, dem etwa die irrtümliche Gleichsetzung: mittelalterliche Zunft und neuzeitliche Zwangsinnung zuzuschreiben ist.

In der feudalen Gesellschaft war für die soziale Stellung des Menschen sein Verhältnis zum Grund und Boden ausschlaggebend. Diese unvollkommene Ordnung der Dinge fußte immerhin noch auf dem richtigen Prinzip, daß der Erdboden und seine Eigner, d. h. diejenigen, die seiner in mehr oder minder vollkommenen Grade mächtig geworden sind, innerlich irgendwie zusammengehören. Dieses „Wie?“ bestimmt sich aber naturgemäß aus der kulturellen Absicht, die der Eigner des Bodens mit dessen Nutzbarmachung verfolgt.

Er kann, befriedigt von einem der Allgemeinheit abgerungenen Besitzprivileg, so vollkommen mit seiner Aufgabe verwachsen, daß sie lebenslang über ihn Macht gewinnt: das ist die alte Form des Verhältnisses zwischen Boden und Bodenbebauer; und er kann, ohne auf den Besitz und dessen Nutzeffekt zu verzichten, geistig über die Form seiner Materialisation hinausschreiten, indem er in seiner persönlichen Verknüpfung mit

dem Boden lediglich die naturnotwendige Voraussetzung für die allen Lebensformen immanente Tendenz nach individueller Ausgestaltung und Vollendung erkennt.

Nun weiß freilich die äußere Menschheitsgeschichte im allgemeinen bloß von einer ganz primitiven, grobsinnlichen Form der Bodenaneignung und des Bodenbesitzes. Die andere, entwickeltere Form des rustikalen Menschen, der nach Möglichkeit intensiv wirtschaftet, mit Kali düngt und einer genossenschaftlichen Organisation angehört, sehen wir heute festeren Gestaltungen zustreben. Sein Fuß lastet nicht so schwer auf der Scholle, daß er in Gefahr geriete, gänzlich im Erdboden zu versinken; auch wird er, dem Weltgesetz der ewigen Erneuerung folgend, nichts dagegen einzuwenden haben, wenn sich an Stelle der in Ostelbien so beliebten Strohdächer — allerdings unter Ausschluß der durch die Lesefibeln zu literarischen Würden gelangten „traulichen Storchnester“ — die viel solidere Schiefer- und Ziegelbedachung einbürgert; ja sogar gegen eine gelegentliche Ortsveränderung wird sich der moderne Bauer, wenn sie ihm und seinem Stamm irgendwelche Vorteile bringt, nicht lange sperren. Und sofern ihn einmal die Lust anwandeln sollte, es auf seine Art den großstadtkundigen Plantagenbesitzern nachzutun, wird er sich um das heuchlerische Gerede von der abnehmenden Schlichtheit und Biederkeit des Landvolks wahrhaftig den blauen Deubel kümmern: er wird sich aufs Rad setzen und in die Stadt fahren.

* * *

Die innere und äußere Gebundenheit des Landbebauers an die Scholle und ihr Schicksal müßte in der feudalen Gesellschaft, und zwar in allen ihren Abstufungen, schon aus dem Grunde eine viel festere und beständigere sein, weil ihr die große Menschenaufgabe, den Erdboden zu überwältigen, räumlich ungleich nähergerückt war als uns, die wir zum größten Teil der Erde überhaupt nicht mehr habhaft sind.

Eine Fundamentalbestimmung der neuzeitlichen Agrargesetzgebung, die Sorgepflicht des Landbesitzers für die Instandhaltung und Förderung des überkommenen Bodens, war in der alten Agrarverfassung als selbstverständlicher Anspruch der Gesellschaft an den Grundherrn mit der rechtmäßigen Besitznahme eo ipso gegeben, — und diese Fürsorge hatte sich selbstverständlich auch auf die Erhaltung der nötigen landwirtschaftlichen Arbeitskräfte zu erstrecken. Sie ist eine ausschließliche Angelegenheit des Grundherrn.

So konnte noch im Jahre 1771, um nur ein einziges Illustrationsfaktum aus der deutschen Agrargeschichte anzu-

ziehen, das böhmische Gubernium auf die Anfrage des Hofkommerzialrats, ob man nicht den Übergang von der Landwirtschaft zum Handwerk, der dem Landbau viele tüchtige Kräfte entzöge, erschweren solle, die Antwort erteilen: dieser Übergang komme nur selten vor, da ja die Grundherren von selbst auf die Erhaltung ihrer Arbeitskräfte bedacht seien. Der Anspruch der Latifundienbesitzer auf staatliche Garantie eines ausreichenden Fonds, an landwirtschaftlichen Arbeitskräften, ist eben eine Errungenschaft der neuesten Epoche.

An und für sich freilich waren Reglementierungen und Machtproben auf dem Gebiete der Bevölkerungspolitik den zentralistischen Regierungsgewalten des damaligen Deutschland nichts neues: war ihnen doch schon etliche Jahrzehnte vorher die künstliche Amalgamierung des zünftigen Handwerks mit dem aus fiskalischen Rücksichten propagierten System des Industrialismus geglückt, im wesentlichen auf dem Wege interstaatlicher Vereinbarungen gegen die Freizügigkeit und das Verbindungsrecht des Handwerksgesellen, den man durch die Loslösung vom alten Zunftprivileg zur industriellen Arbeitsnummer herabgedrückt und in sozialer Beziehung dem deklassierten Arbeiter aus dem „Werkhause" gleichgestellt hatte.

In der Landwirtschaft dagegen hatte der analoge Auflösungs- und Vermischungsprozeß mit der Lockerung des grundherrlich-bäuerlichen Verhältnisses in West- und Mitteleuropa eben erst eingesetzt. Auf diesem Gebiet waren die Dinge für die Kammschere der Staatsgewalt noch nicht reif geworden. Das grundobrigkeitliche Verhältnis bewies noch auf lange Zeit hinaus seine bindende Kraft, und als nach der Aufhebung der Erbuntertänigkeit die neugeschaffenen kleinbäuerlichen Güter in Massen finanziell zusammenbrachen, da zeigte es sich erst, daß für die alte Organisationsform, die bei all ihren Mängeln dem Landarbeiter immerhin eine Art Existenzminimum geboten hatte, ein ausreichender Ersatz noch nicht gefunden war. Darin lag die einzige Rechtfertigung des sozial unhaltbaren Systems.

Was aber die Agrarier heute fordern, ist die Schollengebundenheit ohne Unterhaltspflicht. Naturallohn nebst 6 Mark Bargeld pro Monat — der in Ostpreußen übliche Lohnsatz — bedeuten für den Landarbeiter und seine Familie die sichere Aussicht auf Krankheit, Hungersnot und Verkümmerung. In dem auf rein mechanistischen Prinzipien beruhenden Organismus der neuzeitlich-kapitalistischen Gesellschaft, dem der Landbau heute restlos eingefügt ist, gibt der

Vertragspartner, für den einseitig die geldlose Wirtschaft statuiert wird, den Anspruch auf Existenzberechtigung freiwillig auf.

Aus bloßer Liebe zum Landleben aber wird der moderne Arbeiter, dem der Weg zum freien Leben der Städte offensteht, einen solchen Vertrag niemals unterzeichnen, wie denn ein inneres Verhältnis des Landarbeiters jeglicher Kategorie zu dem von ihm bebauten Boden überhaupt nicht mehr besteht. Hat sich doch sogar das Interesse des Grundeigners an der Erhaltung und Wertsteigerung seines Besitztums in Richtung und Färbung wesentlich geändert. Es ist in der Bewertung des Bodenbesitzes und der Bodenkultur eine einseitige Objektivation zum Durchbruch gekommen, die in dem Prozeß der Schollenentfremdung der Massen eine weitaus gewichtigere Rolle spielt als die Auflösung des gutsherrlichen Verbandes.

Der ureigentümliche, naturgegebene Lebensgehalt der Landkultur ist hinter ihrer ziffermäßigen Bewertung zurückgetreten; oder, um den einschlägigen sozialbiologischen Vorgang mit einer in anderem Zusammenhang gebrauchten Formel Georg Simmels zu charakterisieren: „Die Bedeutung jedes einzelnen gesellschaftlichen Elementes ist in die einseitige Sachlichkeit seiner Leistung übergegangen".

Je unzulänglicher sich aber der überlieferte falschsentimentale Gefühlsmaßstab für die Beurteilung landwirtschaftlicher Fragen erweist, desto dringlicher wird die Notwendigkeit: die agrarische Produktion in das Gesamtsystem der nationalen Wirtschaft organisch einzugliedern.

Die jüngste Wendung in der innern Politik Deutschlands beweist, daß man von dieser Notwendigkeit in den leitenden Kreisen mindestens eine Ahnung verspürt. Es gilt heute, die agrarischen Betriebe in beträchtlich höherem Maße als es bisher geschehen, den Bedürfnissen des Reiches, allen voran den fiskalischen Bedürfnissen, dienstbar zu machen. Das ist, rein zahlenmäßig betrachtet, durchaus keine grundlose Spekulation. Die von der deutschen Landwirtschaft alljährlich erzeugten Milliardenwerte kommen ungefähr denen der industriellen Produktion gleich; welcher Gedanke läge somit näher als der: das verhältnismäßig noch junge System der intensiven Bodenbewirtschaftung unter dem Gesichtspunkt einer möglichst zu erhöhenden Tragfähigkeit für Reichslasten nach Möglichkeit auszubauen?

* * *

Was dem im Wege steht, ist im Grunde dasselbe Hindernis, worüber schon die merkantilistischen Staatsökonomen des 17. und 18. Jahrhunderts stolperten: der Leutemangel. Damals sprach man in den industrialistisch gerichteten Kreisen von der Frage der „Bevolkung". Heute heißt das Problem: innere Kolonisation, Abstellung der Leutenot, Verhinderung der Landflucht, „Götze Freizügigkeit" usw. Und in der Tat haben die Regierungspolitiker von ihrem Standpunkt aus Ursache zu Besorgnissen. Im Status der ländlichen Arbeiterschaft Deutschlands zeigt sich alljährlich eine nach Zehntausenden zählende Abnahme. Dazu kommt noch die Menge der stetig fluktuierenden Wanderarbeiter aus Rußland, Österreich-Ungarn und Italien — deren es nach dem Amtsblatt der pommerschen Landeskammer weit über 300000 gibt — ein Arbeiterelement, das erfahrungsgemäß die größte Neigung zeigt, früher oder später zur Industrie überzugehen.

Wie will man diese Tatsachen ändern, wenn man es nicht wagt, ihnen offen ins Gesicht zu schauen? Wie will man die Landarbeiter auf der Scholle zurückhalten, wenn man nicht entschlossen ist, ihnen das Leben erträglich zu machen?

„Nix Tabak — nix halleluja!" gab der biedere Samoanerhäuptling dem Missionar zur Antwort, der ihn befragte, warum er dem Kirchenleben der Gemeinde so wenig Geschmack abgewinne ... Das ist, höchst sträflicher Weise, auch der Standpunkt der bösen Landarbeiter. Keine Existenzmöglichkeit — keine „Liebe zur Scholle".

Lieber setzen sie sich aufs Rad und fahren in die Stadt — allerdings nur, um schließlich aus der Haut zu fahren, wenn sie merken, daß auch hier unter dem Druck der agrarischen Spekulationen das Leben unerschwinglich geworden ist.

Das Kloster in Tibet

Von ERICH VON MENDELSSOHN

München. Café Stephanie. Es ist acht Uhr abends. In dieser Stunde pflegt man nicht im Café zu sein. Entweder verbringt man dort den Nachmittag und geht um sechs — oder man kommt um halb zehn. (Es sind auch nur sechs Menschen anwesend: der Besitzer und der Geschäftsführer des Cafés, die im Hintergrunde unter der einzigen angezündeten Gaslampe gemeinsam ihr Abendessen einnehmen, die Büfettdame, die in einem stark zerschlissenen Roman liest, ein Kellner, der seine Musse an einem der drei Billards verkürzt und zwei Gäste, die an einem Fenstertisch einander gegenüber sitzen und schweigend auf die Theresienstrasse hinaussehen. Vor ihnen stehen verschiedene Tassen, Teller und Gläser, die vermuten lassen, dass sich die beiden schon lange hier aufgehalten haben. Auch der Stoss von Zeitungen und Zeitschriften, der enben ihnen auf einem Stuhle liegt, deutet darauf hin.)

Es ist einer der ersten warmen Sommertage gewesen, aber jetzt hat sich der Himmel mit einer festen, graublauen Wolkenschicht bezogen. In der unbeweglichen lauen Luft, in der schon etwas Schwüle liegt, gehen Liebespaare spazieren, die zuweilen stehen bleiben und einem Studenten nachsehen, der in grosser Eile einem bescheidenen Restaurant zusteuert, wo er für eine Mark ein warmes Abendessen haben kann. Bald werden wohl auch die Ladenmädchen auf die Strasse hinaustreten um sich unter männlichem Schutze in den Englischen Garten zu begeben.

So war die Stimmung an diesem Abend, und die beiden jungen Männer am Fensterplatz des Café Stephanie sahen auf das friedliche Treiben da draussen und tauschten gelegentlich auch ein Wort über einen Vorübergehenden aus.

Eigentlich schienen die beiden einen schroffen Gegensatz zu bilden. Doch München nivelliert und vereinigt leicht Extreme.

Der Aeltere, wohl fünfundzwanzigjährige, hiess Friedrich Mertens und stammte aus einer wohlhabenden hamburger Kaufmannsfamilie, die ihn nach München zum Studieren geschickt hatte. Sein Studium hatte er allerdings nie ernst genommen, war wohl überhaupt nie auf den Gedanken gekommen, dass man derlei Dinge ernst nehmen könnte. Gleich nach seiner Ankunft in München hatte er sich in das gestürzt, was er damals gern das münchener Leben nannte. Da er ein guter Kamerad und überdies stets wohlversorgt mit Geld war, hatte er schnell An-

schluss bei jungen Künstlern und auch allerhand zweifelhaften Existenzen gefunden und aus deren Gesprächen mancherlei aufgeschnappt, was er bei späteren Gelegenheiten wieder zu verwenden wusste. Aber bald verlor er den Geschmack an diesen Dingen und eine grosse Langweile zog in ihn ein. Er hatte seine Frische eingebüsst und wusste nichts als Raffinements an ihre Stelle zu setzen. Er schwankte zwischen feudalen und jugendlich-künstlerischen Kreisen hin und her, ohne irgendwo warm zu werden, glaubte im Besitze einer grossen Welterfahrenheit, und deshalb zu Skepsis und Ironie berechtigt zu sein.

Der andere — Felix Braun — war wohl vier Jahre jünger als Mertens. Er war der Sohn eines jüdischen Lehrers aus Berlin, der ihm nur einen geringen Zuschuss zum Leben geben konnte. Felix Braun verdiente selbst den Rest. Er gab Nachhilfestunden und zuweilen wurde sogar ein Gedicht oder eine Kritik von ihm gedruckt. Sein unruhiger Kopf konnte sich nicht in einem systematischen Universitätsstudium zurecht finden. So arbeitete er sprunghaft, hastig, vom Drange getrieben, alles Wissen der Welt in sich aufzunehmen. Uebrigens hatte er eine Geliebte, ein schlichtes, einfaches Mädchen, der er aufs Herzlichste zugetan war.

Jetzt kam Erwin, der lange Erwin, wie sie ihn nannten, ein sorgloser, fröhlicher Geselle. Er war ein tüchtiger Maler, doch hätte er bei seiner grossen Jugend kaum soviele Aufträge von älteren Damen gehabt, wenn sie nicht auch andere Dinge von ihm erwartet — und vielleicht auch erhalten hätten. Aber hierin war Erwin verschwiegen, so redselig er auch sonst war. Er pflegte sich elegant zu kleiden, doch war er immer ein wenig unordentlich, und seine langen, blonden Haare gaben ihm ein bacchantisches Air.

„Der Teufel soll euch holen," damit begrüsste er die beiden. Dann holte er sich einen Stuhl von einem anderen Tische und rief nach dem Kellner.

„Räumen Sie doch das Zeug weg und bringen Sie mir — ja und bringen Sie mir — das weiss ich noch nicht."

Der Kellner nahm das Geschirr vom Tische fort und brachte ein Tablett mit sechs Wassergläsern, von denen Erwin gleich zwei leerte. Die beiden andern schwiegen noch immer und schauten wieder auf die Strasse hinaus.

Der lange Erwin sah vom einen zum andern und dann auch auf die Strasse. Dann platzte er heraus:

„Kinder, euer Stumpfsinn grenzt schon stark an Idiotie."

Mertens drehte sich langsam herum, entnahm seiner Brusttasche ein silbernes Zigarettenetui, bot es dem Freunde an, bediente sich dann selbst und fragte dann:

„Weshalb bist du denn heute so fürchterlich nervös?“

Erwin lächelte: „Nervös? Nervös bin ich gar nicht. Aber es ärgert mich, dass wir hier in München die Zeit totschlagen und andere Menschen machen so fabelhafte Sachen.“

Jetzt wandte sich auch Braun ihm zu und in seinem gespannten Gesichte zuckte es unruhig. Mertens aber sagte, indem er aufmerksam die Aschenspitze seiner Zigarette betrachtete:

„Wer macht was, wo?“

„Filchner fährt morgen ab. Nach dem Südpol. Herrgott, wer da mitkönnte.“

Felix Braun bewegte die Lippen, als ob er ein Wort, das er aussprechen wollte, nicht formen könnte. Dann sagte er:

„Tüchtig für einen preussischen Oberleutnant.“

„Er ist Bayer,“ warf Friedrich Mertens ein.

„Eine Südpolarexpedition!“ fuhr der lange Erwin fort: „Das ist wirklich noch mehr wie seine Reise durch Tibet.“

Brauns Auge wurde gross. Sein Gesicht wurde blass und starr.

„War Filchner in Tibet?“ fragte er. „Was hatte er da zu suchen?“

„Er hat als mohammedanischer Priester verkleidet eine grosse Reise durch Tibet gemacht und wichtige geographische Sachen entdeckt. Es steht heute früh in der Zeitung. Artur geben Sie mal die Morgennummer der ‚Neuesten‘.“

Der Kellner kam mit der Zeitung:

„Haben Sie sich entschlossen?“

„Ja, bringen Sie mir in Gottes Namen ein Schinkenbrot, aber mit gekochtem Schinken.“

„Und nichts zu trinken dazu?“

Erwin blätterte in der Zeitung und reichte sie Braun:

„Da steht die Geschichte.“ Dann wandte er sich dem Kellner zu:

„Ein Glas Tee, bitte.“

„Schön,“ sagte der Kellner.

„Die Südpolgeschichte in Ehren, besonders so lange das Fiasko noch nicht sichtbar ist,“ sagte Friedrich Mertens. „Aber die Tibetsache imponiert mir nicht sonderlich. Aus der russischen Mongolei gehen jährlich viele tausend angehende Lamas nach Lhassa, setzen sich für einige Jahre in ein Kloster, werden weise, kehren zurück und sind heilig. Wenn man ein bisschen Geschick hat, kann es wahrhaftig nicht schwer sein, sich unter die zu mischen. Mein Vater war lange in Sibirien und kennt den ganzen

Rummel. Pfaffe bleibt Pfaffe, ob sein Talar nun schwarz oder grün mit gelben Punkten ist. Für ein paar Rubel verkaufen diese Heiligen dann ihre komischsten Reliquien, die sie direkt aus Lhassa importierten."

Felix Braun ließ die Zeitung sinken. Ja, sie wäre ihm sogar entglitten und auf den Fussboden gefallen, wenn der lange Erwin sie nicht im letzten Augenblick noch ergriffen und auf den Tisch gelegt hätte. Felix Braun bemerkte nichts davon. Er fragte:

Ist es wirklich so leicht, nach Tibet, nach Lhassa zu kommen?"

Friedrich Mertens lachte: „Hast du Lust, hinzugehen? Tu es doch. Bisschen Schlauheit und etwas Geld gehört dazu, um eventuelle religiöse Bedenken zu beseitigen."

Felix Braun starrte vor sich hin:

„Und dann kann man in ein Kloster eintreten. In ein tibetanisches Kloster, wo die Lehre des Buddhismus am reinsten erhalten ist, wo die tiefste Weisheit der Welt fern von allem Leben gedacht wurde, gedacht wird."

Der lange Erwin war durch diese hingemurmelten Worte augenscheinlich etwas peinlich berührt. Glücklicherweise brachte der Kellner im selben Augenblick sein Schinkenbrot sowie seinen Tee und er begann geräuschvoll zu essen. Friedrich Mertens aber sagte gelangweilt:

„Geh doch hin. Lass dich in ein Kloster einsperren, und wenn du davon genug hast, kannst du ja zurückkommen und uns davon erzählen."

„Ja, das kann ich dann."

Felix Braun sank gleichsam in sich zusammen und seine Augen wurden heiss und feucht. Der lange Erwin legte unwillkürlich Messer und Gabel hin und sah ihn an.

„Dann tu es doch," sagte Friedrich Mertens fast höhnisch. „Aber was wird dein kleines Mädchen dazu sagen, wenn du für einige Jahre verschwindest?"

Felix Braun sah ihn nicht:

„Nicht für einige Jahre, für immer," sagte er vor sich hin.

„Du bist verrückt," sagte der lange Erwin. Er fühlte sich wieder beruhigt und aß weiter. Friedrich Mertens dagegen nahm sich die Zeitung und las den Bericht über Filchner. Aber plötzlich fuhren beide zurück, denn Felix Braun schrie sie an:

„Müssen wir uns nicht schämen, wie Hunde schämen? Da sitzen wir die Nacht durch bei unseren Büchern und lesen, arbeiten — denken, wie wir es nennen — und am Tage sind wir im Café oder gehen zu unseren Mädchen. Ist das nicht ein frivoles

Spiel mit dem Gedanken? Die, die nicht denken können, die mögen ruhig so leben; die sind dazu berechtigt. Aber wir, die wir doch sagen, dass wir nach Wahrheit suchen, was soll uns das dumme Leben. Und dort steht das Kloster in Tibet, das graue niedrige Haus, und ich weiss, dass ich dort eintreten darf, dort mein Leben verbringen darf, die tiefsten Gedanken der Menschheit kennen lernen darf; und doch und doch. Träte ich ein, täte ich es mit dem Hintergedanken, es nach Jahren doch wieder zu verlassen, um hierher zurückzukehren, zu euch, um euch lächelnd von meinen Erlebnissen in Tibet zu erzählen.

Nein, ich habe kein Recht zu der Welt der Gedanken. Und ich lebe nicht einmal wie ihr. Ich lebe und spiele mit dem Gedanken. Ein Gaukler bin ich. Wenn man weiss, dass man für den Gedanken leben könnte, und es doch nicht tut, wenn man so ein elender, schwacher Feigling ist, dann hat man kein Recht zum Leben!"

Er stürmte hinaus. Der lange Erwin sprang auf; er rief:

„Wir müssen ihm nach. Er ist in einer Stimmung, dass er sich das Leben nehmen kann."

Aber Friedrich Mertens hielt ihn fest:

„Du bleibst," sagte er hart. Wenn er es tut, dann — dann — dann gibt es doch einmal ein Fünkchen Wahrheit."

Friedrich Mertens liess Erwins Hand los und starrte vor sich hin. Und plötzlich legte er den Kopf auf die Tischplatte und schluchzte wie ein Kind. Dann nahm er seinen Hut und ging langsam, mit unsicheren Schritten fort.

Der lange Erwin blieb verdutzt und etwas beschämt zurück. Er verzehrte sein Schinkenbrot und noch einige andere Dinge dazu.

Nach zwei Stunden kam Felix Braun zurück. Sein Anzug war unordentlich und seine Stiefel waren schmutzig. Er und der lange Erwin sassen noch lange an diesem Abende zusammen und schwiegen und warteten. Aber Friedrich Mertens kam nicht mehr zurück.

Am nächsten Tage fand man seine Leiche in der Isar.

MUNCKEL

Der erregend rote Zettel mit der schwarzen Inschrift ‚Haftbefehl' war gegen den Notar Justizrat Munckel bewaffnet worden. Der Staatsanwalt hatte es beantragt wie das Gesetz es befahl: wegen Fluchtverdachtes.

Doch wußte er — denn die Polizei hatte schon Besuch gemacht —, daß der Verdächtige vom Schlaganfall gelähmt in hilflosem Zustande zu Bett lag.

Wohin allein kann ein Schwerkranker . . . entfliehn?

Vermag das Gefängnis solche Flucht aufzuhalten?

Wer weiß. . . Die Polizei nahm den Justizrat aus dem Bett, zog ihn an und trug ihn die Treppen hinab in das Auto.

Aber das Gefängnis wich sogleich dem Lazarett. Nun ist man seiner versichert a) durch die Aufsicht, b) durch die heftig verschlimmerte Krankheit . . .

Nur der Tod selbst schützt euch vor dem Fluchtverdacht und seinen Folgen. — Und manchmal ist der Tod die Folge des Fluchtverdachtes . . .

Postskriptum. „Der Oberleutnant a. D. Gesterding schoß gestern in der Potsdamerstraße dem Maurer Karl Duske eine Kugel in den Unterkiefer . . . Gesterding wurde, da kein Fluchtverdacht vorliegt, auf freien Fuß gesetzt."

A. Wo.

PUTZFRAUEN

Ich kannte einen, der eine Schuld auf sich geladen hatte. Keine Schlechtigkeit, aber eine Schuld. Eine Schuld, die tragisch war, die in ihm schürfte, die ihn ernst machte und tief. Die seinem Wesen eine wundervolle Patina nach außen gab.

Und als sie ihn so wachsen sahen, drangen sie in ihn, um die Ursach zu erforschen. Und sie ließen ihm keine Ruhe, bis sie schließlich wußten, daß es eine Schuld war, die ihn tief und glühend gemacht hatte.

Und dann wisperten sie und pisperten und quälten ihn, er möge es doch beichten. Daß seine Seele wieder rein würde und hell und glänzend.

So lange quälten sie ihn, bis er mürbe wurde und windelweich. Und er beichtete die ganze jahrelange schmerzensvolle Patina von seinem Herzen fort. Und fortan war seine Seele wieder frisch poliert und glatt und — platt.

In der alten Hofkirche zu Innsbruck stehen achtundzwanzig Bronzefiguren, die reckenhaften Vorfahren des deutschen Kaisers Maximilian. Sie standen dort seit Hunderten von Jahren groß und wachsend um das Grab von Kaiser Max. Und eine wundervolle Patina haben sie da angesetzt, die Recken — der Theoderich — der König Arthur — und wie sie alle heißen. Und wer durch ihre Reihen schritt, dem klang das Erz in seiner eignen Brust.

Da bekam die Kirche eines Tages eine neue Putzfrau.

Die war sehr geschäftig und hielt auf Ordnung und auf schärfste Reinlichkeit. Und einmal wollte sie dem lieben Gott eine ganz besondere

Freude machen. Und rieb und scheuerte und schruppte an einem Abend alle edle Patina von diesen achtundzwanzig Recken weg.

So daß sie fortan wieder glänzten, frisch poliert und glatt und — platt.

Fritz Müller, Zürich

APHORISMEN

Wer erkannt hat, daß neue Wahrheiten nicht mehr zu entdecken sind, dem bleibt immerhin noch die Aufgabe, alte Irrtümer zu verwüsten.

•

Wenn ich zugebe, daß der Erfolg immer einen Einwand bedeutet, so gebe ich damit noch lange nicht zu, daß die Erfolglosigkeit ein Recht habe, ihn zu erheben.

•

Weil es wahr ist, daß Arbeit schändet, lügen die Künstler, Kunst adle.

•

‚Noch drei Ablehnungen und ich werde größenwahnsinnig' kann man unter Umständen glauben. ‚Noch drei Annahmen und ich begehe Selbstmord' ist in jedem Falle ein Schwindel.

•

‚Was klar ist, muß flach sein' — ruft, wer nie in einem Bergsee gebadet hat.

Kurt Hiller.

DER TEMPERAMENTLOSE SCHMETTERLING

(Zeitgestalten)

Es läßt sich nicht länger verheimlichen, daß es im Menschenleben Realitäten gibt, wiederkehrende Dinge, Erlebnisse für fast alle; — die einfach vorhanden sind; die man zugrunde zu legen hat; die als Sachlage zu würdigen sind: der Tod und die menschlichen Affekte, Lust und Schmerz, Begierde und Unzufriedenheit. Diese sind real, Schmerzen, Krämpfe, Wallungen, — sind nicht abzuschaffen.

Sie sind von dunkler Herkunft und überraschend und beweisen damit die Unzulänglichkeit des menschlichen Denkvermögens; aber sie gewähren das Glück der „Stimmung", (jenes Mystischen, Tragischen, Bedeutenden, jenes Gefühls, von Unbekanntem erfüllt und umwogt zu sein) und die Reize des Verlorenseins. Doch Vorhandenheiten werden dadurch nicht irrealisiert; und die Leidenschaft, Sicherheiten zu suchen, bleibt.

• • •

Nun existieren Leute, die sich abgefunden haben. Sie haben verzichtet. Sie sehen, daß sie nichts Entscheidendes erkennen werden, aber grundlos etwas Beliebiges zu glauben, sind sie nicht mulmig enthusiasmiert genug. Was sollen sie nun mit der ganzen Lebenszeit anfangen?

Diese Herren haben auf die Leidenschaften des Erkennens verzichtet. Und an Stelle dieser verspotteten Affekte etablieren sie aus Langeweile einen neuen Kult von Affektiertheiten. Aus Leidenschaftslosigkeit zaubern sich diese Huysmans-Figuren-Spiele vor, die sie anregen. Das dürfen sie.

Aber da sie verzichtet haben, sind sie hemmungsloser fröhlich und skeptisch gegen Menschenqualen, gegen denkendes Kämpfen um Gewißheiten. Sie haben es aufgegeben, und finden es melodramatisch.

Doch den Geschlechtstrieb werden sie erst nächstens suspendieren und wie Schopenhauer das Alter für die beste Zeit erklären.

Diese Herren, kannten sie den Hang zur Menschensolidarität gegen die Gefahren des Daseins und den Tod? Sie üben Zeitvertreib, diese Schmetterlinge, und suggerieren sich Lust und, versteht sich, Quallust, neu-rosig.

Aber ihr Dasein ist langweiliger und unmoralischer als unsres, weil sie so verzichtet haben, daß sie Desorganisiertheiten so wenig kennen wie die Stimmungen des Sich-Sammelns, obwohl sie Daseinskrämpfe und Zwischenseligkeiten spielen.

Sie ringen nicht für Menschen, das ist unmoralisch. Was ist ihnen das herrliche Suchen nach Grundpunkten, von denen aus ein Steigen der Glückschancen für Menschen zu berechnen und zu realisieren ist? Diese Skeptiker sind gegen nichts so wenig skeptisch, wie gegen das lächelnde Dogma: Von der Unmöglichkeit, die Gesamtkultur zu heben.

Sie haben längst darauf verzichtet, aber ich glaube nicht, daß sie auf viel zu verzichten hatten. Daß viel Geblüt aufzugeben hatten, die jetzt kraft einer individuellen Nomenklatur erste Bewegungen, Fieber, Desorganisiertheiten melodramatisch finden und ihre eiskalten künstlichen Taumel neu, die „Bezweifler des Fortschritts".

Scharfsinnige, schimmernde Unnaturburschen umschlingen Rokokokottchen, Publi-Zierpüppchen.

Weltleute steigen nach, mit unbezahlbarem Exterieur, Skeptiker aus der Textilbranche, denen ein Gott zu sagen gab, wie sie sich kleiden.

Unmoralisch fordern sie im Grunde langweilige Spiele mit dem Dasein. Sie verachten die herrlichen, natürlichen Affekte und Triebe.

Krater, die nie gebrannt haben, speien neue Komments in die Welt.

Ernst Blaß.

Verantwortlich für die Redaktion: Albert Damm, Berlin-Wilmersdorf.
Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Zweiter Jahrgang No. 20 4. April 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

INHALT:

Gerhart Hauptmann.....Aus einem unvollendeten Drama
Galahad
Richard Dehmel.....Ruf an die Kühnsten
Max Liebermann.....Zeichnung (Der Samariter)
M. d. R. Hermann Wendel....Parlamentarismus
Theodor Reik.....Zerstörung des ritterlichen
Heldenbegriffes
Oskar Wilde.....Ein Brief
Alfred Kerr.....Welches Deutschland?
Emporos.....Kapitalistenverfolgung

Blätter des Deutschen Theaters — Tom Mann
Theater der sechs Tage — Der Kondor

Aus einem unvollendeten Drama

Galahad

Von Gerhart Hauptmann

Vor der Baude des alten Wann auf dem Kamm des Gebirges. Klarer Spätnachmittag Ende Mai. Der alte Wann sitzt auf seiner Bank neben der Haustür, hinter einem rohgezimmerten Tisch und belehrt Kaspar, einen hübschen Knaben.

WANN

Zu viel, du fragst zu viel! Was früher war,
ob Sprache, ob Gesang, wer mag das wissen, Kind!

KASPAR

Mir scheint Gesang.

WANN

Warum?

KASPAR

Ich denke mir:
Laut war vor Ton, Ton vor dem Worte, Meister Wann.

WANN

Wieso war Laut vor Ton!?

KASPAR

Vielleicht auch wohl zugleich.

WANN

Und Ton vor Wort?

KASPAR

Weil neugebor'ne Kinder schrei'n.

WANN (lachend)

Und also meinst du, sei Musik die früh'ste Kunst.
Dein Grund ist trifftig. Ist Musik gleich und Musik
sehr zweierlei. Doch, Kaspar, nun genug für heut.
Willst du noch weiter Fragen stellen, geh' hinab
und lege nun dem Kuckuck deine Fragen vor,
dem lust'gen Eulenspiegel unsres Waldbereichs,
der viel zu lange schon vergeblich hat versucht
vom Buch uns fortzulocken.
Was denn sinnst du noch?

KASPAR

Nichts, Meister Wann. — Ich dachte nur darüber nach
ob nicht Musik die erste Kunst und letzte sei.

WANN

Dann meinst du wohl, wir sterben mit Musik, mein Sohn.
(Er lacht, wird dann ernst)
Und doch, mir ist als hätt' ich Dinge schon erlebt,
die dich nicht Lügen strafen.
So! Nun tumm'le dich.

KASPAR

Darf ich das kurze Fernrohr nehmen, Meister Wann?

WANN

Ja, und was noch?

KASPAR

Das Stahlnetz für den Vogelfang.

WANN

Wie wärs: du nimmst vielleicht die Vogelflinte mit,
und schiessest einen weissen Adler dir herab,
vorausgesetzt, dass einer dir zu Schusse kommt.

KASPAR

O ja, die Flinte! Das Gewehr!

WANN

Und was nun noch?

KASPAR (errötet)

Ich merke schon, Grossvater, du verspottest mich.

WANN

O, Wünsche! Wünsche! — Kaspar, wie du wünschen kannst,
darin dir gleich zu tun —: ich wüsste Keinen sonst!
und nur noch Einer konnt' es ähnlich so wie du:
den aber sah ich nicht, seit langer langer Zeit,
und damals selbst, als ich ihn sah, im Spiegel bloss —
doch halt: auf einmal kommt mich wirklich Rührung an,
als wäre etwan von dem alten Spiegelglas,
ein Slücklein gar nicht fern von hier, das damals ihn,
den Wünschbold, mein ich, oft so lustig mir gezeigt.
Ja, mehr: als säh' ich erst in diesem Glase ihn —
und dazu wurd' ich achtzig Jahr und älter alt! —
so wie er wirklich war und ganz gerecht! — denn einst,
die Mutter ausgenommen, sah ihn Keiner so. —
Wie? Was? Sind das nicht Tränen? Warum Tränen Kind?

KASPAR

Ich weiss nicht. Allzu blendend ist die Luft heut scheint's.

WANN

Warum bist du nicht offen frei heraus mit mir?
Wenn du mich fürchtest, wem denn willst du je vertrau'n?
Dein Lachen überzeugt mich nicht: du hast geweint.

KASPAR

Heut' Nacht hat mich die Mutter wiederum besucht
im Traum.

WANN

Der Nächte Klarheit dringt bis in den Schlaf,
ich weiss es und der Seele Räume füllen sich
mit einem harten, diamant'nen Lichte an.
In diesem Lichte schwimmen bleiche Fische, wie
in einer starren Luft, die nie ein Wind bewegt.
Du aber biete deine Brust dem Bergeswind
jedwedem frischen Nebel lieber, jedem Sturm,
der den granit'nen Rücken uns'rer Höhen fegt.

KASPAR

Leb wohl.

WANN

Warum so eilig?

KASPAR

Gerne bleib ich hier
wenn du es wünschest.

WANN

Kaspar du entgleitest mir:
entgleitest mir mit jeder Stunde immer mehr
so sehr dich meines Herzens Hand zu halten strebt.
Was ist mit dir?

KASPAR

Ich weiss es selbst nicht, Meister Wann! —
Doch warum hab' ich meine Mutter nie gekannt?

WANN

Sie hat dich, denk' ich, oft des Nachts im Traum besucht!?
Du sagtest mir, du habest ihre Hand berührt
und mit den Lippen ihrer Lippen Druck gefühlt.

KASPAR

Ja, aber nicht wie deine Lippen deine Hand!
und niemals; wenn ich auch ihr noch so nahe war,
war sie mir nah, wie du und nahe wie ich dir.
Warum denn tritt sie nicht in diese wache Welt?

WANN

Sie wohnt in einem andr'en Element, mein Sohn,
für das, was du die wache Welt nennst, ist sie tot.

KASPAR

Und doch hat sie in dieser Welt dereinst gelebt.

WANN

Sie hat dereinst gelebt in dieser wachen Welt!

Und wie? Und wo?

KASPAR

WANN

Ich weiss es und verschwieg es dir.

KASPAR

Hat irgend jemand tief'res Anrecht, Meister Wann,
als ich, das Kind, an meiner Mutter?

WANN

Sag' ich: ja,
so hörst du eine Wahrheit, die dir nutzlos ist,
und sag ich: nein, so lüg ich nutzlos. Wähle nun:

KASPAR

(zerbricht, vor Wut die Zähne zusammenbeissend, während ihm zugleich Wasser in die Augen schiesst, einen starken Baumast unter'm rechten Knie.)

O könnte man das Joch unmünd'ger Jugend doch
zerbrechen wie man dieses dürre Holz zerbricht.

WANN

Das Joch?

KASPAR

. . . und die Verachtung Aller von sich tun . . .

WANN

Verachtung?

KASPAR

. . . die uns wie ein Nessushemde brennt

WANN

Verachtung? Nessushemde?

KASPAR

Nessushemde, ja!
Verachtung, Joch und schmähliche Gefangenschaft.

KASPAR

(bleich, aber mit tiefster Ruhe, indem er an den trotzig dastehenden Kaspar herantritt, ihn sanft bei den Schultern fasst und langsam im Kreis nach Süden, Osten, Norden und Westen dreht.)

Mein Sohn: lass deine Augen schweifen und dein Herz.
Dort ist der Süd! die Bahn ist frei und wolkenlos.
Dort ist der West! unendlich ist auch hier die Bahn!
Und nun: nach Norden, Kaspar, richte deinen Blick,
auch hier wird dich kein Schlagbaum hemmen, sei gewiss!
Und wenn die heisse Kraft dir in den Muskeln gärt:
dort gibt es Eisgebirge, die du schmelzen kannst!
Und dort nun, Kaspar, ist der heil'ge Orient.
Da musst du dreimal dich verneigen. Hörst du mich?
und dann nimm meinen Segen auf die Pilgerfahrt.
Denn wer durch Millionen Welten wandern will,
er findet dort dem inneren Blick sie aufgetan,
Und auch die Ruhe, wenn er endlich müde ist.

Ruf an die Kühnsten

Von Richard Dehmel

Du junger Bergsteiger,
der in den Sturm deine Arme streckst,
dir Fichtenwipfel als Flügel nehmen,
Wolken und Sterne herabfegen möchtest
und sie mit Schweiß und Blut,
Deinem Schweiß und Blut,
in eine neue Welt umkneten,
wie auch ich einst, auch ich:
lern Kraft sammeln!

Ruhig am Meerufer sitz ich jetzt,
seh dich auf halber Höhe keuchen,
höre den Seegang aus drangvoller Weite
unablässig heranrollen
und rufe dir zu:
keine menschliche Maßlosigkeit
faßt den unermeßlichen Weltplan.

Oft stand ich auf schwindelnder Gletscherkante,
nur geklammert an meinen Eispickel,
ohne Führerseil,
über Wolkenmeeren,
über den Berghäuptern allen rings,
selbst den Morgenstern mir zu Füßen,
selbst die Sonne,
und —
mußte dennoch mein Haupt senken,
mußte hinab wieder steigen
unter die Sonne,
unter die Wolken,
zwischen die Schatten der kleinsten Klippen.

Denn kein Weltschöpfer ist der Mensch,
nur der Erdgeschöpfe gewaltsamstes.
Nicht ein Sternchen vermagst du
aus seiner Achse zu reißen,
nur in deinem Fernrohr kannst du es drehen.
Einen Turm kannst du bauen auf jeder Höhe,
wo du Werkleute hinzuführen vermagst;
kannst ein Schiff steuern in jede Weite,
ein Flugschiff sogar, das Helden mitträgt,
soweit du dich samt deinem Werkzeug
in den windigen Bann der Erdschwere fügst.

Das kann Menschengewalt, du junger Steiger,
du Flieger, ihr jungen Vorstürmer alle:
Tatkräfte sammeln!



Unveröffentlichte Zeichnung (Der Samariter) Max Liebermann

Am Lehrter Bahnhof, am Kurfürstendamm, in der Tiergartenstraße 34 schlagen sich die Schulen. Die Gewesenen; die Gekommenen; und die Futuristen.

Nicht fern von ihnen, nicht gelöst von ihnen, nicht feindlich zu ihnen . . . (sondern jenseits von ihnen) horstet am Brandenburger Tor der Meister: Liebermann.

Frei von abendlichem Glanz und Verschnaufen. Sprungfedernd. Atmend. In der Reife skeptisch. Jenseits von den Kämpfen, weil er den eignen Kampf hat. In diesem Kampfe jenseits vom Jenseits — auf der Erde. Ein großer Mensch der Zeit; ohne Toga. Zwischen ihm und Hauptmann sind mehr Verbindungen, als bloße Zeitgenossenschaft gibt. Auch Gerhart, der Dichter, hat ja was vom Wandel der Epochen und Schulen Losgelöstes.

* * *

Liebermann malt jetzt Kulissen zu „Gabriel Schillings Flucht". Für Lauchstädt. Dort ein Kirchhof. Da die sommernde Ostsee. Die Soffiten will er nach der alten Art verwenden.

Unweit steht Nernst auf der Leinwand. Mit vorgebeugtem Knie. Ich kenne diesen norddeutschen Phosphoros nicht. Aber man glaubt ihn jetzt zu kennen.

* * *

Man spreche mit Liebermann über Naturalismus. Er weiß, daß der Naturalismus zugleich höchst idealistisch; daß diese Benennung schwachsinnig ist. Er ahnt, daß eine noch so phantastische Kunst auch naturalistisch sein wird. Er lacht . . . und sucht nach Worten. Das Prägen und Schreiben ist nicht einfach. Dennoch prägt er im Sprechen — wie oft! — Epigramme. „Gewöhnlich geht es so: erst ist einem das Malen leicht und das Verkaufen schwer; dann ist einem das Verkaufen leicht und das Malen schwer." (Das hier anzugliederndeWort von der Hühnerleiter bleibt ungesprochen; es liegt jedoch in der Luft.)

* * *

Liebermann wird die Unruhe des edlen Bluts bis zum letzten Seufzer haben.

Aristokratisch geboren: und sich zermürbend ein Lebenlang für Häßliches, Mühseliges, Vergängliches, dem Weltgeschehen Abgestohlenes. Nichts als ein Sucher des Schmucklosen, des Erdhaften, des Wesentlichen — und der „Luft zwischen unseren Körpern".

Hyazinthen durchtäuben den Raum. Sie lullen diesen Pürscher, diesen Lebensangler, diesen Leutefischer nicht ein.

Der ganze Mensch besitzt etwas Friderizianisches; aber von dunklen, vollen, alten Kontinenten her. Heimisch ist er doch hier: an diesem Spreefluß, an dem in der Welt er landete.

* * *

Er hat in der nicht großen Werkstatt einen Raum mit etwas tieferer Decke; da liegen die Zeichnungen.

Mir fällt ein Wort ein, das ich von Kalckreuth hörte. Liebermann sprach zu ihm: „Wat, Sie ham 'n Jummi?"

Entweder ein Hieb sitzt oder er sitzt nicht.

In dem schwer gefüllten Nischenraum lag die hier veröffentlichte Federzeichnung. Ein Baumblatt in einem Wald.

Noch hier ein Stück von seiner Art, die Welt zu sehn.

„Und fiel unter die Mörder . . . Und ließen ihn halbtot liegen . . . Es begab sich aber, daß ein Priester dieselbige Straße hinabzog, und da er ihn sahe, ging er vorbei . . . Desselbigen gleichen auch ein Levit . . . Ein Samariter jedoch, da er ihn sahe, so jammerte ihn sein . . . Hob ihn auf sein Tier . . . und führete ihn zur Herberge" . . .

Kerr.

Parlamentarismus

Von Hermann Wendel, Mitglied des Reichtags

Wert und Wertmangel des Parlamentarismus wird im „Pan" von den linken Parteien beurteilt werden.

Hermann Wendel, von Deutschlands Abgeordneten der jüngste, nicht geringste, trat zum ersten Mal am 23. März im Reichstag auf. Er sprach sachkundig, schlagsicher, glänzend über Postwesen.

Er betonte das Wahren guter Ordnung bei sozialistischer Herrschaft. Der Zentrumsmann: „Jawohl, mit Kopf ab". Der Jungfernredner: „Keine Angst, Herr Kollege, bei Ihnen lohnt das nicht".

Wendel empfahl neben anderem die englische Benutzung der Telephonnummer als Telegrammadresse; das Herabsetzen der Telephongebühr für Zeitungen.]

Unter seinen Schriften ist eine Geschichte Frankfurts, die man schwerlich ohne Fortgerissenheit lesen wird.

Wer etwa, die Brust von Hoffnungen geschwellt, in den deutschen Reichstag käme und wähnte, er könnte hier den fiebernden Pulsschlag der Weltgeschichte zwischen Daumen und Zeigefinger fühlen, der müßte bald schwerer Enttäuschung erliegen. In diesem Parlament ist wahrhaftig nichts, mit Sallet zu sprechen, von „der Debatte Stürmen im Konvente", kein Mirabeau und kein Desmoulins findet auf seiner Trihüne den Ton großer historischer Leidenschaft und kein Marat und kein Robespierre schleudert seine Blitze gegen die Gironde. Alles verläuft hier sehr friedlich und sehr zivilisiert und hinter den Polstertüren des Sitzungssaales hallt der Lärm des großen und unruhigen Lebens da draußen nur dreifach gedämpft wieder. Was draußen ein Kampf ist, wird hier leicht zum Gezänk. Was draußen fließt und strömt, das tropft hier. Und was draußen Tat ist, frisch und unmittelbar, das wandelt sich hier zum Wort in endloser und ermüdender Wiederholung.

Bei der Beratung über den Etat des Reichsamts des Innern war so recht zu beobachten, wie die Redespule sich abhaspelte, Drehung um Drehung, und wie Meter um Meter heruntergeredet wurde. Von einzelnen Punkten zu schweigen, wo einmal ein kräftigerer Akzent aufgesetzt wurde, hörte im Saal niemand zu, auf den Tribünen niemand und die stenographischen Berichte liest erst recht niemand — tut nichts! es wurde geredet, Meter um Meter.

Diese ausschweifende Redelust könnte als ein unseliges Erbe der Frankfurter Paulskirche erscheinen, denn auch jenes Revolutionsparlament — ein hartes Wort, das seinen ehrsamen Insassen, Professoren und Advokaten, eigentlich zu viel tut — rief nicht durch mutiges Sichregen die Arme der Götter herbei, sondern redete sich in einen süßen und tiefen Dornröschenschlummer hinein, aus dem es freilich durch die Donner der Gegenrevolution unsanft genug aufgescheucht wurde. Aber die heillose Verfahrenheit der deutschen Nationalversammlung war nicht ein Ding an sich, sondern eine betrübliche Folge jener Entwicklung, die durch den Abschluß von den neuen großen Welthandelsstraßen des sechzehnten Jahrhunderts und durch die verarmenden und entvölkernden Wirkungen des dreißigjährigen Krieges das deutsche Bürgertum zu dem Börneschen „Volk von Bedienten“ gemacht hatte, ohne Saft und Kraft, ohne Krallen und Zähne, und ohne den zähen Willen zur politischen Macht. So war das Revolutionsparlament von 48 nur eine Widerspiegelung dieses kurzatmigen Bürgertums, ohne Vertrauen auf die eigene Kraft, dafür voll blinden Vertrauens auf die paar Dutzend deutscher Despoten und immer bereit, sich für die revolutionäre Phrase statt für die revolutionäre Tat zu entscheiden.

Aus derselben Quelle fließt die Schwatzschweifigkeit des deutschen Reichstags von heute: aus der Schwäche. Im Pulverdampf einer leibhaftigen Revolution erhielten der englische und der französische Parlamentarismus ihre Weihe und das Parlament wurde in diesen beiden Ländern als eine Waffe der aufstrebenden bürgerlichen Klasse gegen Absolutismus und Feudalismus zurechtgeschmiedet. Dieser Ursprung läßt sich bis heute nicht verleugnen noch verlöschen. Dem deutschen Volk aber wurde der Reichstag als ein gnädiges Geschenk Bismarcks auf den Spitzen der Bajonette überreicht. Das Parlament trat in Deutschland nicht als ein Machtfaktor für sich ins Leben, sondern als ein Anhängsel des monarchischen Absolutismus. Man muß nachlesen, mit welcher Demut und Selbstverleugnung der Führer der für den Ausbau der deutschen Reichsverfassung

entscheidenden Partei, Rudolf von Bennigsen, in seinen Briefen 1867 von der Nation spricht, „die vorerst gar keinen begründeten Anspruch erheben kann, von der preußischen Krone und dem deutschen Richelieu den Parlamentarismus und den ganzen Komplex von Freiheiten in Gnaden verliehen zu erhalten." Aus nichts aber konnte nichts werden, und so blieb die Selbstbeschränkung aus der Erkenntnis der eigenen Ohnmacht heraus der entscheidende Grundzug des deutschen Reichsparlaments, und weil es nicht handeln konnte, redete es.

Lange Jahre hindurch war der deutsche Reichstag unter sotanen Umständen dem Bannkreis der öffentlichen Aufmerksamkeit entrückt und hatte nur als Heimat der Schlafkrankheit für Wissenschaftler einiges Interesse. Die Dinge begannen sich zu wandeln, als Sozialdemokraten in größerer Zahl einrückten und vollends, seit die roten Hundertzehn unter der goldenen Kuppel sitzen, halten die bescheidensten Vorgänge im Reichstag, wie die Präsidentenwahl, die ganze politische Welt in Spannung. Das hat wahrhaftig nichts mit der Blutauffrischung zu tun, von der nach den Wahlen fortschrittliche Blätter schwärmten, denn ob in einem Parlament Professoren oder Gewerkschaftssekretäre sitzen, Trottel oder Genies, Jünglinge oder Greise, das hat mit seiner Bedeutung herzlich wenig zu tun. Die wächst einzig und allein aus seiner Machtstellung im Staatsleben hervor.

Was deshalb als wichtig und wertvoll an dem Wachstum der Sozialdemokratie im Parlament festgehalten werden muß, ist: diese Partei strebt in der richtigen Erkenntnis, daß Reden nicht mehr sind als im Winde flatternde Wimpel, nämlich Symbole oder Signale, und aus dem ganzen unersättlichen Machthunger einer aufsteigenden Klasse heraus über die Worte hinweg zu Taten und will endlich einmal auch für den deutschen Reichstag Rechte und Macht erobern. Auch darüber ist sie sich nicht im Unklaren, daß nicht die paar handvoll Parlamentarier aus sich heraus diese Machterweiterung durchsetzen können, sondern daß nur die Massen dessen fähig sind, die ungeduldig draußen harren.

Und hierin liegt die Bürgschaft, daß in nicht zu ferner Zeit auch durch die Hallen des deutschen Parlaments der Hauch großen weltgeschichtlichen Geschehens streichen wird, in den Massen, in den Millionen, die draußen harren: sie haben den unverbrüchlichen Willen zur Tat.

Und nicht nur den Willen!

Zerstörung des ritterlichen Heldenbegriffes.

Von Dr. Theodor Reik

I.

Die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes ist von einer Trichotomie beherrscht. Wie ist das Verhältnis, das wir zur Lektüre haben? So: der Mensch, der nur nach aussen lebt, fordert vom Dichter Handlungen, Taten. Als Kinder haben wir Indianer- und Räubergeschichten verschlungen. Wenn unsere Dienstmädchen und Kutscher überhaupt etwas lesen, so lesen sie Kolportageromane.

Als zweite Stufe ist der empfindsame Mensch anzusehen, der überall Gefühle, Sentiments sucht. Die Gruppe ist reich an Nuancen: sie reicht von der Marlitt bis zu Sudermann.

Die dritte Stufe erreichen jene, welche hinter des Dichters Gestalten Gedachtes, Ideen suchen. Welche Gedanken fordern: in den Zeilen und — lieber noch — zwischen den Zeilen.

Dieselbe Dreiteilung lässt sich im Leben beobachten: wir reagieren verschieden auf die Einflüsse der Umgebung, auf den Ansturm der Aussenwelt. Als Tatmensch; Gefühlsmensch; Gedankenmensch. Mit den Fäusten; mit dem Herzen; mit dem Kopf. Als unproduktive, reproduktive und produktive Menschen. Extrem ausgedrückt: als Fleischhauer; als lyrisch angehauchter Kommis oder weltschmerzlicher Bankbeamter; und als Dichter und Denker.

Verfolgen wir das gleiche Schema in der Kulturgeschichte. Der primitive Mensch wirkt als rohe Naturgewalt, als Sinnen- und Muskelwesen. Leib an Leib ringt er mit seinen Feinden, sei es nun Mensch oder Tier. Das Christentum bringt langsamen Wandel in diese Lebensweise. Der Glaube, das Innenleben tritt an die Stelle des kräftigen, ungespaltenen Trieblebens. Eine Werther-Zeit der Menschheit.

Eine kommende Zeit, deren Morgenrot wir erleben, wird Gedanken in den Mittelpunkt ihrer Bestrebungen stellen. Nicht Gedanken um ihrer selbst willen; sondern um sich seiner bewusst zu werden. Zur starken und siegreichen Behandlung und Bereicherung des eigenen Lebens. Um mit kräftiger Hand seines Daseins Fäden zu ergreifen und zu entwirren. (Soweit solche Entwirrung menschliche Kraft vermag.)

Wir sehen die Spirallinie der Entwicklung. Vom Gedanken kehrt sie zurück zur Tat. Zur ausgeführten Idee. Zu ihrer bewussten und energischen Realisierung.

Der durchgängige Zug dieser Entwicklung, wie sie sich im Leben der Völker und der Einzelnen darstellt, ist folgender: Sublimierung der Triebe, Umsetzung körperlicher Gewalt in geistige, Zivilisierung der menschlichen Natur.

Von hier aus ist der Ritt ins alte, romantische Land zu unternehmen.

II.

Das ritterliche Heldenideal stammt aus einer Zeit, welche nicht mehr die rohe Gewalt an sich schätzt, sondern verbrämt mit Anstandsregeln, mit Courtoisie, mit Höflichkeit, mit „hövescheit".

Elemente von Leidenschaften. Vorher waren es elementare Leidenschaften.

Eine Zeit voll daseinsfremder Sentimentalität, voll Mystik und voll Faulheit. Der Ritter hatte nichts zu tun als Essen, Jagen, Singen, Kämpfen und für künftige Ritter Sorge zu tragen. Andere Schmerzen leiden unsere Helden, sie empfangen und erteilen andere Wunden. (Und suchst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.)

Lange noch war die alte Tradition zu stützen. Soziale, ökonomische, politische und sittliche Faktoren haben ihre Umwertung vorbereitet. Umwälzungen aller Art haben ihren Sturz bewirkt. Erst musste das Rittertum verrohen. Erst musste das Bürgertum reicher werden. Aber die leidenschaftlichsten (wenn auch vergeistigten) Antipoden eines unheroischen Erlebens stehen noch in unserer Zeit. Für sehr viele, für die Masse der Gebildeten noch als wirkende Kulturfaktoren.

Einige von ihnen seien hier aphoristisch, fragmentarisch berührt; auf ihre schwachen Punkte, vom Blitzlicht beleuchtet, sei hingewiesen.

Es ist leicht zu finden, wo Siegfrieds verwundbare Stelle ist. Nicht in der Schulterblattgegend, sondern im Gehirn.

III.

Friedrich Schiller. Fiat justitia. Er war ein edler Jüngling sein Leben lang. Nie kam er darüber hinaus. Er konnte nicht mutieren. Er sah nie die Kopf- und Wappenseite der Dinge. Meistens nur die Wappenseite.

Edler Pubertätsidealismus. Seine Gestalten: übermenschliche Vereinsredner.

Die Leute halten es bei ihm vor Ungeduld nicht aus, für etwas zu sterben. Es entwickelt sich ein förmlicher Wettlauf zum Tode.

Wir sind aber selten Räuberhauptmänner. Am seltensten vielleicht Jungfrauen, deren Träume, sich um die Befreiung eines Landes drehen. Schlachten, Blutbäder, Siege — nirgends, nirgends fühlen wir: Tua res agitur.

Schillers Bedeutung liegt für uns anderswo: in der Philosophie. Er ruhe in Frieden. —

Ein Vorschlag für Grossstadtdichter, für Entlarver des Erhabenen, für Aufdecker des Pathetischen. Wilhelm Tells Tat ist als menschlich-allzumenschliche Handlung zu gestalten . . .

Folgender Stoff: Ein Landvogt stellt die Kunst eines Schützen auf die bekannte Probe. In allertiefster Not erschiesst Tell den Kerl. Mit tausend Fäden, aufs Persönlichste mit dieser Tat verbunden . . . Und dann dieser selbe Mann umjubelt, umtobt, gefeiert wie ein Gott, auf den Schild gehoben als herrlicher Held. Befreier vom Joch. Seine anfängliche Verdutztheit und sein innerer Widerspruch . . . Und dann würde dieses Schauspiel zu den höchsten Höhen menschlicher Seelenenthüllung emporgerissen. Wenn dieser meuchelmörderische Selbsthelfer umfällt. Wenn er sich unterkriegen lässt und zum Heuchler wird. Wenn er langsam in die aufgezwungene Rolle hineinwächst. Wenn er seinen Widerspruch als Bescheidenheit des grossen Mannes feiern lässt. Wenn er sich in die Brust wirft und statuenhaft, erhaben dasteht, auf die glorreiche Armbrust gestützt, seiner historischen Bedeutung sich bewusst. Wenn er jetzt entdeckt, dass die Befreiung des schwergedrückten Schweizervolkes ihm seit jeher als höchstes Ziel vorgeschwebt und er nur die Gelegenheit ergriffen — —. '

IV.

Richard Wagner hat zwei alte Typen renoviert — und mit Geschicklichkeit auf Glanz hergerichtet. Zuerst: den Helden des Nordens. (Friedrich Baron de la Motte-Fouqué war Meister solcher Recken gewesen. Sie waren nach ihres Schöpfers Ebenbild geschaffen: Gardeoffiziere der Urzeit.)

Der zweite Typ ist die Krönung des ersten: der christliche Held. Das Christentum hat die Recken des Nordens ziviler gemacht. Neben den Athleten und Blutmenschen tritt der Dulder. Der Held ist: der aktive Asket. Der Asket ist: der passive Held. (Der miles christianus, eine Gestalt aus mittelalterlicher Dichtung, ist ein Mörder mit dem Gebetbuch.)

Man könnte beim Parsifal die Worte vermissen. Das Weihespiel würde auch als kinematographische Bilderreihe von ungeheurer Wirkung sein.

Der Betrug der Musik mag dazu verführen, Helden dieses Schlages psychologisch glaubhaft zu machen. Den Eintritt von Wundern ohne Orchesterbegleitung wird man so ernst nicht nehmen.

Der späte Wagner gibt unzusammengesetzte, primitive Gestalten. Als Vorbildmenschen: Helden und Heilige. Der heutige Mensch ist nicht die Treue oder der Mut oder der reine Tor — er ist überhaupt keine Charaktereigenschaft in Permanenz. Er, der zur Klarheit und zum Frieden in seinen Geschlechtsbeziehungen kommen will, kann nicht gläubig in den Bann mystischer Erotik treten.

Die Torheit des arglosen Jünglings... Seiner ist das Himmelreich... Miles christianissimus! Heilspendende Speere, blutende Wunden. Im Ganzen wird man sagen müssen: Kreuzritter von der traurigen Gestalt.

Hinreissender Schwung redet mit Ekstase. Unvergessbare Bilder. Gurnemanz salbt des Jünglings Haupt. Der Sieger Parsifal beugt sich über die heftig schluchzende Kundry...

V.

Die Weltanschauung Wagnerischer Helden hat nach 1883 die übelsten Früchte getragen. Sie vermittelt die halbgottähnliche Stellung der Tenöre. Sie haben immerhin das Verdienst, den mächtigen Affekt der Recken Wagners in Affektation umzudeuten.

Der Eindruck, den Tenöre mit ausgestreckten Armen, schwärmerisch schielenden Blicken machen, — dieses Bild verfolgt einen bis in den Schlaf des nächsten Aktes.

Feierlichkeit von Superlativnaturen. Das Schauspiel zweihundert „Heil!“ brüllender Statisten*).

Manches fünfte Rad am Wagner in Leitomischl hält sich für einen Kulturfaktor.

Es wäre das Ideal, jeden Tenor, der den Mund ausser zum Essen, Singen und Gähnen aufreisst, einzusperren.

VI.

Politische Vorgänge.

Als ein Teutonenhäuptling einmal den Marius zum Zweikampf herausforderte, liess dieser ihm sagen: er möge sich aufhängen, wenn er lebensüberdrüssig sei. Das ruhevolle Wort in seiner lakonischen Herrlichkeit wird als ein Verdienst dieses

*) Auf ähnlichen Späßen ruhen die Unternehmungen des kleinen verspäteten Kunstschädlings Reinhardt. — Kerr.

Römers erhalten bleiben, wenn seine Kriegstaten nur im Gedächtnis büffelnder Gymnasiasten ein Asyl finden. Schlachten sind vergänglicher als Gedanken.

Das Selbstgefühl deutscher Bürger erhob sich durch politische Erfolge. Es schien, als teile man Deutschlands Bevölkerung in eine stehende Armee und in Veteranenvereine.

Eifer machte sich auf allen Gebieten geltend.

Wilhelm II. liess keinen Widerspruch aufkommen: Deutschland ist das einzige Land, das seinen Bewohnern einen staatlich geregelten Geschlechts- und Gedankenverkehr bietet.

VII.

Unsere Erziehung ist auf die Konservierung des ritterlichen Ideals systematisch gerichtet. In den Schulen wird dafür gesorgt, dass sich ja die Milch der Denkart in Drachengift verwandelt.

Tell wird noch immer neben Faust gesetzt. . . Innigster Wunsch des Lehrers, der Jugend gegenüber: o dass sie ewig grün bliebe. Sie wollen, dass man das Jammerbild eines Staates als der Menschheit ganzen Jammer sehe.

Und so nimmt unsere Erziehung den blutroten Faden wieder auf, der sich durch unsere Knabenjahre zog.

VIII.

Diese Methode — wozu das Beispiel des Militärs tritt — wirkt im Studenten fort. Er beachtet nicht, dass die Entwicklungslinie von den Muskeln zum Hirn geht. Eine gewisse Selbstsicherheit, das Fehlen jedes inneren Gegensatzes, bei Leuten in den zwanziger Jahren, ist ein Zeichen von Flachheit.

Das Hauptmerkmal unserer jungen Helden ist das Nachaussenwirken, das Indieauslagestellen: die Würde; die Ehre; das Dekorum. Das Pathos in solchen Angelegenheiten ist eine Kinderei der Erwachsenen.

Die Feierlichkeit hält sich in ausgestreckter Hand beständig einen Spiegel vor.

Es fehlt mir die Ehrfurcht vor jeder militärischen Charge.

Der Kampf gegen den Militarismus ist kein Kampf gegen eine Institution, sondern gegen eine Weltanschauung.

IX.

Alle diese Einrichtungen, Veranstaltungen, Gebärden haben für die gute Gesellschaft bindende Kraft.

Ein grosser deutscher Gelehrter rügt streng an Sir John Falstaff, dass er aller Ehre und Würde, was des Menschen geistiges Teil ist, bar sei. Sanctus simplicius Gervinus!

Die hagere Gestalt des Ritters de la Mancha reitet vorüber. Hinter ihm blickt sein Schöpfer halb zärtlich, halb spöttisch.

Es erscheint das Bild des leichtgeherzten Egmont, der menschliche Einsamkeit erfährt eine Stunde wohl vor Tag. Süsses Leben! freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens, von dir soll ich scheiden? Ich soll deine Hand fassen und dir noch einmal in die Augen sehen . . . So klagt er als einer, der uns lieb ist, als ein Mensch, erschüttert und erschreckt, als unser Bruder. Ein paar Minuten darauf spricht er als Held Tiraden. —

Ist Nataliens Handschuh dem Prinzen von Homburg nicht wichtiger als hundert gewonnene Schlachten? An einem Tag, von Gott, dem hohen Herrn der Welt gemacht, zu süsserm Ding als sich zu schlagen, ist es bitter, an die Stellung beim Dorfe Hackelwitz denken zu müssen. Als Schuft leben — gut! Nein, herrlich! Aber nur leben! Hört man den Ruf, der am Ende erklingt: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs"? Berauschend klingt nur der Ruf des siegenden Lebens fort. Bis ans Ende bleibt ein Gefühl, das sich etwa so ausdrücken liesse: Zerging das heil'ge römische Reich in Dunst, uns bliebe gleich die Lebensgunst.

XI.

Psychologie des Heldentums.

Unüberwindbar lebt in uns allen der Wille zum Leben. Wie also entsteht ein Held? Auf zwei Arten. Die erste: durch Mangel an Phantasie. Wer keine hat, wird sein Leben hinwerfen. Der Andere malt sich alle Möglichkeiten des Endes aus — und ist „feig". Wir aber dürfen sagen: wer das Leben liebt, heiligt den Tod. Nur Dumme kennen die Furcht nicht.

Lasset uns gütig lächeln, wenn wir Heißsporne mit heroischen Gebärden sehen. Tapferkeit ist oft Dummheit.

Die zweite Art ist komplizierter, führt in die dunkeln Gänge menschlicher Triebe. Eine Furcht beherrscht den Helden, treibt ihn vorwärts, lässt ihn rasend um sich schlagen, um sein Leben zu erhalten. Seine Tapferkeit ist der tiefste Ausfluss seines Selbsterhaltungstriebes, der Angst vor dem Nichtmehrexistieren. So gelangt man zu dem Paradoxon: Held, das ist einer, der sich stark gefürchtet hat.

XII.

Wie viele haben den Mut zu gestehen, es bleibe nichts übrig als ein Held zu werden? (Wenn man wegen Tapferkeit vom Feinde, wegen Feigheit vom Freunde erschlagen werden soll?) Wer wagt zu erklären: nicht für abstrakte Werte darf man sein Leben einsetzen; nur dort, wo tausendfach Leben erneuert oder gerettet werden soll, darf Leben vernichtet werden. Alle die Tiraden, die so dick und stolz in der Luft schweben, lassen sich mit einer kurzen Frage abtun: Was geht das mich an?

Und wenn ein Kaiser über dein Grab reitet, es macht dir keine sonderliche Freude mehr. . .

Hast du schon alle Gefühle empfunden, die Menschen durchwogen? Hast du Seligstes und Schmerzlichstes gespürt im Wechsel? Hast du den Kampf der Geschlechter gelitten, den zwischen Liebe und Hass, Anziehung und Abstossung, innigem Verbundensein und ewiger Fremdheit? Hast du Not erfahren? Bist du dabei dagewesen, wie man die Liebsten hinaustrug, die Füsse voran?

Zuerst müssen wir erlebt haben, was ein Mensch sein heisst. Hernach, alle Einwände niederrennend, werdet ihr sagen, nein, werdet ihr schreien: Es geht mich nichts an.

Und dieser kurze Satz in seinem einfachen Rhythmus wird in euch fortklingen. Er wird euch Mut geben dahinzuschreiten. Und euer Vorurteil wird dieses sein: Es geht mich nichts an, es geht mich nichts an!

Der Satz klingt weiter und wird mächtiger in euch. Ihr schreitet vorwärts. Um Wichtiges zu tun: zu lieben und zu hassen, zu küssen und zu kämpfen, schmerzvoll selig zu sein und zu leiden. Mit einem Wort: zu leben.

Das Heldentum ist ein Knabenideal der Menschheit.

Soll man Schriftsteller werden?

Ein Brief von Oscar Wilde

(Deutsch nicht veröffentlicht).

Lieber —,

ich war infolge eines schweren Asthma-Anfalls bettlägerig und daher außerstande, Ihren Brief vorher zu beantworten. Ich schicke Ihnen, auf ihren Wunsch hin, Ihr Manuskript zurück und möchte Ihnen raten, es noch ein wenig zu glätten. Es ist besser als viele Zeitschriftenaufsätze, wenn es auch (Sie gestatten mir, das zu sagen) im Ton ziemlich kriegerisch ist.

Was Ihre Aussichten in der Literatur betrifft, so ist es unmöglich, von der Literatur zu leben. Durch journalistische Tätigkeit kann man es zu einem Einkommen bringen, aber selten durch rein literarische Arbeiten.

Ich würde Ihnen nachdrücklich dazu raten: suchen Sie einen Beruf, wie den eines Lehrers an der Universität, zur Grundlage und Hauptstütze Ihres Lebens zu machen, und heben Sie die Literatur für Ihre schönsten, seltensten Augenblicke auf. Das Beste in der Literatur leisten immer Solche, die nicht gezwungen sind, ihr tägliches Brot damit zu verdienen, und die höchste Form der Literatur, die Poesie, bringt dem Sänger keinen Reichtum. Wollen Sie Ihr Bestes schaffen, so brauchen Sie Muße dazu und Unabhängigkeit von niederdrückenden Sorgen.

Es ist immer schwer, Rat zu erteilen, aber ich wage es, da Sie jünger sind als ich. Bringen Sie Ihrer Kunst Opfer, dann werden Sie sich entschädigt sehn; verlangen Sie jedoch von der Kunst, daß sie sich für Sie opfere, dann bleibt Ihnen eine bittere Enttäuschung vielleicht nicht erspart. Hoffentlich tritt dies nicht ein, aber die schreckliche Möglichkeit ist stets vorhanden.

Bei Ihrer Bildung sollte es Ihnen nicht schwer werden, einen Posten zu finden, der Sie befähigen sollte, sorgenfrei zu leben und der Literatur Ihre glücklichsten Stimmungen zu widmen. Zu diesem Zwecke sollten Sie bereit sein, Ihren natürlichen Stolz zum Teil aufzugeben; aber ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie bei Ihrer Liebe zur Literatur das nicht täten.

Bedenken Sie endlich noch, daß London voll ist von jungen Leuten, die auf literarischen Erfolg hinarbeiten, und daß Sie sich Ihren Weg zum Ruhme bahnen müssen.

Der Lorbeer kommt nicht auf Wunsch.

Ihr

Oscar Wilde.

Welches Deutschland?

Von Alfred Kerr

I

Die Läufte der Politik sind heiterer geworden, seit ich von diesen Blättern Abschied nahm. Man sieht vorwärts, — nach allerhand zufälligen eigenen Erlebnissen. Nach etwas Zwist; nach Menschenverlust abseits von den haderhaftigen Orten des öffentlichen Kinderspiels; nach Wanderungen an blauen Wassern mit grün sinkenden Stämmen; nach allem, was in Schimmern ruht.

Zypressen; verklungene Gloria; entrauschendes Hiersein; dahingesunkene Seelen. Aber die Läufte sind heiterer geworden.

II

Die politischen Wälder der Gegend, in der man aufwuchs, leuchten seit dem Januar umsonnter. Die Feinde sind weniger laut. Wie ein Wachholderbusch bei der Kiefer nachts ein feindliches Aussehn hat und am Morgen doch nur ein Wachholderbusch ist, aus dem gar ein Schnaps zu brauen geht, — wie der Wachholderbusch am Morgen sind die Tage linder seit dem zwölften Januar; den man unten am Mittelmeer (bei zerstreuter Wurstigkeit wider alle Veilchen, Oliven und Südwellen) verknirscht hat in einer deutschen Reichsungeduld. . . . Jeden, der nicht mittun konnte, hat es gegiftet. Zumal wer nie (und ob man das dümmste Stück eines schaffenden Idioten besprach), eine Zeile geschrieben, die kein Vorwand gewesen wäre für das Peitschen einer Entwicklung.

III

Die öffentlichen Wehen dauern fort. Auch darum sind die Läufte heiter: das große Kalben fängt an. Fünfundsechzig Millionen teils durch Nutzen, teils durch ein minder klares Gefühl, aber die meisten durch ein Gemenge davon, mit dieser ebenen und bergigen Gesamtheit von Quadratmetern verkettet. Gemeinsames Glück und Unglück: Deutschland, rumort in den Herzen. Für jeden gibt es eine (hätte man alle Becher des Erkennens nicht getrunken, so ließe sich äußern: heilige Frage) — eine leidlich ernste Frage: Welches Deutschland?

IV

Für uns ist es ein kommendes Land — mit manchen Glorien, Sternen und Maiensträuchern des jetzigen. Mit wenigen davon und vielen frischen. Ein Deutschland, wo der Schwindel enden muß: daß die Tüchtigkeit nach außen geringer wird, wenn die Verteilung im Innern weniger ungerecht erfolgt. (Daß die Tüchtigkeit nach außen geringer wird, wenn die Verteilung im Innern weniger ungerecht erfolgt!)

Da liegt der Hauptpunkt. Das ist der Kalk in unseren Aderwänden.

Eine harte Parteifrechheit, die so tut, als gehöre zur Wappnung wider den Gegner draußen die Notwendigkeit, nach Geldrücksichten in die Landtage zu wählen ... Schwindel! ... Als dürfte man gerüsteter für einen Weltkrieg sein, wenn man den Besitzlosen keinen Wunsch zu äußern frei läßt: sondern die Wünsche zu äußern der oberen Steuerstufe frei läßt ... Schwindel! ... Als höbe man die Widerstandskraft eines Volkes, wenn man die Dicken zur Verfettung füttert; wenn man denen gibt, die haben ... Schwindel, Schwindel! ... Und als hinge

davon die Wohlfahrt ab, daß durch das Joch von Formeln gekrochen wird, an die kein Mensch mehr glaubt.

Was not tut, ist künftig nicht: die Reichen arm zu machen. Aber: die Armen reich zu machen. Auch an menschlichen Genugtuungen.

Warum hat nur Deutschland noch keinen „Sozialismus für Millionäre"? . . . Keine Millionäre für den Sozialismus? . . . Man lebt auch so; doch es ist auffallend. Wie kommt es, daß bei uns der Typus Berteaux fehlt? Daß die Geldbürger vorziehen, bewaffnete Schwiegersöhne zu kaufen; über den Besuch eines Bonzen glücklich sind; Institutsorden empfahen; und Stifter werden, nicht um eines menschlichen Widerhalls willen, sondern um einen augusteïschen Lohn.

Leute wie Singer oder nur der unbekannte Greis, der Bebeln sein Gut vererbt, also für eine Idee Geld ausgibt, statt für eine Eitelkeit, verschwinden bei uns. Sie würden auch den Kohl nicht fett machen, wenn sie schon rings wucherten. Es ist jedoch ein Merkmal, daß sie gar nicht vorhanden sind.

V

Deutschland leistet viel. Erprobt ist nur nicht, was es mehr leisten könnte. Zur Führung wird aus einer kleinen Gruppe gewählt. Zugelassen wird, wer bestimmte Irrtümer zu glauben vorgibt.

Die Zutrittsbedingung beinah entwürdigend. Totsicher, daß die Mutterschlauesten, die Kessesten, die Durchgebildetsten, die Blüte, bisher hat fernbleiben müssen.

Es ergibt sich folgendes Bild.

Als ob auf einem Turnplatz zehntausend Menschen stünden . . . und zum Beweis, welcher die fähigsten Muskeln besitzt, nur solche

herangelassen werden, die eine grüne Weste tragen — die Übrigen scheiden aus.

Oder: der Zutritt zum Kraftapparat ist an ein Bekenntnis vernunftwidriger Formeln geknüpft. War das eine Prüfung auf die Kräfte der Versammelten?

Welches Wunder, daß Deutschland soviel leistet.

VI

Ein Merkmal mehr, daß die Läufte kalben, ist das Ende der Nationalliberalen. Was wird aus ihnen? Nicht morgen, sondern übermorgen. Etliche müssen zu konservativen Mitgängern werden.

Etliche werden (zuletzt) Mitgänger der entschlossenen Linken. Es mag eine Weile dauern, bis sie einen in Jena verstorbenen, begüterten Fabrikherrn zum Vorbild nehmen. Hier wird ein vereinzelter Sozialismus für Millionäre dämmern (mit der Losung: „Lieber der gute Narr als der böse Narr").

Die Brücke wird bereits geschlagen. Das Unsinnigste, sie nicht für möglich zu halten. Calwer nat in Kenntnis des Parteistandpunktes erklärt, der Sozialismus werde beim Erwerb überseeischen Landgebiets der Regierung nicht in den Arm fallen . . . Der Sozialist Gerhard Hildebrandt hat in Blochs Monatsheften sogar erklärt: „Die Länder, die aus eigner Kraft ihrer Bewohner überhaupt zu keinen wirtschaftlich und kulturell vollwertigen Leistungen kommen, gehören kraft des Rechts der höheren Kultur über die geringere, und in fast allen Fällen der größeren Menschenzahl über die kleinere (!) unter die Vormundschaft derer, die . . . schlummernde Produktivkräfte zu wecken imstande sind." Ein Kolonialminister könnte das geäußert haben.

Hildebrandt mag zum Revisionismus gehören. Aber der Vorwärts nicht. Der Vorwärts wünscht in diesen Tagen — was? „Ein Volksheer, groß und stark an Zahl und stets bereit, dem fremden Eroberer einen unüberwindlichen Wall von

Verteidigern, denen die Heimat zu einem wirklichen, der Verteidigung werten Vaterland geworden ist, entgegenzustellen.“ Do nehmen's Platz, — sagt Konrad Dreher.

VII.

Eine kalbende Zeit. Gemeinsames Glück oder Unglück wird von einem Mittagsvolk zusammengefaßt in den Namen: Deutschland. Welches Deutschland? Die Antwort muß lauten:

Jenes heraufsteigende Gefild — mit Glorien, Sternen und Maiensträuchern des jetzigen. Aber mit wenigen davon und vielen frischen. Ein Deutschland, wo der Schwindel enden muß: daß die Tüchtigkeit nach außen schwächer wird, wenn die Verteilung im Innern weniger ungerecht erfolgt.

Für dieses Land bleibt zu arbeiten.

Auch hier.

Kapitalistenverfolgung

Die Agrarier in Deutschland mühen sich, den Spuk der Kapitalistenverfolgung durch Roosevelt nachzuahmen. Fast täglich beteuern agrarische Blätter ihre tiefe Abneigung gegen die Syndikatsherrschaft und versichern, alle Maßnahmen zur Einschränkung der Macht des Kapitals zu unterstützen. Seltsam kontrastieren die glühenden Antitrustartikel der agrarischen Organe mit ihrer Verteidigung des Grubenkapitals gegenüber den Bergarbeitern, die sich als Menschen und ihre Organisationen als verhandlungsfähig angesehen wissen wollen. Noch merkwürdiger ist die unbedingte Unterstützung der Trustpolitik unserer Eisen- und Kohlenindustrie durch die Agrarier. Daß sie die von ihnen selbst geleiteten Kartelle als gottgewollte Einrichtungen preisen, ist weniger verwunderlich. Dabei hat willkürlicher und rücksichtsloser als etwa die Spirituszentrale wohl selten ein Industriekartell, das über ein Monopol verfügt, seine Macht mißbraucht.

* * *

Konsequent betreibt der Großgrundbesitz den politischen Zusammenschluß mit der kartellierten Großindustrie, nur zur Beruhigung der kleinen Landwirte, mit deren Interessen und Empfindungen ein derartiges Bündnis unvereinbar ist, werden jene Scheingefechte gegen das Großkapital geliefert. Die Industriekapitäne des Westens und die hinter ihnen stehenden Kreise nahmen den Pakt an, der den Zentralverband deutscher Industrieller auch vor den Wahlen zu dem Vorstoß verpflichtete, durch den der Hansabund gesprengt werden sollte.

Das antikapitalistische Kriegsgeschrei der agrarischen Zeitungen und Organisationen will die Aufmerksamkeit von der großkapitalistischen Politik der Agrarier ablenken.

* * *

Vor bald fünf Jahren begann Roosevelt den amerikanischen Trusts Fehde anzusagen. Ein neues Zeitalter sollte heraufsteigen, die Diktatur der „reichen Räuber", wie der Präsident der Vereinigten Staaten die Trustmilliardäre titulierte, mit eiserner Gewalt gebrochen werden. Wundergläubig vernahm man in Deutschland die Reden des Herkules-Roosevelt. Skeptiker erinnerten an das schon seit dem Jahre 1890 bestehende Sherman-Antitrustgesetz, das alle Verabredungen zur Unterdrückung der freien Konkurrenz verbietet und für ungültig erklärt und fanden es verwunderlich, daß Roosevelt just erst ein paar Monate vor der Präsidentenwahl sich auf diese Bestimmungen besann.

Anscheinend wurde diese Einwände durch Taten widerlegt; gegen verschiedene Trustorganisationen wurden Anklagen erhoben, die Standard Oil Company, der Petroleumtrust wegen Verstoß gegen die Antitrustgesetze sogar zu einer Geldstrafe von 29 Millionen Dollars verurteilt. Eine glänzende Propaganda für die Roosevelt-Partei im Wahlkampf.

Taft übernahm mit dem Amt Roosevelts auch die Trustfeindschaft, und massenhaft wurden bis in die jüngsten Tage Prozesse gegen alle möglichen Trustgebilde eingeleitet. Zwar wurde die Geldstrafe gegen den Petroleumtrust in der zweiten Instanz auf einen für die Trustverhältnisse geradezu beschämenden geringen Betrag reduziert, aber in einem weiteren Verfahren erfolgte durch Urteilsspruch die Auflösung der Standard Oil Company.

An die Stelle der einen Gesellschaft wurden 33 neue Gesellschaften gesetzt, die natürlich der alten Leitung der Rockefeller-Gruppe unterstehen. Ergebnis dieser Neuordnung war für Rockefeller eine gegen früher noch unbeschränktere Herrschaft über den Trust und zugleich die Möglichkeit, die kleinen Aktionäre zu seinen Gunsten von neuem auszuplündern. Durch Zerlegung in Untergesellschaften entging der Tabaktrust der Auflösung, dem durch Gerichtsurteil eine Frist zur Anpassung an das Sherman-Gesetz gewährt wurde. Einen ähnlichen Verlauf nehmen die zahllosen anderen Trustprozesse, ein Riesenaufwand wird vertan, um ein paar Organisationsänderungen der Trustunternehmungen herbeizuführen, deren Machtstellung dadurch nicht die geringste Beeinträchtigung erfährt.

* * *

Tafts Amtsperiode nähert sich ihrem Ende, die Manager der Parteien sind auf der Suche nach einem Nachfolger, als den sich Roosevelt in Empfehlung bringt. Wieder wird er von Empörung erfaßt, er beklagt den Verlauf der Trustprozesse, von deren Kläglichkeit und Zwecklosigkeit alle Welt überzeugt ist. Taft ist der Schuldige, schreit er, die Prozesse nutzen nichts und können nichts nutzen, es fehlt ein Programm für die Neugestaltung der Trustverhältnisse, daß er, Roosevelt, mit der Forderung nach einer ständigen Kontrolle der einzelnen Industrien durch die Regierung nun entrollt.

Roosevelt als Ankläger der Programmlosigkeit seines ehemaligen Freundes Taft entbehrt nicht der Komik. Er selbst hat in allen seinen Kampfreden bekanntlich nie einen Weg oder ein Ziel gezeigt.

Noch mehr. Als sein Trustvernichtungseifer auf der Höhe stand, verschluckte der Stahltrust ein großes Konkurrenzwerk, das bis dahin seine Selbständigkeit behauptet hatte, die Tennessee Coal and Iron Company. und, wie sich später herausstellte, mit besonderer Genehmigung des Präsidenten Roosevelt . . . Obwohl diese Fusion zweifellos gegen die Antitrustgesetze verstieß, sagte Roosevelt die Unterlassung jedes staatlichen Eingriffs zu; wie er beteuerte aus Furcht, daß die Stahltrustmänner ihre Drohung, die damalige Börsen-Panik zu verschärfen, ausführen würden.

Die Trustherren kennen die Bluff-Technik ausreichend, um auch über die neuesten Antitrustrezepte nicht zu erschrecken. Vielleicht geht ihre Vorurteilslosigkeit so weit (wie einst), zu den Kosten für die Wahl des Mannes beizusteuern, der ihnen in Wort und Schrift Fesseln und Galgen in Aussicht stellte — und durch eine seiner letzten Amtshandlungen als Präsident die Genehmigung zu einer ungeheuerlichen Machterweiterung war.

*

Die Agrarier in Deutschland mühen sich, den Spuk der Kapitalistenverfolgung durch Roosevelt nachzuahmen. Siehe oben . . .

Emporos.

Vive la bagatelle!
Swift.

BLÄTTER DES DEUTSCHEN THEATERS

Der Redakteur und Dichter Kahane reimt folgende Reime: Antike — Geschicke: gehüllt — gefühlt; schwer — Herr; schließt — ist.

Die Blätter des Deutschen Theaters sind eine Filiale des ästhetischen Gequassels, und der Dramaturg Kahane schreibt über „Shakespeare und die Liebe": „Natürlich könnte man ebensogut: Shakespeare und der Haß; Shakespeare und die Rache; Shakespeare und der Ehrgeiz; Shakespeare und die Torheit schreiben." Sehr richtig. Dennoch prägt er den Aphorismus: „Über Shakespeare schreiben, heißt über die Liebe schreiben." Das Wesen Shakespeares ist selten in eine so tiefe Formel gefaßt worden.

„Und er sieht sie (die Liebe), auch durch das Tragische durch, immer mit einem gewissen sehr gütigen, aber immerhin lächelnden Lächeln an." Somit: die Liebe sieht er auch durch das Tragische durch mit einem lächelnden Lächeln an. Aber was tut Gott? „Die Liebe ist wie ein Schicksal, das dem Ahnungslosen auf den Kopf fällt." Der Dramaturg ist wie ein Ahnungsloser, der kraft eines Schicksals auf den . . .

Jemand anders schwärmt über Romeo und Julia (d. h. über die Aufführung): „Dein Gesicht konnte ich nicht sehen. Dein großer runder Strohhut, den ich so sehr liebe, weil er Deinem Kopf einen — nur neuzeitlichen und weltlicheren — Heiligenschein gibt, entzog es mir. Aber ich wußte, Du weinst. Ich nahm ganz leise Deine lieben Hände und küßte sie. Dann gingen wir weiter ohne zu sprechen." Das ist ja ganz schrecklich. „Jetzt fühl' ich, warum Du weinst. Alle Liebe ist so traurig (!!). Und weil wir verwunschenen Zwei auch Romeo und Julia sind" (!!!).

Ebent darum. Der Dichter jedoch singt verträumt: „Antike Geschieckel Gehüllt, gefühllt! Schwer, Hehrr! Schließt, iest!"

Der Leser (auf der anderen Seite) singt: Oh schlimme Erprobung, — ihm fehlt die Begobung. Kahane hat kane. Er hat kane!

Leo Erras.

WER IST TOM MANN?

Zu zählen sind bei uns die Leute, die es wissen. Vielleicht ein paar Volkswirtschafter kennen den Namen. Vielleicht ein paar Leser von Streikberichten.

Den Kerl kennen sie nicht. Den schwarzhaarigen Iren kennen sie nicht. Den Redner der heutigen Welt kennen sie nicht.

Ihr dort, Kunstschlürferiche, träumt nichts von seinem Dasein? Und wenn Ihr die Bühnenhäuser von Ruf zwischen Moskau und Palermo auf den Kopf stellt und durcheir ander schüttelt; so fällt keiner heraus, diesem verwandt an Stahlbeseelung, an Macht, an schwingender Schlagwucht.

Drei Stufen von Rednern gibt es. Die Pfaffen im Veneto lassen hinter sich, was wir als Schauspielkünstler ansehen. Zweite Stufe: Jaurès. (Ein bärenstark herrlicher Pathetiker von wildgewordenem Edelmut; mit erhobenem Arm, mit wachsender Röte; die Welt eines sozialistisch gewordenen Racine knistert aufwärts . . . Blitzender muß Gambetta gewesen sein, der südfranzösisch-koschere, dicke, kurze Zeus, wenn er den Napoleonarden ehernen Klangs zugellte: La banqueroute ou la mort? C'était la banqueroute et la mort! C'est d'ailleurs, là, le cortége habituel des Bonaparte . . . Oder: Il fallait d'autres hommes que vous; vous n'avez jamais été des gouvernants, mais des jouisseurs, et vous avez fini comme des traîtres! . . . Hierwider verblaßte wohl Ferdinand Lassalles herrisch-luderhafter Schillerglanz oder Treitschkes gewalttätiges Blöken.)

Die dritte Stufe heißt Tom Mann. Die oberste Stufe. Da ist die schwarze Hochzeit von Sachgewalt und Flammengewalt. Von Einzelheit, Beleg, Gliedstück, Fingerzeig, Abrechnung, Frage, Beklopfung, Beweis . . . und Sturm und Brunst und Menschendämmerung. Der Boden zittert; dreimal dreht sich der zwingend Bezwungene, der peitschend Gepeitschte, Opfer und Held, um seine Achse. Rätsel toben durch Auge, Hinterkopf und Herz.

Ein Sohn der irischen Insel. Auch sie ein Stück odium generis humani.

Süden und Norden. Eine Kreuzung von Bekanntem und ganz Unbekanntem. Das ist der Redner dieser Zeit.

Ihr, liebe Geschmäckler Kunstbolde, Besichtiger, Linienschmußer, — wechselt den Ort. (Doktor Brahms Menschenhäuser, die Seelenbegebnisse mit Augen blicken ließen, als er oben stand, sind so gut wie vorbei) — sattelt um. Suchet, Ästheteriche, die große Kunst weit weg von der Kunst. Durchlocht den Bretterverschlag.

„Die Haftentlassung des Arbeiterführers Tom Mann ist vom englischen Gericht genehmigt worden, nachdem es schriftliche Bürgschaft erhalten, daß der Angeklagte, solange das Verfahren gegen ihn schwebt, seine die Soldaten zur Meuterei aufreizenden Erklärungen nicht wiederholen werde."

Alfred Kerr.

DAS THEATER DER SECHS TAGE

Ich warte darauf, dass eine periodische Druckschrift gegründet werde, um die in Berlin jetzt Sitte gewordenen Sechstagerennen als Ausdruck einer neuen Religiosität anzusprechen.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, dass der Schrei nach dem Amphitheater nicht aus Kitschers Brust, sondern aus dem tatsächlichen Bedürfnis kommt, dass „Menschliches" unter mindestens fünftausend „Menschen" geschehe; weil nämlich dann Weihe erzielt wird.

„Am Ausgang der Startkurve kam Moran zu Fall, und über ihn hinweg stürzte Lorenz, wobei er mit seiner Maschine dem Amerikaner übers Genick fuhr. Die sonst ruhig verlaufene Nacht wird zur Abwechslung von einer Schönheitskonkurrenz der Fahrer unterbrochen, wobei die Damen das Amt der Preisrichter übernahmen."

Weihe . . .

* * *

Es gibt dies eine Richtung an, in der sich in Berlin die Entwicklung des Theaters bewegt. Die Absicht, statt eines Theaters für den besten beseeltesten, tiefsten Menschen ein Theater für Fünftausend zu bieten, würde, mit Meisterschaft durchgeführt (will heissen: Schlächtermeisterschaft), Resultate haben, die der genannte Rennbericht zeigt.

Selbst die Masse merkt ihre niederen Instinkte, nur die Propagatoren merken nichts. Sie sind „enthusiastisch" — und das ist immer zuerst im Kopf.

Dabei sind diese Herren für die Masse meistens derart, dass sie nicht im geringsten sozial empfinden. Es sind Leute, diese gerade, die sich in der Sozialpolitik demokratischen Tendenzen und Wertungen dadurch überlegen fühlen, dass sie sich von dem Wort „ochlokratisch" mitnehmen lassen.

* * *

Was ist der Trick dieser neuen Gauneration? Sie verkaufen falschere Ansichten als feinere. Dadurch sind sie in der glücklichen Lage, richtigere, natürlichere Ansichten unerschütterbar als trivial oder flach zurückzuweisen. Davor haben sie Angst. Es sind Leichen. Ich diagnostiziere als Sterbegrund: Gemeinplatzangst.

* * *

Dem neuen Berlin fehlt etwas wie eine „Rad-Welt" auf religiöser Grundlage. Mit Tips; und wo aus ernsten Federn der Wille zur Weihe hervorgeht.

Ernst Blaß.

DER KONDOR

Junge Dichter junger Strophen. Darunter stille von diesem Ernst Blaß. Etwa: „Der Nervenschwache". Mit dem Schluß:

Die Dirnen züngeln im geschlossnen Munde,
Die Dirnen, die ihn welkend weich umwerben.
Ihn ängsten Darmverschlingung, Schmerzen, Sterben,
Zuhältermesser und die großen Hunde.

Ein anderes. „Abendstimmung". Beginn und Ende:

Stumm wurden längst die Polizeifanfaren,
Die hier am Tage den Verkehr geregelt.
In süßen Nebel liegen hingeflegelt
Die Lichter, die am Tag geschäftlich waren.

— — — — — — — — — — — — —

O komm! o komm, Geliebte! In der Bar
Verrät der Mixer den geheimsten Tip.
Und überirdisch, himmlisch steht dein Haar
Zur Rötlichkeit des Cherry-Brandy-Flip.

Kurt Hiller sagt in der Vorrede des Buchs, das in kurzem erscheint:

„Und so plant ‚Der Kondor', ein Manifest zu sein. Eine Dichter-Sezession; eine rigorose Sammlung radikaler Strophen. Zum erstenmal sollen hier lebende Künstler der Gedichtschreibung, und nur Künstler, vereinigt werden. Mit Proben, die ausreichen, ein Bild zu geben: Künstler einer Generation. (Die ältesten sind Ende der siebziger Jahre geboren, die jüngsten 1890)."

Drei Richtungen, von denen man sich abwendet, umreißt Hillers Vorwort:

„Darin allerdings zeigt der Aristokratismus der Kunst sich nicht, daß ein Poet uns unaufhörlich seiner Hehrheit und seines Herrschertums versichert; nicht darin, daß einer, stirnrunzelnd und renaissancehaft, Brokate mit Blut besprengt oder Landschaften der Feudalzeit voll Minne, Mönchen und Mannen mystisch heraufbeschwört. Keineswegs die Meister — die wir ehrfürchtig lieben (auch wo sie uns befremden) —, sondern ihre traurigen Nachäffer sind es, deren sakrales Gouvernantentum und steife, stiefe Pose wir nicht ertragen können."

Die zweite Strömung:

„Nicht besser als das mürrische Pathos dieser feierlichen Magister aus des großen George Seminar ist das wirr-gottsälige der Quallen, welche die Flut der „literarischen Revolution" den Kontrainstinkten aller guten Lateiner zurückgelassen hat. Grenzenloses Weltfühlen, metaphysische Schwärmerei, Pantheismus geben allein noch kein Gedicht. . . . Man kann als Religionslehrer monistischen Gemeinden vorzügliche Dienste leisten und braucht unter Dichtern dennoch kein Begnadeter zu sein."

„Turnlehrer bilden die dritte Gruppe . . ."

Der Band erscheint bei Weißbach in Heidelberg.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9 zu richten

Zweiter Jahrgang No. 21 11. April 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

JNHALT:

Herbert Eulenberg.....Johann Christian Günther
Anja von Mendelssohn.....Rosen
Dr. J. Werthauer, Rechtsanwalt..Deutsches Strafrechtselend
Siegm. Freud.....Die Inzestscheu der Wilden
P. Koerner.....Heines Weber-Lied

Muthesius-Rathenau — Professor Günther
Bayern — Der Waffenschmied — Die aufblühende Schicht
Marc-Beckmann

Johann Christian Günther

Von Herbert Eulenberg.

(Berthold Litzmann, dem Herausgeber der Reclam-Ausgabe des Dichters voll Dankbarkeit zugeeignet).

Leipzig, den (der Teufel weiß welchen!) im Januar 1719.

Liebes Lehnchen!

Itzt muß ich Dir schreiben, mein süßes Mädgen, weil ich heut Nacht nicht auf die große Ressource kommen kann. Ich liege bös an den Röteln darnieder. Ist bloß eine Kinderkrankheit, aber bei denen Erwachsenen soll sie gar tückisch seyn. Und es sitzet mein Freund und Landsmann, der dicke Schweidnitzer, den Du auch kennst, bei mir in der Kammer und hat die Thüre verrammelt und will mich nicht ziehen lassen. Er meint, es sei ein Jammer, um mein junges zwanzigjährig Leben, wenn ich schon zu Staub und Asche und feuchtem Zunder würde über Nacht. Ach, Du mein hertziges Mädgen, es ist mir arg leid um Dich. Aber was will ich machen? Er ist ohnedies stärker als ich und itzt erst recht, da ich vom Fieber abgeschwächt bin. Nun hat er mir in die Hand zugesprochen, daß er dieses Briefchen Dir zustellen lassen will. Er will es in einer alten Burschenkappen unserm Landsmann, dem Medicus B., der uns gegenüber hauset, herüberreichen! Der soll es Dir zustecken auf dem Ball. Liebes Mädel, daß ich Dich warten lassen muß, hätt' mir nie einfallen können. War ich doch immer längstens eine halbe Stunde vor Dir an dem Ort, an dem wir Umgang pflogen, in Pfeifers Schlafgemach und wo wir auch sonsten uns treffen mochten. Und nun sitz ich hier in meinen Nachtflaus gepackt an meinem Klapptisch neben meinem Bett und schreibe Unsinn an Dich. Spring auch wohl manchmal, wenn es mich zu unmäßig fröstelt, in die Kissen hinein und wärme mich an. Und dann geht es hurtig mit klammen Fingern so weiter, wie Du siehst. Mein Freund geußt mir immer von neuem das Glas gestrichen voll und zwar mit Punsch, so wir auf unserm Ofen kochen. Mir wird immer heißer im Kopf davon und wilder nach Dir. Aber meine Füße und Hände sind so kalt wie die ernsten Wissenschaften.

Auf dem Nachtstisch neben mir duftet meine Perücke nach Mai und Junius und süßer als Bisem. Über dem Stuhl an der Wand hängt die bunte Jacken und die weite Hose, die ich zu Amors Jubelfest anlegen wollte. Und an der leeren Kommode lehnt die alte Tartsche und der rostige Morgenstern, die ich mir anhängen wollte, um ein erschröckliches Aussehen zu haben. Itzt blas' ich über alle die farbigen Sachen aus vollen Backen meinen hochgeliebten Knastertobak, der meine Welt in Wolken hüllt und vermeine, daß ich die allmächtige Zeit sey, die alles verwischt und vernichtet. Gutes Mädchen, Du mußt die Stunden ohne mich vertragen, so gut es gehen mag. Nur daß ich dich bitten muß, du mögest nicht zuviel mit andern Purschen scharwenzen und äugeln. Denn dies täte mir im Herzen weh und gäbe mir Stich um Stich, wenn ich hernachen davon vernähme. Solches weiß einem immer der ein oder andere Freund anzubringen. Und ob man ihm sein Gehör auch nicht zudrehen mag, es schleicht uns doch heimlich ins Gemüte und verursacht uns ungemeine Pein und allzu harte Marter. Für allen andern sieh dich vor dem langen Merseburger vor, ob er gleich dein Vetter ist. Er hat ein arges Hertze und hätt' er dich herumgekriegt, du würdest ohne Zweifel seiner Treu nicht lange froh und hättest späte und stets währende Reue. Das letzte Mal, da wir beisammen waren, sind wir scharf aufeinander geraten ob seiner hoffärtigen Redensarten und Spöttereien. Es ist eyn Hundskerl, der das gantze Geschlecht der Weiber keinen Heller ästimieret. Und ich möchte ihm eher meynen alten Morgenstern hinten hineinrennen, als daß ich denken müßte, du wärest ihm um seiner Complimente und Galanterien zugethan.

Itzt bin ich so in Raserei geraten, daß ich gleich zween heiße Becher hinter einander heruntergestürzt habe, um nicht übels zu denken und wieder ruhig und sanftmütig zu werden. Und ist mir leichter zu Gemüt und ich will mich um den Pöfelschuften nicht weiter scheren. Er mag im Dreck bekleiben. Mir ist heute noch wunderlicher als sonsten und in meiner Seele ist es anzuschauen also turbulent wie an einem Märztage; der Wind fähret darüber hin und der Himmel lieget voller Wolken wie ein frisch gepflügtes Feld voller Schollen. Und eine jede graue Wolke will mir als eine Scholle über meinem Grabe erscheinen . . . . . Ich bin ein wenig eingenickt über dem Schreiben, dieweyl mir so gar schwach ums Hertze war. Des bin ich froh worden. Denn mir ist im Traum gewesen, ich sey wieder daheim in Schweidnitz und stund auf dem Theatrum daselbst und staunete wiederum wie als Schüler

selig die neuen bewundrungswürdigen Scenen an. Es ist mir noch alles erinnerlich geblieben und ich könnte es bis aufs geringste so fürtrefflich beschreiben, welcher Gestalt die Scenen ausgemalet gewesen sind. Hör, an, liebes Lehnchen!

„Auf einer stutzt der Pan in einem deutschen Kleide,
und an der andern sitzt ein Bacchus auf der Weide;
Aktäon schießt ein Reh mit einer Flinte tot,
Hier trägt der Himmel Gras, dort ist die Erde rot;
Hier sieht der Jupiter aus einer Zopfperücke,
Wie Juno sein Gemahl sich die Fontange flicke;
Dort zieht die Cynthia den weiten Reifrock aus;
Wo Troja untergeht, da brennt ein altes Haus;
Hier eilt der Pegasus mit einer Sau zum Troge,
Dort kommt das goldne Vließ auf einer Wasserwoge;
Hier drückt ein Satyrus das Waldhorn an den Mund,
Alcides kleidet sich in einen Kettenhund;
Der Künstler Dädalus fliegt mit zwo Flederwischen;
Der Zeus wohnt in der See, Neptunus in den Büschen;
Dort steht Terentius und zeigt zu dieser Frist,
Wie emsig er das Buch des Molière liest.
In Summa kurz gefaßt: Paris und seinesgleichen
Muß in der Schauspielkunst vor uns die Segel streichen.“

O Mädgen, süßes Mädgen! Was waren das noch für hoffnungsschwangere Tage! Ich selbsten vermaß mich mit dem Ruhme Opitzens, des schlesischen Schwans, zu wetteifern und verfertigte in wenigen Wochen ein großes Trauerspiel aus des byzanthinischen Hofes Historia. Es ward geheißen: „Die von Theodosio bereuete Eifersucht“ und ward von der gantzen Schul Jugend von Schweidnitz am 24. September Anno 1715 vorgestellt. Also genau weiß ich noch den Tag und ich war damals will mich bedünken zwanzig Jahre alt. „Ach, Schweidnitz, könnt' ich dich vergessen!“ Wie oftmalen plagt mich ein grausames unergründliches Heimweh danach, allso sehr, daß ich mich am liebsten ganz aus der Welt weg wünschte.

Ich muß Dir erzählen, daß ich dorten ein Mädgen kenne. Und sie heißt Leonore, so wie ich Dich nenne, wenn ich Dir besonders gut bin. Du schaust ihr aber sehr ähnlich, vornehmlich um den Mund und um die Äuglein. Davor bin ich Dir vor allen Stücken zugethan. Und mich will dünken, daß ich ihr treu bin in Dir und sie ewig werde lieben, auch wenn sie eynes andern seyn sollte. Wir sind uns zuvörderst auf einem Jahrmarkt begegnet. Das ist zu Roschkowitz bei

Schweidnitz gewesen. Dort haben wir uns zuerst gesehen in jungen Jahren. Wir waren schwach und klein, die Liebe stark und groß und größer als wir selbst. Hernachen sind wir oft mitsammen an einem Bach promenieret. Daran standen viele weiße und glatte Birken und besahen sich ihr eigen zierlich Ebenbild im Wasser und weinten dicke Freudenthränen vor ihre Rinden aus Rührung über unsere grosse Zuneigung. In die hab' ich oftmals ihren Namen voller Liebe geschnitten. Heute ist sicherlich alles überwachsen. Späterhin da der scharffe Winter kam, hab' ich uns eine Kammer hinter einem Altan gemiethet, darinnen wir von Mal zu Mal immer seliger wurden. Es ist Dir bekannt, daß ich den Winter vor allen Jahreszeiten verehre, weyl er in Deutschland der Kern vom Jahre ist und weyl er gar so schön finster ist. Des bin ich so voll, daß ich es Dir in Reimen sagen muß:

Ich zieh' den Mond- und Sternenschimmer
Den angenehmsten Tagen vor;
Da heb' ich oft aus meinem Zimmer
Haupt, Augen, Herz und Geist empor,
Da findet mein Verwundern kaum
In diesem weiten Raume Raum.
Der Schönen in den Armen liegen,
Wenn draußen Nord und Regen pfeift,
Macht so ein inniglich Vergnügen,
Dergleichen niemand recht begreift,
Er habe denn mit mir gefühlt,
Wie sanfte sich's im Finstern spielt.

Darum, daß aber damals der Späher und Wächter und Neider, deren heute die dumme Welt voll ist, wie denn auch kein Handwerk jetzt so gut geht als das Hechelmachen, eine große Zahl hinter uns zween armen Liebenden her war, so ist uns kein anderer Ort für unser Beisammensein übrig geblieben als bloß der Kirchhof. An dieser höchst traurigen Stätte, wo nichts als Graus und Nacht regieret und Tod und Stille triumphieret, haben wir uns oft mit unsern vollen und nach einander dürstenden Herzen getroffen und um die düstere Nachtzeit unsere Zärtlichkeit mit den hohlen Seufzern der Hingeschiedenen vermischt, die aus den Gräbern tönten. Dorten war es auch, wo sie sich endlich ganz zum Lieben bewegen ließ und ich ihre geliebten Glieder unfern der Leichensteine ihrer Eltern ins Gras darnieder zog. Annoch stehen mir ihre

Worte in der Seele und werden nie aus ihr vergehen, die sie damals sprach:

„Ich habe nichts als Dein Gemüte,
Worauf ich mich verlassen kann:
Verläßt mich jemals dessen Güte,
So ist es ganz um mich gethan;
So werd' ich allen auf der Erden
Ein Märchen und ein Greuel werden".

Es ist vielleicht thöricht von mir, daß ich Dir alles dieses schreibe, und warum ich es thue, das weiß ich eigentlich nicht. Es kommt daher, wenn man eine Weile wie ich hier im düstern über sich grüselt und ein Papier vor sich liegen hat und ein Dichter ist wie ich. Hernach hat man allerley Thorheit darauf gemalet. Das war wohl ein trauriger Ort für zween Liebenden sich zu vergnügen, solch ein Kirchhof. Aber Gott, der den Sperlingen Unterschlupf gibt und dem Täuber einen warmen Schlag, darin er seyne Taubin in großer Ruhe hertzen darf, hatte uns keine andere Stätte bereitet. Und darauf ist unsere Liebe immer verhetzt und herumgetrieben worden in abscheu- und düsterlicher Not bis auf den heutigen Tag. Denn ich bin ärmer und nothdürftiger als Bias, der all das seynige bei sich getragen hat. Darum daß mein irdischer Vater, der mir helfen sollte, in unmäßigen Zorn gegen mich verfallen ist, weyl ich, der ihm in der Kindheit unter seyner Zucht und Lehre das Höchste versprach, allsoleicht lernte ich, itzt von den Frömmlern und Heuchlern bey ihm bös angeschwärtzt als ein Absalom vor ihm erscheine. Sonderlich seitdem ich um übermächtiger Schulden willen zu Wittenberg, wo ich eine Zeit lang des Aescolapi Schüler hieß, bin in Thurn geworfen worden. Er vermeint, daß ich nicht genug mit krank' und halbtoten Leuten Umgang pflege und sähe lieber daß ich mehr studiere und die Poesie fahren lasse, die er als einen Bettel verachten thut. Ich aber halte davor, daß die Brotkunst der Medicin, wie sie itzt auf den hohen Schulen betrieben wird, so thöricht als gemein ist. Denn Bücher, Tiegel, Glas und Ring sind zusammen nichts als Plunder. Und Hunde würgen, Feuersehn, Pillen drechseln, Kräuter raufen, auf geratewohl verschreiben und sich bei dem Sterbebette in der Staatsperücke blähen, das alles acht' ich eynen Kuhschwanz wert. Man erforsche die Gesetze, die der Bauherr schöner Welt ehmals zwischen Geist und Körper ewiglich und fest gestellt.

Das mache du aber einem starr- und harten Schädel, als welcher mein Vater eyner ist, erst klar, der sich nun bei

dreißig Jahren in der armen Stadt Striegau redlich ernähret hat und den ich vor allen vollkommen achten und lieben muß. Itzund aber sind wir auf einander wie Stein und Eisen geworden. Das eine kann nicht mit dem andern zusammenkommen, ohne sich wechselseitig zu verletzen. Und obzwar ich es fast fünfmal versucht habe, seyne Zuneigung wieder zu gewinnen, hat er mich bisher verschmähet. Dafür gedenke ich ihn in einem großen carmen neuerlich anzugehen und seinen Unwillen zu besänftigen und mir alles vor ihm von meiner Seele herabzubeichten. Sofern er auch dann noch sein hartes Herz mir verschleußt, so werd' ich mein Gedicht als meine Rechtfertigung drucken lassen, auf daß die Welt erfahre, wes Vaters Sohn ich bin; und er mag mich hinfüro lieben oder hassen, es gilt mir gleich.

Derweilen ernähr' und frist' ich mich von den Reimen, die man bei mir bestellet oder die eine große Gelegenheit mir abfodert. Das weißt Du ja, mein holdes Lehnchen. Alldieweyl wir uns doch auf eynem Kindelschmaus bei deiner Schwester haben kennen gelernt, for welche ich eine Aria auf den Täufling und eine Kantate zu Ehren des Höchsten geliefert hatte. Dannenhero mach' ich carmina und quodlibets und höchst anmutige Madrigale zu Hochzeiten, Brautgelagen oder Tauffesten oder Begräbnissen, bey welchen groß' und mannigfache Kunstfertigkeit verlangt wird. Insofern manche ihre eigenen Namen vorn zu Beginn eines jeden Verses Buchstabe for Buchstabe hinter eynandergesetzet haben mögen, dabey es sich zum Schlusse doch reimen muß. Dergestalt wie ich vor kurtzem eine ehrsame Frau „Anna Rosina Klugin, gebohrene von Beuchelt" so künstlich geehret habe, daß jedermann sich darob erstaunet hat. Auch hast Du ohne Zweiffel schon von meinem langen weltberühmten Lobgedicht auf den durchlauchtigsten Prinzen Eugen, welcher die Türken und Morgenländer vernichtet hat, vernommen. Wodurch es geschehen ist, daß Deine Majestät selbst, König Friedrich August von Sachsen, zubenannt der Starke, an mich hat schreiben lassen, weil er einen Menschen begehret, der bei allen Gelegenheiten und Lustbarkeiten des Hofes im Dichten was aufsetzen kann. Indessen ich befürchte, daß ich nicht der Mann bin mit den Kämmerern um die Wette einen Katzenbuckel zu machen. Davor bin ich zu lange ein freier Pursche gewesen. Somit leb' ich eher als ein allzeit fröhlicher Christ meine Tage weiter und liebe meinen Reim, solang' ich Athem zieh'.

Je länger ich an Dich schreibe, mein Lehnchen, so mehr verfall' ich in einen dichten Rausch, darinnen ich dieß be-

denken muß: Wie wäre die Welt schön und liebreich, wenn die Menschen besser und grösser geartet wären! Da liest und ergötzet man sich männiglich an den Romanen des Herzogs von Braunschweig oder der Herren von Ziegler und von Lohenstein und schwärmet von mutigen Mohren und edlen tugendsamen Printzen und hochhertzigen ruhmreichen Königen und Kaysern und von übersüssen, vor Liebe schier entseelten Printzessinnen. Derweilen sind sie selber so kleinlich und reden von nichts als Mahlschatz und wie man sein Auskommen finde in der Welt. Und was vordem ein kühner Abenteurer gewesen ist, daß muß itzt ein herumgestoßener armer Landstreicher werden, und man wird so wie ein Schiff von Stürmen hingerissen. Ich bin kein lasterhafter Kerl, das weisstu wohl, mein Mädchen! Nur daß ich mich schlecht in ein gewöhnlich kleines Loos kann schicken, das ist mein gantz- und großes Ungelück. Wie oftmalig hat mir schon der oder jener von den älteren Leuten ins Gewissen reden mögen mit; „Zähm er sich!“ Es ist mir nicht eingefallen. Und wenn der ewige Gott, welchen ich in vielen Liedern mit Fleiß besungen habe, auf mich zuträte und spräche: „Zähm er sich!“, ich würde ihm nicht gleich Gehorsam leisten und ihn auf die Jahre meines Alters verweisen. Jetzt bin ich noch so grün wie ein Reiß im Maien, und wer mir jemals etwas schlechtes nachreden wird, der hat die Jugend höchstselbst damit gelästert. Maßen ich erachte, daß sie ebenso sehr geehrt werde wie das Alter, obzwar die meisten Menschen nichts hiervon wissen wollen.

Es ist mir fast, als schrieb ich hier eher mein testamentum als einen Liebesbrief an mein Mädchen. Das macht das hastige Trinken, das einen gleich der Welle einmal in Fröhlichkeit und das andere Mal in Traurigkeit wirft, warum ich es als etwas übermenschliches verehre. Denn wenn ich das Elend meiner jungen Jahre bedenke und wodurch ich mich habe quälen müssen mit Hunger, Entbehrungen, Hohn nnd Mißachtung der Welt, so verwundert es mich beinahe darum, daß ein schwacher Mensch so viel hat ertragen können. Das Glück ist mir stets zuwider gewesen und Fortuna die alte Strunsel wäre das alleinige Weib, das ich mit Wollust trillen und foltern sähe. Darum daß mir niemand ein Unrecht nachsagen kann, wofür ich so gemartert werden müßte, es sey denn, daß ich zu sehr liebete.

Doch daß ich zärtlich lieben kann,
das nehm' ich von des Schöpfers Güte
wohl für die größte Wohltat an.

Ist es doch die Liebe alleyn, bestes Mädchen, wodurch das gantze Weltgebäu in den Fugen erhalten bleibt. Und wenn ich mich unter die lorbeerreiche Schar der Virgile, Horaze und Petrarche mische, um, wie ehmals sie, in süß und hohen Schriften den Seelen seltener Art ein Denkmal itzt zu stiften, so merk' ich, wenn mein Mund in ihren Schriften liest, daß unsere Liebe schon vordem gewesen ist. Des bin ich heiter im innersten Grunde meiner Brust, wenn mich auch manchmalen die Schwachheit meines Körpers anbläßt als wie ein kalter Grabeshauch inmitten meiner Wonnen. Oft ist ein guter Tod der beste Lebenslauf uud also müssen wir auf Erden zu dem Tode reifer werden. Darum ist mir vor ihm nicht bange, weiß ich doch, so sehr wie ich lebe: dieses einst verscharrte Blut hegt noch in der Asche Glut.

Drum möcht ich mich am liebsten tot lieben, mein Mädchen. Hernachen mögt ihr mir das traurige Epitaph auf meine frühe Gruft schreiben:

„Hier starb ein Schlesier, weil Glück und Zeit nicht wollte,
Daß seine Dichterkunst zur Reife kommen sollte.
Mein Pilger, ließ geschwind und wandre Deine Bahn,
Sonst steckt Dich auch seyn Staub mit Lieb und Unglück an."

Und dies ist der Beschluß meines langen Briefes, mein kurtzes Mädgen. Wer weiß, ob Du ihn gantz gelesen hast. Ich bin darüber matt geworden zum Schlaf und zieh nun die Wolldecken über meinen Schädel und träume von Dir. Das ist alles wahr, was ich von meyner Liebe zu Dir geschrieben habe; denn was Günther fühlt, das weiß sein Herz; darum daß er ein Dichter ist.

Ich weiß, daß Du alle Briefchen und Billeter verbrennst, die ich Dir zustecke, aus Furcht vor Deiner Mutter. So verbrenne auch dies Papier; es riecht ohnedies nach Käsefett wie alles, was von dem Mosjöh von Wirten kommt, bey dem ich hause. Es braucht zudem nicht ein jeder Fetzen von uns auf die Nachwelt zu kommen und sie mit Mehl zu verstäuben. Das ist meyne Meynung, dem hohen Herrn Reichshofrath von Leibnitz zum Trotz, der von jedem Brief eine copia machen läßt. Das könnte uns passen, liebes Lehnchen, daß man uns in den Pöckel der Gelehrsamkeit legte und alle Mäulchen, die wir uns gegeben hätten, zusammenaddieren würde. Dies soll hinfort meyne Drohung sein, wenn du mich verliessest, daß ich dich als eine Messaline oder Cleopatra oder Maria Stuarda vor die Nachwelt brächte, meyn Lehnchen! Woraus du ersehen kannst, was es heißt, meine Liebste zu seyn. Mit dieser An-

drohung zerknicke ich die Feder, die dir dieses Briefchen schrieb, auf daß sie keiner andern mehr seyn und nutzen kann außer dir und bin eher tot als ungetreu

deyn Johann Christian Günther.

Vier Jahre darauf starb er in Jena an der Auszehrung, wohlbemerkt noch nicht 28 Jahre alt. Des alten Goethe verkehrtestes Urteil: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben und Dichten", das jedem Deutschen sofort heute ohne Nachdenken bei dem Namen Günther in den Kopf kommt, hat, von seinen Biographen weiter getragen, den ganzen Aspekt seines Lebens verhunzt. Günther ist einer der am heißesten nach Sittlichkeit, nach Gleichgewicht und Einklang mit der Umwelt strebenden Dichter gewesen, die uns beschieden waren. An rechter Frömmigkeit, Aufrichtigkeit Liebe zur Wahrhaftigkeit steht er keinem nach. Sein fester Wille zum Glück, wie er sich in der Sehnsucht nach einer Gefährtin aussprach, die ihm des Lebens Angst versüße, hätte ihn sicherlich mit starken Schwingen ins reife, würdige Alter getragen. Er starb ungebrochen auf dem Fundament einer hart errungenen harmonischen Weltanschauung, und wäre wie Goethe der Mann geworden, sie herrlich auszubauen. Wer es nicht glauben kann, der lese alle seine Gedichte unverkürzt, aufs neue, und bitte seiner Grabstele jedes ihn kränkende Wörtlein ab! Uns Deutschen ist kaum ein schönerer Jüngling erwachsen.

Rosen

Von Anja von Mendelssohn

Die allerschönsten Rosen
Hat mir ein fremder Mann gebracht.
Und ich? Ich hab die ganze Nacht
Die kleine Knospe heiß geküßt,
Die gestern aus dem Knopfloch Dir
Gefallen ist.

Deutsches Strafrechtselend

Von Dr. J. Werthauer, Rechtsanwalt

Diese Klagen und Anklagen des bekannten Verteidigers sind während des Scharmachprozesses geschrieben, in dem sie ihre Bestätigung fanden.

Bei allen Völkern spiegelte das Strafrecht den Kulturzustand wieder, dem es entsproß. Ich habe in manchen Hexenprozeßakten gelesen, wie vor durchaus gutgläubigen und gebildeten Richtern eine Beweiserhebung darüber stattfand, ob von Zeit zu Zeit ein aus dem Munde der Angeklagten hervorbrechendes Feuer die Anwesenheit des Teufels konstatiere. Auf der Steinplatte von Caserta, enthaltend das Todesurteil gegen Jesus, heißt es u. A.:

> aus den Zeugenaussagen, die geprüft und als wahr befunden sind, ist der Beweis geliefert worden, daß Jesus ein Verführer des Volkes, ein Aufrührer und ein Verächter des Gesetzes ist.

Dinge werden vom Richter geglaubt und deshalb als Tatsachen mit jener Sicherheit hingestellt, welche die Ansicht von ihrer Richtigkeit hervorruft; hierzu gehört vor Allem die Behauptung der Schuld . . .

Es ist gleich, ob die Griechen das Schuldmoment in den Antrieb der Götter legten (ein Standpunkt, der dem heutigen gegenüber noch als Vorzug zu erachten ist), oder ob das Mittelalter die Schuld einem bösen Geist zuschrieb . . . oder ob das moderne Strafrecht die Schuld im angeblich freien Willen des Täters verankert.

Wer in der Praxis jemals von Zelle zu Zelle des Untersuchungsgefängnisses warmen Herzens geschritten ist, der sieht den jämmerlichen Bankerott aller dieser Theorien gegenüber der tatsächlichen Wirklichkeit, — welche restlos in jedem Falle die Schuld als außerhalb des Täters liegend erkennen läßt.

Die Lehrbücher unserer Professoren bemühen sich vergeblich um die Rechtfertigung des nicht zu Rechtfertigenden. Und doch ist diese Mangelhaftigkeit des Strafrechts nur ein Kinderspiel im Verhältnis zu dem familienmordenden Kampfe, der sich im Einzelfall an den Strafprozeß anschließt. Mangels der Möglichkeit jeder wirklichen Ordnung des Verfahrens setzt sich bei den Kulturstaaten die Überführung des Täters heute in

einen sogenannten Strafprozeß, d. h. einen Kampf den um, der Ankläger mit dem Angeklagten vor den Augen des Gerichts und des Volkes aufzuführen hat, damit aus dem Widerstreit der Parteien die Wahrheit erkannt werde.

Unsere Deutsche Strafprozeßordnung ist in einigen Gedanken das Kind der großen Zeit, in der das Volk unter der Führung volkstümlich empfindender Menschen die deutsche Einheit schuf.

Diese richtigen Gedanken aber sind überwuchert von den Resten alt-absolutistischer Regierungsmaximen, welche man trotz den Warnungen einsichtiger Politiker nicht über Bord werfen wollte.

Die Gefahren des Strafprozesses sind für alle dieselben. Jeder Deutsche kann, auch wenn er unschuldig ist, durch Umständeverkettung Angeklagter werden. Jeder, der mitzusprechen hat, sollte rückhaltlos dafür eintreten, daß wenigstens der Strafprozeß, in welchem es um Leben, Ehre, Freiheit und Vermögen geht, einzig und allein nach den Grundsätzen geordnet werde, welche die Richtigkeit des Urteils garantieren, — während heute der Strafprozeß so geordnet ist, daß er fast mit Notwendigkeit die Findung des Rechts in allen schwierigen Fällen erschwert, wenn nicht zur Unmöglichkeit macht.

Die Ermittlungen der Staatsanwaltschaft (auf Grund einer Denunziation), an denen der Anzuklagende nicht einmal das Recht hat, sich aktiv zu beteiligen, welche geheim vor ihm erfolgen dürfen, bilden mit der daraus zusammengestellten Anklage die Grundlage der Verhandlung, da kraft eines Verdachtes der Deutsche aus der Reihe der andern Menschen herausgehoben und zum „Angeklagten“ gemacht werden kann.

Die Prozeßordnung will zwar, daß in größeren Sachen eine Voruntersuchung stattfindet, damit ein unparteiischer Richter und nicht die Staatsanwaltschaft, die eine Prozeßpartei ist, die Ermittlungen leitet, sie hat es aber dem Ermessen der Staatsanwaltschaft überlassen, ob ihr Wille, abgesehen von einigen hier nicht interessierenden Fällen, Rechtens wird. Wie die Staatsanwaltschaft, in der unrichtigen Ansicht, daß die Beschleunigung besonders wichtig sei, selbst in einer größten und wichtigsten Sache eine Voruntersuchung nicht beantragt, zeigt der Methylalkoholprozeß. Dadurch ist die Staatsanwaltschaft in der Lage, durch die Anklage die von ihr gewünschten Zeugen und Sachverständigen zu laden, indem die Vorermittlungen sich nur auf die von ihr gewünschten Personen erstreckt und indem die Eröffnung des Hauptverfahrens keinen Schutz hiergegen bildet, weil sie beschlossen werden kann, wenn ein Verdacht statt keines Beweises vorliegt, der Verdacht

sich natürlich eben aus jenen Ermittlungen der Prozeßpartei ergibt. Hinzukommt, daß selbst in den größten Sachen der Angeklagte zuweilen veranlaßt wird, auf die Mindestfristen zu verzichten, welche zwischen der Anklage-Erhebung, der Eröffnung und dem Termine liegen sollen, ohne daß der zu den Akten legitimierte Verteidiger auch nur hinzugezogen wird, obwohl der Angeklagte in Haft ist (Methylalkoholprozeß) und die Fristen eigens vom Gesetz gegeben sind, damit schon durch den Ablauf der Zeit der Angeklagte zur Besinnung darüber kommen soll, daß es sich um wichtige Dinge handelt. In einem glänzenden Artikel, der jedem juristischen Fachblatt zur Ehre gereichen würde, hat der Vorwärts am 5. April 1912 unter der Überschrift „Schnelljustiz" diese Mängel der Öffentlichkeit übergeben.

Das deutsche Volk wird mit Interesse abwarten, ob etwas zur Änderung geschieht.

Die Untersuchungshaft wird derartig häufig verhängt, daß jemand, der in die Seele der Angeklagten sich hineinzuleben versteht, in schwerste Bekümmernis kommen muß. Alte Frauen, die nicht die geringsten Beziehungen zum Ausland haben, keine Mittel und keine Sprachkenntnisse besitzen, befinden sich in Untersuchungshaft, obwohl sie sicher gern zum Termin sich einstellen würden. Wird jemand eines Verbrechens beschuldigt und der Denunziant arbeitet mit der nötigen Gewissenlosigkeit, so ist die Untersuchungshaft in der Regel sicher, mag es auch nachher gelingen, die Wahrheit aufzudecken und den Freispruch zu erwirken . . . In der neuesten Zeit wird ferner die Lage derjenigen, welche in Untersuchungshaft sind, oft noch besonders dadurch erschwert, daß die Staatsanwaltschaft wegen derselben Kosten, die sie durch die von ihr getätigten Ermittlungen veranlaßt, das Vermögen der in Untersuchungshaft Genommenen in Höhe der Kosten beschlagnahmt, — indem sie behauptet, dem Fiskus stehe schon ohne Urteil ein bedingter Anspruch auf Ersatz dieser Kosten zu. Das Urteil sei eine „Bedingung". Dadurch kann solcher Untersuchungsgefangene nicht einmal mehr von dem Recht, auf seine Kosten Sachverständige und Zeugen zu laden, Gebrauch machen. Ein Justizministerialerlaß ist vor Jahren publiziert, der dem entgegentritt, gleichwohl geschieht es neuerdings wiederholt, und zwar, soweit bekannt, gerade bei Untersuchungsgefangenen, die schon durch die Haft tatsächlich fast wehrlos sind. Geht die Anklagebehörde bei einer technisch schwierigen Frage von einer falschen Voraussetzung aus und ladet nur die ihr genehmen Sachverständigen, welche eine unrichtige Ansicht

vortragen, so ist im Endergebnis der in Untersuchungshaft genommene Angeklagte in der Regel rettungslos verloren. Auf dieser Konstellation in Verbindung mit der unrichtigen Bestimmung, daß das Gericht die vom Angeklagten gewünschten Sachverständigen nicht zu berücksichtigen brauche, beruhen die furchtbarsten Fälle unrichtiger Urteile, wie sie durch die Hexenprozesse bis zu den neuesten Zeiten sich hinziehen.

Ist so das Vorverfahren unrichtig konstruiert, so bietet die Hauptverhandlung noch viel schlimmere Mängel. Die Akten der einen Partei, nämlich der Staatsanwaltschaft, sind die Akten, welche dem Vorsitzenden vorliegen. Auf dieser Grundlage verhandelt der Vorsitzende. Er verhandelt, dies ist wohl der schlimmste Fehler, den eine Prozeßordnung überhaupt machen kann. Ein Prozeß soll es sein, also ein Kampf. Dies ist nur denkbar, wenn Parteien mit gleichen Waffen kämpfen und ein unparteiischer Leiter sie und die Aufrechterhaltung der Regeln des Streites schützt. Es gibt kein Duell, das von einer anständigen Gesetzgebung nicht als Mord bezeichnet würde, wenn es nicht die Vorschrift beachtet, daß ein nicht kämpfender Unparteiischer das Duell leitet. Dagegen hat unsere Prozeßordnung den unparteiischen Leiter zur Hauptperson gemacht, der in Wirklichkeit fast die ganze Sache selbst verhandelt . . . Der Vorsitzende verhandelt die Anklage mit dem Angeklagten. Es geschieht dies in der Form eines Zwiegesprächs. Das Gequälte der Situation ergibt sich fast stets für den Vorsitzenden selbst am schlimmsten, indem er fortgesetzt den Angeklagten mit den Worten apostrophieren muß: „Also darauf sind Sie, natürlich nur nach Angabe der Anklage, durch das Fenster eingestiegen“ usw. Will der Angeklagte selbst etwas Fremdartiges, das nicht in der Anklage steht, das er aber für wesentlich hält, hinzutun, so stört dies den Zusammenhang derart, daß mit Recht er entweder daran zunächst gehindert wird oder die Sache den Faden verliert.

Wer nicht Jura studiert hat, wird es nicht für möglich halten, daß die Prozeßordnung ferner die Vorschrift enthält, daß selbst der Verteidiger nicht das Recht hat, an den Angeklagten eine Frage zu stellen. Er darf nur beim Vorsitzenden beantragen, etwas anderes noch als das Gehörte zur Erörterung zu stellen und dieser, eventuell das Gericht, können bereits in diesem Stadium des Verfahrens dies als nicht zur Sache gehörig ablehnen! . . . Demnächst verhandelt der Vorsitzende mit den Zeugen und Sachverständigen, die der Staatsanwalt geladen hat. Der Angeklagte kann, wenn er kein Geld hat, solche nicht laden und das Gericht braucht vorher mit seinen An-

trägen auf Ladung sich nicht zu befassen — und in der Verhandlung, insbesondere nach Vernehmung der von der Gegenseite Geladenen wird Ladung und deshalb Vertagung oft nicht stattfinden, weil die Beweisthemata für unerheblich gehalten werden; weil der durch die Anklage hervorgerufene Verdacht die Ansicht beeinflußt . . .

Der Angeklagte hat das Recht, nach der Verhandlung des Vorsitzenden mit den Zeugen und Sachverständigen etwas zu erklären, während der Verteidiger auch dies noch nicht einmal darf.

Wer von den Beteiligten Temperament hat, kann während dieser Zeit, da der Vorsitzende verhandelt, Bleistifte zerbrechen, aufstehen und sich setzen, unterbrechen und zurechtgewiesen werden, Ungebühr begehen und sonstige Dinge, die sich mit einer Regelmäßigkeit, die dem Auf- und Untergang der Sonne entspricht, beispielsweise dann wiederholen, wenn ein tüchtiger Zivilist plötzlich sich auf der Verteidigerbank findet und dieses Prozedieren miterlebt. Der Angeklagte muß oft eine halbe Stunde lang mitanhören, wie der Vorsitzende mit dem Zeugen einen von diesem erlogenen Sachverhalt so lange erörtert, bis der schließlich als festgestellt erachtet wird. . . . Natürlich empfindende Angeklagte brechen, wenn sie dann zu Wort kommen, oft in Worte aus, wie: „Das ist alles erlogen", weil sie gar nicht mehr in der Lage sind, auf die Einzelheiten einzugehen. Sie können dann wegen Ungebühr auf 3 Tage abgeführt werden. Verteidiger können nur mit dem Aufgebot der äußersten Ruhe und der eisernsten Konsequenz ihrerseits nunmehr zur Befragung übergehen, die oft in ganz anderer Richtung und nach anderem System erfolgen muß. Da das aber von dem des „Vorsitzenden" abweicht, erscheinen nunmehr die Fragen als Widerspruch, als unnötig, und nur selten gelingt es eiserner Pflichttreue dann noch, durch Aufrollung etwa nur dem Angeklagten bekannter Tatsachen, das Lügengebäude des Denunzianten zu zerschmettern.

Diese Konstruktion des Strafprozesses glaubte man zwecks Aufrechterhaltung patriarchalischer Autorität nicht entbehren zu können. In Verbindung mit der völligen Ungleichheit der Waffen der beiden Parteien ist dadurch der gesamte Prozeß zu einer Verhandlung gemacht, die in sich die Aufdeckung der Wahrheit in wichtigen Sachen in Form eines Prozesses erschwert oder unmöglich macht.

Ein Vorsitzender, der selbst verhandelt, kann die Verhandlung nicht leiten. Die fortgesetzten Zusammenstöße sind systematisch aus diesen Mängeln als unvermeidlich erklärt.

Es ist so, als ob im Duell von vornherein die Kämpfenden an falscher Stelle geordnet sind, der Leiter mitkämpft, der Kampf zum großen Teil deshalb ohne Leitung ist und deshalb der ganze Kampf zum Tumult werden muß.

Wenn in wichtigen Sachen alle Prozeßbeteiligten weit über den Durchschnitt an Intelligenz hervorragen und bestrebt sind, eine völlige Gleichheit der Beteiligten herbeizuführen, so zeigen sie, daß Edelmenschen auch mit mangelhaften Gesetzen fertig werden können . . . Ebenso kann die Sache scheinbar harmonisch klappen, wenn irgend einer der Beteiligten in verräterischer Weise nur einen Scheinkampf führt. Als solcher käme namentlich eventuell der Verteidiger in Frage, der, um sich scheinbar gut mit dem Gericht zu stellen, die wahre Meinung und die Rechte des Angeklagten unterdrückt, alles Mögliche einräumt, dessen Richtigkeit er nicht nachgeprüft hat, den scharfen Gegensatz des Behaupteten nicht erwähnt und so irrigerweise glaubt, ephemere Scheinerfolge für den Klienten erzielen zu können. Daß es solche Verteidiger gibt, wollen wir nicht behaupten; jedenfalls hoffen, daß sie ausgestorben sind —, obwohl sie die helle Freude der sogenannten „Wohlgesinnten" hervorrufen . . . Der gute kollegiale Verkehr erscheint denen, welche von den dem System innewohnenden Mängeln keine Kenntnis haben, als ein Bestandteil der Sicherheit einer guten Rechtspflege. Dies alles ist Ammenmärchen. Ob Richter mit Staatsanwälten und diese mit Rechtsanwälten kollegial verkehren oder nicht, ist vollständig gleichgültig für die Findung des Rechts im Einzelfalle, wenn die Prozeßordnung die richtige Mitbeteiligung am Suchen unmöglich macht. Das Ansehen der Rechtspflege beruht einzig und allein in der Richtigkeit der Urteile . . . Wie unrichtig ein Richter über diese Dinge urteilen kann, ergibt ein Artikel in der Täglichen Rundschau vom 4. April 1912, wo es wörtlich heißt:

> Wenn das Ansehen des Richterstandes bei einem großen Teil des kritiklosen Publikums in der Reichshauptstadt herabgesetzt ist, dann können wir Richter uns auch bei diesen Herren bedanken —

gemeint sind hiermit die Verteidiger. Der Herr bezeichnet das Publikum, das am eigenen Leibe die Folgen unrichtiger Urteile spürt und viel besser als er weiß, um was es sich bei seinen schweren Klagen handelt, als kritiklos . . . Im Reichstag hat ein Abgeordneter mit Recht hervorgehoben, daß jährlich der Prozentsatz der unschuldig Verurteilten Tausende von Unwilligen schafft, die gesehen haben, wie das richterliche Urteil irrt, und deshalb die Richter statt das Gesetz bemängeln. Es ist schwer

zu glauben, daß ein Richter meint, der angebliche Mangel des Ansehens des Richterstandes könne durch das Verhalten der Verteidigung im Einzelfalle beeinflußt werden, es sei denn, daß er das Ansehen im Autoritätsglauben, statt in der Urteilsrichtigkeit findet . . . Das Ansehen des Richterstandes hat übrigens, wie diesem Herrn gesagt sein mag, überhaupt nicht gelitten, sondern nur das Ansehen der Rechtspflege; denn das Publikum ahnt die Mängel sehr richtig. Es empfindet sehr wohl, daß der Angeklagte in seiner eigenen Verteidigung wenn er in Haft, wenn er arm ist (und dergleichen), beschränkt bleibt und daß der Verteidiger nur wenige prozessuale Rechte hat. Es würde den Verteidiger mit Recht zu der Gruppe der Judasverräter werfen, wenn es bemerkte, daß er, um dem Gericht wohlzugefallen, die Rechte nicht ordentlich wahrnähme.

Ein Artikel der Vossischen Zeitung ermahnt (in einem Gedankengang, wie er den Schutzjuden gegenüber früher gerechtfertigt war), die Verteidiger möchten doch ja recht artig sein, sonst würde eine künftige Gesetzgebung die Verteidigungsrechte des Angeklagten noch mehr beschränken. Der Rat ist selbstverständlich wohlgemeint, aber ganz unrichtig. Nicht die Verteidigung, sondern das deutsche Volk hat ein Interesse daran, daß die Rechte der Verteidigung denen der Staatsanwaltschaft gleich und beider Rechte richtig geordnet sind. Es ist absonderlich, die jetzige Verteidigung zu ermahnen, die Prozeßrechte nicht voll wahrzunehmen, wenn nach einer verfehlten Konstruktion dadurch Konflikte entstehen müssen, — weil eine künftige Gesetzgebung sonst noch mehr die Rechte beschränken würde.

Ein gütiges Geschick wird das deutsche Volk davor bewahren, ebenso wie davor, daß etwa das, was als Prozreßeform jetzt in Frage steht, jemals Gesetz werde. Die oben skizzierten falschen Grundlagen würden sonst zunächst verewigt werden, ohne daß die kleinen Verbesserungen wirklich von Bedeutung wären.

Wenn man den Apothekern überließe, ein Gesetz über die Rechte der Apotheker zu machen, oder den Radfahrern eine Verordnung über die Wegbenutzung, so würde wohl jeder darüber den Kopf schütteln, daß in der Kommission das Objekt z. B. der Bauer fehlt, dessen Weg eventuell zerstört wird, der Arzt, der die Medizin nötig hat. Richter, welche selbst das Recht anwenden, sind nicht Praktiker in bezug auf das angewandte Strafrecht. Rechtsanwälte sind es in soweit, als sie mit den Angeklagten die Fälle durcherlebt haben. Aber ein Mann wie L e u ß, der in seinem Buche glänzend die Mängel

als selbst erfahren hervorhebt, Männer, die zu unrecht verurteilt und im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochen sind, Ärzte, Frauen auf dem Gebiete des Sittlichkeitsrechts, Künstler auf dem Gebiete der Literatur, Baumeister im Fach der fahrlässigen Körperverletzung, das sind Experten — einige Juristen für die Formgebung genügen.

Doch das ist Fata Morgana. Noch haben wir es mit dem geltenden Strafrecht zu schaffen. Da hat jeder seine Pflicht zu tun. Es ist herzerhebend, wenn beim Zusammenarbeiten mit einem Edelmenschen, wie es z. B. der eben abgegangene Landgerichtsdirektor Kanzow war, der Prozeß geführt wird . . . Ist dies aber nicht möglich, dann mögen die Geister heftig aufeinanderplatzen, weil jeder voll seine Schuldigkeit tut, aber im System etwas nicht in Ordnung ist.

Heines Weber-Lied

(Ältere Fassungen.)

Von P. Koerner

Nach Elsters Angaben in seiner kritischen Heine-Augabe (S. 512 der Lesarten zum zweiten Bande) findet sich Heines Weberlied zum ersten Male gedruckt auf S. 145 des von H. Püttmann herausgegebenen „Album. Originalpoesien von George Weerht usw. Borna. 1847“ (vergl. Meyer, Heine-Bibliothek, S. 82). Unter der Überschrift „Die schlesischen Weber“ befindet sich an der genannten Stelle die Bemerkung: „Vom Dichter revidiert“. Nach Elster ist diese durchgesehene Fassung die einzige bisher bekannte.

Durch einen Zufall gelangte die ältere Fassung des Liedes in meine Hände. Sie fand sich als Einblattdruck in einer Sammlung von Flugblättern der vierziger Jahre und ist als „Weberlied“ bezeichnet. Ich gebe den älteren Text hier wieder:

Im düstern Auge keine Träne,
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne;
Alt-Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch.
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem Gotte, dem blinden, dem tauben,
Zu dem wir gebetet mit kindlichem Glauben.
Wir haben vergeblich gehofft und geharrt,
Er hat uns geäfft und gefoppt und genarrt.
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen,
Der uns den letzen Groschen erpreßt
Und uns, wie die Hunde, erschießen läßt.
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Trug und Schande,
Wo nur Verwesung und Totengeruch;
Alt-Deutschland, wir weben dein Leichentuch.
Wir weben, wir weben! Heinrich Heine.

Neben dieser vermutlich bald nach dem Weberaufstand 1844 entstandenen Fassung ist mir nun noch eine andere bekannt,

welche sich in der 1848 erschienenen Anthologie von Hermann Rollett „Republikanisches Liederbuch" findet. Dieses lautet:

„Die schlesischen Weber."

Im finstern Auge keine Träne
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne —
Altdeutschland! sie weben dein Leichentuch
Und weben hinein den dreifachen Fluch —
Sie weben, sie weben, sie weben.

Ein Fluch dem Gott, dem blinden und tauben,
Zu dem wir gebetet mit himmlischen Glauben,
Auf den wir gehofft, auf den wir geharrt,
Er hat uns gefoppt, er hat uns genarrt. —
Wir weben, wir weben, wir weben.

Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Dem obersten Henker der Freien und Gleichen,
Der uns den letzen Groschen erpreßt,
Und uns wie Hunde erschießen läßt —
Wir weben, wir weben, wir weben.

Ein Fluch dem deutschen Vaterlande,
Wo unser Erbteil ist Elend und Schande,
In dem nichts herrscht als Lug und Trug —
Altdeutschland! wir weben dein Leichentuch —
Wir weben, wir weben, wir weben.

Heine.

Woher diese von Rollett in seine Anthologie aufgenommene Fassung rührt, ließ sich nicht feststellen. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß sie die älteste Form des Weberliedes darstellt, da ihre Abweichungen von der endgültigen Fassung noch erheblicher sind als die des Einblattdruckes. Andererseits ist wohl als sicher anzunehmen, daß mit dem Flugblatt der erste Druck des „Weberliedes" vor uns liegt. Das ist umso eher angängig, als kurz zuvor Heines Gedicht auf den kosmopolitischen Nachtwächter Dingelstedt „Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen" gleichfalls als fliegendes Blatt veröffentlicht worden war, nachdem es die Zensur der „Eleganten Welt" nicht passiert hatte. (S. Heines Brief an Campe vom 28. Februar 1842 bei Daffis, Heine-Briefe Bd. II S. 152.) Der ganze Charakter des Weberliedes ließ es aber noch weit eher als ausgeschlossen erscheinen, daß es der Zensur entgehen würde. Was lag näher, als daß man es gleich als fliegendes Blatt veröffentlichte!

Die Inzestscheu der Wilden

Von Sigm. Freud

Professor Freud in Wien, der mit neuen Mitteln zum Erforscher der Seele wurde, beherrscht ein Gefild von lockend dunklem Glanz. Zwischen Schlaf und Wachen; zwischen Dämmerung und Bewußtsein. Zwischen Gegenwart und Erinnerung; zwischen heut und urehemals. Bei ihm wird . . . nicht Wissenschaft zur Dichtung, sondern Dichterisches zur Wissenschaft.

Was der einbildnerische Geist in Untertönen, in tiefen Quellen verschollen und verstohlen wahrnimmt: daran vollstreckt Freud eine Wirklichkeitsprüfung.

Bei der Anwendung auf die Geisteswissenschaften wird der Freudschen Psycho-Analyse künftig ein periodisches Unternehmen, „Imago", dienen und sechsmal im Jahre bei Hugo Heller & Cie. erscheinen. Die Leitung neben Freud werden Otto Rank und Hanns Sachs haben. Die folgenden (ethnologischen) Bruchstücke bilden Freuds Auftakt.

. . . Den Menschen der Vorzeit kennen wir in den Entwicklungsstadien, die er durchlaufen hat, durch die unbelebten Denkmäler und Geräte, die er uns hinterlassen, durch die Kunde von seiner Kunst, seiner Religion und Lebensanschauung, die wir entweder direkt oder auf dem Wege der Tradition in Sagen, Mythen und Märchen erhalten haben, durch die Ueberreste seiner Denkweisen in unseren eigenen Sitten und Gebräuchen. Ausserdem aber ist er noch in gewissem Sinne unser Zeitgenosse; es leben Menschen, von denen wir glauben, dass sie den Primitiven noch sehr nahe stehen, viel näher als wir, in denen wir daher die direkten Abkömmlinge und Vertreter der früheren Menschen erblicken. Wir urteilen so über die sogenannten wilden und halbwilden Völker, deren Seelenleben ein besonderes Interesse für uns gewinnt, wenn wir in ihm eine gut erhaltene Vorstufe unserer eigenen Entwicklung erkennen dürfen.

Wenn diese Voraussetzung zutreffend ist, so wird eine Vergleichung der „Psychologie der Naturvölker", wie die Völkerkunde sie lehrt, mit der Psychologie des Neurotikers, wie sie durch die Psychoanalyse bekannt worden ist, zahlreiche Uebereinstimmungen aufweisen müssen und wird uns gestatten, bereits Bekanntes hier und dort in neuem Lichte zu sehen.

Aus äusseren wie aus inneren Gründen wähle ich für diese Vergleichung jene Völkerstämme, die von den Ethnographen als

die zurückgebliebensten, armseligsten Wilden beschrieben worden sind, die Ureinwohner des jüngsten Kontinents, Australien, der uns auch in seiner Fauna soviel Archaisches, anderswo Untergegangenes, bewahrt hat.

Von diesen armen nackten Kannibalen werden wir gewiss nicht erwarten, dass sie im Geschlechtsleben in unserem Sinne sittlich seien, ihren sexuellen Trieben ein hohes Mass von Beschränkung auferlegt haben. Und doch erfahren wir, dass sie sich mit ausgesuchtester Sorgfalt und peinlichster Strenge die Verhütung inzestuöser Geschlechtsbeziehungen zum Ziel gesetzt haben. Ja ihre gesamte soziale Organisation scheint dieser Absicht zu dienen oder mit ihrer Erreichung in Beziehung gebracht worden zu sein.

An Stelle aller fehlenden religiösen und sozialen Institutionen findet sich bei den Australiern das System des T o t e m i s m u s. Die australischen Stämme zerfallen in kleinere Sippen oder Clans, von denen sich jeder nach seinem T o t e m benennt. Was ist nun der Totem? In der Regel ein Tier, ein essbares, harmloses oder gefährliches, gefürchtetes, seltener eine Pflanze oder eine Naturkraft (Regen, Wasser), welches in einem besonderen Verhältnis zu der ganzen Sippe steht. Der Totem ist erstens der Stammvater der Sippe, dann aber auch ihr Schutzgeist und Helfer, der ihnen Orakel sendet, und wenn er sonst gefährlich ist, seine Kinder kennt und verschont. Die Totemgenossen stehen dafür unter der heiligen, sich selbstwirkend strafenden Verpflichtung, ihren Totem nicht zu töten (vernichten) und sich seines Fleisches (oder des Genusses, den er sonst bietet) zu enthalten.

Fast überall, wo der Totem gilt, besteht auch das Gesetz, dass M i t g l i e d e r d e s s e l b e n T o t e m n i c h t i n g e s c h l e c h t l i c h e B e z i e h u n g e n z u e i n a n d e r t r e t e n, a l s o a u c h e i n a n d e r n i c h t h e i r a t e n d ü r f e n. Das ist die mit dem Totem verbundene E x o g a m i e.

Dieses streng gehandhabte Verbot ist sehr merkwürdig. Es wird durch nichts vorbereitet, was wir vom Begriff oder den Eigenschaften des Totem bisher erfahren haben, man versteht also nicht, wie es in das System des Totemismus hineingeraten ist. Wir verwundern uns darum nicht, wenn manche Forscher geradezu annehmen, die Exogamie habe ursprünglich — im Beginn der Zeiten und dem Sinne nach — nichts mit dem Totemismus zu tun, sondern sei ihm irgend einmal, als sich Heiratsbeschränkungen notwendig erwiesen, ohne tieferen Zusammenhang angefügt worden. Wie immer dem sein mag, die Vereinigung von Totemismus und Exogamie besteht und beweist sich als eine sehr feste.

. . . Es würde unserem Interesse wenig dienen, wenn wir in die ausserordentlich verwickelten und ungeklärten Diskussionen über Herkunft und Bedeutung der Heiratsklassen, sowie über deren Verhältnis zum Totem tiefer eindringen wollten. Für unsere Zwecke genügt der Hinweis auf die grosse Sorgfalt, welche die Australier, sowie andere wilde Völker, zur Verhütung des Inzests aufwenden. Wir müssen sagen, diese Wilden sind selbst inzestempfindlicher als wir. Wahrscheinlich liegt ihnen die Versuchung näher, so dass sie eines ausgiebigeren Schutzes gegen dieselbe bedürfen.

Die Inzestscheu dieser Völker begnügt sich aber nicht mit der Aufrichtung der beschriebenen Institutionen, welche uns hauptsächlich gegen den Gruppeninzest gerichtet scheinen. Wir müssen eine Reihe von „Sitten" hinzunehmen, welche den individuellen Verkehr naher Verwandter in unserem Sinne behüten, die mit geradezu religiöser Strenge eingehalten werden, und deren Absicht uns kaum zweifelhaft erscheinen kann. Man kann diese Sitten oder Sittenverbote „Vermeidungen" (avoidances) heissen. Ihre Verbreitung geht weit über die australischen Totemvölker hinaus. Ich werde aber auch hier die Leser bitten müssen, mit einem fragmentarischen Ausschnitt aus dem reichen Material vorlieb zu nehmen.

In Melanesien richten sich solche einschränkende Verbote gegen den Verkehr der Knaben mit Mutter und Schwestern. So z. B. verlässt auf L e p e r s I s l a n d , einer der N e u h e b r i d e n , der Knabe von einem bestimmten Alter an das mütterliche Heim und übersiedelt ins „Klubhaus", wo er jetzt regelmässig schläft und seine Mahlzeiten einnimmt. Er darf sein Heim zwar noch besuchen, um dort Nahrung zu verlangen; wenn aber seine Schwester zu Hause ist, muss er fortgehen, ehe er gegessen hat; ist keine Schwester anwesend, so darf er sich in der Nähe der Türe zum Essen niedersetzen. Begegnen sich Bruder und Schwester zufällig im Freien, so muss sie weglaufen oder sich seitwärts verstecken. Wenn der Knabe gewisse Fussspuren im Sande als die seiner Schwester erkennt, so wird er ihnen nicht folgen, ebensowenig wie sie den seinigen. Ja, er wird nicht einmal ihren Namen aussprechen und wird sich hüten, ein geläufiges Wort zu gebrauchen, wenn es als Bestandteil in ihrem Namen enthalten ist. Diese Vermeidung, die mit der Pubertätszeremonie beginnt, wird über das ganze Leben festgehalten. Die Zurückhaltung zwischen einer Mutter und ihrem Sohn nimmt mit den Jahren zu, ist übrigens überwiegend auf Seite der Mutter. Wenn sie ihm etwas zu essen bringt, reicht sie es ihm nicht selbst, sondern stellt es vor ihn hin, sie redet ihn

auch nicht vertraut an, sagt ihm — nach unserem Sprachgebrauch — nicht „Du", sondern „Sie". Aehnliche Gebräuche herrschen in Neukaledonien. Wenn Bruder und Schwester einander begegnen, so flüchtet sie ins Gebüsch, und er geht vorüber, ohne den Kopf nach ihr zu wenden.

Auf der Gazellen-Halbinsel in Neubritannien darf eine Schwester von ihrer Heirat an mit ihrem Bruder nicht mehr sprechen, sie spricht auch seinen Namen nicht mehr aus, sondern bezeichnet ihn mit einer Umschreibung.

Auf Neumecklenburg werden Vetter und Base (obwohl nicht jeder Art) von solchen Beschränkungen getroffen, ebenso aber Bruder und Schwester. Sie dürfen sich einander nicht nähern, einander nicht die Hand geben, keine Geschenke machen, dürfen aber in der Entfernung von einigen Schritten miteinander sprechen. Die Strafe für den Inzest mit der Schwester ist der Tod durch Erhängen.

Auf den Fiji-Inseln sind diese Vermeidungsregeln besonders strenge ; sie betreffen dort nicht nur die blutsverwandte, sondern selbst die Gruppenschwester. Um so sonderbarer berührt es uns, wenn wir hören, dass diese Wilden heilige Orgien kennen, in denen eben diese verbotenen Verwandtschaftsgrade die geschlechtliche Vereinigung aufsuchen, wenn wir es nicht vorziehen, diesen Gegensatz zur Aufklärung des Verbots zu verwenden, anstatt uns über ihn zu verwundern.

Unter den Battas auf Sumatra betreffen die Vermeidungsgebote alle nahen Verwandtschaftsbeziehungen. Es wäre für einen Batta z. B. höchst anstössig, seine eigene Schwester zu einer Abendgesellschaft zu begleiten. Ein Battabruder wird sich in Gesellschaft seiner Schwester unbehaglich fühlen, selbst wenn noch andere Personen mitanwesend sind. Wenn der eine von ihnen ins Haus kommt, so zieht es der andere Teil vor, wegzugehen. Ein Vater wird auch nicht allein im Hause mit seiner Tochter bleiben, ebensowenig wie eine Mutter mit ihrem Sohne. Der holländische Missionar, der über diese Sitten berichtet, fügt hinzu, er müsse sie leider für sehr wohlbegründet halten. Es wird bei diesem Volke ohne weiteres angenommen, dass ein Alleinsein eines Mannes mit einer Frau zu ungehöriger Intimität führen werde, und da sie vom Verkehr naher Blutsverwandter alle möglichen Strafen und üble Folgen erwarten, tun sie recht daran, allen Versuchungen durch solche Verbote auszuweichen.

Bei den Barongos an der Delagoa-Bucht in Afrika gelten merkwürdigerweise die strengsten Vorsichten der Schwägerin, der Frau des Bruders der eigenen Frau. Wenn ein Mann dieser ihm gefährlichen Person irgendwo begegnet, so weicht er

ihr sorgsam aus. Er wagt es nicht, aus einer Schüssel mit ihr zu essen, er spricht sie nur zagend an, getraut sich nicht in ihre Hütte einzutreten und begrüsst sie nur mit zitternder Stimme.

Bei den Akamba (oder Wakamba) in Britisch-Ostafrika herrscht ein Gebot der Vermeidung, welches man häufiger anzutreffen erwartet hätte. Ein Mädchen muss zwischen ihrer Pubertät und ihrer Verheiratung dem eigenen Vater sorgfältig ausweichen. Sie versteckt sich, wenn sie ihm auf der Strasse begegnet, sie versucht es niemals, sich neben ihn hinzusetzen und benimmt sich so bis zu dem Momente ihrer Verlobung. Von der Heirat an ist ihrem Verkehr mit dem Vater kein Hindernis mehr in den Weg gelegt.

Die bei weitem verbreitetste, strengste und auch für zivilisierte Völker interessanteste Vermeidung ist die, welche den Verkehr zwischen einem Manne und seiner Schwiegermutter einschränkt. Sie ist in Australien ganz allgemein, ist aber auch bei den melanesischen, polynesischen und den Negervölkern Afrikas in Kraft, soweit die Spuren des Totemismus und der Gruppenverwandtschaft reichen, und wahrscheinlich noch darüber hinaus. Bei manchen dieser Völker bestehen ähnliche Verbote gegen den harmlosen Verkehr einer Frau mit ihrem Schwiegervater, doch sind sie lange nicht so konstant und so ernsthaft. In vereinzelten Fällen werden beide Schwiegereltern Gegenstand der Vermeidung.

Da wir uns weniger für die ethnographische Verbreitung als für den Inhalt und die Absicht der Schwiegermuttervermeidung interessieren, werde ich mich auch hier auf die Wiedergabe weniger Beispiele beschränken.

Auf den Banks-Inseln sind diese Gebote sehr strenge und peinlich genau. Ein Mann wird die Nähe seiner Schwiegermutter meiden, wie sie die seinige. Wenn sie einander zufällig auf einem Pfade begegnen, so tritt das Weib zur Seite und wendet ihm den Rücken, bis er vorüber ist, oder er tut das nämliche.

In Vanna Lava (Port Patteson) wird ein Mann nicht einmal hinter seiner Schwiegermutter am Strande einhergehen, ehe die steigende Flut nicht die Spur ihrer Fusstritte im Sande weggeschwemmt hat. Doch dürfen sie aus einer gewissen Entfernung miteinander sprechen. Es ist ganz ausgeschlossen, dass er je den Namen seiner Schwiegermutter ausspricht oder sie den ihres Schwiegersohnes.

Auf den Salomons-Inseln darf der Mann von seiner Heirat an seine Schwiegermutter weder sehen noch mit ihr sprechen. Wenn er ihr begegnet, tut er nicht, als ob er sie kennen würde, sondern läuft, so schnell er kann, davon, um sich zu verstecken.

Bei den Z u l u k a f f e r n verlangt die Sitte, dass ein Mann sich seiner Schwiegermutter schäme, dass er alles tue, um ihrer Gesellschaft auszuweichen. Er tritt nicht in die Hütte ein, in der sie sich befindet, und wenn sie einander begegnen, geht er oder sie bei Seite, etwa, indem sie sich hinter einem Busch versteckt, während er seinen Schild vors Gesicht hält. Wenn sie einander nicht ausweichen können, und das Weib nichts anderes hat, um sich zu verhüllen, so bindet sie wenigstens ein Grasbüschel um ihren Kopf, damit dem Zeremoniell Genüge getan sei. Der Verkehr zwischen ihnen muss entweder durch ein dritte Person besorgt werden, oder sie dürfen aus einiger Entfernung einander zuschreien, wenn sie irgend eine Schranke, z. B. die Einfassung des Kraals zwischen sich haben. Keiner von ihnen darf den Namen des anderen in den Mund nehmen.

Bei den B a s o g a , einem Negerstamme im Quellgebiete des Nils, darf ein Mann zu seiner Schwiegermutter nur sprechen, wenn sie in einem anderen Raume des Hauses ist und von ihm nicht gesehen wird. Dieses Volk verabscheut übrigens den Inzest so sehr, dass es ihn selbst bei Haustieren nicht straflos lässt.

Während Absicht und Bedeutung der anderen Vermeidungen zwischen nahen Verwandten einem Zweifel nicht unterliegen, so dass sie von allen Beobachtern als Schutzmassregeln gegen den Inzest aufgefasst werden, haben die Verbote, welche den Verkehr mit der Schwiegermutter betreffen, von manchen Seiten eine andere Deutung erfahren. Es erschien mit Recht unverständlich, dass alle diese Völker so grosse Angst vor der Versuchung zeigen sollten, die dem Manne in der Gestalt einer älteren Frau entgegentritt, welche seine Mutter sein könnte, ohne es wirklich zu sein.

Sir J. L u b b o c k führt in seinem Werke „Origin of civilisation" das Benehmen der Schwiegermutter gegen den Schwiegersohn auf die einstige Raubehe (marriage by capture) zurück. „Solange der Frauenraub wirklich bestand, wird auch die Entrüstung der Eltern ernsthaft genug gewesen sein. Als von dieser Form der Ehe nur mehr Symbole übrig waren, wurde auch die Entrüstung der Eltern symbolisiert, und diese Sitte hielt noch an, nachdem ihre Herkunft vergessen war." Es wird C r a w l e y leicht zu zeigen, wie wenig dieser Erklärungsversuch die Einzelheiten der tatsächlichen Beobachtung deckt.

E. B. T y l o r meint, die Behandlung des Schwiegersohnes von seiten der Schwiegermutter sei nichts anderes als eine Form der „Nichtanerkennung" (cutting) von seiten der Familie der Frau. Der Mann gilt als Fremder, und dies so lange, bis das erste Kind geboren wird. Allein abgesehen von den Fällen, in denen letztere Bedingung das Verbot nicht aufhebt, unterliegt diese Er-

klärung dem Einwand, dass sie die Orientierung der Sitte auf das Verhältnis zwischen Schwiegersohn und Schwiegermutter nicht aufhellt, also den geschlechtlichen Faktor übersieht, und dass sie dem Moment des geradezu heiligen Abscheus nicht Rechnung trägt, welcher in den Vermeidungsgeboten zum Ausdrucke kommt.

Eine Zulufrau, die nach der Begründung des Verbots gefragt wurde, gab die vom Zartgefühl getragene Antwort: Es ist nicht recht, dass er die Brüste sehen soll, die seine Frau gesäugt haben.

Es ist bekannt, dass das Verhältnis zwischen Schwiegersohn und Schwiegermutter auch bei den zivilisierten Völkern zu den heiklen Seiten der Familienorganisation gehört. Es bestehen in der Gesellschaft der weissen Völker Europas und Amerikas zwar keine Vermeidungsgebote mehr für die beiden, aber es würde oft viel Streit und Unlust vermieden, wenn solche noch als Sitte bestünden und nicht von den einzelnen Individuen wieder aufgerichtet werden müssten. Manchem Europäer mag es als ein Akt hoher Weisheit erscheinen, dass die wilden Völker durch ihre Vermeidungsgebote die Herstellung eines Einvernehmens zwischen den beiden so nahe verwandt gewordenen Personen von vornherein ausgeschlossen haben. Es ist kaum zweifelhaft, dass in der psychologischen Situation von Schwiegermutter und Schwiegersohn etwas enthalten ist, was die Feindseligkeit zwischen ihnen befördert und ihr Zusammenleben erschwert. Dass der Witz der zivilisierten Völker gerade das Schwiegermutterthema sogerne zum Objekt nimmt, scheint mir darauf hinzudeuten, dass die Gefühlsrealisationen zwischen den beiden ausserdem Komponenten führen, die in scharfem Gegensatz zueinander stehen. Ich meine dass dies Verhältnis eigentlich ein „ambivalentes", aus widerstreitenden, zärtlichen und feindseligen Regungen zusammengesetztes ist.

Ein gewisser Anteil dieser Regungen liegt klar zu Tage: Von seiten der Schwiegermutter die Abneigung, auf den Besitz der Tochter zu verzichten, das Misstrauen gegen den Fremden, dem sie überantwortet ist, die Tendenz, eine herrschende Position zu behaupten, in die sie sich im eigenen Hause eingelebt hatte. Von seiten des Mannes die Entschlossenheit, sich keinem fremden Willen mehr unterzuordnen, die Eifersucht gegen alle Personen, die vor ihm die Zärtlichkeit seines Weibes besassen, und — last not least — die Abneigung dagegen, sich in der Illusion der Sexualüberschätzung stören zulassen. Eine solche Störung geht wohl zumeist von der Person der Schwiegermutter aus, die ihn durch so viele gemeinsame Züge an die Tochter mahnt und doch alle der Reize der Jugend, Schönheit und psychischen Frische entbehrt, welche ihm seine Frau wertvoll machen.

(Der Schluß im nächsten Heft.)

Vive la bagatelle!
Swift

VATERLÄNDISCHES

Von Alfred Kerr

Muthesius-Rathenau

Für zwei Entwürfe zum Bismarck-Denkmal gibt es zwei Parteien. (Schicksal des einen Entwurfs: beschlossen, nicht durchgedrungen. Schicksal des anderen: durchgedrungen, nicht beschlossen. Das weiß man jetzt.) Hieraus entstanden zwei Flugschriften. Die victa causa heißt Rathenau, verlegt bei S. Fischer; die victrix causa heißt Muthesius, verlegt bei Diederichs.

Loser beteiligt sind Lichtwarck und Dessoir. (Wie die Amme zur Phädra, steht Lichtwarck bei Rathenau. Wie Ismene zur Antigone, steht Dessoir bei Muthesius.) Der Kern beider Stellungen ist mit folgenden herausgewählten Zeilen darzutun:

Rathenau: „Man beruft die ersten deutschen Künstler zu einem Preisgericht, man ermutigt durch ihre Namen die gesamte Künstlerschaft zu einem beispiellosen Wettbewerb, und man geht über das einstimmige Votum der richtenden Künstler zur Tagesordnung über. Das Entsetzenerregende dieses Vorgangs . . .“

Muthesius: „Er (ein Redner) schilderte die getäuschten Hoffnungen, die Ergebnislosigkeit des Wettbewerbes, und er nannte das Bild, das sich den Preisrichtern geboten habe, sehr treffend, ein Gemälde grau in grau‘. Er stellte den Antrag, daß ein erster Preis überhaupt nicht zur Verteilung gelangen . . . solle. Dieser Redner war der als Ersatzmann eines Laienmitgliedes hinzugezogene Herr Dr. Walther Rathenau.“

Es ergibt sich, ein wie außerordentlich großer Oerindur zwischen den zwei Standpunkten klafft. Der Fall könnte jetzt, im Sinn der Statue, mit

Blut und Eisen entknotet werden, wofern nicht zwei ansehnliche, beide für den Frieden — für Zerfleischung nicht geschaffene Mächte, ein Baukünstler und ein Ingenieur, vorziehen, statt einer Schlacht eine Brücke zu schlagen.

Wir anderen, die wir kühler vor Bismarck stehen; die ihm zwischendurch huldigen — nicht aus dem Empfinden, daß er ein Zukunftswert ist, nur aus dem Empfinden, daß er auf Menschen gewirkt hat; wir, denen zu Bismarck ein geschichtlicher Anteil, aber keine Liebe möglich ist; die sich zu Luthers Zeit allerdings ernster für den Erasmus interessiert hätten, weil er den entwickelteren Menschenrekord bedeutet: wir gewahren die Lust von Zuschauern am Aufeinanderprallen eher, als daß von unseren Dingen hier eines betrieben würde.

Setzten die zwei Widerparte Zorn und Arbeit an starke vordeutende Ziele: so wäre der Genuß unseres Dabeiseins lebhafter.

Schiere Kräfte nach dieser wichtigeren Seite zu locken ist eine von unseren Sendungen.

Professor Günther

Dieser Rektor der ersten technischen Hochschule Bayerns zaudert nicht, in der Kammer zu äußern, er habe für den Sozialisten gestimmt. Kaum der Einzige der so gewählt, aber der Einzige, der es gesagt hat.

Ein absonderlicher Traum: Alle freiheitlichen Hochschulmänner, die es satt haben, Dinge zu fretten, so mit dem Stand ihres Wissens und ihres Geschmackes nicht mehr vereinbar sind, sei es politisch, sei es kirchlich, machen die Verschwörung: in einem bestimmten Augenblick die Wahrheit zu sagen . . . Alle zusammen. Die Sterne sämtlicher deutscher Hochschulen tun mit. Einen jagt man weg, alle nie. Haeckel Vorsitzender der Verschwörung. „. . . . Laßt Opferer uns sein, nicht Schlächter, Cajus . . . . Oh denn, Mitbürger! welchen anderen Sporn . . . als unsre Sache braucht es, uns zu stacheln . . . zur Heilung? was für Bürgschaft braucht's als diese: . . . Verschwiegene Römer die das Wort gesprochen . . . und nicht zurückziehn; welchen anderen Eid, als Redlichkeit mit Redlichkeit im Bunde: daß dies gescheh'—?"

Wie damals die in Göttingen, die eine „Handlung des Gewissens" begingen, zwecks ihrer (wie es hieß) „persönlichen Unbescholtenheit".

Vor fünfundziebzig Jahren sammelte Deutschland Geld für sowas. (Der Preuße Herr von Rochow, Minister des Innern, sah in ihrem Vorgehen „eine ebenso unbesonnene als tadelnswerte Anmaßung". „Es ziemt", äußert sein Schreiben, „dem Untertanen, sich mit der Verantwortlichkeit zu beruhigen, welche die von Gott eingesetzte Obrigkeit übernimmt.")

Große Zeiträume, dürftige Fortschritte; heut wäre die Absetzung unmöglich. Herrn Professor Günther packte man in Preußen zwar am Genick, wenn er allein stände. Doch den Schwarm von sieben Verschworenen selbst bei uns nicht. Am 18ten November jährt sich der Tag zum fünfundsiebzigsten Mal. Er ließe sich durch eine Gedenk-Überraschung feiern . . . Günther, Czerny, Haeckel, immerhin ein Anfang. Wie wär's? . . . „Verschwiegne Römer, die das Wort gesprochen" . . .

Bayern

In Bayern läßt man die Leute leben. Unsereiner öffnet ein Blatt (ich werde dann sagen, welches) und findet eine Spalte des Titels „Amtliche Anzeigen". Ich werde nachher sagen, welches Blatt. Anzeigen vom Amtsgericht München. Dann vom bayrischen Staatsministerium der Justiz. Ich werde bald sagen, welches Blatt. Dann vom Magistrate der Stadt München als Distriktsverwaltungsbehörde. Ich werde nun in kurzem sagen, welches Blatt. Dann eine große Annonce der „Königlichen Filialbank", Promenadenstraße 1, mit Hinweis auf Scheckrechnungen. Ich werde jetzt sagen, welches Blatt. Es ist die „Münchener Post". Alles in der Nummer vom 22. März.

Was lacht ihr? Es gibt höchstens darüber was zu lachen, daß in Preußen die ansehnliche, ein Drittel übersteigende Schaar als aqua et igni interdicta behandelt wird. Sie darf zahlen und Kriegsdienste tun. Sie darf steuern und sterben. Sonst interdicta, für ihr Geld.

Wenn der Proporz in Deutschland mit allen erstaunlichen Folgen verbreitet ist: dann wird, ha, der Minister des Inneren Nachrufe für seine Beamten in den „Vorwärts" einrücken und bezahlen. (Ha! Das soll ein Leben werden . . .)

Der Waffenschmied

Über den deutschen Wehrverein braucht nichts gedacht zu werden, was die Gesinnung der Mitglieder anzweifelt. Die meisten glauben wohl, das Rechte zu tun. Viele weben in einer Treitschkewelt: „Freudig wie die Signale der Flügelhörner tönten Fouqués Verse: Frisch auf zum fröhlichen Jagen!" In dieser Art.

Aber damals war es die Abwehr. Mit gleich entschlossenem Ernst vollzöge sich die Abwehr stets; es gäbe da niemals Parteien. Wer sich des Schutzes von Gut und Leben erfreut, hat mit gleichem Dienst Allen erkenntlich zu werden. Zwar nicht angenehm und nicht sehr geistreich, für die kriegerische Frechheit ausländischer Spekulanten zu sterben (was also heute die Banca Romana ist, was vorher eine russische Geschäftsgruppe war), doch niemand würde sich weigern, die Pflicht in der Abwehr zu tun. Der genannte Bund möge glücklich auf seine Art werden.

Sein Blatt heißt „Überall". Dort haben in einer Nummer die großen Waffenschmiede Krupp und Schichau nur sechzehn Seiten Inserate. Is fecit cui prodesse videtur. (Konrad Haußmann hat im „März" auf diese Raumpacht hingewiesen). Merkwürdig. Eine Sache des Takts . . . oder eine Sache der Ethik.

Ein wohltätiges Flugblatt stelle man sich vor zur Beschaffung von Semmeln für hungernde Knaben . . . aber mit lauter Annoncen von Bäckern. Taktsache.

Das richtige Gleichnis wäre so: Eine wohltätige Petition zwecks edler Vergiftung von unheilbar Irrsinnigen erginge — der Inseratenteil wäre von Gifthändlern gemietet. Hilfreich sei der Mensch und gut. Aber es geht

weiter: die Gifthändler böten auch den Irrsinnigen ihre Ware für denselben Preis an zu dem entgegengesetzten Zweck.

Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar. Beim Ambos von jeher ein Meister fürwahr. Ich liebte den Frohsinn, den Tanz, den Gesang. Und inserierte mein Leben lang.

Die aufblühende Schicht

Wir versuchen mit Recht unsren Luftwagenbau zu fördern. Wir haben zwar die Flugzeuge nicht erfunden, sondern nachgemacht; wir werden, (wie häufig) Nachgemachtes billig verkaufen; gleichviel, es können Werte für die Entwicklung herauswachsen, wenn wir mit Ergänzungen und Vervollkommnungen zäh ins Zeug gehen. Die Ausstellung „Ala" war ein zweckmäßiger Gedanke.

Voran ging ein Essen. Warum war es protzenteuer? Um Leute fern zu halten. Mittelpunkt schien die Sache nicht, sondern der Prinz Heinrich. Gäste bei solchen Anlässen werden Parterre-Dynastiker.

Der Prinz ist vom Hauche nordwestdeutschen Landlebens gesänftigt und arglos; er hat Gustav Frenssen besucht; er hegte vor kurzem in Walter Heymels Prozeß, wegen der Robbenmetzger, keine Scheu, sein Gutachten vor Gericht scharf hernehmen zu lassen — (es wurde jedoch nicht scharf hergenommen . . . obschon ihm ein Irrtum zugrunde lag: denn Heymel war im Recht, sich angeschossener, lieber, kluger, menschenhafter Seehunde zu erbarmen.)

Überschätzungen sind unsereinem fern; ein Mann so guten Willens wie Paul Rohrbach verfällt ihnen, — wenn er etwa schreibt: „Man denke sich heute diese beiden Persönlichkeiten, den Kaiser und seinen Bruder, fort, und man wird ermessen, welch ein Verhängnis damit am Horizont der deutschen Geschichte heraufstiege." In solchen Sätzen liegt ein Teil unsrer Drolligkeit.

Der brüderliche Prinz ist halbwegs einfach, wie sich auch der deutsche Kronprinz in Mecklenburg, wenn man ihm dort nahekommt, voll freundlicher Aufmerksamkeit wider jedermann erweist . . . und eher mädchenhaft befangen als cäsarisch wirkt.

Aber Berlin erzieht nicht nur keine Prinzen, sondern hat die Gabe ihren Zuschnitt zu schänden. Man könnte weiterleben, auch wenn diese Stadt keine „Gesellschaft" hätte. Sie fehlt jedoch darum: weil den Menschen das Selbstbewußtsein fehlt; dies fehlt ihnen, weil sie nicht demokratisiert sind.

Die Mehrzahl der Gebildeten in Deutschland sind jetzt eine widerliche Sippe, — die nicht blos dauernd zweifeln, wie man essen, gehn und sitzen soll (und auf diese Dinge komisch übertriebenen Wert legen); die nie A-a machen wie sie möchten, sondern rasch grübeln, ob man so darf; eine Sippe, die zu flackern beginnt, so hell und zynisch sonst ihr Erkennen ist, wenn eine Gnade (von minderer Kultur) sie aus der Gewohnheit, die sie nicht haben, bringt.

Eine widerliche Sippe, weil sie noch hinreichend an die Ausübung von Rechten nicht gewöhnt sind — damit nämlich bekommt man die Manieren. Merkmal erfreulichen Benehmens ist ja nicht, daß etwas pik sei, sondern daß es von der Hand geht.

Bei Ala-Vorklängen keine überschnappende Teuerung! Und sonst kein Überschnappen. Ein Prinz wird jeden amerikanischen Zuschnitt leisten, den man von ihm fordert. Die heut geldverdienende und gebildete Blase des Landes fordert nichts. Sie muß darum geprügelt und bespuckt werden, solange, bis sie den Mut faßt, selbständig und nach eigenem Wunsch ihre bürgerliche Notdurft zu verrichten.

Marc-Beckmann

Aus einem Briefe des Herrn Alfred Schnaars in Frankfurt a. M., welcher dem Standpunkt Beckmanns beitritt — und jetzt Bilder von Marc und seinen Freunden vor Augen hat:

„Erst die weiße Leinwand, dann eine rythmisch der Bildfläche angepaßte Raumeinteilung mit dem gedachten Vorwurf. Zeichnung in großen Maßen und eckig; dann eine Ausfüllung mit Farbe, die möglichst rein, Farbe bleibt. Ein sich häufig wiederholender Klang zwischen rot, gelb und grün. Die Form mit Absicht ohne Materie, damit die Farbe rein bleibt, ihre ganze Kraft in der Leuchtkraft behält. Das gibt eine sehr drastische Äußerung. Für die Augen nicht immer stichhaltig schön, für das Innere, das Empfinden, vielleicht noch weniger. Man geht der Sache als Künstler und stark Interessierter auf den Grund. Da entdeckt man Akte die nicht immer, fast nie organisch haltbar sind. Doch das haben andere große Künstler, wie Cézanne, sich auch erlaubt.

Darf nun die Farbe auch noch schlecht sein, das heißt, seelisch leblosen Eindruck machen? nur Grellheit und Effekt? Darf man sich große Fehler in jeder Art erlauben?

Wenn die Form mangelhaft ist, so muß die Materie der Farbe, ihr ganzer Ausdruck ... eben ausdrucksvoll sein, und auch das atmosphärische Element; so war es bei Cézanne; desgleichen bei Marées und Greco. Auch Temperamente, auch starke Innenmenschen.“ (Dies scheint nicht gegen die Theorie, nur gegen einzelne Bilder zu sprechen. Anm. d. H.).

„Nun die Composition. Die finde ich fast immer gut, aber das ist Intelligenzsache. Und wenn man die Perspektive immer nach oben laufen läßt, anstatt nach hinten in den Raum hinein, so ist es sehr leicht zu componieren und den Raum zu füllen. Ich finde, daß diese Bilder voller Qualitäten, aber voll dekorativer Qualitäten sind. — Himmel ist Farbe — Erde ist Farbe — Fleisch ist Farbe — Laub und Baum ist Farbe — Wasser ist Farbe, alles ist Farbe. Eben das Gefühl soll man bei einer Malerei nicht haben, die Bedeutung verkörpern soll; da muß sich Alles zum innerlich Lebendigen einigen. Die Farbe ist Sache des Anstreichers und des Farbenhändlers. . .

Nochmals, ich finde diese Malereien voller guter Qualitäten — in dem Sinne, daß man sich versucht fühlt, jetzt weiter zu malen. Ich muß da an eine Sache denken, die unserem Marées so häufig passierte. Wenn er ein Bild fertig untermalt hatte, so waren Freunde, die es sahen, entzückt, fanden es göttlich ein vollkommenes Kunstwerk. Doch er sah darin immer nur die Untermalung, für ihn begann hierauf das eigentlich Gewollte. — Herr Marc und seine Freunde werden sagen: das war ganz was anderes!
Sollte es wirklich so sehr unterschieden sein. . .?"

ALFRED SCHNAARS.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9 zu richten

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Zweiter Jahrgang No. 22 18. April 1912

PAN

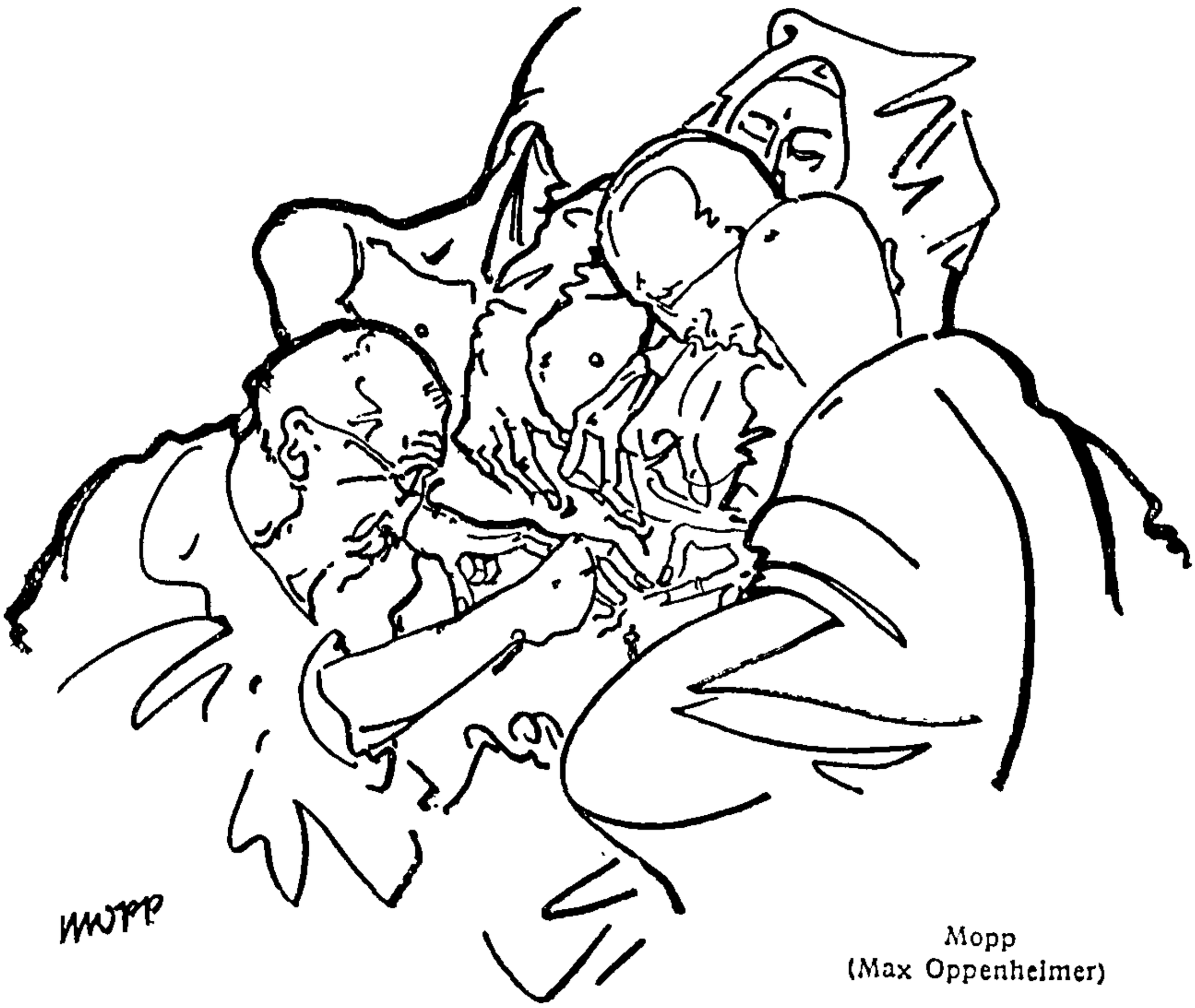
Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

JNHALT:

Mopp.....Zeichnung
M. d. R. Haas.....Parlamentarismus
Hans Hyan.....Bourgeoisie
Georg Gräner.....Arnold Schönbergs „Harmonie-[lehre"
Emporos.....Elektro-Monopol
Sigm. Freud.....Die Inzestscheu der Wilden

Der Krieg — Shaw und Tripolis
Berlin, Berlin! — Sexuelle Aufklärung — Es ist an der Zeit — Heimat



Mopp
(Max Oppenheimer)

Zeichnung zu dem Bild „Operation"

Die Not ist groß, denn keiner findet sich vorläufig zurecht. Meister-Künstler, die vor nicht zu langer Zeit als Umstürzlinge beschimpft worden, juckt es nun, Ähnliches wider den anrückenden Kubismus zu äußern — aber sie erinnern sich; sie lassen es.

Sie fühlen, daß nicht lediglich Schwindel dahinter stecken wird; daß ein paar Menschen (in der Welt zerstreut, dennoch zu gleichem Tun und gleicher Lehre gelangt) echt in ihrem Glauben sein werden; daß ein Rhythmus in ihrem Ohr schwingen mag, noch dem unseren nicht vertraut, aber dem ihren schon; und daß diese Neuen sagen könnten: „Unsre Verrücktheit ist: der Defekt im Beschauer."

Die Berliner Sezession ist heute wie das Zentrum: wo der Freiherr von Hertling sitzt und der Graf Oppersdorf . . . neben Halbsozialisten. Was diese Männer und Könner noch eint, ist das Gefühl: vorwiegend ernste Kunst zu machen, ob auch in verschiedener Richtung; fern von flachgewordener Gestrigkeit; und jenseits von Verkaufsanmut.

Einer der Jüngeren, Mopp, Abkürzung für Max Oppenheimer, hat im ersten Saal ein Operationsbild, mit (im Mittelpunkt) einer Wunde, die einem Außenseiter, nämlich mir, im Gedächtnis haften blieb: als etwas virtuos Gemaltes. Eine Studie dazu wird hier gezeigt. Sie soll das einzige Zeugnis von der Art des Nachwuchses nicht bleiben.

Mopp ist in Wien geboren, — was er tapfer zugibt. Sein Alter beträgt siebenundzwanzig. Sein Umgang scheinen Schriftsteller zu sein. Was ich von Wiedergaben seiner früheren Bilder sah, hat sehr von einander entfernte Gesichte nachdämmern lassen. Mir Außenseiter kamen Erinnerungen (ganz vag) an Wiertz, an Habermann, ein bißchen an Goya — und an Dinge, die nicht in ihnen enthalten sind. Er hat Arnold Schönberg als schiefen Japaner gemalt; Schnitzler als versoffenen Ahasverus; Heinrich Mann als die Mumie Napoleons des Dritten; Franz Blei als Lady Macbeth; sich selbst als bekümmerte Leibesfrucht, verschollen, zerwittert, trance-parent (ob er gleich von einem angenehmen Äußern im Leben ist). Christus vom Kreuz genommen: ein Anatomiekadaver, und rings Schriftstellerköpfe. Sehr vieles mit einer humorphantastisch anziehenden Kraft. Alle Menschen lichtumflossen und ulkig und schon verstorben (Trance-parent).

Über ihn hat Wilhelm Michel bei Georg Müller im vorigen Jahr schon ein Buch erscheinen lassen. Selbstbiographisches daraus: „Ich entlief, sobald ich konnte, um nach zehn Jahren der Entbehrung und Not den Versuch zu wagen, meine künstlerischen Absichten und Erfahrungen in Ansehen und Münze umzusetzen.“ Dann: „Man wird in gleichem Maße verwegen und klug und scheert sich den Teufel um Ordnung und Wohlstand. Alles wird plastisch, gleichsam näher gerückt, man sieht schärfer und versucht aus dem nichtigsten Anlaß sich Sensationen zu verschaffen. Man müht sich. Nach Jahren hat man die Technik. Indem man arbeitete, schuf man sich einen Stil, der aus der Zeit schöpft, mit der man manches gemein hat: Anschauungen, Gewohnten, Laster ... Man sieht in die Antlitze hinein und hinter die Dinge. Man führt geheime Zwiegespräche mit den Merkwürdigkeiten der Wesen, mit ihren Verborgenheiten, und versteht, was die Töne der Haut sagen. Man ist immer agil und glaubt nicht an das Altwerden. Das erhält neuerungssüchtig und fruchtbar.“

Vor die rückhaltlose Frage: „Also was ist mit dem Picasso?“ gestellt, äußert er den festen Glauben an dessen festen Glauben. Auf die Frage: „Warum just Würfel (vielmehr: Rechtecke) — ebensogut könnte man alles in Kugeln zerlegen oder in Kreise“ findet er, daß, wenn morgen in Paris einer alles in Spiralen zerlegt, eine Spiralenweltmode sicher ist.

Sein Biograph W. Michel: „Bei den Porträts ... sitzen die Nasenwurzel, der organische Mittelpunkt des Gesichtes, und mit ihr die Augen jedesmal haarscharf im linken Teilpunkte der Bildbreite, also zweifellos an einer der geometrisch wichtigsten Stellen der ganzen Fläche. Das spornt an. Das Suchen geht weiter. Es ergibt sich, daß auf den Bildnissen ... die Strecke vom oberen Bildrande bis zum Kinn genau dem Drittel der Bildbreite entspricht, ebenso die Entfernung des Kinnes vom linken Bildrande. In dem so gebildeten Quadrate, dessen Seite gleich der wichtigsten Teilstrecke in den Bildabmessungen ist, sitzt der Kopf wie in einer Festung, wie in einem Kräftezentrum ...“

Zugegeben. (Aber was ist mit dem Picasso?)

Kerr.

Parlamentarismus

Von Dr. Ludwig Haas, Mitglied des Reichstags
(Karlsruhe)

Wert und Wertmangel des Parlamentarismus wird hier von einem Angehörigen der fortschrittlichen Volkspartei beurteilt. Der Abgeordnete Haas, Vertreter von Karlsruhe-Bruchsal, ist 1875 zu Freiburg im Breisgau geboren. Dr. Haas ist eines der neueren und selbständigeren Mitglieder seiner Partei.

Ich meine, dass, wer die Seele der Menschen kennt, und wer historisch denkt, im Parlamentarismus nur Werte findet.

Was als Unwert erscheinen kann, zu viele Reden, zwecklose Reden, der Mangel an Willen zur Macht, das verschuldet nicht die Institution, sondern das entsteht aus den Schwächen der Menschen, der Gewählten sowohl wie ihrer Wähler.

Diese Mängel würden zum Teil verringert. zum Teil ganz beseitigt, wenn die Verhältniswahl eingeführt wäre.

* * *

Wie bei vielen öffentlichen Einrichtungen besteht der Wert des Parlamentarismus nicht nur in dem, was er bewusst schafft, sondern in dem Einfluss, den er unbewusst auf andere ausübt, — die selbst wieder bewusst oder unbewusst auf ihn Rücksicht nehmen. Die Tatsache der Volksvertretung allein beseitigt schon ein Stück Beamtenwillkür; sie schafft Ordnung im Staate; sie drängt zu sozialer Arbeit.

Hochstehende Menschen brauchen kein Gesetz; sie würden auch ohne Gesetz nichts Verwerfliches tun. Die Anderen werden geleitet und geführt durch das Gesetz. So gibt es gewiss Diener des Staats, die auch ohne Parlamentarismus arbeiten würden, wie sie heut arbeiten; der Normalbeamte würde anders und schlechter arbeiten, wenn er nicht wüsste, dass ein Parlament Kritik üben kann.

Wir sind heut wohl alle überzeugt, dass in monopolartigen Unternehmungen, wie im Bahnwesen, der Staatsbetrieb besser sei als der Privatbetrieb. Bessere Behandlung und bessere Bezahlung der Beamten und Arbeiter; ein besserer Fuhrpark; bessere Bahnhöfe; bessere Fahrpläne; grössere Sicherheit.

Rein wirtschaftlich betrachtet müsste der Privatbetrieb besser sein; so dachten auch unsere Grossväter. Ohne Parlamentarismus hätten sie recht behalten in ihrer Auffassung. Für die Generaldirektionen wären die Eingaben der Beamten und Angestellten, die Wünsche bahnloser Gegenden nach Bahnen, die Beschwerden über Mängel des Wagenmaterials und über mangelhafte Verbindungen ohne Parlamentarismus Papier, das man nicht einmal zu lesen braucht. Die Rentabilitätsberechnung wäre alles, und die Initiative wäre geringer als im Privatbetrieb. Hier ist der Parlamentarismus, selbst wenn er keine Tätigkeit entfaltet, eine vorwärts treibende Kraft.

Was schafft die Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens? Die Besten der Nation sitzen nicht im Zuhörerraum. Trotzdem hat die Tatsache der Öffentlichkeit Wunder gewirkt. Das Verfahren wäre anders und schlechter ohne die Öffentlichkeit; und die Männer, die vor uns kämpften, waren gute Psychologen als sie die Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens verlangten. Ähnlich löst der Parlamentarismus schon durch seine Existenz Wirkungen aus; er hat den Staatsbetrieb belebt und kultiviert.

* * *

Ohne Parlamentarismus wäre Politik die Geheimwissenschaft der Hofbeamten. Der Parlamentarismus hat die Politik zum Gemeingut des Volkes und damit aus Untertanen Bürger gemacht. Wer keinen Einfluss hat auf die Art, wie regiert werden soll, kann kein politisches Interesse besitzen; ohne politisches Interesse gibt es kein dauerndes Staatsbewusstsein.

So schafft der Parlamentarismus ein Nationalgefühl. Nicht das Nationalgefühl der Phrasenhelden, die das Hurrarufen mit Nationalgefühl verwechseln. Sondern das Nationalgefühl, das in dem Bewusstsein besteht, dass der Staat nicht die Organisation der hohen Beamten oder privilegierter Klassen ist, sondern dass jeder Einzelne selbst ein Stück Staat ist, interessiert am Wohlergehen und am Aufstieg seines Staates.

Aber auch hier wieder mehrt oder mindert die Art des Wahlrechts das Staatsbürgerbewusstsein. Das Reichstagswahlrecht mehrt das Nationalgefühl, das preussische Dreiklassenwahlrecht mindert das Nationalgefühl.

* * *

Dass der Parlamentarismus aber auch bewusst Werte schafft, lehrt seine Geschichte.

Ein gut Teil wertvoller Einrichtungen der Neuzeit hätte uns der Absolutismus nicht in huldvoller Gnade zu schenken geruht; sie wurden uns durch die Parlamente erkämpft. Und wenn sie uns alle vom Absolutismus freiwillig gegeben worden wären, sie wären das nicht wert, was sie wert sind, weil sie gewachsen sind im Bewusstsein des Volkes und geschaffen von seiner Vertretung.

* * *

Es bleiben allerdings erhebliche Unterschiede in der Werte schaffenden Kraft der Parlamente, je nachdem sie wirklich konstitutionell sind oder nur einen ganzen oder halben Absolutismus verdecken.

Das konstitutionelle Parlament stellt die Minister. Mag die Reaktion sagen, was sie immer mag; im Zweifel wird die Parlamentsmehrheit eine bessere Auswahl treffen, als der Monarch — bei dem, wie die Geschichte lehrt, manchmal sogar Fragen gesellschaftlicher Fähigkeiten und persönlicher Liebenswürdigkeit eine ausschlaggebende Rolle spielen.

England und Frankreich hatten mehr Staatsmänner in verantwortlichen Stellungen als Deutschland. Das wahrhaft konstitutionelle Parlament schafft auch Gesetze aus einem Geist und einem Guss; das nicht konstitutionelle Parlament macht Kompromissgesetze, die eine Verständigung darstellen zwischen den Wünschen der Regierung und den verschiedenartigen Anschauungen einer armselig von Fall zu Fall zusammengebrachten Mehrheit.

Dass aber auch zu Zeiten zum Wohl des Staats das Parlament über dem König stehen und ihm die Wege weisen muss, hat man im November 1908 auch auf der äussersten Rechten nicht verkannt.

* * *

Wer wegen einzelner Missgriffe oder mangelhafter Leistungen des Parlamentarismus seinen Wert bestreitet, der prüfe und erwäge, wie der Staat ohne Parlament aussehen würde . . .

Bourgeoisie

Von Hans Hyan

Lachhaft! reiche Leute sollen nicht einmal excedieren dürfen, ohne sich und ihren Nachkommen schweren, dauernden Schaden zuzufügen! . . . Wozu hat man denn das durch Bauschwindel so schnell zusammengeraffte Geld?! . . . Die Ärzte? . . . Ach! . was wissen denn die? . Mit der ganzen Medizin das ist doch Humbug! . . . Wer kann denn . . . . . Verdammt nochmal! Die Schmerzen im Genick, in den Händen und Lenden, die sind doch heute rein unerträglich! . Also schön, nochmal zwei Pogramidönchen . . . und morgen doch'n Arzt konsultieren . . . aber natürlich 'n Spezialisten . . .

Hm . . . ja . . . was macht man nu heute? . . „Polnische Wirtschaft"? — schon zweimal, nee drei . . einmal mit Tante Elfriede . . Die hat den Witz garnich verstanden . . . „lieber Augustin oder Winterjardin? — nee ooch nich! . . Cabaret? . . ach Quatsch! . aber weiter is doch nichts, wo man hinkann! . . Also, Meyer's einladen und den Doktor, der kommt, der macht wenigstens Witze, na, und denn, den Bleibel und Schulze, die kommen bestimmt! . . Erst Rotwein und dann Bier . . Pilsener . . . Syphon natürlich, aber viel Syphon! . . Vielleicht kommt die kleine Käthe Becker auch und singt was, zu der kann man nachher am Klavier Gott weiß was sagen . . .

*

Du weißte, Lori, eben klingl' ich Bleibel an, ja Alfred Bleibel . . na Gott sei Dank . . beinah hätt' ich sie selber angelitten! .

Was? . . was is denn? mit wem? . von wem sprichst du denn? .

Von wem? . Na von Käte Becker! .

Is se verlobt?

Ach! . . verlobt! . am Ende! . verrückt is se! . . verrückt jeworden! . Jestern Abend! . Bleibel war bei . . einfach doll, sag' ich Dir! . .

Na, aber wie so?

Bei Tisch. Ganz plötzlich! . . Haben n' paar Leute da gehabt, — die Alten . . sollte doch mit Jewalt verheiratet wern! . Auf einmal springt se auf, fällt dem Leutnant . . Leutnant . . Leutnant . .

Na, wer denn? . so rede doch schon! wer is denn nu?

Achso ja, Leutnant v. Warnburger . . dem fällt se um 'n Hals, küßt 'n ab! . Jawoll, vor allen Leuten! . und schreit und brüllt, wie 'ne Tolle . lauter Jemeinheiten! — —

Ach nee! . . na und denn? . .

Na und?! . was is 'n da zu und 'en? . Sanitätswache, Krankenwagen und Nervenheilanstalt, das is doch sehr einfach! . . Du nickst? . warum nickst'n da?

Weil ich das schon lange gewußt habe . . natürlich! . . und auch schon mit Doktor Wegkirch drüber gesprochen habe . . . der nennt sowas otto . . ottomanisch . . .

Hahaha! . ottomanisch! . .

Na ja . . so heißt es auch . . ach nein, erotomanisch! retomanisch, hat er gesagt . .

Unsinn! . gibts ja garnich! . . Überhaupt sonne Fremdwörter! . Was is 'n das? . Lauter Schwulst! das Mädel is in den Jahren! Und ran will keiner! Haben schon alle die Nase voll vom bloßen Sehen! Na, nu da, wo's Portemonnaie sitzen sollte, da is doch auch höchstens 'n Watton! . Natürlich kriegt se 'n Koller, was denn sonst! . .

Ach du mit deinen Theorien! . Du hast ja keine Ahnung! . . was weißt du denn, wie's bei uns Frauen ist! . . übrigen die Kinder kommen . . . .

1, 2, 3, 4 Kinder.

Der älteste, Franz, der am 30. September geboren ist (am 30. Dezember haben Brauns geheiratet, also auf 'n Tag) und der dieses Jahr dreizehn wird, der ist schon so groß, wie sein Vater. Er besucht eine Schule für Minderbegabte und kann noch nicht seinen Namen richtig schreiben. Er hat lange, schlenkrige Bewegungen und lacht, während sein rechter Mundwinkel immer feucht ist. Seine Augen, schillernd von unbestimmter Couleur, haben eine lose Iris, die kein Bild festhält. Er ißt fürchterlich und stört die übrigen durch Gerüche, deren er nicht Herr wird (während ihm das Bettnässen doch abgewöhnt werden konnte) . . Er scheint gutmütig; aber Dr. Wegkirch sagt: tun Sie'n lieber in 'ne Anstalt, er richtet sonst doch mal Unheil an! Und tatsächlich beschwert sich die kleine, eilfjährige Else bei der Mama, daß keine von ihren Freundinnen ins Haus kommen will, wenn der Franz da ist . . . .

Sie, die Else trägt blonde, ganz gelbblonde Schnecken an ihren rosigen Bäckchen . . hat blaue Augen, ein breites volles gesundes Gesicht mit gerader Nase und blendend schöne Zähne. Der brünetten Mutter ähnelt sie nicht und dem dunkelhaarigen Papa noch viel weniger. Aber die Else ist auch die einzige, die ganz gesund ist; blos sehr gefallsüchtig ist sie . . Onkel Bleibel sagt immer: pussier nicht mit mir, du blonder Deibel! . . Und dann lacht Elschen und drückt die Brust 'raus und das runde Hinterteilchen, wie sie's von ihrer Mama sieht, deren hübsche Formen sie geerbt hat . . .

Die beiden „Kleinen" lachen darüber. Besonders Florus,

der in's neunte und in die erste Vorschulklasse geht . . Ein Blaßschnäbelchen sagt die Mama, er muß aus dem Hause, in die Pension, ebenso wie Else, aufs Land irgendwo . . Finden sie nicht, solchen großen Kinder! . ja, die machen einem das Leben doch zu sauer . . Gott, keine Ruhe hat man! Und auf die Fräuleins kann man sich auch nicht verlassen! . Na überhaupt, die! . . Geht mal raus, Kinder, Ihr braucht nicht alles mitanhören! . . Draußen erzählen sich Else und Florus alles haarklein, sie wissen die Geschichte von Papa und Fräulein Lucie doch auch . . die Köchin erzählt ihnen das und will sich halbtot lachen, wenn Else „pfui" sagt und Florus rot wird, wie ein Mohnblumenblatt . . Den kleinen beschäftigt das noch lange . . auch wenn er allein ist und seine Schularbeiten machen — soll . . Aber es kümmert sich keiner; man sieht nicht, wie matt seine Augen oft sind, wie schlapp die kleinen Gelenke und wie welk seine Wangen werden . . Und fällt's ja einem auf, so reichts allenfalls zur Verwunderung: bei dem guten Essen! . und jeden Tag kriegt er sein Glas Ungarwein! . und forfwährend kommen sie runter, in die Luft! .

Aber das Kleinste! . . Ein Engelchen von Murillo! . . mit den tiefen, dunkelblauen Augen, die schon in den Himmel sehen. . . „Ich bin herzkrank," sagt die süße Stimme, „ich darf mich nicht aufregen! . ." Dr. Wegkirch hat einen schweren Klappenfehler konstatiert, unheilbar. . . Aber es gibt Leute, die damit alt werden. . . Und das Kind, das immer allein mit seinem Püppchen auf dem großen Balkon sitzt, die kleine Mizzi lächelt, wie ein Erwachsener, dessen Weg schon zu Ende geht, und sagt: ich bin nerwes, un ich darf micli nicht aufregen. . .

*

Na Jottseidank, daß Du endlich da bist, Doktor! Ach, Du immer mit Deine ollen Besuche! . . Laß doch die Kranken 'n bißchen warten, davon wern se auch nich jleich alle. . .

Der Hausarzt kommt Arm in Arm mit seinem Freunde, der als Junggeselle schon mit ihm zusammen Mittag aß, ins Speisezimmer. Im grünlichen Licht der tiefverhängten Beleuchtung, die bloß Teller und Speisen hell glänzen macht, sehen die andern auf. Die noch schöne Hausfrau in der Mitte der Tafel, die mit ihren braunen Augen ein Scherzwort in Zärtlichkeiten wandelt, für den Freund; der dicke Bleibel, ein schwerreicher Grundstückhändler (ebenso wie der Hausherr), dann die pikante Kleine, die „irgendwo am Theater" ist; Kommerzienrat Schulz hat sie in seinem Auto mithergebracht — was ja eigentlich nicht sein sollte . . aber na, er ist unverheiratet, d. h. er liegt in Scheidung, und sie . . . sie ist

eben 'ne Künstlerin, da ist das ja was anders! Daneben, neben dem für einen Kommerzienrat zu schlanken und für einen früheren Materialwarenhändler eigentlich zu eleganten Schulz sitzen Meyers. Er . . . nu . . . er is Bankier . . . hat 'ne Kreditanstalt. . . Der Mann is prima . . allerdings . . aber schließlich, woher haben denn die andern ihr Geld? Und sie. sie ist eine geborene Baronin v. Hohensternfels. Sie war Lehrerin. Übrigens 'ne charmante Frau . . der Doktor, der eigentlich neben der Dame des Hauses hatte Platz nehmen sollen, setzt sich dahin. . . Seinem und der Dame gedämpftem Plaudern folgt das Ohr der Hausherrin voll heimlicher Spannung . . .

Also Doktor, fragt Herr Braun, erst 'n Schnabus, was? . .

Nee, danke, ich hab' meinen Magen zu lieb.

Na, ich weiß nich, wie man das olle Zeuchs, den Rotwein so trinken kann! Bleibel und Sie, lieber Kommerzienrat, noch 'n Whisky?

Die Herren trinken und „halten gleich nochmal hin, damit's Jerenne nich immer is." . .

Haben Sie schon gehört, sagt die Pikante vom unbekannten Theater: bei Randow's sind Zwillinge angekommen. . . und beide taubstumm. . .

Randow? Der Hausherr kuckt rüber, das ist doch der Automobilmann, nich wahr, Herkuleswerke?

Und Dr. Wegkirch fragt,

Wohl auch ein Mitglied der ‚Gummizelle', er wendet sich an seine Dame — das ist nämlich ein sogenannter Kneipklub, dem die Herren hier sämtlich angehören . . bei Stallmann tagt er, nich? . . Na, da is es kein Wunder! . .

Jetzt kommt der wieder mit seiner Antialkoholbewegung, lacht der dicke Bleibel . . . prost Doktor! . . Sie alte Schlafmütze! Wer lange trinkt, lebt lange! . .

Er vielleicht . . aber die Kinder!

Ach, was heißt Kinder! Alles son neumod'scher Schnack! Unsre Alten haben woll nich getrunken, was? Jesoffen haben die! sag ich Ihnen! jesoffen! Prost, Braun! Das is jrade was schönes! Noch son Dings! Einmal müssen wir alle ran! . .

*

Und alle lachen . . .

Eine Saat ist reif geworden, in der Luft schwirrt der Ton der schwingenden Sense . . .

Warnungsrufe? . .

Noch ist's Zeit! . .

Nein . . nein! . .

Warum nicht? . . wir sind die Mitleidslosen?

. . Alle lachen . . .

Die „Harmonielehre“ Arnold Schönbergs

Von Georg Gräner.

I.

Es ist ein Zurückgehen auf die Grundverhältnisse und ein Vonvornbeginnen: dies Buch hat ein Original verfasst. Einer, der nicht vom Hörensagen und von der Ueberlieferung lebt, sondern von der Wirklichkeit. Dass in dem Buch manches steht, das wir gewusst haben, manches Alte, ist kein Zeugnis wider seine Originalität. Denn „Neuheit“ . . . . . Neuheit ist bloss eine fast zufällige Folgeerscheinung der Originalität (der Ursprünglichkeit). Somit bliebe Neuheit um der Neuheit willen als Grundsatz den Modewarenhäusern zu überlassen.

Originalität — sodann: Gründlichkeit, fast pedantischer Ernst, aber auch kühnste Ausblicke. Dem Musiker, der nicht gewohnt ist, über seine fünf Notenlinien hinauszudenken und hinauszusehen, wird der Kopf schwindeln vor der Tiefe, werden die Augen flimmern von den weiten Fernen des Buches. Und doch wollte Schönberg nur eine gute Handwerkslehre geben. Er ging aus, wie Saul, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und fand ein Königreich. (Freilich die Eselinnen auch.)

Der Bau des Werkes gleichsam ein „hoch- und wohlgewachsener Körper ist.“ Das Knochengerüst bildet die einfache Lehre von den Akkorden und ihren Verbindungen. Das starke Herz, das feine, intensiv arbeitende Hirn und das schimmernde Gewand dieses Körpers sind die frappierenden Wahrheiten, die tiefgründigen Polemiken, die genialen Spekulationen, welche die Lehre durchziehen, umlagern und beleben. Das Ganze ein lebendiger Mensch, der Mensch Arnold Schönberg.

II.

Es liegt so ziemlich in der Natur der Sache, dass Schönberg die einfache Lehre an sich nach der bekannten, gegebenen Ordnung aufbaut. In dieser Ordnung schreitet man vom Einfachen allmählich bis zum Verwickelten vor; das ist natürlich, ist gut, weshalb Schönberg die übliche Lehrmethode (in dieser Hinsicht) brauchbar fand und akzeptierte. Nur dass er sich dabei nicht mit spärlichen Andeutungen begnügt und dem Lernenden etliche „Reguln“ auf Treu und Glauben hingibt, sondern dass er das Warum? das Was? und das Wie? in höchst anregender Ausführlichkeit begründet. So dass seine Lehre aus (subjektiv)-psychologischen und (objektiv)-tonphysiologischen Gründen schlank und folgerichtig herauswächst. Das ist noch nichts Neues; doch das Gute liegt hier nicht allein in der Gründlichkeit, sondern in der Klarheit, in der Kraft und Konsequenz der Darstellung. Es ist ein Triumph der Darstellung, die feste Fundamente für beide Füsse des Lernenden schafft und ihm

den Kopf schärft für Zweckmässigkeit und Stil in der musikalischen Kunst. — Darunter findet sich aber doch manches Neue . . .

III.

Das Neue: keine („ewigen“) Regeln mit unzähligen Ausnahmen, sondern nur „Anweisungen“ zum Handwerk, Anweisungen, die vor jeder eintretenden höheren Notwendigkeit weichen müssen (und aus ihr keine Ausnahme von der Regel konstruieren). Das bedeutet nicht bloss eine Wohltat für den Kunstjünger; es ist auch ein wichtiges Entwicklungsmoment der Schönbergschen Darstellungsweise, sodann und vor allem eine Erfahrung des echten Künstlers, der weiss, dass in der Kunst die Freiheit nur aus der Notwendigkeit hervorgeht. Den Schüler also umgibt von Anfang an die wahre künstlerische Atmosphäre. Und das Neue dieser „Anweisungen“ beruht letzten Grundes eben darin, dass ein schaffender Künstler (kein Theoretiker) das Buch geschrieben hat.

Mehr aus abstrakteren Erwägungen ist eine andere Neuerung Schönbergs entstanden, die nämlich: keine bezifferten Bässe oder Melodien zur harmonischen Ergänzung auszusetzen. Er äussert wörtlich: . . . . „alle Harmonielehrbücher, die dem Schüler bezifferte Bässe zur Aussetzung der Stimmen übergeben, (sind) unzweckmässig angelegt. Daraus lernt der Schüler nur Stimmführung, und die ist nicht Sache der Harmonielehre; kunstvolle lehrt der Kontrapunkt, melodische die Formenlehre. Aber die Harmonielehre soll Akkordfolgen herstellen lehren, und deshalb ist hier als Stimmführung nur jene Bewegung anzustreben, die am zweckmässigsten und einfachsten die Verbindung der Akkorde vollzieht und dabei solche Fehler vermeidet, die der Wirkung so einfacher Gebilde unzuträglich wären.“

Zu fordern also ist: Beschränkung auf den Stoff. Schönberg geht auf die ältere Lehrmethode zurück, die von vornherein den Schüler die Folge der Akkorde selbst bestimmen liess, so dass er gleich „in einem gewissen Sinne selbst komponiert, da er die Sätze, geleitet durch Anweisungen, selbst entwirft. Dadurch können sie auch die Grundlage bilden für die Entwicklung des harmonischen Formgefühls“. Wieder schwimmt der Schüler sofort im richtigen künstlerischen Element.

IV.

Natürlich weiss Schönberg ganz genau, dass dennoch der Stimmführung grosse Aufmerksamkeit zu widmen ist. Die besonders exponierten Linien des Soprans und des Basses beispielshalber können kein wirres Zickzack noch einförmig-starre Horizontalen bilden. Schönberg gibt zunächst Anweisungen für die Bassführung, die er wiederum aus der alten Lehre schöpft. Aber wie rechtfertigt er sich? Es empfiehlt sich, „sich nicht auf das

Ohr von heute zu verlassen, sondern auf das Ohr von damals, dessen Schönheitssinn zweifellos dem Material jene Erfüllungen abgewonnen hat, die im Einklang stehen mit der Gesamtwirkung solch einfacher Gebilde. Sollen also diese Sätzchen, wie alles, was ein Kunst- und Formgefühl entwickeln soll, schon **Stil** haben, . . . so wird es wohl zweckmässig sein, die Anweisungen der alten Harmonielehre zu berücksichtigen. Wir werden sie beruhigt fallen lassen dürfen, sowie unsere Mittel reicher, unsere Möglichkeiten, dem Material Wirkungen abzuringen, also grösser werden.“ — Abermals ein klarer Künstlerblick in die Wirklichkeit der Dinge ; und der Jünger trägt den Nutzen davon.

V.

Aus den Zeilen des Buches blinken künstlerische Glaubensbekenntnisse. Vor allem das eine, weltumfassende : Ewig ist der Wechsel, zeitlich das Bestehen ! (Früher glaubte man's umgekehrt.) An dieser Fassung erkennt man den modernsten Künstergeist. Man hört bei diesem Satz das Rauschen der wechselvollen Harmonien und Rhythmen Schönbergs ; man hört das Pathos der Realität, des ruhelosen heutigen Lebens. Er klingt, der Satz, wie ein Preis des Chaos ; allein Schönberg ist zwar vom chaotischen modernen Leben ergriffen, jedoch nicht überwältigt. Er zwingt es als Künstler und als Denker ; er lauscht dem Chaos Idee, Gesetz, Rhythmus, Harmonie ab — und siehe : plötzlich ist das Chaos nur scheinbar ! Ist es keine Notwendigkeit etwa für ihn, der aus der Tiefe unseres Lebens fühlt und denkt und ruft, sich wider eine Aesthetik zu empören, die mit „ewigen Gesetzen“, mit allerlei Formelkram und Begriffen seine Lebensfülle, seinen mächtigen Bewegungsdrang umschnüren will ? Die „Tonalität“ beispielsweise.

Die Tonalität, sagt Schönberg, ist kein ewiges oder alleingültiges musikalisches Naturgesetz, sondern nur einer von den Kunstgriffen zur Bildung der Form. Folgerung : Das Verhältnis der Akkorde zum Grundton (Tonalität) muss nicht einfach, es kann vielfach sein. Die Tonalität kann in einem Stück vollständig siegen (absolute Herrschaft des Tyrannen). Oder es kann den Emanzipationsgelüsten der Nebenklänge soviel Raum gelassen werden, dass sich eine neue Tonalität neben der ersten erhebt ; wiewohl sie dazu dient, den späteren Sieg des alten Grundtons nur um so glänzender erscheinen zu lassen (gleichsam missglückte Revolution). Oder der Grundton lässt von vornherein andere Grundtöne neben sich aufkommen. Die Tonalität wird gewissermassen schwebend erhalten ; kein Sieg, keine Niederlage, weder hier noch dort (parlamentarische Regierung sozusagen). Endlich braucht die harmonische Disposition von Beginn an nicht dazu zu neigen, die Vorherrschaft eines Grundtons überhaupt aufkommen zu lassen. „Es entstehen Gebilde,

deren Gesetze nicht von einem Zentrum auszugehen scheinen, mindestens ist dieses Zentrum nicht e i n Grundton" (also sozialistische Herrschaft).

Chaosbringer, Chaoszwinger . . . . . .

Hier gehört ferner her die Definition der Dissonanzen als nur entfernter liegender Konsonanzen, „deren Analyse dem Ohr mehr Schwierigkeiten macht wegen ihrer Entfernung; die aber, wenn die Analyse sie einmal näher gebracht hat, Chance haben, ebenso Konsonanzen zu werden, wie die näherliegenden Obertöne". Von Anfang schon ist seine Harmonielehre angelegt auf die Berücksichtigung, auf das Hineinziehen der entfernten Obertöne, mit denen andere Harmoniesysteme nichts anzufangen wissen. Weshalb sich seine Darstellung auch dort lückenlos fortsetzt, wo die andern Systeme zerbrechen und künstlich ergänzt werden müssen: bei den „harmoniefremden" Tönen. Mit einem grellen Blitzlicht erhellt Schönberg die Finsternis der Anschauung von diesen harmoniefremden Tönen, die da herrschte bis auf den heutigen Tag. „Harmoniefremde Töne gibt es . . . . nicht, sondern nur dem Harmoniesystem fremde." Wie er diese seine Behauptung mit hallenden Hammerschlägen erhärtet, vernietet, hieb- und stichfest macht, muss jeder selbst mit Ohren hören, mit Augen schauen. Man wird finden, dass die Seiten, auf denen darüber verhandelt wird, zu den prachtvollsten der ganzen heutigen Literatur gehören.

Alles das hat sicherlich die moderne, subjektive, psychologisch-künstlerische, die menschliche Wahrheit für sich. Ich kann und mag nicht untersuchen, ob es auch die objektiv-wissenschaftliche (also die unmenschliche und daher minder wichtige) Wahrheit durchgehends für sich hat. (Indessen scheint es der Fall.)

VI.

Wie fährt der Schüler, der Lernende bei allem? Langsam, aber sicher. Der unruhige Sucher, Vorwärtsdränger, Revolutionär verliert nie die Besonnenheit, den Blick fürs Wesentliche. Ja, wo das Wesen es verlangt, scheut er sich nicht, Ansichten vorzutragen, die den Oberflächlichen „altmodisch" vorkommen mögen. So bei der „Modulation". Totsicher erwartet man hier die verwegensten Behauptungen. Aber Schönberg ruft aus: „Nie war die Kulturlosigkeit in der Modulation grösser als heute," und schickt sich an, das Gesetz (doch nicht das Gesetz der Aesthetik) weise zu erfüllen. So weit, so umfangreich — so „unberechenbar" ist der Geist dieses Mannes.

Es fasse der Jünger vertrauensvoll die Hand dieses Meisters. Es wird ihm nichts geschenkt, sonderlich das Schwere und Anstrengende nicht; doch erreicht er an dieser Hand eine Höhe, die den weitesten Ueberblick der harmonischen Ereignisse gestattet. Auf der Höhe (am Schluss des Buches) entzieht ihm der Meister

die Hand ; der Jünger mag folgen oder nicht. Der Meister fängt an, von den drei Eigenschaften des Klanges zu reden : von seiner Höhe, seiner Farbe, seiner Stärke. Er findet, dass man anhero so gut wie nichts getan, die Farbe des Klanges zu messen, wie man seine Höhe gemessen hat. Ob unsere Aufmerksamkeit schon auf die Klangfarben immer reger wird. Er findet, dass gerade die Klangfarbe das alles umfassende Gebiet darstellt. „Die Klanghöhe ist nichts anderes als Klangfarbe, gemessen in einer Richtung. Ist es nun möglich, aus Klangfarben, die sich der Höhe nach unterscheiden, Gebilde entstehen zu lassen, die wir Melodien nennen, Folgen, deren Zusammenhang eine gedankenähnliche Wirkung hervorrufen, dann muss es auch möglich sein, aus den Klangfarben der andern Dimension, aus dem, was wir schlechtweg Klangfarbe nennen, solche Folgen herzustellen, deren Beziehung untereinander mit einer Art Logik wirkt, ganz äquivalent jener Logik, die uns bei der Melodie der Klanghöhen genügt . . . . . Klangfarbenmelodien ! Welche feinen Sinne, die hier unterscheiden, welcher hochentwickelte Geist, der an so subtilen Dingen Vergnügen finden mag !“ — Wäre es möglich, und überhaupt wünschenswert und heilsam? Oder gibt es vielleicht nicht Grenzen der Menschen und der Musik? Vielleicht — nicht?

Jedenfalls — noch bleibt dies Sphärenmusik, Meister Schönberg.

VII.

Ich habe Schönbergs gewaltiges Buch ein wenig an Herz und Nieren geprüft. Nur ein wenig. Es ganz zu durchleuchten und seiner Organe jedes zu untersuchen, dazu gehörte wieder ein Buch.

Inzwischen wünschte ich, es läsen die kritischen Gegner des Künstlers Schönberg dieses Buch (wie seine Kompositionen es sind, also ist es genau auch eine künstlerische Schöpfung) — läsen es um der Gerechtigkeit willen. Denn selbst der behutsamste aller Kritiker hielt es für erlaubt, seiner exponierten Stellung, seines kritischen Amtes zu vergessen und mit horrender Flüchtigkeit über ein Kompositionskonzert Schönbergs zu berichten ; Werke zu schmälen ohne persönliche Kenntnisnahme von ihnen, und ohne jede Begründung seines Verhaltens. Er wird sich in Zukunft darauf besinnen müssen, dass er in Schönberg einen ernsten, grossen Künstler vor sich hat, gleichviel, ob er dessen Werke goutiert oder nicht. Seine Haltung hat überdies wahrscheinlich einen jungen Menschen zu öffentlichen Schimpfereien über Schönberg ermutigt, einen Menschen, dessen einziges kritisches Rüstzeug „gut funktionierende Hausschlüssel und ein paar von den beliebten Wurfgeschossen“ sind. Aber für die Mitwirkung solcher Wüstlinge an der Berliner Musikkritik wird sich Herr Dr. Schmidt wohl selbst bestens bedanken ; gleich wie ich, als Berliner Musikkritiker, mich dafür bedanke.

Elektromonopol

(Ein Nachklang — oder ein Vorklang?)

„Richtet Euch nicht nach meinen Worten, sondern nach meinen (Elektrizitäts-)Werken . . .“ Diese Inschrift kann in manchem Chef-Büro stehn.

Solange von Elektro-Problemen bloss gesprochen wurde, waren Alle (nämlich Zeitungen, Abgeordnete, Gesellschaftsdirektoren) einig, einig, einig: dass die Bildung eines privaten Elektromonopols nicht als zweckmässig, geschweige denn als erstrebenswert anzusehen sei.

Aber dann kam es ganz anders. Nicht zum Wiedererkennen . . . Mit erstaunlicher Energie erweiterten die grossen Elektrizitätsgesellschaften ihre Interessensphären, nicht nur durch Neugründungen, sondern in der wirksamsten Weise durch die Eroberung entscheidenden Einflusses auf einstige Konkurrenzbetriebe. Erleichtert wurde die Befriedigung des Expansionsdranges durch die Pleitestimmung zu Beginn des Jahrhunderts, — nachdem in den vorhergegangenen Jahren mancherlei Elektrizitätsunternehmungen üppig ins Kraut geschossen waren, die aber noch keinen festen Boden gefasst hatten. . .

Mit „Kummer“ fing es an. Der ersten Erschütterung erlag die Gruppe der sächsischen Gesellschaft Kummer, die Aktiengesellschaft Schuckert in Nürnberg suchte und fand Anlehnung bei der Siemens & Halske-Gesellschaft, die zur Gruppe Ludwig Löwe & Co. gehörende Union schloss mit der A. E. G. zuerst eine Interessengemeinschaft, der schnell die völlige Verschmelzung folgte. Weiter verband sich 1905 das süddeutsche Elektrizitätsunternehmen Felten-Guilleaume mit den Lahmeyerwerken, die Herrschaft über die deutsche Elektrizitätsindustrie lag dann im wesentlichen in den Händen der A. E. G., der Gruppe Siemens-Halske-Schuckert und der Felten-Guilleaume-Lahmeyerwerke.

Schnell gewöhnte sich die Öffentlichkeit an die veränderte Wirtschaftsstruktur: Fusionen zwischen grösseren Gesellschaften, die noch vor wenigen Jahren Sensationen waren, sind längst keine auffallenden Erscheinungen mehr . . . So vollzog sich ohne sonderliches Aufsehen Ende 1910 der Zusammenschluss der A. E. G. mit den Felten-Guilleaume-Lahmeyerwerken, wodurch die beiden in vielfacher Interessengemeinschaft stehenden Riesenkonzerne, A. E. G. und Siemens-Halske-Schuckert, einer Monopolstellung erheblich näher kamen . . .

Es schien damals erreicht. Da griff störend in ihren Machtbezirk ein neuer Konkurrent ein, der auf einen überraschend schnellen Aufstieg zurückblicken konnte. Unter der Leitung des Generaldirektors Bergmann hatten die Bergmann-Elektrizitäts-Werke in Berlin sich im Laufe von wenigen Jahren aus einer kleinen Fabrik zu einem respektablen Elektrizitätsunternehmen entwickelt. Im Jahre 1900 verfügte die Gesellschaft erst über ein Kapital von 3 Millionen Mark, das bis 1910 in rascher Folge auf 29 Millionen erhöht wurde. Bis in die letzten Jahre hinein wahrte die Bergmann-Gesellschaft ihren Charakter als reine Fabrikationsgesellschaft, — dieses Prinzip wurde erst spät aufgegeben, der Bau von elektrischen Überlandzentralen sowie die Projekte für die Elektrifizierung von Bahnen drängte sie (gleich den Riesenkonzernen) zur Aufnahme der Finanzierungstätigkeit und zur Gründung von Betriebsgesellschaften, um an den grossen Arbeiten teilnehmen zu können. Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles . . .

Unter dem Zwang der Entwicklungstendenzen in der deutschen Elektrizitätsindustrie stand auch die Politik der Bergmann-Werke, die ihre Basis zu erweitern genötigt waren, wenn sie sich wettbewerbsfähig erhalten wollten. Aber dieser Ausdehnungsdrang (der keineswegs nur einem geschwollenen Kraftmeiertum der Leitung der Bergmann-Werke entsprang) führte das Unternehmen schliesslich dem Schicksal zu, unter die Oberhoheit einer elektrischen Grossmacht zu geraten. Der rapiden Vermehrung der Kapitalien, die nicht sofort werbend wirkten, folgte ein Rückgang der Rentabilität, der durch die Anpassung an die Unterbietungen der grossen Konkurrenten noch verschärft wurde. Die früheren Dividenden von 18 bis 23 % konnten nicht behauptet werden, die Dividende sank für 1910 von 18 % auf 12 %, für das Jahr 1911 gelangt nur eine Dividende von 5 % zur Verteilung. Immer neue Mittel erforderte die Durchführung des umfassenden Bauprogramms, aufgenommene Bankkredite mussten abgelöst werden, eine abermalige Kapitalserhöhung im Betrage von nicht weniger als 23 Millionen Mark erwies sich als notwendig.

Wess Brot ich esse . . . Von den Grossbanken war die Deutsche Bank sowohl in dem Aufsichtsrat der Bergmann-Werke, als auch in dem der Siemens-Halske-Gesellschaft vertreten; diese gemeinsame Bankverbindung hat nicht zuletzt den Weg bestimmt, den Bergmann wohl oder übel zu beschreiten gezwungen wurde . . . Von den neuen Bergmann-Aktien übernahmen die Siemens-Schuckertwerke $8^1/_2$ Millionen Mark, beide Unternehmungen treten (wie es in den offiziellen Erklärungen so harmlos schön heisst) in ein „freundschaftliches Verhältnis". Es ist jene Freundschaft, die ein Strassenbahnkontrolleur für den Schaffner hat.

* * *

Und das Elektromonopol schreitet schnell. Verhindern lässt sich der Fusionsprozess nicht, der Versuch, ihn zu unterbinden, wäre ein törichtes Unterfangen, nützlich ist er überdies den beteiligten Kapitalsinteressen, denn mit der Zusammenschweissung steigt die Rentabilität, zum mindesten befestigt sie sich.

Hieran ist nichts Merkwürdiges. Merkwürdig genug aber ist, dass Staats-, Kreis- und Gemeindeverwaltungen, die ein privates Elektrizitätsmonopol mit den allgemeinen Interessen oft und laut für unvereinbar erklärten, dem nahenden Elektromonopol gegenüber nicht nur untätig verharren, sondern es direkt und indirekt durch Erteilung immer neuer Konzessionen fördern — und selbst Elektrizitätswerke aus ihrem Besitz durch Verkauf oder Verpachtung in die Hände der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft oder des Siemens-Schuckert-Konzerns bringen. Grosse Überlandzentralen vermögen durch ihre technische Überlegenheit den Strom zu billigeren Preisen zu liefern als kleinere Betriebe, diese kleineren Kraftwerke werden stillgelegt oder den Überlandzentralen als Verteilungsstellen angegliedert . . . Gewiss wird kein Mensch sich zu der Forderung versteigen, dass die Errichtung von wirtschaftlich vorteilhafteren Überlandzentralen verhindert werden soll, um kleinere staatliche oder kommunale Elektrizitätswerke unrentabel fortzubetreiben.

Das wäre ja Wahnsinn — ohne Methode. Eine andere Frage ist nur: warum diese Umwandlung von kleinen Elektrizitätswerken zu grossen Überlandzentralen nicht von den beteiligten Gemeinde-, Kreisverwaltungen oder Regierungen selbst durchgeführt wird. Im Prinzip

haben sich die öffentlichen Verwaltungen für diesen Ausweg entschieden, aber die Stellungnahme bleibt Theorie zum schweren Schaden der öffentlichen Interessen, die bereits unter der privaten Monopolisierung der Stein- und Braunkohlenindustrie schwer genug zu leiden haben . . . Preussen schickt sich an, die Elektrisierung der Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahn durchzuführen, die Errichtung und der Betrieb der dazu notwendigen Kraftstationen sollen dem Privatkapital überlassen bleiben, — wobei „Privatkapital" nur eine Umschreibung für die auf diesem Gebiete zusammenarbeitenden Konzerne, A. E. G. und Siemens-Halske-Schuckert, ist . . .

„Ich bin ein Preusse!" wird der alte Rathenau doppelt begeistert singen, wenn er nach Sachsen blickt. Von den deutschen Bundesstaaten will die sächsische Regierung das Elektrizitätsproblem anders angefasst wissen, der F i n a n z m i n i s t e r v. S e y d e w i t z berichtete unlängst in der Kammer über den Ankauf von Braunkohlenfeldern im Leipziger Bezirk, — um den Staatsbahnen nach einer Elektrisierung das für den Betrieb von Elektrizitätszentralen notwendige Braunkohlenmaterial zu sichern . . . In der gleichen Richtung bewegte sich ein Erlass des sächsischen Ministeriums des Innern, der die allmähliche Abnahme der Gemeindeunternehmungen und ihren Übergang in private Hände als G e f a h r bezeichnet, da die Stromversorgung des Landes in die Abhängigkeit von einigen privaten Grossunternehmern geraten muss . . . Alle Gemeinden und Gemeindeverbände, die eigene Elektrizitätswerke besitzen, wurden darauf aufmerksam gemacht, welchen folgenschweren Schritt sie tun, und welche grosse Verantwortung sie übernehmen, wenn sie ihre Werke an Private veräussern . . .

So Sachsen. Und in Preussen wird das Gegenteil von dem getan, was Sachsen zur Wahrung der öffentlichen Interessen anstrebt. Nimmt die preussische Elektrizitätspolitik nicht noch in elfter Stunde einen sächsischen Kurs, dann wird bald in ganz Deutschland die Stromversorgung ein Monopol der beiden grossen Elektrizitätskonzerne sein.

Und jener Bergmann, der nach „Kummer" in die Grube fuhr, ist nur ein Episödchen in diesem Prozess.

Emporos

Die Inzestscheu der Wilden

Von Sigm. Freud

(Schluß)

Die Kenntnis versteckter Seelenregungen, welche die psychoanalytische Untersuchung einzelner Menschen verleiht, gestattet uns, zu diesen Motiven noch andere hinzuzufügen. Wo die psychosexuellen Bedürfnisse der Frau in der Ehe und im Familienleben befriedigt werden sollen, da droht ihr immer die Gefahr der Unbefriedigung durch den frühzeitigen Ablauf der ehelichen Beziehung und die Ereignislosigkeit in ihrem Gefühlsleben. Die alternde Mutter schützt sich davor durch Einfühlung in ihre Kinder, Identifizierung mit ihnen, indem sie deren ge-

fühlsbetonte Erlebnisse zu den eigenen macht. Man sagt, die Eltern bleiben jung mit ihren Kindern; es ist dies in der Tat einer der wertvollsten seelischen Gewinne, die Eltern aus ihren Kindern ziehen. Im Falle der Kinderlosigkeit entfällt so eine der besten Möglichkeiten, die für die eigene Ehe erforderliche Resignation zu ertragen. Diese Einfühlung in die Tochter geht bei der Mutter leicht so weit, dass sie sich in den von ihr geliebten Mann mitverliebt, was in grellen Fällen, infolge des heftigen seelischen Sträubens gegen diese Gefühlsanlage zu schweren Formen neurotischer Erkrankung führt. Eine Tendenz zu solcher Verliebtheit ist bei der Schwiegermutter jedenfalls sehr häufig, und entweder diese selbst oder die ihr entgegenarbeitende Strebung schliessen sich dem Gefühle der mit einander ringenden Kräfte in der Seele der Schwiegermutter an. Recht häufig wird gerade die unzärtliche, sadistische Komponente der Liebeserregung dem Schwiegersohne zugewendet, um die verpönte, zärtliche, um so sicherer zu unterdrücken.

Für den Mann kompliziert sich das Verhältnis zur Schwiegermutter durch ähnliche Regungen, die aber aus anderen Quellen stammen. Der Weg der Objektwahl hat ihn regulärerweise über das Bild seiner Mutter, vielleicht noch seiner Schwester, zu seinem Liebesobjekt geführt; infolge der Inzestschranke glitt seine Vorliebe von beiden teueren Personen seiner Kindheit ab, um bei einem fremden Objekt nach deren Ebenbild zu landen. An Stelle der eigenen Mutter und Mutter seiner Schwester sieht er nun die Schwiegermutter treten; es entwickelt sich eine Tendenz, in die vorzeitliche Wahl zurückzusinken; aber dieser widerstrebt alles in ihm. Seine Inzestscheu fordert, dass er an die Genealogie seiner Liebeswahl nicht erinnert werde; die Aktualität der Schwiegermutter, die er nicht wie die Mutter von jeher gekannt hat, so dass ihr Bild im Unbewussten unverändert bewahrt werden konnte, macht ihm die Ablehnung leicht. Ein besonderer Zusatz von Reizbarkeit und Gehässigkeit zur Gefühlsmischung lässt uns vermuten, dass die Schwiegermutter tatsächlich eine Inzestversuchung für den Schwiegersohn darstellt, sowie es andererseits nicht selten vorkommt, dass sich ein Mann manifesterweise zunächst in seine spätere Schwiegermutter verliebt, ehe seine Neigung auf deren Tochter übergeht.

Ich sehe keine Abhaltung von der Annahme, dass es gerade dieser, der inzestuöse Faktor des Verhältnisses ist, welcher die Vermeidung zwischen Schwiegersohn und Schwiegermutter bei den Wilden motiviert. Wir würden also in der Aufklärung der so streng gehandhabten „Vermeidungen" dieser primitiven Völker die ursprünglich von F i s o n geäusserte Meinung bevorzugen, die in diesen Vorschriften wiederum nur einen Schutz gegen den möglichen Inzest erblickt. Das nämliche würde für alle anderen Vermeidungen zwischen Bluts- oder Heirats-

verwandten gelten. Nur bliebe der Unterschied, dass im ersteren Falle der Inzest ein direkter ist, die Verhütungsabsicht eine bewusste sein könnte; im anderen Falle, der das Schwiegermutterverhältnis mit einschliesst, wäre der Inzest eine Phantasieversuchung, ein durch unbewusste Zwischenglieder vermittelter.

Wir haben in den vorstehenden Ausführungen wenig Gelegenheit gehabt zu zeigen, dass die Tatsachen der Völkerpsychologie durch die Anwendung der psychoanalytischen Betrachtung in neuem Verständnis gesehen werden können, denn die Inzestscheu der Wilden ist längst als solche erkannt worden und bedarf keiner weiteren Deutung. Was wir zu ihrer Würdigung hinzufügen können, ist die Aussage, sie sei ein exquisit infantiler Zug und eine auffällige Übereinstimmung mit dem seelischen Leben des Neurotikers. Die Psychoanalyse hat uns gelehrt, dass die erste sexuelle Objektwahl des Knaben eine inzestuöse ist, den verpönten Objekten Mutter und Schwester gilt, und hat uns auch die Wege kennen gelehrt, auf denen sich der Heranwachsende von der Anziehung des Inzestes frei macht. Der Neurotiker repräsentiert uns aber regelmässig ein Stück des psychischen Infantilismus, er hat es entweder nicht vermocht, sich von den kindlichen Verhältnissen der Psychosexualität zu befreien, oder er ist zu ihnen zurückgekehrt. (Entwicklungshemmung und Regression). In seinem unbewussten Seelenleben spielen darum noch immer oder wiederum die inzestuösen Fixierungen der Libido eine Hauptrolle. Wir sind dahin gekommen, das von Inzestverlangen beherrschte Verhältnis zu den Eltern für den K e r n k o m p l e x der Neurose zu erklären. Die Aufdeckung dieser Bedeutung des Inzests für die Neurose stösst natürlich auf den allgemeinsten Unglauben der Erwachsenen und Normalen; dieselbe Ablehnung wird z. B. auch den Arbeiten von O t t o R a n k entgegentreten, die in immer grösserem Ausmass dartun, wie sehr das Inzestthema im Mittelpunkte des dichterischen Interesses steht und in ungezählten Variationen und Entstellungen der Poesie den Stoff liefert. Wir sind genötigt zu glauben, dass solche Ablehnung vor allem ein Produkt der tiefen Abneigung des Menschen gegen seine einstigen, seither der Verdrängung verfallenen Inzestwünsche ist. Es ist uns darum nicht unwichtig, an den wilden Völkern zeigen zu können, dass sie die zur späteren Unbewusstheit bestimmten Inzestwünsche des Menschen noch als bedrohlich empfinden und der schärfsten Abwehrmassregeln für würdig halten.

Vive la bagatelle!
Swift

Der Krieg

Kanonengebrüll und wiehernder Rosse Getrabe. Ein Weltkampf liegt in der Luft (er wird vorläufig in der Luft bleiben).

Zur Frage dieser schmierigen Barbarei hat eine grosse Wochenschrift Frankreichs, „Le Monde Illustré", etliche Stimmen aus europäischen Ländern zum Sprechen gebracht. Auf die mir gestellte Frage schrieb ich:

Un proverbe allemand dit: „Mieux vaut être mort qu'esclave". J'en ai contesté publiquement la vérité. Je tiens surtout à vivre — (puisque c'est très joli), je préférerais le déshonneur à la mort. Je sortirais vivant du bagne, car ce seraient des hommes point infaillibles qui m'y enverraient. Et la seule chose vraiment désagréable qui puisse arriver, c'est de ne plus vivre.

Or, ce sont aussi des hommes point infaillibles qui commencent les guerres. Souvent des diplomates beaucoup moins intelligents que moi. Est-ce que je dois expirer pour leur manque de talent? Je les critique.

Par la critique des individus, la guerre périra. Il n'y aura à la fin qu'une police mondiale.

Même aujourd'hui, une guerre peut être évitée par la connaissance des krachs qui la précèdent. Meilleur marché que des guerres sont des trusts et des traités.

La santé de ce monstre: la Guerre, est menacée, mais elle continue à exister. Votre Voltaire a parlé contre „ce fléau et ce crime qui contient tous les fléaux et tous les crimes".

C'est beau qu'on ait déja dit cela il y a deux cents ans.

Mais c'est triste qu'il y ait déjà deux cents ans qu'on l'ait dit.

Alfred Kerr.

Shaw und Tripolis

Bernard Shaw ist gleichfalls befragt worden, sein unbekannt gebliebenes Gutachten wird hier in wesentlichen Punkten deutschen Beurteilern mitgeteilt.

„ . . . Der Krieg ist keine Notwendigkeit, sondern ein Sport. Sogar der entwickeltste Sport, denn er tötet Menschen wie Tiere gleicherweis. Der Krieg ist (wie jede Sportgattung) durch einen Kodex geregelt. Ziel dieser Regeln ist: die Härten auf das Erträgliche zu beschränken. Ein Vergleich aus dem Gebiete des alten englischen Boxersports wird meine Vorstellung verdeutlichen. Es fiel auf, dass, wenn zwei Menschen einander gegenübergestellt und ermächtigt waren sich gegenseitig kampfunfähig zu machen (mit allen Mitteln, durch Beissen, Fusstritte in besonders empfindliche Stellen, durch Augenauslaufenlassen und Verwandtes), — es fiel auf, dass der Sport abkam. Erstens konnte man niemand mehr dazu bekommen (ausser ganz schlimmen Viechern). Zweitens ergab sich der unterliegende Teil sofort — und man sah statt eines unerhört schrecklichen Kampfes kaum einen Scheinkampf.

Infolgedessen wurden Regeln ausgearbeitet, um fähige und geübte Männer zu möglichster Ausdehnung des Boxens zu bringen. Es erschien ein Verbot gegen Fusstritte, Hiebe unter den Gürtel, auch gegen das

Augenausbohren; der Sturz eines Gegners unterbrach den Kampf, bis der Mann sich erholt hatte ... Erst nachdem diese Bedingungen durchgegangen waren, fand man Boxereien möglich.

Oft dauerten sie nun stundenlang, ohne dass die Kämpfer irgend welche Zeichen ausserordentlichen Muts gaben. Manchmal war ein Faustkämpfer (der fast die Oberhand, aber zugleich Angst hatte) nur dadurch zu fernerem Kampf zu bringen, dass man einen Spiegel holte, um ihn von der Unverbeultheit seines Gesichts zu überführen, — während das des Gegners schwarzblau angelaufen war.

Genau in derselben Art konnte der Krieg durch allerhand Regeln aufrechterhalten werden, die sein Schreckliches und Grausames in erträgliche Grenzen lenkten. Explosivkugeln verboten; Nichtkämpfer geschont; Raub und Plünderung untersagt; das Rote Kreuz hilft den Verwundeten; von Zeit zu Zeit gibt es im Haag oder in Genf Kongresse, um die Schönheit des alten Sports zu wahren — indem seine Missliebigkeiten abermals eingeschränkt werden.

Keinem dieser Kongresse gelang es jedoch, die edle Feierlichkeit vergangener Tage wiederzubringen: als der Krieg noch ein Sport der Könige war ... Seit dem Augenblick, wo die französische Revolution aus dem Krieg was Demokratisches gemacht: seitdem offenbart sich eine kaffrige Neigung, diesen Sport ernst zu nehmen, — man sucht heute den Feind zu vernichten, (statt sein Heer in einem Kriegsspiel zu schlagen). Geschlagen wurde Napoleon bei Marengo nach allen Regeln: doch er wandelte die Niederlage zum Sieg, indem er sich weigerte, den Spruch hinzunehmen; indem er von neuem angriff, als die Schlacht eigentlich beendet und das österreichische Heer Tee trinken gegangen war.

Napoleons Marschälle waren tapfere Kriegsmänner, doch schamlose Banditen. Die Spielregeln standen aber noch in Kraft und kamen durch den siegreichen Gegenstoss bei Waterloo wieder zu Ehren. Es folgte nun eine lange Friedenszeit, in der das liberale Bürgertum seine Eroberung der Macht vollendete. Als dann der Krieg wieder losging, hatte der Geschmack am Geschäft schon das Königtum und die Aristokratie verdrängt. Bismarck brachte einen neuen, als zynisch angesehenen Begriff: Blut und Eisen. Der Staub, den das Wort aufwirbelte (heut ein abgetretenster Gemeinplatz), zeigte, wie wenig die Welt vorbereitet war, den geflissentlichen Überfall eines Volks zur Vernichtung oder Unterjochung eines anderen an die Stelle der alten ritterlichen Turniere zu setzen. Im Lauf der Zeit ist dieser Bismarcksche Gesichtspunkt immer mehr verwirklicht worden. Bismarck war ein sanfter Träumer im Verhältnis zu den englischen Offizieren, die das Kommando wider die Buren hatten; oder gegen die Amerikaner im Philippinenkrieg. Diese wiederum waren Menschenfreunde gegen die italienischen Offiziere, die heut in Tripolis mit logischer Vollendung für ihre Sicherheit sorgen, indem sie die Araber glatt niedermetzeln ...“

Shaw glaubt an den Sieg der Revolutionen und findet hernach: „Die höher gesitteten Mächte könnten den Krieg vereint unterdrücken, wenn sie eines Tags verkünden: Das erste losschlagende Heer oder die den ersten Schuss feuernde Flotte wird von unseren vereinigten Geschwadern vernichtet.“

Berlin, Berlin!

Kurfürstendamm. Zwei Cafés von . . . solcher Kunstgestalt (da liecht was drin !) sind entstanden. Eins zeigt die arbeitsame Wollust dieser Stadt : zu grauen und grünen Farben wundervoll destilliert. Praktisch enge, bonbonhafte Pärchenlogen rings ; bunte Helme über den elektrischen Lampen erinnern wie mit norddeutscher Ironie an parisische Bohème vor hundert Jahren . . . Das andere Café gibt nicht das scharfe Rot der deutschen Sozialistenstadt, aber das süss aufgelegte Rot und Schwarz der germanischen Kokottenstadt.

In den so gestalteten Räumen sitzen, meint man, bloss Maurermeister sowie Altekleiderhändler in neuen Kleidern ; mit allen ihren Ehefrauen. Glatte, fleckige Gesichter, unverlierliches Grinsen in den Augenecken ; emporgezogene Brauen, anfassende Blicke ; geniert schreiige Unterhaltung. Die Strümpfe rutschen ; die Stiefel gleich Klamotten ; die Schlipse ver-einsfarben. Das Gesicht kneift die Zigarre breitbeinig zwischen die Lippen. Mit Gattinnen (Dehmimongkdänen, die unglückliche Sucht für neuesten Geschmack aufweisen) werden ernste klobige Gespräche gepflegt.

Der Zeigefinger zeigt das schöne Café ringsum. Da liecht was drin.

Awo.

Sexuelle Aufklärung

Es soll wirklich nächstens verfügt werden, dass die Jugend in der Schule sexuell aufgeklärt wird. Man lehrt sie : was sie sonst getrieben frei, eins, zwei, drei dazu nötig sei. Der Geschlechtstrieb in den spanischen Stiefel eingeschnürt, den die Lehrer reden. Dass er bedächtiger fortan hinschleiche nach dem Stundenplan.

Relk.

Es ist an der Zeit . . .

I.

Es ist an der Zeit, die Würde des Banalen zu betonen. Verästelung, Skepsis, In-allen-Wassern-Gewaschensein darf nicht dahin führen, segensvollen Umstürzern in den Rücken zu fallen. Man kapsele die Kategorie der zerebralen Gourmandisen sorgfältig ab . . . vom Bereich der ernsten Notwendigkeiten : der gemeinplätzigen Notwendigkeiten ; der lebenswichtigen Notwendigkeiten für Menschen und Menschenbünde. Es liegt voll Mistes die Erdkugel ; und wer rechtschaffen ist, muss helfen, ihn beiseite zu karren.

Speit nur Unwillen, Aristo-Krater : vor Gott, der Erkenntniskritik und dem Tode sind wir allzumal Idioten und Plebs. Begnadete hin, Er-

lauchte her : niemand weiss, was ist, noch was sein wird ; und alles Begriffeklappern geleitet uns günstigstenfalls zu einer . . . Topographie psychischer Erscheinungen — nie zu einer Erklärung der Welt, nie zu einer (allgemeingültigen) Diätetik.

Der Intellekt ist für metaphysische Ziele blind. Aber gerade deshalb hindre er den Willen nicht, irdische zu sichten.

Hütet euch, Gelangweilte, den letzten Streifen bewohnbaren Landes noch mit den Fluten eures Schlamms zu überspülen. Jenen letzten Streifen, unser letztes Glück : Verbesserung menschlicher Zustände . . .

Was litaneit ihr Entsagung ? Die Absicht, Vernunft einzubürgern und Freiheit zu verbreiten, mag (da sie, erreicht, zu wünschen nichts mehr übrig lässt) öde und trostlos sein und bar mystischer Grösse. Doch wo Jammer wispert und Entsetzen kreischt, wo verruchte Borniertheit Millionen Jugenden köpft, wo eine (äussere) Hölle lodert, sich innere Paradiese vorzulügen : das dünkt mich öder und trostloser.

Steigert euch nur halbschwindelhaft ins Magisch-Manische ; fühlt euch nur überlegen unsrer hellen, heilen Propaganda ; ihr vergällt sie uns nimmermehr. Verwechselt uns ruhig mit dem Aufkläricht ; wir wissen, dass Atheismus Quatsch ist, aber wir können nicht wieder zu beten beginnen.

Den linken Pfaffen sich vom Leibe halten — heisst das dulden, dass der rechte Pfaffe Schindluder mit Menschen spielt ? Heisst Haeckeln belächeln Stöckern beweinen ? Wir Rationalisten wollen hilfreich, gut und Empörer sein !

II.

Stil : ein Kennzeichen. Und es erstand die neue Mystik der Form. Klarheit ward zum Einwand ; ins Gigantische wuchs der Wille zur Verundeutlichung . . .

Das Wirre zu ordnen, das Verschwimmende zu fassen, das Zerschwirrende zu sammeln : ist dies nicht des Dichters beste Arbeit gewesen in jedem grossen, erschütterlichen Gedicht ? Dennoch würde, in jedem grossen, erschütterlichen Gedicht, wenn man es in seine letzten Bestandteile zu zerlegen suchte, ein Rest von Dunklem, Irrationalem bleiben.

Deutlichkeit und orphisches Weltgefühl schliessen einander nicht aus.

So wenig wie die Dummheit dumm dargestellt werden muss oder die Schwäche schwach oder die Langeweile langweilig, — so wenig ist Nebelhaftigkeit die adäquate Darstellungsform des Geheimnisvollen.

Gebauchboxt werden müssten die Molkichten ; gebauchboxt, bis sie . . . zwar nicht ihre Impotenz, doch ihren bösen Willen verlieren.

O dass endlich die Ausgekochtesten (nicht : die Patheten der Tribüne) den Mut fänden, holzhackerisch zu schreiben, mit aufgekrempelten Ärmeln.

Um endlich, endlich Revolutionen zu ermöglichen, dis bislang scheitern mussten am passiven Widerstand der Raffinés.

Der Wissende töte sich — oder er werde ein Wollender. Sonst wird er zur Pest.

(Dies darf verkünden, auch wer sich nicht frei fühlt von Schuld.)

Kurt Hiller.

Heimat

I.

Gericht

Macht der Advokate muck,
Trifft ihn peitschend ein „Zaruck!!'
Vor Gericht steht das Methyl,
Und der Präsident ist schwül.

Wenn der Schlacks auf Rechte pocht,
So entzieht man ihm das Wocht.
Ist der Lümmel nicht verstummt,
Werden Hundert aufgebrummt.

Vor der Zeugen zager Menge
Kriegt der Anwalt seine Senge.
Vor Gericht steht das Methyl,
Und der Präsident ist schwül.

II.

Der Bürgermeister von Zittau

Keiner stak so tief im Kot
Wie der Bürgermeister Roth,
Der es (freu dich, frommer Christ)
Deshalb nicht geworden ist.

In der Kneipe (Christ, beacht es)
Sass er und sogar des nachtes.
Hatte Würfel auch gerollt,
O gemeiner Missebold.

Während bläulich vom Oybin
Säck'sches Mondlicht runterschien,
Knobelte er manches Mal
Kaltgeherzt und kriminal.

Hatte Roth wen übervorteilt?
Ein Herr Winkler ward verorteilt
Fünfzehnhundert Mark zu blechen,
Dies, o Schwein, war Dein Verbrechen.

Sing Eleison, frommer Christ,
Dass er's nicht geworden ist.
(Und das Scheusal hielt dabei
Auch noch zu der Volkspartei.)

Kerr.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9 zu richten

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Zweiter Jahrgang No. 23 25. April 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr

Herausgeber

JNHALT:

Alfred Kerr.....Die Flugspende
Max Pechstein.....Was ist mit dem Picasso?
Gerhard Hildebrand.....Die Sozialdemokratie von innen
Oskar Loerke.....Von einem Berliner Kirchhof
Dr. J. Werthauer.....Zu Hilfe! Alle Mann an Straf-[rechtsbord!
Emporos.....Titanic-Trust und Deutschland

Busoni — Wehrverein
Rührung — Stead

Die Flugspende

Von Alfred Kerr

Folgendes schrieb Lord Chesterfield, dessen verstorben wandernder Geist (er schlenderte mehr) Preussen des Beobachtens halber aufgesucht, — Folgendes schrieb er gestern an seinen Sohn:

Es gibt der Gesellschaften viele zur Hebung der Pferderennen und Erhaltung des Wildprets. Gewöhne Dich, hierin den Dingen auf den Grund zu schauen. Ich vermute, dass es Dich fesseln könnte zu wissen, was es mit dieser Gesellschaft zur Förderung des Flugwesens auf sich hat. Das Geld wird nicht zusammengefochten (ein hiesiger Ausdruck) weil der Staat keines hätte. Die Deutschen sind nicht arm — mag es vom Ausgang des Methylprozesses gleich abhängen, ob das nationale Vermögen um dreissig Millionen verringert wird: je nachdem dies Produkt unter die Gifte kommt oder nicht; (der angeklagte Drogenhändler bleibt Nebenfigur und gleichgültig; auf dem Spiel steht eine nicht unbedeutende Geldsumme; deshalb telegraphiert man dem Souverain diesen Prozess nach Griechenland). Jedenfalls wird hier Geld nicht zusammengefochten, weil der Staat keines hätte, sondern um Begeisterung zu schaffen. Fast um eine Vorstudie für Kriegsbegeisterung zu erzeugen. Eine Flugbill, welche fordert: „Ihr müsst zahlen", wirkt nicht begeisternd, — aber der Satz: „Ihr dürft alle zahlen" wirkt begeisternd. Dies, mein Sohn, liegt im Charakter der menschlichen Natur.

Dabei ist ein von Frankreich drohender Angriffskrieg bloss eine willkürliche Behauptung; aufgestellt einmal von der bewaffneten Kaste, dann von Wichtigmachern der Publizistik, welche Kriegerisches äffen möchten — und bestimmt nicht mitgehn. (Unter ihnen gibt es Herausgeber von Wochenschriften, die Kugeln bisher nur in Gestalt von dicken Weibern kennen gelernt haben.) Ob jenes Land, in welchem Jeanne d'Arc heut eine Advokatin ist, angreifen kann, zeigt ein den aufrichtigen

Lippen des Tribunen Jaurès entflohenes Wort: „Und wenn morgen eine ernste internationale Schwierigkeit auftaucht, was wird Frankreich dann mit diesem feindseligen Marokko machen? Wieviele Armeekorps wird man hinschicken, um es zu beruhigen?“

Für den besseren Beobachter ist alles, was diese verfeinte Menschengenossenschaft noch tut, eine Beschwichtigung ihrer Furcht, angegriffen zu werden. Die Furcht wird nie mehr gross genug sein, der Abwehr durch einen Angriff zuvorzukommen. Die Seele hätte zuviel Umstände zu überwinden. Das ist vorbei! Halbkluge verwechseln, mein Sohn, einen beau geste mit einer Handlung.

Sehr vieles von dem Frankreich der louis-napoleonischen Epoche liegt jetzt in Deutschland. Mit einer geldraffenden Bürgerschar, der sonst alles Wurst (ein hiesiger Ausdruck) ist. Und mit glanzvoller Ablenkung von mancher inneren Peinlichkeit. Ja, von Bedrohlichem. Es lässt sich, mein Sohn, dies alles ohne Lächeln kaum betrachten. In dem Aufruf der Gesellschaft für allgemeines Fliegen heisst es in dicken Buchstaben und gleichsam unvermutet: „Durch das Volk!“ Diese plötzliche Wendung bewirkte vieles Erstaunen. Die tiefere Erklärung, mein Sohn, ist, dass die Kosten nicht beispielshalber von steuerfreien Persönlichkeiten beschafft werden, sondern „durch das Volk“. So findet der Weise doppelt gern ein Epigramm, wo es die Urheber nicht gewünscht. Der melancholische Misserfolg, zwanzig Jahre durch, von konservativen Bankbruchsdiplomaten und Bankbruchspolitikern, geschah fern von dem Satz „durch das Volk!“ Es darf in diesem Land ein Artillerist, dessen Vater ein offenes Wurstgeschäft betreibt, noch nicht Offizier werden. Auch kommt in Preussen der Satz „Durch das Volk!“ nie beim Wahl-Akt (sondern beim Bezahl-Akt) zur Geltung. Der Abend meines Lebens ist kaum je von so heiteren Stimmungen erfüllt worden, o Sohn, wie dieser deutsche Mittag meines Geisterdaseins.

Ich sende dir die Liste. Du findest, Lieber, hier Namen wie Goldberger, Salomonsohn, Stern, Gutmann; von denen etliche zu gescheit sind, als dass sie das Aufrücken zur Klasse von Aeroplanjuden wünschen könnten. Uebersieh nicht Herrn von Payer, welches ein geadelter Demokrat ist; nachdem er sich hatte zum

Ritterstand erheben lassen, hindern ihn die Parteigenossen nicht an der „öffentlichen Ausübung der Aristokratie." (Mit Widerstand gegen die Staatsgewalt.) An Gesellschaften zur Erzielung von Gewinn durch Verschleiss von Flugzeugen mangelt es diesem Lande nicht. Neben dem gasförmigen Schütte & Lanz und Siemens-Schuckert besteht ja Albatros, eine G. m. b. H. ohne Geld, die aber welches verdient, weil die Heeresleitung diesen Albatros füttert. Mülhausen. Leipzig-Johannistal. Haefelin. Gustav Schulze-Burg. Wie viele noch. Von Argus-Motor zu schweigen. Ich ermüde dich nicht durch Aufzählung. Aber lass dir die Geschäftsberichte kommen; sie sind oft was man hier ‚faul' nennt. Wenn dann ein hervorragender Mensch wie Emil Rathenau an der Gesellschaft zur Flugspende teilnimmt, so wird hierdurch der Sache selber eine Kraft entzogen; denn seine A. E. G. hat ja die „Flugmaschinengesellschaft Wright G. m. b. H." begründet; und die „Neue Automobilgesellschaft", die gute Aeroplanmotore liefert, ist seine Nichte —: entzieht er nicht durch Teilnahme an dem Aufruf diese so fähigen Gesellschaften dem Mitbewerb?

Diese Fragen jedoch, mein Sohn, sind nebensächlich vor der künftigen Ernennung eines Luftministers, wovon ich als vorausblickender Asgralbold schon Kenntnis habe. Er wird sich, scheint es, verhalten wie der Eisenbahnminister heut. Er wird zunächst mitteilen, dass die Sozialdemokraten vom Flugwesen ausgeschlossen sind. (Während in jedem Fahrzeug einer sitzt.) Der Luftminister wird mit geweckter Miene sprechen: „Sozialisten dulde ich nicht im Flugbetrieb! Schmerzlich genug, m. H., dass zwei Republikaner, ein Bruderpaar, sich zur Erfindung dieses (konzessionierten) Verkehrsmittels vordrängten. Doppelt schmerzlich, dass republikanische Schlüffel eines von Sozialisten regierten Nachbarstaates die hohe Blüte dieser (genehmigten) Menschheitspflanze geschaffen; dass republikanisch-sozialistische Rohlinge zuerst hiermit übers Meer gesaust sind —: Leute mit sozialistischer Gesinnung dulde ich im Flugbetrieb nicht! es heisst daher in unserm Aufruf (übereinstimmend mit der Verfassung), dass ‚alle Unterschiede der Parteien, der Konfessionen' schwinden. Um jedenfalls das republikanische Odium diesem Vehikel

zu nehmen, haben wir als die drei Männer an der Spitze des Aufrufs einen Prinzen und zwei Adlige gewählt. Ich habe nichts gegen Anarchisten, wenn sie Bomben aus Eindeckern werfen, wie die Italiener, — aber Sozialdemokraten d u l - d ä i c h i m F l u g - b e - t r i e b n i c h t l"

Glaube mir, mein Sohn, so wird er in kurzem sprechen. Wenn Du aber fragst, welches das Ergebnis der Sammlung sein dürfte, dünkt mich: es übertrifft bald und ganz bestimmt die Flugzeug-Sammlung der Franzosen. Denn einmal ist in diesem kutschierten Reich der Druck stärker; zweitens gibt es hier mehr Personen; und drittens wirkt noch die Erinnerung, durch einen Krieg verdient zu haben, mit.

Es bleibt somit nur die eine Frage: was geschehen wird, wenn Deutschland mehr Flugzeuge besitzt als Frankreich. Als Frankreich und England zusammen. Nichts, mein Sohn, wird geschehn.

Dieses Land hatte durch zwanzig Jahre das stärkste Heer der Welt — und es ist auch nichts geschehen. Jedes der Flugzeuge wird einen Namen erhalten, gern von zweijährigen, einjährigen und neugeborenen Seitenprinzen. Aber das letzte Flugzeug der Riesenluftflotte wird als Inschrift ein Wort empfangen, welches die Bevölkerung der Hauptstadt zu äussern gewohnt ist. Nämlich: „Es ist n o c h so!" (Hiesiger Ausdruck.)

Ich will Deine Geduld allzusehr nicht anstrengen. Schwebe weiter, mein Sohn. Dass der Abend Deines Lebens mit solcher Lustigkeit und Gemütsruhe, wie ich sie nun geniesse, (die uns die irdische Welt weder geben noch nehmen kann), gekrönt sei, das ist heut und wird stets der Wunsch sein

Deines Vaters †

Chesterfield.

Was ist mit dem Picasso?

Von Max Pechstein

Ich bat Herrn Walther Heymann, Hohenstaufenstr. 18, der noch mehrfachen Besprechungen mit mir über meine betreffenden Absichten genügend unterrichtet war. Er hat alles Erforderliche über Picasso und mich in meinem Sinne für alle Welt ausgeführt.

M. Pechstein

Der Freund, welchen Pechstein bat, hier seine Worte wiederzugeben, ist der ostpreußische junge Poet Walther Heymann; durch Kunstgefühl so bemerkenswert wie durch die suchenden unweichlichen Strophen seiner „Nehrungsbilder".

Pechstein, geboren am 31. Dezember 1831, unter die „Expressionisten" gesteckt, redet zuvor über die Frage, warum man ihm, wie andern Malern und Gruppen mit Aburteilen und Mißverstehen begegnet sei:

I.

„Aber was ist mit dem Picasso? Was mit einigen Großen, die nicht mehr unter der Bezeichnung Impressionismus zu begreifen waren: van Gogh, Cézanne? Und was sind die Kubisten, die Futuristen?

Neue Erscheinungen in der Kunst, über die sich ein Urteil erst ergeben kann, wenn sie fertig, in Gebrauch sind, die eine Nach-Beurteilung verlangen, sucht man durch ein Vor-Urteil zu erledigen, das aus früheren Erscheinungen gewonnen ist. Das bleibt falsch.

So steht das Wesen eines Menschen abgeschlossen erst nach seinem Tode fest. Man betrachtet so auch nach veralteten Anschauungen noch immer ein Skelett als was Grausiges, — das es zufällig oder unter bestimmten Umständen sein kann. Doch ist es gemeinhin zweckmäßig oder schön. Ein Mensch, der unförmlich aufgeschwemmt ist, erscheint andern grausiger. Man kann wohl nichts absolut Neues, aber neue Verbindungen geben, die, als solche erkannt, konsequent ausgewirkt, ganze Gebiete neu erfüllen." So habe er, Pechstein, ein in der Kunstmittelgeschichte Liegengebliebenes aufgehoben, neubewertet, zum Hauptfaktor gemacht. Nämlich dies: „Den Stimmungsgehalt der Farbe, die Farbe als reines Ausdrucksmittel zu geben".

Sieht Pechstein Orangen, so wird er sie orange malen, wenn er sie so fühlt oder wenn sie als Faktor im Bild orange sein können. Daß sie es etwa nicht können, kann sich aus ihrem Zusammenklang mit, ihrem Stehen gegen andere Farben ergeben. Die wirkliche Orange gilt Pechstein, wie eine blaugemachte Schachtel, nur als Träger einer Farbe. Menschenerzeugnis setzt ihm ja nur die Natur fort.

Natur — kann er nicht geben. Schon deshalb, weil sie alles enthält.

Temperament ausdrücken. Er sondert ganz scharf: Hält Pechstein die blaue Schachtel gegen Licht und will „Licht" malen, nicht den blauen Farbeneindruck der Schachtel, so wird er sie schwarz gegen das Weiße des Lichts malen. Will er aber den Eindruck Blau, den die Schachtel ihm macht, im Bilde hervorbringen, so kann er in der gemalten Umgebung der gemalten Schachtel ja den tragenden Hauptton des Bildes auf Blau bringen. Das heißt immer noch: Eindruck geben; hier und so könne sich recht zeigen, was jemandem in einer Situation den meisten Eindruck gemacht habe.

Die Farbe ist ihm also ein Wesentliches, aber dies nicht an der Erscheinung. Da ist sie accidental. Wohl aber kann Pechstein vor einer einfachen Farbenharmonie wie: Rote Rüben auf weißem Teller, der auf gelbem Papier steht, das Rot-Weiß-Gelb als Wohlklang geben — und zu allen Akkorden kommen, für die seine Stimmung und seine Palette reich genug sind. Der Umfang jeder farbigen Fläche wird dabei für die Wirkung, den Tonwert und den Klang wesentlich. Andere Maler versuchen einen fahrenden Eisenbahnzug im Sonnenschein zu malen*). Pechstein sagt: „So malen sie weder das Eine noch das Andere. Ich kann nur den Eindruck von Einem gänzlich geben: Bewegung, Eisenbahn oder Licht, was mich am meisten packt, wovon ich persönlich für besonders wertvoll erachte, daß es festgehalten werde ... in einer mir-speziell-starken Wesensdarstellung." Pechstein malt, obwohl ein Naturdiener und -mittler, dies Eine dann ganz un-naturalistisch, nicht eine (ihm unerforderlich scheinende) Anähnlichung darin. Aus all dem ergibt sich eine ablehnende Stellung zum Impressionismus der Sezession. Pechstein wirft deren Leuten die Inkonsequenz vor, noch allen Vorgängern nachzugehen und den Trupp zugleich durch die Luft-Licht-Malerei schwieriger zu machen. Sie führen gleichsam — hinten, sind ein schwerbepackter Troß und edle Nachhut.

II.

Pechstein sucht Grundbegriffe, Grundgestalten, Grundausdrücke aus einfachen Erscheinungen heraus-, herbei- und darzustellen: am Gegenstand, einem Baum, einem Kahn, dann am Baum oder Kahn am Morgen oder Abend, an mehreren Kähnen oder Bäumen zu lernen, was sie ihm jetzt und in jenem Fall und unter diesen Umständen für einen besonderen Eindruck gaben. Einen Akt auf Tuch malen, heißt bei ihm schon Porträt malen; Fleisch auf Tuch ist ein Stilleben. Mögen andere die Natur draußen malen wie sie sich ihnen bietet, im Atelier Modelle willkürlich stellen.

Pechstein liest sich in der Natur Eines genießend heraus, er hält für gedankenlos-bequem im Atelier das Modell zur erdachten Kompositionsform zu nötigen und es vielleicht heute zur Salome, morgen zur Amazone, übermorgen zu einer Heiligen oder Genia zu vergewaltigen. Richtig scheint ihm, ruhig vor dem Objekt zu stehen, sich unbeeinflußt in den Menschen (Pechstein verwendet keine Berufsmodelle) hineinzufühlen; das menschliche Objekt zum Subjekt werden zu sehen; es zur Produktion dessen kommen zu lassen, was der Maler zu sehn hoffen darf. So empfängt er von einem neuen Wesen — wie jeder Mensch es ist — die nur diesem eigenen Bewegungen und Bewegungsmerkmale, die ein Innenleben ausdrücken. Er empfängt eine neue Bildkomposition oder andere Bereicherungen. Und er fühlt, daß man den Porträtisten sucht,

*) Turner in „Rain, Steam and Speed" (National Gallery); welches dem Kitsch so nahekommt, wie den Wundern der Ewigkeit. Kerr, Außenseiter.

wie man zum Arzt kommt, vertrauensvoll. Dies Vertrauen sucht Pechstein zu rechtfertigen. Das eigentlich unerfaßbare Wesen eines Menschen faßt er schließlich-vorläufig, also einigermaßen endgültig, durch einen Farbklang zusammen. Sehr wichtig ist ihm dabei, welchen Farbton er der Haut zu geben sich entschließt. Einem „durchgeistigten" Gelehrten und einem Fleischergesellen denselben Farbton zu geben, erschiene Pechstein widerlich. Selbst wenn's in natura so wäre. —

Sehr vieles geht voraus, ehe Pechstein zu einem Bildnis kommt. „Skizzen zu einem Gemälde" macht er nicht. Er notiert sich zahlreiche verschiedene Eindrücke als Zeichnungen, in Zeichnungen. Sein Strich Temperamentsausdruck. Er geht schon in der Zeichnung (Hier ist eine. Anm. d. Herausg.)



— er geht schon in der Zeichnung auf „Ausdruck", sucht aber die Fläche gleichmäßig klingen zu lassen, ein Hauptpunkt kann darin sein, darf aber nicht herausspringen. Schließlich m a l t er ein, mehrere Bilder als Vorskizzen zu einem Gemälde.

III.

Andere mögen imstande zu sein vorgeben, imstande zu sein glauben, imstande zu sein scheinen, die zahllosen unter den Fanfaren der Sonne aufwachsenden Energien durch ein Gemälde — wie nur? — bieten zu können. Wer Historie, Weltanschauung, das Durcheinander von Erscheinungen, Tätigkeiten, Elementarereignissen malt, durch malerischen Ausdruck zu geben versucht, ist in Pechsteins Augen ein malender „Lebenskünstler“ . . . „Ich würde mich fragen: wozu male ich? Und würde dabei unproduktiv.“ Dann: Zu dieser Arbeit bin ich geboren. Da: ein Bild „Morgen“. Ein Teil einer Morgenstimmung: Die tau-beschwerte Haltung von Bäumen in ein paar gelbgrünen Tönen: das Beschwertsein und Sich-aufrichten-wollen. Vor ultramarin-dunkelblauem und grünem Grunde eine Stellung, die Gelagerte: das Beschwert-Sein- und Sich-aufrichten-wollen. In ihrem Farbton klingt das Blau ab, um die Augen und am Haar lichtes Aufglühn. Das Lineare neben diesen Farbenharmonien schön komponiert. In der Haltung des Beschwertseins ist nur eine leichte Ahnung des Sich-aufrichtens. Der Maler will nur diese Haltung. Nichts Vorhergehendes, nichts Nachherkommendes heraufbeschwören . . . Pechstein kann also kaum dem gleichzeitigen Nacheinander der Futuristen beipflichten.

Ebensowenig sucht er Hodlers statuarische Symmetrie, der nur noch hierarchische Starrheit als Endpunkt folgen könne. Gehöre die in unser hastendes Leben? Wo alles Bewegung ist? Auch diese Ruhehaltung im Bild?

Pechstein fragt nicht, ob „sie“ auf dem Tuch oder Grund auch richtig liege. Pechstein lehnt die Gegenständlichkeit ab — „das ist Ultramarin, das Grün“ — ob sie „darauf“ richtig liege, sei ganz gleichgültig. Gegen eine Frage wie: „Das ist doch rein dekorativ?“ hält er: Alle und jede, auch schlechte Kunst, ist dekorativ, d. h. schmückend. Das Wort hat einen kunstgewerblichen Beigeschmack bekommen. Für mich ist Rembrandt so gut schmückend wie ein rein ornamentaler Holzschnitt . . . Beste Kunst ist immer am besten dekorativ gewesen. — Sein gegebenes Bildwerk wolle, wie es abgestuft sei, aufgenommen werden. „Die Menschen lernen ja leicht Moll, Forte, Piano unterscheiden. Hätten wir den Unterricht, wie man ihn der Musik gewährt, — der bildende Künstler gälte nicht als Lump.“

(Ich verzweifelte schon, Bescheid auf die Frage: „Was ist mit dem Picasso?“ zu kriegen. Aber nun kommen folgende Bemerkungen über das Kubisch-Kubistische):

IV.

Die Valeurs der Maler bewegen sich zwischen Schwarz und Weiß, die Couleurs zwischen Gelb und Violett. Doch verwendet Pechstein auch Schwarz und Weiß als Couleurs — wie er auch Erd- und Metallfarben auf die Palette nimmt, sofern sie ihm wie Weiß und Schwarz bestimmten Klang geben. Cézanne hatte eine besondere Farbenharmonie, bei der die kalten und warmen Farbtöne sich gegeneinander aufhoben, z. B. ocker-orange-zinnoberrot einesteils, blau-grün-schwarz andernteils. Dadurch blieb das Bild materialwahrer, ein bemaltes Rechteck,

eine bemalte Leinwand, die nicht Tiefe vortäuschte. Nenne man das gobelinhaft — aber nicht in tadelndem Sinn; ein Gobelin ist eine gute Kunsterscheinung.

Soweit der kubische Inhalt eines Bildes aus der vorgetäuschten, in die T i e f e gehenden Perspektiv-Wirkung besteht, schaltet Pechstein ihn aus. Er gibt die an den Seiten aus dem Bild herausführende L i n e a r - Perspektive. Der weitere kubische Inhalt eines Bildes aber sind die kubischen Linien, die sein konstruktives Gerüst bilden.

Will man nun einem Bilde den letzten kubischen Gehalt entziehn, so muß man bedenken, daß die Valeurs auch Couleurträger sind. Der neue K u b i s m u s besteht also im Herausziehen auch des l e t z t e n kubischen Inhalts bis zur Fläche; ohne Rücksicht auf die Couleur, die nur als Auflagerung betrachtet wird.

Einen logischen Kubisten wie Picasso mußte es reizen, a u f d i e C o u l e u r g a n z oder fast ganz z u v e r z i c h t e n, das Exempel rein in Schwarzweiß, in rhythmischen Linien und Flächen zu geben. Das hat Picasso getan, als ein der Formensprache nachgrübelnder intellektueller Geist. Nun malt der Kubist den kubischen Inhalt also (wie ein Bildhauer Flächen zueinander fügt:) durch rhythmisch an- oder ineinander gefügte Flächen. Beispiel: D e r P o n t n e u f in der Sezession. Picasso hat dies Exempel aus Cézanne — über ihn hinweggehend — herausgezogen.

Über C é z a n n e s u n d v a n G o g h s Stellung z u m K u b i s c h e n:

Während Cézanne das i m K u b i s c h e n Enthaltene in rhythmischen Farb f l ä c h e n z u s a m m e n b a u t, l ö s t van Gogh unter V e r s c h m ä h u n g des Kubischen die Fläche in rhythmischen Farb l i n i e n a u f und f ü l l t sie mit diesen. Im Endresultat gelangte van Gogh dazu, größere Farbflächen durch schwingende Linien gegeneinander abzugrenzen. Beispiel: D i e „A r l é s i e n n e", mit der vergeblichen des Velasquez berühmtes Innozenz-Porträt dem Mann von heute wie ein Gemisch von Malerei und Plastik vorkommt.

Was ist hier R h y t h m u s —: An einer Oberfläche sichtbare, aus vielen Bewegungen konzentrierte Bewegungsstärke, einer Ursache entspringend und ihr dienend. Jeder Rhythmus scheint einen z a r t e n und einen s t a r k e n Höhepunkt zu haben. (Der Stärkegrad in einem Murren kann größer sein als in einem Geschrei.) M o n u m e n t a l i t ä t geben ist: einen sehr starken Affekt im zarten oder starken Höhepunkt festhalten und ausklingen lassen.

Brauchen wir nötiger Virtuosen, die für Lebenskunst und Nachahmung ungenau geprüfte Mittel verwenden — oder ungenau schaffende Menschen, die sich ernsthaft von jedem Gedanken Rechenschaft geben, um uns ihre Freude in dienlicher Sprache zu übermitteln?

Und es muß gefragt werden: ob eine ignorante Zunftkritik noch wagen darf, zu schuhriegeln, ehe sie im Werk eines Könners seine Gesetze gefunden, sie von ihm empfangen hat. Schließlich: worin uns heute von Jugend an (und stets erneut) bessere Unterweisung nottut.

Die Sozialdemokratie von innen

Von Gerhard Hildebrand

Gerhard Hildebrand ist von seiner Partei kürzlich ausgeschlossen worden : als ein Sozialist, welcher dem Gedanken überseeischer Siedelungen zustimmt ; um nur etwas hervorzuheben. Die Berufungsstelle für ihn wird nun der Parteitag sein.

Es wurde vor dem Bekanntwerden seines Ausschlusses hier folgender Satz von ihm („Welches Deutschland?", 4. April) angeführt: „Die Länder, die aus eigener Kraft ihrer Bewohner überhaupt zu keinen wirtschaftlich und kulturell vollwertigen Leistungen kommen, gehören kraft des Rechts der höheren Kultur über die geringere, und in fast allen Fällen der größeren Menschenzahl über die kleinere, unter die Vormundschaft derer, die . . . schlummernde Produktivkräfte zu wecken imstande sind." (Ich konnte diesen Satz nicht unterschreiben.)

Wenn ich Hildebrand hier zu sprechen bat, so fehlt mir, seiner Partei gegenüber, der Wille : diesem großartigen, staunenswert gegliederten Bund eigenmenschlicher Kräfte verwirrend in die Flanke zu fallen. Ich bewundere das Ganze zu tief ; ich sähe hier Zwist, auch begründeten, weniger gern als . . . sogar als eine Ungerechtigkeit wider den Einzelnen.

Aber der Schwarm dieser Zukünftigen ist reich und sicher und groß — er kann die Wahrheit vertragen.

Sie kommt hier . . . nicht nur aus „lauterer Quelle" (das wäre keine Entschuldigung ; es ist ja die Entschuldigung so vieler Trottel) ; sondern aus lauterer Quelle, deren Inhalt der Wille zum Denken und ein gutes Wissen sind.

Sogar offizielle preussische Exzellenzen, wenigstens die wissenschaftlichen unter ihnen, entschliessen sich allmählich zu dem Geständnis, dass man die Sozialdemokratie nehmen muss wie sie ist, und dass man nicht ein Drittel des deutschen Volkes wegen vaterlandsloser Gesinnung in Verruf erklären, zu minderem Recht verdammen kann. Also Respektierung des Staatsbürgers, des Aktivums auch im schärfsten sachlichen Gegensatz.

Das ist der einzig mögliche Boden für die Wiederherstellung der Volksgemeinschaft zu einer inneren nationalen Einheit, soweit dabei die Politik eine Rolle spielt. Man kann sich zum Gaudium schadenfroher Zuschauer auf der Bühne gegenseitig zerfleischen wie im Stiergefecht, im Bandenkrieg, im Lockspitzelschlachtfest. Aber genau besehen leben wir doch weder in Spanien noch Mazedonien noch Russland, sondern in Mitteleuropa. Das heisst in einem Zustand materieller wie geistiger Kultur, der uns sozusagen Verpflichtungen auferlegt.

Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet erinnert uns, dass in solchem Zustand Konflikte ausgetragen, aber nicht zu Ende gemordet werden. So wollen wir's auch in der Wirklichkeit haben, so verlangt es unsere Sehnsucht nach Verfeinerung, Vertiefung, Gesittungsfortschritt. Die Bühne (als eine moralische Anstalt betrachtet) ist nur der Spiegel unserer Wirklichkeitssehnsucht: Nicht Schönfärben, nicht Ausweichen, nicht Abhacken; sondern Reiferwerden, höher hinauf, tiefer hinein. Das ist Entwicklungsrichtung, Willensrichtung, soll, kann, wird sie wenigstens sein.

Der Unterschied zwischen Bühne und Leben macht diesen Gesichtspunkt noch wichtiger: Der Vorhang sinkt ja gar nicht in der Wirklichkeit! Das Spiel geht ja weiter. Auch das Zuendemorden von heute schützt nicht gegen das Wiederaufleben von morgen, gegen das Auferstehen aus Drachensaat. Es ist nur ein barbarischer Zeitvertreib für die beati possidentes der Macht, der starken Nerven und sonstiger Annehmlichkeiten, aber keine Schicksalssicherung ihrer Kinder. Die Sieger von heut erschweren nur das Los der Besiegten von morgen. Und keine Regiekunst kann die Mängel der Anlage verdecken, wenn der Vorhang nicht sinkt, wenn das Spiel weitergeht, wenn die Barbarei ihre Konsequenzen gebiert. Darum handelt es sich: Das Blut eurer ungesitteten Machtausübung kommt morgen über eure Kinder!

Vielleicht denkt heute kein Zurechnungsfähiger, kein Verantwortlicher mehr an die ultima ratio. Trotz Bergarbeiterstreik. Aber der notgedrungene Verzicht auf die starken Mittel genügt noch nicht, wenn im übrigen die Allüren des hochnotpeinlichen Verfahrens beibehalten werden: Moralische Fusstritte und Kolben-

stösse, Tafeltuchzerschneidung, Zumutungen wider das (meinetwegen verbildete) politische Urteil und Gewissen. So wie sie ist, muss man die Sozialdemokratie nehmen — und ihr nicht jede mögliche Verantwortlichkeit entziehen, sondern zuschieben, soweit es ohne Ausnahmerecht zu ihren Gunsten möglich ist: Zeigt was ihr könnt, in den Stadtverwaltungen, in den kleineren und mittleren Verwaltungsbezirken, überall wo ihr bei voller staatsbürgerlicher Gleichberechtigung die Mehrheit habt oder gewinnt! Die Tat sich entfalten lassen statt der Meinung — und die Meinung sich berichtigen lassen durch die Tat!

* * *

Leistung kann nicht ohne Macht entstehen, Macht nicht ohne Leistung sich halten.

Dies ist der Satz, in dem unser aller Urteil beschlossen liegt. Er kann seine Schärfe so gut für euch und wider uns als wider euch und für uns kehren. Dem Urteil Raum geben, nicht es zwingen, fälschen wollen: das ist Pflicht, Fortschritt, Gesittung.

* * *

Die Sozialdemokratie nehmen wie sie ist, heisst zunächst einmal ihre unsichtbare Objektivität respektieren: Wenn wir ihr gegenüber nicht den Fundamentalsatz aller Erkenntnis ausschalten wollen, dass wir die Dinge nicht sehen, wie sie sind, sondern wie sie uns erscheinen. Dieser Vorbehalt gilt auch für den, der Jahre lang in ihrem Bauch gesteckt und sie von innen gesehen hat. Andernfalls masst er sich bloss die Fähigkeit an, aus Eingeweiden weissagen zu können.

Trotzdem kann er natürlich, sobald er wieder genügend Distanz gewonnen hat, den Aussenstehenden manches sagen, was sie nicht wissen und was ihnen dienlich ist. Also: Vor allem ihre unsichtbare Objektivität respektieren, hier fliesst erkennungskritische Grundforderung und politische Gesittungsforderung in eins zusammen. Der Theoretiker wie der Staatsmann haben gleich viel erreicht, wenn sie daran festhalten.

* * *

Von innen gesehen verkörpert die Sozialdemokratie (die deutsche, von Preussen geführte) den Instinkt des Massenaufstiegs in der Uniform des preussischen Militarismus. Organi-

sierte Massenbewegungen brauchen etwas Schematisches, und das Bataillonsexerzieren lieferte das zufällige Muster. Das Bataillonsexerzieren und die Arbeitsordnung. Das Milieu färbt immer ab. Um so mehr, wenn äussere und innere Notwendigkeiten die Schutzfärbung begünstigen! Es liegt im Wesen der Demokratie, dass sie der Uniformität zuneigt, und zur Organisation ihrer Kräfte braucht sie die Arbeitsordnung. Dies Wesentliche kennzeichnen (vorbehaltlich der unsichtbaren Objektivität) heisst nicht einen Tadel aussprechen, sondern höchstens auf sichtbare Gefahrenquellen hinweisen. Der Konflikt, in den die Partei kraft ihres Wesens mit ihrer Aufgabe gelangen kann, muss nicht notwendig ein tragischer sein, jedenfalls nicht im voraus tragisch genommen werden, sobald er sich einmal andeutend manifestiert. Der Konflikt kommt so zustande: Die Sozialdemokratie will alle Kräfte entfalten, auch die schlummernden, auch die zurückgedrängten, auch die vergeudeten, auch die unentwickelten. Das Mittel dazu ist ihr die einheitliche, planmässige, „zielbewusste" Organisation. Organisation ist aber Einordnung, ist Bindung. Bindung zur Entfaltung, Entfaltung durch Bindung: hier liegt die Gefahrenquelle, die Möglichkeit tragischer Konflikte.

Aber ihre Manifestierung muss nicht gleich tragisch genommen werden.

Tragisch (oder auch tragikomisch) kann manches Einzelschicksal sein. Das Gesamtschicksal ist (kraft der unsichtbaren Objektivität) zunächst nur logisch. Und wenn der Aufstieg der Masse diese Art von Logik erfordert, vorläufig wenigstens fordert, wenn die Aktiva bei alledem überwiegen, wenn keine Unterbilanz im Ganzen eintritt, dann muss dergleichen mit in den Kauf genommen werden.

Was die Sozialdemokratie noch nicht versteht, ist Vorsicht im Machtgebrauch. Die mangelnde Vorsicht in den Versprechungen ist demgegenüber unwesentlich. Erstens nehmen es damit alle nicht so genau, die noch in der Minderheit sind. Zweitens verschlägt eine falsche Richtung und Überspannung der Versprechungen nicht viel, wenn auch nur etliche Möglichkeiten starker Erfüllung sich realisieren lassen. Und dann gibt es: Möglichkeiten der Befreiung von wirtschaftlichem Überdruck,

mit seinem Gefolge von Stumpfheit und Freudlosigkeit; Möglichkeiten damit eines jetzt noch ungeahnten, aus Unwissenheit ungewürdigten geistig-sittlichen Aufstiegs; Umschlag der Begier nach Genussquantität in Sehnsucht nach Leistungs- und Gesittungsquantität. Dies alles kommt von ihm selber, ganz ohne unser Gebet, wenn auch nicht ohne unsere Arbeit.

Gefährlicher, wenigstens bedenklicher im ursprünglichen Wortverstand ist die mangelnde Vorsicht der Sozialdemokratie im Gebrauch ihrer Macht. Das Wort Disziplin ist zum Schibboleth der Partei geworden. Die Disziplin in allen Ehren. Sie ist die notwendige Ausdrucksform demokratischer wie jeder organisierten Machtentfaltung. Aber Ausdrucksform, nicht Knochengerüst. Das kann sie ungestraft nicht einmal in der Bürokratie, nicht einmal im Heer, auf die Dauer nicht einmal in der kapitalistischen Grossindustrie ohne Schädigung der Qualität der Leistung sein. Sie in der Demokratie zum Knochengerüst machen wollen, heisst ebenso die Idee wie die Realität der Demokratie aufheben. Disziplin in der Demokratie ist freigewollte Unterordnung aus Übereinstimmung der Überzeugungen und im Mass der Übereinstimmung. Die Überspannung der demokratischen Disziplin kann zeitweilig schneller und kräftiger voranhelfen. Aber sie gefährdet die Freiheit der Initiative, der Meinungsäusserung, schliesslich der Überzeugung selber. Die Demokratie soll doch der politische Ausdruck selbständig gewachsener Willensrichtungen in ihrem natürlichen Kräfteverhältnis sein. Darum ist Demokratie nicht einfach rücksichtslose Durchsetzung des jeweiligen Mehrheitswillens, sondern möglichste Anpassung an die Volksmeinung im Ganzen: Mehrheitsbeschluss also nur als notwendiges Übel im Sinne der ultima ratio bei drängenden Entscheidungen. Erst wenn der Wille wirklich ausgereift, wirklich Gemeinwille geworden ist, ist er demokratisch, nicht schon dann, wenn er „einfacher" Mehrheitswille ist. Das will sagen: Wenn ich für das Votum, die bürgerliche Gesellschaft sei hundsmiserabel, eine „einfache" Mehrheit, für das Votum, sie sei miserabel, eine Dreivierteismehrheit, und für das Votum, sie sei sehr veränderungsbedürftig, Einstimmigkeit erzielen kann, so treffe ich den Sinn der Demokratie besser, wenn ich mich mit dem vorsichtigsten, aber einstimmigen Votum begnüge,

und dann den Versuch fortsetze, meine Überzeugung von dem schärferen zu verbreiten.

Für diese Weisheit demokratischer Mässigung fehlt der Partei noch das Verständnis. Alle sollen parieren, selbst wenn sie für einen knappen Mehrheitsbeschluss ihre Haut zu Markte tragen müssen. Die Gewerkschaften sind darin weiter, was nur dadurch verschleiert wird, dass sie durch die Natur ihres Arbeitsgebietes wirklich gezwungen sind, sehr oft drängende Entscheidungen zu treffen.

Aber in alledem liegt noch kein Grund zu ernstlicher Besorgnis. Mässigung im Machtgebrauch kann nur in verantwortlicher Praxis und in verwickelter Praxis gelernt werden, nicht bei der Beschlussfassung über Theorien und Wünsche. Das ist es, was der Partei am meisten fehlt: verantwortliche Praxis. Und daran ist sie selber am wenigsten schuld. Solange dieser Zustand dauert, ist die Objektivität der Sozialdemokratie doppelt unsichtbar, als „Ding an sich" und aus mangelnder Gelegenheit zur Objektivierung ihrer selbst in den gesellschaftlichen Einrichtungen, im gesellschaftlichen Prozess. Von innen gesehen ist dies für die Partei das grösste Übel — und für die Gesellschaft auch. Denn die Arbeiterklasse zeigt starke Tendenzen zur Differenzierung und damit zur Entwicklung. Die politische Einheitlichkeit ist namentlich in ihrer heutigen Überspannung nur ihr äusseres Bild, nur die Pressdruckform ihrer Erscheinung. In ihrem Innern schlummern starke Kräfte der Vermannichfaltigung, die frei werden müssen, sobald der äussere Druck nachlässt. Aus ihnen heraus kann allein der notwendige und ausreichende Widerstand gegen das Übermass der „Disziplin", der Uniformierung erwachsen. Wer sie unter der Oberfläche der offiziellen Parteibetätigung kennen gelernt hat, wird nicht leicht schwarzsehen. Gewiss: die zukünftige Praxis wird über die Linie des idealen Ausgleichs zwischen den widerstreitenden Tendenzen hin- und herwogen. Aber ist das ein Grund zur Besorgnis? Es ist nur menschlich, und im Widerstreit des Menschlichen mit dem Menschlichen vollzieht sich die Geschichte, der Aufstieg, die Geburt des Übermenschlichen.

Von einem Berliner Friedhof

Von Oskar Loerke

Ihn schließen Feuerwände ein,
Ganz leer und ohne Scharten;
Ein Nebel schwankt von Stein zu Stein
Im schlimmen Totengarten.

Im Nebel sitzen dünn und matt
Die Toten in den Eschen
Und stieren nach der lieben Stadt
Durch Mauern ohne Breschen.

Ein Schlot schreibt wie ein Riesenstift
Im Nebel schwarze Reihen.
Die Toten plappern nach die Schrift,
So klug wie Papageien.

Irr schallt das wie des Windes Ritt,
Weil Kringel nichts bedeuten.
Ein Pianino klappert mit
Und fernes Trambahnläuten.

Der Nebel raucht bei Frau und Mann
Aus Ohren und aus Gaumen.
Sie fangen zu vergehen an
Und drehen mit den Daumen.

Sie schmelzen rauchend in den Rauch
Und fallen aus den Kronen.
In blaue Streifen löst sich auch
Die dickste der Matronen.

Sie sieht ihr Bild im Glasherzschrein
— Photographierte Glorie! —
Und auf dem Grab Vergißnichtmein
Und um das Grab Cichorie.

Und ist nicht mehr. Und jeder schwand,
Der tot im Totengarten. —
Rings Feuerwand an Feuerwand,
Ganz leer und ohne Scharten.

Zu Hilfe!

Alle Mann an Strafrechtsbord!

Von Dr. J. Werthauer, Rechtsanwalt

Wer in jahrzehntelanger Praxis das Deutsche Strafrecht beobachtet hat und nicht nur mit dem selbstverständlichen Rüstzeug, welches Gesetzgebung, Literatur und Judikatur an die Hand geben, sondern auch mit dem, was verwandte Gebiete der Wissenschaft, wie Geschichte, Medizin, Psychologie bieten, sich versehen hat, — der weiss, dass die fort und fort aus allen Gauen über diesen Teil der Rechtspflege ertönenden Wehklagen noch viel zu leise sind; denn wenn volle Kenntnis herrschte, würde der Entrüstungssturm die Hilfe und Erlösung von den Mängeln des Systems doch wohl sehr viel eher bringen.

Es ist ein Segen, dass durch Vorgänge neuerer Zeit die Augen des Publikums durch zufällige Ereignisse wieder auf dieses Gebiet gelenkt sind, denn in der Regel handelt es sich um die Ärmsten der Armen, welche leiden, deren stumm verhaltenes Klagen nicht durchdringt, und nur selten vermögen Männer sich vor der Öffentlichkeit so in die Bresche zu stellen, dass die Stätten des Elends offen sichtbar werden, unbekümmert darum, dass sie sich durch diese Aufklärungsarbeit zunächst das Missfallen der oberflächlichen Beurteiler zuziehen, deren Beifall ebenso wie der der grossen Masse jederzeit billig, z. B. durch einen Markthallenwitz, käuflich ist.

... Die Verteidigung des Angeklagten ist das Alpha und Omega der Strafprozessordnung, denn wie das Strafgesetzbuch die Bibel der guten Gesellschaft gegen den Verbrecher ist, so muss die Strafprozessordnung das Heilige Buch des Angeklagten sein, das ihm garantiert, dass er nicht mit unzulässigen Waffen bekämpft wird; denn der ganze Strafprozess soll ja doch nichts weiter als die Prüfung sein, ob der Verdacht der Schuld begründet ist oder nicht. Wie im Völker- und Kriegsrecht werden auch hier Dum-Dum-Geschosse und ähnliches eben durch Konvention auszuschliessen sein, wenn man ihre Bedeutung erkannt hat. Jeder Versuch, die Verteidigung zu beschränken, richtet sich stets gegen die Ermittelung der Wahrheit. Die Gesetzgebung muss es ferner vermeiden, Wege bestehen zu lassen, welche die Gefahr des Absturzes für schwächere Richter bieten.

Eine Reihe von Dingen, deren Existenz ein gerechtes Urteil gefährdet, ist besonders grell in die Erscheinung getreten. Ein Angeklagter, welcher angesichts des meineidigen Sprüchleins seines Denunzianten nicht erregt wird, ist eine psychologische Unmöglichkeit. Eine Ungebührstrafe, erkannt über einen Angeklagten wegen solchen Aktes des Sichselbstvergessens, würde eine Grausamkeit sein.

Viel tiefer aber ist die Gefahr für die Rechtspflege verankert in dem Residuum mittelalterlicher Folterkammern, dessen Existenz dem Volk weder bekannt noch glaublich ist, und das in der Idee des Gesetzgebers als nötig oder nützlich sich vorfindet: nämlich in der sogenannten Ungebührstrafe gegen den Verteidiger. Ein Volk, welches eine derartige Bestimmung zulässt, verdient die Verteidiger, welche daraufhin die Praxis eigentlich hervorbringen müsste, nämlich eine Gruppe fatalistisch abgestumpfter Bullenbeisser — und eine Gruppe ängstlich serviler Kriecher. Dass beides nicht der Fall, liegt an der Intelligenz der meisten Vorsitzenden und der Verteidiger, die nicht wegen, sondern trotz dieser Einrichtung anständige Menschen bleiben und sich sogar eine Beleidigung lieber gefallen lassen, als selbst durch Abwehr im Saal ihre Würde vergessen. Der Bildungsgang der Richter, Staatsanwälte und Verteidiger ist derselbe. Das Taktgefühl ist ein Ergebnis der Kinderstube, der Erziehung des Lebens, der Körperkraft, der Selbstbeherrschung. Jeder der Beteiligten hat eine eigene Disziplinarbehörde. Wenn der Vorsitzende, der Beisitzer, der Staatsanwalt eine grobe Taktlosigkeit begehen, die sich speziell gegen den Verteidiger oder einen Zeugen richtet, so hat der Verteidiger und Zeuge nicht das Recht, eine Ungebührstrafe über den Vorsitzenden in der Sitzung zu verhängen, dieser nicht über den Beisitzer, das Gericht nicht über den Staatsanwalt, obwohl dies theoretisch viel nötiger wäre; denn der Schade für den Angeklagten ist noch viel irreparabler, weil er der Schwächergestellte ist. Es bleibt theoretisch durchaus denkbar, dass über einen Verteidiger eine Ungebührstrafe verhängt und mit einer Begründung versehen wird, welche die öffentliche Aufmerksamkeit von dem eigenen Verhalten des Gerichts ablenkt, und durch Herabsetzung des Verteidigers indirekt das leck gewordene Prestige des Gerichts flickt.

Es ist theoretisch möglich, dass der Verteidiger eine Ungebühr begeht, wenn er z. B. angetrunken mit gedunsenem Gesicht, grüner Schalweste oder dergl. in das Gericht kommt und eine dreiste Volksrede hält, in der er seinen Kollegen und damit sich beschimpft, um sich als den „loyalen" Verteidiger durch so unglaubliche Mittel hinzustellen. Aber in der Praxis unterlässt doch jeder Anwalt, der eben nicht unglücklicherweise etwas angetrunken oder irrsinnig wäre, jede absichtliche Ungebühr; denn er weiss, dass seine Disziplinarbehörde ihn im Disziplinarverfahren später ruhig, aber gerecht zur Verantwortung zieht. In der Praxis besteht gar kein Zweifel, dass diese Ungebührstrafen regelmässig nur dann zur Anwendung kommen, wenn sachliche erhebliche Differenzen entstanden sind. Die Existenz der Ungebührstrafe ist eine von dem Richter nicht zu ertragende Belastungsprobe für seine ruhige Kaltblütigkeit; in erregten Momenten kann diese unter keinen Umständen auch nur von dem Durchschnitt gefordert werden. Ich kannte und kenne sehr kluge Richter, welche deshalb nie-

mals von dieser „Einrichtung“ Gebrauch machen, da sie wissen, dass das eigene demnächst zu erlassende Urteil dadurch beeinträchtigt werden muss, wenn der Betroffene nicht zufällig auf solcher Höhe steht, dass ihn die Sache in seiner Aktionsfähigkeit überhaupt nicht berührt. Sobald sachlicher Streit entsteht, verliert auch der Objektivste leicht die Ruhe; die Ungebühr beruht sehr oft direkt in Missverständnissen. Das Ansehen der Rechtspflege wird e r n i e d r i g t durch eine Ordnungsstrafe, von der der ganze Zuschauerraum, die gesamte Presse, die Angeklagten, die Geschworenen, die Sachverständigen, die Zeugen wissen, dass der Tatbestand anders war; bezüglich deren hundert Zeugen bereit sind, eidlich das Gegenteil von dem zu bestätigen, was der erregte Gerichtshof infolge seines M i s s v e r s t ä n d n i s s e s angenommen hat. Es dürfte ferner keinen Verteidiger geben, welcher sich auch nur einen Pfifferling um eine Ungebührstrafe kümmert, die ihm zu Unrecht drohen könnte, oder die er zu Unrecht erhalten hat. Es sollte keinen Verteidiger geben, der sich im geringsten davon abhalten lässt, irgend etwas, was er für richtig hält, zu tun, weil eventuell das Damoklesschwert (infolge gegensätzlicher Ansicht) über ihm schwebt. Der Verteidiger muss in solchen Fällen getaner Pflicht und erlittenen objektiven Unrechts das Gefühl der ehrenvoll erworbenen Narbe im Gefecht haben ... Und doch muss ich auf Grund jahrelanger Praxis erklären, dass dies auf höherer Einsicht beruhende Paralysieren des objektiven Unrechts den Schaden nicht wettmacht. Es ist vielmehr undenkbar, die Pflichten der Verteidigung sachgemäss jetzt auszuüben, solange eine derartige Institution besteht, nicht weil der V e r t e i d i g e r, sondern die V e r t e i d i g u n g durch sie unmöglich gemacht oder doch erschwert wird ... Ich habe in grossen und wichtigen Prozessen mit Mitverteidigern besprochen, dass in der sorgfältigsten Weise alles zu vermeiden sei, was auch nur den leisesten Anstoss geben, geschweige gar jemanden verletzen könnte. Es ist dieser Plan bis in das Kleinste durchgeführt worden, es war ausgeschlossen, eine Ungebührstrafe zu verhängen. Es sollte alle sachliche Differenz in das sachliche Gebiet der Anträge, Fragen und dergleichen gelegt werden, wenn auch infolge mangelhafter Disposition der Verhandlungsleitung nach sachlicher Überzeugung absolut notwendigerweise viele Anträge zu stellen waren, welche denen, die den inneren Zusammenhang nicht kannten, als „Wiederholungen“ und dergl. erscheinen mochten; — — und doch wurde d i e s „als U n g e b ü h r“ erachtet. Zuweilen wird dann noch der „Ton“ moniert; so in einem Fall, in welchem der betroffene Verteidiger eben von Natur einen Kehlkopf hatte, der ihn zwang, stets mit besonders lauter Stimme zu sprechen, — während der Vorsitzende eine (wohl auf Bisexualität beruhende) piepsende, fast unverständliche Fistelstimme hatte. Beider D i s s o n a n z bildete eine ganz gute H a r m o n i e — bis nach einem sachlichen Zu-

sammenstoss dann plötzlich der „tiefe“ Ton vom „hohen“ als „ungebührlich“ empfunden wurde.

Das Schwert der Ungebührstrafe saust manchmal auf absolut Unschuldige deshalb herunter, weil das Gericht gerade die sachlich berechtigten Gründe nicht verstanden hat, diese auch gar nicht erläutert werden können (da dies ins Plaidoyer gehört), oder weil sogar direkte klare Tatsachen gerade von den Richtern wegen ihrer Erregung missverstanden werden.

Der Anwaltsverein hat gegen die e i n e Stimme des Rechtsanwalts Makower die Aufhebung der bezüglichen Bestimmung für nötig erklärt. Diese e i n e Stimme wird ihre Ansicht zu begründen haben, wenn sie für richtig gehalten werden soll... Die geschworenen Feinde der Rechtsfreiheit und deshalb der Anwälte verstehen aus allem Gift zu saugen und werden es auch hier versuchen, um in hämischer Weise darauf hinzuweisen, dass selbst ein Anwalt noch Ungebührstrafen für nötig hält.

Das Publikum hat längst erkannt, dass die Ordnungsstrafe das Ansehen der Verteidigung, dadurch die Kraft der Verteidigung selber und damit die Richtigkeit des Urteils gefährdet. Durch verdoppelte Anstrengung, eisernen Widerstand muss bis zur Vernichtung die W u r z e l der Idee getroffen werden, welche so faule Säfte produziert.

Eine ähnliche Quelle des Übels hat sich (wie neulich hier schon betont wurde) darin gezeigt, dass behauptet wird, inhaftierten Angeklagten gegenüber sei eine Art Vermögenskonfiskation möglich, da sie für die Kosten des Verfahrens hafteten, obwohl sie noch nicht einmal verurteilt sind; und als geradezu furchtbar erscheint der Zustand, daß das Ablehnungsrecht wegen Befangenheit n a c h Verlesung des Eröffnungsbeschlusses, wenn es am nötigsten werden kann, wegfällt. Es mögen sich noch so erhebliche Befangenheitsgründe im Laufe mehrtägiger Verhandlung ergeben, der Vorsitzende kann z. B. theoretisch nach jetzigem Recht die gröbsten Frechheiten gegen den Angeklagten ruhig passieren lassen, er kann den Angeklagten oder Verteidiger beleidigen, er kann das, was f ü r den Armen geschieht, in der rigorosesten Weise verhindern, so dass die Voreingenommenheit dem letzten Zuschauer hinter dem Ofen offenbar wird: e s i s t n a c h g e l t e n d e m R e c h t e i n e A b l e h n u n g n i c h t m ö g l i c h. Dies führt zur seelischen Tortur, der Angeklagte ist in seiner Qual schutzlos, das U r t e i l m u s s f a l s c h werden, wenn nicht ein Zufall korrigiert. Die Verhandlung wird zur K a r r i k a t u r und das „Recht“ zum F r e v e l.

Möge ein gütiges Geschick geben, dass bald die Einsicht in diese Systemmängel Allgemeingut wird, nur dann ist Abhilfe möglich; dagegen kann dies niemals auf dem Wege geschehen, den die jetzigen Reformvorschläge gehen, weil sie die Übel selbst nicht erkannt haben: weil ihnen die wirkliche Praxis in der Majorität unbekannt ist.

Titanic-Trust und Deutschland

Millionen Flüche gellen und knirschen in allen Zungen gegen White Star. Grösstes Schiff der Welt, unerreichter Luxus . . . und keine Rettungsboote. Ein Dimenstandpunkt. Perlenohrringe, ja — aber nichts Warmes anzuziehn.

White Star ist mit den grossen deutschen Schiffahrtsunternehmungen durch allerhand Gemeinsames verbunden. Die Unglückslinie hat ihren Sitz in Liverpool; daher gilt sie als englische Gesellschaft, — sie gehört aber zu dem Konzern der Internationalen Mercantile-Marine-Company, die der Führung des Milliardärs Morgan untersteht.

Zwischen dem Morgan-Trust, der Hamburg-Amerika-Linie und dem Norddeutschen Lloyd besteht seit dem Jahre 1902 ein Schutz- und Trutzbündnis, das den Trust und die deutschen Gesellschaften zunächst verpflichtet, einander beizustehen gegen Angriffe fremder Konkurrenz. Aber nicht nur für den Fall eines Abwehrkampfes gilt ihr Vertrag; er enthält bis ins einzelne gegliederte Bestimmungen über das gegenseitige Geschäftsverhältnis. Jede der Parteien muss, wenn sie mehr Schiffe braucht, als zu ihrer Verfügung stehen, der anderen Partei das V o r r e c h t geben, solche Extradampfer ihr (zu den im Vertrage gleichfalls festgelegten Bedingungen) zu überlassen.

Nicht weniger wichtig sind die ferneren Vereinbarungen, um die Interessensphären abzugrenzen. Ohne Zustimmung der beiden deutschen Gesellschaften kann der Trust keines seiner Schiffe nach einem deutschen Hafen senden, — zum Ausgleich übernahmen die deutschen Gesellschaften die Verpflichtung, gewisse Grenzen ihres Verkehrs von den Häfen Grossbritanniens innezuhalten. Weiter. Die Errichtung neuer Dampfschiffslinien (oder die Ausdehnung einer bestehenden Verbindung, wenn sie so umfangreich wird, dass sich die Zahl ihrer Expeditionen verdoppelt) muss, ehe sie durchgeführt wird, der Beratung eines Komitees unterworfen werden, — das aus zwei Mitgliedern des Syndikats und zwei Vertretern der deutschen Gesellschaften besteht.

Wohl um bei dieser Intimität die Möglichkeit auszuschliessen, dass eine der Vertragsparteien die „Freundschaft" zu weit treibt (und auf nicht mehr ungewöhnlichen Wegen sich eine wirkliche Herrschaft über die andere verschafft), musste das Syndikat sich zu dem ausdrücklichen Verzicht verstehen, Aktien der deutschen Gesellschaften, sei es direkt, sei es indirekt, zu erwerben, — zu der gleichen Entsagung mussten sich die deutschen Gesellschaften für den Erwerb von Aktien des Syndikats entschliessen.

Nichtsdestoweniger sind die deutschen Gesellschaften und der Trust an ihren Geschäftsergebnissen gegenseitig interessiert, sie nehmen teil an den Dividenden der verschiedenen Unternehmungen, — und zwar haben Hapag und Lloyd dem Syndikat alljährlich bestimmte Dividenden zu zahlen, während das Syndikat auf den gleichen Betrag eine Verzinsung von 6 % an die deutschen Schiffahrtsbetriebe entrichten muss.

Zur Zeit des Vertragsschlusses hatte man die Summe, die gegenseitig zu verzinsen war, auf 20 Millionen Mark festgesetzt; damals betrug das Aktienkapital der deutschen Gesellschaften je 80 Millionen Mark, inzwischen ist das Aktienkapital der Hamburg-Amerika-Linie auf 150 Millionen Mark und das des Norddeutschen Lloyd auf 125 Millonen Mark erhöht worden, — in dem entsprechenden Verhältnis dürften auch die Gewinnbeteiligungen gestiegen sein. . . . Zusammen mit der Internationalen Mercantile-Marine-Company erwarben auch die beiden deutschen Schiffahrtsgesellschaften Aktien der Holland-Amerika-Linie, so dass der Kreis der gemeinsamen Interessen ausserordentlich weit ist.

* * *

Vor wenigen Monaten ist das transozeanische Zwischendeckabkommen erneuert worden, in dem die verbündeten Gesellschaften gleichfalls eine mächtige Stellung innehaben. Im Hafen von New York landeten im Jahre 1910 1 104 348 Passagiere, von denen mehr als 770 000 im Zwischendeck, etwa 188 000 zweiter Kajüte und 146 000 erster Kajüte fuhren. Fast die Hälfte aller dieser Passagiere entfiel auf die Hamburg-Amerika-Linie, den Norddeutschen Lloyd, die Holland-Amerika-Linie und die White Star Line. . . . Stellt schon der Zahl nach der Zwischendecksverkehr den Hauptanteil an der Gesamtpassage, so kommt noch in Betracht, dass die Einnahmen aus dem Zwischendeckverkehr auch das finanzielle Rückgrat der Erträgnisse aus der Personenfahrt bilden. (Was für die Eisenbahnen die vierte Klasse bedeutet, welche die Ueberschüsse erbringt und die Ausfälle der ersten und zweiten Klasse deckt, ist das Zwischendeck für die Schiffahrtsgesellschaften.) Ganz natürlich entfesselte sich unter diesen Gesellschaften ein wilder Kampf, um den Auswandererstrom auf ihre Dampfer zu leiten, — bis sie des Wettbewerbes müde wurden und, wie auf vielen anderen Gebieten, übereinkamen, den Wettbewerb zu stoppen. Eregbnis: das erwähnte transozeanische Abkommen, — das nicht nur die Preise bestimmt, sondern gleichzeitig den einzelnen Gesellschaften eine bestimmte Zahl der vorhandenen Zwischendeckspassagiere zuführt. (Um diese Regelung zu erreichen, müssen jene Gesellschaften, die mehr Zwischendeckspassagiere erhalten, als ihnen nach dem Vertrage zustehen, ihre Passage-Rate erhöhen, — fast automatisch fliesst dann den anderen Gesellschaften, die ihr Kontingent nicht erreicht haben, angelockt durch den billigen Preis, der Auswandererstrom zu.)

Mit diesen Bündnissen der grossen Schiffsgesellschaften sind nicht alle Differenzen zwischen ihnen beseitigt, aber es überwiegen heute doch schon ihre gemeinsamen Interessen ganz bedeutend.

* * *

Wäre White Star mit demselben Eifer, den man in der gegenseitigen Sicherung der Dividenden bewährt, auf die Sicherung der Passagiere bedacht gewesen, — dann hätten die Rettungsboote völlig ausgereicht . . .

Eines steht fest: eher sinken die Passagiere als die Dividenden.

Emporos.

Vive la bagatelle!
Swift

Busoni, Hoffmann und Kritik

Aus den Worten eines Anhängers von Ferruccio Busoni:

Von der „Brautwahl" ist Gutes (selbst öffentlich) gesagt worden; doch steht im ganzen die Kritik in Widerspruch mit sich selbst. Soll ich etwas zur Erklärung von Busonis verschwiegener, dennoch offenbarer Absicht äußern? Die Darstellung dieser Absichten litt so sehr an dem Umstand, daß die Regie nicht von vornherein Stil und Bild auf . . . Unglaubhaftigkeit stellte; das Marionettenhafte war nicht betont.

Jedenfalls: das Gespräch, welches bei Hoffmann die Serapions-Brüder nach dem Vorlesen der „Brautwahl" führen, spricht einem Zeugen dieser Musikdramatik allerhand aus dem Herzen:

„Das ist, sprach Ottmar, als Lothar geendet hatte, das ist ein wunderlich tolles Ding, was du da aufgeschrieben hast. Mir will deine sogenannte Geschichte mit den unwahrscheinlichen Abenteuern vorkommen, wie eine aus allerlei bunten Steinen zusammengefügte Mosaik . . . Die beiden spukhaften Männer aus jener Zeit, der Goldschmied und der Münzjude, mußten nun einmal hinein in die Brautwahl, es half nichts, und nun erscheinen die beiden unglücklichen Revenants als fremdartige Prinzipe, die mit ihren Zauberkräften nur auf gezwungene Weise einwirken in die Handlung. Es ist gut, daß deine Erzählung nicht gedruckt wird, Lothar, sonst würdest du schlecht wegkommen vor dem strengen Richterstuhl der Kritik . . . Übrigens gewahrt ihr, daß ich meinem Hange, das Märchenhafte in die Gegenwart, in das wirkliche Leben zu versetzen, wiederum treulich gefolgt bin . . . Befindet er (nämlich jeder Mensch) sich dann, immer höher und höher hinaufgeklettert, in einem phantastischen Zauberreich, so wird er glauben, dies Reich gehöre auch noch i n s e i n L e b e n h i n e i n, und sei eigentlich der wunderbar herrlichste Teil desselben."

Hoffmann hält im wesentlichen die Stange für den Messer Ferruccio.

—o—

Wehrverein

Die Zeitschrift „Überall" ist eine Gegnerin Englands, mit Waffenschmied-Inseraten. Sie ist aber nicht das Blatt des Wehrvereins — wie Konrad Haußmann im „März" gesagt hatte.

Der Wehrverein stellt in Zuschriften, auch an den Pan, rechtens fest: „1. Die Zeitschrift ‚Überall' ist nicht das Blatt des Deutschen Wehrvereins. 2. Das Organ des Deutschen Wehrvereins ist ‚Die Wehr'. 3. In der ‚Wehr' hat bisher keine Aufnahme von Anzeigen der Firma Krupp und Schichau stattgefunden."

Eine Glosse des Pan wandte sich . . . nicht gegen den Wehrverein, sondern rechtens gegen die Waffenschmiede.

Rührung

Nekrologe . . . Eisberg . . . gelähmt . . . Verluste . . . Familien . . . erschütternde Kata . . .

Man kann es nicht fetter drucken . . . „— die sich sorglos dem schwimmenden Koloss anvertrauten."

Es kam jedoch nicht das, was hervorragend wirklich war: lange Korridore, die plötzlich schief standen, versagendes Licht, Aussonderung bei lebendigem Leibe: du darfst leben, aber du stirbst. Bis zum Letzten: dem tierischen Umsichbeissen, Schlagen; Uebereinanderklettern, Raserei.

Noch das Amtsblatt von Dinkelsbühl vergiesst 2 Tränen à 16 Zeilen. Fünfzehnhundert . . .!

Bei Gravelotte fielen beispielsweise 35 200 Mann, bei Vionville 39 000.

Kein Zweifel, dass es im Ernstfall wieder so käme, nur mit verdreifachten Zahlen.

Begeisterte Menge . . . tiefgerührt . . . dankt, dass man sich totschiessen lässt . . . Niedertrampeln der Besonnenen, irrsinnige Wut auf die Bauern, die Handwerker, die Proletarier der andern Nation — und der furchtbare ansteckende Wahnsinn . . .

(Gegen die richtigen Eisberge wird sich schon etwas finden lassen!)

tu.

Stead

Der Tod ist Allen dort sauer geworden — doch am sauersten dem Schriftsteller Stead. Der Zeitungsmann starb . . . nicht bloss mit dem Gram im Herzen, ein solches Unglück zu erleben: sondern mit dem doppelten Gram, es nicht beschreiben zu können. Ein journalistischer Anlass dieses Umfangs . . .

Bürger sterben einmal; der Dichter stirbt zweimal.

* * *

Stead bediente sich der Titanic als eines Frei-Exemplars. Er starb daher in den Sielen.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9 zu richten

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Zweiter Jahrgang No. 24 2. Mai 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

JNHALT:

Franz Blei ..... Die Jesuiten
Anton von Webern ..... Stück für Klavier und Geige
Wachholder ..... Wie wird man Sanitätsrat?
Hans Kyser ..... Titus und die Jüdin
Renato Schmidt, Erich Vogeler ..... } Stadtverse
Aurel Fürst, Richard Riess, Leal ..... }
Hans Ostwald ..... Stahl
Emporos ..... Dividenden-Dämpfung

Der künftige Kriegsminister — Gnom und Flugspende
Sich in den Schwanz beissen — Hübler † — Das obere Stockwerk
Katastrophenmoral — Fortgeschrittene Lyrik — Futuristen

Vierteljährlich ..... 5 Mark
Einzelheft ..... 50 Pf.

HAMMER-VERLAG, G. M. B. H., BERLIN W. 15, UHLANDSTRASSE 30

VERLAG VON PAUL CASSIRER, BERLIN W. 10.

Soeben erschien:

SCHRITT FÜR SCHRITT

Roman von Otto Flake

Broschiert 5 Mark, Gebunden 6.50 Mark

„Otto Flake ist auf dem Wege, einer der besten Prosadichter des zeitgenössischen Deutschlands zu werden. Die Plastik seines Stils, die Fülle des Ausdrucks, über den er verfügt und der niemals auf den Effekt ausgeht, der Tonfall seiner Sätze verleihen seinen Büchern eine gestraffte Haltung, die man vergeblich anderswo suchen würde. Kühn, ohne jede Sorge um die moralischen Konventionen, hat Flake sich die Aufgabe gesetzt, ein Grenzproblem des Seelisch-Körperlichen zu beleuchten. Der delikate Gegenstand ist mit Delikatesse behandelt, wenn auch der Schriftsteller an einigen Stellen die Sittenschilderung etwas lebhaft betreibt. Flake ist der erste amoralische Schriftsteller Deutschlands."

HENRI ALBERT IM MERCURE DE FRANCE

„Noch ist manches Technische nicht gekonnt. Aber trotzdem! Trotzdem ist dieses Buch eines der allerstärksten, die ich vom jungen Geschlecht gelesen habe . . . Flake beruhigt sich nicht bei der sogenannten Übereinstimmung der Gemüter. Er ist ein viel zu guter Kenner der Erotik und als Schriftsteller ein viel zu lauterer und männlicher Charakter, um mit derlei Gartenlauben-Sentimentalitäten uns irrezuführen. Er weiß und zeigt, daß, wo die geheimnisvoll-magische Übereinstimmung der Leiber fehlt, jene unergründliche und unüberwindliche gegenseitige Anziehungskraft der physiologischen Naturen, daß da die Seelenliebe machtlos ist, wenigstens wo es um einen wahren und echten Lebensbund sich handelt. Darum herrscht in diesen beiden Menschen eine peinliche und skrupulöse Prüfung. Zwar das Weib ist unterwürfig von Anfang an und kennt keine tiefere Sehnsucht, als just nach diesem Mann sich zu formen. Aber der Mann wird wiederholt von geradezu chaotischen Zweifeln geschüttelt, stürzt wild von dannen, schlürft aus allen möglichen Kelchen und Pfützen, um immer klarer, immer sieghafter zu erkennen, das der einzige wahre Labetrank, durch den seiner Natur ein dauerndes Glück gewährt werden kann, ihm nur von dem Weibe kredenzt werden kann, das er instinktiv als das seinige gewählt hat. Dies ist der große, schöne und wuchtige Ernst an diesem Buch."

FRANZ SERVAES IN DER NEUEN FREIEN PRESSE

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag

Die Jesuiten

Von Franz Blei

Das bayerische Ministerium will den Jesuiten im Land einiges zu Recht geben, was sie ohne das Recht schon seit Bülows Aufhebung des § 2 übten. Die bayerischen Liberalen begrüßen als eine vom Zweifeln und Verzweifeln geplagte Minderheitspartei diese schöne Gelegenheit, ihre paar Führerstimmen ertönen zu lassen, posaunengleich, als ob es sich um nichts weniger handelte als die nächstens statthabende Zerstörung des Reiches durch ein paar hundert Jesuiten. Und schon blasen auch andere Liberale im Lande das Entsetzen in den aufrauschenden Wald der Zeitungsblätter: der Jesuit kommt! Die Welt geht unter! Alle Mann an Bord!

Deutsche Politik erschöpft sich vorläufig immer noch im Begriff der Partei — sie ist ja auch danach. Man muß sich also, ob man will oder nicht, immer noch mit den Parteien und ihrer Rhetorik befassen.

Die Liberalen sind die Partei jener Ideale, die viel vertragen können. Sie haben z. B. ein sehr strenges moralisches Ideal der blaßchristlichen Färbung, aber ihre moralische Praxis ist wie die aller Welt höchst akkommodationsfähig. Jedoch: mit der geschäftlichen Brauchbarkeit seiner Moral in praxi wächst des Liberalismus Vorliebe für eine grandios christliche Ethik in idea. Hier ist er so unbeugsam, wie er dort mit sich reden läßt. In den Idealen will er immer sehr hoch hinaus, will sich gewissermaßen damit nobilitieren. Das Ideal ist sein Sonntagsanzug und seine Feierfreude des Geschäftsschlusses. Am Sonntag erklimmt er Höhen, von denen er in den Montag abstürzt. Es wäre

0902
6935
t.2

nun falsch, das Heuchelei zu nennen — es ist eben wahrscheinlich nicht anders möglich für uns mitteleuropäische Völker, mit dieser Religion fertig zu werden, die schon ihre Gründer, die Juden, als unpraktikabel verwarfen. Vergeblich haben sich beste europäische Menschen daran gewagt, der Lehre dieser Religion ganz nachzuleben: wir haben alle unsere Heiligen umbringen müssen — Haeretiker nannten wir diese Orthodoxesten —, weil sie uns das Leben zu orientalisch leicht machen wollten, woraus uns europäischen Menschen eine zu große Beschwernis erwuchs. Umgebracht ist zu viel gesagt: wir gaben ihnen nur den Gnadenstoß, denn sie hatten sich ja schon immer selbst aus unserer Welt hinausbegeben und standen wartend an dem gefährlichen Abgrund, der von der andern trennt.

Man muß dem Liberalismus den Sonntag seiner Ideale gönnen, denn er lebt armselig die Woche durch. Man muß ihm die Höhenambitionen lassen, denn er lebt als Partei nur davon. Aber nicht alle Höhen sind ihm zu erlauben. Z. B. die der Kunst nicht. Und die der Religion nicht. Für diese hat er ja schon einen für sein Ausmaß viel besseren Ersatz im Monismus gefunden, in der Begeisterung für die exakten Wissenschaften und im seligen Feldgeschrei: aviare necesse est.

Für Sonntags und Montags gibt es nun ein zum Gemeinplatz gewordenes Wort in des Jesuiten Sarrasa Buch vom Jahre 1664: Ars semper gaudendi, Seite 6: „Die da am Tage die allerkeuschesten und schamvollsten erscheinen, sind zur Nacht, wo niemand sie sieht, die schamlosesten Läufer hinter allen Wollüsten, denen der Tag nicht hold ist." Man wird ja überhaupt mehr katholische (und das heißt: menschliche) Weisheit in den immer optimistischen Schriften der Jesuiten finden als christliche, mehr dem Leben, wie es ist, abgewonnene und abgeschriebene Regeln des Verhaltens als allgemeine Elukubrationen über dieses Leben selber, mehr Psychologie als Theologie, mehr Praxis als Theorie. Religion, das ist eine gemeinsame Form des Kultes — wir Europäer haben wenig Begabung für den Kult, den schon die Griechen dem Orient entnahmen, und wir Deutsche sind in besonders hohem Maße unbegabt dafür. Die Reformation legte bei uns nur fest, vollzog, was vorher im Katholizismus schon unsere Uebung war (— die Mystiker! —): sie verlegte den religiösen Komplex ins Innerliche, machte ihn zu einer sehr schweren Privatangelegenheit jedes einzelnen. Damit aber hob man die Religion, die Kulte,

auf zugunsten von Gewissenskrupeln, Aengsten, Moralen, schwächlichem Leben, Spintisieren. Man gab diese ganze christliche Ethik dem einzelnen, den man freien Willens annahm, und der sollte nun zusehen, wie damit fertig werden. Natürlich wurde er nicht fertig, zerquälte sich, heuchelte oder gab das ganze auf, um nichts als eine beiläufige Geste zu behalten. Die heutige protestantische Kirche ist bestenfalls ein Verein zur Absingung von Kirchenliedern in den dafur vorgesehenen Vereinslokalen, die man euphuistisch Kirchen nennt.

Die Geschichte der christlichen Religion in Europa ist der jahrhundertelange Versuch, eine uns Europäern irgendwie fremde und nicht adäquate Lehre uns erträglich zu machen. Wir haben vieles gestrichen und haben viel von unserem alten Heidentum hineingepantscht, aber mit dem Wesentlichen der Lehre: daß Armut eine Tugend sei, daß Blut und Familie gleichgültig seien, daß Kampf eine Sünde sei, daß Sinnlichkeit ein Laster sei — damit sind wir nicht fertiggeworden, und heucheln uns mit Spitzfindigkeiten so durch.

Der Verfall der christlichen Religion kam nicht nur von der Verinnerlichung, die sie im Protestantismus erfuhr. Er drohte auch von der Renaissance, die fröhlich dabei war, uns wieder in eine heidnische Antike zu bringen. Da begannen die Jesuiten ihr Werk. Sie retteten am Katholizismus, was noch zu retten war; — ihn vor der Auflösung zu bewahren, in der er heute mitten inne steht, das vermochten auch sie nicht, da sie mit dem Protestantismus nicht fertig wurden, diesem stärksten auflösenden Ferment im religiösen Körper. Gegen die Verinnerlichung des religiösen Vorganges wandten sich die Jesuiten, für den Glauben, aber in größter Sorge für das Wohl der Menschen. Sie waren moralische Hygieniker, körperliche sogar. Sie lehrten die für das Allgemeine gern zugegebene, für den Einzelnen aber bestrittene Wahrheit, daß wir keinen freien Willen haben, daß, was wir tun, determiniert ist und kein Besseres daher zu tun ist als: zu dienen. Sie befreiten den von vielerlei Wallungen schwankenden und so untätigen Menschen und machten ihn tätig; sie schufen eine Gesamtenergie erster Ordnung, indem sie die Illusion des freien Willens nahmen. Das taten sie zu einer Zeit, da man Tieren den öffentlichen Prozeß machte und sie ob strafbarer, bewußt und absichtlich getaner Handlungen hinrichtete. Was die Jesuiten zur Kenntnis der menschlichen Seele beibrachten, ist

ganz enorm, was sie zur Stärkung einer ganz optimistischen Haltung zum Leben getan haben, ist noch größer. Doch: man hat sich von den Jesuiten eine Meinung zurechtgelegt, — mit Belegstellen sogar, leicht aus einer Literatur, die etliche 15 000 Bände umfaßt — nach dem Wunsche dessen, der sie widerlegen will. Der Kadavergehorsam, der Restriktionseid, der Zweck heiligt die Mittel: den ersten kennt und verlangt man bei allen Armeen, den zweiten übt der Simple immer noch, und nach dem letzten geht es in der ganzen Welt, wenn man's auch nicht gerne zugibt. Es mag nicht christlich im Sinne des Evangeliums sein — aber wo ist heute der Christ, der d e m C h r i s t nachfolgt und daraus Recht und Titel hat, andere der Unchristlichkeit anzuklagen? Redigiert dieser Christ ein liberales Blatt? Hat er das Reichstagsmandat von Posemuckel? Die Jesuiten haben Könige umzubringen versucht — das haben andere Leute auch, sogar nationalliberale; der Königsmord muß also nicht ein besonderer Programmpunkt der Jesuiten sein. Sie haben auch einen vortrefflichen sozialistischen Staat gegründet, in dem die Leute zufriedener waren als die christlichen Kohlengräber am Rhein. Sie haben verhängnisvoll in die Politik eingegriffen. Das tut der derzeitige Reichskanzler fortwährend. Sie haben sich als höchst tätige, kluge, intelligente, weltkundige Männer gezeigt, im Guten und im — meinetwegen — Bösen, genau wie andere tätige, kluge etc. Menschen auch. Läßt man sie jetzt frei schalten wie andere geistliche Herren auch, muß man halt acht geben, daß sie keinen deutschen Untertanen dem Papst verkaufen; und machen sie auch schon den bayerischen Minister v. Soden untauglicher als er jetzt schon ist, dann wird man den Minister eben wegschicken. Heutiges Regieren ist ja nicht mehr so melodramatisch wie es im 17ten Jahrhundert war. Hinter dem Regierungsassessor, der sich über dem Entwurf eines Reblausgesetzes seinen mittelmäßigen Kopf zerbricht, steht kein Mitglied der Societas Jesu, das ihm die Geschichte souffliert im ultramontanen Sinn. Der Einfluß des „Beichtvaters der Königin" erstreckt sich höchstens auf die Besetzung der Dramaturgenstelle an einem Hoftheater, und das soll ja kein so besonders wichtiger Posten sein. Und selbst der bayerische Landtagspräsident und Gymnasiallehrer Herr von Orterer wird nicht zu einer dämonischen Natur jesuitischer Prägung werden, sondern auch in der Politik bleiben, was er immer war, ein kleiner megalomaner Schultyrann, wie es deren

haufenweise im Reich gibt zum Schmerze der Buben. Der Staat ist doch keine dynastische Angelegenheit mehr und ist um das Ohr des Monarchen kein Wettrennen. Was sollten die Jesuiten dem Rothschild, dem P. Morgan oder dem alten Rathenau zu sagen haben? Ein paar Liberale behaupten, die allergefährlichsten Dinge.

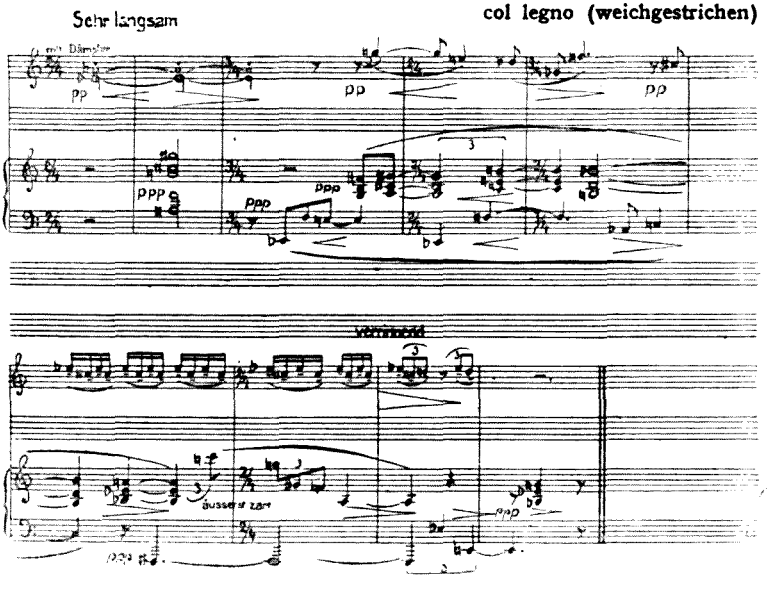
* * *

In Franz Blei spricht jenes ästhetische Herz, dem ich (in der Politik) ein Ende machen will. Ihr sollt Euch hier gewöhnen, den schwammigsten, wässrigsten, widerlichsten Liberalen aus dem Bezirksverein höher zu stellen (weil er ein Förderer ist), als den wundervollsten Eigenkerl unter allerhand Jesuiten (weil er ein Belaster ist).

Vor der Peinlichkeit eines Stiergefechts kann jemand sagen, was eine Französin zu mir sprach: „Mais c'est beau, comme couleur." Gewiß. Ich würde trotzdem keins veranstalten.

Aber die Worte Franz Blei's stehn hier, weil sie mit Recht finden, dass man keine Furcht haben soll. Und weil eine Weltanschauung durch den Hinauswurf ihrer Eigner nicht widerlegt wird. Kerr

Anton von Webern, der Schüler Arnold Schönbergs, gibt hier ein ganz kurzes Stück für Klavier und Geige. (No. 1 der vier Stücke.)



Anton von Webern

Wie wird man Sanitätsrat?

Von Wachholder

Ich will im folgenden bloß genau erzählen, wie es mit dem Sanitätsrat unter Umständen ist. Es soll keine Satire sein, keine Übertreibung, auch keine „Skizze." Sondern bloß, wie es wirklich zugeht — namentlich in der Provinz.

Und Sie können das, je nach dem es Ihnen paßt, in die Rubrik „Vossens Luise" oder in die Rubrik „Zur Naturgeschichte des deutschen Demokraten" einordnen.

Also vor zwei Jahren hatte er am 27. Januar bei dem offiziellen Festessen die Kaiserrede gehalten. Nachher hatten ihm alle zu der schönen Rede gratuliert und ihm die Hand geschüttelt. Nur den konservativen Herren hatte die Wendung: „Gleichviel, welcher Partei wir auch angehören mögen", nicht ganz gefallen. Und der Pastor meinte (das ist aber wahr), er hätte die Geburt des jüngsten Sohnes vom Kronprinzen nicht genügend hervorgehoben.

Seit undenklichen Jahren war es überhaupt das erste Mal, daß nicht der Pastor, der Amtsgerichtsrat oder der getaufte Kommerzienrat die Kaiserrede hielt. Sondern das Rauhbein mit dem Doktorkopf. Seine Kollegen befürchteten, er könnte daraufhin etwa wirklich noch Sanitätsrat werden. Aber nichts Derartiges geschah. „Bei dem haben wir keine Eile!" hatte der Kreisarzt schriftlich geäußert, als beim Landrat eine Eingabe gemacht war.

Natürlich pfiff man auf den Titel. Freidenker; Linksliberaler. Für das „Teilen" der Genossen war er übrigens nicht. (In der Provinz glaubt man daran.) Bei Stichwahlen zwischen Roten und Konservativen verzichtete er auf sein vornehmstes Bürgerrecht. Aber sein nicht unbemerktes Fehlen an der Wahlurne, wenn es die Rettung des Vaterlandes galt, bewog maßgebende Kreise, sich mit seiner Ernennung zum Sanitätsrat wieder nicht zu beeilen.

Jahrzehntelang hatte er danach gegiert und gejampelt. Umsonst.

. . Und eines Tages war das Ereignis da. Der Glanz.

Seine Tochter kam ihm entgegen, als er früh vor Beginn der Sprechstunde den Korridor betrat. „Vater, hier ist ein Brief an dich, auf dem steht ‚Herrn Sanitätsrat'".

„Das haben schon oft Leute geschrieben."

„Vater, ein Siegel ist drauf."

Der Korridor war dunkel. Er ging mit dem Brief an die Küchentür. Er las ihn und setzte sich in der Küche auf einen Stuhl. Er saß und las. Er las und saß. —

Die Kinder, die Dienstmädchen umstanden ihn, fragten. Er antwortete nicht. Da guckte die Älteste über seine Schulter: „Der Vater ist wirklich Sanitätsrat! hier steht's." Die Kinder hopsten. Die Mädchen gratulierten. Da kam eine sehr große Freude in ihn. Leise ging er in das Schlafzimmer zu seiner Frau und weckte sie.

„Da, Therese, lies mal."

„Haben sich Hauslehrer gemeldet?" fragte sie verschlafen.

„Etwas anderes."

Sie entfaltete den länglichen, weißen Bogen mit dem blauen Siegel der Regierung und traute ihren eigenen Augen nicht.

„Den 20. Januar 19.." stand rechts oben in der Ecke. Dann kam in lateinischen Buchstaben mit der Schreibmaschine geschrieben:

„Seine Majestät der Kaiser und König haben allergnädigst geruht, Ihnen den Charakter als Sanitätsrat zu verleihen.

Indem ich Sie hiervon unter dem Ausdruck meines Glückwunsches in Kenntnis setze, bemerke ich, daß ich Ihnen das Patent durch den Herrn Landrat zugehen lassen werde."

Der Regierungspräsident."

„Der Regierungspräsident gratuliert mir dazu", — sprach er.

„Ich auch, Hermann. Bleib mir gesund als Sanitätsrat. Karten muss ich dir schnell drucken lassen; und auch welche mit Herr und Frau."

* * *

Zwei Stunden später traf er im Krankenhause einen Kollegen. Das Berufliche war getan. Man wollte sich von der leitenden Oberschwester verabschieden.

„Lesen Sie erst mal, Kollege."

Der Kollege nahm den Brief mit dem Siegel. Las, stotterte, gratulierte, faßte sich und sagte zu der Schwester und dem Pflegepersonal:

„Hier kann ich Ihnen gleich einen Herrn Sanitätsrat vorstellen."

Starrheit. Ungläubige Blicke. Der übliche, freundliche Abschiedsgruß: „Adieu, Herr Doktor" verwandelte sich in ein gequältes „Adieu, Herr" — — — der Rest blieb allen in der Kehle stecken.

„Haben Sie sich eigentlich nicht furchtbar gefreut?" fragte der junge Kollege auf dem Nachhauseweg.

„Gefreut?? Ach, was ist da besonderes zu freuen! Eine selbstverständliche Sache. Altersquittung. Mache mir gar nichts aus Titeln."

* * *

Beim Mittagessen gab es Speise zum Nachtisch. Auch die Kinder unter zehn Jahren bekamen ausnahmsweise Wein zu trinken.

Der Tag soll ihnen im Gedächtnis bleiben.

„Sprich noch nicht zu viel darüber," sagte er zu seiner Frau, „denn noch habe ich das Patent nicht!"

In dessen Erwartung verging eine frohe Woche. Diesmal schwankte er nicht, ob er das Kaiserdiner mitmachen solle; trotzdem er sich nicht ganz wohl befand. Im Gehrock, heller Krawatte und frisch gewaschenen Glacehandschuhen begab er sich Schlag sieben in das Hotel zum „Stern".

Oben im Saal waren die Besseren bereits versammelt. Bei seinem Eintritt löste sich aus der Gruppe ein Herr mit einem Papier in der Hand und rollte auf ihn zu. Der Herr Amtsvorsteher. Mit Verbeugung übergab er im Auftrage des Landrats das Patent.

Bewegt, verwirrt, vermochte der Empfänger kaum zu danken. Der Gemeindevorstand führte ihn auf einen Platz an der Spitze der Tafel. Viele wollten das Schriftstück sehen; ob der Kaiser selbst unterschrieben? Doch er hatte es tief in seine innerste Rock-

tasche versenkt — ein gehütetes Kleinod. So ist es in der Provinz.

In später Stunde, als der offizielle Teil der Feier vorüber war und die Fidelitas längst begonnen hatte, saß der neugebackene Sanitätsrat unten im Billardzimmer am Stammtisch des „Sterns".

Ganz alte und neue Bekannte; die Volksschullehrer und der Provisor; die Buchdruckereibesitzer und Fabrikbeamten; der Forstrat und der Spinnereidirektor — alle setzten sich zu ihm und freuten sich. Er gab „Spitzmäuse", Lagerbier und Zehnpfennig-Zigarren zum Besten. Oben ließ man den Kaiser, unten den neuen Sanitätsrat leben.

Als alle genug Spitzmäuse getrunken hatten, gingen sie wieder in den Festsaal. —

* * *

Der Mann, der das Schriftstück von seiner Ehrung noch ungelesen in der Tasche hatte, ging nachdenklich nach Hause. In seinem Studierzimmer knipste er die stärkste Birne an. Unter diese stellte er sich; nahm behutsam die Rolle aus der Tasche und las, was wundervoll kalligraphisch geschrieben unter dem preußischen Adler stand. Es hieß wörtlich:

„Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen usw., tun kund und fügen hiermit zu wissen, daß Wir Allergnädigst geruht haben, dem Arzt Dr. Hermann Peters in Groß-Hügelwitz den Charakter als Sanitätsrat zu verleihen. Es ist dies in dem Vertrauen geschehen, daß er Uns und Unserem Königlichen Hause in unverbrüchlicher Treue ergeben bleiben und fortfahren werde . . . Urkundlich haben wir dies Patent Allerhöchst selbst vollzogen und mit Unserem Königlichen Insiegel versehen lassen.

Gegeben Neues Palais, den 8. Januar 19 . . ."

Dann kam in großen steilen Zügen die eigenhändige Unterschrift des Kaisers: Wilhelm R. Rechts darunter der Name des gegenzeichnenden Ministers und links unten stand: „Patent als Sanitätsrat für den Arzt Dr. Hermann Peters in Groß-Hügelwitz."

Er hatte längst ausgelesen. Doch sah er noch immer auf das Papier in seinen vorgestreckten Händen.

So fand ihn seine Frau.

„Therese," sprach er, „gut, daß du noch kommst! Es wäre mir schwer geworden, schlafen zu gehen, ohne dir das hier zu zeigen."

Ernst lasen sie beide den Inhalt. „Uns und Unserem Königlichen Hause in unverbrüchlicher . . ."

* * *

Es regnete Glückwünsche. Gedichte, Depeschen, auch Besuche. — Das ist so in der Provinz. — Der Gemeindevorstand schrieb einen langen Brief: „Werter Herr und Freund". Und beide Zeitungen betonten in längeren Notizen die Freude, mit der die Allgemeinheit an der Auszeichnung des bekannten und beliebten Arztes teilnahm.

Dr. Peters verzeichnete genau, wer von den Groß-Hügelwitzern ihm schriftlich oder persönlich und eigens gratulierte. Oder wer es nur bei einem gelegentlichen Zusammentreffen tat. Gegen diese Letzten konnte er sich einer gewissen feindseligen Gesinnung nicht ganz erwehren.

* * *

Von seiner Frau verlangte er, daß sie sich als Sanitätsrätin neue Knickers anschaffte. Auch gab er statt fünf Pfennige jetzt zehn Pfennige Trinkgeld.

Durch die amtlichen Zeitungsnachrichten hatten auch seine in der Provinz verstreuten Bekannten und Verwandten die Neuigkeit bald erfahren. Immer noch kamen Glückwünsche.

Er wurde jetzt aber „womöglich noch schärfer links". Die Ernennung blieb ohne Einfluß auf seine Ansichten! Als die kurze Novemberrevolution unter Bülow kam, sprach er zu seiner Frau: „Hast du gelesen, was der Kaiser wieder getan hat? Was soll man da . . ." — Er fügte zu: „Ob es ihm eigentlich so furchtbar verdacht werden kann, ist mir noch sehr zweifelhaft. Schließlich muß man die Dinge gerecht und menschlich ansehen, — — auch vom radikalsten Standpunkt . . ."

Titus und die Jüdin

Von Hans Kyser

Stuttgarter Hoftheater. Uraufführung: Titus und die Jüdin. Tragödie von Herrn Hans Kyser.

Die deutsche Kritik (von der Etsch bis an den Belt) berichtet:

Über die Wirkung.

Großer, namentlich am Schluß durchschlagender Erfolg. Stürmisch gerufen. — Beifall ungewöhnlich stark, so daß sich der Dichter ein halbes Dutzend Mal zeigen mußte. — Ziemlich lebhafter Erfolg. — Ungewöhnlich warme Aufnahme. — Fand bloß achtungsvolle Aufnahme. — Man nahm das Werk mit freundlichem Interesse, mit Wohlwollen und Nachsicht auf. — Trotz starken Beifalls nur ein schwacher Eindruck. — Brachte eine gelinde Enttäuschung. — Konnte nur geringes Interesse erwecken. — Besonders nach dem Schlußakt gestalteten sich die Beifallsbezeugungen zu Ovationen für den Dichter. —

Über den Autor.

Gilt als eine stärkste Hoffnung des deutschen Dramas. — Große Hoffnungen sind zu setzen. — Starker Dramatiker. — Echter Dichter. — Romantiker. — Symbolist. — „Tragiker" (in Anführungsstrichen). — „Dichter" (in Anführungsstrichen). — Kein talentloser Stümper. — Hebbelepigone. — Günstling Kerrs. — Gastspieler bei der sozialdemokratischen und jüdischen Presse. — Einer von den Talmi-Leuten der Sezession.

Über das Stück.

Eine starke und vielverheißende Dichtung. — Ein dramatisches Nichts und ein psychologischer Unsinn. —

Heißes dramatisches Leben pulsiert in diesem Drama. — Das Werk ist dramatisch völlig wertlos. —

Schafft eine wirkungsvolle Personifikation zweier Welten und trägt damit den Kampf, der um die Mauern Jerusalems sich abspielt, in die Seelen zweier Menschen hinein. — Die Tragödie gruppiert sich um eine einzige, aber absolut unmotivierte, besonderer charakteristischer Merkmale entbehrende, Liebesepisode (perverse Leidenschaft) zwischen dem Titelhelden und einer armen Jüdin. —

Eine Wiederholung des Judithmotivs. — Eine Umkehrung des Judithmotivs. — Das Gerüst der Fabel ist gewaltig und kühn. — Der ganze gewaltige Hintergrund der Zerstörung Jerusalems nur ein Bluff. — Es baut sich auf diesem wüsten gewaltigen Hintergrund auf in schier erhabener Größe. — Nicht für einen Pfennig Handlung. — Der erste Akt, übrigens der beste. — Der erste Akt ist weitaus der schwächste. — Ein auf breitester Grundlage ausgeführtes Kulturbild. — Von der welthistorischen

Begebenheit des Unterganges des Reiches Israel und der Zerstörung Jerusalems ist in diesem Stück nichts übriggeblieben als eine wildromantische Fabel. — Die Szenen zwischen Titus und der Jüdin erheben sich zu unwiderstehlicher Leidenschaft und Größe. — In einer Szene von hoher poetischer Schönheit, so fein erdacht, so zart ausgeführt . . . wird des Weltbeherrschers Seele in ihren Tiefen erschüttert. — In einer auf die Nerven fallenden trivialen Szene drückt Kaiser Titus, der die Gattentreue belohnen will, der namenlosen Jüdin einen Brotbeutel in die Hand. . . auf gewaltsame Weise das Zeitliche segnen läßt. — Ein blöder Zufall. ein töricht Mißverständnis tötet die Jüdin, nicht Schicksalnotwendigkeit. — Der Irrtum, dem die Jüdin zum Opfer fällt, wird Wahrheit, da ihr Tod notwendig war. —

Die gelungenste Episode ist der dreiste römische Senator Mucius. — Eine durchaus aufgeklebte und dabei von widerlichen, Brechreiz erzeugenden Darstellungen ekelhafter Vorgänge behaftete Szene. —

Wer ein Fünkchen Liebe hat für unsere werdende Dichtkunst, wird aus dieser Dichtung Eindrücke gewinnen, die seine Teilnahme an dem modernen deutschen Schrifttum vergrößern werden. — In wenigen Wochen wird auch der Kysersche Titus samt seiner Jüdin den Weg des Papiers gegangen sein. —

Zusammenfassend: Philosemitisches Stück. — Die Tragödie des paralytischen Wahnsinns. — Wieder einmal ein Windei. —

Über die Sprache.

Die Sprache ist voll Wohllaut. — Leerer Schall. — Sie erhebt sich mitunter zu fesselnder Schönheit und Kraft. — Phrasenhafter Schwulst. — Manche Situation erhält durch ein Wort Wert, Bedeutung und Adel. — Enthält nichts als Banalitäten.

Über einige Personen.

Titus: Kein Held und kein Schwächling der Liebe. — Lamentabler Gefühlsschwächling. —

Ausgesprochener Paralytiker. —

Die Jüdin: In dieser Jüdin konzentriert sich die Tragik des Stückes. — Sie tritt ohne eine Spur von dramatischer Begründung in diesem Stück auf. —

Der einzige gesunde Kern der Tragödie. — Pathologisch eine ergreifende Gestalt von herber tragischer Hoheit. —

Eine Marionette, die nur eine Melodie spielen kann. — In einfachen klaren Linien hoch über diese Erde durch des Dichters Wort hinaufgehoben. —

Verkörperung der unauslöschlichen Gattenliebe. — Liebt ihren toten Mann . . . ein Theaterargument. —

Über die Aufführung.

Glanzleistung. — Älteste Schablone. —

Entwicklung.

Alle Stimmen gehört. Volk aufgeklärt. Die Welt kommt vorwärts. Lust zu leben. Dichter weiß nun Bescheid.

Stadtverse

(Fortgeschrittene Lyrik)

Junge Dichter, untereinander nicht bekannt, schicken dem Pan ihre Strophen. Vielfach zeigt sich der durch Kritik und Beispiel oft geäußerte Wunsch, die fortgeschrittene Lyrik der großen Städte zu finden. Nicht alles geht zu veröffentlichen: so lange Polizisten wider die Kunst lauern. Einen Umriß der Strömung erhält man.

I

Nachtmahl

— — — — — — — — — — — — —

Die winkligen Stuben bergen Verbrechen,
Es wälzen sich Körper im Ueberschwang,
Pfeilroter Lippen sattes Erfrechen
Geht auf den tiertollen Abendfang.

— — — — — — — — — — — — —

American Bar

Sie flegeln gierig neben feisten Weibern
Und waten japsend durch geschminkte Brunst,
Entschwitzen lüstern einen scharfen Dunst
Und hängen krampfhaft an gewölbten Leibern.

Sie klimpern meckernd mit gewagten Witzen,
— — — — — — — — — — — — — Art
Und haben sich wie Affen eng geschart,
Die schamlos auf den roten Schwielen sitzen.

Die Männchen protzen — — — — — — — —

Wohnungen

— — — — — — — — — — — — — — —

Halb Wohnung, halb Abort sind hier die Stuben,
Von den Tapeten sickert Schmutzgestank.
Mit feuchten Fühlern kriechts aus Abfallgruben,
Gespensterhaft, verseucht und lungenkrank.

— — — — — — — — — — — — — — —

R. Renato Schmidt

II

Frühling

Häuser ; Ásphalt . . . Sprießen Matten
Heimlich auf im steinern Meer ?
Frühlingslichter, Dämmerschatten
Blühen leis die Straße her.

Mietskasernen . . . Weich ein blauer
Hyazinthenduft und -schein . . .
Offne Fenster : Frühlingsschauer
Wehen leise aus und ein.

Mädchen, knospend, dünne Blusen,
Blaß und dürftig, zimmerschlank,
Unterm Hute atmend Busen,
Sehnsuchtsaugen, dunkel-blank.

Dämmrung. Glühlicht. Tiefer senken
Sich die Schatten auf den Park . . .
Stummes Glück auf allen Bänken —

— — — — — — — — — — — —

(Brachst auch du dir eine Blume —
Still, das Dunkel trank den Schrei . . .
Ach, wie Heimat, Ackerkrume
Flog ein Duft dir fern vorbei.)

Erich Vogeler

III

Rausch

Zerkniffenes Rattern
ungeheuerer Schüttertöne
klappert wie ein
wirres Zetern festgehaltener Laute
durch den Raum, wo
Häuserblöcke wie ein kolossaler Rumpf
sich in Quadrate lagern.
Pöbelhaft und stumpf
lärmt durch deine Lauscheseele dieser
ungehobenen Kräfte blödes Schütteln,
schreckhaft eingekeilt in
hingepeitschtes Kreischen hohler Töne,
die an Häusermauern machtlos rütteln
und im wilden Anschlag
dieser ewigen Brandung
zwischen Prasselsturm und letztem Lallen
kurz verschallen.

Aurel Fürst

IV

Die Zigarre

Die verkrüppelte Leiche einer Zigarre
sah ich im Sande des Weges liegen.
Sie stank schon stark und fror in Leichenstarre.

Auf ihr vergnügten sich schmutzige Schmeißfliegen,
die saßen auf ihr in geschickter Balance.

Fridolin (fünf Minuten vor Vier!)
ging ins Büro und empfand die Distance
zwischen sich Mensch und dem niedrigen Tier,
als er dies sah.
Und er dachte: Wenn ich will
kann ich Tier und Ding und Lust in den Graben fegen;
Und er zerstörte — kraft seiner höhren Intelligenz — das Idyll.
Und weiter schritt er und fühlte sich überlegen.

Richard Rieß

V

Armut im Lenz.

Er sieht Natur und Mensch vereint,
Besonders wo die Sonne scheint.
Die Havel guckt aus grünen Augen.
Fern sind der Weltstadt Düft' und Laugen.

Bei Potsdam schwimmt ein schwarzer Schwan.
Dort fährt die kesse Kalle Kahn.
Ihm selber sank ein st.iler Stern,
Sein Anzug ist nicht mehr modern.

Auch die Krawatte geht in Fransen,
Die Mädels grienen gleich Schimpansen.
Ihn faßt hysterisch-wüstes Weh,
Denkt er an das Prinzeß-Café.

Die letzte Freundin seiner Wahl
Behörnte ihn — um einen Shal.
Man ist mit Welt und Menschen böse,
Voll ist das Hirn, leer das Gekröse.

Leal und Kerr

Stahl

Von Hans Ostwald

Auf dem schwarzen, mit abgestorbenem Gras überwucherten Landwege geht vor mir ein breitschulteriger, gebückter Mann.

Es ist das einzige lebende Wesen außer mir auf der weiten öden Heide, die sich vor uns sanft hinaufzieht. Wildes, störrisches Gras, das nie gemäht ist, duckt sich im Herbstwind ; eine andere Pflanze gedeiht hier nicht. Die grauen Wolken, die sich langsam aber stetig am Himmel emporschieben, fressen die letzten hellen Flecken — es ist, wie wenn sie sich an ihnen mästen, so schwellen sie an und blähen sich.

Vor uns taucht etwas Schlankes auf. Je höher wir die Heide hinaufsteigen, je mehr sehen wir davon — wie ein Obelisk ragt ein Schornstein in die Luft. Daneben liegt ein Felsklotz. Beim Näherkommen sehe ich, daß es ein verfallenes Gebäude ist.

Dicht vor ihm erreiche ich den alten Mann. Er bleibt stehen und wendet sich nach mir um mit einem gemurmelten

„'n Tag".

Dann gehen wir zusammen weiter. Unter einer schmierigen, bis oben zugeknöpften Jacke trägt der Alte ein braunes Wollhemd, das am Halse zwischen einem rosa- und blaugestreiften Tuch hervorschaut. Aus dem Tuch dringt sein breiter Kopf mit starker Stirne, in die eine schwarze Kattunmütze mit einem Lackschirm geschoben ist. Nach einem hastigen Blick über mich hin geht er an dem zusammengestürzten Gemäuer vorbei und biegt in eine Türöffnung ein, deren Wölbung heruntergefallen und vom Gras überwuchert ist. Er setzt sich müde darauf und zieht die stämmigen Beine an, während seine Brust keucht.

Ich lehne mich ihm gegenüber an den Türpfosten ; dicht neben mir wächst der Schornstein empor, an dem der Wind mit wütenden Händen vergeblich rüttelt.

Als der Alte sich erholt hat, erhebt er sich und geht über das Geröll in die gegenüberliegende Ecke, wo die Mauer noch besser vor dem Wind schützt. Dort sind Steine zu einer Bank geschüttet, auf der man ganz bequem sitzen kann. Als der Alte sich niedergelassen hat, zieht er aus seiner Jackentasche ein Frühstückspäckchen. Ich folge seinem Beispiel, und so sitzen wir stumm kauend.

Nachdem er gegessen hat, streicht er die Brotkrumen von seinen Schenkeln, die von einer hellblauen, geflickten Hose bedeckt sind. Wir sitzen noch ein Weilchen stumm beieinander.

Dann fragte ich, um die Stille, die hier im verlassenen, toten Gemäuer doppelt schwer drückt, zu unterbrechen:

„Hier stand eine Fabrik?"

Der Alte stützte den Kopf in die starkknochigen Hände und sagte:

„Ja — hab' selbst drin gearbeitet."

„'S ist schon lange her — da drüben;" er weist durch die Fensteröffnung auf vollständig zusammengefallene Gebäudetrümmer — „da war ein Bergwerk. Es ist schon lange tot — das ganze Werk steht jetzt weiter unten — hier wurde das Erz geschmolzen und gegossen — damals standen hier viele Schornsteine. — Es wurde gehämmert und gepocht. — Ich habe hier gearbeitet — mehr als dreißig Jahre. Mein Schweiß floß auf das glühende Eisen und verdampfte zischend — o, damals war ich noch einen viertel Meter höher als heute, Herr. Die Arbeit, der Stahl hat mich soweit verschluckt.

Ja, ja, junger Herr. Meine Mutter erzählte mir, als ich noch ein unwissender Bursch war, dem die Welt wie ein großer Spielplatz erschien, ein Märchen: An einem feuerspeienden Berge lagerte ein Ungeheuer. Blutrot war seine Haut und grüngrau sein Haar. Wenn ein Mensch vorbeiging, faßte das Ungeheuer den Ahnungslosen und warf ihn in den aufflammenden Berg. Der zischte und sprühte, und bald wuchs aus ihm eine Stange des feinsten Stahles empor. Aus dem schmiedete sich das Ungeheuer einen Ring um seinen Leib, und doch fehlen noch unzählige, um den Riesenrumpf zu bedecken — noch viele Menschen müssen in den feuerspeienden Berg geworfen werden.

Ja, junger Mann; heute habe ich das Märchen verstanden — das Ungeheuer ist die Fabrik . . . . ."

„Aber kennen Sie auch das schöne Lied:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte!

Kennen Sie das? O, wir könnten die Herren des Eisens und des Stahles sein; aber wir sind seine Knechte. Ja, wir haben uns selbst die Ketten geschmiedet."

Er flüsterte:

„Da zogen sie herauf aus dem Grunde, mit den Gewehren und Degen, die wir ihnen gehämmert hatten — sie schlugen uns, weil wir Herren sein wollten, weil wir einen Willen haben wollten."

Langsam wickelte er das bunte Tuch von dem starken Hals. Ich sah eine hellrote, lange Narbe vom linken Ohr bis nahe am Kehlkopf.

Er stand auf und hüllte sich wieder ein. Bei dem Bemühen, seinen kurzen Rücken möglichst gerade zu drücken, lachte er, indem er die geballten Fäuste zusammenschlug:

„Aber hier, wir haben noch Fäuste; die haben was gekriegt vom Stahl, den sie bereiten helfen. Sie sollen noch viel schaffen! Die sind noch hart und zäh'."

Dann geht er mit seinem breiten Gang aus den Ruinen hinaus. Einige Schritte die Anhöhe hinauf — wir stehen am Scheitel des Hügels.

Vor uns im Grunde kämpfen Rauchheere miteinander; sie drängen, schieben und vertilgen sich. Hier und da leuchtet es unter ihnen auf — spitze Flammen züngeln in die Reihen der schwarzen Qualmungetüme, als wollten sie die Kämpfenden trennen — und doch bringen sie ihnen nur neue Waffen.

Der Wind dreht sich. Er kommt uns entgegen und trägt uns den Schall der Werke zu.

Ein wildes Klopfen und Stampfen, Hämmern und Nieten klingt herauf. Dazwischen kreischt eine Säge und eine Dampfmaschine stößt stöhnend ihren weißen Dampf von sich.

Je länger wir hinblicken, je deutlicher können wir da unten alles erkennen. Lange, schwarze Dächer strecken sich wie die Rücken riesenhafter Tiere über die Erde. Die Schornsteine ragen wie flammende Fühler und Hörner empor. Der Wind treibt hier und da die Rauchwolken auseinander und wir sehen die Flammen auflodern aus den Essen. Hier sprühen sie blutrot — dort hellgelb — drüben violett mit Stahlblau — auf dieser Seite rehbraun mit grau.

Die Wolken, die diese hochstrebenden Feuerquellen emporsenden, sträuben sich, aufzusteigen. Doch ihre jüngeren Geschwister drängen sie immer höher und dichter — wenn der eine dem andern nicht weichen will, verschlingt der Stärkere den Schwächeren.

„Das Ungeheuer braucht wieder eine Stahlstange," sagt der Alte und geht mit leisem Lachen, während er mit dem Kopf nickt, vor mir her in den brodelnden, qualmenden und stampfenden Feuergrund hinab.

Als ihn der streng riechende Dunst dichter umhüllt, scheint er immer kleiner zu werden, immer mehr zusammenzusinken. — —

Dividenden-Dämpfung

Bilanzieren geht über jonglieren. Ein Jongleur, der Petroleumlampen, Regenschirme und Milchkannen im Handumdrehen verschwinden läßt, ist ein tüchtiger Kerl in seiner Art, bleibt aber doch nur ein armseliger Stümper gegenüber den Bank- und Industriemännern, die mit höchst einfachen Mitteln Millionen dem Neid der Vielen zu verbergen wissen.

Für naive Gemüter und leidenschaftliche Statistiker gelten die Dividenden noch immer als sicherer Maßstab für die Rentabilität der Gesellschaften, die sie verteilen. Die Dividendenerhöhung ist nach ihrer Auffassung stets ein untrügliches Zeichen für die Steigerung des Gewinnes und der Dividendenrückgang für das Gegenteil. So einfach lagen die Dinge vielleicht einmal, als die Aktiengesellschaften nur den Ehrgeiz hatten, den Beispielen in den Lehrbüchern für den Gebrauch in kaufmännischen Fortbildungsschulen nachzuleben, also in Zeiten, deren Existenz von Skeptikern bekanntlich radikal bestritten wird. In der Praxis weiß man von nicht seltenen Fällen, in denen Gewinne zur Verteilung gebracht wurden, die gar nicht vorhanden waren, sei es zur Vorbereitung von Kapitalserhöhungen, der Einführung der Aktien in den Börsenhandel oder gar zum Zwecke einer möglichst schnellen Abstoßung von Aktien durch Großaktionäre, die ihrem Besitz ein verlockendes Aussehen zu geben wünschen. Noch reichlich lang ist die Reihe der Motive für sachlich unberechtigte Dividendenerhöhungen, deren unsolider Ursprung von der öffentlichen Kritik oft übersehen oder nur zu spät erkannt wird.

Leuchtet die Absicht derartiger Manipulationen ohne weiteres ein, so ist es im ersten Augenblick nicht ebenso leicht verständlich, warum Gesellschaften das Bestreben haben, ihre Dividenden künstlich herabzudrücken. Was ursprünglich kaufmännische Sorgfalt war, wird zur Scheu vor hohen Dividenden und ruft Transaktionen hervor, die ausschließlich darauf angelegt sind, die Dividenden zu kürzen, selbstverständlich, ohne daß dabei den Aktionären Gewinne entgehen. Der Erreichung dieses Ziels dient die Kapitalsverwässerung, deren Anwendung sich in den letzten Jahren steigender Beliebtheit erfreut.

Ein äußerst lukratives Unternehmen, die Kronprinz Akt.-Ges. für Metallwarenindustrie in Ohligs, erhöhte im vergangenen Jahre das Aktienkapital von 2,80 Millionen auf 5,60 Millionen Mark, und zwar wurden die neuen Aktien zu einem Kurse von 115 pCt. zum Bezuge angeboten, während sich der Kurs zur Zeit der Kapitalserhöhung auf etwa 500 pCt. stellte. Hatte die Gesellschaft für das Jahr 1910 eine Dividende von 27 pCt. gezahlt, so verteilt sie für das Jahr 1911 nur eine Dividende von 22 pCt., ein Rückgang, in dem sich die erste, aber nicht ungewollte Wirkung der Kapitalsvermehrung äußerte. Die aus der Verdoppelung des Kapitals der Gesellschaft zugeflossenen Mittel ruhen zum größten Teil in den Kassen der mit ihr arbeitenden Banken, sie sind also noch gar nicht werbend gewesen. Den alten Aktionären bereitet diese Dividendenminderung keine Pein, denn sie erhielten die jungen Aktien zu dem erwähnten niedrigen Kurse, konnten sie also mit Gewinn von einigen 100 pCt. verkaufen, nicht minder günstig gestaltete sich ihre Situation, wenn sie auf die mit 115 pCt. erworbenen Aktien die

Dividende von 22 pCt. beziehen. Unter normalen Verhältnissen hätte die Kronprinz Akt.-Ges., wenn ein ernster Kapitalsbedarf bestand, ihre neuen Aktien nicht zum Kurse von 115 pCt., sondern zu einem Kurse von 230 pCt. ausgeben können, der für die alten Aktionäre immer noch sehr verlockend gewesen wäre, aber für das Unternehmen selbst bei einem gleichen Barerlöse nur eine Kapitalsvermehrung um die Hälfte bedeutet hätte. Dagegen wird die unter den obwaltenden Umständen vorgenommene Kapitalserhöhung dauernd einen Druck auf die Dividenden ausüben.

* * *

Noch geeigneter zu Demonstrationen der Technik einer Dividendendämpfung ist die Kapitalsverwässerung, wie sie kürzlich die Akt.-Ges. Gerresheimer Glashüttenwerke vornahm. Das Kapital der Gesellschaft betrug bisher 7 Millionen Mark, auf je 7 alte Aktien erhielten die Aktionäre nun eine neue, ohne dafür irgendwelchen Gegenwert zu leisten. Auf jede Aktie, für die kein Bezugsrecht ausgeübt wird, werden aus der Gesellschaftskasse 142,85 Mark bezahlt. Das Handelsgesetzbuch untersagt die Ausgabe von Aktien zu einem geringeren als dem Nennbetrage, aber diese Bestimmung wird höchst einfach dadurch umgangen, daß der Nennbetrag aus der Kasse der Gesellschaft selbst bezahlt wird. Neben den Dividenden von 14 und 15 pCt., die das Unternehmen zu verteilen pflegte, waren beträchtliche Gewinne angesammelt worden, deren weitere Häufung sich nicht leicht bewerkstelligen ließ oder nicht ratsam schien, weil auch den Aktionären über den Umfang der bisher gebotenen Dividenden hinaus Zuwendungen gemacht werden sollten. Was mit den Gratisaktien den Aktionären beschert worden ist, ergibt sich daraus, daß sich gegenwärtig der Kurs der Gerresheimer Glashüttenwerke auf etwa 260 pCt. stellt. Für die Zukunft hat die Ausgabe der Freiaktien die Wirkung, daß an der Dividende statt der früheren 7 Millionen Mark 8 Millionen Mark partizipieren, daß also ein wesentlich höherer Betrag für die Dividendenverteilung bestimmt werden kann, ohne daß der alte Dividendensatz erhöht werden braucht.

Von einer anderen bedeutenden Gesellschaft wurde früher neben hohen regulären Dividenden aus Reservefonds, die schwindelnde Höhen errreicht hatten, Sonderdividenden gezahlt und zugleich Kapitalserhöhungen vorgenommen, wobei die neuen Aktien zu einem Kurse von 105 pCt. begeben wurden, während die alten etwa 625 pCt. notierten. Mit außerordentlicher Promptheit stellte sich der Erfolg der Operation ein, die Dividenden gingen in die Tiefe. Und der Zweck der Übung? Organisatorische Gründe bei Abschluß von Interessengemeinschaften mögen manchmal dabei eine Rolle spielen, aber das wesentliche Motiv für die Dividendendämpfung ist in dem Verlangen zu erblicken, den überquellenden Segen unsichtbar abfließen zu lassen. Das Mißverhältnis des Anteils von Kapital und Arbeit an den Gewinnen gerade der profitabelsten Unternehmungen soll auf eine für die Aktionäre schmerzlose Weise gemildert werden, es soll damit, nach Begründungen, die gelegentlich in Generalversammlungen gegeben wurden, der Begehrlichkeit der Arbeiter der Boden entzogen werden. So ist die Dividendendämpfung als ein billiger Ersatz für Lohnerhöhungen gedacht, verteufelt billig, — aber nahrhaft nur für die Spender dieses sozialpolitischen Surrogats. Emporos

Vive la bagatelle!
Swift

Der künftige Kriegsminister. Szene.

Der Kriegsminister:

Meine Herren! Es gibt in Preußen Sanitätsoffiziere, die an gesunden Kollegen Körperverletzungen nicht zu vollführen wünschen. Das ist unerhört. Die Waffe, meine Herren, muß jeder nötigenfalls gegen seinen besonderen inneren Feind anwenden. Namentlich ein Arzt, welcher die Verpflichtung hat, Wunden zu heilen, darf sich der ehrlichen Pflicht nicht entziehen, anderen über das körperliche Wohl des Heeres wachenden Menschen eins in die Kaldaunen zu feuern. Sonst ist er ungeeignet, die gesundheitliche Sorge für das Heer zu übernehmen. Er darf in unserer Gesellschaft nicht weilen. Das deutsche Volk bezahlt die Herren mit teurem Gelde, damit sie sich untereinander abschießen. Die Wehrfähigkeit des Landes wird hierdurch wirksam gesteigert.

Ein Abgeordneter der Linken (es ist der Abg. Utis; er scheint, wie sein Name andeutet, nicht vorhanden zu sein):

Meine Herren! Sie haben diese, den Gesetzbruch fördernden Worte gehört. Auf den Minister ist das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich, § 49, anzuwenden. Es heißt da: „Als Gehilfe wird bestraft, wer dem Täter zur Begehung des Verbrechens oder Vergehens durch Rat . . . wissentlich Hilfe geleistet hat." Wir erwarten, daß beim nächsten, in der Armee stattfindenden Duell gegen den Kriegsminister Anklage erhoben wird, weil er „durch Rat wissentlich Hilfe geleistet hat.".

Unverzüglich aber, schon jetzt, ist gegen den Kriegsminister wegen Aufforderung zu einer strafbaren Handlung (Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich § 110) Anklage zu erheben. Es heißt dort: „Wer öffentlich vor einer Menschenmenge . . . zum Ungehorsam gegen die Gesetze oder rechtsgültige Verordnungen . . . auffodert, wird . . . mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft."

Falls die Notwendigkeit für den Minister vorliegt, das Wort zu ergreifen, wird er sich zunächst entschuldigen: daß er in diesem Hause, welches die Gesetze macht, zu ihrem Bruch ermuntert hat. (Zustimmung. Der Minister erbleicht.)

Kerr

Gnom und Flugspende

Frankreich hat eine Flugspende. Sie, und die patriotische Bewegung zuvor, haben der Motorengesellschaft Gnom geholfen.

Ihre Aktien standen auf 72 (wer also tausend Stück besaß, verlor achtundzwanzigtausend Franken). Was tun! — sprach Zeus.

Weiß man, wie Gnom heute steht? Wer tausend Stück besitzt, hat zweiundeinehalbe Million rund verdient. (Genau 2 328 000 Franken.) Der Kurs ist 2428.

Welche Aussichten! Welche Aussichten!

Sich in den Schwanz beißen

Es kamen in einem Jahr fast hunderttausend kleine Preussen weniger auf die Welt. Ist es das erste Zeichen, daß wir gesättigt sind? Im Gegenteil.

Grade der Dalles, die Teuerung des letzten Jahres, hat bei uns die Geburten sinken lassen. Warum die Teuerung? Geld muß bezahlt werden, damit wehrfähige Menschen aufrücken. Durch dies Bezahlen wird nun die Teuerung erreicht; also, daß weniger Wehrfähige geboren werden! Man zahlt somit dafür, dass weniger Wehrfähige da sind . . .

Der Geburtenüberschuß betrug 581 465 — er beträgt jetzt bloß 490 333. Im Grunde hat also die „Besserung der Wehrfähigkeit" 91 132 Preußen verschlungen.

Wo ist die Logik?

Hübler †

Professor Bernhard Hübler ist gestorben, der in Berlin bis vor wenigen Semestern Staatsrecht und Kirchenrecht lehrte.

Die Fachgreise werden mit nekrologischem Schmalz sparsam sein. Hübler hat fast nichts drucken lassen. Er war aber jemand, über dessen Verschwinden unsereiner beinahe weinen kann. Er repräsentierte zwischen Tatsachen-Schichtern die Geistigkeit; zwischen Gulbranssonmodellen die fröhliche Wissenschaft.

Hübler . . . lehrte. Mitten in der sachlichsten Erörterung stand dieser Mensch als etwas Lebendiges und Wachsendes vor uns; mit hellen weissen Haaren; und glühend lebend, kämpfend, elegant, wütend, knorrig, zu einem Witz geneigt.

Er „las" nicht, er lehrte. Man lernte bei ihm Ideen. Wir liebten ihn alle. An Schwänzvormittagen sahen wir im Veit von Staffelstein plötzlich auf die Uhr und riefen: „Schluß; Hübler is'!"

Hübler sang: „Ich könnt' den hundertundfunfzig Definitionen von ‚Staat' ja nu noch ne hunderundeinundfunfzigste hinzufügen und könnt' Ihnen einreden, die wär' de einzig wahre. Nee! Der Staat . . der Staat

besteht auch undefiniert. Niemand weiß, was eigentlich ‚Leben' ist; darum wird doch keiner kommen und sagen, ihr seid alle dot!"

In dieser Weise. Blutvoll; ein göttlich-bäurischer Mann; wissend und lachend.

Wenn ich je auf einem Ozeandampfer unterginge und, während des letzten Momentes, mein vergangenes Erleben im Blitz, innen, vorübersausen sähe (o riesig rasender Film): Bernhard Hüblers Bild würde dabei sein.

Kurt Hiller

Das obere Stockwerk

Von einem Kenner des türkischen Rechts:

Hier ein Bild des deutschen Parlaments.

Nach türkischem Recht ist die Luft über einem Privathaus Eigentum der Regierung. Die Zivilverwaltung kann diese Luft einem Beliebigen zur Bebauung verkaufen. Der Käufer erwirbt die Befugnis, dem Hausherrn einen dritten, vierten Stock auf sein Haus zu setzen, ihm den Kamin zu vermauern, einen eigenen Eingang herzustellen u. dgl. Alles kann von oben an dem Unteren vorbei geschehn, und der Untere würde lahmgelegt, wenn er sich nicht anpasst.

Das deutsche Parlament hat ein draufgesetztes Stockwerk — mit einer freistehenden Regierungstreppe.

W.

Katastrophenmoral

(Aus einer Äußerung von Rudolf Kurtz)

Qualität verpflichtet. Die „Titanic" darf nicht wie eine Schnecke über den großen Teich kriechen. Das Tempo war prachtvoll. Die Zeitungen wären vor Begeisterung geplatzt, wenn nicht ein Eisberg den Rekord ruiniert hätte.

Jetzt donnern die Rotationsmaschinen von den Stürmen der Entrüstung. Und fanatisch sammelt sich alle Empörung in einem Worte — der Rekord! Mein Gott, der Rekord ist etwas sehr Wichtiges. Als Blériot den Kanal überflog, stellte er auch nur einen Rekord auf. Und das war etwas Positives. Der Rekord ist ein sehr wesentliches Stimulans in der Entwicklung der Technik. Aber es ist unrecht, ein paar tausend Menschen an einem Rekord zu beteiligen.

Wenn nun provinzielle Gehirne, die stillen Herzens die Hochbahn für eine Lebensgefahr halten, Klagepsalmen gegen die Anmaßung der Technik richten, so große Schiffe zu bauen: so kann gegen solche Krähwinkelei nicht heftig genug protestiert werden. Jeder Versuch, die Entwicklung der Technik aufzuhalten, ist ein kulturelles Verbrechen. Die Dampfergesellschaften werfen diesen Entrüsteten und Ängstlichen vor, dass sie ihnen keinen Platz für Rettungsboote gelassen haben, weil sie durchaus auf der Überfahrt Tennis spielen und türkische Bäder nehmen mußten.

Es ist gut, daß der ergiebigen moralischen Entrüstung, die Europa unausgesetzt produziert, dieser Dämpfer aufgesetzt wurde. Im übrigen ist die Dezimierung der Arbeiter durch industrielle Schädlichkeiten — sei es aus Mangel zureichender hygienischer Schutzmittel, sei es infolge der Giftigkeit der Produkte — in den Kulturstaaten etwas so gottergeben Sanktioniertes, daß die Empörung über eine Gesellschaft, die eben ein Riesenkapital in ein Schiff investiert hat und nun eine entsprechende Reklame dafür zu machen wünscht, immerhin ein wenig zu überlegen ist. Ich weiß nicht, was vorzuziehen ist: ein Riesenschiff der White star line zu besteigen oder in der Quecksilberindustrie tätig zu sein. In dem Konkurrenzkampf zwischen Rekordmacherei und Industrie, die meisten Menschenleben aufzufressen, scheint mir der Sieger doch sehr auf trockenem Lande zu stehen.

Die Kritik hat nicht bei der White Star Line halt zu machen. Sie hat zu fragen: wie hätten die Gesichter ausgesehen, wenn die „Titanic" ohne Zeitverbesserung gelandet wäre?

Rudolf Kurtz

Fortgeschrittene Lyrik

Friedrich Benns Verse besingen Leichname, von Ratten „angeknabbert", sie fassen die Stimmung einer Krebsbaracke in unnachsichtige Worte, sie spenden die umschnürende Musik eines proletarischen Gebärhauses, sie reizen das Auge mit Bildern des Operationstisches, sie treiben mit Diagnosen geistvollen Frevel.

Poesie darf man diese grausigen Dinge nicht nennen. Man darf höchstens glauben, daß die neuen Gedichte einen ergreifenderen Inhalt und ernsteres Weltgefühl haben als dicke Romanbände, welche den „Schrei nach dem Kinde" oder die Geschichte eines Selbstmordes mit hundertseitiger Großstadtaufmachung vornehmen.

In Deutschland erregt Wohlgefallen, was in umständliche Handlung und breitschichtige Psychologie verpackt wird. Unverschmuste Eindrücke, die mit selbstverständlichen Vorgeschichten sparen, verbreiten Entsetzen. Selbst ein kluger Mensch wie der Verleger Hans von Weber, für dessen unliterarische „Zwiebelfisch"-Kritiken ich sonst eine Schwäche habe, wünscht dem Leser der Bennschen „Morgue" (als Flugblatt bei A. R. Meyer erschienen) einen steifen Grog zur Lektüre. . .

Menschen mit ängstlichem Nervensystem seien jedenfalls gewarnt. Ein Rattenparadies unter dem Zwerchfell eines toten Mädchens hat keine Verwandtschaft mit der lieblichen Maiennacht. Auch daß ein Leichendiener eine Goldplombe stiehlt, wäre ein schwieriger Text für den Konzertsaal. Die dramatische Szenerie einer Blinddarmoperation birgt heroische Züge der Geistesgegenwart, eignet sich aber nicht zur Vertonung. Ein Gedicht heißt „Blinddarm".

Alles steht weiß und schnittbereit.
Die Messer dampfen. Der Bauch ist gepinselt.
Unter weißen Tüchern etwas, das winselt.
„Herr Geheimrat, es wäre so weit."

Der Anblick eines zerstampften Negers, dessen schmutzige Zehe sich in das kleine weiße Ohr einer entseelten Frau einbohrt, erscheint.

„Sie aber lag und schlief wie eine Braut;
am Saume ihres Glücks der ersten Liebe
und wie vorm Anbruch vieler Himmelsfahrten
des jungen warmen Blutes.
Bis man ihr
das Messer in die weiße Kehle senkte
und einen Purpurschurz aus totem Blut
ihr um die Hüfte warf."

Sollte dieser ungewöhnlich zart gefaßte Roman einer Selbstmörderin nicht doch Poesie sein? Benn hat die Furchtlosigkeit eines bitteren Beobachters, die Schamlosigkeit eines Fachmannes. Poeten, welche den Äther kosmisch durchfliegen, dichten anders.

Aber sie erregen mit neuen Gedichten selten das Gefühl so stark, daß man ihnen gleich öffentlich danken möchte. Emil Faktor

Futuristen

(Zuschrift von Mopp):

. . . der Kubismus d. h. Picasso entstand. — Ich entsinne mich seiner frühen Bilder, die in zarten Farben und eckig-harten Linien uns ganz vage seinen heutigen (von Hunnen und Trotteln banalisierten) Stil ahnen lassen. Die Verwendung eines Motives (bei Picasso sind es Prismen, Kuben) ist nicht neu. Das Spitzige, Dreieckig-Dornenartige der Gotik, das Barocke der Linie, das Rundliche (sogar des Pinselstriches) bei Fragonard, sind ein Motiv, das, mit eiserner Konsequenz durchgehalten, Stil, Rythmus gibt. Das Motiv als Dominante. Während bei den früheren (und auch bei einigen heute) Erwägungen wie: Proportionalität der Form, Thema (nicht nur das Gegenständliche), Lichtwirkung, Raumverteilung hinzutreten, negiert der Kubismus scheinbar diese Dinge, um sie durch primitivere zu ersetzen. Für Licht — Kontrast, Raum durch in bestimmtes Verhältnis zueinander gebrachte Kuben. Als Neuerung erscheint auch (trotz den Ägyptern) die Aufhebung der bisher üblichen Ansicht des Objekts. Picasso vermehrt hier. Z. B. bei dem entzückenden (fahlgelben) Bildchen „pont neuf" sind Auf-, Darunter- und Nebenansichten kombiniert.

Der Kubismus ist synthetisch erfaßter Primitivismus abstrakt verwendet — Dekoration. Sein Gegenteil (Henri Rousseau) nicht Primitivismus der Form, sondern des Anschauens, der Erlebens-Naivität.

* * *

Was in Frankreich eine Not war, sich qualvoll durchgerungen hatte, wurde rasch kompromittiert durch die Charlatanerien der Futuristen. („Fous tristes.") Ihre lächerliche mit literarischen Tournüren staffierte „Bildergebrauchsanweisung" soll dieser Zukunftsmalerei die Basis geben.

Mit echt italienischer Ruhmredigkeit wird eine Kunst offenbart, die keine ist. Mit großsprecherischer Geste, mit aller Ekelhaftigkeit der Prahlhänse verkündet: „Wir beginnen eine neue Epoche der Malerei . . . Wir starken, lebendigen Futuristen." Sieht man dann diese Bilder, die eine Melange sind aus süßestem Kitsch und gröbster Ornamentik, sieht man dies Publikum, das die staunenden Glotzaugen über dem Kopf zusammenschlägt und dennoch diese Bilder kauft, so wird plötzlich alle Windigkeit, alle Blague offenbar. Es ist ein Verhängnis, mit Herrn Nordhausen und dem andern alten Eisen der Kritik beinahe einer Meinung sein zu müssen. Beinahe? Was die Greisenhaften so sehr erschrecken läßt, sind nicht diese harmlosen Bilder; es ist die Bewegung, das Revolutionierende, das sie fürchten. Und das von Herrn Marinetti ausgeht, der mit Eleganz Meinungen wie Rapiere biegt und welcher trotz allen Petarden und Schrappnells, die er wirft, als ernster Literat angesprochen werden muß.

Das Publikum verhöhnt Picasso und steckt so Gegensätzlichstes in eine Tonne . . .

Mopp
(Max Oppenheimer)

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9 zu richten

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Zweiter Jahrgang No. 25 9. Mai 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr

Herausgeber

JNHALT:

Alfred Kerr.....Schreibtafel her!
Schalom Asch.....Die Tochter des Rabbiners
Friedrich Stampfer.....Polizeimeister und Volksbühne
Gerhard Hildebrand.....Kolonisation
Windex.....Kaiserhof

Lieber Herr Pechstein! — Jesuiten

VIERZEHN RADIERUNGEN VON MAX SLEVOGT

Diese vierzehn Radierungen sind, von vereinzelten früheren Versuchen abgesehen, des Künstlers Debüt in der Radierkunst. Ihren Erfolg hatten Sie in der Secessionsausstellung gefunden; nun kommen sie in den Handel und werden Liebhabern und Sammlern zugänglich.

Ein illustrierter Prospekt, der umsonst abgegeben wird, ist soeben erschienen

VERLAG VON PAUL CASSIRER * BERLIN W. 10

MODERNE GALERIE

GEMÄLDE ZEICHNUNGEN

MÜNCHEN

THEATINER-STR. 7.

JAPPERT

Schreibtafel her!

Von Alfred Kerr

I. (Montag)

Der Tote des Kriegsministers.

Gibt es Tote bei einem Wortgefecht? Das, worin Herr von Heeringen auftrat, hat einen wirklichen Toten. Sprenger; Oberleutnant; erschossen zu Rastatt — vor kaum zweihundert Stunden: nach der Rede des Kriegsministers. Ein Militärarzt (Brüning) hat . . . getan, was ihm den Hinauswurf gebracht hätte, wenn es unterblieb: er drückte los. Der Getötete drückte los: weil ihm das Gegenteil den Hinauswurf gebracht hätte. Sie wurden sonst ungeeignet für die Gesellschaft von Offizieren. Sprenger ist heute geeignet für die Gesellschaft von Maden, Aalen und Ratten.

Herr Kriegsminister. Ist es nicht höchst wahrscheinlich, daß infolge deiner (mittelbar ermunternden) Rede hier ein blühender Mensch vor der Zeit verscharrt werden mußte? Ist es nicht bis zum Wetten wahrscheinlich, daß, wenn du anders sprachest, er heut lebte? — weil die Wirkung deiner Worte, obschon du vom Dasein dieses Manns nichts wußtest, eine vielleicht glättbare Sache zugespitzt hat? Ja oder nein?

Kriegsminister, — es ist wahrscheinlich, daß dieser Tote dein erstes Reden genau so mißverstanden (genau so verstanden) hat wie die Mehrheit des Deutschen Reichstags. Es ist wahrscheinlich, daß ein ursächlicher Zusammenhang zwischen deinen Worten und einem Leichnam besteht. Dieser Tote, Herr von Heeringen, ist dein Toter: sofern du dich mit ihm zu beschäftigen hast. Wie stehst du (als gläubiger Christ) vor seinem Blut; wie (als bezahlter Staatsdiener) vor dem Anarchischen des Vorgangs?

Ich tue diese Aeußerungen: damit du mich verklagst. Ich will eine Gefängnisstrafe hinnehmen und Rumfutsch essen: dass Klärung erfolgt und scheußlichen Wiederholungen ein Ende gesetzt wird. Kann jemand in dickes stehendes Wasser einen kühlen Strom leiten, so mag er selber von dem Guß durchnäßt werden; es macht nichts.

Sittlicher Humor der richterlichen Feststellung: ob man das Gesetz übertritt, wenn man Uebertretern zuruft „Du wirscht es halten!"

II. (Dienstag)

Der lebende Winkler.

Winkler ist Fabrikant, Sachse, Krieger für die Notfälle zwischen Frankreich und dem Böhmerwald — und harmlos durch Herrn von Heeringen beeinflußt. Epidemie der Seelenwirkungen. Wenn jemand in der russischen Revolution als Offizier verkleidet eine Bank besetzen läßt und plündert: so entsteht kurz danach bei uns der Hauptmann von Köpenick. Wenn ein Kriegsminister von Duellforderungen wohlwollend geredet, ein Offizier davon Gebrauch gemacht hat: so wird Herr Winkler eine erlassen.

Warum? Sein Vater war zu Fünfzehnhundert rechtens verurteilt worden — auf Beschwernis des Dr. Roth, unbestätigten Bürgermeisters von Zittau, sächsischen Abgeordneten.

Diesen Dr. Roth forderte Winkler — nachdem die Gruppe des Abgeordneten Stellung wider den Zweikampf grundsätzlich genommen ... Ja, erst eine Woche zuvor hatte sie grunsdätzlich Stellung wider den Zweikampf genommen ... War Herr Reserveleutnant Winkler überzeugt, daß ein Mitglied eben dieser Gruppe den Zweikampf annehmen werde? Durch nichts bliebe das Gegenteil darzutun.

Da nun Roth, was Winklers Phantasie nicht ahnte, den Körpersport mit dem Fabrikanten abwies: so lebt zur Freude der Seinen Winkler.

Er paßt nach diesem Vorgehen „in die Gesellschaft von Offizieren."

III. (Mittwoch)

Der heutige Luther.

Reinhold Luther, märkischer Pastor, bezeichnete sich als einen „gläubigen orthodoxen Christen". Er äußerte das vor dem Schöffengericht (in Potsdam). Und hier scheint ihn die Aufrichtigkeit verlassen zu haben.

Was er jedoch vorher äußerte, scheint die Wahrheit gewesen zu sein. Er machte kein Hehl, daß er nicht glaube, was er lehre.

Luther verschwieg nicht, daß weltlicher Mammon in Form des Gehalts ihn auf dem Posten ausharren lasse — den er brotlos verlassen müßte, falls im Lauf eines längeren Daseins etwa seine Ansichten reifer würden. Das war der Kern seines ehrlichen Empfindens. Luther drückte das in einer durch Schlichtheit ausgezeichneten Form so aus (wörtlich): „Was in der Kirche gesagt wird, ist überhaupt Quatsch. Religion ist nichts für gebildete Leute. Die Hauptsache für mich ist, daß ich am Ersten mein Gehalt kriege."

Wieviele sagen das? R. Luther galt als „der dolle Pastor". Ist dies schon Dollheit, hat es doch Methode. Mag er Zoten geliebt haben (besonders Zoten, „die auf sein geistliches Amt Bezug hatten"; Zeugenaussage): so ist er doch keine lächerliche Gestalt; sondern vielleicht eine durch Aufrichtigkeit tragische.

Dieser Mensch hat den Mut, im Verkehr mit Gebildeten etlicher Heuchelei ein Ende zu machen, er sagt ihnen, sein richtiger Glaube sei, „was in Haeckels, Welträtseln' steht". (Er dachte vielleicht an den Satz dort: es erscheine mancher Punkt heute, noch in freisinnigen Religionen „insofern er klar erkannten und festen Naturgesetzen widerspricht — genau so als unvernünftiger Aberglaube, wie der rohe Gespensterglaube der primitiven Fetisch-Religionen, auf welchen jene stolz herabsehn".)

R. Luther äußert im Vertrauen auf die Verschwiegenheit von Tischgenossen die Wahrheit — aber nach acht Jahren bringen sie die Tischreden vor die Justiz.

Der märkische Herr Luther wird von manchem Agrarier (gleichen Empfindens) „gottvergessen" genannt werden, von manchem Fortschrittler „zynisch". Dabei sind in der Mark Aeußerlichkeiten des lutherschen Amtes von derart ernüchterndem Humor (ich spreche von Tatsachen; Städter kennen sie kaum), daß Zynismus keimen muß: wenn etwa bei Taufen vom Pastor und vom Lehrer Extra-Geschenke von sechzig oder dreißig Pfennigen angenommen werden; es kommt vor, vier Meilen von Berlin, daß man für den Lehrer sechzig Pfennig in das Becken rutschen läßt, die seine Finger herausholen, während für den Pastor dreißig Pfennig neben dem Becken liegen, die er einsackt. Beide unterhalten sich, wieviel jeder bekommen. Bei so miekrig-realen Zuständen eine Weihe-Erhabenheit aufrecht zu halten, muß schwer sein. Und wenn dann einer, dessen frühen Geist in achtzehnjähriger Jugend einmal die Magie jenes Märchenmenschen von Nazareth hinriß, nach Jahren die Augen auftut; wenn er nicht stillsteht (was von keinem Beruf außer diesem gefordert wird); wenn er nicht Irrtümer aus der Stimmwechselzeit lebenslänglich behält; wenn er nicht sechzig Jahre hindurch einen einzigen Gedanken haben will, der außerdem falsch ist: so wird ein Mensch wie R. Luther verstehbar im Wunsch, auf den Tisch zu schlagen, unter Kulturmenschen die Wahrheit zu sprechen, sich ihnen polternd, lachend anzuvertrauen (weil er kein Wiedersehn in einer Gerichtssitzung vermutet). Schlechter verstehbar wird er im Leugnen beim Prozeß: „Ich bin orthodox."

Martin Luther (der vortreffliche Uebersetzer) hat von seiner Notwehr nichts wissen wollen.

Darum wird Reinhold Luther gleichgültig, trotz ehrlichen Wallungen — wenn auch weniger gleichgültig denn seine Amtsbrüder.

IV. (Donnerstag)

Reicke.

Reicke, Bürgermeister, hat zur Eröffnung der „Langen Berliner Kunstausstellung" am Lehrter Bahnhof („Die Lorke") vom „sensationslüsternen Geschäftsgeist" der Sezession gesprochen (welche nämlich Militärkonzerte mit Würstchen, Springbrunnen, Huren, Zigarrenläden, Ehrenpforten und herztausigen Bierstub'ln aufmacht). Was der sympathische blonde Aedil taufrisch äußerte, war erstens ein Moralurteil, zweitens ein Kunsturteil. Bürgermeistern muß erlaubt sein, Moralurteile zu fällen. Wenn Belege für die Befugtheit ihrer Wertungen dabei sind.

Kunsturteile . . .

Wenn ein Bürgermeister öffentlich Kunsturteile fällt, — da könnte ja morgen Herr Kirschner, fest haltet's mich, kommen . . . und röcheln: „Der Musiker Arnold Schönberg ist künstlerisch ein gemeiner Schuft." Kirschner kann morgen Otto Brahm kritisieren. Hiervor zittert Reicke selbst. Steiniger hielte zwei bis drei Ansprachen wider Frank Wedekind.

Soll nun ein Stadthaupt keine Kunstansichten hegen? Ist er minderen Rechtes? Hat nicht ein Bürgermeister Hände, Gliedmaßen, Werkzeuge, Sinne, Neigungen, Leidenschaften? Wenn Ihr einen zweiten Bürgermeister stecht, blutet er nicht? Wenn Ihr einen zweiten Bürgermeister kitzelt, lacht er nicht? Soll er keinen Standpunkt vor der Kunst hegen dürfen?

Bei sich. Doppelt bei sich, sobald er amtlich auftritt. Denn er ist nicht bloß der Bürgermeister seiner Gruppe.

Er soll bei zwei Eröffnungen gegensätzlicher Kunstinstitute beidemal mitessen. Unparteiisch soll er sich die Kaldaunen vollschlagen. Bloß dafür empfänglich, daß etwa . . . na, Kunstbestrebungen in dieser Stadt (und so) blühen und die Zahl der Durchreisenden gesteigert werde.

Herr Bürgermeister Reicke, wenn er Sezessionisten und Moabiter ins Auge faßt, hat sich zweizuteilen: in den Bürgermeister und in den Reicke. Dem Reicke dürfen die Moabiter wohl näherstehen als die Sezessionisten; dem Bürgermeister müssen beide gleich nahe stehen, bei der ewigen Verdammnis. Und keiner von beiden, weder der Schulze von Berlin noch der Privatmensch darf schofle Gründe beleglos Leuten unterschieben. („Sensationslüsterner Geschäftsgeist.")

Die Jahre fliehen pfeilgeschwind, — Postume, Postume! Ein musenhold liberaler Stadtvogt, mit blonden Segeln, der noch vor zwölf Jahren geneigt schien „In philistros!" mit frischem Sang und Klang morgendlich-munter (weißte?) zu juchzen, wird heut Künstler verdächtigen, die . . . die überdies im geringsten nicht als die Fortgeschrittensten mehr dastehen. Postume! es war nur ein Augenblick des Mißgreifens. Wie wäre denn ihm zu Mut, wenn sein Urteil verdächtigt würde, wie sein Urteil verdächtigt?

Wenn man ihm selbstische Gründe nachriefe? Wenn man sie bei einem Festmahl ihm entgegenorkante, daß alle Grüfte flugs die Toten ausspeien, während der Fluch des Vatermörders und grinsende Schrecken der Ewigkeit mit den hellen Trillern des Wahnsinns und dem dumpfen Glockenklang der Schuld sich mengen? hä? Wenn man ihm sagte (mit vollem Unrecht): „Die Sezession hat die Bilder Deiner Frau ehemals zurückgewiesen, der Lehrter Bahnhof hat sie hingehängt!" Die Tatsachen stimmen. Wie dann? Postume!

In Wahrheit wird niemand vermuten, daß der Bürgermeister seinen Spruch von der Eßtrade darum gesprochen. Es besteht vielmehr der gute Glaube: an den guten Glauben eines unantastbaren Mannes, nur mit einem wallungsflinken Gemüt. Es mag ein verzeihbarer, nicht unedler Zug erwogen werden: daß Herr Schlichting, welcher Reickes alter Freund (und jetzt Vorsitzender am Lehrter Bahnhof) ist, in der Luft liege. Auch das mit Unrecht: die Beweggründe soll Keiner ohne Not verdächtigen. Wohin käme man . . . bei Anwendung des Reickischen Verfahrens („Sensationslüsterner Geschäftsgeist").

Die Läufte stürmen vorwärts, — in gestern liebenswürdigen Gestalten findet man das erste graue Haar der Seele. Vertuschen wäre falsch. Reicke wird nichts Absonderliches darin sehn, wenn freundgewillte Beurteiler wünschen, daß ein wertvoller Mensch seinen Irrtum wettmacht: indem er ihn zugibt.

V. (Freitag)

Solfs Mischlinge.

Kolonialpolitiker stehen mit dem Ausruf: „Wasch' mir den Pelz, aber mach' ihn nicht naß!" vor der Mischlingsheirat. Herr Solf ist wider sie. (Die Kommission hatte für Samoa diese Ehen zulassen wollen.) Eines wird klar: wenn man solche Rassentaktik treibt, ist es wenig folgestark Ehen zu verbieten, den coitus nicht zu verbieten.

Denn die Bastarde führen ja die Dunkleren einst gegen die kultivierteren Unterjocher — und sind auch da, wenn ihre Mütter

auf kein Standesamt gingen. Ist ihr Gehirnbau nicht vorhanden, wenn die Eigner als unehelich erklärt sind? Sprecht mit deutschen Sergeanten, die über See saßen. Hört von den Kontrakten mit ganz Minderjährigen für Beischlaf, Küche, Wirtschaftsführung. Da fällt ein Halbblut häufig von der Bank. Es lebt, es zappelte, ward groß — bei mangelnder Eintragung. Sie hindert nie, daß er ein Vorläufer wird für den künftigen Abwechslungskampf: für das Unterjochen von Eindringlingen durch die physiologisch frischere Rasse; durch die naturhaftere, seit Jahrmillionen faulere, minder abgenutzte.

Wasch' mir den Pelz und mach' ihn nicht naß! Es gibt nur ein Entweder—Oder. Wer Völker, die in Urheit hinträumen, stört, muß auf Untergehn gefaßt sein: mit Heirat oder ohne. Wir erleben es nicht. Das ist kein Grund, es zu bezweifeln.

Die Abwechslung wäre nicht so furchtbar.

Kraft höchst unzulänglicher Erfahrungen urteilt die ganze Phalanx. Die Entwicklungsmöglichkeiten für Schwarze bei europäischer Erziehung sind bisher kaum festgestellt. Man tut, als ob „Neger" etwas Dauerndes sei. Neger = untengebliebener, untengelassener Neger.

Derselbe Kohl (von strammen Leuten, die das Gehirn im Biceps haben, oder nachplappern), wäre vor zwölf Jahrzehnten mit der gleichen unempirischen Frechheit auf die Japaner angewandt worden.

Ehe verbieten, Beischlaf gestatten, dann keine Gefahr mehr sehn: welcher Kurzblick. Es ist so klug, als wenn man dem Besitzer von hundert zusammenhängenden Häusern das Verzeichnen im Grundbuch abschlägt, und sich dann einbildet, sie gehörten ihm nicht.

Mischungen tragen Früchte mit neuen Möglichkeiten.

„Nicht verbastardieren!" Aber die Verbastardierung hat unser Land geschaffen und unser Glück. Preußen hat infolge der Mischung das Rennen gemacht, als die sonst unsere Sprache redenden Stämme sich zur Ruhe gesetzt hatten. Ich brauche nicht paradox zu sein, um zu finden: die größte geschichtliche Leistung der Slawen ist bis heute Sedan. Undenkbar ohne Bastardiertheit.

Alles in der Geschichte segelt unter Lügenflagge. Der Hakatist bekämpft sich selber. Schulz bekämpft Szulc. Er spricht anders . . . und wähnt: er sei anders. Stellt man solche Fragen; bringt man im Parlament solche Steine zum Rollen: so muß man weiter sehn! Der Kampf um die Mischlinge von Samoa ist ein Merkmal halben Denkens; des geistigen Mutmangels; das erste Dämmern einer tausendjährigen Sackgasse.

Wenig Intelligenz bei konfektionspathetischer Gewandtheit

läßt Herr Harden-Schminkeles wie so oft gewahren mit dem sicheren Instinkt für Zentrumsleser. Ueber die Schwarzen (nicht in Köln, sondern in den Kolonien) hat das brave Herz geäußert: „Die christlich-katholische Religion mit ihren abgrundtiefen Mysterien wird das Seelenleben der Eingeborenen höher gestalten."

Hier ist endlich knapp erfaßt, worauf es ankommt. Die Mysterien sind es, welche den Schwarzen (in den Kol'nien) zur Hebung beigebracht werden müssen. So findet sich im großen Spaß der Irrenden auch ein kleiner Privatspaß: der Schmock der Madonna.

VI. (Sonnabend)

Herr von Halem.

Dieses Mitglied der Reichspartei war gegen die kurzen Fragen. Mit welcher Begründung?

„Der Kaiser", sprach Herr von Halem, „ernennt den Reichskanzler; und wenn der Reichstag ihm das Mißtrauen ausdrückt, haben wir einen Konflikt zwischen Kaiser und Reichtsag." Mit dem Beisatz: „Das kann der ruhigen Entwicklung nicht dienen."

Nämlich, Bethmann ist nicht vom Kaiser ernannt. Bethmann hat kein Mißtrauen eingesteckt. Bethmanns Ernennung, vom Kaiser vollzogen, gilt als ein Glück. Und sie dient der ruhigen Entwicklung.

Bei so außerordentlich zurückhaltender Fähigkeit zum Denken verwundert eine gewisse Angriffs-Hybris. Das Mitglied der Reichspartei urteilt, mit einem fabelhaften Epigramm, das englische Recht kurzer Fragen diene der Information, „das französische der Sensation". Er beleidigt hier die Volksvertretung einer nahen Republik. Seine Partei würde niemals dulden, daß jemand von dem armen Träger des russischen Hermelins äußerte: „Der Zar ist ein — ". (Das ist er doch.) La mer y passerait sans laver la souillure! Aber kein Schatten von Einspruch, wenn das ganze Parlament eines hohen Kulturvolkes beschimpft wird.

Ordnungsrufe bleiben fatal; doch wozu ist Herr Vizepräses Dove schon fortschrittlich, wenn er an solcher Stelle keinen verhängt?

(Nicht die geringste Vorteilsmöglichkeit wissen sie zu nützen!)

VII. (Sonntag)

West-Griechenland deutsch.

Zeitungsbericht aus Korfu (4. Mai): „Inmitten der phantastischen Ruinen wurde neulich ein Sportfest der Mannschaften

der drei Schiffe gefeiert . . ." „Daß die Musik dabei Stücke aus der ‚Polnischen Wirtschaft' und Aehnliches spielte, hob natürlich noch die Stimmung . . ." „ — da war Sacklaufen, bei dem die Kerls wie die Flöhe sprangen . . ."

„Kronprinzessin Sophie verteilte die Preise: silberne Schlipsnadeln mit den jonischen Inseln . . ." „Ein strammer Parademarsch in Sektionen schloß das Fest."

Hellas unser . . . Und den Gesang —
Und den Gesang hub an Nausikaa, leuchtenden Armes,
Schön im Gewand, und trat vor die Preußen stramm in die Sonne,
Und sie legte die Hand an die Naht ihrer schimmernden Hosen.

Mich erzeugte (so sprach sie) Alkinoos, jüngere Linie.
Unsre Edlen schnarren mit schnauzendlieblichem Stimmklang.
Allhier drillen Phäaken das Volk. Es dreht sich am Herde
Fahler Kantinen der Spieß. Wir züchten Menschen mit Uhrwerk,
Daß sie die Beine erheben und niederlassen egaalweg.
Lieblich in Schönheit und Reiz bewohnen wir dicke Kasernen.
Also sprach und verstummte Alkinoos' herrliche Tochter
Und sie legte die Hand an die Naht der schimmernden Hose.

Die Tochter des Rabbiners

Von Schalom Asch

Dieser Heimatskünstler in Jiddisch wird nächstens bei S. Fischer einen Roman veröffentlichen („Die Jüngsten"), durch dessen Mitte hold und anteilsam eine blutjung edle Schickse voll innerer Verschwärmtheit geht. Die Tochter des Rabbiners von Taubenheim, nein: von einer Gouvernementsstadt.

Mery verliebt sich in einen vollmenschlichen Kerl, den jüdischen Maler Kowalski (den einmal vom Ufer des Dnjepr nackte Bauerndirnen bacchantisch ins Heu schleppen). Sie zieht nach Petersburg auf die Hochschule . . . Mit Kowalski durchlebt sie den stärksten Augenblick; welcher, nach Hebbel, im Leben eines Mädchens der ist, wo sie aufhört, es zu sein . . . Geistige Kämpfe der neuen, oft zionistischen und revolutionären Jugend wetterleuchten zwischendurch, die russische Umwälzung, die Pogroms. Für Mery kommt die Trennung, der Stoß ins Herz, die Heimfahrt.

. . . Still nebenher geht ihr Brackenburg Mischa, der zuletzt eine Andre, die Tochter des Doktors Lasarowitsch, Rahel, in stummer Edelgesinnung heiratet . . . Das Rabbinerskind aber, der Kanari, fliegt abermals in den Freiheitswald wo es ihm gefiel in Glück und Elend. Um fern vom Bauer zu flattern, in Elend und Glück. In den Untergang — oder in sicheres Menschenwachstum.

Das Ganze hat man sich (mit seinen Konventionen bei epischer Anmut) so vorzustellen, als läse jemand Reuter hochdeutsch.

Es war der Frühherbst, der diese Stimmung in Mery Lipskaja weckte.

Der Frühherbst im kleinrussischen Lande.

Sie ging zwischen dichtem Buschwerk über wildes Gras, das ganz feucht war. Wassertropfen hingen an den Blättern. . . . Gesang kam aus dem kleinen Bauernkirchlein, das abseits der Stadt lag. . .

Es war die Zeit, wo ein Mädchen von achtzehn Jahren in seine Seele alle Stimmungen förmlich einatmet, die ringsum in der Luft liegen.

Und achtzehn Jahre war Mery alt. Ihre Gestalt mit den wenig entwickelten Formen glich mehr der eines Jünglings als eines Mädchens. Ihre Augen waren groß und feurig, wie man sie öfters bei Kindern aus chassidischen Rabbinerhäusern findet, das ge-

wellte Haar fiel in Locken zu seiten der hohen königlichen Stirne an dem länglichen Gesicht herab. Wie sie so daherging zwischen dem wilden Gestrüpp, das sich in Abenddämmerung zu hüllen begann, war sie wie eine junge Birke mit herabhängenden Zweigen, die sich von der Erde losgelöst hat und zwischen den Feldern schreitet.

„Vater unser, unser täglich Brot gib uns heute!" klang es in ihrem Innern wider. Wie einfach die Worte sind, dachte sie. Ein armes Volk, Bauern, kommen in die Kirche hinein, die mitten drin in ihren Feldern steht und beten für ihr bißchen Korn. Und sie hörte in sich den Kirchengesang, die tremolierenden Stimmen der Kinder, die Furcht und den Ernst des Gebetes, und ein frommes Zucken ging durch ihren hageren Körper, der luftig gehüllt war in eine schwarzseidene Bluse und ein weiches Tülltuch. Und plötzlich kam ihr die Mutter in den Sinn.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Morgen eines sonnigen Frühherbsttages zog herauf. Trocken und wie befreit von aller Schwere fiel der Schein der Sonne durch die Fenster von Merys Zimmer. Alles war mit Licht übergossen. Die roten Herbstblätter der Bäume gluteten an die Scheiben.

Mery hatte kaum Zeit gehabt, sich anzukleiden und zu waschen, als die helle Stimme Sonjas aus dem Garten heraufdrang: „Me—ry, Me—ry!"

Noch halb angezogen, mit nassem Gesicht und nackten Armen lief Mery ans Fenster, um Sonja etwas zuzurufen, sprang aber bald erschreckt zurück — es waren männliche Gestalten, die sie unterm Fenster erblickt hatte.

Schnell warf sie ihr dunkelblaues seidenes Sommerkleid über und trat ins Eßzimmer. Die Mutter wartete auf sie mit dem Frühstück: Schokolade und Eier waren bereitgestellt. Der Vater saß im Schaukelstuhl und stöhnte. Es war seine Gewohnheit, schon aus den Zeiten her, da sein Schwiegervater noch lebte, jeden Morgen eine Stunde im Schaukelstuhl zu sitzen und zu stöhnen — nicht wegen irgendwelcher Schmerzen, sondern aus purem Vergnügen. Mery verzichtete auf die Eier, worüber ihre Mutter ganz unglürklich war. Sie hatte Eile. Nicht so sehr die Gesellschaft lockte sie, wie die Sonne, die mit ihrem Licht das große, breite Eßzimmer überglänzte. Hastig warf sie einen blauen seidenen Schal über,der zu ihrer zarten Figur gut passte, (sie liebte es, sich in dunklen Farben à la Rembrandt zu kleiden) und eilte mit einem stillen, frohen Lächeln in den Garten hinaus.

Bald mäßigte sie ihre schnellen Schritte. Sie hatte einen fremden Mann neben Mischa bemerkt.

„Michail Abramowitsch Kowalski" — stellte Mischa den fremden Herrn vor.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

(Merys Vater.) Als alles schon schlief, wachte noch der Herr des Hauses, Reb Chaim Lipski. Er schritt im Empfangszimmer auf und ab und ließ immer die Finger durch den dichten Bart gleiten.

Reb Chaim war es nicht gewohnt, schwere Sorgen zu haben. Er stammte aus altangesehenem Geschlecht, aus der Familie eines galizischen Rabbi, dessen Nachkommenschaft noch jetzt in ihrem Wohnsitz residierte und regierte. Es selbst, ein guter Kopf, der sich durch Lesen neuhebräischer Literatur und Zeitungen der damaligen Zeit ziemliche Bildung zugelegt hatte, hatte die einzige Tochter eines reichen jüdischen Gutsbesitzers in Kleinrußland geheiratet und konnte ein sorgenfreies Leben führen, da sein Schwiegervater vollständig für seinen Unterhalt sorgte. An Geschäfte hatte er nicht zu denken. Wozu auch? Sein Schwiegervater besaß einen großen Gutshof in der Nähe der Stadt, und hier wohnte Reb Chaim und hier wurden auch seine Kinder aufgezogen. Alles hatte den größten Respekt vor ihm. Sein Schwiegervater war ein einfacher Mann und sah geradezu mit Ehrfurcht zu dem gebildeten Schwiegersohn auf, dessen einzige Beschäftigung das Studium der alten und neuen hebräischen Schriften war, vor dessen hoher Abstammung er förmlich erstarb. Keine Kleinigkeit auch: ein Enkel des Tschortkower Rabbi! Und Chaims Frau, die fromm, rein und naiv auf dem Dorfe erzogen worden war und in sich etwas von der schlichten Bauernart hatte, war ihm einfach in Demut ergeben. Ein schöner Mann, mit einem schwarzen dichten Bart, pflegte er sich und hielt auf sich wie eine Frau. Kein Feiertag, an dem er sich nicht eine neue Gewandung zulegte, und an den Qualitäten wurde nicht gespart. Alles im Hause richtete sich nach Reb Chaim. Die Frau war schon glückselig, wenn er an sie herantrat. Der Glanz des chassidischen Hofes, dem er entstammte, strahlte von ihm aus, und sie blickte immer mit heimlicher Furcht auf ihn, ob sie sich auch gut benehme und richtig spreche. Dazu hatte er vom chassidischen Hofe ein Schweigen und eine Art des Auftretens mitgebracht, die ihm von vornherein die Herrschaft über alle gaben. Er sprach sehr wenig und erteilte seine Antworten mehr mit den Augen als mit dem Munde. Und dieses Schweigen umgab ihn mit solchem Geheimnis, daß der Respekt vor ihm beinahe mit Angst gemischt war. Sein Schwiegervater pflegte lange vor der Türe zu stehen, bevor er in sein Zimmer hineinzugehen wagte, mochte er auch das dringendste Anliegen haben, mochte es sogar

sich um etwas handeln, was Reb Chaim von ihm brauchte, zum Beispiel, wenn er ihm Geld für eine Auslandreise zu übergeben hatte. Er beriet sich mit Frau und Kind, wie er mit ihm sprechen solle. Seit der junge Mann im Hause war, hatte der Schwiegervater Angst, zu viel bei Tisch zu essen (und es war früher seine Gewohnheit gewesen, recht tüchtig zu essen) und so pflegte er an einem Sabbath oder Feiertags, bevor er sich zu Tisch setzte, insgeheim vorher seinen Magen vollzustopfen, um nicht bei Tische zu viel essen zu müssen. Der junge Mann regierte den Tisch mit den Augen und mit seinem Schweigen. Wenn er nach Tisch seinen Mittagsschlaf hielt, gingen alle im Hause auf den Fußspitzen herum. Immer standen für ihn im Hofe Pferde und Wagen bereit, damit er spazieren oder zu seinen Freunden im Städtchen zu Besuch fahren könne. Wenn er im Sommer im Begriffe war, ins Bad zu reisen (der junge Mann hatte vom chassidischen Hofe eine Herzschwäche mitgebracht, eine Krankheit, die dort erblich war), war der ganze Gutshof in Aufregung, alles half aufgeregt mit bei den Vorbereitungen. Und wenn er zurückkommen sollte, reinigte und putzte man acht Tage vorher seine Zimmer, und alle Bäuerinnen auf den Dörfern wußten schon: der Herr kehrt vom Ausland zurück.

So war Reb Chaim gewohnt, sein halbes Leben lang der goldene Eidam zu sein. Als die Kinder heranwuchsen, schickte er sie in das benachbarte Städtchen, um sie da lernen zu lassen. Später hielt er dann seinem Sohne Samuel Lehrer zu Hause, die ihn jedes Jahr zum Examen vorbereiteten, weil man im Gymnasium am Sabbath schreiben mußte. Im Mädchengymnasium existierte dieser Zwang nicht, und so schickte er die Tochter ins Mädchengymnasium. Im Hause seines Schwiegervaters betrachtete man die Sache etwas schief — Enkelkinder des Tschortkower Rabbi im Gymnasium! Der Mutter fiel es zudem schwer, sich von den Kindern zu trennen. Aber niemand wagte es, ein Wort dreinzusprechen — Reb Chaim wünschte es, und sein Wunsch war Gesetz für die Mitglieder der Familie.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die schreckliche Zeit der Pogrome war über die Stadt dahingegangen. Am hellen Tage begannen sie, als man es am wenigsten erwartet hatte, und in dem Viertel, wo man es am letzten vermutet hätte, in der ‚Grube'.

Am hellen Tage entstand plötzlich ein Tumult auf den Straßen. Menschen schrien und liefen durcheinander. Die Geschäfte wurden geschlossen, Läden und Tore vernagelt, die Straßen waren ausgestorben. Ein Mann kam gelaufen und schrie zu den geschlossenen Fenstern hinauf: „In der ‚Grube' hat es angefangen!"

Als die jungen Leute aus dem „Selbstschutz" mit ihren Pistolen vor der „Grube" anlangten, fanden sie sie schon verschlossen. Einige Kompagnien Kosaken mit aufgepflanzten Bajonetten drohten jeden niederzuschießen, der sich hineinwagen würde. Einige mutige junge Menschen versuchten durchzudringen und fanden auf der Stelle ihren Tod. Andere wichen zurück. Sie standen wie versteint und schauten in die „Grube." Man konnte aber nichts sehen. Man vernahm nur ein Rauschen und dann und wann Stöhnen und halberstickte Schreie . . . Was geschah dort, was mochte dort geschehen?

Unter den Leuten diesseits der „Grube" hatte sich auch Mischa befunden. Die ganze Zeit hatte er über Rahel gewacht. Nächtelang war er mit seinem Revolver um ihr Häuschen herumgegangen, während sie ruhig schlief. Nicht nur aus Menschlichkeit hatte er das getan. In ihr sah er alle verlassenen jüdischen Schwestern, aus Pflichtgefühl gegen sein Volk hatte er sie beschützt.

Aber als das Unglück begann, wollte es das Schicksal, daß er sich gerade diesseits der „Grube" befand, fern von ihr. Hier stand er, den Revolver in der Hand, in dem schrecklichen Bewußtsein, daß Rahel dort allein sei, schutzlos inmitten der rasenden Horde. Eine Schande schien es ihm, zu leben, und er ängstete sein Herz mit Bildern furchtbarer Grausamkeiten.

Voller Verzweiflung warf er sich den Kosaken entgegen, wollte die Kette durchreißen. Kugeln flogen über ihn dahin. Sie trafen ihn nicht. Aber endlich bekam er einen Schlag mit dem Gewehrkolben über den Kopf, er sank bewußtlos hin. Wie einen nutzlosen Sack schob man ihn in eine Ecke der Straße.

Später sah er dann Rahel. Das Häuschen war fast zerstört, alles durcheinandergeworfen oder zerbrochen. Zwischen ausgerissenen jungen Pflanzen und zerstörtem Hausgerät lag Rahel wie leblos in einer Ecke des Zimmers, den Kopf in ein Kissen versteckt. Ihre Kleider waren ihr vom Körper gerissen. Er versuchte ihren Kopf zu heben, das Gesicht war blutig und zerschlagen. Zum erstenmal, seit Mischa sie kannte, wandte sie ihr Gesicht von ihm ab und barg es schamerfüllt in den Kissen.

Mischa begriff alles.

Verzweiflung zerriß ihm das Herz. Er hob sie in seine Arme empor. Er bedeckte ihr armes Gesicht mit Küssen, er küßte das Blut von ihren Wangen . . .

„Meine Schwester, was hat man dir Schlimmes getan, ach, wie hat man dir weh getan!"

Sie riß sich von ihm los und verbarg ihr Gesicht.

So blieb sie zwei Tage, ohne Nahrung zu sich zu nehmen.

Mischa saß neben ihr. Er sprach kein Wort, er tröstete sie nicht, er fragte nicht, aber keinen Augenblick wich er von ihrer Seite.

In diesen Tagen wurde er reif für alle Schmerzen des Lebens.

Nach zwei Tagen kehrte Doktor Lasarowitsch aus dem Gefängnis zurück. David aber kam nicht mehr mit ihm. Man hatte ihn zum Tode durch den Galgen verurteilt und das Urteil war vollstreckt worden.

Vater und Sohn hatten die ganze Zeit in einer Zelle gesessen. Eines Morgens holte man David heraus und führte ihn vors Gericht. Am Nachmittag brachte man ihn zurück. Er war blaß, die Zähne hatte er zusammengebissen, aber aus seinen Augen schaute das Entsetzen. Man hatte ihm sein Todesurteil verkündet. Er wachte mit dem Vater bis zur Mitternacht, aber er sagte ihm nichts von dem Todesurteil. Nachts kam man, ihn zum Galgen zu führen. Er sprach auch jetzt kein Wort darüber, holte sich nur ein sauberes Handtuch, reichte dem Vater wie zum gewöhnlichen Abschied die Hand und ging ruhig dem Tode entgegen.

Der Offizier, der bei der Urteilsvollstreckung dabei war, erzählte später, daß er sich nicht die Augen verbinden ließ, selbst sein Handtuch um den Hals legte und mutig den Kopf in die Schlinge steckte.

Die letzte Photographie von ihm zeigte in Wut zusammengepreßte Zähne und große, starre Augen.

Der Vater erfuhr vom Tode des Sohnes erst, als er schon auf freiem Fuße war. . .

Als Doktor Lasarowitsch seine Tochter fand, das Gesicht in den Kissen verborgen, scheu und verschlossen, begriff er, was ihr widerfahren war. Er fragte nicht. Er wusch sie ganz mit Äther und untersuchte sie, fand aber keine tiefen Wunden.

Dann begann er geduldig, mit kalter Gefaßtheit seine Schränkchen und zerstörten Regale wieder zusammenzustellen und seine kleine Apotheke wieder instand zu setzen. Er suchte aus dem Schutt die noch heilen Fläschchen heraus und stellte sie sorgfältig an ihren Platz zurück. Sein Gesicht zeigte keine Veränderung. Ruhig und unbewegt schien es. Nur sein Rücken war noch tiefer gebeugt, und die letzten paar Haarbüschel auf seinem beinahe kahlen Kopfe waren ganz weiß geworden. Schweigend arbeitete er und stellte die Ordnung im Hause wieder her. Gleich nach seiner Rückkehr kamen seine Kranken wieder zu ihm.

„Was, schon wieder krank?" Mit diesen Worten empfing er sie. „Konntet ihr nicht indessen gesund werden? Laßt mich nur zuerst meine Apotheke wieder zusammenstellen."

Nach einigen Tagen stand Rahel wieder auf. Sie hatte noch den

kindlichen Blick wie früher, aber ein hartes Lächeln lag um ihren Mund. Sie wich noch immer den Blicken der Menschen aus.

Niemand konnte das Geheimnis dieses Lächelns ergründen. Keinem Menschen erschloß sie sich, und die ihr nahe waren, wagten nicht zu fraegn.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war einige Tage nach Merys Rückkehr an einem herrlichen Morgen. Der erste Frühlingswind wehte in Merys offene Fenster hinein.

Es wurde ihr langweilig, allein zu Hause zu sitzen und immer wieder die Mutter von den Schrecken der vergangenen Tage sprechen zu hören. Die Eltern beabsichtigten ins Ausland zu gehen, sie warteten nur die Liquidation der Geschäfte ab. Sie wollte mitgehen und war mit den nötigen Vorbereitungen beschäftigt. Die Eltern ließen sie nicht auf die Straße, aus Angst vor neuen Pogromen. Seit sie zurückgekehrt, hatte sie keinen Menschen gesehen. Mischa zeigte sich nicht, obwohl sie ihm sagen ließ, daß sie wieder da sei. Auch von den Freundinnen hatte sie keine gesehen.

Die Stadt hatte sich schon beruhigt. Die Toten waren begraben und die Verwundeten lagen im Krankenhaus. Es hatten sich Komitees gebildet, die Unterstützungen zu verteilen, die aus dem Auslande kamen. Alle waren bemüht, ihr Heim wieder aufzurichten und möglichst große Unterstützung zu erhalten. Die Geschäfte waren wieder geöffnet, das Geschäftsleben begann von neuem, und die Straßen nahmen allmählich ihr gewohntes Aussehen wieder an.

Die Eltern erlaubten Mery zum ersten Male spazieren zu gehen. Der Tag war herrlich, Frühling lag in der Luft, und die Bäume dehnten ihre schwarzen Zweige aus, als wollten sie möglichst viel Sonne auffangen. Der Himmel war klar und blau. Die Seelen der Menschen fingen langsam an wieder aufzuleben und zu hoffen.

Menschen, die sich trafen, fielen einander um den Hals und küßten sich vor Freude, daß sie noch lebten.

Mery traf keine ihrer Freundinnen, aber im Park kam Mischa ihr nachgegangen.

Sie blieb stehen und wartete, bis er sie erreichte.

„Ach Mischa!“ rief sie freudig, als sei nichts zwischen ihnen vorgefallen.

Ihre Stimme weckte etwas in ihm auf, und aus Gewohnheit wurde er rot, und das Herz begann ihm zu klopfen.

„Ich bin schon so lange hier, und man sieht dich nicht, ich sitze allein zu Hause und kein Mensch, kein Mensch zeigt sich.“

Sie gingen miteinander weiter. Mischa schwieg.

Die Bäume, hoch und schwarz, trockneten sich in der Frühlingssonne. Der Schnee war fast ganz geschmolzen.

Einen Augenblick schien es Mery und Mischa, als ob alles, was sie in der letzten Zeit erlebt, nur ein böser Traum sei. Da gingen sie nun wieder miteinander in demselben Garten, in dem sie schon als Kinder gegangen waren.

„Was für Zeiten waren das!" sagte Mischa ernst.

„Ja, die Eltern erzählten mir alles."

„Und alles in so kurzer Zeit, mir scheint, es war erst gestern, als wir das letzte Mal hier gingen."

„Ja, so scheint es mir auch." Mischa lächelte ein wenig.

„Wie schwer war das alles. Ist es wahr, daß Rahel, der Tochter Doktor Lasarowitschs, so großes Unglück zugestoßen ist?"

„Rahel, die Tochter Doktor Lasarowitschs, ist meine Braut und ihr ist kein Unglück zugestoßen." Hart und fest antwortete Mischa dies. Er war bleich geworden.

Mery schaute ihn erstaunt an ,— sprach er im Ernst? — Da sah sie sein bleiches, ernstes Gesicht.

„Ich wünsche dir Glück," sagte sie ebenso ernst.

„Ich danke Ihnen."

Sie fühlten sich beide nicht wohl und trennten sich bald. . .

Juden standen überall herum in der „Grube." Aus alten Brettern zimmerten sie Hausgeräte zusammen und sammelten die zerbrochenen Sachen von den Höfen auf.

Mischa ging wie im Traume bis zum Hause Doktor Lasarowitschs.

Seitdem Rahel das Unglück zugestoßen war, hatte sie Furcht vor Menschen und sie zog sich in ihr Zimmer zurück, sobald jemand das Haus betrat. Oft verließ sie auch ihr Zimmer gar nicht, und der Vater hatte immer Furcht, sie könne sich ein Leid antun. Er behütete sie sorgsam und versteckte alle Gifte, die er in seiner Apotheke hatte. Am meisten aber mied sie Mischa. Kam er herein, so ging sie, ohne ihn anzuschauen, aus dem Zimmer. Darum war Mischa immer seltener gekommen.

Diesmal trat er unbemerkt ins Haus. Doktor Lasarowitsch war zu seinen Patienten gegangen. Rahel saß am Tisch und pflanzte die zertretenen Blumen ein. Sie war traurig und bleich. Bei Mischas Eintritt schrak sie zusammen und wollte sogleich das Zimmer verlassen. Aber Mischa hielt sie an der Hand fest. . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Doktor Lasarowitsch nach Hause kam, trat ihm Mischa entgegen und sagte:

„Doktor, ich bin noch jung, ich habe noch keinen Beruf, aber

ich will mich eifrig ans Studium machen und werde schnell fertig sein. Ich liebe Ihre Tochter und will sie heiraten."

Doktor Lasarowitsch blickte ihn zuerst erstaunt und verwirrt an. Aber allmählich zitterte ein Lächeln über sein unbewegtes Gesicht.

„Was, was, heiraten?" sagte er in seiner ein wenig polternden Art. „Und was sagt die Tochter dazu?"

„Sie ist einverstanden."

„Sie will auch, sie will auch," sagte der Doktor mit dem gleichen Lächeln.

„Schon heute am liebsten," rief Mischa eifrig. „Wir möchten möglichst schnell ins Ausland gehen. Dort werde ich mich zum Examen vorbereiten."

„Und was wollt ihr von mir, was soll ich tun?"

„Wir wollen uns vom Rabbiner trauen lassen."

„Was, vom Rabbiner? Was hat denn das damit zu tun? Wozu braucht man zum Heiraten den Rabbiner?" brummte der Alte.

„Ja, wir wollen uns vom Rabbiner trauen lassen," erklärte Mischa hartnäckig. Der Doktor widersprach lange, holte aber endlich selbst den Rabbiner zu sich ins Haus.

„Das ist eine Generation. Wir heirateten ohne den Segen der Synagoge, und sie brauchen einen Rabbiner und alle möglichen Zeremonien. Schöne Revolutionäre das!"

Polizeimeister und Volksbühne

Von Friedrich Stampfer

Der sachkundige Verfasser dieser Zeilen über Emil Rosenows verbotenes Werk ist im Vorstande der Freien Volksbühne.

Die Geschichte der Zensur kennt wenig seltsamere Verbote als jenes, das dieser Tage gegen die Berliner Freie Volksbühne ergangen ist. „Die im Schatten leben", ein nachgelassenes Drama des verstorbenen Emil Rosenow, ist so ziemlich das friedlichste Arbeiterstück, das in der Zeit des Naturalismus geschrieben wurde: ein Drama ohne Aufruhr und ohne Dynamit, ohne Streik und ohne Versammlung, ohne Anarchisten und Sozialdemokraten. Das Haus der Bergmannswitwe Lückel ist ein Stück sozialer Unterwelt, in der das Klassenbewußtsein noch nicht angefangen hat, sich zu organisieren. Ein Mädel rebelliert gegen das niederdrückende Milieu der Abhängigkeit, indem es mit einem Lebejüngling durchbrennt, ein anderes verläßt das Haus der

Mutter allein, in der unbestimmten Hoffnung, sich irgendwo draußen ein freieres Leben zu zimmern. Ein Diakonus geht ein und aus, der mit christlichsozialen Redensarten um sich wirft, aber schweigen lernt, nachdem er Pfarrer geworden ist.

Die Männer räsonnieren nicht. Sie gehen ins Bergwerk und lassen sich erschlagen. Ein Invalide veranstaltet für fünf Groschen eine Ovation für den Direktor, dem auch alle anderen mit kriechender Ergebenheit begegnen. Lauter ordentliche Leute, von denen sich keiner auch nur die geringste Polizeikontravention zuschulden kommen ließe!

Trotzdem ist das Stück verboten worden. Oder vielleicht gerade darum. Vielleicht meint der Zensor, daß die Tatsachen der Armut und der Erniedrigung lauter die Sprache des Aufruhrs predigen als die Stimme des Agitators. Das wäre für das Stück ein hohes Lob, und der Zensor hätte damit seinem Verfasser die einzige und höchste Ehre angetan, die ein Mann seines Handwerks dem toten Dichter zu erweisen imstande war.

Oder tut man dem überwachenden Literaturbeamten Unrecht, wenn man ihm so komplizierte Gedankengänge zutraut? Rosenow war sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter — nebenbei, das einzige M. d. R., das in der Geschichte zeitgenössischer Literatur einen Platz beanspruchen darf, war Sozialdemokrat! — und die Mitglieder der Freien Volksbühne sind als organisierte Arbeiter der Behörde hinreichend verdächtig. Hier ergibt sich ein staatsgefährlicher Zusammenhang, der nur durch das geistesgegenwärtige Dazwischentreten der Polizei unterbunden werden kann.

Als der Freien Volksbühne Zaum und Zügel der Zensur angelegt wurden, kamen zahme Direktoren als Tröster: „Es ist gar nicht so schlimm. Ihr werdet es auch gewöhnen!" Die Freie Volksbühne wußte genau, warum sie mit der Kraft der Verzweiflung — leider vergeblich — gegen Jagows Erlaß kämpfte, sie wußte, daß wieder einmal zweierlei Recht geschaffen werden sollte, daß man sie ganz anders hochnehmen würde, als die „bürgerlichen" Theater.

Sollte sich aber — entgegen dieser Vermutung — in dem Verbot, von dem die Freie Volksbühne betroffen worden ist, eine neue Aera ankündigen, die alle Theater, bürgerliche und proletarische, mit gleichem Wohlwollen umfaßt, dann wäre es erst recht an der Zeit, Alarm zu schlagen. Das wäre der Anfang einer neuen Schreckensherrschaft. Dumrath redivivus!

Kolonisation

Von Gerhard Hildebrand

Ein Punkt, um deswillen Gerhard Hildebrand von seiner Partei ausgeschlossen werden soll, ist Neigung für Kolonien.

Es lohnt sich, den Globus gelegentlich rundum zu drehen. Man gewöhnt sich an Größenverhältnisse. Man ahnt Flächen, von denen wir in Westeuropa nichts wissen. Man sieht Möglichkeiten aufsteigen, die die Umkehrung der Wirklichkeit von heute bedeuten könnten. Wer nicht die Tausenddollarreise machen kann, transsibirisch, transozeanisch, transamerikanisch, der sollte zum wenigsten auf diese Weise sich mit dem Räumlichen der zukünftigen Weltgeschichte vertraut machen.

Wirtschaft und Technik, Macht und Kultur von heute sind auf einem Gewirr kleiner Landfetzen großgeworden, zwischen Persischem Golf und Nordsee, Kaspischem und Atlantik, Rotem Meer und Spitzbergen. Geographische Zerstückelung. Nationale Differenzierung. Individualistischer Wettbewerb. Fast überall das Wasser als bequeme Trennung und Verbindung zugleich: Schutzgraben und Verkehrsweg. Dazu Gebirge gerade an der richtigen Stelle: Kaukasus, Karpathen, Alpen, Pyrenäen, und noch mehr dergleichen. Wenn es die Rasse gemacht haben sollte: merkwürdig, daß gerade diese Rasse dieses Bodenglück gewann.

Alte Weltgeschichte: Die Räume haben die Kultur hochgezüchtet.

Neue Weltgeschichte: Die Kultur züchtet die Räume hoch. Die kleinen Distanzen haben die Verkehrsmittel groß gemacht. Die großen Verkehrsmittel lassen die großen Distanzen zusammenschrumpfen. Die Kolumbus-Karavellen brauchten noch Passatwinde und Golfstrom (die Dschunken sind nicht schlechter, aber sei hatten die Wasserwüste des halben Erdballs gegen sich. Nicht die Rasse hat, die Räume haben es getan!)

Dazu natürlich das Klima. Aegypten und Mesopotamien für den Anfang: Nicht mehr tropisch erschlaffend, aber noch südlich erleichternd, schützend. Dann Griechenland und Italien: Sonnenreichtum, Mittelmeermilde. Schließlich um Kanal und Nordsee herum: Nordische Frische, golfstromgezähmt. Aber hier ging es doch noch nicht ohne Kachelofen und Fensterglas. Die beiden markieren den Uebergang von der Gebundenheit an die Natur zur Herrschaft über sie. Leute wie der Wandsbeker Bote

und der Homer-Verdeutscher haben das noch gewußt. Heute denkt man kaum noch daran, aber es ist so.

Und alles das (vom Nil und vom Euphrat bis Kachelofen und Fensterglas) ist einmal Kolonisation gewesen. Man denkt nicht mehr daran, aber es ist so. Jetzt, wo uns nicht mehr Räume und Klima, wo wir sie beherrschen, sollte das ein Ende haben? Der zerfetzte Länder-Lappen, den wir Europa nennen, dies kleine Anhängsel Asiens, in dem der Weltverkehr seine Technik entfaltet hat, sollte dem vierten Teil menschlicher Erdbewohnerschaft zu weiterem Aufstieg genügen? Die weiten Flächen, die der Schienen und des Drahtes, des Dampfes und der Elektrizität bedürfen, um aus Ländern der Wilden zu Ländern der Menschen zu werden, sollten — aus Humanität — von uns davon verschont bleiben, bis die paar Millionen, die sich auf ihnen um spärliche Fütterung zerfleischen, human genug geworden sind, um zu begreifen, was Dampf und Elektrizität, Schienen und Drähte vermögen?

Niemand kann das im Ernst fordern wollen. Nicht auf ob und daß, auf wie und was kommt hier alles an.

Für was und wie gibt es immer ideale Programme. Und die Wirklichkeit kann so bedingungslos dahinter zurückbleiben, daß Menschen von Ehre und Gewissen sagen müssen: So können wir nicht mittun. Es hat dergleichen Fälle gegeben, genug und übergenug. Silbersucht, Goldgier, Landlüsternheit und andere Lüsternheiten; Alkohol, Tropenkoller, Bestie im Menschen.

Aber die Gewinn-Chancen beim Raubbau schrumpfen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zusammen, gegenüber den Gewinn-Chancen bei Entfaltung der vorhandenen Kräfte. Das bißchen, was auf die eine Weise noch geholt werden kann, wiegt federleicht im Vergleich zum Verlustkonto versäumter Energiesteigerung. Auch schon nach kapitalistischen Rechnungsbegriffen, alles in allem genommen. Alle unsere Importeure haben Interesse an der Dauer, an der Ausdehnung des Geschäfts, also an wachsender Leistungsfähigkeit. Und alle, die drüben etwas loswerden wollen, müssen sich zunehmender Kaufkraft freuen. Sicherten sich unsere Arbeiter die Generalkontrolle (kraft des Rechts der größeren Zahl über die geringere, mit gütiger Erlaubnis des Herausgebers dieser Zeitschrift)*, dann könnten sie im Prinzip auch nicht mehr tun als Leistungsfähigkeit und Kaufkraft drüben zu steigern suchen. Dies Prinzip erfordert vielleicht auf lange hinaus noch Eingriffe, die dem Schema der allmenschheitlichen Gleichberechtigung in manchen Punkten zuwiderlaufen. Die

*) Somit in der Weltkolonisation das „Recht" der Tieferen über die Entwickelten, ja? Anm. d. Herausg.

aber der Verwirklichung allmenschheitlicher Gleichberechtigung näherführen. Es ist nicht einzusehen, weshalb ein solches Prinzip, schematischer Gründe halber, zu verwerfen wäre, wenn es sachlicher Gründe halber das allein mögliche ist.

Sachlicher Gründe halber das allein mögliche. Europa (jener zerfetzte Länderlappen an der Sonnenuntergangsseite Asiens, mit einem Viertel menschlicher Erdbewohnerschaft) ist fröhlich in die Fülle gewachsen, im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts um 50 Millionen Köpfe. Und wozu die Natur vergewaltigen, wenn die Erde Raum für alle hat? Die größere Hälfte (des Zuwachses) kommt auf den Osten, und findet da noch Platz genug. Bis zum Baikalsee hin. Darüber hinaus werden es die Chinesen auf die Dauer freilich nicht dulden. Sie sind noch fruchtbarer wie die Russen, und weit, weit landbedürftiger. Das Jahrhundert wird es noch beweisen. Aber auf die Westhälfte Europas kommen immer noch 23—24 Millionen in zehn Jahren zum Anfangsbestande. Trotz Geburtenrückgang. Das ist kein kleiner Posten, halb Frankreich und Belgien. Warum also nicht angesichts der weiten Räume (es lohnt sich, den Globus gelegentlich rundum zu drehen) und der Technik des Weltverkehrs (mit der Kolonisation Europas groß geworden) Ausdehnung und Zusammenballung, Anhäufung und Raumbesetzung in natürlichem Verhältnis sich entfalten lassen? Es kommt weit Wichtigeres dabei in Frage als das quadratkilometrische Naturmaß der Siedelungsdichtigkeit. Bevölkerungsverdichtung ist Zunahme der Bodenbeanspruchung, und auch in der Bodenbeanspruchung gibt es ein natürliches Wechselverhältnis zwischen Extensiv- und Intensivkultur. Die ganze leidige Agrarzollfrage rührt daher, daß dies natürliche Wechselverhältnis durch sprunghafte Erschließung weiter Neulandflächen zeitweise empfindlich gestört, zu wirtschaftlichen Gunsten der Extensivkulturen, ja des Raubbaus verschoben wurde. Aber nachdem der Rahm von den nordamerikanischen Böden abgeschöpft ist, bedeutet starke Außensiedelung (in Verbindung mit den Beginnerfolg verheißenden Anstrengungen Chinas, den Hunger seiner Massen besser als bisher zu stillen) die Möglichkeit, das gestörte Gleichgewicht zwischen Extensiv- und Intensivkultur des Bodens wieder herzustellen: damit erst gelangen wir zu einer gesunden materiellen Kulturbasis im Zeitalter erdumspannender internationaler Verkehrswirtschaft.

Gewiß, das ist zunächst in erster Linie Kolonisation im gemäßigten Klima nördlicher wie südlicher Zone. Aber die Möglichkeit dieser Kolonisation beruht ganz auf der kolonialen Eroberungskraft früherer Zeiten. Und die koloniale Eroberungskraft jetziger (jüngstvergangener, nächstfolgender) Zeiten, auf

tropische und halbtropische Gebiete gerichtet, ist nichts als die Fortsetzung dieses weltgeschichtlichen Prozesses. Man kann sie im Einzelnen höherer menschlicher Gesittungssehnsucht würdiger gestalten. Sie im ganzen ablehnen, hieße kommende Geschlechter einem neuen Mißverhältnis zwischen Extensiv- und Intensivkultur aussetzen.

Künstliches soll nicht geschaffen, nur Natürlichem Raum zur Entfaltung gegeben werden: Flächenausnutzung mit den Mitteln einer hochgesteigerten Kultur, die allein den Anforderungen großer Flächenausdehnung gewachsen ist. Darum lohnt es sich, den Globus gelegentlich rundum zu drehen. Man gewöhnt sich dadurch an Größenverhältnisse und sieht Möglichkeiten aufsteigen. Man lernt begreifen, warum Weltgeschichte und Weltverkehr in Europa entstanden sind, und warum sie nicht an Europa haften bleiben können.

Kaiserhof

I. Historie

Während man in den Lokalnachrichten lesen durfte, daß der gefürstete Graf zu Schweina, auch die Freifrau von Heldenschwerdt, sowie der Geheime Kommerzienrat Krojanker in diesem Hotel abgestiegen waren: ergab sich hinten, aus dem Handelsteil, daß wiederum ein Pump von 5 Millionen, oder 3 Millionen, oder 6 Millionen — je nachdem — notwendig geworden sei. Und während die Verwaltung Fünfuhrtees einführte und nicht unterließ, vielerlei Geist, Literatur sowohl wie sonstige Kunst zu bieten, auch den Grillroom renovierte und überhaupt die ganze Angelegenheit auf die vornehmste Art betrieb: stiegen die Bankschulden von einer Million auf zwei und auf drei Millionen; bis der Tag kam, an dem die Gläubiger ihr Geld wiederhaben wollten und in diesem Hotel unfreundlicherweise Gäste erschienen, die allem Herkommen zuwider ihrerseits dem Wirt die Rechnung präsentierten.

Ich möchte mich zu den Leuten bekennen, denen Historie und Tradition auch in Beziehung auf geschäftliche Solidität noch ein weniges bedeutet. Der Kaiserhof hatte in dieser Hinsicht etwas zu verlieren; er war in so vielen Dingen „der erste" und stammte noch aus der guten alten wilhelmschen Zeit, war eine Art Symptom von des Riesen Erwachen und zeigte, ganz abgesehen von seiner behaglichen finanziellen Grundlage, viele liebenswürdige Züge, unter denen das Café einer der nettesten war: lag zudem am still-vornehmen Wilhelmsplatz; und w a r lange Zeit hindurch etwas. Er hielt sich ängstlich fern von dem Sturm und metallischen Staub der Gründungsjahre, und hielt überhaupt auf sich. Da aber kam die neue Epoche; es kamen die Konkurrenzunternehmungen, und der Zug nach dem Westen und die Untergrundbahn (verbunden mit der greulichen Verschandelung des Wilhelmplatzes), schließlich Eberbach, der

Spekulante. Und dem Ansturm so vieler überraschender Dinge konnte die alte Solidität des Kaiserhof-Unternehmens nicht standhalten: die Expansionswut, an der Herr Eberbach in bedenklichem Maß krankte, richtete es finanziell zugrunde, und die im Jahre 1908 versuchte Rekonstruktion konnte eine endgültige Gesundung nicht herbeiführen. Aus der Eberbach-Krise ging die „Berliner Hotellgesellschaft", der nunmehr neben dem Kaiserhof noch das Hotel Atlantic in Hamburg und Hillmanns Hotel in Bremen gehörte, schwer blessiert hervor. Einsichtige erkannten, daß eines Tages die Operation auf Leben und Tod notwendig werden mußte.

2. Die Kuren.

Die Sanierung von 1908 sah folgendermaßen aus: man nahm eine (zweistellige) Obligationenanleihe von 3 Millionen sowie einen „Vorschuß" von 2 Millionen Mark (auf Atlantic) auf. Gleichzeitig wurde den Aktionären anheimgestellt, 40 pCt. auf ihre Aktien zuzuzahlen; dafür würde ihnen das Recht auf eine sechsprozentige Vorzugsdividende und ein Liquidationsvorrecht von 140 pCt. eingeräumt. 860 000 Mk. von dem 6 400 000 Mk. betragenden Aktienkapital machten von dem Zuzahlungsrecht keinen Gebrauch; die Inhaber dieser Aktien blieben Stammaktionäre und erwiesen sich später der Verwaltung sowohl wie den Vorzugsaktionären gegenüber als recht feindselig, eine Haltung, die ihre interessanten Gründe hatte. Die Sanierung von 1908 reichte aber überhaupt nicht aus, um reinen Tisch zu schaffen, und die Überbewertung sowohl der Immobilien als der Mobilien drückte auf das Ergebnis. Versuche, die Zweiteilung des Aktienkapitals zu beseitigen und auch die Stammaktionäre zu — wenn auch geringeren — Zuzahlungen zu bewegen, scheiterten an deren merkwürdig starrer Opposition. Eine Rentabilität war nach den Erklärungen der Verwaltung bei dieser Sachlage zunächst nicht zu erzielen, die Gesellschaft blieb einstweilen dividendenlos.

Für 1911 hieß es zunächst, daß eine Dividende in Aussicht stehe; das war vor Schluß des Geschäftsjahres. Dann wurde es aber bemerkenswert still. Bis eines Abends das Abendblatt den Vorzugs- sowohl wie den Stammaktionären eine Nachricht brachte, bei deren Lektüre sie zu beobachten sicher nicht uninteressant gewesen wäre. Was war vor sich gegangen? Des langen Haders endlich müd, hatte (so schien es) die Verwaltung des Kaiserhofs Anlehnung bei Freunden gesucht und gefunden. Diese Freunde saßen in der Verwaltung des Aktienvereins Passage, eines Unternehmens, das auf über 40 Jahre nicht ruhmlosen Bestehens zurückblickt und das jüngst durch einen geschickten Konjunkturkauf zweier Friedrichstraßengrundstücke ein gewisses Aufsehen hervorgerufen hatte. Der Aktienbauverein Passage, schon vorher durch teilweise Personalunion in den Verwaltungen mit der Kaiserhofgesellschaft verwandt und verschwägert, hatte dieser Gesellschaft ein Angebot gemacht, das alle Pein zu endigen bestimmt war: es kam auf nichts geringeres als auf eine Verschmelzung beider Unternehmungen im Wege des Übergangs des Kaiserhofs in die Passagegesellschaft hinaus. Die Form aber, die für diese Fusion in Vorschlag gebracht wurde, mußte ihrer besonderen

Kompliziertheit wegen nicht nur Interesse, sondern bei mißtrauischen Leuten geradezu so etwas wie Verdacht erwecken. Und welcher Aktionär wäre nicht leicht mißtrauisch, zumal wenn man ihn auffordert, seine Aktien „zusammenlegen" zu lassen, und sodann gegen die eines fremden Unternehmens umzutauschen? Mit kritischem Sinne ging man an das Studium der Bedingungen — und verstand alsbald, daß folgendes geplant war: der Aktienbauverein Passage wollte sämtliche Aktien vom Kaiserhof den Aktionären abkaufen; und zwar wollte er für 5 Hotelaktien 3 (neue) Passageaktien geben. Vorher sollte der Kaiserhof sein Kapital im Verhältnis von 5 : 3, also auf 3,6 Millionen Mk. reduzieren, so daß er die freiwerdenden 2,4 Millionen Mk. zu Abschreibungen (vornehmlich auf die Mobilien) verwenden konnte. Ferner wollte die Passagegesellschaft bei der Hotelgesellschaft als stiller Gesellschafter mit einer Einlage von 3 Millionen Mk. eintreten; diese 3 Millionen Mark sollten zwar hinsichtlich des Kapitalsanspruches hinter den sonstigen Verbindlichkeiten des Kaiserhofs zurücktreten, sie sollten aber mit 5 pCt. verzinst werden, der (etwaige, zukünftige) Gewinn der Kaiserhofgesellschaft sollte im übrigen nicht mehr ganz zur Ausschüttung an die Aktionäre (soweit sie nicht ihre Aktien umgetauscht hatten) gelangen, sondern der eine 4 proz. Dividende übersteigende Betrag war der stillen Gesellschafterin, d. i. der Passage, zugedacht.

Langsam, nach der Lektüre dieses Planes, wurde es den Vorzugsaktionären klar, daß man ihnen vorschlug: auf 24 proz. Dividendennachzahlung, 140 pCt. Liquidationsvorrecht und 6 pCt. Vorzugsdividenden zu verzichten, sowie für nominell 100 pCt. Werte des Kaiserhofs der 96 pCt. reell Werte der Passage zu nehmen. Man war darüber (dies sei vorweggenommen) nicht erfreut. Wohingegen die Stammaktionäre offenbar nicht schlecht fuhren und augenscheinlich auf der ganzen Linie gesiegt hatten.

3. Die Ausreden.

Ein Communiqué der Verwaltung besagte, daß nunmehr goldene Zeiten für die Kaiserhofaktionäre anbrechen würden. Dividendentragende und börsenfähige Papiere winkten ihnen an Stelle der Aktien des Kaiserhofs — der zwar an sich ganz gut fundiert sei, aber in absehbarer Zeit keine Dividenden tragen würde und überhaupt nur unter Schwierigkeiten dahinlebe. Offiziös ließ die Passagegesellschaft dazu verlauten, daß sie sich zu dem Angebot nur unter Seufzern verstanden und es eigentlich nur aus Nächstenliebe gestellt habe (so wie man einem armen Verwandten hilft). Auch liege ihr nicht recht etwas an der ganzen Aktion (oder, wie man heute sagt, Transaktion); und wenn sie nicht die erforderliche Anzahl Kaiserhofaktien bekomme, so nehme sie alles zurück. Gewiß, sie wolle ihr Vermietungsgeschäft gerne ausdehnen; aber wenn nicht, dann nicht. Im übrigen stelle sie für die nächsten Jahre, falls die Fusion zustande käme, regelmäßige Dividendenerhöhungen in Aussicht. — Wer dies las, der sah den Generalkonsul Landau, den Vorsitzenden des Aufsichtsrats, lächeln. (Falls ihm nicht etwa der Gedanke an seinen kleinen Monetentrust die Lust zu lächeln nahm.)

4. Die Gründe: Banken und Fürsten.

Die Situation beim Kaiserhof war in der Tat nicht behaglich geworden, nachdem die 3. Hypothek mit 2 950 000 Mk. auf Hillmanns Hotel in Bremen (das der Gesellschaft seit Eberbach gehört) fällig und mit Bankengeld bezahlt werden mußte. Im Frühjahr erhob Herr Havenstein von der Reichsbank seinen Finger zur Warnung und sprach den Banken von Krediteinschränkung. Den „unlimitierten" Kreditnehmern wurde wenig wohl; und eines Tages mußte der Kaiserhof merken, daß ihm so sachte die Schlinge um den Hals gelegt werden sollte: das Geld oder das Leben. In solchen Fällen pflegt man immer lieber das Geld zu opfern; zumal wenn es sich um das Geld anderer handelt. Etwa um das der Aktionäre: denn um sie handelt es sich ja im Grunde genommen einzig und allein. Die Großbanken sahen den Moment für ein gutes Geschäft — oder für die Abwicklung eines guten Geschäfts — gekommen, und der Aktienbauverein Passage half ihnen. Natürlich nicht aus Nächstenliebe; sondern immerhin würden im abgelaufenen Jahre beim Kaiserhof 391 912 Mk. verdient; auch wird ihr das „stille" Darlehen nicht nur verzinst, sondern sie bekommt den über 4 pCt. hinausgehenden Gesamtgewinn. — Gewiß, dem Kaiserhof gings nicht zum Besten; aber ganz so schlimm, wie es von der Kaiserhofverwaltung jetzt dargestellt wird, ist es offenbar nicht, und die Absicht ist aus den nunmehr beliebten Schwarzmalereien doch deutlich zu erkennen.

Es gibt fast keinen Vorfall in der neueren Wirtschaftsgeschichte, bei dem nicht im Hintergrund — geheimnisvoll, auf Geisterweise — die beiden betriebsamen Fürsten, die Herren Christian Kraft zu Hohenlohe und Egon Fürstenberg, irgendwie auftauchten. Düstere Machenschaften sagte man ihnen auch hier nach. Sie, die u. a. in der Hotelbetriebsgesellschaft die Fruktifizierung des Verkehrs betreiben, sollten heimlich hinter der bisherigen Opposition der Stammaktionäre gesteckt und den Schritt des Kaiserhofs — bis heute wirksam — gelähmt haben. Sie galt es auszuschalten, wollte man vorwärts kommen ... und die Vorzugsaktionäre sollen die lichtscheuen Wesen (vermittels eines Aktes des Großmuts) in die Flucht schlagen. Denn die Gleichstellung mit den anderen Aktionären (durch Verzicht dieser auf ihre Vorrechte) nimmt jenen den Giftzahn des § 275 H. G. B. und damit die Macht.

* * *

Res venit ad triarios. — Die triarischen Vorzugsaktionäre wehren sich. Und Geheimrat Koppel erläßt heroische Aufrufe. Es sieht aber so aus, als ob die minder heroischen in der Mehrzahl bleiben werden.

Windex.

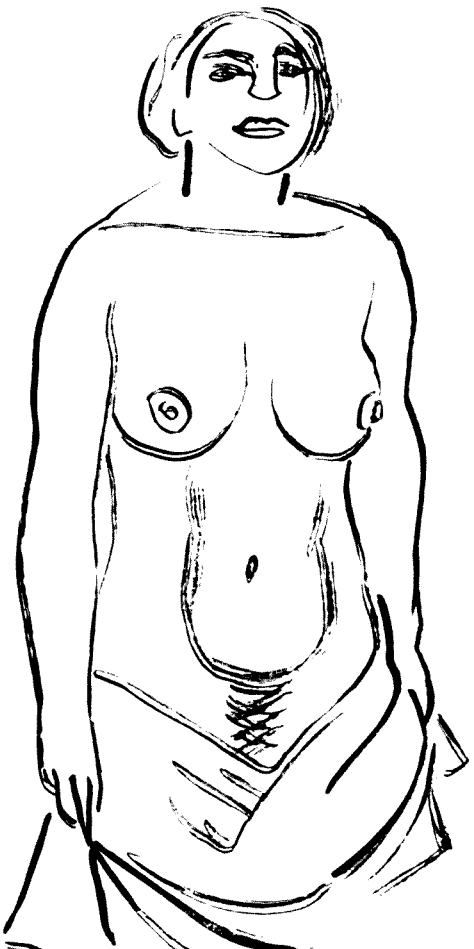
Vive la bagatelle!
Swift

Lieber Herr Pechstein!

Paris, Place du Panthéon 11.

Schade, daß Sie nun auch der durch unwissende Berichterstatter verbreiteten Meinung Vorschub leisten, als bestände die Kunst und die Bedeutung Picassos darin, daß er eine neue Form, das Kubische zu geben, erklügelt hätte. Mit dem Intellekt läßt sich Kubismus und Futurismus machen, ein Bild Picassos aber ist eine Vision.

Der Kubismus ist ein Versuch schöpferisch-impotenter Ruhmsüchtiger, die von Picasso das „Räuspern und Spuken" gelernt haben und nun mit der ganzen Armseligkeit einiger Äußerlichkeiten Zeitungen und Ausstellungen in Bewegung setzen, um durch Reklame Geschäft zu machen. Der Amerikanismus der Kunst. Man sagt sich: Ich habe bisher neoimpressionistisch gemalt. Das zog nicht, denn man kannte Signac. Nun hat Picasso den direkten Kubus. Vielleicht geht es damit besser. Denn Picasso stellt nicht aus, und sollte man ihn kennen, so werde ich ihn totschimpfen, ich Monsieur Me-tzin-ger. So sind alle. Sie kommen von außen und klügeln und können so doch niemals ins Innere finden. Sie als Künstler wissen aber, daß nur die Gestaltung des Erlebten Kunst ist.



Und das ist der Futurismus: eine national-italienische Angelegenheit. Der Schwachsinn unfähiger, von jahrhundertelanger Kultur ausgemergelter Nerven, über die der ganze Wirrwarr der modernen Welt herfällt, ohne ein einziges inneres Organ der Aufnahme zu finden. Der Diebstahl aus allem, Akademie und die völlige Willkür letzter Gestaltungsimpotenz.

Picasso aber ist der Schöpfer einer neuen Welt. Er hat sie aus sich herausgesetzt wie eine Frau ihre Leibesfrucht: mit einer enormen Gebärfähigkeit begabt und unter dem Schmerz des Ringens. Es ist letzte Innerlichkeit, Vision des Ich-Erlebnisses. Und in jedem Augenblick entsteht sie neu im Wachsen, in der Logik ihrer eigenen Möglichkeiten. Ihr Reichtum wird immens. Und die wenigen, die ihn werden sehen können, werden ein neues Leben beginnen.

Daß etwas in der Natur so ist — auch das psychische Erlebnis, die innere Sensation sind als solche noch Natur —, berechtigt es nicht, auf einem Bild gemalt zu werden.

Die Kunstwelt ist reine Schöpfung, deren Distanz zur Natur gleichgültig ist — Poussin und Corot stehen darin auf gleicher Stufe. Sie entsteht durch Vergeistigung des Erlebnisses, durch Konzentration der Einzelsensationen unter ein sie beherrschendes Gesetz und schließlich durch jenen inneren Elan, den uns keine Psychologie und keine Ästhetik erklären wird. Hier berühren sich Kunst und Metaphysik.

Die Gestaltung dieser Welt ist die Arbeit Picassos. Wieder nicht die Arbeit eines reinen Intellektes, der kalt rechnend Form gegen Form fügt und aus der einen die Notwendigkeit der andern erschließt, sondern seines Lebens selbst, der Evolution des Schaffenden, der die jeder Vision immanenten Möglichkeiten immer reicher erlebt und immer plastischer gestaltet. Der Vision eine immer reichere und zugleich geschlossenere plastische Erscheinung geben, in der nichts mehr Willkür, Zufall oder Laune ist — das ist der herrische Wille Picassos. Denken Sie an Tuschzeichnungen Rodins, denen man die Schönheit der Zufälligkeit nachrühmte, mit der der Meister die Tinten auf dem Papier verlaufen ließ. Vielleicht würde Picasso dazu sagen: Das ist Schwindel. Kunst ist Gestaltung, Gestaltung ist Notwendigkeit. Sein Eigenstes, sein Erleben drängt ihn dahin. Seine schöpferische Fähigkeit ließ ihn in der direkten Darstellung des Kubischen ein Mittel finden. Wirklich nur eins, lieber Herr Pechstein. Es ist ein Bindemittel in einem Bau, wie ihn kein anderer der Modernen aufgebaut hat, frei von Erinnerung an Tradition, frei von Anekdote nicht nur im Literarischen und im Malerischen — denn was ist Wintervormittag 10 Uhr an der Seine etc. anders als Anekdote — und auch noch frei von der Anekdote des psychischen Erlebnisses . . .

Wir werden lange lernen müssen, ehe wir seine Gesetze begreifen und die ungeheure Welt, die er ihnen unterwirft. Haben wir Ehrfurcht auf diesem Wege. Denn er ist groß und rein. Reden wir nicht von Kubus, lassen wir das der Unwissenheit der Kritik zum Gebrauch für den Kaffeetisch des Bourgeois. Reden wir auch nicht von Valeur und Couleur. Was sagen Sie zu der Mitteilung, daß mir Picasso letzte Bilder zeigte, auf denen er reines Blau und Rot als reine Materie verwendet — wohlverstanden nicht die Farbe Matisses, sondern die reine Materie in voller Stärke? Versuchen wir wie er Herr zu werden über den Wirrwarr inneren Erlebens, das sich in uns drängt und steigert und gleichwertig nebeneinander legt, indem wir aus ihm selbst die Gesetze seiner Beherrschung ziehen . . .

Das ist ein wenig von dem, was mir ein Bild Picassos sagt. Weil er nicht nur den Kubus sucht, sondern eine Welt baut, klingt es vielleicht sogar moralisch. Es ist dies meine feste Überzeugung: die Kunst Picassos muß eine neue Ästhetik und eine neue Lebensanschauung zur Folge haben. Wir hatten den Impressionismus lange eingesargt. Er war uns Jüngeren dumm, leichtfertig und Schwindel. Wir haben die Aufgabe, unsere Welt zu zeigen.

Gestalten wir sie mit allen unseren Kräften und schweigen wir von den Mitteln. Denn unsere Welt ist doch die Hauptsache!

In alter Neigung

Ihr

M. R. Schönlank.

Jesuiten

Aus einer Zuschrift mit dem Einleitungswort: „Ein Standpunkt näher zum Ziel":

Luther, der Hartschädel, kam, um die Reichsfenster aufzustoßen, weil der dumpfe Druck nicht mehr zu tragen war.

Würde ihn die Zeit geboren haben, wenn die Tetzel aller Sorten a u ß e r h a l b der Grenzpfähle die Seelen hätten in den Himmel springen lassen? . . .

Hast du je einen Floh gehabt? Du meinst, es läßt sich ertragen? Du juckst ihn fort —und vergißt ihn leicht. Hab erst das ganze Hemd voll von ihnen . . . und du wirst sehen, wie sie dich beschäftigen.

Dann erst wirft das Volk die Gleichgültigkeit ab. Es muß sehen, was ihm droht, wenn es sich nicht rührt.

* * *

Und sind denn gerade die Brüder vom Orden Jesu die schlimmsten? Höre, was Goethe von ihnen sagt:

„Der Jesuiten Tun und Wesen hält meine Betrachtungen fest. Kirchen, Türme, Gebäude haben etwas Großes und Vollständiges in der Anlage . . . Hier und da fehlt es auch nicht an etwas Abgeschmacktem, damit die Menschheit versöhnt und angezogen werde. Es ist dies überhaupt der Genius des katholischen äußeren Gottesdienstes; noch nie habe ich es aber mit soviel Verstand, Geschick und Konsequenz ausgeführt gesehen als bei den Jesuiten. Alles trifft darin überein, daß sie nicht wie andere Ordensgeistliche eine alte abgestumpfte Andacht fortsetzten, sondern sie dem Geist der Zeit zuliebe durch Prunk und Pracht wieder aufstutzten."

Und höre, wie Heine über sie denkt:

„Pädagogik war die Spezialität der Jesuiten, und obgleich sie dieselbe im Interesse ihres Ordens treiben wollten, so nahm doch die Leidenschaft für die Pädagogik selbst, die einzige menschliche Leidenschaft, die ihnen blieb, manchmal die Oberhand, sie vergaßen ihren Zweck, die Unterdrückung der Vernunft zugunsten ihres Glaubens, und statt die Menschen wieder zu Kindern zu machen, wie sie beabsichtigten, haben sie im Gegenteil, gegen ihren Willen, durch den Unterricht die Kinder zu Menschen gemacht. Die größten Männer der Revolution sind aus den Jesuitenschulen hervorgegangen, und ohne die Disziplin dieser letztern wäre vielleicht die große Geistesbewegung erst ein Jahrhundert später ausgebrochen. Arme Väter von der Gesellschaft Jesu! Ihr seid der Popanz und der Sündenbock der liberalen Partei geworden, man hat jedoch nur eure Gefährlichkeit, aber nicht eure Verdienste begriffen. Was mich betrifft, so konnte ich nie einstimmen in das Zetergeschrei meiner Genossen, die bei dem Namen Loyola immer in Wut gerieten wie Ochsen, denen man einen roten Lappen vorhält."

Ich fand immer, daß es mehr Mut braucht, im Käfig selber dem Löwen die Peitsche um die Ohren zu knallen — als einen hinter dem Gitter gefangenen zu necken.

P. K.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9 zu richten

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Zweiter Jahrgang No. 26 16. Mai 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

JNHALT:

Alfred Kerr.....Auferstehung der Polizei
Henriette Geerling.....Goethes Faust-Epilog
Dr. Werthauer.....Zum Hyan-Prozess
Reinhard Sorge.....Des Dichters Aug'
Vindex.....Terrainspekulation in Berlin

Dichter und Apotheker

Vierteljährlich.....5 Mark
Einzelheft.....50 Pf.

HAMMER-VERLAG, G. M. B. H., BERLIN W. 15, UHLANDSTRASSE 30



Auf einer Maschine
sämtliche Schriften u. Sprachen
Ferdinand Schrey G. m. b. H. Berlin SW. 19

Kunsthandlung
WILH. ABELS
G. m. b. H.
KÖLN

Moderne in- und ausländische Graphik
Seltene Frühdrucke
Alte englische und französische Kupferstiche
Sammler werden um Angabe der Adresse und Sammelgebiet gebeten — Ansichtssendungen bereitwilligst
KUNSTHANDLUNG ABELS G. M. B. H., KÖLN

Atelier Clara Elisabet Fischer
Potsdamer Straße 121a
Porträt / Akt / Stilleben / Graphik / Landschaft Illustration / Modezeichnen. Lehrer: Linde-Walther / Hans Meid / R. Hoberg / G. v. Finetti W. Krunnow. Malen ohne Korrektur täglich.
Man verlange Prospekt!

Schule für moderne Malerei
Steglitzer Straße 27
Künstlerische Leitung: **MAX BECKMANN**
Anfragen um Aufnahme sind zu richten an:
CLARA E. FISCHER, BERLIN W., Potsdamer Str. 121 a

SCHNELL UND BEQUEM finden Sie möblierte Zimmer, Wohnungen und Pensionen durch die
Berliner Zimmer- und Wohnungs-Zentrale, Berlin, Bülowstr. 104. Tel. Lützow 4976.

Auferstehung der Polizei

Von Alfred Kerr

I.

Erfunden wurde die Polizei: zum Sichern der Gesittung wider rohe Rottengeister. (Setzer! nicht „rote Rottengeister"! sein Sie so gut!)

Die Polizei ist eine die Sicherheit bezweckende Einrichtung, „welche in Form des Zwanges auftritt".

Sie sollte die biblischen Samesummim, die Räuber, im Zaum halten — bei uns hält sie auch die Bessernden im Zaum.

Sie sollte zum Schutz der Gebildeten dienen — bei uns dient sie auch zum Schutz vor den Gebildeten.

Eine Akme dieser Einrichtung erblickt man heut. Ein Wahn ist es, zu glauben, daß die Hefe gewaltiger Menschensiedelungen mit ihren bösen Düften (für die sie selber auch nichts kann) das Ziel der Sicherheitsmänner sei. Das Ziel ist 1912 nicht die Hefe, sondern die Blume. Glaubt nicht, daß etwa bloß gegen Kaschemmengäste, gegen Anarchoschwärmer (des Worts) und wider Sozialdemokraten vorgegangen wird. Nein. Gebietserweiterung. Ist Dr. René du Bois-Reymond, Professor an der Universität Berlin, ein Umstürzling? Ist der Direktor des

Werner-Siemens-Gymnasiums in Schöneberg, Herr Wetekamp, ein Fürstenkiller? Ist der Direktor des Statistischen Amts, Dr. R. Kuczynski, ein Bombenbold? Ist Dr. Werner Hegemann, dem die Städtebau-Ausstellung so vieles verdankt hat (und der Städtebau rings in Groß-Berlin vieles verdanken könnte) ein Verschworener? Trägt Bernhard Dernburg eine Ballonmütze? Singt der Geheime Medizinalrat Prof. Dr. Ewald öffentlich das Lied von der Bahn, „die uns geführt Lassalle"? Verläßt der Geheime Regierungsrat Muthesius beim Kaiserhoch den Raum? Frißt Herr Privatdozent Weisbach, frißt Naumann, frißt Prof. Dr. Sommerfeld Prinzen? Ist Dr. Edv. Lehmann Professor an der Berliner Universität oder nicht? Ist Frl. Dr. Gertrud Bäumer eine Prostituierte?

Sie alle miteinander gelten der Polizei als bedenklich. Sie stehen zusammen in dem Ausschuß „Für Groß-Berlin". Sie halten Vorträge, sie wünschen die Luft für atmende Menschen zu verbessern (allerdings mit †††Südekum und †††M. E. Quarck und †††Paul Hirsch gemeinsam), sie wollen länger nicht dulden, daß unendlich Viele schweißig und qualmig beieinander hocken, schlafen, stinken, fünf Wesen und mehr in einem Zimmer; sie wollen länger nicht dulden, daß bloß die Hausbesitzer in der Stadtverordnetenhalle was zu sagen haben; sie wollen länger nicht dulden, daß Jöhren ohne Spielplätze groß werden; diese Abschaumkerle möchten sogar lieber Blitzverbindungen als Schneckenverbindungen. Genug . . .

II.

Quieta non movere! Die Bande wirft Unzufriedenheit in die Massen. Was sie reden, ist zwar nicht zu hindern. Es gibt Paragraphen, kaum umgehbare. Aber wollen sie an den Litfaßsäulen hängen, — da läßt sich was tun. Käte Kollwitz (manche Nasen sollten sich allein vor der Hoheit dieser großen Frau tief neigen, denn auf deutschen Thronen sitzt keine ebenbürtige) — die Kollwitz gab eine Zeichnung dazu; ein Mädchen, nicht grade selbstmörderisch, bloß etwas mufflig vor sich blickend, auf

dem Arm das Kleinere ; besseren Schicksals würdig ; erwartend eher als verdammend. So sieht sie aus :



KÄTE KOLLWITZ

Die Polizei von Preußen kann es nicht mitansehn. Sie ist zu gut. Man denkt an den Bankier mit dem Schnorrer : „Johann, schmeiß den Kerl raus, er zerreißt mer's Herz !"

Daneben stehn auch noch die Worte : „In Groß-Berlin wohnen 600 000 Menschen in Wohnungen, in denen jedes Zimmer mit fünf und mehr Personen besetzt ist. Hunderttausende von Kindern sind ohne Spielplatz." Das zerreißt ihr's Herz.

Erfunden wurde die Polizei zum Sichern der Gesittung wider solche Aussprüche. Umsturz. Sozialismus der Gebildeten ! Das Plakat ist verboten worden. Die verehelichte Kollwitz mit ihren Konsorten entrann dem Arm der Wachbruderschaft nicht.

Es ging so zu. Der Fernstehende liest nur die Notiz : „Das von der Malerin Käte Kollwitz geschaffene, s e h r r e a l i s t i s c h e Titelbild auf den Plakaten des Propaganda - Ausschusses ist für die Berliner Anschlagsäulen seiner aufreizenden Wirkung wegen verboten worden." Die Wirkung war noch gar nicht festgestellt . . . Aber die Einzelheiten sind kennenswert. Erster Auftritt. Bei Nauck und Hartmann, Säulenfirma. Jemand zu einem der Beteiligten (keinem Sozialdemokraten) : „Ich warne Sie — es war bereits Herr Polizeihauptmann Soundso hier ; 's darf kein Plakat mehr angeklebt werden." Hintergründe. Ein Oberregierungsrat, — der u n t e r Jagow steht . . . (und unter dem das Plakatwesen steht) ; Verkehrsdezernent ; ein Sterblicher, der über Schnellbahnen entscheidet oder ob wir keine haben ; der für die schlechten Verkehrsverhältnisse von Groß-Berlin die Schuld im Verborgenen trägt ; der mit der Wimper befiehlt, ob exempelshalber eine Schwebebahn zwischen Britz und Reinickendorf zu zehn Pfennigen — oder eine Untergrundbahn zu dreißig Pfennigen Leute befördert. Kurz, dieses im

Stillen wirkende Talent ist sehr freundlich und fröhlich — und spricht: „Das Plakat ist aufreizend! Wir haben es verboten: weil die Unterschrift nicht wahr ist, daß 600 000 Menschen . . ." — „„Nicht wahr' —? Herr Silbergleit zwar leugnet es (indem er nur Fünfhunderttausendundsoundsoviel zugibt) — doch ein Statistiker wie Dr. Kuczynski bestätigt die Wahrheit." — „So?"

Grübeln. Die Instanz eilt von hinnen. Sie berät sich; kommt zurück. „Wir verbieten das Plakat, auch w e n n die Unterschrift wahr ist."

Abgemacht. Wohl gibt es den schönen Paragraphen des Preßgesetzes für das Deutsche Reich; in Kraft aber bleiben „weitergehende landesgesetzliche Bestimmungen" (weißte?), nämlich das preußische Preßgesetz vom Jahre (der Gegenrevolution) 1849. Danach können wir verbieten, daß Anschlagszettel einen anderen Inhalt als einen rein geschäftlichen haben. Es dürfen also keine Behauptungen an Säulen aufgestellt werden! Das mit den 600 000 Menschen ist keine geschäftliche Ankündigung! . . . Also verbieten wir das Plakat nicht deshalb, weil die Behauptung unwahr wäre; sondern weil es eine Behauptung enthält . . . Mojen, Mojen.

Daß die Behauptung an den Litfaßsäulen aufreizender wirken soll als in einer Versammlung (dort kann sie getan werden), kommt nicht in Betracht . . . Mojen!

III.

Akme der Polizei. Blüte. Herr von Jagow, der Reformer in Marstallbraun, scheint ihr Perikles zu sein, ohne es zu wollen.

Auferstehung; nach kurzem Schlummer. Ob dem Hyan-Prozeß eine Denunziation des Präsidiums zuvorging (es ist nach früheren Angebungen wahrscheinlich), steht nicht fest. Das freisprechende Gericht hätte dann ein Unterliegen der Perikleër kundgemacht — wie die Oberverwaltungsrichter ablehnten, die versuchte Beschäftigung mit Frauenhüten als notwendig zu befinden.

Neublüte. Der heilige Franziskus, den Edgar Tinel orchestriert hat, verletzt schon einen obersten Wächter in Rixdorf. Beschwerde-

Instanz ist Herr v. Jagow. Neublüte! Die Polizei wächst in die preußische Kammer hinein. Körperliche Eingriffe wider einen Danebensitzenden erfolgreich unternommen. Andre Neublüte: Perikles verweigert Denen, die „im Schatten leben", das Leben im Rampenlicht. Bedrängung der hochstehenden Freien Volksbühne. Ein Sachverständiger in Marstallfragen wird es für Pegasusfragen.

Bis wiederum Richter kommen.

Da es möglich ist, daß sie nicht kommen oder schwach kommen, wird der Kampf durch die Schriftsteller zu führen sein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

IV.

Zuvor werde mit Herrn von Jagow eine alte Rechnung beglichen. Ich versprach, das Ergebnis von Forschungen hier mitzuteilen, die Bescheid auf den Satz geben sollten: „Welcher Jagow war das?" (der nämlich einen Richter ins Antlitz hieb). Ich sage heut pflicht- und wahrheitsgemäß:

1. Trotz mühseligem Suchen in Heidelberg und Karlsruhe hat sich der Vorname des Schlägers nicht ermitteln lassen.

2. Es ist kein Beweis erbracht, daß etwa der Polizeipräsident von Berlin (dessen Wirken im Umkreis von Perleberg mir des Näheren bekannt war) jenen Richter verhauen hat.

3. Anlaß zu der damals offen gelassenen Frage boten Mitteilungen, die meinem Gewährsmann ein Abgeordneter d e r R e c h t e n mit der äußersten Sicherheit und wiederholentlich machte. Wie, wenn er die Güte hätte, mir das mit seinem Namen zu bestätigen — den ich selber nur unter richterlichem Zwang nennen würde, obzwar mir keine Schweigepflicht auferlegt ist.

4. Der Versuch wird fortgesetzt, den Namen des Schlägers herauszukriegen.

Goethes Faust-Epilog

Von Henriette Geerling

Wie entschlossen eine heutige Frau den Gipfelgoethe packt, so daß der Orpheus heil nicht von dannen kommt: daran werden Etliche denken, wenn in dieser Woche der Tausend-Menschen-Chor von Gustav Mahler im Zirkus eben dieses Epilogs irdischen Rest und himmlischen Duft mit der Kehle nachschafft.

Mir ist der Christenglaube längst gestorben; — Sie wissens, Herr Pastor. Ob man im katholischen oder im protestantischen Gleichschritt an seinem Grabe vorbeimarschiert, ich spürs nicht mehr: mir tut längst kein dogmatischer Knochen mehr weh.

Was das Religiöse anbetrifft, könnte ich mich also seelenruhig und lächelnd am Puppenspiel von Faustens Erhebung in den alleinseligmachenden Gnadenstand ergötzen. Nur die ästhetische und die ethische Seite des Dings können mein Blut in Wallung bringen.

Und beide tuns.

Der ganze Epilog, haben Sie mir einmal gesagt — als Aesthetiker, nicht als Pfarrer sagten Sie's — hätte nicht die Bedeutung einer christlichen Himmelfahrt; er wäre gleichsam die lyrische Paraphrase, die dichterische Umschreibung des Grundgedankens, den das Drama symbolisch dargestellt hätte. Des Grundgedankens: „Die Liebe von oben, die ewige Liebe zieht uns hinan."

Ich muß es gelten lassen. Goethe selbst hats ja ungefähr so zu Eckermann gesagt. „In Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe." Ich könnte höchstens hier einwenden, daß die Dichtung sich erst sehr spät, wie der Mensch, wenns ans Sterben geht, auf die ewige Liebe besinnt, die sie im Verlauf ihres Daseins arg vernachlässigt hat. Aber der Dichter hätte da allerlei Argumente für sich, wenn auch nicht die höchsten künstlerischen, doch dramatisch-technisch sehr wichtige wie: Erhöhung der Wirkung durch Hintanhaltung der Endabsicht.

Gut: ich hätte mich also damit abzufinden, daß als Denkresultat eines reichsten, bestangewandten Dichterlebens kein neuerer und fruchtbarerer Begriff hervorgegangen ist als die unverwüstliche „ewige Liebe", die wie ein Universalkitt alle Lücken und Sprünge unserer Weltanschauung notdürftig zusammenleimt; (und auf diese Weise den Durchbruch neuer Erkenntnisse verhindert).

Ich würde mich schweigend damit abfinden können — „denn was er sonst zustand gebracht, Das hat er ziemlich gut gemacht" — wenn nur diese Liebe des Epilogs den Ewigkeitszug in großen Linien an der Stirn trüge.

Das tut sie aber nicht. Im Gegenteil: sie riecht stark nach endlich-Beschränktem. Und schmeckt verzweifelt nach dem Altweiberhaus.

Der seinen unvollendeten Menschen Faust auf Erden „immerfort zum höchsten Dasein streben" ließ, läßt seine vollendeten Engel im Himmel eine sehr irdisch gefärbte Sprache reden. Sie weisen nicht etwa auf die Früchte hin, die das einst so verheißungsvoll grünende Bäumchen zur Reife getragen hat — sie zeigen wehleidig auf die Wasserschößlinge und Geiltriebe, die der verhängnisvolle Lebenssaft bei des Bäumchens weiblichen Mit-Existenzen hervorzurufen pflegt.

„Sind Büßerinnen
Ein zartes Völkchen"

spricht vor der Himmelskönigin der Doktor Marianus, der symbolische Vertreter des mittelalterlichen Marienkultus. (Ach, daß der Faust, das Hohelied vom Ewig-Menschlichen, uns hier die Menschheit in ihren Kinderschuhen verewigen mußte! uns ihr vergilbtes Abbild zeigt, aus der Zeit, als ihr der Büßerhemdzipfel noch aus der scholastischen Zwangsjacke hervorguckte! . . .) Und Doktor Marianus fährt in höchster, reinlichster Zelle also fort:

In die Schwachheit hingerafft,
Sind sie schwer zu retten;
Wer zerreißt aus eigner Kraft
Der Gelüste Ketten?
Wie entgleitet schnell der Fuß
Schiefem, glattem Boden?
Wen betört nicht Blick und Gruß,
Schmeichelhafter Odem?

Was soll im Angesicht der Mater gloriosa diese Schutzrede für eilfertig Liebende? Die Verkörperung des Ewig-Weiblichen, des mütterlich Lebenerzeugenden wird besser wissen, wie es in allen Fällen um die weibliche Liebe bestellt ist, als ein verklärter Theologe? Und außerdem: ein jeder fege vor der eigenen Tür; wenns schon ans Splitterrichten geht, dann kehrt nur mit allem Eifer die männliche Liebesstraße sauber, Herr Doktor! da habt Ihr mehr als genug zu tun.

Allerdings: Faustens leibliche Fehltritte haben schon die Engel entschuldigt, die seinen unappetitlichen Erdenrest der himmlischen Desinfektionszelle entgegentragen. Und auch diese Apologie klingt sehr merkwürdig.

Wenn starke Geisteskraft
Die Elemente
An sich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen beiden,
Die ewige Liebe nur
Vermags zu scheiden.

Das gibt zu denken. Hier wirds ein Merkmal der K r a f t genannt, wenn physische und ideale Natur, sinnliches und übersinnliches Streben unlösbar zusammenhängen. Mir, der Realistin, kanns recht sein, sehr recht sogar. Aber bei den „leicht Verführbaren" wird eben diese Unfähigkeit, die physische Natur zu überwinden, „Schwachheit" genannt? . . . Gerechter Teufel! wird etwa auch im Himmel zwischen männlichem und weiblichem Sexualleben unterschieden?! Werden wir dieses Unikum von Alogik und Denkimpotenz, das wir mit stark euphemistischem Ausdruck die „doppelte Moral" zu nennen pflegen, auch drüben noch nicht los?! Gibt es auch im Jenseits Magdalenen-Vereine?!

Wahrhaftig, es scheint so. Die gibts — wenn Goethe recht hat.

Die drei „großen Sünderinnen" treten auf — Maria Magdalena, die ägyptische Maria und die Samariterin, deren sechster Mann „ihr Mann nicht war". — Sie legen bei der Gnadenmutter Fürbitte ein für eine „Büßerin, sonst Gretchen genannt". (Eine B ü ß e r i n, sonst Gretchen genannt? — Das gibt zu denken. Die von Faust verführte steht, als Faust hundertjährig stirbt, also nach etwa 70 Erdenjahren immer noch im Rang einer B ü ß e r i n? Sie haben recht, Herr Pastor: das ist kein christlicher Himmel. Für diesen goetheschen Himmel hat Ihr Christus offenbar noch nicht gelebt. Der soll ja zum Mörder am Kreuz gesagt haben: „H e u t e wirst du mit mir im Paradiese sein" . . .)

Um was bitten die Sünderinnen für Gretchen? Doch wohl um Verzeihung für ihre schwere Blutschuld, für Mutter- und Kindesmord?

Nein. Hört, was sie bitten:

Die du großen Sünderinnen
Deine Nähe nicht verweigerst
Und ein büßendes Gewinnen
In die Ewigkeiten steigerst,

Gönn' auch dieser guten Seele,
Die sich einmal nur vergessen,
Die nicht ahnte, daß sie fehle,
Dein Verzeihen angemessen. . .

Bei allen heidnischen Göttern!! in was für einen Himmel sind wir hier geraten! Was für ein Pesthauch schwärzesten Spießbürgertums weht uns hier entgegen!

Die sich einmal nur vergessen,
Die nicht ahnte, daß sie fehle. . .

Fehle?! Fehle?? F e h l e??? Hat denn Gretchen nach himmlischem Maßstab gefehlt, als sie gegen eine menschlich-soziale Satzung verstieß? Spricht man im Zeitlosen, wo die ewige Liebe hausen soll, von „sich vergessen", wenn die Leidenschaft in ihrer reinsten und höchsten Form über zwei reine — und freie Menschen zusammenschlägt? Weil ihr der Ring nicht am Finger steckte, hat Gretchen vor dem Forum der Ewigkeit gefehlt?! Da möchte ich doch fragen, Herr Pastor — als Pfarrer müssen Sie's ja wissen: ist es nötig, daß man im Jenseits, ehe es ans Richten geht, seine standesamtlichen Papiere vorlegt? Dann verzichte ich nämlich von vornherein auf Ihren Himmel. Und wenn mich Ihr Herrgott in Person hineinholen wollte — ich kehrte ihm vor der Nase um und ginge freiwillig in die Hölle. Dort in der vorurteilsloseren Teufelsgesellschaft wird mir wohler sein — würde ich ihm über die Schulter zurufen — denn von papierner Engherzigkeit hab ich auf Erden wahrhaftig genug gehabt!

In diesen schimmeligen Altjungferhimmel von Goethes Observanz brächten mich keine zehn Pferde hinein.

Von Goethes Observanz. Dies ist das Jammervolle an diesem Faustabschluß: Hier schlägt einer der Werdekraft ins Gesicht, der er seine eigene höchste Vollendung verdankt. Der schon als Jüngling unsere sinnliche Empfindungswelt in erlöserhafter Klarheit sah, der noch als Greis mit beispielloser Wucht die Macht der Leidenschaft an sich spürte — der erotisch Größte unter uns hat hier erotische Dinge in beschämender Kleinheit gesehen; aus einem Gesichtswinkel, der enger ist als der einer weltfremden Betschwester.

Der das Gretchen schuf; der mit einem einzigen Zweizeiler eine lückenlose Psychologie des unschuldig-schuldig werdenden Weibes niederschrieb:

Doch — alles, was dazu mich trieb,
Gott! war so gut! ach war so lieb! —

der die gewaltige Kerkerszene schuf mit ihrem titanenhaft dröhnenden Unterton: Und dennoch, dennoch! Mein Kind hab ich getötet, meine Mutter hab ich umgebracht — —

Sie schlief, damit wir uns freuten —

und dennoch! dennoch!

Es waren glückliche Zeiten! —

der hier seiner menschlichsten, weiblichsten Frauengestalt unsterbliches Leben gab, — der stellt sie im Epilog gedankenlos und schamlos in die Reihen der großen biblischen Kokotten ein . . . Roher als der Landsknecht mit seinem höhnenden: „Du bist doch nun einmal eine Hur'"; roher, denn Valentin hat nie über seine Bierbankecke hinaussehen können, er wußte es nicht besser. Aber wenn irgendeiner, dann hat Goethe es besser gewußt. Auf dem Gipfel seiner erotisch-sittlichen Erkenntnis leuchtete schon längst hellste Sonne, als die übrige Welt noch im Tal im Dunkel schlief. Er ließ sein Klärchen auf die weinerliche Klage der Kleinstadtseele hin: „daß meine einzige Tochter ein verworfenes Geschöpf ist!" den Kopf in den Nacken werfen: „Verworfen?! Egmonts Geliebte v e r w o r f e n?! . . ." Und hat seiner Christiane das stolze Wort zugerufen:

Lange sucht' ich ein Weib mir; ich suchte, da fand ich nur Dirnen;
Endlich erhascht ich dich mir, Dirnchen, da fand ich ein Weib.

Und der das tat, verekelt uns hier sein Gretchen zur windelweichen „guten Seele", der es von fromm gewordenen Metzen als Milderungsgrund angerechnet wird, daß sie „nur e i n m a l sich vergessen" habe?! Das ist das Jammervolle an diesem jämmerlichen Faustabschluß. —

Wie, Herr Pastor? — Sie sagen: Gerade diese Gleichstellung der großen Sünderinnen mit Gretchen wäre Ihnen von jeher als der wahrhaft große, wahrhaft himmlische Gedanke des Epilogs erschienen? Nichts versinnbildliche die alles verzeihende ewige Liebe besser? Nicht Gretchen werde hier vom Dichter herabgewürdigt — die Sünderinnen werden zu ihr hinaufgehoben? —

Ihr Einwand besticht, Herr Pastor. Ueberzeugen kann er nicht. Wäre es so, wie Sie meinen, dann müßte Gretchen die Fürsprecherin für die Buhlerinnen sein. „Ich, die aus Liebe gegen die menschlichen Satzungen verstieß, bitte für sie, die aus Lüstern-

heit dagegen verstießen." Damit wäre abstrakt-philosophisch zum Ausdruck gebracht: Die Liebe liegt auch der Geilheit zugrunde. Nun aber ist es umgekehrt: die zehn-, zwanzigmal das menschliche Gesetz aus Lüsternheit verletzten, bitten um Gnade für sie, die es nur ein einziges Mal tat; die quantitativ Schuldigeren für die quantitativ Schuldlosere. Das ergibt die philosophische Quintessenz: Die Geilheit liegt auch der Liebe zugrunde. —

Ihr Einwand, Herr Pastor, hat meine Stellung nur verstärkt: in diesem Himmel steht auch logisch alles auf dem Kopf; die Befleckten erwirken Gnade für die Reine. Naiver war Goethe nie als gerader an dieser Stelle.

Nur naiver?

Hat er den Faust-Epilog vielleicht in einem Moment seelischer Umschattung geschaffen?

Er hat Grablegung und Himmelfahrt niedergeschrieben als er, nach einem Gespräch mit Eckermann am 24. Februar 1825, stark unter dem Eindruck von Byrons Tod stand.

In diesem Gespräch mit Eckermann — (Die Lustspieltechnik hat es längst heraus, daß der Kleine, dem ein günstiges Geschick tagtäglichen vertrauten Umgang mit einem Großen vergönnt, in drolliger Weise den Großen nachzuahmen, ins äußere Heroenmaß hinaufzustreben pflegt. Wüßte vom umgekehrten Verhältnis, von der unbewußten Anpassung des Großen an die moralischen Trippelschrittchen des Kleinen, die Psychologie des Tragischen nichts zu erzählen?) — in diesem Gespräch mit Eckermann soll Goethe geäußert haben: „Hätte er sich doch auch in dem Sittlichen so zu begrenzen gewußt, es läßt sich sehr wohl sagen, daß Byron an seiner Zügellosigkeit zugrunde gegangen ist."

Goethe stand, als er diesen Epilog schrieb, unter dem Eindruck vom Ende eines erotisch Maß- und Schrankenlosen. —

Hier steigt mir ein dunkler Verdacht auf.

Das hinanziehende „Ewig-Weibliche", das die Weltliteratur als lauteren Edelbegriff aufgefangen hat — es hat am Ende eine düstergraue, greisengrämliche Nebenbedeutung?!

Fiel hier an einem undenkwürdigen Tag in Goethes lichte Seele von außen her ein so starker Schatten, daß er — vorübergehend — zum Abtrünnigen wurde? die Götter verlästerte, die ihn groß und unsterblich gemacht haben?

Ich mag es nicht glauben. Und doch . . .

Er sinkt doch nicht mit dem

„Dir, der U n b e r ü h r b a r e n"

vor dem Virginitätsideal in die Knie?! Hier liegt doch nicht der reichste, fruchtbarste der Menschen vor dem steinernen Götzen Unfruchtbarkeit auf dem Angesicht?! . . .

Ich kann es nicht glauben. Aber mich friert, mich friert so jammervoll, sobald ich diesen Faust-Epilog nur aufschlage!

Ach was hilft mir denn der Kniefall vor dem Ewig-Weiblichen, vor dem Idealen und Abstrakten, wenn die leibhaftige Weiblichkeit, die mir lebendig im Blut kreist, in Trauer geht und stöhnend wimmert — weil es ein Goethe war, der ihr einen Schlag ins Gesicht versetzt hat.

Zum Hyan-Prozeß

Von Dr. J. Werthauer, Rechtsanwalt

Die Verhandlung über eine vorgeblich unzüchtige Schrift (den Roman „Die Verführten" von Hans Hyan) nahm die Sitzung eines hiesigen Gerichtshofes in Anspruch. Die Königliche Staatsanwaltschaft hatte die Anklage e r h o b e n , das Landgericht die Eröffnung des Hauptverfahrens a b g e l e h n t , das Kammergericht sie a n g e o r d n e t , in der Verhandlung wurde die Bestrafung b e a n t r a g t. Die Sachverständigen erklärten, die Schrift sei nicht unzüchtig.

Hier sah man alle Momente sich wiederholen, die fortgesetzt nach Lage der Gesetzgebung und der gerichtlichen Entscheidungen, insbesondere der des Reichsgerichts (trotzdem wir allen Beteiligten besten Glauben zubilligen müssen), die Ansichten nicht nur der Laien, der Künstler auf der einen Seite und der Juristen auf der anderen Seite trennen — sondern a u c h i n n e r h a l b d e r J u r i s t e n w e l t verschiedene Lager und Gruppen hervorrufen. Die Ursachen liegen meines Erachtens tief verborgen zugleich und begründet in der Auffassung von dem, was als unsittlich oder sittlich, unzüchtig oder züchtig anzusehen ist.

Die Fortentwicklung des modern sozialen Empfindens hat in den letzten 50 Jahren gewaltige Umwälzungen hervorgerufen. Die G e s e t z g e b u n g ist dem n i c h t gefolgt. Auf dem hier vorliegenden Spezialgebiet haben sich die heftigsten Kämpfe abgespielt. Die politische Parteigruppierung hat dann eine einzelne Novelle gebracht, die nicht grundlegend von neuen Theorien ausgeht, sondern nur in verschärfter Weise das früher bereits Vorhandene in einigen Punkten ausbaut.

In Wirklichkeit ist unsittlich Das, was Individuum oder Gesellschaft in mißbräuchlicher Weise auf Grund von Gewalt oder List stört. Das Delikt des Wuchers, mag es sich um die Bewucherung des Einzelnen oder die Verteuerung des Korns für alle handeln, ist das typische Beispiel eines unsittlichen Verhaltens. Die geschlechtlichen Angelegenheiten haben in Wirklichkeit mit dem Begriff des Sittlichen oder Unsittlichen in diesem Sinne nichts zu tun. Es erscheint als veraltete Nomenklatur, wenn von Sittlichkeitsdelikten in solchem Zusammenhange gesprochen, wenn an Unzuchtsdelikte gedacht wird.

Und die Begriffe von Dem, was unzüchtig und deshalb nach dem jetzt noch herrschenden Sprachgebrauch unsittlich ist, entbehren nach der herrschenden Judikatur der festen Grundlage sicherer Leitsätze. Ich habe oft hervorgehoben, daß es nicht schwer sei, solche Grundsätze zu finden, — wenn man nur die Anforderungen der juristischen Technik in Uebereinstimmung bringe mit den sonstigen, aus anderen Wissenschaften, besonders Medizin und Philosophie, hergeleiteten Erfahrungssätzen.

Im Gebiete der Geschlechtssphäre unterscheidet der Mediziner primäre Geschlechtszeichen, die hier nicht näher angedeutet zu werden brauchen, von den sogenannten sekundären und tertiären Geschlechtserscheinungen. Da die einzelnen Geschlechter in Wirklichkeit unterschieden sind nur durch die primären Zeichen, so gibt die Medizin hier eine feste Grundlage, welcher sich die Gesetzgebung anschließen könnte. Die Darstellung des rein primär Geschlechtlichen, die nicht zu wissenschaftlichen Zwecken erfolgt, wird nach der herrschenden Ansicht als unzüchtig erachtet, mag sie in der Skulptur, in der Malerei oder im Schriftwerk erscheinen. Die reine Ausmalung geschlechtlicher Akte fällt in diesem Sinn unter den Begriff des Unzüchtigen. Alles aber, was nicht in dieses primäre Gebiet fällt, ist im medizinischen Sinne nicht der Geschlechtssphäre angehörend und deshalb auch im juristisch philosophischen Sinne nicht als unzüchtig anzusehen.

Aus diesem Gesichtswinkel heraus ist die Darstellung des tiefen Gesunkenseins einer Frauensperson aus besseren Kreisen in das Dirnentum, ihre Betätigung, Anlockung und dergleichen, zweifellos nicht Darstellung des Unzüchtigen d. h. Unsittlichen. Es gehört dies nicht in die eigentliche Geschlechtssphäre, sondern

schildert Vorgänge sozialer Art, für die es ganz gleichgültig ist, ob ein Mann oder eine Frau oder ein Zwitter in Betracht käme.

Ich habe mehrfach betont, daß, wenn die Gesetzgebung sich auf derartige feste Begriffe einigte, nicht nur Kunst und Wissenschaft eine Wohltat erwiesen würde, sondern daß auch das Gefühl der Sicherheit den zahlreichen in der Industrie, der Literatur, der Photographie reell beschäftigten Gewerbetreibenden, zurückkehren würde . . .

Die Rechtspflege selbst stünde sich dabei am besten. Es würde von ihr das Odium genommen, als ob sie bewußt der Wissenschaft oder Kunst entgegenträte. Wenn diese Ansicht noch vielfach besteht, liegt die Ursache eben darin, daß die Gesetzgebung erst unter Abstandnahme von allen mystischen, unklaren Vorstellungen rein nach wissenschaftlichen (hier medizinischen) Grundlagen die juristische Basis der Rechtsprechung ebnen muß.

* * *

Bei Hyan kamen zwei Stellen aufs Tapet: der Mord; zweitens, wie die schwarze Emma ihrem Freunde Draht verschafft. Unsicher, weshalb.

Warum überhaupt Anklagen wider Schriftwerke, nicht gegen Andres? Ein junger Sachse sprach zu mir im Sommer: „Die hellen Dallchen (Taillen) machen ain' so gail!" Sie sind aber nicht strafbar . . . Man wird auch nicht bloß Wallache träumerisch in der Maisonne stehn lassen. K

Des Dichters Aug'

Von Reinhard Sorge

Ein Dichter, unbekannt, Reinhard Sorge, wird in kurzem bei S. Fischer eine „dramatische Sendung" erscheinen lassen (im Licht erscheinen lassen). „Der Bettler".

Die Weise dieses Neuen erinnert bald an Gauguin. Halb Wirklichkeiten; halb Teppichbildchen. Bald an radierte Menschen von Klinger, arabeskig umhürdet. Alles mit Verdunkelungen und Aufleuchtendem und Schattenrissen.

Auf dem Gegeneinander des Hinordnens, der Farbtönung liegt mehr Gewicht . . . als auf dem Einzelnen des Worts.

Mittendrin der Wahnsinn. Die Gutartigkeit in ihm ist erschütternd.

(Das Werk schweift zwischen Erzählung und Bühne.)

Man blickt in den Saal eines Caféhauses. Er ist gegen den Hintergrund hin erhöht, Stufen führen durch die Mitte . . . Im (erhöhten) Hintergrund stehen zum Nachtessen gedeckte Tische, selten besetzt. Die Hinterwand hat einige Fenster, weiße Vorhänge. Rechts im Hintergrund eine Art Erker, achteckige Vertiefung in die Wand, durch Vorhang geschlossen . . . Die Lichtquellen für den Hintergrund sind unsichtbar . . . Gedämpftes Geräusch der Geschirre.

. . . Der Vorhang schlägt abermals zurück. Der rechte Teil der Bühne ist jetzt dunkel und menschenverlassen. Irgendwo aus der Höhe links fällt schräg über die linke Seite der Bühne das Licht eines Scheinwerfers, in dessen Strahl man die Kokotten lachend und schwatzend auf der unteren Lederbank sitzen sieht. Sie sind noch atemlos von einem raschen Lauf und ordnen ihren verwirrten Anzug. Ihre Stimmen kommen dem grellen und nackten Eindruck des Scheinwerfers zu Hilfe. Drei Kokotten kommen eben von links und setzen sich flink zu den übrigen.

. . . Die Flieger.

. . . Es wird ganz still. Die Kokotten starren mit grinsenden Gesichtern nach links. Einheit in Ausdruck und Haltung. Von links kommen die (acht oder neun) Liebhaber. Sie halten beim Anblick der Kokotten einen Augenblick inne. Sie treffen die Auswahl, handeln unter sich, weisen mit den Fingern auf die einzelnen Dirnen . . .

Erster:

Da sitzen sie. Ho! Auswahl! da ist Auswahl!

. . . Sie eilen zu den Mädchen. Lärm, Kreischen, Drängen, Umarmungen, gelle Lachen. Große Bewegung der Gruppe hin und her im weißen Licht des Scheinwerfers.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Licht erlischt. Dunkelheit. Der Lärm erstirbt. Kurze Stille. Dann wird der Raum vor dem Erker hell. Das Mädchen und die Krankenschwester sind eben die Treppe (ganz rechts) aus dem Vestibül heraufgekommen und stehen nun vor dem Vorhang, der den Erker verschließt.

Ein Kellner:
(kommt die Treppe herauf.)

Die Krankenschwester:
Wir wollen einen Platz hier oben, recht ruhig.

Der Kellner:
Bitte sehr!
Der Kellner zieht den Vorhang zurück, so daß der (achteckige) Erker sichtbar wird. Drinnen Tisch, Stühle. Durch die Fenster sieht man den Nachthimmel. Hell flimmert ein Stern. Wolken treiben. Der Erker ist erhellt, Lichtquelle unsichtbar.

Das Mädchen:
Ja, hier wollen wir sitzen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mädchen und Krankenschwester setzen sich am Tisch einander gegenüber. (Profil.) Jetzt erlischt das Licht in und vor dem Erker, und man sieht während des Folgenden nur schattenhaft die beiden Gestalten. Der Kellner entfernt sich bald und bringt nach einiger Zeit das Gewünschte. In dem Augenblick der Verdunkelung ward der übrige Hintergrund erhellt; etwa in dessen Mitte sitzen der Mäzen, der ältere Freund und der Dichter und speisen. Ein Kellner geht ab und zu.

* * *

Verdunkelung, die untere Bühne wird hell. Sie ist menschenverlassen. Der Dichter steigt langsam in den Vordergrund hinab und spricht das Folgende. Gleich nach den ersten Worten erscheint das Mädchen rechts unten, dort steht sie, starrt zum Dichter und hört seine Worte.

Der Dichter:
Du warfst mir einen himmelhohen Fels
In meine Straße —

Mit Felsen auch beschlugest du mein Hirn und
Kaum kann ich denken.
Doch deine Widermacht schwellt meine Pulse,
Schicksal!
Einst trotze ich mich himmelauf in blaue Sonne . . .,
Adler
Spreite ich Schwingen aus
Feuern der Sonne.
Kralle und Adler! und dein Blick wird Staubkorn.

Er geht die Stufen weiter hinunter und will dann nach rechts abbiegen. Da tritt ihm

das Mädchen

entgegen, hebt den Arm, als wolle sie den Schreitenden hindern, und sagt:

Ich will noch reden, wundervoller Fremder . . .

Die Bühne schließt sich.

* * *

Aus dem zweiten Aufzug.

Vor einem Vorhang.

Der Vater (des Dichters; irrsinnig) im blauen Schlafrock. Er bearbeitet eine bunte Kindertrommel mit allzu großem Schläger. Noch bei geschlossener Bühne sind die ersten Schläge zu hören . . .

Der Vater:
(schreit in den Lärm.)
Hei! Hei! Ho! Holla! Fort! Fort ihr Bälge!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun teilt sich der Vorhang, man sieht in ein Wohnzimmer. Vor einem roten Vorhang inmitten der Hinterwand Tisch und drei Stühle. Teppich rot, Tapeten rot, Polster der Möbel rot, Tischdecke rot.

Mutter und Sohn (der Dichter) sitzen am Tisch einander gegenüber. (Profil.)

Die Mutter:

. . . es ist das erste Mal seit deiner Rückkehr, daß du mir eine freie Stunde gönnst . . .

Der Sohn:

Liebe, laß uns diese freie Stunde über anderes reden . . . .
(Links hinter der Szene klappt eine Tür.)

Die Mutter:
empor.

Horch! das war doch sein Schlafzimmer! Was ist denn? er schläft doch? er kommt doch nicht etwa?

(Kurze Stille.)

Der Sohn:

Es ist alles ruhig.

Die Mutter:

Der Wärter wird doch bei ihm sein?

Der Sohn:

Soll ich gehen und nachsehen?

(Es klappt eine Tür, gleich darauf eine zweite, man hört Schritte näher kommen.)

Die Mutter:
fährt aus sich auf und schreit.

Das ist er! er kommt! (Sie flieht in eine Ecke des Zimmers.) Riegle zu! riegle zu! (Will zur Tapetentür hinaus.) Gott, die Tür ist verriegelt! . . . (Flieht durch das Zimmer in die hinterste Ecke.) Ruf doch nur den Wärter!

Der rote Vorhang in der Hinterwand schlägt sich zurück, der Vater erscheint im Rahmen. Er ist wieder im blauen Schlafrock.

Der Vater:
im Rahmen des Eingangs.

Nun bin ich fort
Tralala
Und kann tanzen!

(Er kommt rechts um den Tisch herum in das Zimmer, ohne die anderen zu bemerken, die rechts beiseite stehen; der Sohn faßt dabei beruhigend den Arm der Mutter.)

Der Vater:

Siehst du wohl, mein Herr Patron,
Heidi, bin ich dir entflohn.
Eins! zwei! drei!

(Er wirbelt umher. Da erblickt er Sohn und Mutter.)

Der Vater:

Ah, da seid ihr ja! Guten Abend! Guten Abend!

Die Mutter:

Guten Abend, Väterchen. Schläfst du noch nicht?

Der Vater:

Hahaja — was sagt ihr zu mir — ich habe mich bloß schlafend gestellt! Aber der Kerl fiel darauf rein und dachte, ich schliefe wirklich . . .Wo ist denn unsere Hedi, die soll Klavier spielen.

hopsa . . hopsa . . tralala . .

Was sagt ihr denn nur zu mir, ich kann doch noch dichten! fein vorhin, was? Wer verrückt ist, kann doch nicht mehr so dichten! Ja dichten, das war schon immer mein Fach. Weißt du noch, Mutti?:

Du liebe Braut im Myrtenkranz
Kochst mir jetzt hule-hule-Gans . . .

Hahaha . . .

(Kurze Stille.)

Aber wie ist das nun! Wir müssen doch besprechen, wie alles werden wird. Ich bin nun gesund, und der Wärter wird am Ersten entlassen. Ich glaube, Mutti, wir beide leisten uns zuerst eine schöne Reise nach dem Süden, denn wo anders ist es jetzt überall noch zu kalt . . .

(Langsam.)

Sage mal — —

(Stille.)

Die Mutter:
(zag.)

Ja . . .?

Der Vater:

Sage mal, was wollte ich denn noch mit dir reden . . . was war es denn?

(Stille.)

. . . Na, warte nur, Muttichen, wenn ich erst wieder verdiene! Da komme ich nicht erst mit 6000 Mark, sondern gleich mit 600 000. Ja, du wirst staunen, aber warten mußt du noch ein bißchen. Es ist ja so entsetzlich, daß ich in diesen Jahren gar nichts tun konnte. Ich werde noch jetzt verrückt, wenn ich daran denke. Hier, hier (streift den rechten Arm bloß), da seht mal — habe ich mich ins Fleisch gebissen vor Wut, aber es nutzte nichts, ich konnte nicht arbeiten. Ich konnte beißen und beißen, wie ich wollte . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Schwester trägt ein Tablett, darauf eine Flasche Wein und vier Gläser. Die Mutter trägt eine Schüssel Gebäck. Sie setzen es auf den Tisch. Der Schwester blondes Haar ist lang offen; sie hat einen Morgenrock übergeworfen.

Der Vater:

geht, nachdem er einen schnellen Blick auf die Eintretenden geworfen hat, rastlos und ganz im Geist vorne auf und ab.

Die Mutter:

ängstlich.

Da sind wir, Väterchen . . .

(Der Vater hört nicht.)

Der Sohn:

erhebt sich.

Komm, Vater, nun wollen wir anstoßen.

(Führt den Vater zum Tisch.)

Der Vater:

wie oben.

So . . . so . . . so . . .

(Er steht jetzt am Tisch, da trifft sein Blick die Schüssel, er erwacht und sagt lebendig):

Ah! Makronen! Hurra, Mutti! das ist aber eine Ueberraschung! Makronen! Mein Leibgericht!

Die Mutter:

strahlend.

Sie sind noch ganz frisch, Väterchen, du solltest sie eigentlich erst morgen bekommen . . .

Der Vater:

Na, da muß ich aber mal kosten — (ißt eine Makrone) Hm, köstlich! (ißt noch eine) Wirklich unbezahlbar machst du die, Muttichen — (ißt weiter). Nein, wie das schmeckt!

Der Sohn:

Wir wollen uns doch alle hinsetzen!

Der Vater:

Ja, richtig, alle um den Tisch! Aber es fehlt ja ein Stuhl . . .

Der Sohn:

(schiebt den Sessel schräg vor den Tisch.)

Hier, nimm du den Sessel, Vater.

Der Vater:

(tut es.)

Ja, ich nehme den Sessel. Ich kranker Mann! — Aber nun wird angestoßen! . . . Wo hast du den Korkenzieher, Muttichen?

Die Mutter:

(reicht ihm.)

Hier.

Der Vater:

So . . . tralala . . . das soll uns aber schmecken!

(Er bemüht sich, den Korken auszuziehen.)

Hopla . . . Na, ist das eine schwere Geschichte . . .

(Müht sich wieder.)

Der Sohn:

Zeig mal, Vater!

(Sie sitzen jetzt alle um den Tisch.)

Der Vater:

Versuch du mal, ein verzwicktes Ding — das . . .

(Gießt ein und füllt das Glas über den Rand.)

Hopla . . . das war zu gut gemeint. Na, der Teppich will auch was haben.

Die Schwester:

Laß mich eingießen, Väterchen.

(Sie nimmt ihm die Flasche aus der Hand und gießt die andern Gläser voll.)

Der Vater:

Was sagst du zu den Kindern, Muttichen. — Tüchtig, nicht wahr?

Die Mutter:

Ja, sehr, Väterchen!

Der Vater:

Willst du nicht eine Rede halten, Junge — Was? Das tatest du doch früher immer mit Vorliebe. Kein Geburtstag konnte vergehen, du mußtest deine Rede halten.

Der Sohn:

Ja, ich weiß noch. Ich hielt immer große Reden; aber heute, denke ich, stoßen wir nur an.

Der Vater:

Nein, nein, das gibt es nicht, du mußt reden! Wirklich, du mußt reden!

Der Sohn:

(erhebt sich und klopft an sein Glas.)

Der Vater:

Ah . . st . . st . . stille! Hört den Herrn Redner!

Der Sohn:

Kommilitonen!

Der Vater:

Famos! Das wird ein Kommers.

Der Sohn:

Wir begrüßen heute in unserer Mitte unseren lieben alten Herrn wieder frisch und munter. Lange war er unserem Kneiptisch fern, und seine Abwesenheit ließ keine rechte Fröhlichkeit mehr aufkommen. Nun freuen wir uns mit ihm seiner Gesundheit und hoffen für seine Zukunft und seine große Arbeit das Beste.

Der Vater:

(wischt sich die Tränen.)

Hört ihn nur! Weiter, weiter, Junge!

Der Sohn:

Kommilitonen! Ich fordere euch auf, zur Ehre unseres lieben alten Herrn, dem wir alle so viel zu verdanken haben, der uns stets ein Vorbild war in Treue, Ernst und Pflichterfüllung und es immer sein wird, zur Ehre unseres alten Herrn einen donnernden Salamander zu reiben: Ad exercitium salamandris: Estisne parati?

Der Vater:

(laut und strahlend)

Sumus!

Der Sohn:

Eins, zwei, drei —

(der Vater reibt sein Glas auf dem Tisch, er macht eine aufmunternde Gebärde zu Mutter und Schwester, diese ahmen ihm schüchtern nach.)

eins, zwei — bibite! (sie trinken) drei . . . Salamander ex-est.

Der Vater:

(Tränen in den Augen umarmt ihn.)

Nein, das hast du gut gemacht. Mein Junge! Ganz famos war das von dir. — — Und nun müssen wir auch noch mal alle zusammen anstoßen. Auf die Zukunft!

(Sie heben alle die Gläser, wie der Vater mit dem Sohn anstoßen will, sagt er:)

Auf den Mars!

Der Sohn:

Ja, auf den Mars!

Der Vater:

(zu Mutter und Schwester.)

Das ist nämlich ein Geheimnis von uns.

(Mutter und Schwester haben scheu und mit lächelnder Ueberwindung in die Lustigkeit eingestimmt.)
Eine Stille.

Der Vater:
(wechselt die Augen.)

* * *

Aus dem vierten Aufzug.

. . . Der Dichter bleibt knieend.

Es ist unterdessen heller geworden . . . Auf einer Höhe bei Jena. Vor freiem Himmel. Rechts ein kleines thüringisches Bauernhaus. Rings felsiger Boden, Gras in Spalten . . .

Der Dichter:
(knieend.)

Meere! Neu-Meere! Nie betretene Küsten!
Menschen! Licht-Menschen! Nie geliebte Liebe!
Stern-Sterben! Tod-Rausch! Nie geschluchztes Lied!
Zu fremden Ufern biege mir die Segel,
Du meines Schweigens wundersame Macht!
(Er erhebt sich.
Stille. — Frührot.)

Das Mädchen:
(tritt aus der Tür des Hauses. Sie hat einen grauen Mantel übergeworfen.)

Der Dichter:
Du bist sehr früh, mein Lieb!

Das Mädchen:
Warum wachtest du?

Der Dichter:
Ich wachte um einen Entschluß. Liebe, mein Werden zwingt mich in einen neuen Kreis: ich habe mich lange bedacht, denn dieser Weg hat so viel Qual für mich, schwerste Qual. Ich werde in einen Beruf gehen. Es ist nicht Notwendigkeit, denn ich könnte auch von meinem Freunde borgen — er hat sich mir ganz zur Verfügung gestellt —, aber in mir ist es Notwendigkeit.

Das Mädchen:
Ich verstehe dich . . .

Terrainspekulation in Berlin

1. Die Großen im Lande.

Es gibt Leute, die eine für Terrainaktienbesitzer fröhliche Berechnung aufgestellt haben: innerhalb der 40-Kilometer-Zone Groß-Berlins ist Wohnland für 46 Millionen Menschen vorhanden; dies Wohnland befindet sich fast durchgehends in festen Händen, d. h. in den Händen von Terraingesellschaften: so daß die Aktionäre der Gesellschaften auf dieser Basis ihre Spekulation aufgebaut oder ihr Vermögen angelegt haben. Eine Einwohnerschaft von 46 Millionen für Groß-Berlin würde etwa einer Bevölkerung von 460 Millionen Menschen für das Reich entsprechen, und man erkennt, von welch erstaunlichem Optimismus die Gründer der Terraingesellschaften und die Käufer von Terrainaktien beseelt sind. Nun hat sich der Optimismus in geschäftlichen Angelegenheiten allerdings nicht immer als das geeignetste Mittel, vorwärts zu kommen, erwiesen; vielmehr hat sich nicht selten gezeigt, daß er zu Enttäuschungen führte, die sich in schmerzhaften Rückwirkungen auf den Geldbeutel der Beteiligten äußerten. Die Leiden der Terraininteressenten könnten uns ja vielleicht kalt und ungerührt lassen (wie wir etwa den Verlusten der Herrschaften bei der Rennbahn einfach zusehen); aber hier hat es mit dem Beteiligtsein eine Bewandtnis eigener Art, man ist's, ohne es zunächst zu spüren: dein Sparkassenbuch im Kommodenschub, dein Depositenbuch im Geldschrank, deine Lebensversicherungspolice im Schreibtisch — mit unsichtbaren, aber starken Fäden sind sie mit dem Immobilienmarkt verknüpft und verbunden; und es könnte fast sein, daß die Pleite einer Hypothekenfirma — die du nur mit Gähnen liest — etwa ebenso viel für dich bedeutet, als habe man bei deiner Bank eingebrochen und sei nicht ohne Beute abgezogen. Worauf du doch nach deinem Herzen greifst; allwo die Brieftasche (mit Banknotenklappe) zu sitzen pflegt.

Sparkassen und Versicherungsgesellschaften sind gleichmäßig an der Lage des Terraingeschäfts durch ihre meist erheblichen Hypothekenausleihungen interessiert; unter den Banken sind es in dieser Weise vornehmlich die eigentlichen Hypothekeninstitute, weniger die sogenannten Kreditbanken. In welchem geradezu überwältigend großen Umfange aber diese letzten am Berliner Terraingeschäft unmittelbar beteiligt sind, das wurde aus Anlaß einer ganzen Reihe von Vorgängen der jüngsten Zeit dem Publikum (oder wenigstens dem, der hören wollte) mit Nachdruck vor Augen geführt.

Vor einiger Zeit brach unter erheblichem Krachen die Hypothekenvermittlungs- und Terrainhandelsfirma Mosler & Wersche in Berlin zusammen. Alsbald ergab sich, daß an dieser Insolvenz, deren Passiva auf 14 Millionen Mark geschätzt wurden, die haute banque über die Maßen engagiert war: die Darmstädter Bank, die Dresdner Bank, die Commerz- und Diskontobank, die Nationalbank — alle waren sie, zum Teil mit Millionenforderungen, Gläubiger der insolventen Firma; und die unverzüglich eingeleitete Sanierungs- und Hilfsaktion verbunden mit Beschwichtigungskundgebungen, in Fachkreisen Wiegenlieder genannt, konnten keinen erwachsenen Menschen über die

Tatsache hinwegtäuschen, daß hier ein heißer Boden für die Banken vorlag, und daß man, wenn man pathetisch werden wollte, von einem Abgrund sprechen konnte, an dessen Rande man bis dahin sorglos (ums goldene Kalb) getanzt hatte. Aber die Welt ist nicht mehr für das Pathos, und schließlich genügt es auch, wenn man schweigt und einfach die Konsequenzen aus der Erkenntnis zieht. — Denn nicht jedes Bankinstitut kann (etwa, wie es der Deutschen Bank glückte) einen Verlust von vielen Millionen einfach in der Bilanz verschwinden lassen, so daß selbst die großen Pfadfinder mit ihren Lupen nichts zu entdecken vermöchten. Immerhin: auch die Deutsche Bank mußte (bei anderer Gelegenheit) der Unterwelt des Terrainmarktes ihren Tribut entrichten; wenn auch zugegeben werden darf, daß die monströsen Verluste der Berliner Terrain- und Bauaktiengesellschaft (an denen die Deutsche Bank partizipierte) weniger der Ungunst der allgemeinen Verhältnisse als vielmehr inneren Umständen entsprangen. Ist diese Gesellschaft in ihrer Kompliziertheit doch eine der interessantesten Unternehmungen jenes bekannten „Fürstenkonzerns", dessen Gründer und Inspiratoren allmählich vielbemerkte Persönlichkeiten der modernen Wirtschafts- (und Zeit-) Geschichte geworden sind. Es ist von psychologischem sowohl wie von ökonomischem Interesse, zu sehen, wie Erwerbsgeschäfte im Sinn eines aufgeklärten Despotismus etwa nach Art des großen Friedrich regiert werden.

In gewissem Sinne muß man die Deutsche Bank wohl als geistes- und seelenverwandt mit jenen erlauchten Despoten ansehen. Auch sie steigt nur selten von ihren Höhen herab zur Plebs, und Herr Koch steht nicht auf, wenn nicht Millionengewinne winken. Die letzte grande affaire auf dem Terrainmarkt allerdings fand sie auf ihrem Platz: als der Militärfiskus das westliche Tempelhofer Feld (unter Brüdern 35 Millionen Mark wert) für 72 Millionen verhandelte, da war sie mit Leib und Seele sowie mit 25,2 pCt. des Aktienkapitals dabei. Allerdings wußte sie, mit wem sie ging. Georg Haberland polytropos, der ein Turm war in der Schlacht, wurde „gewonnen"; und bereits stehen zwei Dutzend (leere) Häuser auf dem Tempelhofer Gefild. —

Auch die Dresdner Bank weiß, mit wem sie geht: eben mit demselben Herrn Haberland; und ohne Zögern steckt sie (und er) seit nunmehr vier Jahren die 100 pCt. Dividende der Berlinischen Bodenaktiengesellschaft in die Tasche. Der Gesellschaft Berlin-Südwesten mit ihrer hochberühmten „Gartenstadt" Wilmersdorf soll es allerdings minder beneidenswert gehen.

Die Darmstädter Bank mußte Trüberes erfahren (obgleich auf ihr noch der Glanz der Aera Dernburg ruht, jenes Meisters der Sanierungskunst, der sich den Titel Sanitätsrat erwarb, lange bevor er sich den Exzellenzenrang zuzog). Da ist die Tochter der Darmstädterin, die Bodenaktiengesellschaft Berlin-Nord: die just am Silvester 1911 beschloß, auf ihre Werte außerordentliche Abschreibungen in Höhe von 1 430 000 Mark vorzunehmen: Gewinn der Vorjahre, stille Reserve, ordentliche Reserve, alles ging bis auf einen kleinen Restbetrag drauf. Man hatte plötzlich die Minderwertigkeit der Aktiven, vornehmlich der Hypotheken entdeckt; und die Dividendenträume der Aktionäre wurden

in schmerzhafter Weise gestört. — Des weiteren ist die Bodenaktiengesellschaft am Amtsgericht Pankow ebenfalls ein Kind der Darmstädterin: auch diese Gesellschaft überraschte jüngst die Oeffentlichkeit durch die Mitteilung, daß sie ihre Hypotheken und Debitoren um 492 000 Mark d. h. um reichlich zwei Drittel des Nominalbetrages minderbewerten müsse. Und Herr Direktor Marks von der Darmstädter Bank räumte ein, daß das Terraingeschäft kein fröhliches Gewerbe mehr ist.

Auch Herr Fürstenberg von der Berliner Handelsgesellschaft hat dies in einer Erklärung zugeben müssen, in der er — unter Vermeidung von Bonmots, die ihm sonst auch im Geschäftsverkehr nicht mangeln — mit Umschweifen über das künftige Schicksal seiner Handelsgesellschaft für Grundbesitz sich ausließ: der Kern ist, daß diese in Schmargendorf angesessene Gesellschaft durchaus keine Verkäufe mehr abschließen konnte, und in absehbarer Zeit auch nicht kann. Es findet sich niemand mehr, der's wagt. So will sie denn zur Selbstbebauung ihres Geländes schreiten, und zur Selbstvermietung der von ihr erstellten Häuser. Quod Deus bene vertat. Bis jetzt ist der zuständige Vollstreckungsrichter zum beträchtlichen Teile seiner Zeit mit den Subhastationen von Schmargendorfer Grundstücken besetzt. Und die Aussichten für die Handelsgesellschaft für Grundbesitz (d. i. die Berliner Handelsgesellschaft) kann man nicht rosig nennen, ebensowenig wie die der anderen Terrainunternehmungen der Handelsgesellschaft, deren Liste durch Reichtum und Mannigfaltigkeit ergötzt. Es sind dies: die Bahnhof-Jungfernheide A.-G., Bahnhof-Lichtenberg-Boden-A.-G., A.-G. Industriegelände Schöneberg, die West-Boden-A.-G., die Terrain-A.-G. Bayrische Straße, die Grundstücks-A.-G., die Lichtenberger Terraingesellschaft, die Neue Berliner Grundstücks-A.-G., die Grunderwerbsgesellschaft, die Grundstücksverwertungsgesellschaft, und die Monbijou-Grunderwerbsgesellschaft.

2. Die Technik.

Was ist Terrainspekulation? Es ist eine Industrie. Man kauft den Boden vom wilden „Ureigentümer", den man sich (seit Schöneberg) nicht anders als kartoffelbauend vorzustellen vermag. Der Boden ist das Rohmaterial, aus ihm „produziert" man das Bauland. (Etwa wie der Zauberkünstler Eierkuchen aus dem Zylinderhut; das Parterre, auf Holzbänken, staunt.) Bauplan, Kanalisation, Gas, Straßen. Verhandlungen mit Behörden; kleine Liebesgaben an sie — durchaus ganz offiziell: etwa ein Platz für ein Rathaus, oder Plastiken, oder Schmuckflächen. Man schneidet den Boden in Parzellen; und bietet sie aus. Unter Zugrundelegung der (exorbitanten) „Erstellungskosten" und Berechnung entsprechender Verdienstaufschläge. Wer's kauft, tut's nicht für sich. Baugeld, das eingetragen wird und sicher steht, erhält er, zumeist durch Vermittlung der Terraingesellschaft selber. Das Baugeld wird entweder zum Bauen oder zu etwas anderem, etwa zu Sekt und Weibern verwendet. Klappt es dennoch, so wird der fertige Bau einem naiven Manne, der gern Hausbesitzer werden möchte, verkauft. Klappt es nicht, so gibt's Subhastation, und die Terraingesellschaft, die mit ihrem Restkaufgeld an zweiter Stelle steht,

erwirbt die ganze Geschichte, Grundstück und Bau; hinten fallen unter hörbarem Gelärme die Handwerkerforderungen aus.

Indessen werden an der Börse die Aktien der Gesellschaft gehandelt, fallen und steigen (letzteres allerdings seit einigen Jahren nicht mehr). Man fragt sich, welchem produktiven Zweck bei diesem Geschäftsbetrieb das Geld der Aktionäre dient. Da die Gesellschaft kein Handelsgewerbe und in Wahrheit auch keine Industrie betreibt, sondern spekuliert.

3. Krisis.

Die Geschäftsberichte der Terraingesellschaften, hinter denen die Banken stehen, besagen, daß der „Markt" vollkommen darnieder liegt. Weder solvente noch sonstige Käufer sind zu finden, obgleich man in Beziehung auf die Qualität der Erwerber und Bauunternehmer ein recht weites Herz zu haben pflegt. Die Folge ist, daß die Kurse fallen: Die Parzellenpreise allerdings werden gehalten, und die Gesellschaft, die ja nicht ihre eigene Aktionärin ist, also an Kursverlusten nicht zugrunde gehen kann, hält's durch. Bis bessere Zeiten kommen, und das Geschäft wieder blüht.

Die K l e i n e n am Terrainmarkt aber müssen dran glauben: denn sie können's nicht durchhalten, und hier sieht es dann auch bös aus. Die Sünden der Väter rächen sich. Ueberproduktion an Häusern (in Groß-Berlin 65 000 leerstehende Wohnungen), unendliche Schwierigkeiten bei der Beschaffung der zweiten Hypothek, die durch „Schiebungen" aller Art mit der Zeit diskreditiert wurde, ohne die aber der Hauseigentümer nicht auskommt; schwere steuerliche Belastung des Grundstückumsatzes, wobei die Wertzuwachssteuer — die, ein wenig roh zugehauen, ihren Zweck bisher noch nicht erreicht hat — eine Hauptrolle spielt; alles das wirkt zusammen, und hat zur Folge, daß man auf dem Terrain- und dem eng verbundenen Baumarkt zurzeit — notgedrungen — die äußerste Zurückhaltung übt, und daß mangels geschäftlicher Betätigung gerade im Baugewerbe recht angesehene und bisher für solvent gehaltene Firmen bedenklich zu wackeln beginnen.

Und während das Barometer der Börsenkurse im ganzen noch immer auf „gut Wetter" zeigt, und rings in angeregter Weise spekuliert wird, gehen ernste Männer durch die Börsensäle, und erzählen uns — fast täglich — von einer neuen Zahlungsstockung im Baugewerbe. Aber das sickert nicht bis in die Oeffentlichkeit durch. Die Banken, die Großen im Lande, haben kein Interesse daran, den Eclat eintreten zu lassen. Sie lieben es nicht, in der Leute Munde zu sein und in den Spalten der Zeitungen genannt zu werden. Und man müßte dies gar zu ausgiebig tun, wenn jede Insolvenz am Grundstücks- und Baumarkt zum offenen Krach führte.

Vindex.

Vive la bagatelle!
Swift

Dichter und Apotheker

Ich habe im „Pan" einen kleinen, informativen Artikel über die Beziehungen von „Psychoanalyse und Dichtung" geschrieben. Herr B. äußert bei dieser Gelegenheit im „März" einiges, woraus hervorgeht, daß er der Psychoanalyse etwa mit dem Verständnis gegenübersteht, welches ein Känguruh der Aviatik entgegenbringt. Herr B. lese zuerst die Bücher Freuds — den nicht nur ich für den größten Psychologen der Gegenwart halte — und er lese vor allem Jones Werke über den Hamlet- und Oedipuskomplex. Er wird sehen, daß ich leider das Verdienst, diese beiden Probleme gelöst zu haben, ablehnen muß.

Daß das Inzestmotiv nicht nur im Schaffen, sondern auch im Leben aller Dichter die stärkste Rolle spielt, könnte er aus Otto Ranks Werk „Das Inzestmotiv in Sage und Dichtung" lernen — wenn er überhaupt Wert darauf legte, von Dingen etwas zu verstehen, über die er redet. Daß die infantile Sexualität den größten Einfluß auf den weiteren Lebenslauf eines Individuums hat, lehrt auch vieles anderes als die Befunde der Nervenärzte. Ich muß wohl oder übel annehmen, daß Herr B. ein Mensch ist. Auch bei ihm macht die Natur keine Ausnahme. Wozu also der Lärm? Die alte Taktik, Sätze zur Persifflage mit wenig Witz und viel Behagen aus dem Zusammenhange zu reißen, wird durch die geistlose Wiederholung kaum wesentlich interessanter. Ich fühle mich nicht verpflichtet, das Verständnis des Herrn B. zu heben, nur soviel möchte ich ihm sagen: die Psychoanalyse ist zwar von der Medizin ausgegangen, aber sie ist jetzt weit über diesen Rahmen getreten, sie ist eine vollwertige Psychologie, die sich auf allen Gebieten des Lebens mit dem größten Erfolge versucht hat.

B. greift mich an, weil ich die Medizin in Verbindung mit der Dichtung gebracht habe — was nicht der Fall ist; ich habe wesentlich aus der Neurosenpsychologie gewonnene Erkenntnisse auf den psychischen Mechanismus des dichterischen Schaffens angewendet. Er verweist mich, der ich Mediziner bin, streng auf mein Fachgebiet zurück, das mit der Dichtung nichts zu tun habe. Aber — ich bin nicht Mediziner, sondern Psychologe. Und das ist der Humor davon.

Theodor Reik

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9 zu richten

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Zweiter Jahrgang No. 27 23. Mai 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

JNHALT:

Alfred Kerr.....Es gibt keine Brücke
Theodor Reik.....Andere Tagebücher Flauberts
Georg Gräner.....Die Symphonie der Tausend
Hans Ostwald.....Kleinbürger
Vindex.....Aktiensturm

In tyrannos

Vierteljährlich.....5 Mark
Einzelheft.....50 Pf.

HAMMER-VERLAG, G. M. B. H., BERLIN W. 15, UHLANDSTRASSE 30

MÜNCHENER HUMOR

/ über Literatur / Kunst / Theater /

Herausgeber:
Graf Paul Keyserling

Mit satirischen Zeichnungen von Henry Bing, Seewald, Thesing, Hoerschelmann.

Preis Mk. 0.50

Hinter den Pseudonymen verbergen sich hervorragende Münchener Schriftsteller und Künstler.

Soeben erschienen:

ABEL

Zeitschrift für Sklaverei.
Herausgeber:
Balduin Bählamm



Aus dem Inhalt:

Offen. Brief an Erich Mühsam v. Balduin Bählamm.

Sklavenmoral von A. v. Gleichen-Rußwurm.

Wedekind und ich von A. K.

Gerichtstag v. Balder Olden.

Heimatkunst in Amerika v. Wahnfried Samuelson.

Münchener Kunst v. Roda Roda

München—Paris von le Moineau agile.

Ein Heft sprühend von Laune und Übermut.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und vom Verlag
HANS GOLTZ, U. Putze Nachfolger, München, Briennerstr. 8

MODERNE GALERIE

GEMÄLDE ZEICHNUNGEN

MÜNCHEN

THEATINER-STR. 7.

JAPPERT

Es gibt keine Brücke

Von Alfred Kerr

Das Thing der Deutschen.

Es wird nicht bloß tagen: sondern furchtbar tagen wird es . . . Der Häuptling hat Worte gesprochen, deren Erfolg ein wüster Schade für das Land ist. Zum wievielten Mal?

Kürzlich eroberte, nicht gewonnene Brüder empfinden sich als vor den Kopf gehauen; jahrelang ernste Zähmungsversuche sind für ein Geschlecht um den Lohn gebracht (als ob man einen schwer zugänglichen Bullenbeißer nach der mühsamen Behandlung durch schwach und schwächer psychologische Züchter plötzlich ein für allemal durch einen Knall unfähig zur Dressur machte); die bekannten sechsundsechzig Millionen Menschen werden durch Drohungen von verfassungswidrigem Klang verstört; Europa fühlt sich vom Gehaben eines anscheinend nicht gehemmten Einzelnen ermuntert, auf seiner Hut zu sein. Der Becher ist voll. Das Thing wird tagen.

* * *

Also was steht zur Erörterung? Diese gefährlichen Worte des Häuptlings? Nein. Mittelpunkt ist ein Satz, zwischendurch von einem Redner gesagt. Das Europäische verschwindet. Was der Herr da vorgebracht, das ist der Punkt! Oooh, dieser Bursche! (Das steht zur Erörterung.)

Dazu war man zusammengekommen. Das Thing tagt. Der Kanzler des Häuptlings eilt mit dem begründeten Stolz eines Bankmannes, dessen Aktien auf siebenundachtzig unter Pari gleich dreizehn über Null stehn, edel, pietätvoll und geweckt hinaus. Zwei freisinnig-volksparteilich-fortschrittlich-aufgeklärt-zukunftsvoll-entschlossene Mitglieder des Heroenzeitalters werden heiser durch zur-Ordnung-rufen; ihre Arme kriegen Geschwulstkissen wegen ehrfürchtigen Glockenläutens.

(Die Sturmglocke des Freisinns wird in der Hand von Präsidenten bewegt; das walte Gott!)

* * *

Herr Kämpf, der Schwiegervater zweier Bewaffneten (das ist, in drei Teufels Namen, keine Privatsache), führt eine — unter anderem — Antiduellpartei; wenn er sich regt, fliegen seine Tochtermänner, . . . bei dem Verwandtschaftsethos unsres kernig goldig blühend sonnig frischen Volksheers. Herr Kämpf läutet . . . die kraftgeschwellte Zukunft ein. Bim, baum; helfe dir Gott aus deinem Traum.

Zur Ordnung ruft er, parierend, wie es verlangt wird, so oft es verlangt wird, sobald es verlangt wird. Denn ich bin ein Kämpf gewesen, und das heißt kein Unmensch sein. Immer wird sich der organisierte Widerstand am zweckmäßigsten bei einem Dividendengreis und Schwiegerahn befinden. Und die Zukunft fortgeschrittener Sterblichen.

Helfe dir Gott aus deinem Traum.

* * *

Alle hier wissen, daß Scheidemann (welcher kein Taktiker ist!) nicht Preußen das Land: sondern daß er die Rechtsbeuger dieses Ländchens gemeint hat.

Alle wissen genau, daß kein sozialistischer Standpunkt eine hohe Rühmung Preußens verhindert; zumal August Bebel (einer der Still-Tapferen mit siebenundfünfzig Monaten Gefängnis; in seiner schmucklosen Herrlichkeit als ein großer Deutscher erst von kommenden Augen geschätzt) — daß der Führer dieses aufrechten Schwarms Preußen gibt, was Preußens ist. Es sei „bloß einmal in der Welt."

* * *

Aber sie; zusammengekommen wider die vom Häuptling ausgehende Dauergefahr; glückselig, von Entschließungen durch einen Zwischenfall abgelenkt zu sein; erlöst von dem Alpdruck des Bekennens; aller Wirkungen bewußt, deren die gemachte Entrüstung unter Deutschen sicher ist: sie begehn eine der gemeinsten Handlungen der neueren Geschichte — sie lassen den Hauptpunkt fast liegen, der in seinen Folgen für die sechsundsechzig Millionen schicksalsvoll sein mag, und heucheln, erbärmeln, stimmvibrieren Empörung über ein beiläufiges Wort in der Aussprache . . . Manche tun es unbewußt und überzeugt.

Ein Redner der Rechten (wahrscheinlich aus Ueberzeugung, er heißt Schultz) erklärt in diesem Augenblick, daß die An-

griffe „zerschellen an dem ehernen Felsen der Monarchie". Das ist ein Führer . . . Es gibt keine Brücke.

* * *

Ton des Orts. Als jemand von der elsässischen Verfassung, wogegen der cäsarische Wink (beim Essen) erfolgt war, die Bibelwendung „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen" in voller Befugtheit braucht, äußern die Thingmitglieder „stürmische Pfuirufe rechts und im Zentrum". Empörung am rechten Ort.

Als ein Pfaffe, Herr Heyn, die offene Bemerkung macht, man brauche nicht (an den Bekenntnisschriften der Kirche) „jeden Satz von Anfang bis zu Ende als absolute Wahrheit anzunehmen", gibt es „Pfuirufe rechts" und „große Unruhe". Einer von der freieren Gattung dieser Rechten lallt: „Es ist bedauerlich, daß ein Geistlicher, der an der dem Gedächtnis des großen Kaisers gewidmeten Kirche wirkt, den Mut hat, derartiges zu sagen".

Es gibt keine Brücke. Jeder Versuch zur Einigung ist abzulehnen. Ein Strafgericht ist zu verhängen — dies irae, dies illa.

* * *

Zu verhängen „auf dem Weg der Reichsgesetzgebung" — um dieses Kanzlers Wort zu brauchen. Er findet: wenn jemand äußert „Ich schlage dich zu Mus" oder: „Ich schmettere dich in Scherben" oder: „Ich hau dich zu Puppendreck, daß du deine Netzhäute mit Bürsten zusammenfegen kannst und die rote Suppe nur so quirlt" — daß er sagen will: auf dem Weg der Reichsgesetzgebung.

Es gibt keine Brücke.

Es gibt nur noch: dies irae, dies illa.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

(Auf dem Weg der Reichsgesetzgebung.)

Andere Tagebücher des jungen Flaubert

Von Theodor Reik

Die beiden Bände der „Notes de voyages" liegen nun vollständig vor. Ihr Reichtum kann kaum übertrieben werden. Man wußte aus den im ‚Pan' veröffentlichten Proben, daß sie in das intime Leben des Dichters tiefen Einblick gewähren. (Die Notizen erstrecken sich von der ersten größeren Reise Flauberts nach Italien bis zur letzten, der Studienreise nach Carthago, für die Arbeit an der ‚Salammbo' unternommen.)

Die Bedeutung der Blätter für die psychologische Erkenntnis des Dichters ist unermeßlich. Manches Rätselhafte wird durch sie klar. Es ist herrlich, wie dieser junge Mensch das ins Bewußtsein emporreißt, was andere sorgfältig vor sich verhüllen, verbergen. Frühe Enttäuschungen dämmern herauf; Liebeserfahrungen und der sonderbare psychische Mechanismus, der aus diesem temperamentvollen Menschen den zurückhaltendsten Künstler machte. Er sieht eine Frau im Theater:

„. . . feine Nase, bleicher Teint, weißer, schwarz geränderter Schleier, sonst in Trauer, große, blaue Augen, Profil wie Esmeralda, im Ganzen etwas Heiter-Lächelndes (obwohl das nicht ihr gewöhnlicher Ausdruck sein muß) und Elegantes; ihre Lider öffneten und schlossen sich. Ich glaube, es ist die schönste Frau, die ich gesehen habe; ich saugte ihren Anblick ein, wie man aus voller Brust einen Wein trinkt, dessen Geschmack köstlich ist. Sie mußte schön sein, denn beim ersten Blick bin ich vor Erstaunen errötet und hatte Furcht, mich in sie zu verlieben. Als ich einige Tage später zurückkam und sie zu finden trachtete, habe ich auf demselben Platz eine andere Frau gesehen, weißer Hut, Mund und Kinn vorgeschoben, bläuliche Lippen, starke Nase, ermüdeter, lässiger Gang; mit verborgenen Trieben, mit Geheul und Bissen . . . Aber die Geliebte Fiescinis: klein, dick, ganz in Schwarz, feine Hände, guter Geruch, weiße, reine Haut, kastanienbraune Haare, auf der Seite gescheitelt, auf der einen breite Stirne, zwei Falten in ihrem Hals, weiße Zähne und scharf gezeichneter Mund. Mischung von Güte und sanfter Sinnlichkeit. Wie schade, daß ich ihr nicht ein Wort sagen konnte. Dafür habe ich sie angesehn, angesehn, angesehn! Ohne mich dafür zu verbürgen — sie hat vielleicht das gleiche getan. . . . Es gibt Schönes von ihr zu träumen; die Frau von vierzig Jahren ist nicht in die Literatur eingeführt; die hier

verdient das . . . Adieu, gnädige Frau, adieu ! Wenn ich nach Genua zurückkehre, will ich wieder zu Fiescini gehen ; es gibt soviel Rosen an der Tür gegenüber, sie fallen über die Mauern . . ."

Pläne tauchen auf, die viel später ausgearbeitet wurden. Im Palais Genua steht er vor Breughels Bild der „Tentation de Saint-Antoine" :

„Im Hintergrunde zu beiden Seiten auf jedem Hügel zwei schreckliche Teufelsköpfe, halb Mensch, halb Berg. Unten links der heilige Antonius zwischen drei Frauen ; er wendet den Kopf, um ihren Zärtlichkeiten zu entgehen ; sie sind nackt, weiß, sie lächeln und wollen ihn mit ihren Armen umschlingen. Vor dem Zuschauer ganz tief am Bilde die Gefräßigkeit, nackt bis zum Gürtel, den Kopf geschminkt mit rotem und grünem Zierat, mager, trauriges Gesicht ; der Hals übermäßig lang und ausgestreckt wie der des Kranichs ; macht eine Kurve gegen den Nacken ; vorspringendes Schlüsselbein ; sie bietet ihm eine Schüssel beladen mit farbigen Gerichten.

Ein Mann zu Pferde in einem Faß ; Köpfe, die aus Tierleibern herauskommen ; Frösche mittendrin . . . Ein wimmelndes, wackelndes Ganze von grotesker, hinreißender Art trotz der Einfalt jeder Einzelheit . . . Es hat für mich die ganze Galerie, in der es ist, verschwinden lassen . . ."

Er besucht in Genf die Insel Rousseaus. Auch er war ein Bekenner. Auch Flaubert : nur ein verkappterer, verborgenerer, als Rousseau.

„Als ich abends ankam, machte man dort Musik. Deutsche spielten auf ihren Blechinstrumenten zarte und rührende Weisen. Er hielt sich unbeweglich auf seinem Piedestal, das Haupt nach vorne gebeugt mit klugem und sanftem Ausdruck. — Zur Linken ein Park von drei aufrechten Pappeln, welche in ihren Wipfeln fröstelten. Wie er die Musik liebte, der arme Jean Jacques, ich habe viel an ihn gedacht ; ich machte alle Anstrengungen, an ihn zu denken. Die Fanfaren, die mir nachkamen, ließen mich an den Abend denken, da er liebestoll in den Gängen umherlief . . .

Welch ein Mensch ! Welche Seele ! Welche Lava und welche Wogen ! Wie lieb sind die Leute, die seine Bekenntnisse für ein unmoralisches Buch erklären und Rousseau für einen Schurken !"

* * *

Schon jetzt zeigt sich bei Flaubert die Manie zur Vivisektion der Seelen. Der Schautrieb, dessen Herkunft eine kindlich sexuelle Neugierde ist, wird hier in künstlerisches Schaffen sublimiert. Wen diese Anschauung befremdet, lese folgende Stelle :

„Denn ich habe diese Manie, beständig Bücher auf die Personen aufzubauen, denen ich begegne. Eine unbesiegbare Neugierde läßt mich trotz meinem Widerstande mich fragen, wie das Leben eines Vorübergehenden beschaffen, dem ich begegne. Ich möchte seinen Beruf, seine Heimat, seinen Namen wissen, was ihn jetzt beschäftigt, was er ersehnt, was er hofft, vergessene Liebschaften, seine Träume jetzt, alles bis auf den Rand seiner Flanellweste und den Gesichtsausdruck, wenn er Stuhl hat. Und wenn es eine Frau ist (mittleren Alters zumal), dann wird das Gelüst besonders heftig.

Wie gern möchte man sie sofort nackt sehen, gesteh es, und nackt bis ans Herz. Wie sucht man zu erkennen, woher sie kommt, wohin sie geht, warum sie hier ist und nicht anderswo. Umherspazierend blickst du beständig auf sie, erdichtest ihr Abenteuer. Unterschiebst ihr Gefühle. Man denkt an das Zimmer, das sie haben muß, an tausend Sachen noch, an was weiß ich, an die kleinen Pantoffeln, worein sie schlüpft, wenn sie vom Bett steigt . . .

Dann bin ich in das gemeinsame Zimmer hinabgestiegen, mich an einen andern Platz zu setzen und an anderes zu denken. Ich schlummerte fast ein, schlecht auf der harten Plüschbank ausgestreckt, beim Lärm der Dampfräder und beim Klirren der Messer, die mit den Gabeln auf den Tellern anstießen, als plötzlich mein Begleiter eintrat, die Augen aufgerissen, mit lachenden Wangen; er hatte, zufällig beim Eintritt in den Damensalon unsere beiden Schaffner gesehen, die im tête à tête mit den Fräuleins der ersten Klasse waren, auf den Knien am Boden, nahe den Mädchen auf Tabourets, rot, aufgeregt, ohne Mütze streckten sie ihre Hände gegen den Venustempel aus, indem sie alle in Gesellschaft kleine Likörgläser austranken."

* * *

Wie hier das Künstlertum und das lockende Leben zusammenprallen, so auch anderwärts in diesen Blättern. Ein unerbittlicher Beobachter gebietet seinen Gefühlen Halt, um zu sehen, und sehend zu gestalten. Es finden sich Schilderungen in diesen Reisenotizen, die in ihrer sachruhigen Art die Dinge beim rechten Namen nennen und sie fast visionär auftauchen lassen. Er beschreibt das bürgerliche Spital in Esbekieh:

„Narren, in ihrer Zelle heulend. Ein Alter, der weinte, weil man ihm den Kopf abschneide. Der schwarze Eunuch der Prinzessin kam, mir die Hand zu küssen. — Eine alte Frau bat mich (in Kenntnis der Berliner Polizei muß leider hier verschwiegen

werden, um was die Alte den verstorbenen Dichter damals bat.) — . . ., sie zeigte ihre welke und längliche Brust, die bis zum Nabel herabhängt, und klopfte sie ; den Kopf zur Seite geneigt und die Zähne zeigend hatte sie ein Lächeln von köstlicher Süßlichkeit. Als sie mich im Hof bemerkte, machte sie Kapriolen mit dem Kopf und ‚zeigte ihnen den Hintern'; das ist ihre Gewohnheit, wenn sie Männer sieht. Eine Frau tanzte in ihrer Zelle, indem sie auf ihren blechernen Nachttopf schlug wie auf eine Trommel . . .

Abends Maskenball in der Straße der walachischen Bordelle. Es gab im ganzen zwei Masken, welche das Aeußere von Drei-Francs-Frauenzimmern hatten. Schwarzes Pelzwerk. — Eine Dicke, die Besitzerin des Etablissements, Spieltisch und Trinken aus kleinen Gläsern ; es war von einer kalten und stupiden Komik." Lebensszenen; wie von Wedekinds Hand ; umrissen von einem Gestalter.

Von Ruschiouk-Hanem war in dieser Zeitschrift schon die Rede. Hier folge der Abschied des Künstlers von dem holden Kind :

„Wir gehen zu Ruschiouk-Hanem, durch den hinteren Teil der Stadt ; Banibeh geht vor uns . . . Das Haus, der Hof, die zerbrochene Treppe, alles ist da, aber sie ist nicht mehr da, sie; auf der Höhe, mit nacktem Leib, erleuchtet, in der Sonne. Wir hören jetzt ihre Stimme, die Josef*) begrüßt ; wir steigen in den ersten Stock, Zeneb gießt Wasser auf die Straße : Stille, eine drückende Zeit, wir warten. Sie kommt ohne Tarbousch, ohne Halsband, ihre kleinen Haarbänder fallen zufällig herab, bloßer Kopf ; auch ihr Kopf ist sehr klein, von den Schläfen an gemessen. Sie hat ein müdes Aussehen und muß krank gewesen sein. Sie bedeckt sich den Kopf mit einem Taschentuch ; sie läßt ihre Halsbänder und Ohrringe holen, welche ein Seraï der Stadt mit ihrem Gelde aufbewahrt : sie hat nichts bei sich aus Furcht, daß man es ihr stehle. Wir sagen Höflichkeiten, Komplimente. Sie hat viel an uns gedacht, betrachtet uns wie ihre Kinder und ist niemals so liebenswürdigen „cawadjas" begegnet.

Zwei andere Frauen ; die erste mit starker Nase, aufrecht zur Linken sitzend ; die zweite klein, schwarz, ziemlich hübsches Gesicht, aber sehr schlecht tanzend.

Unser alter Musikant und ein anderer mit weißem Bart, begleitet von seiner alten Frau, welche die Schellentrommel spielt ; sie ist eine Tanzmeisterin ; sie macht der Kleinen, die tanzt, Zeichen und ärgert sich, markiert den Takt und zeigt die Schritte.

*) Flauberts Diener.

— Lächelnde Miene, viereckiges Gesicht wie von einem alten, weißen Eunuchen. Sie beginnt zu tanzen, ihr Tanz ist eine dramatische Pantomime ; wir haben da etwas vom alten Tanz.

Ruschiouk tanzt, Bewegung des Halses, wie um sich loszureißen, und ihr entzückender Schritt, das eine Bein immer vor dem anderen.

In ihrem Zimmer im Erdgeschoß sind als Schmuck an die Wand zwei kleine Bildchen geklebt, das eine stellt eine Berühmtheit dar, die Kronen hinwirft, das andere ist mit arabischer Schrift bedeckt ; mein Bart ärgert sie noch ; da ich einen kleinen Mund habe, sollte ich ihn nicht verbergen. Wir verlassen uns mit dem Versprechen, zu kommen, um ihr Adieu zu sagen . . .

Aus alledem entspringt eine unendliche Traurigkeit ; sie hatte sich wie am ersten Tage mit Rosenwasser die Brüste gerieben. Es ist zu Ende, ich werde sie nicht wiedersehen, ihr Gesicht wird in meiner Erinnerung langsam verblassen."

Der Dichter findet Szenen wieder, die er gedichtet, er fühlt die ganze reine Freude, welche des Schöpfers ist. Im Hofe des griechischen Klosters bei Tyrus „. . . sehen wir weder einen Mönch noch einen Griechen, aber beim Eintritt zur Rechten ziemlich schöne Mädchen mit griechischen Matrosen ; es ist eine Familie, die hier wohnt. Es scheint mir aber ein bißchen ein Bordell zu sein, was mir schmeichelt, wenn ich an die Eunoia des Simon denke, welche ich nackt habe vor griechischen Matrosen tanzen lassen."

Außerordentlich bedeutungsvoll erscheinen die Gefühle, die Flaubert, diesen konsequentesten aller Skeptiker, beim Betreten der heiligen Stätten erfüllen. (Mancher Gläubige wird mit stillem Grauen diese Stellen lesen.) Beim heiligen Grabe gewinnt ein Eindruck die Oberhand :

„Was am auffälligsten wirkt, ist die Trennung jeder Kirche, die Griechen auf der einen Seite, die Lateiner, die Kopten ; streng geschieden . . . ; man haßt vor allem den Nachbarn . . . ich war so erfüllt von Kälte und Ironie, daß ich weggegangen bin . . ."

Mißtraue dem Hadji (arabisches Sprichwort). Den Armeniern, welche nach Jerusalem pilgern, ist es bei Strafe der Exkommunikation untersagt, von ihrer Reise zu erzählen ; aus Furcht, sie könnten ihre Brüder davon abschrecken durch ihre Erzählung. Die Enttäuschung, wenn es eine war, würde ich nur auf mich schieben, nicht auf jene Orte.

„Auf der Rückkehr sind wir in eine protestantische Kirche eingetreten ; Herren in Schwarz, auf Bänken auf jeder Seite sitzend, ein anderer Herr mit Bäffchen auf der Kanzel, das

Evangelium lesend zur Linken ; ganz nackte Mauern, das glich der ersten Volksschulklasse oder dem Wartesaal einer Eisenbahn . . . Wir sind nicht eine Viertelminute geblieben und ich habe doch Zeit gehabt, mich wahrhaft und tief zu langweilen."

Ueberall blickt Yuk, der Gott der Groteske, durch. Namentlich hier, in Jerusalem. Im imposanten Bau der Kirche erreicht „der schlechte Geschmack fast die Majestät". Den Eindruck, den Davids Stadt auf ihn macht, hält er am dritten Tage seines Aufenthaltes fest :

„. . . weder religiöser Enthusiasmus noch Phantasieerregung, noch Priesterhaß, was doch wenigstens etwas ist. Ich fühle mich allem gegenüber, was ich sehe, leerer als ein hohles Faß. Diesen Morgen am heiligen Grabe wäre wirklich ein Hund bewegter gewesen als ich. Woran liegt der Fehler, lieber Gott ? . . . wie sie lügen, wie ist das übermalt, nachgeahmt, lackiert, für die Ausbeutung, Propaganda und den Kundenfang hergerichtet ! . . ."

„Der griechische Priester hat eine Rose genommen, sie auf die Fliesen geworfen, Rosenwasser darauf gegossen, sie gesegnet und mir gegeben ; das war einer der bittersten Augenblicke meines Lebens . . . Wieviel arme Seelen hätten gewünscht, an meiner Stelle zu sein . . . Wie stark fühle ich die Leerheit von allem, das Groteske, die Nichtigkeit, das Parfümierte."

Lustig liest man die folgende Stelle. Denn unser aller Reich ist von dieser Welt. Auch das der christlichen Priester, obzwar nicht das der christlichen Religion. „Eine Art Sheik läßt uns in die Grotte hinabsteigen, wo nach seiner und anderer Meinung Jesus Blut geschwitzt hat. Welcher Ehrgeiz, alles genau zu beschreiben ! . . . Wir haben geraucht und unter einem Baum eine Tasse Kaffee genommen ; zwischen dem Grabe der Jungfrau und dem Oelberge. Nicht weit von uns, in einem Gehege zwei Kapuziner, sie gaben sich demselben Zeitvertreib hin (und noch dem Branntwein) in Gesellschaft zweier sehr schöner Mädchen, deren weiße Brüste man fast nackt sah."

Es werden dem Dichter Bilder mit Liebesszenen gezeigt und mit manchem, was den regelmäßigen Abschluß dieser Szenen bildet ; und was auch des Deutschen polizeilich bewachtes Herz höher schlagen läßt. Diese kleinen Bilder lassen ihn „stark träumen und ich möchte ihr Eigentümer sein, um sie in meinen Händen zu halten, ganz allein, beim Feuerschein an Regentagen."

Weicher zeigt sich Flaubert hier manchmal als sonst, in weiblicher Güte. Er betrachtet lange ein kleines arabisches Kind, „schmutzig und fast ununterscheidbar von den Lumpen, durch die man doch diese hübschen kleinen Glieder der Kindheit findet, welche dem Auge schmeicheln ; es spielt ganz allein, ohne daß

jemand nach ihm sieht; es spricht in undeutlichen Worten mit sich selbst in seinem jungen arabischen Jargon. Es versucht drei Schäfte von Tabakpflanzen zusammenzubinden und auf seinen Rücken zu legen; es sind ebensoviele Balken für ihn; oft wendet er sie und fängt geduldig wieder an. Ich denke an die kleinen Kinder der Tuilerien, so rein, so gut gekleidet, die im Sand spielen unter den Augen einer Dame oder einer Bonne; sie haben eine Schaufel, einen Schubkarren, man kauft ihnen schöne Spielsachen. Der da vergnügt sich ebenso, ohne zu wissen, daß es Neujahrstage in Europa gibt und Saint-Romain-Messen in Rouen."

Manchmal taucht in Bleistiftnotizen wie ein Intermezzo capriccioso eine kleine Bordellszene auf — auch sie gehört zu den Wichtigkeiten dieses Menschen.

„Besuch bei Antonia. — Armenierinnen oder vielmehr Griechinnen: ‚Piccolo μεγάλω.' Furcht vor meinem Barte, kindliche Gebärden, verstecken sich in ihren Pelzröcken. — Die meine: entblößte Zähne und plattgedrückte Nase, schwarzes Mieder . . . auf dem Busen bedeckt mit . . . — Der Mann, der die . . . dieser Prostituierten gemacht hat, war derselbe, der seinen Namen mit einem Diamant in die Fensterscheibe des Hauses geschrieben hat. — Lithographie der Geschichte Heloisens und Abälards auf der Mauer."

Er beschreibt herrlich den Eindruck, den Griechenlands heitere Schönheit auf ihn übt. Eine Landschaft bei Megara zum Beispiel: „Sonne, Freiheit, weiter Ausblick, Geruch von Tang . . . die ganze Landschaft von einer Ruhe, von einer heiteren Würde, sie hat etwas, ich weiß nicht was, Antikes; man ist verliebt in sie. Ich hatte Lust zu weinen, mich auf der Erde zu wälzen; ich hätte gern die Lust des Betens gefühlt, aber in welcher Sprache und in welcher Formel?"

Er geht durch alle Kunststätten, betrachtet lange und aufmerksam die Bilder und Statuen; der ganze Mensch ist Auge geworden. Hypertrophie des Sehorgans, künstlerisch bedingt.

Etwas von der Erinnerung an leidenschaftliche Krisen der Jugendzeit, jener tiefen, unheimlichen Leidenschaft für eine Frau, welche ein Leben lang den Dichter in Bann hielt, taucht zwischen den Zeilen auf.

„Eine junge Frau, die Freundin des Frl. Camescasse, hat mir gesagt, daß, wer Ligariablätter pflücke, von der Frau geliebt werde, die er liebe; ich habe sie oft gepflückt, ohne daran zu denken . . ."

Dazwischen leichtere Abenteuer. Eins hindert das andere nicht. Man denkt an Mme. Arnoux und Rosanette in der „Edu-

cation sentimentale"; an den Satz „Un jeune homme peut adorer une femme et aller chaque soir chez des filles", den Flaubert einer Geliebten schrieb. An „Notre coeur" seines großen Schülers. Am schönsten und nachhaltigsten wirken doch die Worte, die der Dichter nach der Rückkehr schrieb. Sie klingen in ein Gebet aus, in die Bitte eines Künstlers, dessen Leben im Schaffen verrinnt und der dennoch in diesem Schaffen schmerzlichste Lust und tiefste Notwendigkeit gefunden:

„Jetzt drei Tage, fast ausschließlich damit verbracht, zu schlafen. Meine Reise ist zurückgetreten, vergessen; alles ist wirr durcheinander in meinem Kopfe; ich bin wie wenn ich von einem zwei Monat langen Maskenball käme . . .

Mögen alle Kräfte der Natur, die ich gewünscht, mich durchdringen, in mein Buch überströmen. Mein sei die Macht der schöpferischen Regung, die Erweckung der Vergangenheit, mein, mein! Man soll das Schöne ganz gestalten, lebend und wahr zugleich. Erbarme dich meines Willens, Gott der Seelen! Gib mir die Kraft — und die Hoffnung!"

Die Symphonie der Tausend

Von Georg Gräner

I.

Ich kenne nichts Wundervolleres unter der Sonne, als große Menschen. Nichts Wundervolleres, wiewohl ich merke, daß sie nicht ohne Schwächen sind: Menschen selbst sie. (Bach, Beethoven, Ibsen, Tolstoi . . . selbst sie.) Aber daß sie neue Welten in der Welt schaffen, sie schweben und kreisen lassen wie „Gott", wie Gott und dennoch bloß Menschen sind — das ist wie ein Märchen, ja wie eine berauschende Zukunftsphantasie von der Erde.

II.

Stets groß sein allerdings ist unmöglich. War es Mahler, als er den schallstarken Massenzauber erfand, als er diese Symphonie schuf, das Werk seiner Werke, wie er glaubte und manche sagen? „Veni creator spiritus" . . . wo Gebet ist, ist Schwäche und eine verschüttete Seelenwelt; (nicht „Gott", nicht Größe).

Schwäche? — Musik, Poesie, Vollkommenheit, Unsterblichkeit, Unendlichkeit, Gott und die ewige Liebe — das alles floß ihm in eins zusammen, wogte vor seinen Augen in winkenden Farben sein heißes Leben hindurch. Was Mahler und seine Musik zu einem so eigenartigen und zugleich so typischen Kulturdokument macht, ist die aufrichtige, mystisch-romantische Sehnsucht nach diesen fernen Farben. Eine Sehnsucht von

so elementarer Gewalt, daß sie sich schließlich durch „Tausend" ausschreien mußte . . .

Sehnsucht!

III.

Sitzen wir auch im Zirkus, es kann geschehen, daß „Gott" uns findet. Schreien wir gleich durch eine Symphonie mit tausend Stimmen, es mag sich ereignen, daß Gott uns . . . nicht hört.

Belauscht man kritisch-kühl diesen Schrei (den ersten Teil des Werkes), so findet man, daß er sich in vollkommener Musik . . . und in unvollkommenen Worten entladet. Ehe diese Worte beisammen waren, war diese Musik da. Warum nicht? Weiß man so genau, daß es etwa beim „Tristan" oder beim „Parsifal" anders geschah? Der Ursprünglichste und Aufrichtigste war in Wagner sowohl wie in Mahler der Musiker. Ich jauchze über die Vollkommenheit des Musikers — aber von dem unvollkommenen Dichter wende ich mich ab. Der Parsifal-Komponist nud Mahler (sie sind blutsverwandt), beiden mißlang die dichterische Ausdeutung ihrer Musik: der eine gibt einen klapprigen Bühnenzauber, der andere gibt altertümliche Worte und ausgebrannte Buchstaben. Doch ihre Musik, die brandet wider die Ewigkeit; tobend, hungrig, beutelüstern. Im „Parsifal" das trotzig rasende Wimmern und Heulen und die verführerisch gurgelnden Locklaute, im ersten Teil der Symphonie Mahlers die starre Leidenschaft, der gellende Trompetenton allesverlangender Inbrunst.

Ja, der alte Hymnus kann die Fülle der neuen Musik nicht fassen. Die Worte bleiben gleichgültig, man hört nur die Töne und den vielgestalteten Schrei der Sehnsucht in ihnen. Vom Bewußtsein der Ohnmacht niedergedrückt, von der Hoffnung geschwellt, von der Wut aufgepeitscht erklingt der Schrei. Vom zahmen und strengen Oratorienstil über gefühlvolle Breiten bis zum dramatisch gezackten, sich selbst zerfleischenden Ausdruck irrt die Musik hin und her, zusammengehalten, gestaltet, gelenkt, individualisiert von dem einen Willen nach Ewigkeit und Größe und „Gott".

Es ist schon so: Mahler der Betende, der Schwache, der Sehnsüchtige und Erwartende ist stark . . . als Musiker.

IV.

Hat „Gott" diesen Riesenschrei gehört, erhört? Offenbart er sich in seiner unfaßbaren Größe im zweiten Teil des Werkes, der die Erfüllung nach der Erwartung im ersten bringen soll?

Ach, es zeigt sich: je größer die Entfernung von Gott, umso lauter der Schrei nach ihm. Die Erfüllung? Man stutzt: der Schluß des „Faust"? Heilige Anachoreten, mystische Patres, selige Knaben, Engel, Büßerinnen, und oben die Madonna als Ziel des Ewig-Männlichen. Ein buntglühendes Legendenfenster, ein Symbol spiritueller Vergangenheit, ein ekklesiastisches Maskenfest ohne Gegenwart, ohne Zukunft, ein Vergänglichkeitsgleichnis — (man stutzt:) dies die Erfüllung? . . . Und wieder Gebet. Eine Himmelshalluzination, von einer weltverlorenen Mönchszelle aus gesehen; kein klares Stück irdischen Weltlebens, in dem (in dem allein) sich „Gott"

offenbart, und wo beten — gleich arbeiten ist. Wieder ein dichterischer Mißgriff. Schlimmer noch: hier ist die Musik nicht stärker als die Dichtung, als die Worte.

Sie hebt an, als ginge der Schleier vor dem Unaussprechlichen langsam in die Höhe. Wundervoll hebt sie an, das Herrlichste verheißend. Darauf jedoch verliert sie Gestalt und Bewußtsein; und sie beginnt, wie süßlich duftender Weihrauch aus katholischen Räucherfässern ums Bild der Madonna zu nebeln. Sie wird zu einer fein arrangierten, schmachtenden lyrischen Rhapsodie, im Innersten zusammengehalten von dem Wunsch zu betören, zu blenden, zu einem Ideal zu überreden, das längst begraben ist. Schall und Rauch (und sirenenhaft schöne Instrumentierung) ist alles. Da erwacht man — — im Zirkus und im bunten Gesellschaftsmeeting. Seltsam und verhängnisvoll: was blenden sollte, hat ernüchtert.

Mahler der Betende, Schwache ist stark; doch wo er stark sein mußte, ist er schwach.

Ich will dennoch nichts auf Mahler kommen lassen; er war ein ungewöhnlicher Mensch. Wer das „Lied von der Erde" kennt, weiß es, und weiß auch, daß die Symphonie der Tausend sein größtes Werk nicht ist.

V.

Die Aufführung (die erste im Zirkus Schumann) geriet etwas hausbacken. Viel ging verloren, zu viel; und die schwerfällige Redlichkeit des Dirigenten erhob sich nur mühsam und selten zu dichterischer Interpretation. Die Frage ist, ob wir in Berlin es nötig haben, uns von andern etwas Wichtiges vorführen zu lassen. Wir haben die faszinierende Darstellungskunst eines Siegfried Ochs, die kraftvolle Wucht eines Oskar Fried; wir haben somit mindestens zwei, die es besser gemacht hätten. Warum also in die Ferne schweifen?

Kleinbürger

Von Hans Ostwald

Die beiden Brüder trafen sich vor der Haustür. Ihre Frauen, die neben ihnen gingen, fragten einander sofort:

„Na — haben wir das nicht immer gesagt?! Vater heiratet noch mal seine Wirtschafterin?!"

„Na also, det jiebt's ja nich!" meinte der kleinere von den Brüdern. Mit seinem glattrasierten Gesicht sah er aus wie ein Schauspieler. Aber seine roten Backen deuteten auf einen in Luft und Sonne verbrachten Beruf hin. Er war Lagerverwalter auf einem großen Holzplatz und stand den ganzen Tag im Freien. Abends spielte er oft in einem kleinen Theaterverein die Helden oder trug in Vereinen und Gesellschaften vor. Das hatte ihm eine würdige Haltung gegeben, die seine Kurzbeinigkeit ausglich.

„Nanu — Karl, du hast dir doch sonst immer so angebiedert mit dem Alten!" antwortete ihm sein jüngerer Bruder. Er war beträchtlich größer als Karl, hatte aber garnichts Künstlerisches an sich, sondern sah mit seinem gutgepflegten Spitzbart, dem vollen Gesicht und dem Spitzbauch wie ein gemütlicher Stadtreisender aus.

Seine Frau, eine blasse, hagere Person, lachte laut auf.

Ihre Schwägerin, eine rundliche derbe Frau, die zum Kummer ihres Mannes sich nie aufputzte, sondern in ihrem schwarzen Brautkleid und einem glatten Strohhut herumwanderte, meinte gelassen:

„Laßt man. Karl weeß schon, wat richtig is. Und ihr ärjert eich ja, daß der Alte noch mal heiraten will!"

„Jewiß ärjern wir uns!" gab die andere zu. „Aber — wir haben ooch nie jedahn, als wollten wir dem Alten die Stiebelsohlen ablecken!"

„Sei man stille!" mahnte ihr Mann und zog sie einen Schritt zurück. „Es hat doch keenen Zweck nich, daß wir uns hier rumzanken. Und dazu noch heite! Wir wollen froh sind, daß wir uns hier noch jetroffen haben. Denn können wir uns noch einig werden, wat wir nu anfangen!"

„Jewoll, Fritze, du hast Recht!" sagte Karl. „Wir müssen uns einig werden! Ick dulde det uff keinen Fall, det der Olle noch mal heiratet."

„Na — das will ick nich verschwören!" machte Fritz nachdenklich. „Das kommt doch druff an, wat er uns for Bedingungen stellt."

„Je — janz einfach! Der wird uns ieberhaupt nich fragen!" rief Minna.

„Det wollen wir doch mal sehen!" erwiderte Karl, „det is doch keene Art von meinem Vater, seine Kinder plötzlich vor solch Ereignis zu stellen!"

„Habt Ihr denn jarnischt von jewußt?" fragte Minna zweifelnd.

„Woher denn?" fragte Karl zurück.

„Na — des versteh ick nich!" Minna war ganz außer sich. „Ihr verkehrt doch so ville mit dem Alten. Da mißt ihr doch wat jesehen haben!"

Sie machte eine deutliche Handbewegung vor ihrem Leib. Aber Karl hatte sie nicht verstanden und fragte:

„Wat denn? Wat denn?"

„Na — Kinder, wenn so'n Mann heirat't, wie Vater doch nu is — dann steckt doch immer wat dahinter, ieberhaupt — wenn't de Wirtschafterin is."

Fritz lachte laut hinaus:

„Der Olle — und noch wat Kleenet! . . . Kinder, ick könnte mir — na, das will ick lieber nich sagen, denn du kannst ja solche Worte nich hören!" sagte er zu seinem Bruder.

„Se sind och nich nötich! Kannst dir ruhig ausdrücken, wie'n anständiger Mensch."

Karl kniff sein bartloses Gesicht zusammen und sah ärgerlich an den vor ihm Stehenden vorbei nach den Kindern, die auf der Straße Himmel und Hölle spielten und auf einem Bein herumhüpften.

Eine peinliche Pause entstand. Die Verwandten sahen verärgert und verbissen aus. Nur die Frau des Lagerplatzverwalters behielt ihr harmloses und gleichmütiges Aussehen. Sie war die erste, die wieder anfing zu sprechen.

„Na, meinetwegen kann der Olle machen, wat er will. Wir brauchen ihn nich. Unsere Kinder können ooch ohne seine paar Kröten wat Ordentliches lernen. Un denn werden se schon durch de Welt kommen!"

„Else, wat du wieder red'st, kannste nich verantworten!" unterbrach sie ihr Mann. „Erstens — det schadet den Kindern jarnischt, wenn se von Großvatern wat erben. Un zweitens störste einem immer bei's Nachdenken."

Else schwieg und lächelte bloß.

„Brauchst jarnich so zu grienen!" fuhr ihr Mann sie an. „Es is kein Spaß, for alle zu denken! Janz gewiß nicht!"

„Deß will ich meinen!" stimmte ihm Fritze zu.

„Aber det is nu einjal — wir müssen zu einem Schluß kommen," meinte Karl. „Und da davon keine Rede nich ist, det da noch wat Kleenet kommt — ick hätte es sonst jemerkt — oder Else hast du vielleicht wat jemerkt?" wendete er sich an seine Frau.

„Ih wo — das is ja ausgeschlossen", antwortete sie, mit ihren beiden dicken Händen abwinkend.

„Also — da sagen wir janz einfach — wir haben nischt jegen die Heirat, — wenn se uff die Erbschaft verzichtet."

„Na — un det muß er uns noch versprechen, deß nischt Kleenet weiter kommt!" sagte Fritz. „Mir sind jetzt doch so allerlei Bedenken jekommen. Man weeß nie, wie des mit solche alte Leute is. Wir Jungen sind manchmal vernünftiger als wie die Ollen!"

„Du sei man stille!" drohte ihm seine Frau.

Er lachte laut und dröhnend — und seine Schwägerin blinzelte ihm vergnügt zu.

„Also — deß müssen wir nu im Interesse unserer eigenen Kinder verlangen, det Vaters Zukünftige uff die Erbschaft verzichtet. Sie hat ja dann ihre Pension — un deß kann ihr ja genügen," sagte Karl im geschäftlichen Ton.

„Deß meine ich auch!" antwortete Minna und ihr Mann sagte:

„Deß ist meine Ueberzeugung ebenfalls. Damit kann se zufrieden sein. Damit ist se ja sichergestellt bis an ihr Lebensende. Un weiter hat die Jeschichte ooch keenen Zweck."

„Na ja — so wird's woll sind!" meinte Else. „Er wird bloß jemand haben wollen, der ihn uff seine alten Dage jut pflegt. Un dadrum is der janze Zeck!"

„Denn kommt man ruff!" drängte Fritz. „Un Karl, du sagst denn, wie wir uns das jedacht haben!"

„Jawoll, jawoll, det sage ick!" Karl drückte seine Brust heraus und ging voran. Still und feierlich begaben sich die beiden Ehepaare in das Haus und schritten die Treppe hinauf. Nachdem sie geklingelt hatten, wurde ihnen geöffnet. Diesmal aber nicht von der Wirtschafterin, sondern von dem Vater der beiden Männer. Das war einer von den alten Herren, die zwar schon graues Haar haben und auch schon ganz runzlig im Gesicht sind, deren Augen aber noch ganz lebendig und lustig funkeln. Sein sonst ein wenig verwahrlost nach unten hängender Schnurrbart war heute stramm gebürstet. Er lief nicht wie früher ohne Kragen herum, sondern war ordentlich angezogen, stak in einem neuen Gehrock und sah wirklich aus wie ein glücklicher Bräutigam.

Er empfing seine Söhne und Schwiegertöchter mit väterlicher Herzlichkeit und führte sie in die gute Stube. Dort stand ein gedeckter Kaffeetisch vor dem roten Plüschsofa. Ein großer Strauß prangte in der Mitte der Tafel, und zu beiden Seiten erhoben sich zwei Kuchenberge.

Die Schwiegertöchter sahen sich um:

„Kommt weiter kein Mensch?"

„Nee, Kinder — den Tag feiere ich im Kreise meiner Familie. Wir sind janz unter uns! Macht es euch jemütlich . . . Nanu Karl — haste Leibschmerzen?" fragte er erschreckt seinen Aeltesten.

Der saß blaß und ernst am unteren Ende des Tisches und erhob sich mit einem Ruck, als ihn sein Vater so anredete.

„Deine Witze kennen wir schon. Aber — se dun mir nich weh! Damit du es weißt! . . Aber" — er sah betrübt und strafend auf seinen Vater herab — „diese Sache mit deine Verlobung bedarf doch noch der Aufklärung. Det wirste zugeben!"

„Wieso Aufklärung?" fragte der alte Mann ganz harmlos.

„Na — det jeht doch nich so, det du hinter unsern Rücken uns so mir nischt, dir nischt jewissermaßen enterbst! Wir sind doch deine Kinder. Wir können doch verlangen, det du sowat mit uns besprichst. Du hast doch schließlich die Pflicht, nicht bloß an dir, sondern ooch an uns zu denken."

„Ja — das tu ich ja aber!" antwortete ihm sein Vater.

„Na — ick merke nischt von!" sagte Karl bitter. „Un die andern ooch nich. Du läßt uns immer bei den Jlauben, wir beerben dir mal — unsere Kinder bekommen mal wat mit von ihren Jroßvater — un nu entziehste uns uff die Weise de Erbschaft! Det hätte ick nie von dir erwartet!"

„Ja —. Hm —" machte der Alte und sah vor sich hin.

Nach einer Weile blickte er auf und fragte:

„Na — denn is Euch das wohl nich recht, daß ich mich verloben will?"

Seine Söhne sahen ihn bestürzt an. Karl eilte sich, ihm zu sagen, daß sie garnichts dagegen hätten. Aber — wenn er wolle, daß sie noch seine Kinder seien, dann müsse er sich doch wegen der Erbschaft erklären. Sie verlangten, daß seine zukünftige Frau auf die Erbschaft verzichte.

„Ja — Kinder, das is so'ne Sache!" meinte der Alte bedenklich. „Da muß ich doch mal mit Augusten sprechen."

Er erhob sich und ging hinaus.

Die Zurückbleibenden fühlten sich sehr unbehaglich. Minna war die Erste, die anfing zu sprechen. Sie beugte sich vor und flüsterte:

„Paßt mal uff — die sagt nee — un denn können wir ja jehn. Denn ick bleibe keenen Oogenblick länger hier, wenn se mir das antun!"

„Na — inzwischen — ick habe Hunger!" meinte Fritz und griff nach dem Kuchen. Karl saß nachdenklich da — immer noch den Hut in der Hand. Seine Frau wollte ihm die Kopfbedeckung fortnehmen. Aber er hielt sie hartnäckig fest.

Ehe Fritz sein erstes Stück Kuchen hineingestopft hatte, kam der Alte wieder und sagte heiter:

„Also Auguste entsagt gern der Erbschaft. Nu seid Ihr doch zufrieden? Wat?"

Er klopfte seinem Aeltesten mit aller Kraft auf die Schulter. Der verzog zwar das Gesicht, sagte aber lächelnd:

„Na, immer Vater! Ick weeß ja, du sorgst für uns alle!"

„Wo bleibt denn die glückliche Braut?" fragte Fritz, der wieder eifrig am Kuchenteller herumsuchte.

„Na — nu kann ich sie ja reinholen!" antwortete der Alte. Er ging zur Tür, öffnete sie und rief hinaus:

„Auguste — Auguste — kommt doch mal!"

Die glückliche Braut schien nur auf diesen Ruf gewartet zu haben. Sie kam strahlend herein, an der Rechten einen zweijährigen Jungen.

Der Alte stellte sie vor:

„Meine Braut Auguste — mein Sohn August!"

Karl sprang empört auf. Aber Fritz drückte ihn wieder auf seinen Stuhl:

„Mensch — laß den Kleenen de Erbschaft . . . Un is deß nu heute Verlobung oder Taufe?" . . .

Aktiensturm

1. Der „boom"

Man darf zweifeln, daß es allen Käufern der Aktien der Voigtländischen Maschinenfabrik neulich klar gewesen ist, daß es sich im Grunde um Strickmaschinen und Stickautomaten handelte. ... Fest steht, daß die Börse Erstaunliches erlebt hat und Verdienste auf der ein wenig trügerischen Basis der Kurssteigerung erzielt wurden, wie sie seit jener wilden Bewegung in den Kolonial-Werten vor einigen Jahren nicht wieder dagewesen sind.

Was man jetzt sah, war der „boom" in seiner eigensten Form, so wie er aus dem besseren amerikanischen Jenseits eigentlich nur vom Hörensagen bekannt war.

Das stille Sehnen gewisser Kreise ging schon seit langem auf einen „großen Schlag". Dafür aber, daß dieser just in den Aktien der Voigtländischen Maschinenfabrik vor sich ging, lag, bei Lichte betrachtet, ein räsonnabler Grund keineswegs vor. (Richtig ist allerdings, daß die Gesellschaft sich in den letzten Jahren nicht übel herausgemacht hatte und schließlich auch ein Kapital von 3½ Millionen Mark bis zu 30 pCt. Dividende ausschütten konnte, wobei sie obendrein noch Gelegenheit gefunden hatte, 4¾ Millionen in die offenen Reserven zu verbuchen. Wo aber steckt da der Anlaß, die Kurse in 2 Tagen um 125 pCt., binnen weniger Stunden um 90 pCt. in die Höhe zu treiben?) Was da vor sich ging, war in der Tat nichts weiter, als eine Art Schnitzeljagd oder Kesseltreiben, wobei ja auch das Gerenne die Hauptsache und das Jagdobjekt eigentlich nur ein relativ belangloses Beiwerk ist.

Nicht reizlos war es, den ernsten Mahnerton zu vernehmen, in dem die Handelswelt (und die Handelszeitungen mit täglichem Kurszettel) sich gefielen. Ja, selbst die Banken erhoben den Zeigefinger und taten baß entsetzt, sie, die durch ein Fangnetz von Depositenkassen doch erst eine ganze Anzahl jener harmlosen Gemüter der Börse zugeführt haben, die vor nicht langer Zeit ihr Kapital noch (sicher) im Strumpf aufhoben, wo es manchmal wahrlich nicht schlecht aufgehoben war.

Denn wer wars denn eigentlich, der sich hier auf die Beute stürzte und durchaus die Vogtländische Maschinenindustrie fördern wollte? Kuriose Käufer waren es, und wenn die Auftragslisten der Bankiers der Oeffentlichkeit zugängig wären und der Nebel sich lichtete, so würde man die Freischaren des Kleinkapitals in gefährlicher Menge erblicken; besonders das jugendliche Personal bei den Banken scheint neuerdings, von schönem Optimismus beseelt, der Spekulation nachdrücklichst verfallen zu sein, so daß man fast sagen könnte: wie der Herr, so's Gescherr!

Für 290 000 Mark Aktien waren am Markte, um 39 pCt. stieg der Kurs am Montag; am Dienstag war der Ansturm derartig, daß man gleich zu Anfang gegenüber dem vorigen Kurs von 735 pCt. mit einem solchen von 800 pCt. rechnete. Inzwischen war nämlich geraunt und gewispert

worden und jene bekannten sowohl wie beliebten Stimulantien waren eifrig kolportiert worden: Gratis-Aktien, Kapitalserhöhung, geheimnisvolle Reise der Direktion ins Ausland, Patentverwertungen; kurz, wer Sinn für Romantik hatte, konnte erfreuliche Stunden erleben, und welcher Spekulant hätte keinen Sinn für Romantik?

Am Tag darauf ging es downstairs, und am nächsten Tag hat mancher „möblierte Zimmerherr" der Vorsehung auf Knien gedankt, daß er noch rechtzeitig wieder verkaufen konnte.

2. Die Warnung

Doch das Auge des Gesetzes wacht. Alsbald nach diesen Vorgängen setzte sich der Geheimrat Göppert, der Staatskommissar der Berliner Börse, an den Schreibtisch und erließ ein Sendschreiben an den Börsenvorstand; in diesem wurde, ein ungewöhnliches Ereignis, sozusagen von Amtswegen eine Warnung und eine Mahnung erteilt, eine Warnung vor weiteren „Ausschreitungen" an die Spekulation; und eine Mahnung an Börse und Banken, dem Treiben Grenzen zu ziehen.

Wie die Spekulation diese Pronunciamento der staatlichen Behörde aufgefaßt hat, trat nicht an die Oeffentlichkeit, — aber Herr Heine, der mit dem Zylinderhut und dem Namen des Staatskommissars am Mittwoch sich von den Wirkungen der Epistel zu überzeugen versuchte, wird in dieser Hinsicht wohl kaum übermäßig erfreuliche Berichte zu erstatten gehabt haben. Die Banken und die übrige Oeffentlichkeit verhielten sich höflich, aber kalt. . . . Der einzig positive Inhalt des Schreibens des Staatskommissars, eine Anregung, den Einheitskurs im Kassageschäft aufzugeben, fand keinerlei fröhliches Echo. Bedeutet doch diese Maßregel nichts anderes, als die Uebertragung eines Hauptfaktors der Technik des Terminhandels auf den Kassaverkehr, und von derlei ist die Bankwelt durchaus nicht entzückt.

Wer die Angelegenheit, ohne Bankinteressen zu haben, prüft, muß bemerken, daß der Vorschlag des Staatskommissars, mehrere Kurse auch im Kassaverkehr zu notieren, sehr leicht das Gegenteil einer Eindämmung der Spekulation auf diesem Markte zur Folge haben kann: die Basis wird statt verengt, verbreitert, und es ist amüsanter, dreimal am Tage kaufen und verkaufen zu können, als nur einmal.

Will man konsequent sein, so muß man weiter gehen, man muß den Banken die Einschränkung der Kredite im Effektenkommissionsgeschäft nicht nur milde, wie es Herr Havenstein tat, anempfehlen, sondern auf diese oder jene Weise geradezu auferlegen: wie, das muß die Herren vom Börsenvorstand ja in ihrer nächsten Sitzung beschäftigen.

Vorläufig huldigt die Börse allerdings noch dem Grundsatz: Bange machen gilt nicht, und Herrn von Gwinners Rede im Herrenhaus wird schwerlich eindämmende Folgen haben. Wird aber wirklich der Zugang zu den deutschen Börsen für die Spekulation verengt, nun, so bleibt das Ausland, und die 20-Mark-Aktien sind schon längst Werte, die in den Schreibstuben der kaufmännischen Angestellten und den Läden kleiner Gewerbetreibender verdiente Beachtung gefunden haben.

Vindex

Vive la bagatelle!
Swift

L a i e n s p i e g e l.

Worte von Leuten, die außerhalb des Getriebs wohnen und (hoffentlich) unliterarisch sind, werden hier nicht unterdrückt: ständen sie auch im Gegensatz zu der aus dem PAN hervorwachsenden Denkart. Sie erscheinen zwischendurch: als Anregung zum Beklopfen (und Festigen) dieser Denkart. — Die folgenden Äußerungen eines durch die Futuristen miterzeugten ulkigen Schmerzes verprügeln eine Gattung der Heuchelei. Darüber ein Schlußwort.

* * *

In tyrannos!

Der olle ehrliche Schiller — so muß man ja wohl nach den neuesten Forschungsergebnissen einiger Größeren diesen sogenannten Dichterfürsten nennen — hat doch auch mal ein Korn gefunden. Nämlich im Demetrius, wo er sagt:

Was ist die Mehrheit, Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen!

Wenn einst der gesamte Kitsch dieses Dichterlings von Henkers Hand verbrannt wird, dann wird das ganze Cafe Größenwahn — es hat viele Filialen — wie ein Mann aufstehen und rufen: „das Wort sie sollen lassen stahn". — Warum? Weil es so herrlich paßt und so prachtvoll bequem ist.

Was ist die Mehrheit? Also, natürlich: Der Unsinn! Woraus besteht die Mehrheit? Aus den „böotischen Banausen", den „geistlosen Geldprotzen" und den „stumpfnüstrigen Philistern"! Richtig! — Nun aber, ihr meine Brüder, kommt eine bängliche Frage: Was s o l l die Mehrheit? — — — O meine Freunde, leise, ganz leise laßt's uns sagen: sie soll unsre Bücher lesen, unsre Bilder kaufen, unsre Möbel anschaffen! — — — Denn: wir! wir loben uns freilich, einer den andern nach Gebühr, aber kaufen? — — — So muß denn also der „Stumpfnüstrige" dran! — — — Wahrlich, ein tragischer Konflikt! — — — Und wie soll man sich da herauswinden?

Ich sah einmal zu, wie ein Ladenbesitzer Einkäufe für sein Geschäft machte. Als er ein ganz gräßliches Stück erwarb, protestierte ich. — „Lieber Herr," sagte er gelassen, „ich kaufe hier nicht als Mensch, sondern als Verkäufer. Das Stück ‚geht', das Publikum will sowas." Und gelassen bestellte er ein Dutzend von dem Gräuel.

Ich weiß, nun fallt ihr alle über mich her und schwingt die Waffe, die euch der selige Schiller schmiedete, wider mich! — Gemach! Streuet ein granum salis auf euren Zorn! — Nicht dem ‚Kitsch an sich' soll hier das Wort geredet werden! Wohl aber soll einmal der Wahn bekämpft werden, daß es eine Schande ist, Publikum zu haben, und ein Verbrechen, sich nach dem Publikum zu richten. — — — Wer auf euch hört, muß glauben, daß alles, was besteht, nur wert ist, daß es zugrunde geht;

alle Tage entdeckt ihr neue Götter und baut ihnen den Altar auf dem noch rauchenden Scheiterhaufen des gestrigen Abgotts. — Unsterblichkeit wird einem Werk angeboren, sie läßt sich nicht einimpfen; das aber wollt ihr mit euren Tintenfingern. Und euer Tintengift verdarb schon manchen Unsterblichkeitskeim, ließ Eigenart zur Unart, Stil zur Manier werden. Wie? ist die Mehrheit wirklich der Unsinn, warum drängt ihr immer wieder an sie heran? — Oh, ihr Füchse, ich kenne euch! Ihr zündet Feuer an, nicht damit sie leuchten, sondern damit ihr eure Suppen daran kochen könnt. — — — Die Großen, die Unsterblichen brauchen euch nicht, sie wandeln ihre gewaltigen Bahnen nach eignen Gesetzen, sie sind Gestirne, nach denen sich die Menschheit zu richten hat. — — — Ihr aber schreit eure Lämpchen und Laternchen für Sterne aus und verlangt, daß man sich nach ihnen richte. Und ihr habt's erreicht mit eurem Geschrei. Wie reißende Wölfe seid ihr in die Scharen der Mehrheitslämmer eingebrochen und habt Verwirrung und Verderben in ihre Reihen getragen. — Ein Beispiel mag's zeigen — — —!

Der alte, nette Herr Lehmann! — Dreißig Jahre hat er emsig, ernsthaft und ehrlich gearbeitet; nun langt's, und er will sich's auf seine alten Tage bequem machen. Ein Haus will er sich bauen, es behaglich einrichten, seine Freunde darin fröhlich bewirten. Der Aermste! Schon naht der „kunstverständige" Freund, der „Alles" weiß, die „Moderne" kennt, den „Fortschritt der Kultur" studiert. — Ahnungslos erzählt ihm Herr Lehmann seine Pläne, schwärmt ihm von dem zukünftigen Hause vor, das er mit behaglichen Erkern, luftigen Balkons, spitzgiebligen Türmen erbauen will. — Und der Freund lächelt das Lächeln des Mitleidigen. Aber . . . er ist barmherzig; er rettet den ‚Banausen' vor der ‚Blamage'. Und siehe da, als Lehmanns Haus fertig ist, da sind die Balkons verschwunden, die Erker dahin, die Türmchen unterblieben. Der Freund lächelt gütig. Die Blamage ist vermieden. Welche Blamage? — D i e, daß Lehmann ein Haus nach Lehmanns Art bekam. — — — Nun ging's an's Einrichten. — O Lehmann, wenn dein Freund nicht war! Beim heiligen van de Velde! Du hättest einen Großvaterstuhl im Wohnzimmer gehabt, auf dem sich's behaglich sitzen ließ, und deine Frau einen Nähtisch, der wirklich wie ein Nähtisch aussah. — Und nun? — — — Was hängen wir an die Wand? — Der Freund wußte auch das. — Freilich, hier gab's Widerstand. Dieser rückständige Bursche, der Lehmann, hatte gedient, sogar die Feldzüge mitgemacht und wollte durchaus den „Kaiser Wilhelm bei Gravelotte" und „die Kapitulation bei Sedan" ins Wohnzimmer hängen, und ins Eßzimmer sollte ein Stilleben, mit Hummern, Austern und einer Sektflasche. — — — Der Kampf war hart, aber Lehmann unterlag. — — — Im Wohnzimmer hängt eine heftig entkleidete Dame — ein unaussprechlicher französischer Maler hat sie aus lauter farbigen Rechtecken zusammengesetzt — und im Eßzimmer wird der heilige Sebastian streng naturalistisch — man riecht's förmlich — zu Tode gebracht. — Mutter Lehmann hält die Wohnstube unter Verschluß, „damit die Mädchens den Greuel nicht immer ansehen", und die Familie speist im Kinderzimmer, weil der heilige Sebastian auf Vaters Appetit hemmend einwirkt. — — — Aber bei der Einweihungsfeier wandelt der Freund durchs Haus und man hört ihn denken: „Ja, wenn ich nicht gewesen wäre!"

Mancher wird nun rufen, „was ist daran so schlimm? Wenn der Freund auch kein Unfehlbarer war, wenns nach Lehmann ging, wär's noch viel größerer Kitsch geworden." — — Erlauben Sie, aber Lehmanns Kitsch, und das ist sehr wesentlich. Es gibt eine Menge Leute, die zwischen gepreßten Samtsofas und Muschelschränken ehrwürdig wirken, aber höchst lächerlich zwischen „raumkünstlerischen" Möbeln und pointillistischen Bildern ! — Und das ist das Schlimmste, der Kern der Sache. — — — Was habt ihr, ihr Halunken, was habt ihr, so frage ich, aus dem netten alten Herrn Lehmann gemacht? — Dreißig Jahre war er ein ehrlicher und aufrichtiger Mann. Ihr habt einen Heuchler aus ihm gemacht. — Seht ihn, wie er mit Kennermiene einem Besucher die quadrierte Dame zeigt wie er ihn (mit Wehmut im Herzen) zum heiligen Sebastian führt und ihm mit Polykratesgebärde (und Amasisgedanken) die neue „Diele" rühmt (in der er nie sitzt, denn „da zieht's immer").

Verdorben habt ihr ihn. Er geht in die Sezession, wo er in den Glaspalast möchte ; er raucht Zigaretten und möchte eine lange Pfeife haben ; er schwadroniert von Kubismus und Impressionismus und sehnt sich nach Thumann und Defregger. — — — Und es gibt viele Lehmänner und viele solche Freunde. — — Warum? Weil ihr mit eurem Geschrei die Lehmanns unsicher gemacht habt. — — Sie haben in arbeitsreichen Jahren nicht Zeit und Muße gehabt, jedem Stil-Entwicklungsirrgang nachzutraben ; nun betäubt sie euer Geschrei, und so sind sie, die beim Kauf einer Zehnpfennigzigarre mißtrauische Prüfer und Wähler sind, wehrlos in euren Krallen.

Aber euer Tun trägt die Strafe in sich selbst. Ihr verrichtet Sisyphus-Arbeit. Denn wenn eure Essays und Feuilletons gewirkt haben und die Mehrheit eingefangen ist, dann ist sie ja wieder Unsinn und ihr müßt von vorn anfangen. — — Was? Wollt ihr es bestreiten? Hießet ihr nicht jeden einen Idioten, der sich vor etwa einem Dutzend Jahre Stühle kaufte, die nicht aus tausend Schlangenwindungen bestanden, Schränke, auf deren Türe keine Schwäne schwammen, Tische, deren Beine keine Fratzen schnitten? — — Und heut? In meinem Eßzimmer steht ein mächtiges dunkles Buffet — Danziger Barock mit schweren Säulen und reichem Schnitzwerk ; und nebenan der Salon — jawohl Salon — der Gattin ist richtiges Empire mit bequemen hochlehnigen Sesseln. — Und auch zu mir kam der Freund und sah und sprach : „Wie kannst du es in diesem banausischen Milieu nur fünf Minuten aushalten?" — — — Sein Buffet ist ein grüner Kasten mit Glasscheiben, — wir nannten das früher Fliegenschrank. Besucht ihn und setzt euch in die Sessel seines Salons — Verzeihung : Empfangszimmers — aber lehnt euch nicht zurück ! Denn die Lehnen hören zwischen dem dritten und vierten Rückenwirbel auf und die ärztliche Wissenschaft steht noch machtlos vor den Rückgratsbrüchen. — — Und die Bilder? Als Lehmann bei Aufhängung der karrierten Dame leise murrte, da lächelte der Freund und sprach : „Freilich, diese Kunst wird erst in 50 Jahren anerkannt sein." Aber fragt ihn mal, ob er als Bräutigam schon die Schulbücher für seinen zukünftigen Erstgeborenen besorgt hat? Saugrob wird er werden ! Doch Lehmann, der mußte die Ausstattung für den Urenkel schon besorgen, sonst wäre er ja ein Banause, ein Stumpfnüstriger gewesen.

Pah, geht mir doch, ihr Feinde wahrer Entwicklung, ihr Irreführer und Volksverderber! — —

Und ihr Andern, Ernsthaften, die ihr gewisenhaft prüft und wägt; der Sache dient und nicht dem eigenen Rühmchen; die ihr nicht tobt und schreit, aber doch predigt und Gehör fordert: gebt der Mehrheit ihr Recht. — — Belehren sollt ihr, nicht vergewaltigen! Bedenken sollt ihr, daß nicht jeder so lernen, so an den Quellen trinken kann, wie ihr; — nicht jeder deshalb so sicher werten, so klar sehen kann, wie ihr. — Der Einwand, daß ihr es für ihn tut, daß er's also nicht nötig hat, ist falsch. — In solchen Dingen muß jeder nach seiner Fasson selig werden; darum helft ihm, seine Fasson finden, und drängt ihm die eure nicht auf; es nützt nichts, Lampen unter junge Keime zu stellen, sie wachsen darum nicht rascher, sondern sie verdorren.

W. D

* * *

Nachwort. Die Lehmanns machen mit, was sie nicht gern tun? Ist es ein Fehler?. Sie liefen sonst andauernd in Filzpantoffeln herum. Zweitens. Männer haben früh und mit Recht verlangt, daß die Frauen, auch gegen ihren Willen, emanzipiert werden. Drittens. Ein Kind lernt Mathematik, indem es zuvörderst nachbetet, ohne verstanden zu haben — bis es eines Tages deshalb versteht... Viertens. Komisch bleibt aber doch der Anblick von sovielen Rentnern (und Maurermeistern) eines emporstrebenden Volks, die „nicht ihr Leben leben."

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9 zu richten

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Zweiter Jahrgang No. 28 30. Mai 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

JNHALT:

Alfred Kerr.....Parlament
Frhr. v. Reitzenstein.....Ein Schülerselbstmord
Ernst Theodor.....Alsatica
Alfred Henschke..... | Fortgeschrittene Lyrik
Hermann Conradi..... |
Gerhard Hildebrand.....Verständigung mit England?
Vindex.....Konjunktur und Börse

Die Sünderin Gretchen — Film
In Sachen Wedekind

MÜNCHENER HUMOR

/ über Literatur / Kunst / Theater /

Herausgeber:
Graf Paul Keyserling

Mit satirischen Zeichnungen von Henry Bing, Seewald, Thesing, Hoerschelmann.

Preis Mk. 0.50

Hinter den Pseudonymen verbergen sich hervorragende Münchener Schriftsteller und Künstler.

Soeben erschienen:

ABEL

Zeitschrift für Sklaverei.
Herausgeber:
Balduin Bählamm



Aus dem Inhalt:

Offen. Brief an Erich Mühsam v. Balduin Bählamm.

Sklavenmoral von A. v. Gleichen-Rußwurm.

Wedekind und ich von A. K.

Gerichtstag v. Balder Olden.

Heimatkunst in Amerika v. Wahnfried Samuelson.

Münchener Kunst v. Roda Roda

München—Paris von le Moineau agile.

Ein Heft sprühend von Laune und Übermut.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und vom Verlag
HANS GOLTZ, U. Putze Nachfolger, München, Briennerstr. 8

PAN-PRESSE
PAUL CASSIRER

Druckerei für Künstler-Graphik

BERLIN W., Potsdamer Privatstrasse 121 J, part.

Fernspr.: Amt Lützow, 6350 **Leiter: Reinh. Hoberg**

Die Pan-Presse übernimmt Aufträge für ANDRUCK und AUFLAGE. Es sind NUR HANDPRESSEN für KUPFERDRUCK sowohl, wie für LITHOGRAPHIE und HOLZSCHNITT vorhanden. Da die Druckerei nicht von Handwerkern, sondern von Künstlern geleitet wird, kann jedem Anspruch auf künstlerische Ausführung entsprochen werden. Die Drucker sind gewöhnt, auf die Intentionen der Künstler einzugehen, daher können auch auswärtige Graphiker der Erfüllung ihrer künstlerischen Ansprüche versichert sein.

Parlament

Von Alfred Kerr

Die Erwählten sind heimgeschickt. Sollen sich ausruhen, bis vier Wochen vor dem Christfest.

Wie besorgt man um ihre Gesundheit ist. Sich erholen. Und nicht zu kurze Zeit.

Als wenn jemand in Kellereien mit edlen Gebinden duftenden Marcobrunners zum Aufseher äußert: „Aber Sie müssen jetzt einmal schlafen gehn! . . . Und schlafen Sie ja recht lange . . . . Wenn Sie vor elf Uhr morgen vormittag ankommen, bin ich ernstlich böse. Tun Sie was für Ihre Gesundheit! . . . Wiederkucken!"

* * *

Am letzten Tag der Tagung erschloß mir im Thing eine hinterlegte Karte (ganz frei ist der Zutritt nur für Polizisten) den Eingang zur Präsidententribüne mit nahem Blick auf die Rechte, die aus ‚hochgewachsenen Gestalten' (wie man zu sagen hat) mit Ausnahme des Leiters besteht; mit einem ferneren Blick auf den Nacken der Volksparteiler und Nationalliberalen, auf dem sie sitzen; und mit einem Weitblick auf die Sozialdemokratie, deren Leute bei geringer Massigkeit des Kadavers eine gewisse Zerseeltheit im Gesicht und manche Zerarbeitung zeigen.

* * *

Als ich eintrete, spricht Hermann Wendel. Am Nachmittag. Hinter schon bekannten Rednern. Er macht einen . . . eher konservativ-agrarischen Eindruck (mit praller Front, kurzgeschorenem Haar, Schmissen, blühender Farbe) — nur was er sagt, ist etwas dieser Richtung todfeindlich Entgegengesetztes. Der jüngste von Deutschlands Abgeordneten zog vor nicht allzu vielen Sommern durch Albanien, den Revolver im Gürtel; und er muß da nicht fehl am Ort gewesen sein. Er hatte zuvor in München Philosophie studiert und mehrfarbiges Tuch durch zwölf Monate ge-

tragen. Er ficht arglos und ungestüm (bei aller Neigung zum Epigramm). Er strahlt etwas ... wie soll man es nennen? ... etwas durch Kraft Beglückendes aus. Beim Sprechen wirkt er fortreißend wie ein Kaltblütiger, der nicht kaltblütig ist. Mit seinen achtundzwanzig Jahren steht er wuchtig-frisch, sehr unverschüchtert auf der Tribüne. Die Rechte, wenn er anfängt zu reden, äußert Knurrlaute; sie kennt ihn, — obschon er nur einmal zuvor gesprochen hat. „Apage!" Etwas ruht in ihm von Hauptmanns Jäger-Moritz, der starklaunig und entschlossen seinen Webergefährten zuruft: „Ich kenn' den Schwindel!"

Es bedarf heut einer solchen Gattung. (Meinetwegen eines jakobinischen S. C. mit erörterungsfähigem Gesichtspunkt.) Denn wir sollen, in drei Teufels Namen, vorläufig nicht lauter sanfte Heinriche werden. In dieser blöden Umwelt nicht. Wir haben unter der Bande zu kolonisieren. Ecco. Worauf es ankommt, ist eine Mischung von Gerechtsein und Rüdigsein.

* * *

Mittlerweile spricht Wendel fortwährend mit einem freundlich langbärtigen Greis, der ihm nicht von der Haut rückt. Ich wähne, das sei Kämpf. Aber es ist ein Staatssekretär; für die Finanzen. Der behandelt ihn wie seinen Enkelsohn, welcher ihn beerben soll.

(Möchte er.)

* * *

Als Krätke erwidernd redet, macht er zuvörderst, mit ergrautem Schnurrbart, einen vorteilhaften Eindruck. Aelterer Herr. Schlichtheit norddeutschen Akzentes. Als hätte man ihm ein glattes Unrecht zugefügt. Nein, sowas.

Später wirkt ein deutschkonservativer Graf Westarp nicht unsympathisch. Er spricht gewissermaßen sorgend; mit ruhig-klarer Stimme; von Ueberhebung ... aber keine Spur. Beamtenwohl! Ein Freisinniger dann wirkt honorablig. Ein Pole (auch Polen sind hie und da Menschen) wird behandelt, als ob er nicht atmete. Ein Lump, Mitglied einer physischen Minderheit, lebt überhaupt nicht. Hat nicht zu leben. Kschschschsch! ... Peter Spahn vom katholischen Zentrum: — sachredlich; ob er auch unverstehbar bleibt. Die ganze Lage, darin Deutschland sich heute wälzt, wird belichtet, wenn man erwägt: jeder Spahn tritt für den Polen lediglich auf Grund gemeinsamer Irrtümer ein;

auf Grund gemeinsamen Aberglaubens; nicht etwan aus erörterungsfähigen Gründen; um Gottes willen nicht.

Selbst wenn ein menschenvernünftiges Ethos durchzublicken scheint, nährt es sich von falscher Voraussetzung. Ehrensache.

* * *

Als Wendel zum zweiten Mal geredet hat, sitzt Krätke tief begossen da. (Nicht jene Begossenheit, so einem Gegner für den Augenblick ungewachsen ist; sondern eine haftend-innerliche; die gleich einem Bekenntnis wirkt.) Begossen, betropft, verstimmt, verstummt.

* * *

Am nächsten Morgen las ich Zeitungsberichte. Von allen Parteien.

Keine Spur. Kein Schimmer eines Widerscheins einer Ahnung eines Abglanzes eines Schattens eines Atoms der Idee eines Begriffs. Was gewesen war, war nicht geschildert. Was geschildert war, war kaum so gewesen. (Künstler sollten die tägliche Wiedergabe machen.)

* * *

An Wendel ist aussichtsvoll nicht nur, was er spricht. Sondern die Art, wie. Hinter meinem Urteil steckt wahrhaftig kein Entzücken vor Schneid: vielmehr eine Zweckfrage.

Hier steht einer, der eine Hoffnung bedeutet . . . nicht etwa der Sozialisten, sondern des Parlaments.

Ein Schülerselbstmord

Von Hans-Joachim Frhrn. v. Reitzenstein

Der Hauptmann der Kadetten-Kompanie stand in dem kleinen Versammlungszimmer vor seinen Offizieren. Eben war der letzte eilig eingetreten, und auf aller Zügen lugte hinter der Maske des Dienstgesichtes das bängliche Staunen über den dringlichen Ruf hervor.

Da klang des Hauptmanns Stimme durch den Raum, hart und hölzern :

„Meine Herren ! — Ich habe Sie bitten lassen, um Ihnen von einem traurigen — ja ich möchte sagen — unverständlichen Ereignis Mitteilung zu machen."

Er mußte pausieren. Denn seine Stimme setzte aus, und seine Zähne bebten leise gegeneinander. Dann raffte er sich zusammen und sagte kurz und rasch :

„Der Kadett von Schmettow hat sich vor zehn Minuten in der Gewehrkammer mit einem Dienstgewehr erschossen."

Einen Atemzug lang wehte die Unruhe des Erschreckens durch das Zimmer, dann hatte die glättende Hand der Disziplin ihre Arbeit verrichtet. Der Hauptmann hielt einen Zettel hoch :

„Das lag neben der Leiche."

Etwas wie Zorn ließ seine Stimme anschwellen :

„Es ist zum Heulen. — Diese Albernheit der heutigen Jugend. — Schülerselbstmord — ein Schulbeispiel :

Ich kann die Ungerechtigkeit von Professor Bensel nicht länger ertragen. Sie verletzt meine Ehre und treibt mich in den Tod. —

Was sagen Sie dazu, meine Herren? — Ist man da nicht einfach machtlos?"

Aber niemand wußte etwas zu sagen. Der Fall war noch zu neu im Kadettenkorps, noch zu wenig dem Schema unterworfen, als daß sich eine Meinung aus dem Aermel schütteln ließ.

* * *

In den nächsten Tagen herrschte unter den Kadetten eine ungeheure Aufregung. Die Stubengenossen des toten Schmettow waren die Helden des Tages und mußten wieder und wieder erzählen, was sie wußten und nicht wußten.

Und in Scharen umschwärmten die Jungens die Kommandeurwohnung, wie die Ameisen die Stelle ihres Baues umschwärmen, die der Fuß oder Stock eines Menschen zerstörte. Kam aber einer

der Vorgesetzten aus der Tür heraus, so starrten sie ihn, soweit es der Drill nur irgend erlaubte, atemlos an, als erwarteten sie von ihm eine ungeheuerliche Neuigkeit.

Inzwischen lief der Tatbericht schnell durch alle Instanzen, und die Untersuchung wurde mit peinlicher Genauigkeit betrieben.

Der Professor Bensel sagte aus, daß Schmettow seit einiger Zeit im Unterricht sehr zerstreut gewesen und dadurch in argen Rückstand gekommen sei. Natürlich habe er ihn öfters hart angelassen, sei aber nie über die Grenze des Erlaubten und Zweckmäßigen gegangen. Die Klassenkameraden bestätigten das. So traf den Professor eigentlich keine Schuld. Es war eben das typische Motiv des Schülerselbstmordes: Krankhaft verletztes Ehrgefühl.

Trotzdem hielt man es für besser, Professor Bensel durch Parolebefehl an eine andere Anstalt zu versetzen.

* * *

Am dritten Tage nach der Tat stand draußen der Pfarrer an der offenen Grube.

Er gab seinen Trost den Eltern, die wie versteinert und fühllos auf den schwarzen Sarg starrten und nur ab und zu mechanisch, wie ungläubig, mit den Köpfen schüttelten.

Er sprach zu den Kameraden des Verstorbenen, die, wie ein bunter Rahmen zu dem traurigen Bilde, Karree um das Grab bildeten. Seine Worte klangen väterlich, bittend, warnend und tönten hinauf zu den Baumwipfeln, hinweg über die Helme der Kadetten, die mit knabenhafter Neugier einen Blick auf den geheimnisvollen Sarg zu werfen versuchten.

Und ferner standen in dem Rahmen all die Vorgesetzten in ihren glitzernden Uniformen und liehen dem Bilde die würdige Pracht. Ihnen riet der Pfarrer, über dem einen Lamm nicht die Herde zu vergessen. Männlich sollten sie den Verlust eines braven Zöglings beklagen, aber auch verschmerzen.

„— — Gott der Herr ist unbegreiflich, und seine Wege sind unerforschlich. Er allein sieht seinen Kindern ins Herz. Er allein weiß, welch ein Kummer die Seele dieser jungen Menschenblüte bedrückte und ihre Gedanken verwirrte, so daß er in der Stunde der Umnachtung zur Waffe griff. Er allein war aber auch um ihn in der Zeit der Not, hob ihn auf und bettete ihn in seinen grundgütigen Schoß.

Möge der Allmächtige ihn hinübergeleiten zur ewigen Seligkeit. — Amen."

Und während in langer Reihe alle an das Grab traten, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen, perlten durch die grünen

Büsche die glockenklaren Töne des Anstalts-Chors mit den alten verheißungsvollen Worten:

„Da drunten ist Ruh' — — —."

Es war sehr feierlich.

* * *

Tage vergingen, und allmählich kam alles wieder ins alte Geleise.

Der Hauptmann saß in seinem Arbeitszimmer und plagte sich mit den Ausgabeheften seiner jungen Herde. Da klopfte es schüchtern an der Tür, und herein trat ein blasses, winziges Kerlchen mit einem ausgemergelten, hohlwangigen Gesicht. Der stand mit niedergeschlagenen Augen da und zitterte, daß die Aermel seines Waffenrockes leise bebten.

„Na, was bringen Sie Schönes?" fragte der Hauptmann gutmütig.

Der Knirps hörte die freundliche Stimme. Da war es mit dem letzten Rest seiner Fassung vorbei. Er fuchtelte wild mit den Armen und sprach wie im Fieber:

„Herr Hauptmann — ich kann es nicht länger aushalten. — Ich — ich muß ein Geständnis machen — und wenn ich dafür hingerichtet werde —."

„Na, na — immer ruhig Blut," besänftigte der Hauptmann und versuchte, ein Lächeln zu verbergen.

„Herr — Herr Hauptmann — ich melde, daß ich daran schuld bin, daß Kadett von Schmettow sich totgeschossen hat," polterte der wieder los und nahm eine militärische Haltung an.

Der Hauptmann prallte zurück.

„Bist du verrückt, du Wicht? — Was soll das heißen?"

Da ging es schon weiter mit allerhand fahrigen Gesten:

„Ja — mhn ja. Ich wollte ja immer nicht. — Ich konnte doch Schmettow nicht leiden. Aber er war doch Abteilungs-Strämmster. Da konnte ich mich doch nicht wehren, wie er mich als ‚Schuß' haben wollte. Er sagte immer, daß er ohne mich nicht leben könnte. Und dann hat er mir immer Muskelsträmmer geschlagen, wenn ich nicht wollte.

Und dann hat er mir befohlen, daß ich nur immer mit ihm gehen durfte. Und wie er mich mal auf dem Hofe mit meinem Freunde Malchow getroffen hat, der doch noch mein Freund von vor dem Korps als Zivilist war, da hat er mich nachher aufgelauert und mir einen fürchterlichen Gnatzkopf gegeben und gesagt, es gäbe ein Unglück, wenn ich ihm nicht treu wäre.

Und wie er mich dann noch mal mit Malchow gesehen hat, da ist er nachher ganz blaß gewesen. Jetzt wäre alles aus, sagt'

er. Und er würde sich tot machen meinetwegen, weil ich ein koketter Schuß wäre und mich verschuftet hätte, sagt' er. Ich wäre ihm nicht treu.

Zwei Feinde hätte er. Und denen wollte er noch eins eintränken: Professor Bensel würde er die Karriere verderben und mir die Gewissensruhe rauben, sagt' er. Dann gab er mir wieder Muskelsträmmer.

Ich dachte, er will mich einschüchtern und habe nicht dran geglaubt. — Am nächsten Tage war er tot — —."

Der Hauptmann hob seine gekrümmten Hände wie Tigerkrallen gegen den Kadetten. Plötzlich besann er sich. Mit einer Bewegung des Ekels wandte er sich ab, dem Fenster zu, und sagte nur halblaut:

„Ihr Schweinigels."

Der Kleine aber sank auf einem Stuhl zusammen und schluchzte leise vor sich hin.

In dem Hirn des Hauptmanns arbeitete es schwer.

Wieder hatte das Erbübel der Massenerziehung sein Hydra-Haupt erhoben und grinste ihn teuflisch, höhnisch an. Und wie sehr er auch nach einer Waffe suchte, das Schwert zu diesem Kampfe hat noch keiner zu schmieden vermocht.

Was nutzte es, wenn er hier ein trübes Wasser aufrührte. Zu retten war im Augenblick doch nichts mehr.

Da wandte er sich langsam nach dem Wicht um, der noch immer auf seinem Stuhl wimmerte.

„Was fällt Ihnen ein, sich hier herumzuräkeln vor Ihrem Chef! — Vorwärts! — Stillgestanden!"

Der Kleine fuhr entsetzt auf und gehorchte.

„Also — was hier vorgefallen ist, bleibt unter uns. — Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Im übrigen ist der ganze traurige Fall vollständig klargestellt. — Was Sie da schwätzen, ist alles Unsinn.

Ich befehle Ihnen als Ihr Vorgesetzter, sich ein für alle mal diese Torheit aus dem Kopfe zu schlagen. —

Und jetzt spreche ich zu dir als älterer Freund, mein Junge: Einem Toten soll man nichts Schlechtes nachsagen. Ein anständiger Kadett tut das nicht. — Schäme dich."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

* * *

Die Kompanie ging jetzt mit lauernden, gekniffenen Gesichtern umher. — Zu den unwahrscheinlichsten Tages- und Nachtzeiten wurden die Stuben revidiert. Keiner wußte, warum.

Nur der Knirps atmete auf und guckte vergnügt in die Welt. Er war unschuldig — der Hauptmann hatte es gesagt. Und dann ließen ihn die Großen jetzt ziemlich in Ruhe — der gefährlichen Kontrolle wegen.

* * *

Aber selbst des treuesten Wächters Auge wird einmal müd und schläfrig. Anderes, Greifbareres war zu erledigen. So ließ das Nachzittern der bösen Affäre allmählich nach, und langsam kam die große, komplizierte Anstaltsuhr wieder in ihren militärisch gleichmäßigen Gang.

Alsatica

Von Ernst Theodor

Ein elsässischer Pfarrer sendet an den Pan diese Worte.

Man sprach in diesen Maitagen nicht zum erstenmal vom Elsaß. Und man hat vor Monaten und Jahren schon größere Dummheiten behauptet — und gemacht, und war der Meinung: anders durfte man nicht reden und jede andere Methode wäre Verrat am Deutschen Reich.

Aber es ist uns doch eins aufgefallen, als man nach der Maienfahrt Wilhelms II. in das Elsaß und nach dem Kaiserwort, das eine fatale Aehnlichkeit mit Sätzen der „Post" hatte, über uns „verhandelte". Als der Straßburger Strafrechtslehrer van Calker darüber sprach, was er von uns hält (er wohnt lange genug unter uns und besitzt ein seltenes Maß von Objektivität neben seiner Begeisterung für sein Preußenland), rückte man zusammen und reckte die Köpfe, ungefähr so, als priese einer die Vorzüge und märchenhaften Wunder eines neuentdeckten Erdteiles.

Van Calker ist Preuße — und kennt uns. Ich glaube sogar, daß er uns ein wenig gern hat. Das hörte man aus seinen ersten Sätzen heraus. Darum machten seine „Mitteilungen" von vornherein Eindruck. Er ist ein Phänomen. Denn man weiß, daß er ehrlich ist, ehrlich und unbestechlich, daß er nicht einmal sich selbst besticht — um eine gute Rede zu halten. Auch Naumann sprach seinerzeit (seine parlamentarische Zeit ist vorläufig vorbei) klug und gewinnend von uns. (Wir haben einige Freunde, die von uns reden, wie der Onkel von einem vielgescholtenen Neffen.)

Aber Naumann glaubte man nicht so ohne weiteres. Naumann läßt sich bestechen!

Van Calkers Darlegungen lauschte man!

O, dies naive Lauschen! Dies naive Deutschland, das sich heute noch und immer wieder gern über das elsässische Problem orientieren läßt.

Ihr könntet's leichter haben — wenn ihr Augen hättet und Ohren und nicht mit den Augen der „Rheinisch-Westphälischen" sähet und mit den Ohren hörtet, die sich erst dann öffnen, wenn ein „nationaler" Ton sie trifft.

Aber ihr seht mit diesen Augen und hört mit diesen Ohren.

Auch Wilhelm II. sieht uns so und, so gern und so oft er Monsieur le Baron Hugo Zorn de Bulach zuhört, wenn Monsieur le Baron ihm von seinem Elsaß erzählt — er hörte diesmal nicht, was ihm der deutsch gewordene Edelmann aus dem Unterelsaß gern gesagt hätte; die Trompete schmetterte zu laut und Hugo Zorn von Bulachs Stimme ist nicht durchdringend genug.

Die Bayernexzellenz Mandel hat ein robusteres Organ.

Und nun laufen wir, trotz van Calkers Reichstagsrede, wieder zwischen den schwarz-weiß-roten Grenzpfählen, die niemand von uns umrennen will, um, wie die Waisenkinder: wir wissen nicht, wo wir unterkommen sollen.

Wir haben brav deutsche Politik gemacht, mit deutsch-politischem Werkzeug. Graublockpolitik. Antinationalistenwahlkämpfe fochten wir aus. Brav und tüchtig. Und die Schlappe, welche die Nationalisten erlitten, wäre den Sozen*) und Liberalen noch höher anzukreiden, wenn es nicht so lächerlich leicht gewesen wäre, sie zu „überwinden". Und das elsaßlothringische Zentrum ist brav deutsch. Es sage uns jemand, wie es noch deutscher sein könnte.

Daß es gegen den Gnadenfond stimmte? Ach, du lieber Gott, man lasse ihm doch die Gelegenheit, sich demokratisch zu brüsten. Man nehme das nicht so tragisch. Antinational sein? Das Zentrum braucht doch Herrn Mandel noch viel zu oft, als daß es so töricht wäre, in antinationaler Gesinnung zu machen.

Aber das Mißtrauensvotum vom 7. Mai! Man vergesse nicht, daß der Grafenstadener Fall der Prüfstein für die nationale Gesinnung der neugeschaffenen zweiten Kammer sein sollte! Mit der ersten Kammer ist ja nicht viel Staat zu machen. Ihre Vota stehen nicht einmal bei denen hoch im Kurs, die sie als eine sichere Garantie gegen kindisches Gebahren der Volksvertretung

*) Der Verfasser meint die Sozialdemokraten.

gewünscht und erdacht haben. Aber: wozu die Verärgerung? Warum ist man erstaunt? Hat man nicht, als man diese erste Kammer schuf, mit faux pas der zweiten gerechnet?

Droht Wilhelm II. immer dann mit einem Scherbengericht, wenn seine Preußen darauf bestehen, daß das Versprechen der Thronrede endlich eingelöst werde?

* * *

Wenn man nicht wollte, daß wir uns regen, daß wir unsere Meinung ehrlich sagen: warum gab man uns dann das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht, und warum beließ man es nicht bei dem amtlich leicht zu beeinflussenden Filtriersystem, mittels dessen man den alten Notablenausschuß unter der Aufsicht der Kreisdirektoren kürte? Allez, Messieurs! Sie vergessen, was gestern war und mit welcher Beredsamkeit Sie uns diese Verfassung gepriesen haben. Lassen Sie uns doch ein wenig von ihr Gebrauch machen.

„Das alles" sind Regungen einer versteckten antideutschen Stimmung und Agitation? Sie haben sich immer getäuscht?

Messieurs! Das glauben Sie selber ja nicht. Sie glauben an keine Gefahren. Sie wissen doch, wie viele Aufpasser immer noch im Lande sitzen. Sehen Sie, Sie fanden es ja auch ohne viel Mühe heraus, welche „Gesinnung" jener Grafenstadener Direktor hat, der so unverdientermaßen in Deutschland berühmt geworden ist.

Das ist's, was Sie enttäuscht hat: in der zweiten Kammer sitzen einige Herren, von denen Sie bis heut annahmen — ich will Ihnen entgegenkommen — annehmen durften, daß sie auf Ihr anerkennendes und mit Gold nicht zu bezahlendes Lächeln nie verzichten werden. Und nun stimmten sie, jene Herren, auf die Sie bauten, mit abgewandtem Gesicht (weil sie den Ausdruck der Schmerzen auf dem Angesicht des Herrn Mandel noch nicht ohne Ueberwindung ertragen können) für das Mißtrauensvotum. Die Einhelligkeit, die man — so sehr sind wir verwelscht — hier im Land union nécessaire nennt — die hat Sie frappiert. Gestehen Sie das getrost ein.

Und ich will Ihnen sagen, daß unsere Abgeordneten mit der Unabhängigkeit und Ehrlichkeit ihrer Wähler mehr rechnen müssen, als mit Ihrem Lächeln.

Ich will Ihnen noch eines sagen: wir sind so brav, wie Sie sich uns nicht braver wünschen können. Wir mögen allerdings alten Hausrat, von dem I h r e besten Männer uns selbst dutzendmal gesagt haben, daß er einen nicht ganz geringen Wert hat, nicht zu unserer Tür hinauswerfen. Wir halten an unserer „Kultur" fest. Aber: der Hausrat hat doch mit „Gesinnungen" nichts zu tun.

Das war schon unsere Meinung, ehe Sie uns zwischen Rhein und Vogesen wieder auffanden, die verlorenen Kinder. Ein wenig ist dieser Hausrat übrigens durch deutsche Werkstätten gegangen. Denn wir lasen schon vor dem Jahre 1870 deutsche Bücher und sangen deutsche Lieder. Und besuchten deutsche Universitäten und brachten allerhand von unseren Fahrten mit.

Aber lassen wir das. Denn schließlich: Sie freuen sich doch, daß wir sauber und nett wohnen, wenn Sie zu uns kommen, und wir wissen, daß auch der Kaiser ein Auge für unsere Intérieurs hat.

Wenn noch „Gesinnungen" da sind, die sich nicht leicht auf eine Formel bringen lassen, von denen man aber wohl behaupten kann, daß sie in Krieger- und Schützenvereinen verpönt sind: Sie werden sich doch darüber nicht täuschen, daß man die mit einem Anathema austreibe.

Lassen Sie uns doch nur einmal aufatmen. Sie gaben uns ja vor fünf Minuten erst unsere Verfassung. Nun wir sie einmal in den Händen drehten und — nach Ihrer Meinung — etwas ungeschickt hinstellten, wie der Junge die nagelneue Lokomotive am Weihnachtsabend, nun sollten Sie nicht gleich ungeduldig werden.

Man wollte uns, als es noch den Protest im Elsaß gab, glauben machen, Sie wären kleinlich, engherzig, Pedanten, Menschenfresser. Es ist nicht wohlgetan, wenn Sie, nun da es keine Protestler mehr gibt, in dasselbe Horn blasen und sich als kleinliche, engherzige und ungeduldige Pädagogen vor uns hinstellen. Das wäre wahrhaftig nicht wohlgetan.

Ihr Herr von Bethmann Hollweg ist ein so wundervoll langmütiger und geduldiger Herr. Wundervoll! Warum wird er jetzt gleich so nervös, wenn sie ihm mit anonymem Tratsch kommen, mit Stank, hysterischem Geschrei und hysterisch verzerrten Gesichtern? Warum?

Man lächelt zu wenig im Reichstag. Und Bethmann Hollweg — nein, das kann er nicht, lächeln. Wie Großväter lächeln können! Das wäre eine feine und wirksame Methode.

Wir wissen ja, wer Ihnen das Lächeln als die große Gefahr genannt hat! Und immer wieder nennt. Wir wissen, daß Brandbriefe von Straßburg abgehen: attention! Das Reich ist in Gefahr! Jedesmal aber, wenn wir davon hören, schauen wir uns sehr verwundert an: daß wir solch gefährliche Leute sein sollen! Wie? Herr Heyler in Grafenstaden steht immer noch auf dem Kopf! Das hätte er sich nie, wahrhaftig nie gedacht, daß er so gefährlich wäre.

Das elsässische Problem? Wir hier, wir Elsässer, kennen keins. Sehen Sie, das sind wir: Kinder von Eltern, die französisch

waren. Leute, die unten an den Vogesen wohnen und wohl einmal über die Vogesen fahren. Und wir lesen dann und wann französische Zeitungen und wir haben uns halt einmal in einen Lebensstil hineingewöhnt, der einige Aehnlichkeit mit dem unserer Großväter und Großmütter hat. Wir sagen zu einander: Bonjour, monsieur! Und sagen auch, anstatt „Mahlzeit" bon appétit! Und schimpfen nicht auf alles, was „welsch" ist (zum Teil schon, weil wir Ihren Goethe kennen!) Und ein wenig sind wir Demokraten. (Darum holen wir uns manchmal aus Württemberg oder Bayern demokratische Redner herüber.)

Sonst aber: wir laufen zwischen den deutschen Grenzpfählen herum und hätten gern unsere Ruhe. Fühlten uns gern im Elsaß, das seit 1870 wieder deutsch ist, daheim.

Ist das etwas Besonderes?

Wir können es nie verstehen, und wenn noch Jahrzehnte darüber hingehen, daß man sich über uns den Kopf zerbricht.

Es gibt kein elsässisches Problem.

Es gibt nur ein Elsaß, das gern, und wenn möglich, von morgen ab Ruhe hätte. Ruhe vor den chronischen Vivisektionen, die weder angenehm noch schön sind.

Fortgeschrittene Lyrik

Zwei Gedichte; desselben Titels; das eine dem Pan gesandt.

(Das andere, von Hermann Conradi, dem früh Betrauerten, steht in der von Georg Müller verlegten reichen Gesamtausgabe dieses Flutend-Verflutenden . . . Man sehe, wie dekorativ es wirkt: nach den Stadtversen des Heutigen.)

I

Schlaflose Nacht

Von Alfred Henschke

Uebermüdet schlaflos lieg ich in den Decken,
Schon malt der junge Tag lichtgraue Flecken
Auf Ofen, Stuhl und Lampenknauf.
Das Fenster steht sperrangelauf.
Ein Hund läuft über den Asphalt, sein Halsband klappert.
Es tickt wo eine Uhr. Der Bäckerjunge tappert
Und schleppt im Sack Verschlafenheit und Bemme.
Von nebenan schwirrt, summt aus der Kaschemme

Ein trübes Lied auf trübgestimmter Zither . . .
Die Zunge jappt im Gaumen rauh und bitter,
Ich hole dürstend Glas mir und Karaffe:
Da ist die Sonne jenseit aufgetaucht,
Von rosagelbem Wolkendampf umraucht
Und formt im Glase eine Goldagraffe,
Als wolle sie die letzten grauen Schlangen
Der Nacht mit einer goldnen Schlinge fangen.

II

In schlafloser Nacht

Von Hermann Conradi

Ich liege schlaflos. — Die Gedanken kreisen
In alten und in neuen Geleisen.

Die Enge drückt mich — es drückt mich die Nacht —
Wehe dem Armen, der einsam wacht!

Wehe dem Armen, der einsam büßt,
Dem nichts den Wermut der Reue versüßt!

Ich liege schlaflos . . . und alles still . . .
Es atmet die Nacht, die vergeben nicht will . . .

Da klappert ein Schritt die Straße heran . . .
Ein leiser Gang . . . Und er schwillt an . . .

Und in mein einsam Kämmerlein
Flutet ein Lied der Sehnsucht hinein . . .

Ein Lied so ergreifend, so mild und so schwer . . .
An Entsagung so voll . . . an Entzücken so leer . . .

Da faßt es mich jäh — ich walle empor . . .
Tönt in mir ein brausender Engelchor?

Ich hebe mich auf — ich atme bang —
Und mich bezwingt unheimlicher Drang . . .

Oh! Könnt' ich dich an die Brust wild reißen —
Dich, die ich habe gehen heißen!

Ich hielte dich sicher — und du vergiebst —
Und du sagst mir noch einmal, daß du mich liebst!

Die Schritte verhallen . . . Es schweigt der Gesang . . .
Es bröckelt meiner Seele dämonischer Drang . . .

Nun wieder Stille . . . Es atmet die Nacht.
Wehe dem Armen, der einsam wacht!

Der einsam nach Verlorenem spürt . . .
Es atmet die Nacht — schicksalknüpfend und gerührt.

III

Den gleichen Unterschied, des Makartmäßigen, zeigen fernere Strophen verwandten Inhalts von jenem Conradi:

Wie ist der Tag so weit . . .

Im Sklavendienst der Lüge
Hab' ich den Tag verbracht . . .
Nun hat den Zauberschleier leis
Herabgesenkt die Nacht.
Es schweigt verträumt die Runde,
Nur leis der Nachtwind rauscht —
Ich aber mit brennendem Munde
Habe Stunde um Stunde
Mit Geistern aus mächt'gem Grunde
Wilde Zwiesprach getauscht.

Ha! Wie er mich umflattert
Der Geister toller Schwarm!
Wie er mich preßt mit trunk'ner Lust
In seinen Riesenarm . . .
Wie Frage er auf Frage
In meine Seele schreit!
Und ob ich bang verzage,
Die Brust mir blutig schlage
Und bete, daß es tage —
Wie ist der Tag so weit!

Verständigung mit England?

Von Gerhard Hildebrand

Dieser Beitrag Hildebrands war gesetzt und die Korrektur vom Verfasser gelesen, — als im „Berliner Lokal-Anzeiger" der Aufsatz eines offenbar amtlich Unterrichteten über die neuen Beziehungen zwischen dem Reich und England sprach. „Seit langen Jahren hat sich die Stimmung beider Völker sowie die allgemeine Lage nicht so sehr zu einer Annäherung und Verständigung geeignet." Die Zeiten, da ernste Männer „in düsteren Tönen von der blutigen Auseinandersetzung mit England als von einer unumgänglichen Notwendigkeit sprachen", seien um.

Hildebrands Vorschlag widerspricht (und entspricht) einer Frage des dort sprechenden Staatsmannes: „Sollte es wieder einmal die Türkei sein, auf deren Kosten die europäischen Mächte ihre Karten mischen?"

Marschall soll mit großen Hoffnungen nach London gehen, auf Grund vervollständigter Aktenkenntnis. So hört man, aber was hört man nicht alles? Wäre es nicht möglich, daß er nur noch die eine Hoffnung hat, einen guten Rückzug aus der Türkei zu finden? Türkischer Freund, italienischer Bundesgenosse: Fast eine ausweglose Situation. Aus ihr herauszukommen, mit dem Schein des Aufrückens, mit der Aussicht auf einst zwar nicht glänzendes, aber doch erträgliches deutsch-englisches Arrangement. (Anständiges Provisorium, weil hier nur Entspannungen von Fall zu Fall denkbar sind, wenn nicht ganz große Politik einsetzt!) Wäre es nicht möglich, daß der Mann alt, müde geworden ist? Oder wenigstens keinem von den Heutigen das Zeug zutraut, mit dem — — — er in London Epoche machen könnte?

Er könnte jetzt die Sache im östlichen Mittelmeer gehen lassen. Gebärde: Ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten. Sogar von London aus könnte man den Schein des Anstandes wahren, weil eben alles so heillos verfahren ist. Und das Bequemste wäre es sicher. Aber ob ihn der Ehrgeiz schlafen läßt? Nicht den gemeinen meine ich, sondern den anderen, tieferen: den, die Arbeit eines halben Menschenlebens nicht in der Stunde der gefährlichsten Krisis ganz preiszugeben. Wenn Marschall diesen Ehrgeiz hat, dann ist London jetzt gerade der richtige Platz für ihn. Der allein richtige. Nur mit London ließe sich jetzt noch etwas machen.

Aber es ist schwer, sehr schwer. Ganz große Politik gehört dazu.

Nicht an Projekten, nur an Problemen soll das gezeigt werden: An Problemen, die wie Projekte aussehen. Die so gefärbt sind, wie Projekte, weil nur auf diese Weise deutlich gemacht werden kann, wie schwer es ist, wie große Politik dazu gehört. (Um Projekte zu machen, dazu sind Staatsmänner nötig, die sie durchführen. Es kann also alles ganz anders kommen.)

Italien kann aus Tripolis nicht wieder heraus. Auch wer volkswirtschaftlich weniger davon überzeugt ist, wie ich schon vor Beginn des „Abenteuers" davon überzeugt gewesen bin, muß es doch politisch jetzt zugestehen. Tripolis ist unwiderruflich italienischer Ehrenpunkt geworden. Und in Kreta kann die Türkei auch nicht mehr lange auf ihrem Schein bestehen. Wer will denn die Leute dauernd zwingen, wenn sie nun einmal nicht wollen? Nachdem fast alle Türken hinaus sind? Während Griechenland wartet? Während im eigenen Hause Arbeit in Hülle und Fülle ist, in Mazedonien, in Albanien, im Jemen?

Nein, es geht nicht, bei aller Türkenfreundschaft. Tripolis und Kreta würden doch nur Klötze am Bein bleiben, und die Türkei ist sehr schwach auf den Beinen. Und für ein ehrliches Desinteressement in Albanien, von seiten Griechenlands, Italiens, wäre es wahrhaftig kein zu teurer Preis, die Klötze am Bein loszuwerden.

Dennoch: Diese Liquidation der Hamidischen Erbschaft ist für die junge Türkei sehr bitter. Schlag auf Schlag nur zu verlieren, auch wenn alles nur Schein ist, wenns in Wirklichkeit längst verloren war: Rumelien, Bosnien, Aegypten, Tripolis, Kreta. Man muß sich nur wundern, daß diese Türken so viel Ruhe besitzen. Daß sie nicht wie wilde Tiere über den alten Sultan herfallen, ihn in 1000 Stücke zerreißen; daß sie seine Schuld tragen, als sei es ihre Schuld. Wäre das in jedem „Kulturstaat" Westeuropas möglich? Man muß sie bewundern, diese Türken, mit der höchsten Bewunderung, die es gibt: Für die ruhige Tapferkeit im unverschuldeten Unglück.

Das ist eine Nation, aus der noch wieder etwas werden kann. Und es wäre nicht gegen das Interesse Londons und Berlins, wenn aus ihr wieder etwas würde. Aber große Politik ist dazu nötig.

Mit Persien scheint es ganz und gar nicht mehr zu gehen. Langsames Verbluten. Schweres Röcheln. Gewiß, es hat nicht an Nachhilfe gefehlt, von Süden wie von Norden. Oft ist die Absicht so deutlich gewesen, daß sie verstimmen mußte. Aber ohne die unglücklichen Verkettungen der europäischen Politik hätten es weder England noch Rußland soweit kommen lassen dürfen. Genauer: Sie hätten sich gegenseitig nicht soweit kommen lassen dürfen. Daß Rußland das ganze kostbare Nordpersien als seine Einflußzone erhielt (gegen eine nicht viel mehr als strategische Abfindung Englands im Süden), hätte England nie zugeben können, wenn es nicht um des deutsch-englischen Gegensatzes willen eine Verständigung mit Rußland gebraucht, zu brauchen sich eingebildet hätte. Um der Nordseefragen willen glaubte es den bei weitem fruchtbarsten und bevölkertsten Teil Persiens opfern zu müssen.

Gleichviel, die Konvention vom August 1907 besteht und ist die einzig mögliche Grundlage für alles weitere. Auch Deutschland hat sie anerkannt, soweit der russische Teil in Frage kommt: Gegen die bekannten russischen Zugeständnisse im Bagdadbahngebiet, die die Verbindung mit Nordpersien sicher stellen. Es war, rebus sic stantibus, ein nicht übler Schachzug, den die Engländer vergeblich in Konstantinopel als antitürkisch zu verwerten suchten. Aber sie selber hatten ja angefangen, ihre Preisgabe des türkisch-armenisch stark beeinflußten Aserbeidjan (mit all dem übrigen) an Rußland war den Türken nichts weniger als angenehm ge-

wesen, und die ganze englische Politik am Persischen Golf, in der Bagdadbahnfrage, in unzähligen arabischen Einzelfällen wenig geeignet, Anschwärzungsversuchen von dieser Seite ein sehr williges Ohr zu öffnen.

Soweit liegen die Dinge also unwiderruflich fest. Was geschehn ist, ist geschehn. Aber, wenn es mit Persien über kurz oder lang wirklich zu Ende gehen sollte — es gäbe doch noch die Möglichkeit einer letzten, kühnen Wendung, einen Augenblick, bevor alles verloren ist.

Ist Rußland tatsächlich erst einmal bis an die Linie Kermanschah-Ispahan-Jesd vorgerückt, die ihm englische Besorgnis vor Deutschland zum unverhohlenen Aerger aller indischen Spezialisten bewilligt hat, dann soll der Teufel es hindern, die paar hundert Kilometer bis zum Persischen Golf eines Tages im Sturmschritt zu nehmen. England wird es sicher nicht können, es mag Schiffe schicken, so viel es will. Und Indien von Truppen zu entblößen (wie wenige sind es obendrein, Rußland gegenüber) wird stets gefährlich sein. Von Turkestan und von Armenien her werden sich die russischen Kolonnen vorschieben, massenhaft, unwiderstehlich. Rußland müßte schon im asiatischen Osten und im europäischen Westen zugleich gepackt werden, wenn es daran gehindert werden sollte. Aber weder die ostasiatischen noch die westeuropäischen Nachbarn Rußlands haben unter allen Umständen ein Interesse daran, England die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Und auch die lückenloseste Landverbindung zwischen Alexandrien und dem Sind oder dem Pendschab würde den Engländern nichts nutzen, wenns in Aegypten und Indien zugleich losbrennt. Nein, der transarabisch-persische Schienenweg, so viel er auch kommerziell bedeuten mag, ist strategisch nicht das wert, was seine Enthusiasten von ihm geträumt haben. 3½ Tausend Kilometer Luftlinie, das ist keine ernsthafte Verbindung, wenn gerade in der Mitte die starken Kolonnen den Hieb dagegen führen, aus 300, 400 km zurückliegender, absolut gesicherter Position.

Es scheint, daß die Engländer allmählich dahinter kommen. Es ist möglich, daß ihnen das Abkommen vom August 1907 den Magen zu drücken beginnt. Es sieht so aus, als ob sie vor der Liquidation Persiens Angst bekommen hätten. Es wäre denkbar, daß sie zu einer kühnen Wendung den Entschluß fänden.

Die Wendung könnte darin bestehen, daß die Engländer zu den Türken sprechen: Liebe Leute, seid vernünftig, laßt die Klötze ruhig fahren, die ihr am Bein habt, und die die Italiener und Griechen euch abschneiden wollen. Es geht ja doch nicht anders. Aber wir wissen, daß ihr moralisch, politisch, die Operation nicht ohne schwere Krisis übersteht. Wohlan, euch soll geholfen werden! Für das, was ihr zum Schein verliert, sollt ihr etwas Wirkliches gewinnen! Seht: Wir rücken jetzt von Indien her an die Linie Bender Abbas-Kerman vor, und die Russen brennen darauf, an die Linie Ispahan-Jesd zu kommen. Wir könnens (der Teufel soll uns holen) nicht mehr hindern. Aber wir brauchen euch, um die Folgen zu parieren: Ihr müßt euch aus der persischen Masse Luristan und Arabistan schneiden, auf das die Russen glücklicherweise noch keinen Anspruch haben. Wir gebens euch, auf die einzige Bedingung hin, daß ihrs mit Nägeln und Zähnen verteidigt. Baut Bahnen, Festungen, soviel ihr wollt, auch am Persischen Golf. Wir können euch da gut vertragen,

denn eure ganze Türkei gehört zum westeuropäisch-indischen Wirtschaftsgebiet. So lange ihr da seid, hat unser Handel nichts zu fürchten. Nur die Russen dürfen nicht hinkommen: Die zerstören uns Handel und Macht zugleich.

Kämen die Engländer zu dem Entschluß, so zu sprechen, dann hätten sie die letzte Möglichkeit ausgenutzt, am Persischen Golf gegen Rußland ein starkes Bollwerk zu errichten, ohne den Vertrag von 1907 zu verletzen. Nur hinzugefügt hätten sie ihm was.

Deutschland hätte zwei Gründe, solch englisch-türkisches Arrangement zu unterstützen: Den wirtschaftlichen, daß es den Aufschwung der Türkei im ganzen, in Vorderasien, am Persischen Golf uneingeschränkt wünschen muß. Den politischen, daß es Bundesgenosse Italiens und Freund der Türkei zugleich ist. So weit, so gut. Aber Deutschland riskiert auch etwas dabei. Es riskiert russische Verstimmungen, ohne die Sicherheit, den englischen Argwohn loszuwerden. Es riskiert also, sich zwischen zwei Stühle zu setzen. Denn die Russen würden nur knurrend und murrend ertragen, daß sich ihnen die Türkei quer vor das letzte Stück Weges zum Persischen Golf schiebt. Politischer Hochdruck wäre nötig, um sie soweit zu bringen, daß sie sich das gefallen lassen. England und die Türkei allein könnens nicht; Deutschland müßte helfen, und Deutschland riskiert etwas dabei. Darum könnte das persisch-türkische Arrangement nur den einen Teil einer deutsch-englischen Verständigung bilden: Den Teil, der ihm zwar nicht wenig nützt, aber doch überwiegend etwas kostet. Der andere Teil könnte nur sein: Sicherheit gegen englische Bedrohung.

Sicherheit gegen englische Bedrohung, was ist das? Von dem Handel rede ich nicht, der hat unter normalen Verhältnissen nichts zu fürchten, weil er England und Deutschland zugleich angeht. Soweit die Flotte dazu da ist, den Handel zu schützen, ist sie altes Eisen. Handelsbedrohung wäre stets nur Nebenerzeugnis einer englisch-deutschen Auseinandersetzung. Was Deutschland zu fürchten hat, ist immer nur, was es bisher schon erleben mußte: daß ihm die Engländer nichts an Zuwachs gönnen. Solange das dauert, wird der deutsche Rüstungsschneid überwiegen, und das Interesse an der russischen Freundschaft. Naturgesetze lassen sich nicht umstoßen. Wer die Rüstungsbeschränkung wünscht, muß ihre Vorbedingungen wünschen: Die Entspannung, die Befriedigung berechtigter Interessen. Sind Türkei und China erst einmal wieder stark, dann wird der russische Druck für uns nicht so gefährlich mehr sein: Er muß sich auf zu weite Grenzen verteilen, und bei uns im Westen hat Rußland nichts zu gewinnen, was ihm, gegen uns nichts zu verteidigen, was uns von dauerndem Wert sein könnte. Mit der Landrüstungsnot stehts also nicht so gar gefährlich. Ihr ließen sich bei gutem Willen mit der Zeit erträgliche Grenzen setzen. Die wachsende Seerüstung ist die schwerere Not. Aus ihr erst einmal herauszukommen, hieße mehr als aufatmen, hieße den Schrecken ohne Ende los werden.

Deutschlands überseeische Bedürfnisse sind nicht unstillbar. Es ist ein Irrtum der Engländer, daß sie uns einen Appetit zutrauen, so groß wie ihren eigenen. Davon kann gar nicht die Rede sein, denn die Zeiten haben sich geändert: Von der extensiven Kolonisation ist der Uebergang

zur intensiven möglich geworden, und bald wird er notwendig sein. Man kann nichts mehr dabei gewinnen, unendliche Landflächen so obenhin abzugrasen, man muß was in den Boden hineinstecken, aus dem man was herausholen will. Es gibt also im 20. Jahrhundert koloniale Saturiertheit, wie es im 19. nationale Saturiertheit gegeben hat. Nicht unser Appetit — der Appetit der Engländer ist es, der sie bisher verhindert, das zu erkennen. Aber sie sind gescheit und werden lernen. Sie werden begreifen, daß eine Nation wie die deutsche ihrer ganzen Anlage nach den Uebergang zur Intensiv-Kolonisation einer ewigen Unruhestiftung bei weitem vorziehen muß, und daß es bei diesem Kolonisationsideal ebensowohl ein Minimum wie ein Maximum des Kolonialbesitzes gibt, die beide nicht ungestraft mißachtet werden können.

Mit anderen Worten: Eine Verständigung mit England wäre nicht ausgeschlossen, wenn die Engländer sich unseres Minimum-Bedürfnisses, wenn wir uns unseres Maximum-Bedürfnisses bewußt würden, und wenn dann ganz große Politik sich der Sache bemächtigte. Hier laufen Verbindungsfäden von Persien nach Afrika. In Afrika könnte Deutschland bei einigem Verständnis Englands für seine kolonialen Bedürfnisse so viele hypothekarische Sicherheiten erlangen, daß die Minimumgrenze erreicht würde und selbst die Maximumgrenze nicht außer allem Bereich des Realisierbaren zu bleiben brauchte. Verstünde jemand, das Verständnis Englands dafür zu wecken, verwertbare Zugeständnisse von ihm zu erlangen, dann würde wohl die Möglichkeit gegeben sein, einen genügend großen Teil deutscher Seerüstungseiferer für den Gedanken einer Flotten-Verständigung zu gewinnen.

Und dann wäre der andere Teil einer deutsch-englischen Generalabmachung fertig, deren eine Hälfte den russisch-vorderasiatischen Osten betrifft: der Teil, bei dem auf seiten Deutschlands das Gewinnkonto größer ist als das Verlustkonto.

Aber ganz große Politik wäre nötig, um ein solches Werk zustande zu bringen. Der Freiherr Marschall von Bieberstein ist Vorderasien-Politiker genug, um nach dieser Richtung hin englische wie deutsche Interessen scharf zu erkennen und sorgsam abzuwägen. Und er hat in der Türkenpolitik der Erfolge zu viele erzielt, um sie nach einem halben Menschenalter leichtfertig aufs Spiel zu setzen. Ob er auch die andere Seite genügend überschaut? Und ob er neben dem Ehrgeiz (jenem tieferen Ehrgeiz) die Macht besitzt, ganz große Politik gegen die Neigungen zur Stapellaufpolitik durchzusetzen? Und ob er imstande sein wird, den Engländern das vom Minimum und vom Maximum deutlich zu machen? Und ob die Engländer begreifen werden, daß sie den Fehler von 1907 nur gut machen können, wenn sie sich die Lebenskraft der Türkei und die Lebenskraft Deutschlands zunutze machen?

Lord Haldane ist zum zweiten Male nach Deutschland gekommen, privat, ganz privat. Aber Marschall geht offiziell nach London, ganz offiziell. Und dann: Sollte eine Verständigung mit England nicht ebenso möglich sein, wie sie nützlich, wie sie nötig ist? Gelegentlich tun Staatsmänner auch Nützliches, Nötiges. Ja, gelegentlich!

Konjunktur und Börse

1. Konjunktur

Man ist längst dahinter gekommen: die Wirtschaftskonjunktur ist etwas, das sich nicht regeln und regieren, nicht voraussagen und nicht unterbrechen läßt. Tausend blasse Theoreme haben in diesen hundert Jahren der industriellen Entwicklung doziert und dargetan, wie alles sei und sein werde. Die Entwicklung ging ihren eigenen Weg, allen diesen Hypothesen zum Trotz: und selbst die wunderschöne und logisch unanfechtbare und überzeugende (sie hat Millionen überzeugt) Krisentheorie von Marx wurde von der historischen Devolution der Dinge schmählich im Stich gelassen: und wenn wir dennoch nicht (Fanatiker des Wortes seit der Sexta her) annehmen wollen, daß die Wirtschaftstheorien falsch sind, so müssen wir uns schon dazu verstehen, die Entwicklung für falsch zu halten. Was jedem unbenommen bleiben darf, zumal da der Effekt auf die Lage der Dinge ausbleiben dürfte.

Wer in seinem Bureau sitzt, und sein Frühstücksbrötchen verzehrt; oder im Café die Feuilletons liest; oder auch überhaupt nichts tut, als zum Fenster hinaussieht und Eindrücke sammelt (um etwa ein kleiner E. Th. A. Hoffmann zu werden): der weiß es nicht oder denkt wenigstens nicht daran, daß wir uns in einer Zeit der wirtschaftlichen Hochkonjunktur befinden, wie sie seit vielen Jahren nicht da war. Daß, wo der Märker Eisen reckt, die ungeheuren Fabriken die Flut der Aufträge nicht bewältigen können; daß hier, wo Stahl und Eisen, das Rückgrat der Weltindustrien für den Bedarf der Erde hergestellt wird, gleichsam wie in einem Brennspiegel, der zugleich ein Zauberspiegel ist, der Grad der Beschäftigung aller anderen Industriezweige zusammengefaßt, sichtbar und deutlich wird. Denn wenn du liest, daß die Hamburg-Amerikalinie den „Imperator" vom Stapel gelassen und noch einen dieser Riesentypen im Bau hat; wenn du die großen Warenhäuser aus der Erde wachsen siehst; wenn du (mit Schmerzen) die Straße unterkellert werden siehst, für künftige Untergrundbahnen, mit denen du nach Dahlem fahren wirst; wenn du von der (durch schlechte Zeitungsschreiber so benamsten) „Elektrisierung" der Stadtbahn hörst: und bei tausend anderen Anlässen mußt du dir hinter all diesen Erscheinungen, ragend und riesenhaft, die „schwere Industrie" als „Auftragnehmerin" denken.

Der Stahlwerksverband, jenes eherne, übergewaltige und imposante, unangreifbare und über die Maßen mächtige Ungetüm, hat die Preise für „Halbzeug" in richtiger Erkenntnis des gegenwärtigen stürmischen Vorwärtsdringens erhöht. Verdienen ist jetzt die Parole.

Und du? Wir anderen? In tausend Kanälen fließt das Geld zurück in den Organismus des gesamten Volkes, in den Geldschrank des Kaufmanns, in die Schublade des Handwerkers, in die Hosentasche des Ar-

beiters. Die Eisenbahneinnahmen steigen; Wohltätigkeitsanstalten werden errichtet und dotiert. Das Sektkonto bei Kempinski so gut wie bei Borchardt erhöht sich. Und auch die Kirche (auch diese) spürts und der Klingelbeutel wird schwerer. Und auf Stellen, wo man sich Spielplätze wünschte, entstehen Gebäude, die sich durch Turm und Turmuhr als zu gottesdienstlichen Zwecken bestimmt erweisen: für welche neue Pastoren angestellt werden, die nun endlich ihre Hermine heiraten können, nachdem sich beide bislang so beholfen haben. Und der Boden in Rheinland-Westfalen zittert vom Stampfen der Maschinen; und die Kohlenförderung nimmt unwahrscheinliche Dimensionen. — Dies ist die Hochkonjunktur.

2. Die Börse.

Wer bislang glaubte, die Börse folge der Konjunktur, und man kaufe dort Phönixaktien, weil das Geschäft beim Phönix gut gehe: der sah sich in diesen Tagen (wenn er sehen konnte, wollte, mochte) eines anderen belehrt. Er sah, daß die Börse sich nicht nach den Tatsachen richtet, sondern danach, wie sie von einigen Leuten mit Rang und Namen beurteilt werden, — sich also der eigenen Ansicht begibt und blindlings auf Worte reagiert, die, wie alles auf Erden, etwas für sich haben, und etwas gegen sich, und auf den Gang der Dinge selber keinen Einfluß ausüben können. Wohl aber auf den Kurs der Aktien.

Man darf nicht vergessen, daß ein nicht ungetrübt vergnügter Winter von den Herren an der Börse verlebt worden ist, daß diese Herren vielfach nervös gemacht worden sind und daß jetzt, vor dem Beginn der Sommerferien, auch in weniger aufreibenden Betrieben, als die Börse einer ist, die Nervosität sich als Dominante erweist. Da ist es denn kein Wunder, daß die Rede des Herrn Gwinner, dieses Sprechministers der Deutschen Bank, dem man ungeheure Einsichten zutraut, doch im Ergebnis unerfreuliche Depressionen zur Folge hatte. Das war keinem Menschen angenehm, und am wenigsten den Banken, die die Spekulanten (jetzt) brauchen, wie 's liebe Brot. Der Pulsschlag, der das Geld durch die Adern unseres Wirtschaftskörpers treibt, darf jetzt nicht erlahmen, weil unliebsame Stockungen die Folge sein und die Verzinsung der ungeheuren, den Industrien anvertrauten Kapitalien in Frage gestellt werden könnte. Bei dieser Lage der Dinge mußte man daran gehen, die Worte des Herrn Gwinner authentisch zu interpretieren, bei welcher Gelegenheit jene Leute wieder einmal recht behielten, die es als Aufgabe der Interpretation bezeichnen, den klaren Sinn eines Ausspruchs in sein Gegenteil zu verkehren. Wir kennen das von den Juristen her. Und die Deutsche Bank hats gelernt und kanns perfekt. Zunächst wurde (wer denkt da nicht an die Politik, die hohe!) festgestellt, daß Herr von Gwinner im Herrenhaus nur als Privatmann sich geäußert ... und als Herrenhäusler sozusagen eben nur von dem Recht der verfassungsmäßig gewährleisteten parlamentarischen Redefreiheit Gebrauch gemacht habe. Im übrigen sei, was er gesagt habe, noch nicht einmal so schlimm gewesen; und sei noch obendrein nicht richtig verstanden worden. (Eine schmeichelhafte Einleitung. In Wahrheit ist die Rede Gwinners, auch nach dem

korrigierten Stenogramm, von einem nicht wegen Geisteskrankheit oder Geistesschwäche Entmündigten überhaupt nicht mißzuverstehen.) Es herrschen, so besagt der Wochenbericht (welch hoffnungsvolles, an segensreiche Schmerzenslager erinnerndes Wort!) bei der Deutschen Bank weiter durchaus „günstige Allgemeinbedingungen" und die Börse habe keinen Grund, aus einem „etwas sorglosen Optimismus" in einen „noch weniger gerechtfertigten Pessimismus" zu verfallen.

Der Börsenmann à la hausse rief: „Gott sei Dank!" und kaufte wieder, und die Fixer machten saure Mienen. Jene lasen noch obendrein zur Bekräftigung, und um sich noch ein wenig Mut m e h r zu holen, den überaus optimistisch gehaltenen Bericht des Stahlwerksverbandes über die wirtschaftliche Lage, und erinnerten sich auch plötzlich wieder der Delbrückschen Märzrede, wo von einem „Ueberschlagen der Woge" noch nichts geäußert wurde. Die Herren à la baisse aber sahen sich mit sehnsüchtigen Augen nach „Verwicklungen" um, etwa nach Tripoliskonferenzen und derlei. —

Zu sagen ist, daß alles auf Erden (wie man als bekannt voraussetzen darf) vergänglich ist; und diese Weisheit ist denn auch von dem Generaldirektor einer der allergrößten rheinisch-westfälischen Montanunternehmungen, der anonym blieb, dieser Tage verkündet worden, indem er den Ausspruch tat, es erscheine fast unmöglich, daß der augenblickliche, überaus starke Bedarf in diesem Umfange noch auf sehr lange Zeit anhalten könne.

Vindex

Vive la bagatelle!
Swift

Die Sünderin Gretchen

Auf eine Frage, die an Henriette Geerling (nach ihren Worten über den Faustepilog, im Pan vom 16. Mai) gestellt worden, gab sie diesen Bescheid:

Mit dem

„Die sich einmal nur vergessen,
Die nicht ahnte, daß sie fehle"

kann doch nur das Sich-in-Faustens-Armen-Vergessen gemeint sein? Nicht Muttertötung und Kindesmord? Sonst wäre Gretchen ja als moralisch Unzurechnungsfähige hingestellt? Außerdem geht ja aus der Stellung Gretchens unter die Magdalenen, aus deren Berufung auf die „Liebe, trotz des Pharisäerhohnes", aus der Sprache, die Doktor Marianus als Erläuterer der fleischlichen Schwäche redet, hervor, daß Goethe hier — komischerweise — nur Gretchens verfrühtes Wochenbett im Auge hat. Er macht sich — komischerweise — mit einem Regenwurm zu schaffen, und läßt den Schatzboden, wo die schwierigsten ethischen Probleme liegen (das Unheil, das Gretchens Tun über andere heraufbeschwört, also das Thema von unserer Verantwortlichkeit und Willensfreiheit) ununtersucht.

Uebrigens las ich einmal vor Jahren — im Literarischen Echo — das Kuriosum: ein Goetheforscher habe auf Grund dieses „nur einmal sich vergessen" zu beweisen gesucht, daß Faust nur ein einziges Mal mit Gretchen geschlechtlichen Verkehr gepflogen habe; — was ich sowohl für den Goetheforscher wie für die Textstelle bezeichnend finde.

Henriette Geerling

Film

Der Schriftsteller, in einem ziemlich getragenen Gehrock, sitzt am Tisch und schreibt.

Brief:

An die Vitaskop-Gesellschaft, Berlin. Schpielen sie nur meinen Roman als Film. Ich bin ihr sehr ergebner Felix Holländer.

Das tut die Gesellschaft, und man sieht, wie in das Zimmer des Schriftstellers Gold rinnt, durch die Fenster, durch das Schlüsselloch, Gold . . . Gold . . . (Trickfilm).

Jenner hat also wirklich seinen letzten Roman dahin gebracht, wohin er gehört. Aber das ist ja sein Beruf. Die ganze Firma tut nichts andres. Und es war wunderschön: Mord, Gerichtsszenen, Polizei, Eifersucht, ein blutiger Kragen, Pulsadern — es war so schön! — Die Damen sagten: sch — ha . . . ! ist das schrecklich! — und hatten, als das Licht wieder anging, so merkwürdig rote Köpfe und feuchte Augen, und der Kinobesitzer äußerte zu einem Stammkunden: „Den Film? — Den seh ich mir jeden Tag viermal an!" — Nu?

Das Buch wird gekauft, der Name klebt an den Säulen, aber „er geht nicht hin und stellt sich der Polizei. Er will sein Recht und keine Gnade, und wenn er heut in derselben Lage wäre, er würde genau so handeln wie damals." Urteil: Der eine (im Film) wird bestraft; der andere: Dramaturg bei Reinhardt.

tu.

In Sachen Wedekind

(Aus der Zuschrift eines jungen Mannes — vor den Berliner Wedekind-Aufführungen.)

Rostock, Frühling 1912.

Der Name Wedekind ist kaum über die Zunge, bums, rollt das vertrackte Wort Zensor hinterher. Wie ein Bajazzo, der hinter der graziösen Schulreiterin in die Manege plumst, täppisch überall verkehrt anfaßt und überflüssig ist . . . Ich weiß, daß der Kampf bis heut vergeblich war. Erlauben Sie mir, einem Abseitsstehenden, wenige Worte.

Man wirbt für Wedekind in literarischen Zeitschriften. Aber glauben Sie nicht, daß etwa von den Lesern des „Pan" neunundneunzig von hundert die Werke des Dichters lieben?

Worauf es ankommt, ist: den Namen in die Masse zu werfen. Was tuts, wenn die nichts damit anzufangen weiß? Wenn sie zunächst Fangball spielt mit einem erlauchten Klang?

Wedekind wird's aushalten. Aber der Ruf nach ihm und nach der öffentlichen Aufführung seiner Werke muß von i n n e n kommen.

Jeder muß w i s s e n: da lebt ein Großer, schafft mit grandioser Kraft, gibt sein Herz und sein Blut — und verblutet nutzlos.

Der R u f nach Wedekind muß da sein — es ist über ihn genug im Cafe Stefanie und im Cafe des Westens geschwafelt worden. Geht ins Reich. Geht in die Tageszeitungen. Überwindet euren Ekel, haltet euch nicht für zu gut, in Provinzblättern für ihn einzutreten. In jedem anständig geleiteten Lokalblatt aller Städte über zwanzigtausend Seelen (wieviel Seelen sind darunter?) muß der Name wiederkehren, systematisch, alle paar Wochen. Das bringt vorwärts.

Ich bin kein Literat. Aber jung und kampffreudig . . . Ich habe ein paar Menschen gefunden, für die sich einzusetzen immer noch Notwendigkeit ist. (Flaubert, Bang, Stendhal, Strindberg, Wedekind — kann ich dafür, daß wir so verflucht wenig Deutsche haben?) . . . Also kein Literat. Doch einer, der am Abend seine Geige hat, seine Bücher, seine Porzellane.

B. E.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9 zu richten

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Zweiter Jahrgang No. 29

6. Juni 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr

Herausgeber

JNHALT:

Max Deri.....Die Futuristen

Fortgeschrittene Lyrik

H. H. Ewers.....Sehnsucht und Schicksal

Vindex.....Chile

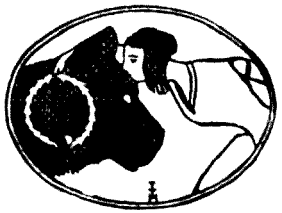
Alexander Solomonica...Im Schosse der Familie

Enzian.....Grand Hotels des Wagons-Lits, Ltd.

Offiziers-Streik — Schminkeles — Kriegsminister
Wenn . . . — Schuld und Sühne — Genie
Das Opfer — Franz Blei — Prozess

Vierteljährlich.....5 Mark
Einzelheft.....50 Pf.

HAMMER-VERLAG, G. M. B. H., BERLIN W. 15, UHLANDSTRASSE 30



SECESSION

Berlin, Kurfürstendamm 208-209

XXIV. Ausstellung

APRIL-SEPTEMBER

Geöffnet täglich 9-7 Uhr **Eintritt 1 Mark.**

MODERNE GALERIE

GEMÄLDE ZEICHNUNGEN

MÜNCHEN

THEATINER-STR. 7.

JAPPERT.



SECESSION

MÜNCHEN, AM KÖNIGSPLATZ

INTERNATIONALE KUNSTAUSSTELLUNG

VOM 15. MAI BIS ENDE OKTOBER VON 9—6 UHR

EINTRITT 1 MARK.

Diese Betrachtung eines berliner Kunstforschers erscheint mir . . . soll man sagen: abschließend, oder grundlegend? für das Begreifen einer Gruppe von Schwankenden, — die heut umschwankt wird.

Die Futuristen

Von Max Deri

Es gibt ein wissenschaftliches Ideal: Je constate, je ne juge pas. Man mag sich darüber verwundern. Eigentlich (im Ernst gesprochen) mag es gleichgültig sein, ob sich die Erde um die Sonne oder die Sonne um die Erde dreht. Es i s t gleichgültig. Biologisch hat sich nichts verändert, seit man durch „Anpassung der Gedanken an die Tatsachen" Tag und Nacht anders „erklärt", das heißt beschreibt, als vor dreitausend Jahren. Und nun gar ob der Jupiter fünf oder sieben oder neun oder gar keine Monde hat: biologisch hat tatsächlich der Erfinder der Gummischuhe oder gar der der Schiffsschraube weit Wichtigeres geleistet. Und denkt man gar an den Riesenkreis der „Wissenschaft vom Nichtwissenswerten", dann fragt man mit Recht, wieso und wozu.

Dabei ist der Ursprung nicht zweifelhaft. Ursprünglich erforschte man wahrscheinlich wirklich nur Dinge, von denen man sich einen biologischen Vorteil erwartete. Aber dann wurde das Forschen, das heißt das Beobachten Selbstzweck, und immer kompliziertere Geschehnisse mußten sich eine Beschreibung ihrer Verwicklungen aus bereits bekannten, einfacheren Vorgängen gefallen lassen.

Tut einer nun etwas, was keinen rechten Sinn zu haben scheint, und aus den gewöhnlichen menschlichen Tuns-Gepflogenheiten stark herausfällt, so hat man entweder die Wahl, dieses Tun unter Aufwand eines geistigen Energienverbrauches neu zu beschreiben, seine Gedanken wieder einmal einem stark außergewöhnlichen Gedankenkomplex neu anzupassen; oder ihn, unter Vermeidung der neuen Arbeit, einen Verrückten oder einen Schwindler zu nennen. Dann hat man den Fall — wenn man nicht Irrenarzt ist und so die Beschreibung außergewöhnlicher seelischer Sachverhalte zu seinem Lebensberuf (zu dem, womit man zur Vermeidung der Langeweile die Zeit totschlägt) gemacht hat — erledigt. Und ist mit dem Phänomen fertig.

Doch scheint es wahrlich leichtfertig, eine ganze Anzahl erwachsener Menschen rasch immer dann für verrückt zu erklären, wenn sie einen Komplex stark neuartiger Tatsachen bringen. Und es erscheint geradeheraus unverschämt und ohne jede irgendwie berechtigte Ueberhebung,

eine Gruppe erwachsener Menschen, neunzehn erwachsene Menschen en bloc als bewußte Schwindler und Lügner zu erklären, weil ihre seelische Verhaltungsweise auf den ersten Blick mit der uns aus eigenem Erleben oder aus der gewöhnlichen Erfahrung der Erlebensweise anderer bekannten Art nicht stimmen mag. —

Dies sei vorausgeschickt. Und nun sei versucht, die Gruppe der Futuristen, was ihre Art des malerischen Schaffens betrifft, vorurteilslos zu beobachten, zu beschreiben, und womöglich so zu erläutern, daß jeder normale und gutwillige Mensch, auch der, der ganz anders empfindet, versteht, was sie meinen. Und es sei nur noch bemerkt, daß in diesem Fall den Beobachter dieses Tatsachenkomplexes keinerlei wie immer geartete persönliche Verbindung sei es an die Gruppe der Futuristen selber noch an den Veranstalter der Ausstellung, Herrn Herwarth Walden, knüpft. Berlin und die Berliner müssen Walden wahrhaft dankbar sein, daß wieder einmal diese im Intellektuellen so führende Stadt dem aufmerksamen Beobachter die Möglichkeit gab, Phänomene zu sehen, die dem weitaus größten Teil der Menschen dauernd unbekannt bleiben.

Man muß, wie bei der Beschreibung aller irgendwie komplizierteren Phänomene, ein wenig entwicklungshistorisch beginnen. — Zwei Elemente beherrschten im wesentlichen die Malerei der letzten drei Jahrzehnte: einmal das Element der Farbe; dann das der Beschränkung des Zeitmomentes in der Darstellung auf ein immer kleineres Intervall.

Die Farbe hatte sich von der galerietonigen, die noch die Bilder von Courbet zeigen, zu immer größerer Frische und Freude bei Manet entwickelt. Beim späteren Manet und dann bei Monet und all den andern in der Gruppe der Impressionisten ging die Entwicklung auf die Nuance. (Je constate, je ne juge pas.) Immer feinere Unterschiede, immer subtilere Valeurs wurden gesucht. Wie diese Verfeinerung der Netzhaut-Sensationen zu einem Zerbröckeln der Farbe und weiterhin, im Suchen nach neuer Festigung, zu den Pointillisten und zu den Kubisten führte ist in der Entwicklung wirklich nicht schwer zu durchschauen und zu verstehen, für den in der Sache berufsmäßig Lebenden. Diese Wieder-Festigung der Farbe führt dann durch den Kubismus zu den Expressionisten, zur „Brücke", zu Schmidt-Rottlaff und Pechstein. Doch davon soll heute nicht die Rede sein.

Auf die Futuristen führt die andere Linie, die des immer stärkeren Zusammendrängens des Zeitfaktors auf einen Moment. Von den frühen Bildern Manets zu den späteren (je constate, je ne juge pas) läßt sich Schritt vor Schritt, ja Fuß vor Fuß, ein ständiges Uebergehen von Dauer-Darstellungen zu Momentan-Darstellungen beobachten (in Deutschland von den Gänserupferinnen Liebermanns zu seinen badenden Jungen, Reitern am Meere, ebenfalls mit allen Zwischenstufen). In dieser innigen Verbindung des möglichst feinen und nuancierten Farblichen mit dem möglichst Momentanen der Darstellung bietet sich der reife Impressionismus Frankreichs und Europas um die Wende des Jahrhunderts.

Sehe ich in die Natur hinein, und halte dabei mein Auge ruhig, fixiere einen festen Punkt des Naturausschnittes, so wird nur dort die Form und die Farbe klar und gefaßt erscheinen. Was sich, außerhalb des „gelben Flecks", noch auf der Netzhaut abbildet, ist mehr, minder undeutlich und

gegen die Ränder des Sehfeldes immer mehr verwaschen und auch räumlich verschoben.

Male ich nun den sichtbaren Naturausschnitt ab, so verfahre ich erfahrungsgemäß meistens so, daß ich nicht bloß einmal sondern hundertemale fixiere. Die Stelle, die ich gerade male, wird fixiert, also deutlich gesehen. Alle diese Fixationspunkte male ich nun nebeneinander, so daß ich auch beim fertigen Bilde überallhin sehen kann, und immer, wenn ich hinsehe, eine deutlich durchgeführte Form finde.

Nun kann man die Fixationspunkte vermindern. Das findet sich vielfach in der Kunstgeschichte. Die Spätantike kennt diese Art zu malen, das Barock im Süden und im Norden und schon gar das Rokoko. In der Entwicklung der modernen Malerei nun gar sind seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts alle Uebergangsstufen zu beobachten. Es stellt sich vorerst eine mehr, minder große Fixations-Sphäre ein; was um diese Sphäre herumliegt, wird undeutlich gesehen und auch so gemalt. Der Beschauer bleibt mit seiner Aufmerksamkeit innerhalb dieser Sphäre, und nimmt das Herum-Liegende als Begleitung, als Milieu, aus dem heraus sich die eigentliche Bildzone verdichtet. Man schränke nun diese Fixationszone immer mehr ein, man verringere die Fixations-Akte, und man kommt schließlich zu einem Fixations-Punkt, zu dem extrem „impressionistischen", zu dem reinen „Eindrucks-Bild", das vom Beschauer nun auch ein Einstellen des Auges auf eine ganz enge Fixations-Szene verlangt, nicht mit wanderndem Auge, sondern mit festgestelltem gesehen sein will.

So weit ist alles klar, und das Publikum hat sich wenn auch langsam, so doch schließlich ohne über „Verrücktheit" oder „Schwindel" zu jammern, auf diese malerische „Stil"-Gepflogenheit eingestellt, ihr so ziemlich völlig angepaßt. Natürlich nur jene Schichten des Publikums, die „mitgingen". Ein impressionistisches Bild (man beachte die frühesten Verkäufe in den Sezessionsausstellungen) wird heute mühelos „verstanden" und genossen. Je „konservativer" im Sinne des reifen Impressionismus, für desto „schöner" gilt den, mehr oder minder mühsam „Angepaßten" heute ein Bild. —

Nun glaubten alle, auch die psychologisch Geschulten, daß mit dieser Einschränkung der Fixationszone auf Einen Punkt, und damit mit der Einschränkung der Impression auf Einen Moment die Grenze des naturalistisch Möglichen erreicht sei. Näher könne man dem wirklichen Erleben nicht mehr kommen, als indem man Ein momentanes, eben jetzt lebendiges, in die Spanne Einer Sekunde gedrängtes Erlebnis festhalte. Der Momentphotograph half dabei den Menschen, ihre Augen an herausgegriffenes, blutig und frisch herausgerissenes Geschehen anzupassen. Ja, es ist so, sagte man; so „sehe" ich, diesen „Eindruck" habe ich. Und „wie ich es sehe" wurde Motto. —

Doch wieder einmal war die Welt noch um ein Eckchen reicher, als die Voraussicht. Und die, die auf der Linie der eben geschilderten Entwicklung keine neue Möglichkeit mehr sehen wollten, hatten schlecht beobachtet. Und das waren wir alle.

Beobachtet man nämlich genau, belauscht man sich wirklich in den „gewöhnlichen" Stunden des Daseins, so merkt man bald, daß auch

das Fixieren einer Zone oder eines Punktes bereits eine außergewöhnliche Seelenverfassung ist. Einen großen Teil des Daseins verbringt man in „Tagträumen", indem man die Erinnerungsvorstellungen im Kopfe ihr eigen Spiel treiben läßt. Beweglich und ziemlich ungeordnet reiht sich Element an Element, und schließt sich ohne feste Haltung aneinander. D i e s e seelische Verfassung nun zu malen, gibt allerdings einen Naturalismus, der noch über den Impressionismus hinausgeht. Dieser Naturalismus erst zieht die letzte Konsequenz, malt wirklich das menschliche Gehirn ab, in einer beliebigen Stunde des Daseins, ohne jede Veränderung, ohne jedes „Ordnen" auf einen bestimmten Zweck hin. Und das gibt die Mehrzahl der Bilder der Futuristen: ungeordnete Erinnerungsvorstellungen irgendeines Erlebnisses, in jener Flüssigkeit und losen Verbindung beibehalten, in der sie sich bei wirklich ehrlicher Selbstbeobachtung in uns vorfinden.

So werden bei unvoreingenommenem Anschauen diese Bilder, die für verrückt oder schwindelhaft erklärt wurden, völlig klar. „Eisenbahnzug in voller Fahrt". Jeder hat schon beobachtet, wie beim Rasen eines Zuges in voller Fahrt bei 180 Kilometern Geschwindigkeit, in der Nacht, etwa bei etwas nebliger Luft, die Fenster der Wagen Lichtschweife haben, der Schlot der Lokomotive einen Feuerschweif hinter sich läßt. Und wie die Bäume, wenn man vorbeisaust, sich neigen, wie Häuser und Fabrikschlote schief zu stehen scheinen. Dies nun wird gemalt. Richtig ist, daß zwei Anschauungen miteinander kumuliert werden; wie ich den Zug von außen sehe; und wie ich die Gegenstände längs der Bahn sehe, wenn ich im Zuge drin sitze. Aber diese beiden Anschauungen s i n d eben in unserer Erinnerung verbunden. Unsere Vorstellungen besitzen ohne weiteres die Möglichkeit der Verschiebung und Verbindung von Erinnerungen verschiedener Erlebnisse. Und tatsächlich hat die Erinnerungsvorstellung eines Blitzzuges b e i d e Elemente: die des von außen gesehenen Zuges, und die der Fensterbilder des im Zuge Fahrenden vereint an sich. Bin ich nun konsequent naturalistisch, ordne die Erinnerung möglichst wenig, lasse sie möglichst echt, so muß ich ein Bild malen, das die Erinnerungsvorstellungen ebenso kumuliert, wie mein Gehirn. —

Und so geht's ins Vielfache. Die „Erinnerungen einer Nacht" umfassen Reste von hundert Erlebnissen. Da finde ich beim Zurückträumen die Hand des Mädchens vor dem Champagnerglas am Tisch, den Saal der Tanzenden, den Kopf des Mädchens en face, gleichzeitig im Profil, finde mich selber, wie ich Arm in Arm mit ihr den Ballsaal verlasse, finde die Erinnerungsreste an die Droschke, an die aufgehende Sonne, an zwei lange Schattenmänner gegen diese Sonne. Und indem ich dies alles so male, wie es mir gerade in der Erinnerung aufsteigt, entsteht natürlich, ungezwungen und wahrhaft ein Bild wie das von Russolo — schade nur, daß es die kitschigsten, fürchterlichsten Farben hat. —

Und so geht es weiter. Der „Pan-Pan-Tanz in Monico" von Severini, noch amüsanter sein Bild vom „Boulevard", gibt den wirbelndsten, reichsten, lebendigsten Eindruck eines Tanzsaales, einer belebten Straße, ungeordnet, wie er sich bietet, festgehalten. G a r kein Fixationspunkt ist mehr auf dem Bilde. Hatte Courbet noch das ganze Bild durchfixiert,

gingen die späten Impressionisten bis auf das Fixieren eines Punktes oder einer ganz engen Zone herab, so fixiert der Futurist überhaupt nicht mehr; er läßt den Blick unfest, schweifend über das Ganze hingehen, und malt dann die Erinnerungsbilder dieses lebendig-beweglich aufgenommenen Ganzen. Und in dieser Konsequenz, g a r k e i n e n festen Blickpunkt mehr zu geben, ein Bild zu malen, das nun überhaupt nicht mehr fixiert wird, in diesem so sicher gezogenen letzten Schluß aus der Entwicklung des vorangegangenen halben Jahrhunderts liegt das so eminent psychologisch Interessante des Futurismus.

Nur der Name ist falsch. Grundfalsch. Wie man sieht, ist nichts von „Zukunft" in diesen Bildern. Es ist die letzte Konsequenz der Vergangenheit. „Perfektionisten" oder noch besser „Plusquamperfektionisten" („ich h a t t e gehabt") müßten sich diese Maler, allerdings nur in dieser Gruppe, nennen.

Nur in dieser Gruppe deshalb, weil die ganze Vereinigung der Futuristen nicht einheitlich ist. Sie enthält auch Elemente von etwas Zukünftigem. Es geht ja überhaupt ziemlich stark durcheinander in dieser Malergruppe. Ein großer Teil der Bilder war allerdings in s o bösen Farben gemalt, daß man es den Meisten kaum verübeln kann, wenn sie sich um das „Problem" nicht kümmerten. Wer sich aber durch die oft gräßliche „malerische Haltung" der Werke nicht abschrecken ließ, der fand noch zwei wichtige Dinge. Erstens das Wiedererwachen des I n h a l t e s im Bilde; allerdings von den Meisten als „Literatur" beschimpft und abgetan; doch das sind die nicht ganz Weitsichtigen. Zweitens aber steckte in manchen Bildern noch etwas Symbolhaftes, stark Zukünftiges, das nur deshalb keine Anerkennung fand, weil es etwas errechnet war. Man müßte des längeren darüber r e d e n. Vielleicht bietet sich Gelegenheit. —

Je constate, je ne juge pas. Es hat sich gezeigt, wir konnten beobachten, oder, was dasselbe ist: wir haben bewiesen, daß den futuristischen Bildern ein ernstes, faßbares, psychologisches Problem zugrunde liegt. Man schimpfe die Leute nicht Lügner und Schwindler.

Fortgeschrittene Lyrik

I

München

Von Friedrich Wilhelm Wagner

Gelangweilt ging ich in ein Restaurannnt.
Vier Frauen sassen zusammen an einem Tisch.
Sie waren alle nicht mehr jugendfrisch.
Und eine hatte eine verkrüppelte Hand.

Sie tranken Bier. Ihr Sprechen war eintönig,
Wozu sie leise mit dem Kopfe nickten
Und sich treuherzig in die Augen blickten.
Und ihre Körper bebten schon ein wenig.

Nicht lang, und ihre Augen waren nass,
Und ihre Hände lagen auf den Brüsten.
Sie schwelgten wie in tiefen süssen Lüsten
Und kreischten gell, und wussten selbst nicht was.

II

Der Kondor

Die von Kurt Hiller herausgegebene Sammlung junger Verse (vor einigen Wochen angekündigt) ist erschienen. Mancherlei Gegenwart (und Zukunft) ist darin. Hier ein paar Griffproben:

Der Schluß eines Gedichtes von Franz Werfel, dem blutjungen Prager:

— — — — — — — — — — — — — —

Ich bin ein Korso auf besonnten Plätzen,
Ein Sommerfest mit Frauen und Bazaren,
Mein Auge bricht von allzuviel Erhelltsein.

Ich will mich auf den Rasen niedersetzen
Und mit der Erde in den Abend fahren.
Oh, Erde, Abend, Glück, oh auf der Welt sein!!

Aus „Notte italiana" von Artur Kronfeld:

Glühgrün lampjongt es in den Baumbeständen
Zieratsbehuf und ölgemut herum.
Im Kreise schwimmt verquollenes Publikum.
Oft ballen wolkig aus den Menschenwänden
Sich feiste Frauen auf gespreizten Lenden,
Paeonien, schreitend, würdevoll und stumm —
Klumpige Männlein gieren, schwarz und krumm . . .

Aus einem Gedicht „Halensee" von Hardekopf:

— — — — — — — — — — — — —

Schon zeigt ein jeder Bierglas-Pegel,
Die Schmach des tiefsten Wasserstands,
Und rot geschminkte Halbmond-Nägel
Vergilbung Zigarettenbrands. . .

Aus dem Gedicht „An Gladys", dem Ernst Blaß die Worte Richard Wagners „O du, mein holder Abendstern . . ." voransetzt:

So seltsam bin ich, der die Nacht durchgeht,
Den schwarzen Hut auf meinem Dichterhaupt.
Die Straßen komme ich entlang geweht.
Mit weichem Glücke bin ich ganz belaubt.

Es ist halb eins, das ist ja noch nicht spät . . .
Laternen schlummern süß und schneebestaubt.
Ach, wenn jetzt nur kein Weib an mich gerät,
Mit Worten, schnöde — — —

Von Ernst Blaß, aus dem Gedicht „Augustnacht":

Ich rang mit Qualen, als die Lindenblüten
Verbrannt versanken in der tauben Nacht,
Ich hab' im Winter oft daran gedacht,

Wenn mich die Wolken schwebend überfrühten.
O Violine, die in Cafés singt!
O Morgen, der mich, Uebernächtgen, trinkt!
— — — — — — — — — — — — —

Aus „Nacht-Schluß bei Bols" von Hiller:

Ein seliger Ekel zeigt mir Ewiges . . .
Oh schaut aus dem verdreckten Licht der Birnen:
Es wehen Hauche naß von kühlen Firnen,
Am Stahl des Himmels zuckte Möwiges. . .

Eine Strophe Kurt Hillers aus dem Gedicht „Bude“:

Viel farbengeile Fingerspitzen kosen
Der Japandrucke Pracht mit Dreistigkeit,
Den braunen Raum durchrinnen Nebelhosen
Von Zigarettenduft und Geistigkeit. . .

Der Kondor bringt, was in diesen Blättern fortgeschrittene Lyrik heißt. Ein Gegenstück hierzu sind Verse wie die von H. H. Ewers hier an anderem Platz veröffentlichten.

Sehnsucht und Schicksal

Von H. H. Ewers

Er träumte viel von einer blonden Frau.
— Und eine kam, die schwarz wie Särge war,
Und bot dem Knaben kluge Küsse dar
Und trank der jungen Liebe ersten Tau.

Und eine ging und eine andere kam,
Schwarz, schwarz, wie aller Sünden heiße Nacht,
Und hat ihm manches schlimme Leid gebracht,
Als sie sein junges Leben lachend nahm.

Und viele kamen — wenn der Frühwind zieht.
In Blut und Tränen ging er seinen Gang —
Und vor der Laute — die sein Herz war — klang
In vielen Stunden seiner Qualen Lied.

Die Lippen zucken — und er weiß genau:
Nie bricht ein Tag aus dieser schwarzen Nacht —
Doch eingehüllt in dunkler Locken Pracht
— — Träumt er soviel von einer blonden Frau.

Chile

1. Das Land

Diese Republik befindet sich in einer Gegend der Landkarte, wo es selbst dem humanistisch Gebildeten ein wenig durcheinandergeht. Man hat nur unbestimmte Impressionen, und was man vom Kientopp her über „Land und Leute" weiß, kann wenig verlocken. Noch weniger, was man in den Zeitungen liest. Hier sind Menschen, welche den Revolver nebst Patronentasche offen im Gürtel tragen; mit gewaltigen Schlapphüten geschmückt, sehen sie aus, wie wir uns in schuldloser Jugend mit Recht die Räuberhauptleute vorgestellt haben. — Von Zeit zu Zeit, in erstaunlich regelmäßigen Abständen, fallen jene weißen Häuser, die man dort zu bauen pflegt, zusammen: dann nämlich, wenn die alte Erde sich ein wenig reckt, ohne Rücksicht auf uns intellektuelle Schimmelpilze und unsere Ablagerungen zu nehmen. Kurz, das Land ist, wie man sich in der engeren Heimat zwischen Dall- und Zehlendorf wohl äußert, Geschmackssache. Und spricht man von ihm, so sieht man auf der Lippe des Berliners die besorgte Frage schweben: Wat jeht Ihnen Chile an? (Heinrich Heine: „Mutter, wat jehn Ihnen die jrienen Beeme an?")

Hierauf könnte sich der wettererprobte Mann von der ländlichen Scholle erheben, und jenes gewichtige Wort in die Debatte werfen, welches „Chilesalpeter" heißt. Und ernsthaft wird der Volkswirt (welche anheimelnde Benennung!) erklären: Allerdings. — Und er wird sich auf den letzten Bericht der gewiß sachverständigen Hamburger Handelskammer berufen, wo von einer steigenden Nachfrage nach diesem künstlichen Düngemittel die Rede ist. Worauf man sich erinnert, daß der Spargel bei Blankenstein kaum so dick sein dürfte, wenn nicht dieses Stimulans nachgeholfen hätte.

Hier liegt die Verbindung. Aber — der Volkswirt fährt fort: das Staatsdefizit, das sich in den letzten Jahren angehäuft hat, übersteigt bereits den Betrag von 100 Millionen Dollars, ohne „daß die Herstellung des Gleichgewichts zwischen Staatseinnahmen und Ausgaben für die Zukunft erreicht wäre" (a. a. O.). Diese respektablen Schulden hat Chile so allmählich im Auslande kontrahiert, und noch Ende vorigen Jahres hat es 5 Mill. Pfd. Sterling in London gepumpt. Und wie steht es, wird der Fachmann fragen, mit der Landesvaluta? Das heißt, ohne Umschweife ausgedrückt, mit der Umrechnung der famosen Papierwährung Chiles in Gold? Diese Valuta, so wird zu erwidern sein, schwankte bisher in erheblichem Maße. Und man muß demnach in Chile zwischen „nominell" und „effektiv" ernstliche Unterschiede machen.

Der „man in the street" mag in Chile nicht ganz so leicht und häufig „politische" Fragen mit dem Revolver lösen, wie in der interessanten Nachbarschaft dieses Landes. Immerhin hat man von der chilenischen Staatsregierung das Gefühl, als verrichte sie ihre hohe Arbeit in einer

officina, die nur zu bald anderen Firmeninhabern Unterkunft geben könnte. Und, als sei diese Regierung von einem geordneten (sagen wir beispielsweise einmal preußischen) Beamtentum etwa so weit entfernt, wie die Weinbergschnecke vom Kirchturmknopf.

2. „Goldpfandbriefe".

„Wat jeht Ihnen denn Chile an?"

Eine deutsche Bankengruppe unter Führung der Dresdener Bank hat 48 Mill. M. „Goldpfandbriefe" der chilenischen Bank Caja de Credito Hipotecaria (in Santiago de Chile) zur Zeichnung aufgelegt und die Zulassung dieser Wertpapiere zur Berliner Börse beantragt. Diese Pfandbriefe erfüllen etwa die wirtschaftlichen Funktionen unserer Hypothekenbankobligationen: sie dienen der Beschaffung von Mitteln für den Realkredit; denn was die Bank durch den Verkauf der Pfandbriefe einnimmt, das leiht sie in Gestalt von Hypotheken wieder aus. Die Besitzer der Pfandbriefe erhalten von der Bank 5 pCt. Zinsen; die Bank erhält von ihren Hypothekenschuldnern 8 pCt.: die Differenz, welche man „Marge" zu nennen liebt, ist der Rohgewinn der Bank, aus dem sich der Reingewinn ergibt, wenn man die Verwaltungskosten und derlei abrechnet. Die Caja mit dem langen Namen ist ein Staatsinstitut, und wer daher diese, von den deutschen Banken ihm offerierten „Gold"- (ach, es bedarf dieser ausdrücklichen Versicherung sehr wohl) Pfandbriefe kauft, der fördert guten Herzens nicht sowohl die Finanzen des Landes Chile (das es nötig hat), sondern auch den chilenischen Farmer (etwa in der Gegend von Coquimbo oder Punta Arenas), der ein Hypothekendarlehen sucht . . . der Nachbar des Käufers mit dem guten Herzen, Herr Pantinenfabrikant Kniehase, der sich das Haus in der Auguststraße gekauft hat, sucht allerdings ebenfalls (schon seit Monaten) nach einem kleinen Darlehen für „die zweite Stelle"; die, wie er rechnerisch durch jederzeit mitgeführte Dokumente zu beweisen bereit ist, noch weit innerhalb des Mietsertrages steht. Der Gutherzige aber könnte es nicht verwinden, wenn es dem derzeitigen Anführer in Chile, oder dem Herrn Farmer, dessen Namen er nicht weiß (und den er nicht aussprechen könnte, wenn er ihn wüßte) auf seiner Hacienda etwa schlecht gehen könnte. Wer vermöchte das zu ertragen. Und können wir, so wird er Dich belehren, die Freundschaft Chiles entbehren? Dieses Land hat eine Zukunft, und wird uns noch viel abkaufen, wird „unser bester Abnehmer auf dem Weltmarkt". (Der es spricht, ist Rentier; und es ist möglich, daß er wirklich glaubt, man könne sich die dauernde wirtschaftliche und politische Huld eines südamerikanischen Staates mit 48 Mill. Mark erkaufen.)

Kniehases (siehe oben) laufen in Deutschland (die Dokumente in der Tasche) derzeit zu vielen tausenden herum. Niemals sah es schlechter mit der Hypothekenbeschaffung aus, wie in dieser Zeit. Die Subhastationslisten nehmen monströsen Umfang an, der mittlere Hausbesitzerstand fühlt den Boden unter den Füßen wanken, es werden schon gewissermaßen Wohltätigkeitsfonds von Städten und Gemeinden geschaffen, um dem Kreditbedarf zu genügen; erregte Eingaben werden an Herren gerichtet, die vor einer entsprechenden Anzahl von Jahren das Regierungs-

assessorexamen gemacht haben und nunmehr das zuständige Ressort verwalten, und in Kongressen werden bedeutende Resolutionen (einstimmig) gefaßt.

Die olympische Heiterkeit des Bankdirektors, eines Mannes, der verdienen will, wird durch diese Umstände keine Minute lang getrübt. Die Emission bringt ihm $3^1/_4$ pCt. (so viel wird zugegeben; aber man raunt von weit höheren Prozenten) Verdienst vom verkauften Stück. Alles andere kümmert ihn nicht. Die Wahrung der Interessen der deutschen Gesamtwirtschaft — wie? ich verstehe immer Gesamtwirtschaft —?

Ein besonders begabter Herr, der sich mit Wirtschaftskritik befaßt, und der infolge seiner Tabellen, die er mit ungeheurem Eifer aufstellt, als Wissenschaftler anzusehen ist; dieser Herr hat das Entscheidende in dieser Angelegenheit gesprochen. Was ist denn schon groß? so rief er. „Angesichts der Tatsache, daß von deutschen Geldleuten alljährlich an der Riviera mehr als 50 Mill. Mark im Spiel verloren gehen, macht die Aengstlichkeit, mit der man die deutschen Kapitalisten vor dem Ankauf festverzinslicher ausländischer Werte bewahren will, einen ziemlich spießbürgerlichen Eindruck." So rief er. — Auch Lotterien, Herr Wissenschaftler, sowie der Totalisator, die Prostitution, und andere mit Risiken verbundene Genüsse, die Sie noch hätten heranziehen können, erfordern jährlich Fluten von Millionen in Deutschland. Und weshalb soll man da nicht an dem Hasard der chilenischen Wirtschaft auch ein wenig teilnehmen? (Man könnte diesen Gedanken, etwa unter der Ueberschrift: „Die Weltwirtschaft ein Rummelplatz" noch weiter ausbauen.)

Sollten im übrigen, so ist man versucht noch zu fragen, an der Riviera nicht eher Emittenten und Verkäufer dieser interessanten chilenischen Werte sich aufhalten, als die Käufer?

3. Die Entscheidung.

Zurzeit ruht die Angelegenheit in gewissem Sinne noch im Schoße der Götter der Zulassungsstelle (falls diese Trope bei der streng monotheistischen Tendenz der Alttestamentarier gestattet ist). Uebermäßiges Behagen scheint den Herren der Gedanke an ihre Aufgabe nicht zu machen: denn sie haben sie schon zweimal vertagt. Das letztemal, wie es hieß, wegen der vielen sonstigen Anträge, die vorlagen. Was auch ein Zeichen der Zeit ist. Kaum jemals war die Börse fröhlicher dabei, Papiere der buntesten Art zu schlucken. Bei manchen Zulassungen würde es nicht uninteressant sein, die wirtschaftlichen Erwägungen zu vernehmen, die zu ihnen führten... Ueberhaupt müßte ein Begründungszwang für die Beschlüsse der Zulassungsstelle eingeführt werden. Und es gäbe kein ungetrübteres Vergnügen, als die Gründe für den (bevorstehenden) Beschluß auf Zulassung der chilenischen „Goldpfandbriefe" zum Börsenhandel zu lesen. Wobei die stillen Beziehungen, die zwischen der Börse und dem Ewigmenschlichen, zwischen „Zulassungsstelle", Trapezkünstlern, Jongleuren, Feuerschluckern bestehen, freundlich zutage treten würden.

Vindex

Neulich in Berlin mit seltsamer Wirkung vorgelesen.

Im Schoße der Familie

Von Alexander Solomonica

Der kleine Franz setzt sich in gedrückter Stimmung zu Tisch. Daran ist nicht die schlechte Note schuld, die er heute in der Schule erhalten hat, denn er ist entschlossen, sie für diesmal zu verheimlichen. Aber er kann trotz seiner dreizehn Jahre sehr wohl in den Gesichtern der Anwesenden lesen. Wenn sie auch scheinbar nur die Unfreundlichkeit zur Schau tragen, die ihm vertraut ist, so errät er doch, daß etwas Besonderes gegen ihn im Spiele sei.

Darüber macht er sich aber vorläufig keine Gedanken. Er ist hungrig und hat alle Ursache, aufgebracht zu sein, da es Erbsensuppe gibt, die er nicht leiden mag. In gewissen Dingen wird aber streng auf seine Erziehung geachtet; er bekommt also einen Teller voll Erbsensuppe. Die alte Frau, die sie ihm reicht, seine Stiefgroßmutter, hat ein eingefallenes Gesicht, etwas hervorstehende Augen und schmale welke Lippen. Sie ist adlig von Geburt, die Tochter eines Barons, den die Armut gezwungen hatte, einen Bürgerlichen zum Schwiegersohn zu wählen. Jedenfalls besitzt sie gute Umgangsformen. Ihr Mann aber war später gleichfalls verarmt. Der Großvater nimmt jetzt schüchtern an der Mahlzeit teil und führt mit seiner Frau eine trockene Unterhaltung. Auch Franzens Tante Luise ist zugegen, zum Leidwesen ihrer Eltern, die sie zu verheiraten wünschen. Ein etwa zwanzigjähriges, sehr dummes und häßliches Mädchen; nur die blonden Haare sind hübsch, dennoch weiß sie auf die Männer ihren Einfluß auszuüben.

Bei Tisch kümmert sich niemand um das Kind. Es stellt selbst die eine oder andere Frage, das geschieht aber gleichfalls in unfreundlicher Absicht. Die Suppe läßt es stehen, was mit Stillschweigen übergangen wird, dafür aber wird ihm die süße Speise entzogen. Doch plötzlich wendet ihm der Großvater seinen weißen buschigen Schnurrbart zu und fragt streng:

„Was gabs in der Schule? Prüfung, was?"

„Nein", lügt Franz mit klarer Stirn.

Damit ist die Sache abgetan. Nachmittags ergibt sich für ihn die Gelegenheit, in die Küche zu schleichen und ein großes Stück der süßen Speise trotzalledem in seine Gewalt zu bekommen. Die Bosheit erwacht in ihm, während er sie ißt, so daß er eine Überraschung im Augenblick fast herbeisehnt. Da

aber niemand kommt, nimmt er sich vor, später jede Schuld in Abrede zu stellen. Prügel hat er nur im äußersten Falle zu gewärtigen, da es sich um eine gesittete Familie handelt. Übrigens weiß er wohl, daß irgendwelche mächtigen Verwandten, die hier die Pension für ihn bezahlen, auch ein Wörtchen mitzureden haben.

Die Verwandten kennt er allerdings nur flüchtig und ist auf gut Glück diesen Großeltern ausgeliefert. Er hatte seit jeher wenig Sympathie für sie, war aber bereit, sich ihnen wie allen Menschen gegenüber anständig zu verhalten. Da er jedoch ihrer Feindseligkeit begegnet, hat er keinen Grund, tugendhaft zu sein. Zudem wird es deutlich genug zum Ausdruck gebracht, daß man ihn für einen besonders ungezogenen Jungen ansieht. Auch pflegen die Großeltern seine Streiche überall auszuposaunen, daher hatte er ohne weiteres den Ruf eines Bösewichts erlangt. Er hält sich nun selbst für schlecht, nimmt es sich aber nicht zu Herzen, hat übrigens auch von seinen Gegnern nicht die beste Meinung. Da man ihm Mißtrauen zeigt, lügt er aus Notwehr; es gilt für ihn, auf jedes Wort, jede Geste der Erwachsenen zu achten, sich selbst keine Blöße zu geben und das, was Strafe verdient hat, zu verheimlichen. Gegen Verleumdungen jedoch vermag er sich nicht zu schützen. Er wird als miserabler Schüler hingestellt, obgleich er beinahe zu den guten zu rechnen ist. Franz hat seinerseits im Hause an manchem etwas auszusetzen, darf aber seine Meinung nicht frei heraussagen. Hier herrscht Unreinlichkeit, was ihn mit Ekel erfüllt, da er von Natur peinlich sauber ist. Es widerstrebt ihn, von schmutzigen Tellern zu essen; man zwingt ihn sogar aus Gläsern zu trinken, die kurz vorher ein anderer benutzt hat. Jeder Winkel in den alten Zimmern ist stauberfüllt, der Abtritt eine Hölle. Dabei sorgt man nicht ordentlich für seine Wäsche, so daß er sich langsam an die Umgebung gewöhnt. Der Knabe wird selbst liederlich, da er fühlt, daß sein Widerstand vergeblich ist. Nun zeigt man mit Fingern auf ihn, nennt ihn „ein Ferkel". Franz kann jedoch den Zusammenhang nicht durchschauen, er schämt sich sogar zuweilen seiner schmutzigen Hände.

Nun lernt er aus einem großen Geographiebuche, vergißt aber dabei keinen Augenblick, daß er sich in Feindesland befindet. Er hat kein Kinderzimmer, sondern muß die Wohnstube mit den Erwachsenen teilen. Die Großmutter näht am selben Tisch und führt mit Luise ein Gespräch. Beide reden mit leiser Stimme, gleichwohl merkt er, daß die Luft nicht rein ist. Man hat es auf ihn abgesehen; er ist übrigens daran

gewöhnt, daß nicht mit offenen Karten gespielt wird. Es ist ihm unbehaglich zumute, wenn er sich auch nur eines geringen Vergehens bewußt ist. Vielleicht ist irgendeine alte Sünde ans Licht gekommen. Er horcht also aufmerksam hin, kann aber diesmal die Anspielungen überhaupt nicht verstehen.

Dann ist Luise allein im Zimmer und sofort ändert sich ihr Benehmen. Sie ist zwar zurückhaltender als sonst, spricht aber mit Franz und macht sich in seiner Nähe zu schaffen. Der Knabe liebt sie seit einiger Zeit mit Leidenschaft, was sie zu einem Doppelspiel veranlaßt. Hinter seinem Rücken beschimpft sie ihn nicht minder als vorher. Sie gönnt ihm kein freundliches Wort, wenn andere dabei sind, doch sie kokettiert mit ihm, wenn es niemand sieht, und läßt es zu, daß er ihr die Hand küßt. Es ist ihr auch um diesen Liebhaber zu tun. Trotzdem hat Franz einiges Zutrauen zu ihr. Er erzählt ihr sogar, daß er die süße Speise aus der Küche geholt hat und bittet sie, es niemandem zu verraten.

„Du wirst es der Großmutter nicht sagen, nicht wahr?"

„Sei nur ruhig, ich werde es niemandem sagen!"

Sogleich aber geht sie hin und erzählt es der Großmutter. Später leugnet sie den Verrat und behauptet, die Großmutter hätte es selbst entdeckt.

Dennoch erfaßt den Knaben das Verlangen, Luise zu sehen, nachdem alle zu Bett gegangen sind. Er erhebt sich und schleicht zur Tür ihres Zimmers. Durch die Spalten dringt Licht, doch die Großmutter ist drin, er horcht, wie er es oft getan hat. Sie kommen auf ihn zu sprechen, senken aber die Stimmen zu einem unhörbaren Geflüster. Dann wird es still. Er läuft zurück und kritzelt ein paar Verse auf Papier. Er schiebt den Zettel durch die Türspalte und hört ein leises Kichern, das ihn ermutigt. Fünf oder sechs solcher Zettel, alle mit Versen beschrieben, wirft er hinein, merkt nicht einmal, daß die Lampe erloschen ist. Lange drückt er seine Lippen an das Holz der Türe, ehe er sich zur Ruhe begibt.

Am nächsten Nachmittag entdeckt Franz auf der Treppenwand eine unflätige Zeichnung, die sich seit zwei Tagen dort befand, ihm aber entgangen war. Die Zeichnung dient einer Reihe von ordinären Schimpfworten, die in großer, zittriger Schrift danebenstehen, zur Illustration. Zuhause wird der Knabe noch unfreundlicher behandelt als Tags zuvor. Er sieht höhnische Mienen, aber man will mit der Sprache nicht herausrücken. Auf dem aufgedunsenen Gesichte des Großvaters steht Entrüstung geschrieben, die Großmutter ist schweigsam und hart; Luise wendet sich verächtlich von ihm ab. Eine

drückende Verlegenheit befällt ihn, seine Gedanken sind zerstreut. Abends schleicht er an eine Türe, um zu horchen; drinnen läßt man alle Vorsicht außer acht und spricht laut und vernehmlich.

„So ein Lump", sagt der Großvater und räuspert sich.

„Er ist es sicher gewesen", meint die Großmutter mit ihrer kränklichen Stimme, „niemand sonst im ganzen Haus ist einer solchen Gemeinheit fähig."

Da sagt Luise: „So jung und schon verdorben! Schrecklich, nicht? So etwas sollte man doch ausrotten!"

Franz erschrickt, denn er kann sich das nicht zusammenreimen. Da fällt ihm die Zeichnung ein, die er vorhin gesehen hat, und alles wird ihm klar. Man glaubt, daß er es gewesen sei. Der Knabe verliert die Fassung und wird bleich. Er haßt und verachtet seine Großeltern, dennoch beunruhigt ihn dieser Verdacht. Dabei kann er sich nicht einmal dagegen verwahren, da ihn niemand beschuldigt hat. Er müßte ja eingestehen, daß er an der Tür gehorcht habe.

Während des Abendbrodes kann er niemandem in die Augen sehen. Alle aber blicken auf seine Augen, die niedergeschlagen sind. Er ißt nur wenig, obgleich ihn Hunger quält. Er hat keine klare Vorstellung von den Beziehungen der Geschlechter, ahnt jedoch, daß man nun seine gemeine Gesinnung für erwiesen hält. Man geht zu Bett; auch der Knabe entkleidet sich, läuft aber noch im Nachthemd zur Tür Luisens. Er sieht Licht, doch alles ist still. Plötzlich bricht er in Tränen aus, rüttelt an der Tür und ruft schluchzend:

„Laß mich hinein, Liesel, ich muß dir was sagen."

Das Mädchen befürchtet einen Skandal und beschließt, ihn hereinzulassen. Franz steht in ihrem Zimmer, aber ein Nebel ist vor seinen Blicken. Sie fragt:

„Wie siehst du denn aus? Was willst du denn?"

„Ich bin es nicht gewesen, wirklich nicht, ich habe die Zeichnung nicht gemacht!"

Einen Augenblick Schweigen; er weint.

„Es hat dich ja niemand beschuldigt!"

„Ich weiß es doch, ich weiß, ich hab gehorcht! Wie kannst du das von mir denken?"

„Also du horchst, schämst du dich nicht? Schämst du dich nicht, an der Tür zu horchen?"

Da wird die Tür vom Schlafzimmer der Großeltern ein wenig geöffnet. Franz läuft im Nachthemd hin und drückt sie sofort wieder zu. Er schluchzt, die Tränen rollen ihm über

die Wangen. Er weiß, daß sein Gesicht jetzt zur Grimasse verzerrt ist, kann das aber nicht ändern; er hat einen Weinkrampf.

„Wer ist es denn gewesen, wenn nicht du, was?"

„Ich bin es jedenfalls nicht gewesen". Er blickt durch den Tränennebel erstaunt nach ihr hin. Sie liegt im Bett, ein Buch ist auf den Teppich gefallen. Ihre Brust ist halb entblößt, und auf ihrem Gesichte, das er so liebt, sitzt ein höhnisches, kaltes und grausames Lachen. Sie sagt:

„Warum weinst Du denn? Mach' lieber solche Schweinereien nicht!"

Wieder wird die Nachbartür geöffnet und Franz schließt sie wie zuvor. Das wiederholt sich sogar noch ein drittes Mal. Der Knabe hat einen Anfall und kann vor Weinen nicht sprechen. Er streckt die Hände nach ihr aus und rührt sich nicht vom Fleck. Da sagt sie, um der Szene ein Ende zu machen:

„Also du warst es nicht! Weine doch nicht so jämmerlich! Hörst du? du warst es nicht, jetzt mußt du schlafen gehen."

Da begreift er, daß sie ihm nicht glauben will! Er geht sogleich hinaus, noch weinend, ohne ein Wort zu verlieren.

Er dreht seine Lampe aus und legt sich hin; die Müdigkeit überkommt ihn, und so groß sein Kummer noch vor einer Minute war, jetzt ist er vergangen. Er schluchzt leise vor sich hin, ohne es zu wissen; sein Gesicht ist ganz naß. Aber er hat noch Zeit, das Flackern der ausgehenden Petroleumlampe lustig zu finden, ehe er in einen tiefen Schlaf verfällt.

Dieser Brief einer Dame (geschrieben am Sitz des großen östlichen Umwälzens, worum er sich durchaus nicht kümmert) erscheint hier: um sehen zu lassen, wieviel besser, wieviel unverdächtiger manches Mal Nichtschriftsteller schreiben als Schriftsteller.

Grand Hotel des Wagons-Lits, Ltd.

Code: A. B. C. 5th Edition

Peking, Frühling 1912.

Unter normalen Bedingungen wäre dies ein rechtzeitig eintreffender Gruß zum Fest! . . . Manchmal, wenn ich in einer Rikscha durch die wunderlichen Straßen Pekings fuhr, faßte ich den Entschluß, gleich das bunte Bild zu schildern. Aber vor meiner Hôtelzimmertür wartete regelmäßig ein lächelnder bezopfter Sohn des Himmels und wollte mir Brokate, seidene Gewänder, Türkise, Bilder aus Tibet oder bronzene Götter verkaufen und immer war ich schwach und ließ ihn zeigen, was er in seinem blauen Tuch hatte. — Hinterher war ich dann müde vom Sehen und vom ‚Handeln'.

* * *

Peking ist kein ‚angenehmer Aufenthalt'. Als ich am frühen Morgen nach meiner Ankunft die hohe Südmauer der Mandschustadt erklomm und zwischen erstem und zweitem Frühstück bis zum mächtigen Chien-men-Tor wandelte, umweht von der trockenen Winterluft der Steppe, über mir den harten klaren Himmel, und hinunter blickte auf das Gewimmel der Chinesenstadt einerseits und auf die Turnübungen der amerikanischen verstärkten Gesandtschaftstruppe andererseits — kam eine große Sehnsucht nach den reichen kaum begriffenen Tropenfarben über mich.

Rauh ist das Klima, Sandstürme von der Wüste Gobi erfüllen die graue Backsteinstadt und ziehen jedes Atom von fruchtbringender Feuchte aus dem Boden und aus den Wurzeln der Bäume.

Die Pflaumen blühen — ja, und sonst noch manches Gesträuch zwischen Mauern; die Weiden schlenkern ihre Kätzchen im Winde — aber die Trockenheit hält den Frühling auf und alles ist dürftig.

Man hat aufgesprungene Lippen, Hände wie ein Reibeisen und Haare wie Stroh in diesem Klima.

* * *

Die Frauen sind ganz unverständliche Puppen: auf ihren verkrüppelten Füßen stelzen sie umher wie auf Ziegenhufen. Sie tragen winterlich wattierte Hosen, an den Knöcheln zugebunden und einen bunten Kimonorock. Meistens stehen sie an den mit wilden Schutzgötterbildern beklebten Türen, die Hände in den Hosentaschen, das weiß und rot getünchte Ei-Gesicht neugierig auf einen gerichtet, eine schwarze Ulanenstellage auf dem Hinterkopf, um die das Haar wie über eine Garnrolle gestriegelt ist.

Die Kinder sind unbeschreiblich drollige, kleine, bunte, meist schmutzige, wattierte Kugeln, das Haar mit roter Wolle in starr abstehende Schwänzchen gedreht, pausbäckig und ungeheuer gesund aussehend.

* * *

Viel Mandarine sah ich nicht. Einige wandelten mit ihrem Glasknopf und dem Pfauenbüschel, die Pfeife im Munde, gemächlich durch abgelegene Straßen der Mandschustadt, sie sehen aus „wie pensioniert". Von einem sah ich das pompöse Begräbnis: eine blau- und goldgestickte Riesensänfte für den schweren wuchtigen Sarg, getragen auf rotlackierten Balken von etwa 30—40 Blaukitteln; vorneweg zwei Bläser mit einem seltsamen posaunenartigen Tutinstrument, das abwechselnd mit dumpfen Paukenschlägen seine klagende Stimme ertönen ließ. — In einer grünen Sänfte voran die Ahnentafel und gleich dahinter die weißgekleideten nächsten Angehörigen.

* * *

Reizend ist die Sitte des Chinesen, seinen ‚Vogel' spazieren zu tragen. Die unvermeidliche Pfeife im Munde wandelt er des Nachmittags die Hatamonstraße entlang mit dem ganz geräumigen Vogelbauer in der Rechten, dessen Insassen ein blaues Futteral vor Zugwind und Kälte schützt (genau, wie wir mit unserem Dackel spazieren gehen!).

Im Konfuziustempel in Küfu sah ich verschiedene, die offenbar sich ein stilles Plätzchen in den sonnigen Höfen suchten, um da ihren Vogel singen zu lassen und seinem Frühlingslied zu lauschen.

* * *

Wundervoll sind die ‚Devantüren' der Läden in den großen Verkehrsstraßen. Zwei hohe Masten tragen das schöne geschnitzte Namensschild mit den kunstvollen Schriftzeichen.

Ueber und über vergoldet sind manche barock geschnitzte Fassaden und dazwischen kommen wieder bescheidene Fronten mit Papierfenstern, die übrigens die Kälte so gut wie Glas abhalten, — falls keine Löcher drin sind, wie in dem Tempelnachtquartier auf dem 2000 Meter hohen Tai-shan-Gipfel!

Der Tai-shan! Das war das Schönste von China! Es ist der Sinai der Chinesen, zu dessen Heiligtümern seit Jahrtausenden gewallfahrtet wird.

Die meiste Verehrung beim Volk erfährt auch hier in China wie überall in Indien eine Göttin und zwar die Göttin der Fruchtbarkeit, die um Kindersegen angefleht wird.

* * *

Der Weg da hinauf, zum Bilde der hundertarmigen Nai-nai, ist das landschaftlich Wunderbarste, das ich in meinem Leben sah.

Seit Jahrhunderten haben die Kaiser Treppen angelegt, unglaublich steil zuletzt — eh' man zur ‚Himmelspforte' gelangt. Oben angelangt, sagt man sich: so muß es in Lhassa, in Tibet sein ... Ueberall wirkt die Szenerie wie ein idealer Opernprospekt, wie eine in Künstlerhirnen phantastisch ausgeheckte Komposition: auf grauem Urgestein aufgebaut mit Vorbedacht eine jede Kiefer und Zypresse, eine jede rote Tempelwand, ein jedes gelbes Fayencedach ... Zitternd vor Kälte kroch ich vor Sonnenaufgang aus meinen Hüllen, unter mir lagen schlafend fest gebettete Wolken in den unzähligen Felstälern, nur der Tai-shan-Gipfel ragte hinein in den kalten Märzhimmel.

* * *

In Kü-fu, auf meiner Wallfahrt zum Konfuziusgrab, wurde ich bes'aunt wie ein Fabeltier. Stundenlang standen die blauwattierten Himmlischen vor der Tür der Herberge und verfolgten jede meiner Bewegungen mit unverhohlenem Anteil.

Aber genug —

Jetzt geht's nach Japan. Wenn Sie diesen Brief haben, wandle ich unter den Blütenbäumen des Yeno-Parkes von Kioto.

Ich ‚genieße' jetzt meine Tage immer mehr.

Herzlichen Gruß

Enzian.

Schreibtafel

Von Alfred Kerr

Offiziers-Streik

Heut ist ein Streik von Offizieren . . . nicht mehr ein am Nachthimmel fern emporgrauendes Mythendämmerbild — sondern schon Wirklichkeit und in vollem Gange. Die Kellner der Restaurants Manhattan, Sherry, Astor, Elks Club, Imperial haben grade zur Mittagsstunde die Arbeit niedergelegt.

Schminkeles

Wenn die Testamentsvollstrecker im Nordland jetzt kein Einsehn haben . . .

Herr Harden-Schminkeles ist von einer Geschäftstour um den Nobelpreis heil, wenn auch mit schmerzlich-edlem Ausdruck einer Charakterrolle von zwei Bogen, wiedergekehrt. Er hat nichts, aber nichts unterlassen. Er hat sich lange rings im Umkreis der Stiftung bewegt . . . Er hat über Ibsen geplauscht. Was er zu den Leuten geplauscht hat, auf die es ankommt, ist nicht kontroliert. Er hat an Björnsons Grab geredt. Nichts unversucht. Beinah Strindberg beerdigt. Um ein Haar hingelaufen und den Sarg mit auf die Schulter gekippt. Wenn er in München redt, sagt er: „Nur München!" Wenn er in Wien zum Benefiz kommt, sagt er: „Die hohe vorgeschrittene Kultur Wiens — Preußen gewünscht, so dazustehn!" Ueberall, wo er redt, unterwürfelt er vor der eintrittzahlenden Rotte — und dankt dem ratenden Ghetto.

Hat die Stiftung eine Einsicht, dann wird er Träger des Nobelpreises, nachdem er schon Träger des Körtingpreises gewesen. Hie Preis, hie Prämie. Eine Uebersicht seiner Medaillen: Inhaber der Tapferkeitsmedaille, seit er von Holstein, den er bis zum Erlangen von Tips aus edel-vaterländischen Gründen für verderblich erklärte — seit er von dem Greis über einen andern Greis Geschlechtsnachrichten empfing, diesen ängstigte . . . und ihn, der nach seinen bisherigen Versicherungen längst kaltgestellt war, „stürzte". Zweitens die Tugendmedaille (teils im Ausland erworben, teils rund um den Olivaer Platz), etwa zur selben Frist, wo er Herrn von Kiderlen die Rückkehr „aus Kythera" kitzelnd vorwarf — und den Anfang eines Schröpfens unternahm.

(Kiderlen braucht keine Furcht zu haben. Er tut ihm nichts mehr.)

Hierzu endlich die Kriegsmedaille. Da er jetzt den Fall Sambeth breitschnattert (indem er nach seiner Gewohnheit Unwesentliches und Falsches mit dem Charakterausdruck eines Schiedsrichters hinlegt), läßt Schminkeles durchblicken, das Duell unter Offizieren gehe für sein, tja, für sein Gefühl, er kann sich nicht helfen, eben doch wohl nicht abzuweisen. Wie die Dinge heut liegen; und so . . . Für ihn selber? nein; Streben nach innerlichem Aufstieg! Fremde Menschen können einem nichts geben und nichts nehmen; — selbst wenn sie es tun, fragt es sich zuvörderst: „W i e geben Sie? und w i e nehmen Sie?"

Hierzu, viertens, die Nobelmedaille (das wär ihm die teuerste von sämtlichen) — wenn die Stiftung ein Einsehn hat.

Kriegsminister

Aus den Aeußerungen unseres Kriegsministers von Heeringen ein entzückendes Wort, von der Parlamentstribüne:

„Die Resolution der Fortschrittlichen Volkspartei, die dahin geht, daß nur die Tüchtigsten befördert werden sollen, bitte ich abzulehnen." Unbemerkt vorübergegangen.

* * *

(Paul von Schmidt, Generalmajor, sagt in dem Buch „Die Erziehung des Soldaten": „Frisch und fröhlich, wie nur einer, soll der Soldat ins Leben schauen." Dann: „Lebensvoller Betrieb der vaterländischen Geschichte, P f l e g e e d l e n G e s a n g e s sind Erziehungsmittel, deren Wirksamkeit nicht zu unterschätzen ist." Ich muß dabei immer an Herrn von Heeringen, ich kann nicht anders, denken.)

Wenn . . .

Der Oberstaatsanwalt findet: Borchardt und Leinert haben sich wider die Gewaltanwendung durch Schutzleute nicht zu beschweren — denn die Kammern seien ‚völlig autonom' in der Wahl ihrer Anordnungen.

Wenn der Fall umgekehrt wäre . . .

Wenn der Präsident nicht Herr von Erffa hieße, sondern Borchardt; wenn der Präsident Borchardt beschlossen hätte, den Abgeordneten von Erffa wegen Widerspanst, Verkalkung und Unfähigkeit vom Platz boxen zu lassen; wenn Herr von Erffa Stöße, Püffe, Hiebe, Fußtritte, Kopfstücke bekommen hätte . . . und Erffa hätte sich beim Oberstaatsanwalt beschwert:

dann, Leser, hätte der Oberstaatsanwalt ebendasselbe geschrieben, was er jetzt schrieb: „Der am 23sten Mai bei mir eingegangenen Anzeige . . . gebe ich keine Folge."

* * *

Preußen, ein peinlich gewissenhaftes Land, von kerniger, wenn auch grober Rechtlichkeit (und namentlich vorwiegend mit dem Pflichtbegriff unter der rauhen Außenseite) tut das nicht anders. Justitia fiat.

Es wäre dann gegen Herrn von Erffa auch noch die Anklage wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt außerdem, extra, überdies, grade, nu erst recht . . . ferner wegen Hausfriedensbruchs gegen Erffa erhoben worden. Zumal wenn es Borchardt verlangt hätte.

Preußen birgt namentlich vorwiegend kernig, wenn auch grob, den rauhen Pflichtbegriff unter der Außenseite, Schale, spartanischen Hülle, Soldat und brav.

* * *

Sollte jedoch bei umgekehrter Lage der Staatsanwalt nicht genau ebendasselbe Verhalten zeigen, so käme das schwerlich auf die Rechnung bösen Willens, — sondern auf subjektives Befangensein.

Schuld und Sühne

Der Verbündete von Roßbach (geht spazieren; zwischen Frauenvereinen, Ziegelkirchen, Bußtagen, Divisionspfarrern, geschlossenen Karfreitagsbühnen, Chorälen, frommen Augen, protestantischer Treue, evangelischem Bewusstsein; er trifft junge Menschen, zuerst den jungen Düwell).

v. Roßbach: Was haben Sie getan?

Düwell: Ich war Mitglied eines Jugendvereins, zahlte sechs Mark Strafe wegen des Vereinsgesetzes, deshalb ist mein Freiwilligen-Examen genullt, zweitens bin ich zum Abitur nicht zugelassen . . .

v. Roßbach: Was können Sie werden?

Düwell: Fragen Sie, was ich nicht werden kann.

v. Roßbach (geht spazieren; trifft junge Menschen): Was haben Sie getan?

Junger Mensch: Bei Heidelberg einen Eisenbahntransport gefährdet.

v. Roßbach: Was können Sie werden?

Junger Mensch: Eisenbahnminister.

* * *

Düwell] (steht abseits).

* * *

v. Roßbach (geht spazieren zwischen Frauenvereinen, Ziegelkirchen, Bußtagen, Divisionspfarrern, geschlossenen Karfreitagsbühnen, Chorälen, frommen Augen, Treue, evangelischem Bewußtsein).

Genie

Gallische Blätter nennen als Wilbur Wrights Vorläufer sofort: Chanute, Mouillard. Deutsche Blätter: Lilienthal.

Vielleicht mit Recht. Sie flogen bloß nicht. Wilbur Wright war es, der den letzten Schritt machte.

Dieser Schritt ist nach außen der bedeutendste. (Der ihn macht, ist darum nicht der Bedeutendste.)

* * *

Dennoch lebt nun in der „Geschichte des Flugproblems" für Jahrtausende hartnäckig der Begriff:

Flieger = Wilbur Wright.

Lenker = Zeppelin (welcher den letzten Schritt gemacht, nicht den wichtigsten).

Deutsche Einigung = Bismarck.



Das Opfer

Noch einige dem ‚Pan' übersandte Worte zu der musterbildlichen Schädigung des jungen Düwell.

Der „Vorwärts" wunderte sich, daß zuerst keine liberale Zeitung diese Widerlichkeit aufnahm. — Warum gibt es bei uns so wenige Politiker, die noch wissen, wozu sie eigentlich da sind? — Niemand wird sich aufregen. „Es kommt hinzu," schrieb Walter Rathenau unlängst in einem sachverständigen Aufsatze, „daß in Deutschland seit 25 Jahren die Geschäfte gut gehen. Kein Mensch will beim Geldverdienen gestört sein; noch 10 Jahre, so ist er reich, so lange wird es halten, alles andere später. Politik? Mögen Fachleute und Arbeitslose sich drum kümmern, wenn nur die Konjunktur bestehen bleibt. Verfassung? Diejenige ist die beste, welche Geschäfte nicht gefährdet, gute Polizei übt, die Arbeiter im Zaum hält und wohlhabenden Bürgern verdiente Ehren zugänglich macht."

Warum lernen wir nicht von diesen strammen Behörden? — Ihre Manieren, ihre Taktik, ihre Köpfe, ihre Gehröcke sind veraltet — aber sie setzen sich durch ... Wir sollten Freidenker sein, aber d o g m a t i s c h i m H a n d e l n. Eisern, voll Prinzipien, starr, wenn es drauf ankommt.

Düwell, der jetzt an der Handelshochschule studiert, wird drei Jahre oder zwei dienen müssen und ist ruiniert. Ich bereitete einmal einen Adligen auf dies Militärexamen vor, — man entdeckte plötzlich (sein Papa war vorher ein bißchen viel herumgelaufen) seine Befähigungen und schenkte es ihm, ohne Examen.

Der Schulrat Meyer in der Linkstraße ... Mein Gott, einmal hat man eine Waffe in der Hand, einmal darf man sich wichtig machen!

Seien wir dogmatisch im Handeln. tu

Franz Blei

Auf die seiner Jesuitenbetrachtung (im ‚Pan') nachgesandten Worte:

„In Franz Blei spricht jenes ästhetische Herz, dem ich (in der Politik) ein Ende machen will. Ihr sollt Euch hier gewöhnen, den schwammigsten, wässrigsten, widerlichsten Liberalen aus dem Bezirksverein höher zu stellen (weil er ein Förderer ist), als den wundervollsten Eigenkerl unter allerhand Jesuiten (weil er ein Belaster ist)"

antwortet Blei in der ‚Aktion' ausführlich. Daraus folgendes:

„Ich weiß, es gibt eine Handvoll Leute im Lande, die billig genießerisch in die Kirche gehen, weil sie ‚die Schönheit der katholischen Religion usw.' oder in eine Massenversammlung streikender Arbeiter, weil sie ‚die Schönheit der Masse usw.' Ich weiß von dieser Handvoll Leute, die an der ehrlichen Arbeit jedes Commis und jedes Bauernknechtes parasitieren; ich weiß von ihnen, Kerr und noch ein paar wissen davon, was mit unserm Beruf zusammenhängt. Was zählen diese paar Dutzend? Was, wo, für wen bedeuten sie? Den Luxus solcher paar Leute können wir uns ohne nennenswerten Verlust an Nationalvermögen leisten. Sie, wie Kerr will, zu bekehren, brächte keinen Gewinn ...."

Dann über die Popligkeit der Liberalen:

„Aber zum praktischen Fall. Das andauernd platonische Verhältnis, das die nationalliberale Partei mit der Freiheit unterhält,

ist wie aller Platonismus in der Liebe ruinös. Er macht impotent. Zeugt keine Kinder, sondern gestikuliert nur so. In dem ‚schwammigsten Liberalen aus dem Bezirksverein' sehe ich nur den Besessenen eines Wahnes, des Größenwahnes der Normalität. Für die Freiheit sein und es alle Augenblicke mit der Angst vor dieser Freiheit kriegen, das ist, menschlich und politisch, schlecht. Eine saubere linke Hand und eine schmutzige rechte Hand haben, das endet immer damit, daß schließlich beide Hände schmutzig sind. Der Liberalismus überhebt sich in seiner Ideologie — das tut jede Partei und jeder Mensch und es ist gut so, aber die liberale Ideologie ist schon blanke Deklamation geworden, vom Tage nicht bestimmt, sondern von der Stunde . . . Da wird immer Parade geschlagen, wenn der Gegner nicht am Platze ist (drum will er die Jesuiten nicht am Platze haben). Gewiß: in der freiheitlichen Phrase stimmt immer alles. Keine Partei, die etwas gegen die Freiheit getan hätte . . .

Wir haben eine liberale Partei in Deutschland. Sie nennt sich die sozialdemokratische. Sie wird sich das schon abgewöhnen. Es sind zu viele Aufgaben da, die zu lösen der alte bürgerliche Liberalismus weder Zeit noch Fähigkeit hat. Denn Worte tun es da nicht. Die Sozialdemokraten mausern sich keineswegs ins Liberale, sondern sie werden gemausert. Sie müssen die liberale Erbschaft aufarbeiten, ob sie wollen oder nicht. Sie müssen die liberale Politik machen, zu der die Liberalen nichts mehr als das Vocabularium aufbringen.'

Recte tu quidem. Der Hauptunterschied läßt sich, scheint mir, dahin zusammenfassen: Ein Liberaler ist das größere Ekel, doch das kleinere Uebel. Ein Jesuit ist das kleinere Ekel, doch das größere Uebel.

K.

Prozeß

Der Künstlerbund (Lichtwarck) hat wider Muthesius, Dessoir und die Nahestehenden eine Feststellungsklage erhoben — ehe der Bismarck auf dem Sockel festgestellt wird.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9 zu richten

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Zweiter Jahrgang No. 30 13. Juni 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

JNHALT:

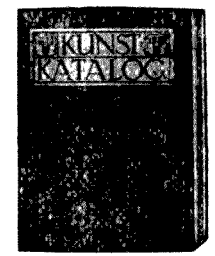
Alfred Kerr.....Spiegel der Zeit
Hermann Essig.....Heiraten! oder Xilinde Holly
Der blaue Reiter
Vindex.....Generalversammlungen
Max Brod.....Die Ballade vom Grosskaufmann

Kolonialgesellschaft
§ 175 — Feststellungsklage

Vierteljährlich.....5 Mark
Einzelheft.....50 Pf.

HAMMER-VERLAG, G. M. B. H., BERLIN W. 15, UHLANDSTRASSE 31
REDAKTION: GRUNEWALD, GNEIST-STRASSE 9

Inseraten-Annahme :



! Bilder !

für Wandschmuck und Sammlungen in vornehmster Bromsilber-Ausführung zu mäßigen Preisen. Ausführl. Katalog, 300 Seiten mit 750 Abbild. gegen M. 1.50. Prospekte kostenfrei.

Neue Photographische Gesellschaft A.-G., Steglitz 202

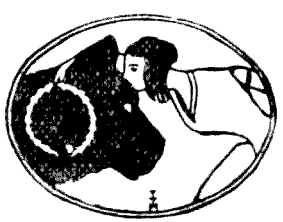
MODERNE GALERIE

GEMÄLDE ZEICHNUNGEN

MÜNCHEN

THEATINER-STR. 7.

JAPPERT



SECESSION

Berlin, Kurfürstendamm 208-209

XXIV. Ausstellung

APRIL-SEPTEMBER

Geöffnet täglich 9-7 Uhr **Eintritt 1 Mark.**

Spiegel der Zeit

Von Alfred Kerr

I. (Donnerstag.)

Tisza. Dieser Präsident, wirkt anfangs ulkig, in starken, dummen Märchenlinien. Als ob er sich in Versen äußerte:

Worrum mild sain? ich versteh nich!
Borchardt(-Praißen)? vill zu wenig.
Loß sie mit dem Wachmann straiten,
Dos sind lauter Klainigkaiten.

Außa! wann ich mich erzornte,
Schmaiß ich tausend Abgeornte.
Dos gäht zimmlich ainfach zu,
Igen! und der Herz hot Ruh.

Dann wundert man sich bei näherem Hinfühlen aber doch, wie hier alles vertauscht ist:

Dieser Präsident ist ja liberal — die Hinausgeworfenen sind adlige Nationalisten, die Hinausgeworfenen heißen Graf Karolyi, Graf Apponyi, Herr von Justh . . .

Eugen Richter hatte nicht unrecht, als er die Obstruktion verwarf. Spielregeln innehalten! Es ist keine Art: wenn auf dem lawn schon gerufen wurde ‚advantage striker!', daß der server ihm etwa die Hand festhält . . . oder daß er sämtliche Bälle versteckt. Das ist kein Spiel mehr. Trompeten, Flöten im Parlament! Ohnedies herrscht schon in solchen Häusern zuviel Gesprächslärm; dadurch Kraftvergeudung auf der Tribüne, einer muß erst körperlich durchdringen, bevor er I . . Id . . . Ideen los wird; zu diesem Lungenkampf ist er nicht hergekommen, die Einrichtung heißt Parlament, nicht Brüllament. (Viele Zeitungsberichter merken das nicht mehr. Es müssen Leute hingehn, die selten hingehn.)

Also Spielregeln innehalten . . . Es ist aber doch odios, wie sich dieser Mensch benommen hat. Kein Vorsitzender der Erde hat ja das Recht, Leute vom Votum fernzuhalten. Wenn er sie schon hinausbringt, muß er sie für das Votum zurückbitten. Wenn er das Reden schon vereitelt: zum Abstimmen sind sie hingesandt. Ein Präses darf die Volksboten, er darf nicht die Wähler strafen . . . Ebensogut könnte jemand eines Vormittags die Mehrheit rausschmeißen. (Daß der Präsident meistens Präsident der Mehrheit ist, kommt nicht in Betracht — es treten plötzlich Verschiebungen ein.) Ein Präsident von gleicher Frechheit kann zur Majorität sagen: ‚Ihr macht ruhestörenden

Lärm (auch wenn sie kaum stärker denn sonst lärmt) — Ihr seid für dreißig Sitzungen ausgeschlossen.' Dann wird abgestimmt.

Es kommt nur auf die Tüchtigkeit eines Vorsitzenden an . . .

(Bei der Abstimmung müßte wegen Lärmgefahr alles grundsätzlich mit Transparenten gemacht werden : wie beim Roulettespiel die gezogene Nummer in elektrischer Beleuchtung über dem Spieltisch aufflammt.)

* * *

Regeln wahren! Fair play! . . . Gewiß. Aber wo der eine Partner von vornherein schmierig schwindelt, da muß der Widerpartner nicht korrekt bleiben. Wo das Wahlspiel auf prellerischen Vorbedingungen (wie in Ungarn) zustande kommt; wo schäbige Rechtsbegaunerer in voller Ruhe tagen (wie in Ungarn) : da erzeugen sie dies Zum-Possen-Handeln der Obstruktion. Was ich vom Tennis gesagt, stimmt nicht. Der Fall ist vielmehr so : als hätte man der einen Partei lauter funkelnagelneue gutspringende Bälle gegeben, der anderen Partei lauter ausgemerztes Jammerschundzeug ; mehr Puppenlappen als Bälle, die nicht hopsen, sondern twisten ; und als mogelte der ‚umpire' auf seinem Sitz : und man erklärte das für ein Spiel. Nein, auch das ist kein Spiel.

Merkt man hinterm Netz Preller und Fälscher: so wird es Zeit, ihnen das Racket ums Maul zu schlagen.

Scheußlich. Aber nicht so feig wie das Prellen.

* * *

Herr von Tisza mag sich im übrigen einen ehrlichen Mann glauben ; denn das Unrecht ist so verbreitet in jener Monarchie, daß nicht viel auf Einen kommt. Ein ehrlicher Mann — aber nicht zwei Ellen weit sehend. Wenn der Abgeordnete Kowacz um ein paar Striche genauer schoß, war alle Frechheit nutzlos. Tisza mußte merken, wie Stolypin damals, daß Gewalt ähnlichen Blödsinn zeugt. Er lebt — weil der Kowacz nicht zielte. Die Dummen haben das Glück. Und so ragt er am Schluß wieder in starken, dummen Märchenlinien, als ob er äußerte :

Worrum mild sain? ich versteh nich!
Borchardt(-Praißen)? vill zu wenig.
Loß sie mit dem Wachmann straiten,
Dos sind laauter Klainigkaiten.

Außa! wann ich mich erzornte,
Schmaiß ich tausend Abgeornte.
Dos gäht zimmlich ainfach zu,
Igen! und der Herz hot Ruh.

(Aber nicht lange).

II. (Sonnabend.)

Andromeda. Das von Perseus beschützte Frauenzimmer ist unter Sitte gekommen. Lovis Corinth, ihr Porträtist, hat auf einer Postkarte, von der Münchener ‚Jugend' hergestellt, ihr Bildnis verbreitet.

Vor der unverehelichten A. steht in Rüstung der antike Zuhälter, breitet einen Mantel aus, den sie (darum) noch nicht anhat. Alles Kraft und Wurf — um keine Spur mythopathologischer, als ein Rubens . . .

Folgendes begab sich. In der Kochstraße 19 zu Berlin hat Fräulein Emilie Denkmann ein Mal-Utensiliengeschäft unter der Firma F. Picknes. Bei Fräulein Denkmann wurden 3 (drei) solcher Karten mit einer der stärksten Schöpfungen des Ostpreußen durch den Polizeipräsidenten wegge-, sie selber amtlich vernommen. Sie besaß die 3 (drei) Karten seit zwei Monaten. Aus dem Protokoll; links oben:

„Der Polizei-Präsident.
Abteilung VIII.
Zentralstelle zur Bekämpfung
unzüchtiger Bilder und Schriften.
Die Exekutive."

Steht so da. Dann wörtlich: „Auf Anordnung der Kgl. Staatsanwaltschaft I hier, zu 38 y. 629. 12. wurde, weil Gefahr im Verzuge war, heute um 10¼ Uhr vormittags in den Geschäftsräumen Kochstr. No. 19 der Emilie Denkmann eine Durchsuchung von mir und dem Kriminalschutzmann Dettmann 589 vorgenommen, weil er (!) sie (!) als Täter (!) Teilhaber (!) des Vergehens aus § 184, Ziffer 1 Strafgesetzbuchs verdächtig ist und zu vermuten ist, daß die Durchsuchung zur Auffindung von Beweismitteln führen werde . . ." Ob Fräulein Denkmann ein er oder eine sie ist, wird genau so offengelassen, wie ob sie ein Täter oder ein Teilhaber ist.

Dann: „Wegen Zuzieh. von Zeugen wurde seitens der Inhaberin verzichtet." Wegen Grammatik wurde . . .

Fräulein Denkmann äußert bei der Vernehmung: sie sei sich nicht bewußt, gegen die Sittlichkeit verstoßen zu haben . . .

Lovis Corinth zweifelt (der Präsident der Sezession und der Präsident der Polizei stehn Zahn um Zahn), ob wirklich diese Karte betroffen sei: aber in München drang sofort ein Komissar in die Räume der ‚Jugend', welcher die Platten weg-, den Inhaber vernahm. S. o. Diese Weisung hat jemand aus Berlin erlassen, nord- und südliches Gelände ruh'n im Frieden seiner Hände. Der Unterspezialist heißt von Behr, Berlin O., Magazinstraße 5.

Zugleich wird in Dresden durch den Ministerialdirektor Schelcher ein Werk Max Klingers von der deutschen Kunstausstellung verwiesen. Mitteldeutschland fehlt nicht. Das ganze Deutschland soll es sein. „Leider mußten wir in Erfahrung bringen, daß . . . gegen eine solche Verfügung ein Protest unmöglich und absolut wirkungslos ist", schreibt einem Betroffenen der Vorstand. Klinger hatte gar nicht Einspruch erhoben. Man gewöhnt sich an die Luft. Das ist das Entsetzliche. . .

Nein, nicht weil er sich an sie gewöhnen könnte, schwieg er; sondern weil er ein Sinnirer ist; weil der Gott, der ihm (noch bei Plagwitz) im Busen wohnt, nach außen nichts bewegen kann; darum hat er trotzdem, seid sicher, geknirscht; und auf sein künftiges Werk fiel ein Schatten.

Das Gesetz straft bei uns Tötung keimenden Lebens, aber nur bei Köchinnen. Treibt man der Kunst, ohne Zustimmung, eine Frucht ab, so kostet es nicht fünf Mark.

Luise von Sachsen hat in dieser angenehmen Kleinwelt nun einen Entschuldigungsgrund mehr. Sie gab vielleicht bloß . . . eine Antwort. Ave, animula blandula vagula. (Beim letzten Wort keinen Satzfehler!!)

III. (Sonntag).

Was für ein Zeichen ist es, wenn Ferdinand von Bulgarien zu uns kommt? Aber ein bedeutungsvolles Zeichen! Aber ein Zeichen von politischer Wichtigkeit.

Was für ein Zeichen ist es, wenn Wilhelmina von Holland nach Paris geht? . . . Kein bedeutungsvolles Zeichen. Kein Zeichen von politischer Wichtigkeit.

Es wäre somit verfehlt, beispielshalber folgendes zu äußern: Mit einem Mecklenburger haben wir sie verheiratet — und diesen Deutschen nimmt sie mit nach Paris? Unabhängigkeit der Niederlande! . . .

Es wäre verfehlt zu äußern: Holland geht uns am Ende darum durch die Lappen, weil es Angst vor dem Freiheitsmangel der Vetternschaft hegt? Bei lockenderen Zuständen, auch im Innern, brauchten Wilhelmina und consort nicht so rotwangig in die Gartenräume des elysäischen Schlößchens zu laufen. Wenn wir ein Wahlrecht wie die reichsländischen Zwangsbrüder hätten, die noch bei unserer Geburt nicht deutsch waren, dann vielleicht erwiderten die einen und die anderen Sprachgenossen auf jene prinzipielle Behauptung „Ich bin ein Preuße" nicht andauernd mit dem schlagfertigen Responsorium: ‚Mir wolle keine Preuße sin!'

* * *

Einer, ein einziger Deutscher, ist auf seine Kosten bei diesem Zusammenhang der Dinge gekommen; das war der Bildhauer Martin Wolff. Sobald die herztausige Nassauerin franzosenselig auf ihren Ahnherrn Coligny einen Salamander im Faubourg Saint-Honoré gerieben hatte: sobald begab sich Kaiser Wilhelm (des nächsten Tages) zu Herrn Bildhauer Wolff, der ein Coligny-Denkmal geknetet hat, — um durch das Bekenntnis zu dem Hugenottenadmiral (seinerseits) Wilhelminas Aufführung abzuschwächen.

Ein deutscher Professor, Herr Galland, mosaischer Konfession, hat nachgewiesen, daß die anmutig vollgegessene Holländerin überdies eines Irrtums Opfer ist, Coligny war überhaupt nie mit ihr auch nur von fern verschwägert, sie ist der Stengel einer ganz anderen Linie, die Stimme des Bluts war bloß kraft einer Namensverwechselung in ihr angeschwollen (so kann man sich täuschen!) Durch ihren Besuch ist, in jedem Fall, von unseren Landsgenossen einer befriedigt.

* * *

Die Stimme des Bluts. Sicheres Merkmal. Das innere Gefühl — weißte? Der koburgische Bulgarowitsch, der in Potsdam beköstigt worden, hat sich seines nichtdeutschen Blutes im angebrachten Zeitpunkt öffentlich erinnert. Diese Stimme trügt nie, — aber man darf sich trotzdem nicht irren. Blut ist dicker als Wasser, wie so wonnesam, so traut, vorwiegend im Lande des germanischen Podbielski, des germanischen Verdy du Vernois, des germanischen Posadowsky, — des Germanen Bismarck, den Mistkerle von Ethnologen für slawisch halten. Die Stimme des Blutes; sie trog Wilhelmintje. Wenn sich sämtliche Germanen ihres Blutes öffentlich erinnerten gleich dem Ferdinand und ihr (einschließlich der oldenburgischen Fürstenfamilie), so schwölle die Hybris der außerhalb Norddeutschlands wohnenden Sarmaten ins Dämonische.

Erst in vier Jahrhunderten, nach einem Dauerbündnis mit dem erstarkten Rußland, dürfen deutsche Trinksprecher beim Bundesmahl in Konstantinopel ergriffen die immerhin übertriebenen Worte rufen: ‚Slawen, Slawen, san m'r alle . . .'

Ein kommender Martin Wolff knetet zu diesem Vorgang dann eine Gruppe weißblond getönter, traut-kerniger, heimisch-echter Mecklenburger, mit der Inschrift ‚Die Bodrizen'; sowie aus Aufmerksamkeit eine treue Pommerngruppe mit der Inschrift: ‚Po morje (= Am Meer)'. Dafür bekommt er den kleinen, schwarzen Wladimirorden mit Eichenlaub und Wodka, am Hosenschlitz zu tragen.

Heiraten!

oder

Xilinde Holly

Von Hermann Essig

Xilinde Holly beschäftigte sich mit Heiraten.

Sie war jetzt fünfundvierzig Jahre alt. Vor ihr lag auf einem wackelnden dreifüßigen Tischchen ein Buch aufgeschlagen. Sie selbst erfüllte eine Sofaecke und zog ab und zu den Inhalt der Nase wieder hinein. Weil sie sehr scharf dachte, so hatte sie keine Zeit, aufzustehen, um ein Taschentuch aus der Kommode zu holen. In der andern Sofaecke saß der Mops und tat wie seine Herrin.

Ein asthmatisches Stöhnen ging im Zweitakt durch den Raum.

Die Kaffeetasse auf dem achteckigen Salontisch rauchte dazu wie eine Fabrik in ferner Landschaft.

Weit weg lag alles für Xilinde. Ihre blauen Augen träumten zwischen zwei Butterkissen, lediglich durch eine kleine Stülpnase getrennt von dem platzenden Auftrieb des Busens, bis allemal der Stöhner kam, längst nicht mehr behelligt.

Ja, Xilinde stöhnte, sie war in sechs Tagen fünfundvierzig Jahre alt, und heute war Montag.

In dem vor ihr aufgeschlagenen Buche stand der Satz: ‚Die Gebärfähigkeit hört bei Frauen — bei Männern nämlich nicht — mit dem fünfundvierzigsten Lebensjahre auf!'

Es war zum Heiraten! Dieser Satz verlangte ungeheure Beschleunigung aller Unternehmungen Xilindes. Sie stand vom Sofa auf, ihre Fußsöhlchen fanden den Boden, und der Mops schüttelte sich.

Wo ging die Reise hin?

Zunächst einen Schluck heißen Kaffee, dann nachsehen, ob die Heiratszeitung schon durch den Schlitz gesteckt war.

Sie stak!

Xilinde orgelte es im Busen.

Der Mops nieste und war zuerst wieder in der Sofaecke. Ein blitzend schlaues Lächeln ringelte sich von den keuschen Rebenhügeln - Wangen herab und verhuschte in Xilindes Augen. Das Sofa federte gummiartig gegen die daraufgeworfene Doppelhemisphäre Xilindes, welche ohne jede künstliche Nachhilfe bei tadelloser Unberührtheit wundervoll nächtlich vor dem Spiegel leuchtete.

Augenblicklich war es noch Tag.

Xilinde hatte mit langtrainierter Geschwindigkeit die Heirats-

zeitung durchflogen. Es schien wieder nichts Brauchbares darinzustehen. Lauter Offerten, welche sie samt und sonders schon hinter sich hatte.

Nur wieder das eine Inserat war auffällig: B e g e g n u n g i m B a d e e r w ü n s c h t.

Wie sollte sie es anstellen, daß der Interessent sie in der Badewanne sehen konnte!? Es war ihr das zu arrangieren immer unmöglich vorgekommen. Aber da das Inserat öfters so lautete, so mußte diese Art doch da und dort im Gebrauch und von Erfolg gewesen sein!

Begegnung im Bade erwünscht. Xilinde brütete vor sich hin. Wie das arrangieren!

Bis zum fünfundvierzigsten Lebensjahr, nur noch sechs Tage, hatte sie Gelegenheit — oder wenigstens Möglichkeit — erfolgbegleitet zu heiraten. Es war Montag, und am Sonntag waren die sechs Tage um, da war's aus für alle Ewigkeit.

Sie hatte Geld und konnte sich den Luxus auch außerehelichen Sprößlings leisten, wenn sie nur erst den Mann dazu hatte.

Es war nicht zu glauben, in welcher Unangefochtenheit Xilinde bis hierher gealtert war. Was manchem Weibeswesen eine Unbegreiflichkeit war, hatte sie ohne Zutun mit genialer Leichtigkeit im Zeitraum von siebzehn Möpsen fertig gekriegt.

Nur von dem Gesichtspunkt aus war das Glück überhaupt noch erreichbar — das aufgeschlagene Buch klappte sie energisch zu —, nur von dem Gesichtspunkt aus, daß sie sofort eventuell ohne Einhaltung konventioneller Zeremonien heiratete.

Aha, jetzt! — Darauf ging ja auch die Spekulation des Inserats! Denn, anzunehmen war, daß ein Mann, welcher im Badezimmer seine Antrittsvisite machte, solcher Mann ... Xilinde stöhnte so furchtbar, daß sie diesmal einen wahrhaftigen Stich spürte, und ihr eine Röte hinaufschoß.

Sie begab sich an das polierte Schreibtischchen.

Sie entnahm hastig einen Bogen Briefpapier und schrieb. Ach, dachte sie, wie oft hatte sie, aber natürlich, vergebens, geschrieben! Diesmal war ja der Erfolg schon im voraus verbürgt, das heißt, — eine dunkle Wolke stieg in ihr auf: Wenn der betreffende Herr kein absonderlicher Mensch war. —

Aber sie schrieb mit tapferer Entschlossenheit: ‚Sehr geehrter Herr! In Bezugnahme auf Ihr Inserat bin ich bereit, Sie morgen um 11 Uhr im Bade zu empfangen. Mit vorläufigem Gruß Xilinde Holly, Geranienstraße 1, gleich Ecke.'

Mit einem teuflischen Triumph war der Brief versiegelt und zur Post gegeben.

Nie kam einer! — diesmal kommt 'r!

Sie verbrachte den Abend und beinahe die ganze Nacht vor dem Spiegel in fleischlichen Equilibrationen.

Ob von vorne oder hinten! sie sich zuerst zeigen sollte, wenn er hereinkam, oder ob sie gerade die Dusche nahm?

Sie nahm ein Versuchsbad vorher und ließ ein Trumeau ins Badezimmer schaffen. Sie fand sich entzückend.

*

Durch die furchtbare Erregung, in welcher sich Xilinde befand, wurde sie tatsächlich über Nacht hübsch und wie der Philosoph sagt: ‚Größen haben nur Geltung durch Verhältnis'. Xilinde war wohl dick, aber bei der famosen Harmonie aller Teile doch niemals fett oder unförmig.

Der Mops bekam diesen Tag Ohrfeigen und Küsse, wahllos. In robbenhafter Behendigkeit spielte Xilinde mit dem plumpen Tier.

Um Zehn wollte sie in das Bad steigen, damit sie gewiß darin war, wenn er je schon ein paar Minuten früher käme.

Es war ein prachtvoll schöner Morgen.

Und die Stunde kam. Xilinde gähnte und betrat die Badestube.

Zunächst setzte sie sich in ruhiger Erwartung auf den Grund der Wanne. Dann aber rückte die Uhr bedenklich auf die Elf.

Xilinde, wenn es jetzt läutete! wo wirst du hinfliehen? oder wirst du sitzen bleiben? wirst du's wagen oder wirst du die Badestube vorher noch abriegeln?

Begegnung im Bade erwünscht. Was mußte das für ein Mann sein! Einer, der noch keine gesehen hat, oder der schon zu viele gesehen hat! Einer, der Angst hat, oder einer der — sicher gehen will, daß sie schön ist? — dann war es ein Wüstling! Oder einer, der foppt.

Wenn es zum Beispiel einer wäre, welcher unter der Badetür stünde, dort ein Monocle aufsetzte und damit genug hätte! Xilinde schraubte dann einfach die Brause auf und würde sich seinen Augen, unter dem gießenden Wasserschleier, sehr verbergen.

Bisher war sie ganz still gesessen, aber jetzt plantschte sie ab und zu Wellen vor sich auf.

Auf einmal klopfte es an die Türe. Xilinde blieb still.

Es klopfte wieder.

Xilinde rief: ‚Wer ist draußen?'

Es antwortete: ‚Ein Herr, der das gnädige Fräulein sprechen will.'

Schematisch rief Xilinde zurück: ‚Führen Sie den Herrn in den Salon!' — Die Schritte des Mädchens entfernten sich von der Türe. Xilinde stockte alles Blut. Sie stieg aus der Wanne und warf ein Badetuch über. — Sie fühlte, der Empfang im Bade war unmöglich. Auf diese einfache Art ging die Sache eben doch nicht.

Schon wollte sie sich rasch ankleiden, als plötzlich das Mädchen gestürzt kam : ‚Gnädiges Fräulein, der Herr will auf das Klosett !'

Schnurstracks flüchtete Xilinde, unangezogen, in das nebenliegende Schlafzimmer und wußte in der Verzweiflung nichts zu tun, als das Bett aufzuwerfen und sich unter die Bettdecke in Sicherheit zu bringen.

Einstweilen trat der Herr in die Badestube und fand dort zu seiner Freude und zu seinem Erstaunen ein benutztes Bad. Es roch nach köstlicher Seife. Wo aber war die Schöne, welche ihn empfangen wollte? Er hustete.

Xilinde schwitzte unter der Decke. Wie hatte der Entwurf gegen die Wirklichkeit ausgesehen ! Alles war plötzlich wie in einem Melkkübel. Der Stil der Gedanken war weg. Plötzlich waren Menschen da, die sprachen, die etwas von ihr wollten. Im Fieber liegend, hätte der Anruf ihres Mädchens an der Türe nicht schrecklicher getönt, als jetzt.

Xilinde hörte den Mann reden.

Der Herr redete : ‚Wollen Sie Ihrem gnädigen Fräulein doch sagen, ich sei der Herr, welcher durch einen Brief schon vorbereitet sei, ich würde durchaus die Bekanntschaft wünschen.'

Das Mädchen lief, wohin lief sie — Xilinde biß die Decke — das Mädchen lief zu ihr herein ! ins Schlafzimmer.

Auf alles, was das Mädchen redete, antwortete Xilinde kein Wort.

Es vergingen zehn volle Minuten. Nur der Mops trottete und nieste zwischen Schlafzimmer, Korridor und Badestube herum.

Endlich besann sich der Herr nicht länger, er schritt der Korridortüre zu und schimpfte : ‚Elende Gemeinheit ! Man hat seine Zeit doch nicht gestohlen ! Ich wollte ja auch erst in Norderney ! — —' Die Korridortüre flog zu.

‚Nein, nein !' kam ein schriller Schrei aus dem Schlafzimmer. Xilinde vergaß sich gänzlich, sprang, wie sie war, aus dem Bette und lehnte sich schwer ringend auf das Fußende des Bettes, während das Mädchen ratlos unter der offenen Türe stand und nur sah, was es nicht begreifen konnte.

Was wollte es tun ! Es schritt in der guten Absicht, Trost zu spenden, auf Xilinde von hinten her zu.

Aber Xilinde kam plötzlich die entblößte Stellung zu gräßlichem Bewußtsein. Sie schrie das Mädchen an : ‚Gehen Sie weg ! Sie Schwein ! !'

‚Aber ich habe es ganz gewiß nicht so aufgefaßt,' schlich sich das Mädchen langsam verschüchtert hinaus.

Es war Xilinde, als wäre sie ihrer ganzen Würde beraubt. Als sie längst wieder angekleidet war, konnte sie nicht einmal mehr den Mops ansehen.

Und noch war nicht das Geringste, Schamverletzende geschehen !

Sie schlug das Buch auf und las den Satz nach, ob nicht sechsundvierzig statt fünfundvierzig da geschrieben stand. Sie schlug hinten die Berichtigungen auf, aber es war ein Schauder. Mit fünfundvierzig war alles vorbei.

*

‚Ich wollte ja auch erst in Norderney — —‘ Was bedeutete das?

Xilinde sann, sich anstrengend.

Norderney war ein Bad, wollte der Herr etwa in Norderney —? war so die Begegnung im Bade zu verstehen?

Xilinde war ein unglückliches Geschöpf.

Sie trat wiederholt vor den Spiegel und kam sich wie ein ganz nettes rundes Busselchen vor. Trotzdem, das Gefühl, daß sie neben andern, zwischen andern im offenen Becken der Nordsee badend, nicht als Schönheit zur Schätzung kam, dieses Gefühl konnte sie nicht verscheuchen.

Sie beschäftigte sich darum gar nicht lange damit, das Inserat nach dieser Seite hin zu prüfen. Sie blieb dabei: ‚Begegnung im Bade‘ war ‚Begegnung in der Badewanne‘, ebensogut.

Als die Woche dem Ende zuging, war die bittere Erfahrung vom Dienstag wieder vergessen, und bei Xilinde war das Heiraten wieder im Zenith der Sinne.

Sie entschloß sich. Dem Herrn schrieb sie noch einmal. Sein Inserat war am Donnerstag wieder erschienen. Seltsam, der Herr hatte nichts gefunden, es war schon, als wenn er für sie da wäre.

Sie schrieb: ‚Sehr geehrter Herr! Ich weiß, Sie haben mein Benehmen sehr sonderbar gefunden, aber ich hatte nicht den Mut, mich zu zeigen. Aber wenn Sie noch einmal die Güte haben wollten, so würde ich Sie bitten, doch zu kommen. Ich werde das Mädchen instruieren, daß sie Sie einfach hereinläßt. Dann weiß ich nicht, wann Sie kommen. Sie sind dann in der Wohnung und können tun, was Sie wollen. Mit der Bitte um Entschuldigung Ihre Xilinde Holly, Geranienstraße 1.‘

So kam's.

Xilinde setzte sich wie ein Opferlamm ins Bad.

Sie wollte nichts tun und alles in Ergebung erwarten. Daß Geduld die schönste Eigenschaft der Frau war, wußte sie ja, denn sie war vierundvierzig Jahre geduldig gewesen. Und auch jetzt würde sie nicht so pressiert haben, wenn nicht die berühmte Autorität in jenem Buch jenen Satz geschrieben hätte: ‚Die Gebärfähigkeit hört bei der Frau mit dem fünfundvierzigsten Lebensjahr auf.‘

Es ging alles zu, wie das letztemal. Nur trat der Herr kurz entschlossen in die Badestube ein.

Xilinde drückte sich mit den Händen schamhaft die Augen zu.

Der Herr stand leise im Baderaum, dann hantierte er an sich herum. Xilinde, welche die Augen nicht aufzudecken wagte, war des festen Glaubens, daß sich der Herr entkleidete bis auf einen etwaigen Rest.

Aber auf einmal klangen die ganz nüchternen Worte: ‚Nun, 's ist gut, ich habe Augenschein genommen.' Der Herr hustete und wollte gehen.

Xilinde deckte die Augen rasch auf. Die Hände wurden ihr gleichsam vom Gesicht geschlagen. Sie rief entschlossen: ‚Und nun ist's gut, nun wollen Sie gehen?'

‚Gewiß, meine Gnädige,' tönte es spöttisch zurück.

Jetzt vergaß sich Xilinde wieder ganz. Sie sprang aus der Wanne. Wie gewandt das dicke Maßchen klettern konnte! Durch die Schlafzimmertüre sprang sie quer hinüber zur Korridortüre und hatte einen Vorsprung vor dem in den unbekannten Räumen unbehilflich Fliehenden gewonnen.

Sie konnte die Türe gerade noch recht verschließen und sich entgegenwerfen.

Xilinde erhielt einen Stoß vor die Brust.

Jetzt sah sie den Mann mit furchtsamen Augen an und begann sich wieder zu verstecken. Aber dabei erschien sie doch in der Tat viel schöner, als sie sich im Bade ausgenommen hatte.

Es wurde dem Manne, nachdem er die Faust gebraucht hatte, wie Reue. Er trat Xilinde näher und bat sie um Verzeihung.

‚Lassen Sie, ich werde mich ankleiden.' Spielend gelangen ihr in ihrem Verletztsein alle die Dinge, wie sie andern Frauen gelingen, um den Geliebten festzuhalten.

Zeigen und verbergen.

Xilinde wurde ein unerwartet reizvolles Wesen. Der Herr begann zu bekennen, daß er schon seit zwanzig Jahren die Begegnung im Bade suche, er aber bei der großen Wahl nie zu wählen imstande gewesen sei. Aber er würde Xilinde nicht einmal sehr korpulent finden, es liege im Gegenteil eine gewisse weiche Geschmeidigkeit trotz allem in allem.

Am Sonntag stand der Mops mit einer rosa Schleife im Halsband da und einer blauen am Schwanzende.

Xilinde schlug verschämt das Buch auf und führte Knollenbergs Finger auf die Stelle, so daß er verlegen laut auflachte, weil er den Abschnitt wohl kannte und wußte, daß zehn Zeilen weiter ein bedenkliches Alter auch für den Mann angestrichen war.

So war Eile doppelt am Platze.

Der blaue Reiter

Kandinsky und Franz Marc geben ein lockend reich bedachtes Werk heraus. Mit Kunstbetrachtungen, Bildwiedergaben, neuer Musik. Mit Egypten, Picasso, Bayern, Pechstein, Rußland, Gauguin, Negerkunst, Japan, Kokoschka, Henri Rousseau. Mit Anton von Webern, Alban Berg. Mit Elfenbeinskulpturen, Glasbildern, Volksblättern. (Diesem Blauen Reiter gab in München R. Pipers Verlag ein gutes Zaumzeug.)

Einiges Programmatische mag hier stehn. Franz Marc urteilt über ‚Die Wilden Deutschlands':

I.

In unserer Epoche des großen Kampfes um die neue Kunst streiten wir als ‚Wilde', nicht Organisierte gegen eine alte, organisierte Macht. Der Kampf scheint ungleich ; aber in geistigen Dingen siegt nie die Zahl, sondern die Stärke der Ideen.

Die gefürchteten Waffen der ‚Wilden' sind ihre neuen Gedanken ; sie töten besser als Stahl und brechen, was für unzerbrechlich galt.

Wer sind diese ‚Wilden' in Deutschland ?

Ein großer Teil ist wohlbekannt und viel beschrien : Die Dresdener ‚Brücke', die Berliner ‚Neue Sezession' und die Münchener ‚Neue Vereinigung'.

Die älteste von den dreien ist die ‚Brücke'. Sie setzte sofort mit großem Ernst ein, aber Dresden erwies sich als ein zu spröder Boden für ihre Ideen. Die Zeit war wohl auch noch nicht gegeben für eine breitere Wirkung in Deutschland. Erst einige Jahre später brachten die Ausstellungen der beiden anderen Vereinigungen neues, gefährliches Leben in das Land.

Die ‚Neue Sezession' rekrutierte sich anfänglich zum Teil aus Mitgliedern der ‚Brücke'; ihre eigentliche Entstehung aber war eine Ablösung unzufriedener Elemente aus der alten Sezession, die diesen zu langsam marschierte ; sie übersprangen kühn die dunkle Mauer, hinter der die alten Sezessionisten sich verschanzt hatten und standen plötzlich, wie geblendet, vor der unermeßlichen Freiheit der Kunst. Sie kennen kein Programm und keinen Zwang ; sie wollen nur vorwärts um jeden Preis, wie ein Strom, der alles Mögliche und Unmögliche mit sich führt, im Vertrauen auf seine reinigende Kraft.

Der Mangel an Distanz verbietet uns den Versuch, hier Edles von Schwachem zu scheiden. Die Kritik beträfe auch hier nur Belangloses und steht entwaffnet und beschämt vor der trotzigen

Freiheit dieser Bewegung, die wir ‚Münchener' nur mit tausend Freuden begrüßen.

Die Entstehungsgeschichte der ‚neuen Vereinigung' ist versteckter und komplizierter.

Die ersten und einzigen ernsthaften Vertreter der neuen Ideen waren in München zwei Russen, die seit vielen Jahren hier lebten und in aller Stille wirkten, bis sich ihnen einige Deutsche anschlossen. Mit der Gründung der Vereinigung begannen dann jene schönen, seltsamen Ausstellungen, die die Verzweiflung der Kritiker bildeten.

Charakteristisch für die Künstler der ‚Vereinigung' war ihre starke Betonung des P r o g r a m m s ; einer lernte vom andern ; es war ein gemeinsamer Wetteifer, wer die Ideen am besten begriffen hatte. Man hörte wohl manchmal zu oft das Wort ‚Synthese'.

Befreiend wirkten dann die jungen Franzosen und Russen, die als Gäste bei ihnen ausstellten. Sie gaben zu denken und man begriff, daß es sich in der Kunst um die tiefsten Dinge handelt, daß die Erneuerung nicht formal sein darf, sondern eine Neugeburt des Denkens ist.

Die M y s t i k erwachte in den Seelen und mit ihr uralte Elemente der Kunst.

Es ist unmöglich, die letzten Werke dieser ‚Wilden' aus einer formalen Entwicklung und Umdeutung des Impressionismus heraus erklären zu wollen (wie es z. B. W. Niemeyer in der Denkschrift des Düsseldorfer Sonderbundes versucht). Die schönsten prismatischen Farben und der berühmte Kubismus sind als Ziel diesen ‚Wilden' bedeutungslos geworden.

Ihr Denken hat ein anderes Ziel : Durch ihre Arbeit ihrer Zeit S y m b o l e zu schaffen, die auf die Altäre der kommenden geistigen Religion gehören und hinter denen der technische Erzeuger verschwindet.

Spott und Unverstand werden ihnen Rosen auf dem Wege sein.

Nicht alle offiziellen ‚Wilden' in Deutschland und außerhalb träumen von dieser Kunst und von diesen hohen Zielen.

Um so schlimmer für sie. Sie mit ihren kubistischen und sonstigen Programmen werden nach schnellen Siegen an ihrer eigenen Aeußerlichkeit zugrunde gehen.

Dagegen glauben wir — hoffen wir wenigstens glauben zu dürfen —, daß abseits all dieser im Vordergrunde stehenden Gruppen der ‚Wilden' manche stille Kraft in Deutschland um dieselben fernen und hohen Ziele ringt, und Gedanken irgendwo im stillen reifen, von denen die Rufer im Streite nichts wissen.

Wir reichen ihnen, unbekannt, im Dunkeln unsere Hand.

II.

Derselbe Künstler, den Freunden des Pan bekannt, spricht an der Pforte des Buchs über geistige Güter, mit einer Kundgebung für Tschudi, für Meier-Graefe, mit einer halbschwermütigen Hoffnung jungen Glaubens:

Es ist merkwürdig, wie geistige Güter von den Menschen so vollkommen anders gewertet werden als materielle.

Erobert z. B. jemand seinem Vaterlande eine neue Kolonie, so jubelt ihm das ganze Land entgegen. Man besinnt sich keinen Tag, die Kolonie in Besitz zu nehmen. Mit gleichem Jubel werden technische Errungenschaften begrüßt.

Kommt aber jemand auf den Gedanken, seinem Vaterlande ein neues reingeistiges Gut zu schenken, so weist man dieses fast jederzeit mit Zorn und Aufregung zurück, verdächtigt sein Geschenk und sucht es auf jede Weise aus der Welt zu schaffen; wäre es erlaubt, würde man den Geber noch heute für seine Gabe verbrennen.

Ist diese Tatsache nicht schauerlich?

Ein kleines, heute aktuelles Beispiel verleitet uns zu dieser Einleitung.

Meier-Graefe kam auf den Gedanken, seinen Landsleuten die wunderbare Ideenwelt eines ihnen ganz unbekannten, großen Meisters zu schenken — es handelt sich hier um Greco; die große Allgemeinheit, selbst der Künstler, blieb nicht nur gleichgültig, sondern griff ihn mit wahrer Wut und Entrüstung an. Er hat sich mit dieser einfachen und edlen Handlung in Deutschland fast unmöglich gemacht.

Es ist wahnsinnig schwer, seinen Zeitgenossen geistige Geschenke zu machen.

Einem zweiten großen Geber in Deutschland ging es nicht besser — Tschudi. Der geniale Mann schenkte Berlin die größten Kulturschätze an Bildern — die Folge war, daß man ihn einfach aus der Stadt vertrieb. Man wollte seine Erwerbungen nicht haben. Tschudi ging nach München. Dasselbe Schauspiel: auch hier wollen sie seine Geschenke nicht. Man besah sich in der Alten Pinakothek die Sammlung Nemes höchstens wie eine neue Modeauslage, und wird erleichtert aufatmen, wenn die gefährliche Sammlung weg ist, ohne daß man etwas davon behalten mußte. Die Erwerbung eines Rubens oder Raffael wäre eventuell schon etwas anderes; denn die könnte man unbedenklich als eine Stärkung des m a t e r i e l l e n Nationalreichtums ansehen.

Diese melancholische Betrachtung gehört insoweit in die Spalten des ‚Blauen Reiters', als sie ein Symptom eines großen Uebels zeigt, an dem der ‚Blaue Reiter' vielleicht sterben wird: die allgemeine Interesselosigkeit der Menschen für neue geistige Güter.

Wir sehen diese Gefahr vollkommen klar vor uns. Man wird mit Zorn und Schmähung unsere Geschenke von sich weisen: ‚Wozu neue Bilder und neue Ideen? Was kaufen wir uns dafür? Wir haben schon zuviel alte, die uns auch nicht freuen, die uns Erziehung und Mode aufgedrängt hat.'

Aber vielleicht behalten auch wir recht. Man wird nicht wollen, aber man wir müssen. Denn wir haben das Bewußtsein, daß unsere Ideenwelt kein Kartenhaus ist, mit dem wir spielen, sondern Elemente einer Bewegung in sich schließt, deren Schwingungen heute auf der ganzen Welt zu fühlen sind.

Wir weisen gern und mit Betonung auf den Fall Greco, weil die Glorifikation dieses großen Meisters im engsten Zusammenhang mit dem Aufblühen unserer neuen Kunstideen steht. Cézanne und Greco sind Geistesverwandte über die trennenden Jahrhunderte hinweg. Zu dem ‚Vater Cézanne' holten Meier-Graefe und Tschudi im Triumphe den alten Mystiker Greco; beider Werke stehen heute am Eingange einer neuen Epoche der Malerei. Beide fühlten im Weltbilde die mystisch-innerliche Konstruktion, die das große Problem der heutigen Generation ist.

Neue Ideen sind nur durch ihre Ungewohnheit schwerverständlich — wie oft müßte man diesen Satz aussprechen, bis einer von hundert die nächstliegenden Konsequenzen aus ihm zöge?

Wir werden aber nicht müde werden, es zu sagen und noch weniger müde, die neuen Ideen auszusprechen und die neuen Bilder zu zeigen, bis der Tag kommt, wo wir unseren Ideen auf der Landstraße begegnen.

Diese Zeilen waren geschrieben, als die schwere Nachricht von Tschudis Tode eintraf.

So wagen wir, dem edlen Andenken Tschudis dies erste Buch zu weihen, für das er wenige Tage vor seinem Tode noch seine immer tätige Hilfe versprach.

Wir hoffen mit brennender Seele, an der Riesenaufgabe, die ohne ihn verwaist liegt, sein Volk zu den Quellen der Kunst zu führen, mit unsern schwachen Kräften weiterzuarbeiten, bis wieder einmal ein Mann kommt, mit mystischen Kräften ausgestattet wie Tschudi, der das Werk krönt und die vorlauten, allzulauten Gegner des großen Toten zum Schweigen bringt: Die Leugner des freien Geistes und der Vorzugstat!

Niemand hat es schwerer erfahren als Tschudi, über seinen Tod hinaus, wie schwer es ist, seinem Volke geistige Geschenke zu machen, — aber noch schwerer dürfte es diesem werden, die Geister wieder los zu werden, die Tschudi heraufbeschworen.

Der Geist bricht Burgen.

III.

Unter den Musikern gibt Arnold Schönberg halb erstaunliche, halb erwartete Mitteilungen über des Tonsetzers Verhältnis zum Text. Hiervon ein paar entscheidende Sätze:

Es gibt relativ wenig Menschen, die imstande sind, rein musikalisch zu verstehen, was Musik zu sagen hat. Die Annahme, ein Tonstück müsse Vorstellungen irgendwelcher Art erwecken, und wenn solche ausbleiben, sei das Tonstück nicht verstanden worden oder es tauge nichts, ist so weit verbreitet, wie nur das Falsche und Banale verbreitet sein kann. Von keiner Kunst verlangt man Aehnliches, sondern begnügt sich mit den Wirkungen ihres Materials, wobei allerdings in den andern Künsten das Stoffliche, der dargestellte Gegenstand, dem beschränkten Auffassungsvermögen des geistigen Mittelstandes von selbst entgegenkommt. . . .

Wagner, wenn er dem Durchschnittsmenschen einen mittelbaren Begriff von dem geben wollte, was er als Musiker unmittelbar erschaut hatte, tat recht, wenn er Beethovenschen Symphonien Programme unterlegte.

Verhängnisvoll wird solch ein Vorgang, wenn er Allgemeingebrauch wird. Dann verkehrt sich sein Sinn ins Gegenteil: man sucht in der Musik Vorgänge und Gefühle zu erkennen, so als ob sie drin sein müßten. Während es sich bei Wagner in Wirklichkeit so verhält: der durch die Musik empfangene Eindruck ‚vom Wesen der Welt' wird in ihm produktiv und regt eine Nachdichtung im Material einer andern Kunst an. Aber die Vorgänge und Gefühle, die in dieser Dichtung vorkommen, waren nicht in der Musik enthalten, sondern sind bloß das Baumaterial, dessen sich der Dichter nur darum bedient, weil der noch ans Stoffliche gebundenen Dichtkunst eine so unmittelbare, durch nichts getrübte, reine Aussprache versagt ist.

Ist nun schon diese Fähigkeit des reinen Schauens äußerst selten und nur bei hochstehenden Menschen anzutreffen, so begreift man, wie einige den Weg zum Musikgenuß versperrende zufällige Schwierigkeiten diejenigen, welche unter allen Kunstfreunden den niedrigsten Standpunkt einnehmen, in eine üble Situation bringen. Daß nämlich unsere Partituren immer schwerer lesbar werden, die relativ seltenen Aufführungen aber so rasch vorbeigehen, daß oft selbst der Sensitivste und Reinste nur flüchtige Eindrücke empfangen kann, macht es dem Kritiker, der berichten und beurteilen muß, dem aber meist die Fähigkeit fehlt, sich eine Partitur lebendig vorzustellen, unmöglich, auch nur mit jener Ehrlichkeit sein Amt zu versehen, zu der er sich vielleicht wenigstens dann entschlösse, wenn sie ihm nicht

schadet. In absoluter Hilflosigkeit steht er der rein musikalischen Wirkung gegenüber, und deshalb schreibt er lieber über Musik, die sich irgendwie auf Text bezieht: über Programmusik, Lieder, Opern etc. Man könnte ihm das fast verzeihen, wenn man beobachtet, daß Theaterkapellmeister, von denen man etwas über die Musik einer neuen Oper erfahren möchte, fast ausschließlich vom Textbuch, von der Theaterwirkung und von den Darstellern schwätzen. Es gibt ja wirklich, seitdem die Musiker gebildet sind und meinen, das beweisen zu müssen, indem sie sich vor dem Fachsimpeln hüten, kaum mehr Musiker, mit denen man über Musik reden kann. Aber Wagner, auf den man sich sehr gerne beruft, hat enorm viel über rein Musikalisches geschrieben; und ich bin sicher, er würde diese Folgen seiner mißverstandenen Bestrebungen unbedingt desavouieren.

Nichts als ein bequemer Ausweg aus diesem Dilemma ist es daher, wenn ein Musikkritiker über einen Autor schreibt, seine Komposition werde den Worten des Dichters nicht gerecht . . .

. . . In Wirklichkeit kommen solche Urteile von der allerbanalsten Vorstellung, von einem konventionellen Schema, wonach bestimmten Vorgängen in der Dichtung eine gewisse Tonstärke und Schnelligkeit in der Musik bei absolutem Parallelgehen entsprechen müsse. Abgesehen davon, daß selbst d i e s e s Parallelgehen, ja ein noch viel t i e f e r e s, auch dann stattfinden kann, wenn sich äußerlich scheinbar das Gegenteil davon zeigt, daß also ein zarter Gedanke beispielsweise durch ein schnelles und heftiges Thema wiedergegeben wird, weil eine darauffolgende Heftigkeit sich organischer daraus entwickelt, abgesehen davon, ist ein solches Schema schon deshalb verwerflich, weil es konventionell ist. Weil es dazu führte, auch aus der Musik eine Sprache zu machen, die für jeden ‚dichtet und denkt'. Und seine Anwendung durch Kritiker führt zu Erscheinungen, wie zu einem Aufsatz, den ich einmal irgendwo gelesen habe: ‚Deklamationsfehler bei Wagner', in dem ein Flachkopf zeigte, wie er gewisse Stellen komponiert hätte, wenn Wagner ihm nicht zuvorgekommen wäre.

Ich war vor ein paar Jahren tief beschämt, als ich entdeckte, daß ich bei einigen mir wohlbekannten Schubert-Liedern gar keine Ahnung davon hatte, was in dem zugrundeliegenden Gedicht eigentlich vorgehe. Als ich dann aber die Gedichte gelesen hatte, stellte sich für mich heraus, daß ich dadurch für das Verständnis dieser Lieder gar nichts gewonnen hatte, da ich nicht im geringsten durch sie genötigt war, meine Auffassung des musikalischen Vortrags zu ändern. Im Gegenteil: es zeigte sich mir, daß ich, ohne das Gedicht zu kennen, den Inhalt, den wirk-

lichen Inhalt, sogar vielleicht tiefer erfaßt hatte, als wenn ich an der Oberfläche der eigentlichen Wortgedanken haften geblieben wäre. Noch entscheidender als dieses Erlebnis war mir die Tatsache, daß ich viele meiner Lieder, berauscht von dem Anfangsklang der ersten Textworte, ohne mich auch nur im geringsten um den weiteren Verlauf der poetischen Vorgänge zu kümmern, ja ohne diese im Taumel des Komponierens auch nur im geringsten zu erfassen, zu Ende geschrieben und erst nach Tagen darauf kam, nachzusehen, was denn eigentlich der poetische Inhalt meines Liedes sei. Wobei sich dann zu meinem größten Erstaunen herausstellte, daß ich niemals dem Dichter voller gerecht worden bin, als wenn ich, geführt von der ersten unmittelbaren Berührung mit dem Anfangsklang, alles erriet, was diesem Anfangsklang eben offenbar mit Notwendigkeit folgen mußte.

Generalversammlungen

1. Die „Typen".

Von dem jugendlichen Wahn, es handle sich hier um Versammlungen von Generälen, wird man alsbald geheilt. Man erfährt, daß die Generalversammlung das ‚souveräne Organ' der Aktiengesellschaft ist; daß von ihr, d. h. der Gesamtheit der Aktionäre, in ungeheuer demokratischer Weise alle Machtbefugnis ausgeht, und daß sie feierlich im Handelsgesetzbuch verbriefte Kompetenzen hat. Befriedigt liest man dort im § 260, daß die Generalversammulng über die Genehmigung der Jahresbilanz sowie über die Gewinnverteilung zu beschließen hat, und daß es bei ihr liegt, dem Vorstand sowohl wie dem Aufsichtsrat Entlastung zu erteilen. Ohne ihren Willen, so sagt man sich, fällt mithin kein Prozent vom Dividendendach, und über die Geschäftsführung von Vorstand und Aufsichtsrat hält sie dauernd Gericht. Hat man diese Feststellung getroffen, so schläft man ruhig; bis man eines Tages aus Beruf, Neigung oder Forschertrieb in die P r a x i s der Generalversammlungen eingeführt wird.

Man betritt den Saal, und ein Kollegium ernster Männer, zumeist mit Spitzbärten und Glatzen, ist versammelt. (Ich habe nur zweimal je eine Frau erlebt; sie war danach.) In der Ferne, an einem besonderen Quertisch, welcher, uraltgermanischem Herkommen gemäß, grün behangen ist, sitzt die ‚Verwaltung'; getrennt von den ‚souveränen' Aktionären, und ihnen gegenüber. Und sogleich beginnt die Analogie mit dem Gerichtstag bedenklich zu hinken, denn dem äußeren Anschein nach sind eher jene Herren am Quertisch, in Würde und Gehröcke gehüllt, hier zum hohen Richteramt berufen, als die vor ihnen verharrenden Aktionäre.

Hat man sich dieses Eindrucks erfreut, so wird der Vorsitzende des Aufsichtsrats, mit Vollbart, goldener Brille auf freundlichem Auge und

kahl (sehr kahl) im Glanze seines Namens und Titels (Wirklicher Geheimer Rat mit dem Titel Exellenz oder ganz ähnlich; hier beginnt der Mensch beim elenden Geheimen Kommerizenrat und hört beim Kurfürsten und Prinzen aus Königlichem Blute auf) — dieser Herr also wird sich erheben, mit einer Glocke ein fröhliches kleines Geläute anstimmen (worauf man ruhig zu sein hat) und diese Generalversammlung für eröffnet erklären.

Was sich nunmehr bis zur Schlußabstimmung vollzieht, ist der ‚Verlauf'; und in Hinsicht auf ihn hat die Praxis zwei Typen entwickelt, und energisch geschulte Aktionäre vermögen im voraus zu sagen, welcher von beiden im Einzelfall zum Besten gegeben werden und ob sich die Angelegenheit nach S c h e m a A. o d e r n a c h S c h e m a B. abspielen wird. Hier sind sie:

A.: Die Diskussion über die Punkte der Tagesordnung, über die gewichtige Bilanzfrage, der Gewinnverteilungsmodus, die Decharge an die Verwaltung wird eröffnet. Kein Mensch meldet sich zum Wort. Einer höchstens äußert ein Räuspern, worauf ein Aufsichtsratsmitglied fragt, ob wer was gesagt habe. Mehrere rufen nein. Die Debatte ist erschöpft. Die Anträge der Verwaltung werden „durch Zuruf' (kein Mensch ruft; aber qui tacet, consentire videtur) genehmigt, und die ausscheidenden Mitglieder des Aufsichtsrates (ebenfalls durch ‚Zuruf', siehe oben) wiedergewählt. Und man geht: als Aktionär nach Hause, als Aufsichtsratsmitglied zum Aufsichtsratsdiner (Konto: Allgemeine Handlungsunkosten, Steuern, Abgaben usw.).

M o d i f i k a t i o n v o n A. Manchmal redet einer was, etwa der Aktionär Löwenthal; die anderen sind aber darüber sehr unwillig, und die Verwaltung beschwichtigt ihn auch bald wieder. Sodann Verlauf wie zu A. (ohne Modifikation).

B. K r a c h (anscheinend wenigstens). Mit drei Abstufungen: Gewaltiger Krach, großer Krach und nur Krach. Aktionäre sowohl wie deren Vertreter, Rechtsanwälte, den Unmut in der Seele (und den Vorschuß in der Tasche) treten vor die Verwaltung hin und richten jene ‚A n g r i f f e' gegen sie, von denen man alsdann in der Zeitung gesträubten Haares liest. Fahrlässiger Optimismus, Unfähigkeit, Habgier, schamloser Egoismus — das sind Eigenschaften, deren Besitz man den Verwaltungsmitgliedern vorwirft (wenn es der Gesellschaft — nach vielen guten Jahren — einmal schlecht geht). Selten unterläßt man es, den Staatsanwalt an die Wand zu malen, und Proteste kündigt man an, Proteste! . . . Die Verwaltung läßt den Sturm erbrausen (von dem sie häufig sehr wohl weiß, von wannen er kommt; und immer weiß wohin er fährt). — Dann beginnt jener Herr mit dem sachlich gescheitelten Haar seine Rede. Er sagt, man habe nichts zu verbergen, und die Verwaltung freue sich, Gelegenheit zu haben . . . und sie danke der Opposition . . und alles sei höchst klar und einfach. Nach dieser Einleitung beginnt er, uns mit einer belanglosen kleinen Plauderei zu unterhalten, nach deren Beendigung in jedem Falle Schluß ist; sei es, daß die Opposition „fortbesteht", sei es, daß sie überzeugt ist. In beiden Fällen: Ergebnis wie zu A., Genehmigung sämtlicher Verwaltungsvorschläge. Entweder (beim Fort-

bestehen der Opposition): etwa im Verhältnis von 2368 zu 43 Stimmen (dies sind die Krachmacher) oder glatt wie oben, ‚durch Zuruf.'

Ausnahmen kommen vor; sie sind selten, wie die blaue Blume der Romantik. Dann stellen die Aktionäre die Anträge der Verwaltung auf den Kopf, und damit noch größere Dummheiten an, als die Verwaltung ihrerseits geplant hatte.

2. Die Herren Rechtsanwälte.

Man weiß, daß bei den Anwälten seit langem die Neigung besteht, ihr Tätigkeitsgebiet zu erweitern. Daß sie bestehen muß: denn der einst geruhige, finanziell so hübsch basierte Stand ist längst und unsanft in den Kampf um die wirtschaftliche Existenz hineingezogen worden (den beispielsweise auf Berliner Gebiet 1200 Rechtsanwälte kämpfen). Wohin man über die eigentlich forensische Tätigkeit hinausgehen sollte, war Gegenstand vielen Nachdenkens und Planens, vielleicht zu vielen: denn kein Zweifel kann sein, daß dem Geschäftsanwalt, nach der Art des englischen sollicitor, in Deutschland der Boden geebnet werden muß. Die Ansätze dazu sind vorhanden — mithin handelt es sich nur noch um ein entschlossenes Weiterbauen.

An manches Neue will sich dieser und jener — nach Charakter, Gewohnheit, Bequemlichkeit — kurzweg nach dem, was er seine ‚Weltanschauung' zu benennen liebt — nicht so schnell gewöhnen. Und als die ersten Rechtsanwälte in den Generalversammlungen als Aktionärvertreter erschienen, war man von dieser letzten Neuheit eigentlich durchweg mißfällig überrascht und in der Presse konnte man manches Für und Wider lesen. Jetzt ist man seit längerer Zeit daran gewöhnt, und die Angelegenheit ist in der Tat so kurios nicht. Es ist kein Grund einzusehen, weshalb ein Aktionär, der seiner Beredsamkeit (und er muß es doch wissen) nicht recht etwas zutraut, sich an jemand wendet, der sich zum großen Teil gewerbsmäßig mit dem Reden befaßt.

Aber wie das menschliche Leben überhaupt, so weist auch diese neue Anwaltsbetätigung allerlei Schnurriges auf. Wie fröhliche Stunden konnte man jüngst in der Generalversammlung des seit der Eberbachzeit schwer blassierten ‚Admiralsgartenbades' verleben; in jener Versammlung, wo drei Rechtsanwälte die Opposition vertraten und abwechselnd lange Reden hielten, protestierten und ungebührlicherweise ruhestörenden Lärm verübten (während der Vorsitzende des Aufsichtsrates Zigarren dazu rauchte); diesen Lärm verübten, obgleich sie wußten, daß sie sich in einer geradezu überwältigenden Minorität befanden, und ein sachlicher Protest von 2 Worten von größerem Eindruck gewesen wäre als lange Ansprachen; denn bei der Abstimmung mußten sie doch glatt an die Wand gedrückt werden. — Und wem hat es nicht Spaß gemacht, als ein Rechtsanwalt bei dem Vereinigungsprojekt Kaiserhof-Passage alsbald gewaltig die Trommel rührte und die Aktionäre zum heiligen Kampf wider die schwarzen Verrätereien der Verwaltung aufrief: und sich in der Generalversammlung herausstellte, daß er ‚anderer Meinung' geworden war, so daß er sich nicht etwa bloß resigniert einverstanden erklärte, sondern die ‚Genialität' des den Aktionären vorgelegten Planes nicht genug preisen

konnte. Wer denkt schließlich nicht mit ästhetischem Behagen an jenen begeisternden Widersacher der Deutschen Bank, der es in der Generalversammlung der Berliner Terrain- und Bauaktiengesellschaft an Theaterdonner nicht fehlen ließ, und das Blech gewaltig schüttelte?

3. Exempla.

Praktisch ist es dahin gekommen, daß kaum noch eine Generalversammlung einer größeren Gesellschaft ohne einen heftig redenden Rechtsanwalt denkbar ist. Als einziger Effekt dieses Umstandes aber ist festzustellen, daß die Generalversammlung aus dem oben beschriebenen Typus A in den Typus B übergeht (und länger dauert). So war's bei der Berliner Hotelgesellschaft(Kaiserhof). Mindestens ein halbes Dutzend Anwälte als Redner (diesmal pro und contra gemischt). Ergebnis: Annahme der Verwaltungsvorschläge. So war's ferner bei der Admiralsgartenbadgesellschaft. (Drei Anwälte heftig contra, einer pro.) Ergebnis: Annahme der Verwaltungsvorschläge. Und schließlich bei der Berliner Terrain- und Bauaktiengesellschaft, diesem Fürstenunternehmen, wo ein Anwalt (‚der Gegner der Deutschen Bank') so schön redete, daß man nicht wußte, sprach er pro oder contra. Ergebnis: Annahme der Verwaltungsvorschläge.

Und so wird es wohl weiter gehen, so lange der § 252 H. G. B. blüht und gedeiht, das Stimmrecht nach Aktienbeträgen ausgeübt wird und kluge Verwaltungen sich der Majorität bereits lange vor der Generalversammlung in Ruhe sichern können. Worauf sich die Verhandlungen des ‚souveränen Organs' entweder nach dem Typus A oder nach dem Typus B abspielen können, ohne daß andere als akustische Wirkungen erzielt werden.

Die Ballade vom Großkaufmann

Von Max Brod

Der Großkaufmann, der ein recht mühevolles Leben hat,
Kommt abends heim, der Welt wie seiner Arbeit satt.
Er hat mit schweren Gliedern
Mordsmäßig dreingeschlagen,
Den Gegenmann zu jagen,
Gewinne einzutragen.
Nun wankt er an den Abendtisch, ganz still und matt.

Vor seines Blickes Nächtlichkeit wird jede Speise kalt,
Der Wein verliert den Duft, kein Witz erschallt.
Nur wenn der Sohn nach Tisch,
Und wenn das Töchterlein
Wohl am Klavier zu zwein
Zu schönem Spiel gedeihn,
Dann greift auch in den Großkaufmann das Tönen mit Gewalt.

Er legt die Zeitung hin, er geht im Zimmer auf und ab.
Die Kinder spielen: Schubertmärsche, Sieg und scharfen Trab,
Sehn nicht zum Vater auf,
Dem sich in diesem Lichten
Die Sorgen ganz verdichten
Und zu der Sehnsucht richten:
O, daß ich meiner schönen Jugend so vergessen hab!

Nun möchte er zurück, nun wünscht er sich der Unschuld Ohr,
Nur wie betäubt tappt er am Bücherschrank ein Buch hervor.
Einst war ihm das so nah!
Jetzt wendet er die Blätter
Und starrt in manche Letter —
Dazu Signalgeschmetter
Und der verworrnen Klagelieder innrer Chor.

Er fühlt sich halb erzürnt, dann wieder kinderwohlig schwach.
Vielleicht holt man in kurzer Zeit noch alles nach? . . .
Nun stehend übers Buch
Und zum Klaviere dann
Beugt ihn geheimer Bann —
Bis sich der Großkaufmann
Aufrichtet und ans Bett ins Nebenzimmer tritt mit finstrem ‚Ach!'

Deutsche Kolonialgesellschaft

(Negerfrage).

Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg: „Da will ich aber nur auf Othello verweisen. Hier hat der Dichter . . ., bis zu der Bestie, die schließlich doch herauskommt."

Aber Durchlaucht. Übersehen, daß die Bestie des Stücks ein Weißer ist: Jago.

* * *

(Zwischenspiel.)

Hagenbeck hat eigens neue Wärter angestellt, um die Beduinen vor Hamburgerinnen zu schützen. Darunter sind eine Mutter und eine Tochter, in Idol-Konkurrenz.

* * *

(Sitzung der Kolonialgesellschaft.)

Bürgermeister Külz (-Bückeburg): „Es ist eine geschlossene Kundgebung gegen den Deutschen Reichstag notwendig. Die Entschließung des Reichstags war eine schwere Beleidigung der deutschen Frauen!" (Stürmischer, langanhaltender Beifall.)

* * *

Jene Mutter und jene Tochter (gucken auf den Bürgermeister von Bückeburg).

K.

---

§ 175

Dr. Magnus Hirschfeld schreibt an den Pan:

Sehr geehrter Herr, zu Zeitungsäußerungen über ‚Bebel - Dasbach' mit dem Zusatz: ‚Ein Prozeß um Politik und Homosexualität' hier einige sachliche Bemerkungen.

Die Einleitung eines ‚Offizialverfahrens' gegen den wegen tätlicher und verleumderischer Beleidigung wiederholt vorbestraften Brand lehnte die kgl. Staatsanwaltschaft bereits vor längerer Zeit ab mit der Begründung, daß seine Anschuldigungen zwar falsch seien, die Beschaffenheit des Beschuldigers aber eine solche sei, daß man annehmen könne, er sei sich der objektiven Unrichtigkeit seiner Behauptungen nicht bewußt.

Es handelte sich damals um die gleichen Vorwürfe, wie in seinem jetzt erwähnten Artikel, — dem eine Anzeige voraufgegangen war, daß Fürst Eulenburg, Fürst Bülow, Kriminalkommissar v. Tresckow, Dr. M. Hirschfeld und Geheimrat Scheefer in dem gegen ihn schwebenden Strafverfahren Meineide geleistet hätten, nachdem sie gemeinsam ein Komplott zu seiner Vernichtung geschmiedet hätten.

Trotzdem der sachliche Inhalt seiner Bezichtigungen eingehend widerlegt wurde, ist der Bedauernswerte in Eingaben und Flugschriften immer wieder auf seinen Ideenkomplex zurückgekommen, in den er zu den Genannten neuerdings auch Bebel einbezogen hat.

Wie sich in seinem Gehirn die Dinge ausmalen, umgestalten und ins Gegenteil verdichten, zeigt gerade anschaulich die Rolle, die er jetzt Bebeln zuerteilt. Der Vorgang, der seinen Behauptungen zugrunde liegt, ist folgender:

Als gegen Ende der neunziger Jahre dem Reichstag die Eingabe betreffs Änderung des § 175 vorlag, fanden wiederholt Besprechungen

zwischen dem Vorsitzenden der Petitionskommission, dem nationalliberalen Abgeordneten Sanitätsrat Kruse, dem gleichfalls dieser Kommission angehörigen Abgeordneten Bebel und dem Unterzeichneten statt. Als einmal die Rede davon war, die Frage in pleno des Reichstages zu erörtern, meinten Bebel und Kruse, daß dieses ohne Anlaß ex abrupto nicht recht angängig sei, daß es aber wohl geschehen würde, falls einmal ein aktueller Fall, wie er sich von Zeit zu Zeit immer wieder ereignet, die Öffentlichkeit beschäftige. Vom ‚Schaffen aktueller Fälle' war natürlich nicht die Rede. Daß das von mir geleitete Wissenschaftlich-humanitäre Komitee (welches es sich zur Aufgabe gestellt' hat, dahin zu wirken, daß aus den wissenschaftlichen Forschungsergebnissen über das Wesen der Homosexualität von der Gesetzgebung die entsprechenden Konsequenzen gezogen werden) bei vorkommenden Fällen bemüht war, unrichtigen Auffassungen vorzubeugen, war ein selbstverständliches Verhalten, das allerdings bei der herrschenden Unkenntnis auf diesem Gebiet nicht immer von Erfolg gekrönt war.

Daß dem Zentrumsabgeordneten Dasbach von mir in einer Konferenz ‚die Pistole auf die Brust gesetzt' sei, indem ich ihm (der als homosexuell bezeichnet wurde)*) gesagt hätte, ‚er solle geschont werden, wenn er sich schriftlich verpflichten wollte, im Reichstag für die Abschaffung des § 175 einzutreten', ist ebenso unwahr, wie die Angabe Brands, daß ‚das Zentrum während der Affäre Dasbach die Absicht gehabt habe, einen Initiativ-Antrag zur Abänderung des § 175 einzubringen'.

Ebenso ist es eine vollkommene Unwahrheit, daß Brand von mir direkt oder indirekt durch einen Mittelsmann (als welchen er früher den sattsam bekannten notorischen Revolverjournalisten Gehlsen bezeichnete) zu den Angriffen und Beleidigungen veranlaßt worden sei, die er gegen Bülow, Dasbach und viele andere in die Welt gesetzt hat.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. med. Magnus Hirschfeld.

Die Feststellungsklage

Der Künstlerbund gibt vorläufig die Absicht nicht auf, in Sachen des rheinischen Bismarck eine Feststellungsklage wider die Gruppe Clemen, Muthesius, Dessoir und ihre Freunde zu erheben. Die Klage wird vermutlich durchgeführt, das Geld hierzu beschafft werden.

Indes macht sich Bismarck vor dem Postament klar, daß er Deutschland geeinigt hat — bis auf die Künstler.

*) Es wird hiermit nicht geäußert, daß es zu Recht geschah. Am Kaplan Dasbach wurden jedenfalls von jungen männlichen Prostituierten Erpressungen vollzogen.



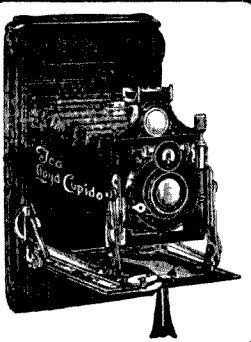
Im Schlosse Achilleion hat sich, wie die Blätter melden, während des diesjährigen Aufenthaltes des Kaisers wieder starker Wassermangel bemerkbar gemacht, und es wollte nicht gelingen, genügende Mengen brauchbaren Trinkwassers zutage zu fördern. Professor Brix von der Technischen Hochschule in Berlin ist infolgedessen nach Korfu berufen worden, um dort die Anlage neuer Brunnen zu studieren. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß auch in diesem Jahre die kaiserliche Hofhaltung größere Mengen des natürlichen Fachinger-Wassers für den Konsum während des Aufenthaltes auf Korfu mit sich führte. Dieser Brunnen wird bekanntlich seit Jahren ständig vom Kaiser als diätetisches Getränk bevorzugt und auf allen Reisen mitgenommen.

Cameras

in unübertroffener Ausführung u. jeder Preislage. Hauptkatalog No. 290 gratis auf verlangen.

Jca Aktiengesellschaft DRESDEN

Größtes Camerawerk Europas.



GRAND HOTEL CONTINENTAL MÜNCHEN

LEOPOLD HESS

SPEZIAL-GESCHAFT FÜR KÜNSTLER-BEDARFS-ARTIKEL

Berlin W., Genthinerstr. 29

ADOLF SCHUSTERMANN

Zeitungsnachrichten-Bureau

BERLIN SO. 16, Spreepalast

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften-, Fach-, illustrierte usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. :: :: :: Prospekte gratis.

MÜNCHENER HUMOR

/ Über Literatur / Kunst / Theater /

Herausgeber:
Graf Paul Keyserling

Mit satirischen Zeichnungen von Henry Bing, Seewald, Thesing, Hoerschelmann.

Preis Mk. 0.50

Hinter den Pseudonymen verbergen sich hervorragende Münchener Schriftsteller und Künstler.

Soeben erschienen:

ABEL

Zeitschrift für Sklaverei.
Herausgeber:
Balduin Bählamm



Aus dem Inhalt:

Offen. Brief an Erich Mühsam v. Balduin Bählamm.

Sklavenmoral von A. v. Gleichen-Rußwurm.

Wedekind und ich von A. K.

Gerichtstag v. Balder Olden.

Heimatkunst in Amerika v. Wahnfried Samuelson.

Münchener Kunst v. Roda Roda

München—Paris von le Moineau agile.

Ein Heft sprühend von Laune und Übermut.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und vom Verlag
HANS GOLTZ, U. Putze Nachfolger, München, Briennerstr. 8

PAN-PRESSE
PAUL CASSIRER

Druckerei für Künstler-Graphik

BERLIN W., Potsdamer Privatstrasse 121 J, part.

Fernspr.: Amt Lützow, 6350 **Leiter: Reinh. Hoberg**

Die Pan-Presse übernimmt Aufträge für ANDRUCK und AUFLAGE. Es sind NUR HANDPRESSEN für KUPFERDRUCK sowohl, wie für LITHOGRAPHIE und HOLZSCHNITT vorhanden. Da die Druckerei nicht von Handwerkern, sondern von Künstlern geleitet wird, kann jedem Anspruch auf künstlerische Ausführung entsprochen werden. Die Drucker sind gewöhnt, auf die Intentionen der Künstler einzugehen, daher können auch auswärtige Graphiker der Erfüllung ihrer künstlerischen Ansprüche versichert sein.

Zweiter Jahrgang No. 31 20. Juni 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

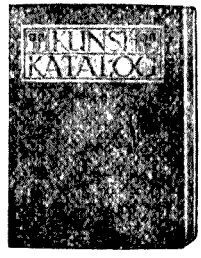
JNHALT:

Alfred Kerr.....Seppel
Rudolf Leonhard.....Der Dorfschullehrer von Helligenstedt
Dr. J. Werthauer.....Harnack und Monismus
Max Deri.....Die Kubisten und der Expressionismus
Joachim v. Bülow.....Die Rache
Vindex.....Reichsanleihe, Hohenlohe, Finanz-
Der im Schatten lebte [feuilleton

Dotation — § 175 — Keine Verwechslungen
Juden — Literatur

Vierteljährlich.....5 Mark
Einzelheft.....50 Pf.

HAMMER-VERLAG, G. M. B. H., BERLIN W. 15, UHLANDSTRASSE 31
REDAKTION: GRUNEWALD, GNEIST-STRASSE 9



Bilder

für Wandschmuck und Sammlungen in vornehmster Bromsilber-Ausführung zu mäßigen Preisen. Ausführl. Katalog, 300 Seiten mit 750 Abbild. gegen M. 1.50. Prospekte kostenfrei.

Neue Photographische Gesellschaft A.-G., Steglitz 202





SECESSION

MÜNCHEN, AM KÖNIGSPLATZ

INTERNATIONALE
KUNSTAUSSTELLUNG

VOM 15. MAI BIS ENDE OKTOBER VON 9—6 UHR
EINTRITT 1 MARK.

Das gleiche Geschlecht

Von Alfred Kerr

I

Als der Pan kaum gegründet war, schrieb ich (und später ist es wiederholt worden):

‚Es gab noch unlängst eine Zeit, wo wachsende menschliche Einsicht das Los der Gleichgeschlechtigen altruistisch ansah. Wildenbruch half mit seiner Unterschrift, Straflosigkeit vom Gesetz für sie zu fordern. Eine Besserung war auf dem Wege . . . Erst seit anno Eulenburg ist durch Reklame mit Hirnmangel jene gute Wallung zum Abebben gebracht worden. Es wird gut sein, sie aufzufrischen.'

Ich wünschte diesen ohne Verstandesgrund Geschädigten zu helfen ; jeder im Kern Ehrenhafte, der kein Dummkopf ist, hat ja die verfluchte Pflicht, so anders Beschaffenen, doch nicht anders Bewertbaren statt Folterwelt und Gejagtheit einen Menschenfrieden zu bringen.

Ein mäßiger Geist kann heute für einen Reklamezweck das dicke Vorurteil der Vielen nutzbringend einspannen — aber das Geschäft ist schwach, weil es nicht vorhält.

Kürzlich in einem Brief an den Pan sagte Herr Dr. Magnus Hirschfeld: gegen Herrn Brand (aus dem peinlichen Bülow-Prozeß) lehne nun schon wiederholentlich der Staatsanwalt das Einschreiten mit der Begründung ab, ‚daß seine Anschuldigungen zwar falsch seien, die Beschaffenheit des Beschuldigers aber eine solche sei, daß man annehmen könne, er sei sich der objektiven Unrichtigkeit seiner Behauptungen nicht bewußt'. Man könne nicht annehmen . . . Wer sagt das? Ein Sachverständiger vor Gericht im Kampfe gegen den Staatsanwalt? Nein. Der Staatsanwalt macht hier den Sachverständigen (vorher!) und keinen Prozeß. Die Staatsanwaltschaft ist wirklich die objektivste Behörde. Es fällt bloß auf, wenn sie es ist.

Nun war zweifellos der Fürst Bülow nicht homosexuell. Der ehemalige Volksschullehrer Brand jedoch, der ohne Sensation aus purem (sozusagen körperlichem) Idealismus seinen Anwurf irrig wider den Kanzler schmiß (es war kein Anwurf; denn er selber ist gleichgeschlechtig, es war für ihn ein Hinweis) — Brand hat anderthalb Jahre bekommen. Er darf sie, wie heute festzustellen sein wird, er darf sie nicht mehr auf sich sitzen lassen. Mir scheint: Ist Herr Brand heute von einer solchen ‚Beschaffenheit,' daß ‚man annehmen könne, er sei sich der objektiven Unrichtigkeit seiner Behauptungen nicht bewußt', — dann steckt hier ein Grund zum Wiederaufnahmeverfahren; ja oder nein?

Ist die Beschaffenheit in bestimmten Fällen da? und ist sie in bestimmten Fällen nicht da? (Das beiläufig.)

II

Zu jenen von Magnus Hirschfeld berührten Dingen schreibt mir Graf Günther von der Schulenburg einen Brief, dessen Wesentliches hier erscheint:

Bonn, den 21. 6. 1912.

Sehr verehrter Herr! Die Zuschrift des Herrn Dr. Magnus Hirschfeld . . . enthält irreleitende Ausführungen . . . (Dr. Magnus Hirschfeld kommt nachher zum Wort. A. d. H.) Es sei mir zuerst verstattet zu bemerken, daß weder Herr Dr. Hirschfeld noch . . . . . irgendein Interesse an der Eröffnung eines Offizialverfahrens gegen den Schriftsteller Adolf Brand haben; daher einigte man sich auf die Formel, Herr Brand sei sich der objektiven Unrichtigkeit seiner Behauptungen nicht bewußt. Man scheut eben aus guten Gründen das Wiederaufrollen der letztjährigen Skandalprozesse wie die Pest; darum schläft das Eulenburgverfahren ein und kann Herr Brand vieles schreiben, welches ihm früher nicht so hingegangen wäre.

Mag nun Brand sich auch in einzelnen Punkten irren, so kann von einer eingehenden Widerlegung des sachlichen Inhalts seiner Bezichtigungen (gegen Dr. Magnus Hirschfeld) nicht die Rede sein . . . Daß der alte Bebel nicht die Schaffung aktueller Fälle begehrte, glaube ich gern. Wohl aber bemühte sich Herr Dr. Hirschfeld solche zu schaffen, und ein ‚edles Wild' erschienen ihm besonders die Herren Krupp und Fürst Bülow, über die er andere eifrigst ‚informierte' (in Sachen Bülow bestreitet es Herr Dr. Hirschfeld).

So ist es ferner richtig, daß Dasbach geschont werden sollte, wenn er für die Aufhebung des § 175 eintreten wollte . . .

Wenn schließlich Dr. Hirschfeld den Schriftsteller Gehlsen einen ‚sattsam bekannten notorischen Revolverjournalisten' nennt, so . . . Ich erinnere aber daran, daß gerade Dr. Hirschfeld es war, welcher mich auf den mir persönlich unbekannten Herrn Gehlsen aufmerksam machte, ihn wärmstens empfahl, nach jeder Seite hin, und auch selbst im engsten freundschaftlichsten Verkehr mit ihm stand, bis der alte Gehlsen nach jener sonderbaren Bekundung Hirschfelds im Brand-Bülow-Verfahren, welche im schnurgeraden Gegensatze zu seinen früheren Mitteilungen über den damaligen Reichskanzler stand, empört das Tafeltuch zwischen sich und Dr. Hirschfeld entzwei schnitt . . .

Zum Schlusse nur noch das. Aus den Aeußerungen des . . . Doktors über des ‚Bedauernswerten' (Brands) Ideenkomplexe und ‚Gehirnvorgänge' ersieht man, wohin die Reise gehen soll. Der fromme Wunsch nach administrativer Beseitigung . . .

Mit vorzüglicher Hochachtung
Graf von der Schulenburg.

Brand ist somit unterscheidungsunfähig. Graf Schulenburg ist entmündigt — von Mitgliedern der Familie. Der Graf hat seinen Zug zum gleichen Geschlecht ohne Hehl bekannt. Wenige tun das. Nun werden seine Besitzungen von anderen verwaltet. Er könnte sich ihrer noch erfreuen: wenn er gelogen hätte. So gelogen, wie fünfzigtausend Männer (nicht bloß die zwanzigtausend von der Polizeiliste der deutschen Hauptstadt) täglich in Berlin lügen. Auch der Pechvogel Brand lügt nicht — da ist er offenbar minderen Wertes.

Wer den Brief oder wer Schriften Schulenburgs liest, wird an seine kleinere Zurechnungsfähigkeit nicht glauben; und wer Brands Aeußerungen etwa gegen die Pfaffenwirtschaft liest, wird ihn für mancherlei, doch ganz gewiß nicht für meschugge halten. Zwanzig Lehrer haben, sagt er, vom Rektor Gustav Höft geführt, in Hamburg die Kirche verlassen; der schwachsinnige Brand äußert hierzu: „Dieses Vorgehen des Hamburger Rektors und der zwanzig Hamburger Volksschullehrer ist eine mutige Tat, die in unserer sonst so rückgratlosen Zeit die freudigste Anerkennung aller Freidenker verdient. Es ist so jämmerlich, wenn man freisinnige Berliner Lehrer, die innerlich sonst vollständig mit der Bibel und ihren Ueberlieferungen gebrochen haben, doch jeden Sonntag in die Kirche laufen sieht. Und noch erbärmlicher ist es, wenn sich ein Vertreter von ihnen im preußischen Landtag hinstellt und sich feierlich dagegen verwahrt, daß der Lehrerstand religionslose Schulen wünsche . . .‚Ich halte den Religionsunterricht in der Schule für nötig!' wurde da gesagt, und diese Erklärung ging von einem Manne aus, der der Fortschrittlichen Volkspartei angehört!" Herr Brand ist offenbar nicht ganz bei Trost.

Auch er wendet sich in einem an den Pan gerichteten Brief gegen Magnus Hirschfeld. ‚Es wird sich bald Gelegenheit finden, diese Sache mit dem . . . Herrn Doktor an anderer Stelle auszutragen.' Kindlein, liebet Euch!

III

Welche Stellung nehmen Schulenburg und Brand und Hirschfeld in der Bewegung ein? Brand ist etwas Zwiespältiges, nämlich Demokrat und Individualist; Schulenburg wohl eher Zentrumsmann, mit Neigung zu urnisch-aristokratischen Gruppen. Das Verbindende zwischen ihm und Brand liegt nicht nur in der Geschlechtsanlage: sondern im bewußt aufrechten Eigenbrödlertum; (es ist jedoch ein Eigenbrödlertum, das für andere mitsorgt).

Brand und Schulenburg schreiben gelegentlich zusammen unter dem Namen Franz Schwarzer; es klingt manchmal, dort, wie der Schrei in ihrem Recht verletzter Menschenmassen, in

Fluten verlorener Inselgeschöpfe mit zähem, tapferem Sinn, mit Hoffnung auf Rechtfertigung einst, ja mit einem Lachen über den bockigen Begriffsmangel einer ganzen Umwelt, einer zuversichtlich gesunden Mehrheit. Sie halten sich für ebenso gesund . . . Was Magnus Hirschfeld (dessen lichtbringende Arbeit zu mißkennen undankbar wäre) vom Wissen und vom Ergründen her hat: das haben die zwei aus dem Gefühl. Was er aus dem Denken hat: das haben sie aus dem Blut. Was er aus dem Studium hat: das haben sie aus der Notwendigkeit. Er könnte vielleicht anders — sie nicht. Das ist es. Er übersieht hunderttausend Fälle: sie wissen ihren eigenen Fall.

Daraus erwächst eine Art Aufruhr. Hirschfeld ist ihnen säumig. Er ist für sie nationalliberal. Sie hassen ihn als den Vorsichtigen, als den Mittler, als den Verdächtigen. Vielleicht aus zwei Gründen hassen sie ihn: erstens, weil er nicht genug für die Sache tut . . . zweitens, weil er viel für die Sache getan hat. In der Luft liegt eine Witterung vom finish, vom vorgeschrittenen Kampfe — wer schießt mit der Nase zuerst an den Richtern vorbei? Bisher sind alle stets hingebrochen, blieben in Gräben, auf der Strecke, sprangen abermals über Hürden, irische Wälle, nahmen Raum, ewig gehindert, ewig geworfen, der Weg verstellt (zuletzt noch durch einen Diplomatenschimmel und sein Schmierenpferd mit Pferdeverstand) — wann ist das Ende? Wer wird Vorderster sein? Weiter. Was Schulenburg-Brand als gesund betrachten, dem hat Magnus Hirschfeld, glauben sie, einen krankhaften Nimbus verschafft. Angewidert sind sie vom Zusammenwirken Hirschfelds und Hardens in dem kaffrigen Eulenburghandel, wobei Hirschfeld das Wissen, Harden die Pose hergab. Hirschfeld ist ihnen verhaßt, weil er zu gut mit der Polizei steht, weil er auch dort Vertrauensmann ist — er muß es, sie untersagte sonst seine Versammlungen, verböte seine Bücher, lähmte seinen Beistand. Sie hassen ihn, weil er zwei Welten angehört.

Das etwa bildet halb wissentlich, halb unwissentlich den Inhalt des Kampfes zwischen Hirschfeld und Brand und Schulenburg. Was liegt an dem armen Gehlsen, um den heut ihr Widersachertum in den mitgeteilten Briefen hadert? Er war ein trauriger Bote, ein Werkzeug, um Aufsehen für die Gleichgeschlechtigen zu machen. Mehr nicht . . . Herr Dr. Magnus Hirschfeld schreibt mir über ihn folgendes:

Eine Wochenschrift hat gewünscht, daß ich die Bezeichnung Gehlsens als eines Revolverjournalisten zurücknehme. Ich tue es hiermit, da der Reichsglöckner tot und nicht mehr in der Lage ist, Rede und Antwort zu stehen. Doch will ich begründen, weshalb ich ihn so nennen mußte, trotzdem mir bekannt war, daß er sich nach Kräften gegen diese Be-

zeichnung wehrte, die, auf ihn gemünzt, überhaupt erst in Deutschland aufkam, und trotzdem ich weiß, daß es ihm schließlich gelang, in einem Wiederaufnahmeverfahren von Erpressungen freigesprochen zu werden, für die er 22 Monate Gefängnis verbüßt hatte.

Als ich mich selbst gezwungen sah, einige Monate vor seinem Tode ein Verfahren wegen Erpressung und verleumderischer Beleidigung bei der Staatsanwaltschaft gegen ihn anzustrengen, habe ich mich eingehend mit seinem Lebenswerk befaßt.

Ich habe mich damals in das grauenvolle Bild eines Erdenwallens vertieft, dessen ganz ausschließlicher Zweck es war, Mitmenschen die Ehre abzuschneiden; ich sah, daß hier jemand sein Unwesen getrieben, der durch seine Feder mehr als einen in qualvollen Tod gejagt hatte.

Ich habe mich zweimal in Zeiten der Notwehr eingehend über ihn geäußert: in der 1907 erschienenen Schrift „Zur Klärung" und in der Broschüre „Sexualpsychologie und Volkspsychologie".

Das System, nach dem Gehlsen arbeitete, war folgendes: Er brachte in seinen meist ‚nach Bedarf' erscheinenden Zeitschriften dunkle Andeutungen über Persönlichkeiten, die gewöhnlich anfangs nur diesen selbst verständlich waren. Meldete sich die Person nicht, wurde er deutlicher; kam sie aufklärend und beschwichtigend zu ihm oder sandte sie einen Mittelsmann, so setzte er ihr den großen Schaden auseinander, der ihm erwachsen würde, wenn er auf den ganz besonders interessanten Stoff verzichtete, doch stellte er anheim, die Auflage des Blattes teilweise oder ganz aufzukaufen; mehr als einer tat es.

Gehlsen griff auch das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee mehrfach an, ‚dessen Bestrebungen dahin zielten, die Erpresser zu fassen, während man die mitschuldigen Erpressten in Schutz nehme'. Als wir darauf nicht reagierten, fragte er mündlich und schriftlich an, ‚ob denn niemand im Komitee sei, der ihm die regelmäßige Herausgabe seiner Zeitschrift, die Einrichtung eines Ladens oder, da er schwer leidend sei, wenigstens den Aufenthalt in einem Sanatorium ermöglichen könne'. Als auch dies nicht erfolgte, wurde er immer dringlicher und bedrohlicher, bis wir schließlich Anzeige wegen Erpressung gegen ihn erstatten mußten.

Gehlsen ohne Zusatz ‚Journalist' oder ‚Schriftsteller' zu nennen, würde ich als eine Beleidigung des deutschen Schriftstellerstandes empfunden haben.

Die ‚journalistischen Beziehungen' zwischen Gehlsen und uns sind in dem Prozeß Brands in meiner eidlichen Zeugenaussage von mir selbst ausdrücklich erwähnt und in der Schrift ‚Zur Klärung' erläutert worden. Lediglich um ihn auf seine Bitten möglicherweise ‚ein paar Groschen' verdienen zu lassen, erhielt Gehlsen gelegentlich Reporternotizen, und zwar, abgesehen von irrelevanten (wie einmal über eine Erkrankung von mir) fast nur solche, die sich auf Selbstmorde und Verhaftungen von Erpressern bezogen, also zur Warnung dienen konnten.

Das wird man ihm glauben müssen. Ein schlechtes Werkzeug für ein ehrliches Ziel benutzt. Hirschfelds Verdienste lassen sich nicht in den Wind schlagen.

Wer ist Gehlsen? Ein dunkler Nebenpunkt. Welchen Zweck hat euer Zwist? — gar keinen: da ihr eine bedrohte Minderheit bildet. Es gibt nur etwas, worauf es euch ankommen muß: das Tilgen eines Unrechts und eines Paragraphen. . . . Was beides schon in Sicht war: erst seit anno Eulenburg ist durch Reklame mit Hirnmangel jene gute Wallung zum Abebben gebracht worden.

Sie soll aufgefrischt werden.

IV

Unsereinem ist es versagt, sich in das Gefühl jener Mitmänner zu versetzen. Ich habe vieles kennen gelernt, was wir als ‚schön' bezeichnen; ich habe vieles näher, vieles ferner begriffen: — aber mein Portier läßt mich kalt. Man fühlt, wenn anderes vorgestellt werden soll, ein Grauen. Nur, das Erkennen sagt mir: der Akt zwischen Mann und Weib müßte von jemandem, der leidenschaftslos und jenseitig zusieht, ebenso widerlich oder ebenso komisch gefunden werden. Schönheit ist nur für die Beteiligten und währenddessen. Beobachtende Siriusleute fänden keinen so tollen Unterschied zwischen Mehrheitstierchen und Hundertfünfundsiebziger-Tierchen. Der Unterschied (und der Abschnitt) beginnt erst jenseits von beiden Gruppen. . . . Fast kommt ein Bedauern hinzu. Man weiß, daß man mit Haut und Haar bloß zu der einen gehört. Soll man es nicht beklagen? Vielleicht sind sie dort reicher — aber wir können uns von der Beschaffenheit ihres Reichtums nicht anders einen Begriff machen als durch den Verstand.

In Deutschland wird es dem Verstande leichtgemacht Elementhaftes in dieser uns fremden Beschaffenheit zu gewahren: denn sie dehnt sich (in Deutschland) wie um ein Belegstück zu liefern und einen Schulbeweis, durch alle Schichten, — aber wirklich genau durch alle.

Ob die Männer vom andren Schlag schwächere Seelenkräfte haben als wir oder stärkere; worin die Stärke, die Schwäche sonderlich besteht: darüber heute zu urteilen, wo notgedrungen blödes Verbergen die Erfahrung hindert, darüber heute zu urteilen ist eine unempirische Frechheit.

Der von Schulenburg und Brand stammende Vorschlag einer Amnestie, auch für Vergehen rings um den fürchterlichen Paragraphen, nachdem er selber gefallen ist, wäre, durchgesetzt, das einzig Ehrenhafte.

Politisches Wachstum bringt auch diese Menschlichkeiten.

Allzulange aber darf es nicht dauern — so ihr die Schande vermeiden wollt: daß ein der Vernunft entsprechendes Besinnen etwa der zufälligen Beschaffenheit einer besonderen Familie verdankt werde.

Nos habebit humus

Bei Ernst Rowohlt soll in der nächsten Woche die seltsam erschütternde Hinterlassenschaft Georg Heym's veröffentlicht werden. Voranstehen wird eine kurze sachliche Mitteilung.

Lebenslauf

Georg Heym, aus einer alten Beamten- und Pastorenfamilie stammend, ist am 30. Oktober 1887 in Hirschberg (Schlesien) als der einzige Sohn des damaligen Staatsanwalts, jetzigen Kaiserl. Militäranwalte a. D. Hermann Heym und der Frau Jenny Heym geb. Taistrzik geboren. Dreizehnjährig kam er nach Berlin. Als er das Gymnasium absolviert hatte, widmete er sich in Würzburg, später in Berlin dem juristischen Studium. Er bestand im Januar 1911 das Referendarexamen und Ende 1911 die Prüfung zum Doctor juris. Dann dachte er unter anderem daran, Offizier zu werden oder sich der Konsulatskarriere zu widmen.

Beim Eislaufen auf der Havel brach er ein und ertrank mit seinem Freunde, dem Lyriker cand. phil. Ernst Balcke, am 16. Januar 1912, nachmittags, bei Schwanenwerder; sein Grab ist auf dem Friedhof der Luisengemeinde in Charlottenburg.

‚Der Ewige Tag' entstand in der Zeit vom März 1910 bis Januar 1911. Der Nachlaß-Band enthält spätere Gedichte; das letzte, ‚Die Messe', entstand am 15. Januar 1912.

Dieser Band wurde gemeinsam von David Baumgardt, Golo Gangi, W. S. Ghuttmann, Jacob van Hoddis und Robert Jentzsch besorgt, zu denen Georg Heym in literarischen Beziehungen stand. Den Titel ‚Umbra Vitae' hatte Georg Heym seinem zweiten Gedichtband zu geben beabsichtigt.

Aus den Blättern dieses Denkwürdigen folgt hier ein junges Sterbegedicht; es gibt Heyms Ausdruck für das Wort: „Wo wird einst des Wandermüden . . . Letzte Ruhestätte sein?"

Die Morgue

Die Wärter schleichen auf den Sohlen leise,
Wo durch das Tor es weiß von Schädeln blinkt.
Wir, Tote, sammeln uns zur letzten Reise
Durch Wüsten weit und Meer und Winterwind.

Wir thronen hoch auf kahlen Katafalken,
Mit schwarzen Lappen garstig überdeckt.
Der Mörtel fällt. Und aus der Decke Balken
Auf uns ein Christus große Hände streckt.

Vorbei ist unsre Zeit. Es ist vollbracht.
Wir sind herunter. Seht, wir sind nun tot.
In weißen Augen wohnt uns schon die Nacht,
Wir schauen nimmermehr ein Morgenrot.

Tretet zurück von unserer Majestät.
Befaßt uns nicht, die schon das Land erschaun
Im Winter weit, davor ein Schatten steht,
Des schwarze Schulter ragt im Abendgraun.

Ihr, die Ihr eingeschrumpft wie Zwerge seid,
Ihr, die Ihr runzelig liegt auf unserm Schoß,
Wir wuchsen über Euch wie Berge weit
In Ewige Todes-Nacht, wie Götter groß.

Mit Kerzen sind wir lächerlich umsteckt,
Wir, die man früh aus dumpfen Winkeln zog
Noch grunzend, unsre Brust schon blau gefleckt,
Die nachts der Totenvogel überflog.

Wir Könige, die man aus Bäumen schnitt,
Aus wirrer Luft im Vogel-Königreich,
Und mancher, der schon tief durch Röhricht glitt,
Ein weißes Tier, mit Augen rund und weich.

Vom Herbst verworfen. Faule Frucht der Jahre,
Zerronnen sommers in der Gossen Loch,
Wir, denen langsam auf dem kahlen Haare
Der Julihitze weiße Spinne kroch.

Ruhen wir aus im stummen Turm, vergessen?
Werden wie Welle einer Lethe sein?
Oder, daß Sturm uns treibt um Winteressen,
Wie Dohlen reitend auf dem Feuerschein?

Werden wir Blumen sein? Werden wir Vögel werden,
Im Stolze des Blauen, im Zorne der Meere weit?
Werden wir wandern in den tiefen Erden,
Maulwürfe stumm in toter Einsamkeit?

Werden wir in den Locken der Frühe wohnen,
Werden wir blühen im Baum, und schlummern in Frucht,
Oder Libellen blau auf den See-Anemonen
Zittern am Mittag in schweigender Wasser Bucht?

Werden wir sein, wie ein Wort von niemand gehöret?
Oder ein Rauch, der flattert im Abendraum?
Oder ein Weinen, das plötzlich Freudige störet?
Oder ein Leuchter zur Nacht? Oder ein Traum?
Oder — wird niemand kommen?
Und werden wir langsam zerfallen,
In dem Gelächter des Monds,
Der hoch über Wolken saust,
Zerbröckeln in Nichts,
— Daß ein Kind kann zerballen
Unsere Größe dereinst
In der dürftigen Faust.

Wir, Namenlose, arme Unbekannte,
In leeren Kellern starben wir allein.
Was ruft Ihr uns, da unser Licht verbrannte,
Was stört Ihr unser frohes Stell-Dich-Ein?

Seht den dort, der ein graues Lachen stimmt
Auf dem zerfallnen Munde fröhlich an,
Der auf die Brust die lange Zunge krümmt,
Er lacht Euch aus, der große Pelikan.

Er wird Euch beißen. Viele Wochen war
Er Gast bei Fischen. Riecht doch wie er stinkt.
Seht, eine Schnecke wohnt ihm noch im Haar,
Die spöttisch Euch mit kleinem Fühler winkt.

— Ein kleines Glöckchen —. Und sie ziehen aus.
Das Dunkel kriecht herein auf schwarzer Hand.
Wir ruhen einsam nun im weiten Haus,
Unzählige Särge tief an hoher Wand.

Was kommt er nicht? Wir haben Tücher an
Und Totenschuhe. Und wir sind gespeist.
Wo ist der Fürst, der wandert uns voran,
Des große Fahne vor dem Zuge reist?

Wo wird uns seine laute Stimme wehen?
In welche Dämmerung geht unser Flug?
Verlassen in der Einsamkeit zu stehen
Vor welcher leeren Himmel Hohn und Trug?

Ewige Stille. Und des Lebens Rest
Zerwittert und zerfällt in schwarzer Luft.
Des Todes Wind, der unsre Tür verläßt,
Die dunkle Lunge voll vom Staub der Gruft,

Er atmet schwer hinaus, wo Regen rauscht,
Eintönig, fern, Musik in unserm Ohr,
Das Dunkel in die Nacht dem Sturme lauscht,
Der ruft im Hause traurig und sonor.

Und der Verwesung blauer Glorienschein
Entzündet sich auf unserm Angesicht.
Ein Ratte hopst auf nacktem Zehenbein,
Komm nur, wir stören deinen Hunger nicht . . .

Wir, Ikariden, die mit weißer Schwinge
Im blauen Sturm des Lichtes einst gebraust,
Wir hörten noch der großen Türme Singen,
Da rücklings wir in schwarzen Tod gesaust.

Im fernen Plan verlorner Himmelslande,
Im Meere weit, wo fern die Woge flog,
Wir flogen stolz in Abendrotes Brande
Mit Segeln groß, die Sturm und Wetter bog.

Was fanden wir im Glanz der Himmelsenden?
Ein leeres Nichts. Nun schlappt uns das Gebein,
Wie einen Pfennig in den leeren Händen
Ein Bettler klappern läßt am Straßenrain.

Was wartet noch der Herr? Das Haus ist voll,
Die Kammern rings der Karavanserai,
Der Markt der Toten, der von Knochen scholl . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Arthur Schnitzler vor dem ‚Anatol'

Psychoanalytisches von Theodor Reik

Es ist immer ein klägliches Schauspiel, wenn einer, der als Stürmer und Dränger begonnen, sich später als Jubilar feiern läßt und eine Tradition hochzuhalten hat. Arthur Schnitzler, der unlängst fünfzig wurde, ist dieser Versuchung nicht ausgesetzt.

Ich bin in letzter Zeit viel in Pötzleinsdorf und im Cottage spazieren gegangen, auf Wegen, die dieser Dichter liebt. Ich mußte beim Betrachten von Gegend und Menschen immer an ihn denken. Wenn Paare liebesmüde abends durch diese stillen Gassen nach Hause gehen, wenn elegante Damen zur Stadt zum Rendezvous fahren, wenn junge, abenteuerlustige Melancholiker in die feuchtlachenden Augen der Mädchen sehen. Die Tragikomödien, welche Schnitzler dem Alltag entnimmt und weit über die Höhe des Alltags hinaushebt, sind diesem Boden entsprossen. Auch in den sanften Linien der Landschaft liegt etwas Schnitzlerisches: des Frühlings Werben, des Sommers Sattheit, das melancholische Ende des Herbstes.

Auf solchen Spaziergängen hab ich die ersten poetischen Versuche Schnitzlers gelesen, die ich zufällig entdeckt hatte. Sie stehen nämlich in den vergilbten Heften einer längst eingegangenen Zeitschrift, welche den kitschigen Titel ‚An der schönen blauen Donau' führte. In das Jahr 1888 fallen die ersten Gedichte, welche der Sekundärarzt des Wiener allgemeinen Krankenhauses schrieb. Sie stehen in dieser alten Zeitschrift, die ausdrücklich für die Familie bestimmt war, neben Bildern österreichischer Erzherzoginnen, neben Frühlingsliedern, neben Rätseln und Besprechung gesellschaftlicher Taktfragen (für Mädchen vor dem ersten Ball).

Alle diese Gedichte, Novellen, Fragmente sind nicht nur in Deutschland, sondern sogar in des Dichters Heimatland (sozusagen) fast unbekannt. Manche verdienen wohl auch nichts Besseres, neben das Kunstwerk des späteren Schnitzler gestellt.

Und doch: es ist von seltsamem Reiz, diese frühen Arbeiten zu lesen. Es wäre so schade nicht, wenn sie dem Literarhistoriker der einst die Dichtung Schnitzlers rubrizieren wird, entgingen; schade aber wär's, wenn wir, die ihn lieben, sie nicht kennten (wenn wir, die ihn kennen, sie nicht auch etwas liebten).

Sie sind psychologisch fesselnd. Unverhüllter, freier sprechen sich die Gefühle hier aus, die später nur unterirdisch, verborgen mitklingen. Jugendliche Probleme tauchen auf; sie werden später gesehen, ernster gesehen, von der Peripherie in den Mittel-

punkt rücken. Und wieder so viel anderes, was hier tragisch genommen wurde, wird später mit leisem, zwischen Heiterkeit und Weh schwankendem Lächeln angeschaut werden. Manches, was dann das Innenleben dieses Dichters beschäftigte, erfüllte, klopft schon hier zaghaft an die Tür.

In den Gedichten fällt eine allzu starke Anlehnung an Heinrich Heine auf. Es sind Großstadtverse ; sie äußern das zwiespältige Gefühl, das wir alle haben. Auch im Tonfall, in der Anwendung von Alltagsredensarten, im pointierten Schluß wird jenes große Vorbild merkbar.

‚Mein Kind, es scheint, ich bin in dich verliebt ;
ich kann dir's heut fürwahr nicht anders sagen,
denn gestern hörtest du mich selbst noch klagen,
die Welt ist schal, da 's keine Liebe gibt.
Ja, Leidenschaften gibt's. Begier und Neid,
das andre wird von uns dazu gelogen . . .

Er haßt jeden, den ihr Kleid streift, er sehnt sich nach ihren Küssen :

‚Dies, Kind, in Wahrheit ist es mein Empfinden,
nennst du es Liebe, gut, ich stell dir's frei.
Doch daß daran was Großes, Schönes sei —
kannst höchstens du, ein dummes Mädel, finden.'

Eine Serie betitelt sich ‚Gedichte eines Nervösen'. Dieselbe Tonart. Der Trübsinn entweicht beim vollen Glase. Es könnte dann wohl den Anschein haben, als gäbe es so etwas wie Freude auf der Welt. Trinkt man weiter, könnte man fast an Liebe glauben.

‚Dann freilich mag ich weiter trinken,
vollendet ist mein Traumgesicht ;
ich mag in tiefsten Rausch versinken,
an eine Treue glaub ich nicht.'

Frühe Zweifel, frühe Desillusionierungen tauchen auf — noch nicht in eigener Form.

Ernstere Töne werden in den Novellen angestimmt. 1889 wird: Mein Freund Ypsilon. Aus den Papieren eines Arztes geschrieben. Ein Studiosus philologiae, dem als Dichter die selbstgeschaffenen Gestalten zur Wirklichkeit, zur drohendsten, lebenszerstörenden Realität werden. Sein Mädchen, eine holde Choristin, kommt weinend zum Erzähler gelaufen. Der Geliebte ist entflammt für Türkisa, die schönste der Frauen, die irgendwo, von einem Prinzen geliebt, auf einer Insel des indischen Ozeans lebt. Türkisa muß sterben. Der Dichter kann den Lauf der Dinge, die seine Phantasie gebar, nicht hemmen. Tage- und nächtelang leidet er unter der Voraussicht ihres Todes. Vergebens führt man

ihn ins Freie. Gesellschaft und Natur bedeuten ihm nichts; er muß nach Hause, sein Werk zu beenden. Am Morgen findet man ihn tot auf der Treppe. Ein Zettel sagt: ‚Türkisa ist tot. Alles vorüber.'

Schon sind die ersten Anzeichen des späteren Schnitzler in dieser Novelle: es wird an den Konflikt zwischen Phantasie und Wirklichkeit gerührt. Es wird — vergebens — versucht, ein Künstlerschicksal zu gestalten. Aller Lug, alle Belanglosigkeit, alles schmerzlich Einsame und alle lustvolle Notwendigkeit des Künstlerlebens klingen an. Man denkt an Stephan von Sala, an Heinrich Beermann; an ‚Paracelsus', an den ‚Grünen Kakadu' und an so vieles, was später das verhängnisvolle Spiel von Wirklichkeit und Phantasie wiederholt.

Zwischendurch ein kleines, graziöses Stimmungsbild: ‚Amerika'. Das süße Mädel taucht zum ersten Male auf. Der Dichter betritt die Neue Welt. Er muß dabei zwangsartig in Schmerz und Lust an das schöne Wiener Kind denken, mit dem er einst ein loses Spiel getrieben. Sie nannten, als sie den Kuß auf den Platz hinter dem Ohre entdeckten, diese Stelle Amerika. Diese Erinnerung ist stärker als das wirre Bild des Freiheitslandes in seiner Seele. Wenn er die Augen schließt, ist der süße Duft der Locken des Mädchens, das er so sehr geliebt und dennoch verlassen hat, um ihn.

‚Der Andere. Aus dem Tagebuch eines Hinterbliebenen' gibt schon ganz den Ton jener Novellen, die sich um die ‚Frau des Weisen' gruppieren. Einem ist die heißgeliebte Frau gestorben, er geht oft zu dem Hügel, welcher die Teure umschließt, und überläßt sich dort seinem wilden Schmerze. Er trifft dort einmal einen jungen, schönen Mann, der beim Grabe kniet. Wer ist das? Ein Liebhaber oder nur ein heimlicher Verehrer? Nie wird er es wissen. Die Toten schweigen . . . Er verbringt Wochen der unsäglichsten Qual, des fürchterlichsten Zweifels. War sie, die in seinen Armen schluchzend lag, eine Treulose? Wer kann es wissen? Nie wird er diese entsetzliche Ungewißheit überwinden. Tausend martervolle Bilder malt seine erregte Phantasie ihm vor.

Das Verhältnis der Geschlechter, wie es sich in den späteren Werken dieses Seelentiefbohrers spiegelt, ist in seinen Grundlinien hier schon vorgezeichnet. Keine Brücke geht von einem Menschen zum andern. ‚Keiner kann keinem Gefährte hier sein.' Einsam ist zuletzt jeder. Wer weiß etwas von seinen Liebsten? Ein Blick, das Aussprechen seines Namens, ein Lächeln im Traume kann Qualen erregen, die nur das Geständnis der Untreue einigermaßen lindern kann. Alle späteren Motive klingen hier schon an

und klingen zusammen in dem einen : Und die Treue, sie ist doch ein leerer Wahn . . .

Am bedeutendsten erscheint mir von diesen frühen Versuchen das dramatische Gedicht ‚Alkandis Lied' (1890). Wieder ist es ein Künstlerschicksal, das Schnitzler hier gestaltet.

Die Königin Maja bekränzt die Büste des verehrten toten Sängers Alkandi. Der Musikus Irsil, der heimlich sie liebt, sieht es mit Neid und Schmerz. Er hat des Sängers letztes Lied gefunden und bringt es der Herrscherin. Sie wollen es zusammen spielen.

Auch König Assad soll Zeuge dieser Probe sein. Er will vor der Türe lauschen. Bald läßt er sich auf einen Diwan nieder und schlummert allmählich ein. Im Traume sieht er seine Frau vor Alkandis Büste knien. In Wut und Eifersucht zertrümmert er des Dichters Bild und schwört, sein Andenken in seinen Ländern zu vertilgen. Doch Maja spricht höhnisch (im Traume):

‚Tu immerhin, was dich der Wahnsinn heißt,
Ohnmächtig bleibst du vor Alkandis Geist
Und kommt dir irgendwo auf deinen Wegen
Im Traum versunken ein Poet entgegen,
So denk', daß stumm durch seine Seele zieht,
Was du nicht töten kannst, Alkandis Lied.'

Assad zieht durch sein Reich, um unerkannt die Ausführung seiner Befehle zu überwachen. Nach langem Wandern kehrt er triumphierend heim. Die Königin tritt ihm verlegen entgegen. Sollte noch das Bild des anderen in ihrer Seele lebendig sein? Sie verweigert ihm den Eintritt in ihr Schlafzimmer. Er zertrümmert die Tür und sieht sich Irsil gegenüber.

‚So bin ich einem Schatten nachgejagt,
Bin wie ein Narr im Land umhergezogen.
Den toten Meister hab' ich angeklagt
Lebend'ger Stümper nur hat mich betrogen.'

Das Volk eilt in Massen heran. Assad zeigt das Paar dem Volke vom Erker und stürzt Irsil von der Brüstung. Der König erwacht aus diesem schrecklichen Traume, als Maja und Isril eintreten, die ihr Lied beendet haben. Allmählich erst findet er sich zurecht. Die Köngin lobt begeistert Irsils Spiel. Da erwacht in Assad der Argwohn, den der Traum ihm plastisch bestätigt hat. Er verbannt den Sänger durch einen ehrenvollen Auftrag vom Hofe.

Wunderbar spielt Bewußtes und Unbewußtes in diesem Einakter ineinander. Die Seele, die ein weites Land ist, hat viele Möglichkeiten im Traum und Wachen gezeigt. Pauline erlebt ähnlich ein Menschenleben durch, in einer Augenblicksvision vor

jenem Bilde, der Frau mit dem Dolche. Die Hypnose, die Paracelsus an den Frauen ausführt, läßt ähnliche Möglichkeiten erstehen. Sie werden hier im Traum emporgehoben, nehmen Gestalt an, bestimmen das fernere Leben des einzelnen. Der Traum hat alle Tore der Seele aufgerissen.

‚Es fließen ineinander Traum und Wachen,
Wahrheit und Lüge. Sicherheit ist nirgends.
Wir wissen nichts von andern, nichts von uns;
Wir spielen immer; wer es weiß, ist klug.'

Assad ist auf den Schatten eines Toten eifersüchtig. Doch auch Filippo Loschi verstößt die Geliebte eines Traumes wegen. Er weiß:

‚Träume sind Begierden ohne Mut,
Sind freche Wünsche, die das Licht des Tages
Zurückjagt in die Winkel unsrer Seele,
Daraus sie erst bei Nacht zu kriechen wagen.'

Die neuere Psychologie hat aufgedeckt, welche Regungen der Traum verbirgt, sie hat gezeigt, wie in ihm alle affektbetonten, im Unbewußten lagernden Komplexe des Träumers zum Durchbruche kommen. Arthur Schnitzler ist diesen Forschungen aufmerksam und verständnisvoll gefolgt. Der psychische Mechanismus des Traumes steht dem der Dichtung nahe: Unbewußtes wird auch hier verarbeitet, verdichtet, gespalten. Sollte man es nicht versuchen dürfen, hier die psychoanalytische Methode, die angewandte Seelenkunde an der Arbeit zu zeigen?

Der seelische Inhalt dieses frühen Dramas weist manches auf, das im ‚Schleier der Beatrice' verarbeiteter, komplizierter wieder auftaucht. Dort ein Herzog und ein Sänger, hier ein König und ein Dichter. In ihrer Mitte ein schönes Weib, schwankend, zu dem einen und dem andern hingezogen. Der Dichter ist hier längst gestorben und wird trotzdem geliebt, doch wird er geliebt und stirbt. Assad steht ohnmächtig dem Ruhm seines Nebenbuhlers gegenüber. Das Lied wird ewig bestehen. Ebenso erkennt der Herzog im Renaissancestück:

An diesen, der hier liegt,
Kann deine Rache nicht heran,
So wenig als mein Zorn . .
Ein Lied von dem, verweht's der Zufall nicht —
Ist ew'ger als der kühnste uns'rer Siege,
Der wieder nur Vergängliches erringt.'

Der König und der Herzog gewinnen nur halb den Sieg. Die Männer der Tat behalten nicht recht gegen den Dichter. Denn sein Reich ist nicht von dieser Welt.

Doch tiefer gilt es zu schauen : im König Assad sind Gefühle lebendig, die auch der Dichter teilt. Eifersucht auf die Vergangenheit und die Zukunft, alles Quälende des Besitzes eines geliebten Wesens. Auch er ist in seinem Wahn und seiner Wahrheit des Dichters Ebenbild. Und doch ist er noch Anderes, Entgegenstehendes. Verborgen-Menschliches wird hier verhandelt, das über Dichter und König hinausgeht. Das infantile Denken, aus dem Dichtung und Traum ihre tiefsten unbewußten Kräfte schöpfen, stellt Vater und Herrscher in eine Reihe. Der König ist nur ein potenzierter Vater, er ist eine Analogie in höherer Region. Der Herrscher im ‚Schleier der Beatrice' und in ‚Alkandis Lied' weist manchen tyrannischen und manchen liebenswerten Zug auf. In beiden Dramen steht der jüngere Dichter dem Herrscher im Kampf um ein Weib entgegen: die typische kindliche Einstellung zum Elternpaar taucht hinter der Fassade empor. Die Stellung des Kindes zum Vater ist eine ‚ambivalente': er ist zugleich Gegenstand der Ehrfurcht und des Zweifels, der innigsten Liebe und der heimlichen Eifersucht im Kampfe um die Neigung der Mutter. Denn ihr gilt die erste, unbewußte sexuelle Regung des Kindes bei uns allen.

Bewußt war vielleicht nur der Gegensatz von König und Sänger, vom Mann der Tat und Mann des Träumens. Doch unbewußt stellt der Dichter den Konflikt der eigenen Kinderzeit dar. Im Traume und in der Dichtung kommen ja die geheimsten Triebfedern unseres Seelenlebens verkleidet an die Oberfläche. Und da erringt der Dichter trotz allem Untergang doch den Sieg über den so geliebten und beneideten Vater: er trotzt der Vergänglichkeit, die jenem droht; er wird länger, er wird ewig leben. Hier liegt die Wunscherfüllung, die Traum und Dichtung immer verborgen enthalten.

Aus zwei entgegengesetzten, psychischen Strömungen resultierende, ambivalente Einstellung des Kindes zum Vater in ihrem unbewußten Wirken.

Daß dasselbe Verhältnis in vielen Werken des Dichters eine Rolle spielt, beweist ein Blick. Man erinnere sich: wie Professor Losatti (‚Vermächtnis') in den Beziehungen zu seinem Sohne geschildert wird; wie der Dichter Heinrich in den ‚Lebendigen Stunden' dem Geliebten der Mutter entgegentritt. An das denkwürdige Gespräch, das Felix mit seinem Vater Julian Fichtner führt: ‚Ihr Sohn . . Es ist nichts als ein Wort. Es klingt ins Leere . . Sie sind mir fremder geworden, seit ich es weiß.' An den Vatermord im ‚Ruf des Lebens'; an die Entschleierung eines Familientages in ‚Komtesse Mizzi'; an manches tiefe, doppelbodige Wort im ‚Weg ins Freie'. In allen möglichen Verkleidungen wiederholt

sich bei Schnitzler dieses Motiv; es wurde nur verborgener, verarbeiteter seit ‚Alkandis Lied'. Doch es wurde auch stärker. Denn man wird älter und erkennt, wie unlöslich man mit dem Vater durch Ähnlichkeit und Gegensatz verbunden ist. Man denkt mehr an seinen Verlust, welcher für das Leben des einzelnen von der einschneidendsten Bedeutung ist. Und aus Söhnen werden Väter. Es ist kein Zufall, daß Michael Hofreiter in Schnitzlers letztem Stück — nachdem die Vergänglichkeit aller irdischen Beziehungen ans Licht getreten — dem Sohn als der letzten, der stärksten Hoffnung entgegeneilt.

Während man einen sanften Hügel bei Pötzleinsdorf nachdenklich hinabgeht, klingen alle Motive wieder, die in diesen Jugendversuchen zuerst sich regten. Umgeben vom Duft der Wiesen, fühlt man, während man im Gedanken Schnitzlers Werke durcheilt, wieviel er uns gegeben. Man fühlt erst jetzt, wie lieb man ihn hat. Denn wir jungen Osterreicher lieben ihn anders als sonst ein Publikum einen großen Dichter. Mit einer innigeren, dankbareren Liebe: wie einen älteren, wohlvertrauten Freund. Er hat soviel ausgesprochen, was wir stündlich fühlen. Er hat unsere Freuden und unsere Schmerzen, unseren Zweifel, unsere Wirrnisse gestaltet; das, worüber wir lächeln und worüber wir weinen möchten, — wenn wir nicht gar so vernünftig, so skeptisch, so analysierend wären.

Deutsche Schiffahrt

1. New York—Emden

Am 16. Juni war eine Sitzung des Bundesrats im Reichstagsgebäude zu Berlin. Und Herr Schmaje Birnbaum in Boganowo, Gouvernement Piotrkow, Russisch-Polen, hat es sich keinesfalls träumen lassen, daß sein Schicksal, oder ein Teil seines Schicksals in dieser hohen Körperschaft zur Debatte stand. Viele Umstände sprachen sogar dafür, daß Herr Birnbaum, Korbflechter seines Zeichens, und Vater von sieben Kindern, von dem Vorhandensein wie von der Kompetenz jenes Organs der deutschen Reichsregierung nur mangelhafte Vorstellungen besaß. Dasselbe wäre von Herrn Ladislaus Prml, zu Kicz im Lande Böhmen, Holzschnitzer von Beruf, sowie etwa auch von dem rumänischen Ackerknechte Pali Virmonec aus Tesconi bei Moinescu zu sagen. Obgleich auch diese beiden von den Verhandlungen sowohl wie von dem Beschluß des Bundesrats nahe genug betroffen wurden. Denn nach dem amerikanischen Einwanderungsgesetz, dieser menschenfreundlichen „immigration bill", ist es keineswegs gleichgültig, ob man mit 80 oder mit 100 Dollar in der

Tasche drüben, an der Statue der Freiheit, landet: da man im ersten Falle das Abgewiesenwerden riskiert. Für den Rücktransport braucht allerdings nach dem Gesetze nichts bezahlt zu werden. Aber es ist kein Vergnügen, wenn man nach Rußland mit Weib und Kind zurückgeschickt wird . . . ebensowenig wie man nach Böhmen oder Rumänien freudig-bewegten Herzens zurückkehrt, nachdem man 2 Monate vorher diesen Gegenden sowie seiner Liebsten in der Landessprache Lebewohl gesagt hat.

Wer etwa nach dieser Einleitung meint, der Bundesrat habe einen Antrag auf Zahlung von Ausfuhrprämien an lebende Ware abgelehnt, der irrt: und da nicht die Meinung entstehen soll, als sei ich beflissen, Sherlock-Holmiaden auf meinem Spezialgebiet einzuführen, so sei die Lösung vorweggenommen und gegeben: Der Bundesrat, diese 61 Vertreter der deutschen Souveräne, der ‚freien' und Hansestädte und des ‚Reichslandes' (Aufgabe für staatsrechtliche Doktordissertationen: Wesen und juristische Konstruktion des Reichslandes Elsaß-Lothringen) — diese hohe Versammlung also hat die bei ihr von der ‚Deutschen Reedereigesellschaft Hamburg', lies: Fürst Fürstenberg und Fürst Hohenlohe (jawohl, schon wieder diese Herren!) nachgesuchte Genehmigung zum Betriebe einer neuen (Auswanderer-) Schiffahrtslinie Emden — New York verweigert.

Schmaje Birnbaum usw., alle Auswanderungslustigen sind betroffen. Denn der Ratenkampf, der unausbleiblich gewesen wäre bei dem Auftauchen einer Konkurrenz gegen Hapag und Lloyd, dieser Kampf unterbleibt nunmehr, und niemand kann jetzt davon träumen, für 50 oder 60 Mark etwa — allerdings nicht grad in der Luxuskabine, auch unter Ausschluß von Tennisplatz, Sonnenbad, Zandersaal und diskreteren Amüsements — niemand unter den Zwischendeckern kann für absehbare Zeit auf diesen dem Geldbeutel so zuträglichen Umstand bei der Beförderung in das amerikanische Jenseits rechnen. Und dies wäre die privatrechtliche Seite der Angelegenheit.

2. Nordatlantische Konferenz

Will man die Begebenheit volkswirtschaftlich erfassen, so hat man eine beträchtlich hohe Warte zu ersteigen und zu erwägen, daß unsere beiden führenden Schiffahrtsgesellschaften, die Hamburg-Amerikalinie und der Norddeutsche Lloyd, unter schweren Kämpfen und durch ernste Krisen, geführt von Männern, wie man sie ihnen nur wünschen konnte, sich zu einer in der Welt ernstlich respektierten Stellung emporgearbeitet haben, und daß die Hapag mit 1 163 771, der Lloyd mit 550 300 Bruttoregistertonnen es mit allen ausländischen Unternehmungen ehrenvoll aufnehmen können. Weit mehr als unsere Kriegsmarine sind sie es gewesen, die die deutsche Flagge auf die Meere hinaus, in die unwahrscheinlichsten Winkel der Welt getragen haben; und wer erfahren hat, wie den Grundsatzgetreuesten von der roten Opposition, wie dem indifferentesten Genießer das Herz zu schlagen beginnt, wie schnell er das Fernglas vors Auge nimmt, wenn es, etwa auf der Höhe von Honduras, heißt: Schiff ahoi, und die Grußwinpel von den deutschen Farben gekrönt werden: wer das weiß, wird die moralische Kraft, die in einer starken

deutschen Handelsflotte steckt, für den einzelnen, sowie für uns alle, nicht mehr unterschätzen können.

Einige Zahlen machen die unmittelbare wirtschaftliche Bedeutung unserer großen Dampfergesellschaften schnell klar: Die Hapag sowie der Lloyd haben ein Kapital von je 125 Mill. Mark; die Hapag hat außerdem noch 72,9 Mill. Mark Schuldverschreibungen emittiert, der Lloyd 71,2 Mill. Mark. Die sichtbaren Reserven betragen bei der Hapag 41 Mill. Mark, beim Lloyd 20,7 Mill. Mark; und an Dividenden zahlte die Hamburger Gesellschaft in den letzten Jahren 8 und 9 Prozent, die Bremer (nach überstandener Krisis) 3 und 5 Prozent. Andere Gesellschaften, so die Deutsch-Südamerikanische (15 Mill. Kapital), die Deutsch-Australische (16 Mill.), die ‚Hansa' (25 Mill.) usw. repräsentieren weitere gewaltige Teile des Nationalvermögens. Mit Stetigkeit, als ging es einen vorgeschriebenen Weg, hat die deutsche Schiffahrt sich neben der englischen zu einer dominierenden Stellung erhoben; das Passagiergeschäft Europa—Amerika (und umgekehrt) liegt zum sehr großen Teil in deutschen Händen. Die englischen Linien, vielfach vertrustet und kartelliert (teilweise unter der Auspizien Morgans) haben längst die Notwendigkeit eingesehen, sich mit den deutschen Gesellschaften ‚ins Vernehmen zu setzen'. Die engere Verbindung, der eigentliche ‚Pool', hat aber mit dem Frühling dieses Jahres aufgehört; was bestehen blieb, war die ‚nordatlantische Konferenz', ein Abkommen über gemeinschaftliche Interessen ohne finanzielle Grundlage.

Den großen Vorkämpfern des Shermanschen Antitrustgesetzes in den Vereinigten Staaten ist neuerdings auch diese lose Vereinigung mit dem feierlichen Namen ‚nordatlantische Konferenz' ein Dorn im Auge, und gewaltige Prozesse zur Auflösung jener Vereinbarungen drohen unter anderem auch den deutschen Gesellschaften. Die Shermansche Antitrustbill will ‚das Volk der Union gegen ungerechte Bedrückung schützen'. Die britischen Vettern haben ein Sprichwort: ‚charity begins at home'; das schutzbedürftige Volk der Union sollte man zunächst gegen diese und jene Bedrückung im eigenen Lande schützen, und zwar möglichst etwas nachdrücklicher, als durch langwierige Zivilprozesse, aus denen nichts herausschaut. Die ‚Bedrückung' des amerikanischen Volkes durch die deutschen Dampfergesellschaften geschieht im übrigen nur dadurch, daß die besseren amerikanischen Europafahrer sich deutscher Dampfer bedienen, wenn sie angenehm reisen wollen.

Hier ist überhaupt des Pudels Kern: Amerika ist mit seiner Handelsflotte ins Hintertreffen gekommen und ist neidisch. Mit seinen 1,7 Mill. Bruttoregistertonnen steht es gegen Deutschland mit 4,1 Mill. weit zurück; England aber, durch seinen Güterfrachtverkehr absolut dominierend, verfügt über 17,3 Mill. Tonnen.

Aus dieser Zahl ist ersichtlich, wie wenig die deutschen Gesellschaften rasten dürfen, um mitzukommen und voranzukommen. Wie gefährlich es wäre, würden sie genötigt, sich in Konkurrenzkämpfen untereinander zu verbluten, wie notwendig hier jene Straffheit und Konzentration ist, die (in den letzten Jahren nach schweren Mühen erreicht) vom ‚Fürstentrust', der endlich mal wieder ein Geschäft machen wollte, via Emden—New York hatte zerstört werden sollen.

3. Kaiser, Ballin, Heineken

Der Bundesrat hat sich nicht bereit gefunden, den öffentlichen Nutzen einer neuen deutschen Schiffslinie einzusehen: und die Fürsten Hohenlohe und Fürstenberg haben eine Erfahrung machen müssen, die ihnen sicherlich zu prinzipiellen Folgerungen Anlaß geben wird.

Monatelang wußte man nicht, was in Sachen des Konzessionsgesuchs eigentlich so recht vor sich ging: eines Tages aber las man, daß neben dem Fürsten Egon Fürstenberg, dem Freunde des Kaisers, auch der Vorsitzende der ‚Kammer' des Fürsten Hohenlohe, Herr Künzig, sowie der beim Fürstenkonzern tätige Legationsrat a. D. Reedereidirektor v. Jacobs, beim Kaiser auf K o r f u seien. Man darf annehmen, daß diese Herren dort nicht nur Bridge gespielt haben. Vielmehr wird man bei manchem Glase Wein von ‚deutscher Schiffahrt' geplaudert haben. Die Richtung dieser Gespräche liegt wohl auf der Hand, und der Monarch dürfte — bei seiner bekannten Liebe zum Salzwasser — unschwer interessiert worden sein. Inzwischen saßen in Berlin (nicht beim Wein) die Herren Ballin und Heineken von der Gegenpartei, fuhren mit schweren Geschützen auf, und überreichten den zuständigen Stellen Statistiken und Tabellen, daß denen die Augen übergingen. So war ein Fernkampf entbrannt und der Unbeteiligte — aber wer ist es hier? — konnte milde gespannt auf das Ergebnis warten.

Nun, die Tabellen und die G r ü n d e haben gesiegt; es gibt keine Kabinettsjustiz, sondern ‚des juges a Berlin' —: den Bundesrat. Die Stadt Emden, der eine Auswandererkonzession für ihren 80-Millionenhafen natürlich nicht übel behagt hätte, wird von Hapag und Lloyd durch ‚regelmäßiges Anlaufen' entschädigt.

Die Fürsten müssen ihrem Betätigungsdrang wieder mal eine andere Richtung geben (sie sind in Berliner Warenhäusern und Berliner Terrains engagiert — sollte sich nichts dergleichen mehr finden lassen?). Herr Ballin von der Hapag und Herr Heineken vom Lloyd sind klüger; die ‚Pfeffersäcke' gegen die Feudalen: wer verkennt das ‚Flügelrauschen' der neuen Zeit? (mit Einschränkungen, die jeder schleunigst mache!).

In Brunsbüttelkoog sagte der Kaiser: ‚Meine Herren, die Flagge muß in Ehren wehen, und es darf nicht leichtsinnig ihr Tuch in den Wind entfaltet werden . . . . . Sie werden es verstehen, warum ich Z u r ü c k h a l t u n g geübt habe in der Ausbreitung . . . . . der Flagge.' Man darf annehmen, daß die Herren Heineken und Ballin hier Beifall riefen.

Vindex

Ein blutiger Traum

Von Werner Falckenthal

Wir wollen jetzt schlafen gehen; schlafen gehen und eine Geschichte erzählen: das ist mein Ideal, — nicht die Geschichte, nicht das Schlafengehen, sondern beides zusammen! Kann man sich auch etwas behaglicheres denken: ein ganz kleines Licht brennt, alle Gegenstände umhängt ein neblichter Trübsinn, der die Seele angenehm zur Ruhe bettet. Man kann bei solcher Beleuchtung und solcher Stimmung ein so angenehmes Deutsch sprechen, — und die Gedanken entwogen dem Hirn so leicht. Kein Balken biegt sich, kein Fenster klappt, es zieht von nirgendsher, irgendwo leuchtet der Mond ins Zimmer, man weiß nur nicht, von wo! Die Stimmung ist ideal: blutrünstig-lüstern, pervers-schal, hysterisch-trocken, schummerich-still! — —

Also los:

Meine Frau und ich, — wir müssen zum Arzt gehen. Sie fühlt sich krank, — warum, wissen wir beide nicht! Aber es ist so. — Wir gehen.

Auf dem Wege schon begann das Unglück: wir mußten es mitansehen; ein kleiner Hund, der über den Damm seinem pfeifenden Herrn nachlaufen will; von der Trambahn werden ihm alle vier Beine abgefahren! Ein anderer, größerer Kollege läuft herzu; er beschnuppert die vier Beine; er wittert die gleiche Rasse; er frißt sie auf, — die vier kleinen Kollegenbeine; die Knochen zerkaut er sehr sorgfältig; dann läuft er fort; den beinlosen Leib läßt er liegen. Der Herr sah das Unheil kommen; er nähert sich jetzt den Resten seines treuen Tieres, es blinzelt ihn an mit dankerfüllten Augen. Er ergreift den Hundetorso beim Schwanz und schleudert ihn unter eine vorbeisausende Automobildroschke; das Tier wird gänzlich getötet. Dann sagt er: ‚Oh weh!', geht weiter und kauft sich einen neuen Hund.

Meine Frau sagt auch: ‚oh weh' und geht weiter — zum Arzt! Wir sind da, wir treten ein: Wartezimmer, herein ohne

anzuklopfen. Menschen, nervenbetäubende Dünste. Es riecht nach Blut und Jodoformwatte. Mir wird schlecht, und ich lasse mir ein Glas Wasser bringen; einen Likör bekommt man hier doch nicht. Und wenn schon — würden die Anderen es mit Neid sehen; da wären sie kränker als jetzt. Mehrere Frauen liegen auf Stühlen und Sofas ohnmächtig-betäubt umher: sie haben sich überrochen! Warum lassen sie sich kein Wasser bringen? Meine Frau ist von der ganzen Szene sehr gesund und lustig; — ganz gesund. . . .

Endlich werden wir vorgelassen; wir treten ins Allerheiligste, der Duft hat in der Nähe des Gewaltigen seinen Höhepunkt erreicht; ich spüre deutlich, wie in der Nase meine Nerven langsam absterben und die Schleimhäute bersten vor Trockenheit und Ekel. Ich frage den Arzt, ob meine Frau krank sei. Er sieht sie kaum an: ‚Ja, gewiß; darum kommen Sie doch her. Und Sie auch! Wir müssen sofort zur Operation schreiten!' Wir schreiten also. Im Operationssaal leuchten mir viele blankgeputzte Zangen entgegen, wie Stearinkerzen über einen dunklen Brunnen gehalten sich widerspiegeln. Wir werden von einer alten Frau entkleidet; vollständig! Der Anblick mußte für einen Dritten sehr schamhaft sein; für den Arzt ist er nicht mehr interessant — eintönig. Während ich noch undeutlich sehe, wie meine Frau auf einem Operationstisch festgeschnallt wird, packen mich rasch zwei sehr anständig aussehende Diener; sie binden mich an eine mitten im Saal stehende griechische Säule. Ich fluche auf die Kannelüren, denn sie drückten mich furchtbar. Bei allem muß ich nun zusehen; ich kann mich nicht rühren. Arme und Beine sind mir gefesselt, an die Säule gebunden. Der Arzt nimmt nun ein großes Messer, lang wie ein altpreußischer Säbel; er legt es meiner Frau grad auf den Hals und drückt herunter. Der Kopf fällt polternd zu Boden. Einer von den anständigen Dienern sagt sehr düster: ‚gut'; dann nimmt er ihn auf und setzt ihn auf einen leeren Tisch wie eine Dantebüste. Der Arzt fragt: ‚Fühlen Sie sich schon besser, gnädige Frau?' Der Kopf auf dem Tisch antwortet deutlich: ‚Etwas!' Ich kann vor Erstaunen und Entsetzen nicht sprechen; mein Mund steht weit offen, die Muskeln versagen den Dienst. Ein Diener sieht es, springt herbei und klemmt mir ein Stück Teerseife zwischen die Zähne; — so fest, daß ich es nicht wieder herausbringen kann; dauernd habe ich nun den Geschmack von Teer und Seife auf der Zunge. Inzwischen hat der Arzt dem, was kaum erst noch meine Frau war, beide Beine abgeschnitten. Er stellt sie nacheinander in eine Ecke, wie seinen Spazierstock, wenn er zur Konsultation ins Zimmer tritt. Das reichlich von dem

Rumpf abfließende Blut fängt die alte Frau auf in ausgehöhlten Kokosnußschalen. Der Arzt nimmt es ihr ab und gießt es mir von oben herab über den Körper, daß ich aussehe, wie eine schmutzige rote Rübe. Während er damit beschäftigt ist, spricht plötzlich der Kopf meiner Frau: ‚Gute Nacht!' Alle erschrecken dermaßen, daß sie wie versteinert stehen und innehalten. Nur ich nicht; — ich lasse meinen Nabel wogen, mein Bauch jappst vor Entsetzen. Nun werde ich schon wieder abgewaschen; wie eine helle Lilie in der Mondnacht stehe ich wieder blendendweiß leuchtend da. Ich sehe mich nach meiner Frau um; der Arzt hat ihre drei Stücke, die ausgeblutet haben, wieder rasch zusammengenäht, — wie ein Schneider, der bei der Anprobe einen Anzug zertrennt hat. Sie wird soeben losgebunden; sie hebt den Kopf etwas; sie spricht: ‚Warum. . .?' Sehr laut spricht sie, fast ist es ein Schreien: ‚Warum. . .?'

Es war alles ein Traum; es ist bereits Morgen. Meine Frau steht an meinem Bett; sie schreit mir ins Ohr: ‚Warum meldest Du Dich nicht, wenn ich Dich wecke?' Meine Stirn ist naß vom Fieberwahn. . . . .

Ich bin wach!



Sybil Smolowa

Von Alfred Kerr

I

In Berlin sagte mir Edgar Varèse, dessen ‚Bourgogne'-Symphonie vor zwei Wintern blühend und dämmrig erscholl, — sagte Varèse, bevor er zum Sommer nach Frankreich ging: ‚Ich möchte, daß Sie zwei tschechische junge Mädchen kennen lernen; Anfängerinnen; waren kurz bei der slawischen Bühne, haben wenig Menschen in Berlin — vielleicht wissen Sie, zu welchem Lehrer sie könnten.' Ich sagte zu; obschon Gestalten vom Theater . . . Ich dachte: ‚Eine Gefälligkeit.'

II

Eines Nachmittags erschien Sybil Smolowa (mit ihrer Freundin). Kein Kind mehr; noch keine Frau. Sondern etwas Schlankes, Herrliches, Fremdes, Unbestimmtes. Beinah weißblond. Trockenes Haar; jedes Haar einzeln. Schwebend im Profil. Was ist das für ein Antlitz? Es haftet kaum. Es wird, wer es auch zeichnet, abweichend aussehn. Etwas schwer Festzuhaltendes. In der Ruhe gar und überhaupt kein Gesicht. Sondern: der einsam-wilde Widerschein von tausendunddrei flüchtig-getönten, verstohlen schwindenden Zaubergesichtern. Alles zuerst nur eine Nase; jung, stumpf, heimlich, fast aufwärts, sarmatisch; von einer Prinzessin und einem Waldtier.

Kein Gesicht, sondern eine Nase. Und kein Aug', sondern bloß ein helles Pupillenhuschen.

Ein Schemen, wenn sie Ruhe hält; wie ein Kodakfilm, der in der Sonne nicht kam; doch ein leichter, lieblich-wacher, lichtumrissener Schemen; koboldig-köstlich; dahinter dämmert ...

Dahinter dämmert ein andres Volk, dahinter summt eine andre Musik, dahinter träumen andre Tänze.

III

Mit ihrer slawischen Stupsnase macht sie, licht und wach, das Rautendelein; einmal tschechisch, einmal in unserer Sprache. Ein blondes Katzel. Berückend, jung, tierhaft, halbleise. Einen lehnenlos niederen Stuhl setzt sie von meiner Wand in die Mitte des Zimmers, kniet hinauf, beugt sich über den Brunnen. Töne, Blitze, Schwingungen, abgebrochne Halbgesten, Zwischenregungen. Alles durcheinander, frühmädelhaft, aus einem Fluß, mit Gestuftem, mit Zickzack. Nichts Prächtiges, nichts Hingelegtes; nur Erfülltes. Ob es für eine große Bühne reicht, soll man abwarten. Doch in jedem Raum wird sie für einen Menschen mit Augen, für einen mit Gehör, für einen Freund belebten Lichts und für den Freund einer Schauspielkunst, die nicht in Unterstrichenheiten verkaffern will, die nicht Ueberdeutliches an die Wand malt, — für den wird sie ein entdämmerndes Wunder bleiben. Sybil, werde nie gewöhnlich, und strafe mich nicht Lügen. Jedes Glied an ihr tanzt, wenn sie eindringlich, selbstverloren, lächelnd,



festlich, trommelnd, schrillend, wirbelnd, erschreckt, hier und wo anders ist. Eine Wipfelkatze — mit dem Atmen des Berglichts um sie.

IV

Oder sie sitzt ganz still und schlicht, vor sich sprechend. Was ein Aschantimädel zu dem Peter Altenberg sagt, was sie schreibt. Ueber die Lippen tönt das hin — wie etwas Biblisch-Einfältig-Inniges, mit einem gefaßt bekennenden Tonfall ; wunderbar ; ohne jeden Aufwand an das Verborgenste fassend.

Als hätte die Dumpfheit der Erde hier litaneiend eine zögernd slawische Mädelkinderstimme bekommen.

V

Wer diese Musik vernahm, wird sie lange hören. Liebe, liebe, lichte, hoffende, drollige, menschenmütige, junge Sybil Smolowa. Straf' mich nicht Lügen.

Deutsch kann sie noch schlecht. Aber schon etwas. Und ferne Windstimmen entlegnerer Gefilde holt sie nun in die Musik unseres Sprechens; neue Klänge, an denen andere Gruppen, andere Sonnen, andere Ahnen gearbeitet.

Auch hier sind Befruchtungen möglich: wie Ernesto Rossi für unser Sprechen welche gebracht. An Alessandro Moissi's erstes Erscheinen denkt man; als (während beiläufig die Duse links in der Loge saß) ein Unbekannter seltsam sagte: ‚Ich bin Orä . . . st', und bei aller Bühnenscheußlichkeit ein Empfinden hochkroch: als wenn man im Traum Venedig riecht.

VI

Sybil Smolowa soll bei uns ihren Weg zu Ende gehen. Ich glaube fest an Kreuzungen.

Deutschland besitzt Herrliches an eignem Blut nachwachsender Kräfte. (Von Frauenwesen sind es die Dietrich und die Thimig — diese letzte, für die man weiter als bis Lauchstädt reisen mag, wo sie tief und voll ans Licht gekommen ist, ein junger, bewußt reizarmer Kerl, der nur Mensch sein will und schmucklos und Gehalt. Daneben die bluterleuchtete Mary, selig im Sturm, fortreißend in ihrer wildtiefen Beginnerschaft.)

Sie bleiben uns, deutsch beide. Ihr dürft aber nicht vergessen, daß die Größten im selben Deutschland, die Sorma, dann die Else Lehmann, daß die eine vom polnischen Vater Saremba, die andere von einer polnischen Mutter stammt. Slawisch beide ; deutsch beide; die Mischung macht es.

VII

Nun geh', Sybil. Schreit' hin. Mach' deinen Weg. Fahr' wohl.

Straf' mich nicht Lügen.

Vive la bagatelle!
Swift

Bató

Josef Bató, welcher die Sybil Smolowa gezeichnet hat, ist vierundzwanzig; ein Ungar. Er hat in der Sezession zu Berlin Schnitter und Steinmetze; bemerkt und bemerkenswert. Ein Stilleben im Kölner ‚Sonderbund'.

Wie ist er geworden? Besuchte seit dem fünfzehnten Jahr zugleich Gymnasium und Akademie. (Sein Vater war Anwalt in Budapest.) Ging nach dem Abitur in das ungarische Barbizon, es heißt Nagy-Banya. Dort hat er den Beruf gewählt. Wurde Soldat, ging nach Paris.

Als er im Champ de Mars ausstellte, war er neunzehnjährig. Dann zu Mattisse.

Er will nun wechselnd in Berlin eine Zeit leben und in Pußtadörfern. Ihn beschäftigen auch Innenarchitektur, Glasmalerei, Mosaik.

Bató ist ein mittelgroßer, still anmutender Mensch mit einem Geigergesicht.

Die Freie Volksbühne

Auf den Wunsch der Freien Volksbühne, etwas in ihr Propagandaheft zu schreiben, gab ich diesen Spruch.

Die Bedeutung der Freien Volksbühne ruht für mein Gefühl darin:

I

Künstler sind, nach einem alten Glauben, Kinder. (Viele sind sogar ‚grundsätzlich' Kinder.) Diese Menschen gestalten fast wahllos, was geschieht. . . . Sie haben ihre Lust an allem, was ist, was Bewegung heißt, — wie ein Kind auch von den Bewegungen eines Wurms ergötzt wird, den es über die Angel gezogen: weil sich das Tier zum Malen komisch windet.

Es gibt in der Kunst Millionen Holdheiten dieser Art; Beglückungen für einen pflanzenseligen Sommerzustand kindhafter Sinne. Du brauchst sie nicht mit dem großen Bann zu belegen — das wird nur ein Aengstling oder ein Dusterer — Du sollst aber stets wissen, was Dich von dieser Schönheit (während man sie genießt) scheidet.

Gedenke, daß Du ein Heutiger bist. Gedenke, daß Du noch vor diesen Träumen als ein Kritiker zu stehen hast.

II

Gegenüber von den Kindern-Künstler dämmern die anderen herauf: die Menschen-Künstler. Ihr Großmeister ist Ludwig Beethoven. Er wird ein Gleichnis. Nicht mehr bloß ein klingendes Glück: sondern ein Aufstieg. Nicht mehr bloß ein schönes Tier: sondern Euer Bruder.

III

So sind die Gruppen. —

Den Emportrachtenden, den Geisthungrigen, den Namenlosen, den Tausenden einen Weg zu weisen in diesem wundersamen Chaos; eine Sichtung zu beginnen; zwar inmitten des blühenden Bestandes nicht pfäffisch zu fluchen, aber doch Vorbehalte zu prägen; die Kindhaften von den Menschhaften manchmal zu sondern; in den Reizen des Spiels Entwicklungslichter aufzustecken; nicht enge Vernunftkaffern zu züchten; aber auch nicht Leute, die Aestheten sind, — sondern die Kämpfer bleiben: darin ruht für mein Empfinden die Sendung, der Wert und die große Bewandtnis der Freien Volksbühne.

Alfred Kerr

Gerhart Hauptmann

Das Drama ‚Der Bogenspanner Odysseus', vor Jahren begonnen, ist in den letzten Monaten am Meer im Castello Paraggi fast vollendet worden. Mittelpunkt ist hier des Wiederkehrenden Verhältnis zum Sohn, der sich unerwartet auf einen so neuen Zustand einstellen soll.

‚Atlantis', die vom Berliner Tageblatt veröffentlichte Erzählung, wird vom Dichter umgearbeitet

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9, zu richten

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Ein Gelehrten-Urteil. Ich halte das Fachinger Wasser (Königl. Fachingen) für eines der hervorragendsten natürlichen Mineralwässer, die wir besitzen. Dr. med. und phil. N. N.

Erfahrung am eigenen Körper. Ich habe das natürliche Fachinger (Königl. Fachingen) seit langem schätzen gelernt. Im besonderen muß ich seine günstige Wirkung bei Magen- und Nierenleiden, wie ich an mir selbst und in meiner Familie zu erfahren Gelegenheit hatte, rühmend hervorheben. Dr. med. N. N., Marine-Oberstabsarzt.

Ein Oberstabsarzt äußerte sich über das natürliche Mineralwasser ‚Königl. Fachingen' wie folgt: ‚Ich kann ohne dies heilsame Getränk kaum existieren.' —

Ein weltberühmter Spezialist schrieb: ‚Die Empfehlung des Fachinger Wassers (Königl. Fachingen) macht jedem Arzt Ehre.'

Nicht mehr entbehren. ... Ich teile Ihnen gerne mit, daß ich alle dem Wasser nachgerühmten Eigenschaften voll und ganz bestätigen kann. Ich möchte dasselbe nicht mehr entbehren. Dr. med. N. N.

Trotz aller Konkurrenz bleibt das Fachinger Wasser (Königl. Fachingen) das wertvollste Getränk seiner Art.
San.-Rat Dr. med. N. N.

Nach meiner Ueberzeugung. Fachinger (Königl. Fachingen) ist nach meiner Ueberzeugung das beste Mineralwasser unter den rein alkalischen Quellen und mir fast unentbehrlich geworden.
Dr. med. N. N.

Der größte Erfolg. Ich kann Ihnen versichern, daß das Fachinger Wasser (Königl. Fachingen), am rechten Platze angewandt, von allen Wässern den größten Erfolg erzielen läßt. Dr. med. N. N.

Süddeutsche Monatshefte

unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Friedrich Naumann, Hans Pfitzner, Hans Thoma und Karl Voll

herausgegeben von

Paul Nikolaus Cossmann

vierteljährlich Mark 4.—
Einzelhefte „ 1.50

Probehefte gegen Einsendung von 30 Pfennig direkt vom Verlag

»Die Süddeutschen Monatshefte verdienen den Ehrentitel der besten deutschen Revue immer mehr.« *Deutsche Tageszeitung 1912*

Süddeutsche Monatshefte G.m.b.H., München

Studien-Ateliers f. Malerei u. Plastik

Kantstr. 159 **Berlin-Charlottenburg** **Schillerstr. 102**

Lehrkräfte: Lovis Corinth, Lewin-Funcke, Martin Brandenburg, Konrad von Kardorff, Bischoff-Culm, Waldemar Rösler, Dr. Robert Richter, Ernst Neumann

Prospekte durch das Büro Kantstr. 159
Amt Bln/Ch. 9112

Lewin-Funcke

Wir ersuchen

vor dem 1. Juli

das Abonnement

auf den „PAN“

zu erneuern.

Bei jeder Buchhandlung.	Bei der Post.	Oder beim Hammer-Verlag G. m. b. H. W., Uhlandstr. 30.

Vierteljährlich **5** M.

D. R. W. Z.

WEIMARFARBE

hergestellt unter ständiger Aufsicht der Grossherzogl. Sächsischen Hochschule für bildende Kunst, Weimar
Zu beziehen durch sämtliche Malutensilien-Geschäfte und, wo solche nicht am Orte, auch direkt durch

WEIMAR-FARBE, G. M. B. H., WEIMAR

Broschüren und Preislisten kostenlos

Zweiter Jahrgang No. 33 4. Juli 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

JNHALT:

Vindex.....Amüsement auf Aktien
Leonhard Frank.....Der Hut
J. v. B.....Kubismus
Dr. J. Werthauer.....Sturmszenen in Abgeordnetenhäusern
Hellmuth Borch.....Anatomisches Tagebuch
Dr. Erich Ringhand...Deutschlands Interessen am künftigen [Panamakanal
Fritz Drach.....Lohnender Ausflug für Genf-Reisende

Bad Elster

Vierteljährlich.....5 Mark
Einzelheft.....50 Pf.

HAMMER-VERLAG, G. M. B. H., BERLIN W. 15, UHLANDSTRASSE 31
REDAKTION: GRUNEWALD, GNEIST-STRASSE 9

VERLAG VON PAUL CASSIRER / BERLIN W. 10

Soeben erschien:

Bernhard Kellermann

SASSA YO YASSA

Japanische Tänze

Mit vielen Illustrationen, davon sechs mehrfarbigen und sechs schwarzen Lichtdrucken nach Zeichnungen von Karl Walser

3. Tausend

Preis 7 Mark 50 Pfg., Vorzugsausgabe auf Bütten 30 Mark

AUS DEN BESPRECHUNGEN:

Die „japanischen Tänze" sind eine ganz reizende Gabe, äusserlich in ihrer geschmackvollen Ausstattung, innerlich durch das, was uns Kellermann in diesem Abschnitt aus dem japanischen Volksleben bietet . . . Entzückend sind die Zeichnungen von Walser, wahre kleine Kabinettstücke und dabei überraschend naturgetreu.
FRANKFURTER ZEITUNG.

Man kann es begreifen, wie dieses Stück künstlerischen Lebens in Japan es Kellermann angetan hat, wie es ihn verlockt hat, das Schweben der schlanken Mädchen, das Vibrieren des Fächers zu sehen, die Trommel zu hören und die kleinen drolligen Schreie der Tänzerinnen. Er nennt die Japaner geradezu ein Volk von Tänzern. Karl Walser hat das Bändchen mit delikaten Zeichnungen geschmückt. Mit einem Wort: ein wunderhübsches Geschenkwerk.
BERLINER TAGEBLATT.

Das ist ein kleines entzückendes Buch, das nicht in einer Bibliothek neben vielen anderen Büchern stehen darf; sondern auf einem zierlichen Tisch als ein wertvolles kleines Bibelot. Die technische Ausführung ist ein Meisterwerk der Buchkunst. Dann sind hier einige Studien von Karl Walser, Tuschzeichnungen und Aquarelle, trefflich in Lichtdruck und Aetzungen produziert; überaus graziöse Bildnisse japanischer Tänzerinnen, mit zarten und klingenden Bewegungen, wie sie die Füsse leise heben, die kleinen Hände spielen lassen in diesen harmonischen, weichen Tänzen. Diese Bilder wirken wie graphische Melodien, und ihre Rhythmen sind voll einer leisen und doch warmen Anmut. Und dann ist noch da der Text von Bernhard Kellermann . . .
THEODOR TAGGER IN DER VOSSISCHEN ZEITUNG.

Bernhard Kellermann hat als Nachlese seiner japanischen Reise ein reizendes Bändchen erscheinen lassen: „Japanische Tänze". Es ist mit vielen lieblichen und anschaulichen Bildern von Karl Walser geschmückt, der die Reise mit ihm machte. Zwei sehr bildkräftige Naturen begegneten sich hier, Kellermann mehr nach dem Gefühl neigend, Walser mehr nach der Linie, aber beide sehr eingenommen von der fremden und grossen Macht dieser exotischen Tänze, die sie bald im Teehaus, bald privatim zu sehen bekommen. Aus meinen Studien über Tanzliteratur weiss ich kein Werk, das so künstlerisch und sinnlich die Tanzkunst eines entlegenen Volkes schildert. Die beruflichen Ethnologen beschränken sich oft auf eine Beschreibung, aber Tänze kann man so wenig beschreiben wie Musik. Man gibt ihren Inhalt, deutet ihre Form an und malt das Milieu. So tut es Kellermann. Was er schreibt, ist eine Erzählung aus dem Osten, in die viele kleine Erzählungen eingeschlossen sind, das sind die Tänze. Er schildert die Lokale und er schildert die Mädchen und ihre Umgebung. So sehen wir sie gleichsam leibhaftig, wir kennen sie, ehe sie tanzen, und kennen ihre Geschichte; wir sehen sie nicht maskiert, sondern sind Zuschauer, wie sie maskiert werden.
OSCAR BIE IN DER NEUEN RUNDSCHAU.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

Theater-Anzeigen befinden sich im Inseratenteil auf der 3. Seite.

Amüsement auf Aktien

1. Die ‚Paläste'

Du gehst, geneigter Leser, in die Eispalastbar zum Sherry-Brandy-Flip; und bemerkst etwa den Herrn Rechtsanwalt Samelsohn, der mit unterschiedlichen Freunden daselbst sich aufhält; nimmst an, Herr Samelsohn sei, wie Du selber, zum Zwecke des Amüsements anwesend. Irrtum. Herr Samelsohn ist Vorsitzender des Aufsichtsrates der Berliner Eispalast-Aktiengesellschaft (oder sonstwie an dieser Gesellschaft nachdrücklich finanziell interessiert), und er will lediglich nachsehen, wie's Geschäft geht. Jedes Glas Sekt, das Fräulein Aimée Raatz, gebürtig aus der Ackerstraße, nunmehr (laut Telefonbuch) Schauspielerin von Beruf, jeder Schluck, den diese heftig bepleureuste Dame auf Veranlassung ihres hierorts „Kavalier" genannten Begleiters zu sich nimmt, macht des Herrn Samelsohn Herz fröhlich hüpfen. Unschwer kann er diese kostbaren Tropfen in Dividenden umrechnen; und in dem Maße, wie das Portemonnaie, die Goldbox oder (neuerdings) die seidene Börse jenes Kavaliers leerer wird (gutta cavat lapidem, non vi, sed saepe cadendo), in diesem selben Maße steigen die Einnahmen der Gesellschaft auf Betriebskonto. Das weiß Herr Samelsohn und freut sich, wenn viele Aimées da sind, — freut sich auch, wenn jene ‚danse intime' beginnt, die auf Plakaten an den Wänden angekündigt ist; sie macht heiß, und die Wärme erfordert zur Dämpfung entsprechender Mengen Feuchtigkeit. Freut sich ferner, daß er eine tüchtige Direktion hat; welche weder Mühe noch Kosten gescheut hat, um einem verehrlichen Publico — das man wohl mit Unrecht als Bestie bezeichnet hat (kein Grund) — um den Berliner Lebemännern also, bestehend im wesentlichen aus Lehrlingen bei Orenstein & Koppel, etwas wirklich Weltstädtisches zu bieten. Demgemäß man eine grünschillernde Dame engagiert hat; die während des Tanzes von ihrem Partner umgedreht wird, und zwar nicht, wie es Mode ist, in der Längsachse, sondern um eine imaginäre Querachse, so daß die grüne Dame den Bruchteil einer Sekunde in der Luft (und auf unerhört dezente Weise) auf dem Kopf steht. Dieses ist der Clou der Veranstaltung.

Herr Rechtsanwalt Samelsohn freut sich. (Man hat in letzter Zeit Debatten darüber geführt, wie weit ein Rechtsanwalt in der Betätigung und der Beteiligung an gewerblichen Unternehmungen gehen soll; und hat das Problem mit Recht auf eine recht weitherzige und liberale Weise entschieden. Kommt man an gewisse Grenzgebiete und wirft die Frage auf, ob auch wohl hier. . . ? so hört man von der anderen Seite die schlagende Beweisführung: Warum nicht? — Und alle Zweifel müssen schweigen.)

Die Berliner Eispalast-Aktiengesellschaft betreibt außer der Bar noch eine künstliche Eislaufbahn, ein Café, ein Variété, eine prosaische Eis-

fabrik und macht außerdem in Vermietungen. Die gesamte Angelegenheit wird auf Aktien betrieben, die in Höhe von 2 Millionen Mark munter an der Börse gehandelt werden; munter zum wenigsten, was den Verkauf angeht, denn die Sache hat einen Haken, und das Register ein Loch.

Etwa im zweiten Jahre des Bestehens des Eispalastes wurde in der Potsdamer Straße unter beträchtlichem Rumoren der ‚Sportpalast', der ‚größte Eispalast des Kontinents' eröffnet. Von einer ‚Sportpalastbetriebsaktiengesellschaft', die mit 168 000 Mk. in den struggle for life eintrat. Getrost kann man heute feststellen, daß sie unterlegen ist. Sie ist pleite.

Wiederum ein Jahr später eröffnete der Admiralspalast in der Friedrichstraße seine Pforten; begründet und betrieben von einer Aktiengesellschaft, die 4 Mill. Mk. Grundkapital hat. (Wozu bemerkt sein mag, daß als Grundkapital nach der herrschenden volkswirtschaftlichen Lese jenes Kapital anzusehen ist, daß den produktiven Zwecken der Gesellschaft werbend zu dienen hat.) Über den ‚Betrieb', (wem, der die Friedrichstraße kennt, schlägt bei diesem Worte nicht das Herz?) läßt sich wiederholen, was oben zum Thema Eispalast abgehandelt worden ist. Hierzu tritt lediglich ein Bad, das (in manchen Hinsichten) auf ungeheuer antike und griechisch-römische Art eingerichtet ist.

Wer hätte nicht zuweilen perverse Wünsche? Ich meinerseits würde mich z. B. freuen, wenn jene alten Herren, die so in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unser Handelsgesetzbuch zusamt dem Aktienrecht schufen, wenn diese gelehrten Häupter sich den Staub aus den Perücken schütteln, dem Grabe entsteigen und in den Dienststunden des Königl. Amtsgerichts Berlin-Mitte das Handelsregister durchblicken würden, wobei ihnen die Degeneration der Nachkommenschaft ihres Geistes erschrecklich vor Augen treten würde.

2. Entartung

Und sie würden nicht einmal das Eigentliche sehen. Dazu müßten sie auch noch die Geschäftsberichte jener Vergnügungsgesellschaften lesen und mal eine ihrer Generalversammlungen besuchen. Müßten etwa berücksichtigen, daß die Aktien des Berliner Eispalastes, mit einiger Hast an die Börse gebracht, seinerzeit mit ca. 125 pCt. eingeführt wurden und jetzt um 50 herum stehen. Daß der Eispalast nach einigen krampfhaften Gewinnausschüttungen das letzte Geschäftsjahr mit 86 000 Mk. Verlust abschloß, woraufhin er allerlei ‚Reformen' einführte und eine Eisfabrik baute. Die soll 2000 Ctr. Eis täglich produzieren, aber selbst, wenn sie samt und sonders verkauft werden, ist es noch kein sonderliches Geschäft. — Was den Sportpalast betrifft (ohne ‚Palast' geht es in Berlin überhaupt nicht), so stand er von Anbeginn in einem ungeeigneten Winkel der Stadt; eine Reihe unliebsamer Vorkommnisse bei der Verwaltung beschäftigten die Offentlichkeit, bis er zu einer notorischen Pleitebude wurde. Ende August wird die ganze Herrlichkeit im Zwangswege verkauft. Der Admiralspalast, der in diesen Tagen den Bericht über sein erstes Betriebsjahr vorlegte, weiß von großen Einnahmen ebenfalls nichts zu melden. Dagegen wurde in der Generalversammlung angekündigt, daß man (wegen Überschreitung der veran-

schlagten Baukosten) eine ‚Finanztransaktion' plane; auf deutsch heißt das, man will pumpen. Und die Verwaltung denkt: wenn sie Leute gefunden hat, die für 4 Millionen Mk. Aktien übernehmen, nun, warum sollten gerade jene Optimisten alle geworden sein, die etwa 1 Mill. Mk. Obligationen zeichnen?

Und hier liegt der Kern des Problems für die Öffentlichkeit: nicht jeder, dem eine Aktie oder Obligation, also ein schön bedrucktes Papier mit hohen Zahlen darauf, angeboten wird, sieht die Angelegenheit soweit durch, daß er die Basis der ihm zugemuteten Investierung erkennt. Sein Geld, so denkt er beim Kaufen, ‚arbeitet' — und man stellt sich dabei unwillkürlich hohe Fabrikräume und surrende Maschinen vor.

3. Moral

Und man hat so Unrecht nicht. Der Berliner Vergnügungsbetrieb ist zum Mechanismus geworden. Man denke etwa an den Lunapark, wo das Amüsement schon längst mit Maschinen betrieben wird. Aber diese Amüsementsmaschinen p r o d u z i e r e n nichts. Der Aktionär der Amüsementsgesellschaften mache sich klar, daß ‚sein' Betrieb die Fruktifizierung von Imponderabilien betreibt, die letzten Endes in der Volkspsyche sitzen — die läßt sich vielleicht mal ein wenig nach der amerikanischen Richtung hin verbiegen, aber nimmermehr einfach auf den Kopf stellen. Die deutsche ‚Gemütlichkeit' dürfte selbst von den gewiegtesten Unternehmern namens Watson, Wilson und White nicht aus der Welt geschafft werden können; und der Berliner geht vielleicht aus N e u g i e r in jene ‚Paläste' und Riesenrummel — behaglich fühlt er sich ganz wo anders. Und wenn einmal schlechte Zeiten kommen, und die Konjunktur sinkt, so wird Aschinger wieder zu Ehren kommen und der Zauber der Paläste wird in der harten Wirklichkeit zerschellen.

Nichtsdestoweniger ist man dabei, den „Metropolpalast", mit Palais de danse, Pavillon Mascotte, Kabaret in eine Aktiengesellschaft (englischen Rechts, d. h. mit 28-Mk.-Aktien) umzuwandeln. Wir sehen die selige Zeit heranziehen, in der jeder Friseurlehrling Aktionär dieses Unternehmens (sowie eigentlich nach § 180 StGB. wegen Kuppelei strafbar) ist; und bis zur Gründung des Bordells auf Aktien ist nur noch ein Schritt. . .

Vindex

Der Hut

Von Leonhard Frank

Lächelnd trat am Mittwoch der Dichter Melchior Schulter in zinnoberrotem Sweater, eine weiße Wollmütze auf dem Kopfe und einen zweisitzigen Rodelschlitten auf dem Rücken, zum Architekten Lorenz Hall ins Zimmer und zog, als Aufforderung mitzukommen, wortlos einen weichen, grünen Hut aus seiner Brusttasche, für Lorenz Hall, denn dieser trug nur steife, zum Rodeln untaugliche Hüte.

Eine Stunde später, die Bahn war schlecht gewesen, ging Lorenz Hall mit des Dichters Hut wieder nach Hause.

Am Freitag früh brach der Dichter Melchior Schulter beim Schlittschuhlaufen in den See ein und ertrank.

Als Lorenz Hall am Abend ins Restaurant kam, wartete der Kellner mit den braunen Hundeaugen schon auf ihn bei der Türe.

‚Nein, so ein Unglück! Ein so junger Mensch.'

Mit dem pomadisierten Scheitel kroch er Lorenz Hall ins Gesicht, der sich, ärgerlich über die Vertraulichkeit des Kellners, brüsk losmachte, aber doch, um ihn nicht zu beleidigen, fragte: ‚Was denn?'

‚Tot ist er!' rief der Kellner wissensfreudig. ‚Ihr Freund ist tot.'

‚Wer ist tot?' fuhr Lorenz Hall den Kellner wütend an, und er konnte sich trotz angestrengtem Nachdenken an keinen seiner Bekannten erinnern, außer an einen Schulkameraden, den er seit zehn Jahren nicht mehr gesehen hatte, der Buchbinder geworden war, Oskar Benommen hieß und jetzt eine Weinkneipe betrieb.

Der Kellner klatschte mit dem Handrücken auf die Zeitung und rief beleidigt: ‚Er ist doch im See ertrunken. In allen Blättern stehts ja. Ihr Freund — na, wie heißt er doch?'

Die Augen Lorenz Halls funkelten vor Wut, als er die Hand nach der Zeitung ausstreckte.

— im See ertrunken — Er suchte nach dem Namen — Schulter, der hoffnungsvolle Dichter. Da sah er eine riesenhohe graue Mauer vor sich, trat einen Schritt zurück, empfand nichts und konstatierte sofort, daß er nichts empfand, weder Schmerz noch Trauer, nur, vorher war er sehr hungrig gewesen, und jetzt schien es ihm unmöglich, jemals wieder etwas zu essen, denn er hatte das Gefühl, als blähe sich ein nebelgrauer Kinderluftballon in seinem Magen. Voll und leer zu gleicher Zeit war sein Magen.

Der Kellner reichte die beiden Handflächen dar, ‚in allen Zeitungen stehts.' Die Hände klatschten auf die Schenkel nieder.

Ein Literat, dessen Kopf mit doppeltscharfer Brille über den weit aus den Höhlen stehenden Augen und weichem, breitem Mund, einem Riesenfrosch glich, sagte breiig:

‚Und schon sind die Nachrufe da. In allen Blättern ist er jetzt die größte Hoffnung Deutschlands gewesen. Und vorher haben ihm alle Redaktionen seine Arbeiten zurückgeschickt. Pä. Saubande. Er war ein starkes Talent. Das habe ich immer gesagt. Aber so, wie's jetzt heißt — das ist natürlich übertrieben.'

Warum bin ich nicht erschüttert, fragte sich Lorenz Hall, während er durch das Lokal schritt, wo hinten am Kleiderständer sich ein anderer Kellner wand.

‚A so ein junger Mensch. A, der wär achtzig Jahr alt word'n,' er stieß die Fäuste in die Luft: ‚so g'sund, wie der war. Es is aber aa a Leichtsinn,' flüsterte er Lorenz Hall ins Ohr, ‚von dem Menschen. Das Eis war eben noch nicht fest genug, und da is er eibrochen. G'funden hams ihn no nit. Die Eisdecke, wissens, sie können ja nit zu.'

Wenn er aber jetzt ins Lokal tritt und lacht. Lorenz Hall sah zur Türe. Dann müßte ich ihn schimpfen, dachte er und stöhnte innerlich vor Sehnsucht nach Schmerzempfindung, nach Begreifen, weil der Dichter nicht eintrat.

Vor dem Kaffee sah er gedankenlos interessiert einem Chauffeur zu, dem es nicht gelang, seinen Motor anzuwerfen. Plötzlich raste der Motor, daß der bebende Wagen auf dem Asphalt hin und her glitt, der Chauffeur sprang auf, verderblich krachend hakte die Uebersetzung ein, und der Wagen schoß mit bockigen Sprüngen und allmählich gleichmäßiger laufend die dunkle Straße hinunter.

Lorenz Hall ging weiter. Die Straße war fast menschenleer. Eine Trambahn kam in voller Fahrt die Straße herauf. Ein Mann sprang knapp vor dem Wagen über den Fahrdamm. Lorenz Hall suchte verwundert nach dem Mann, als die Trambahn vorbeigesaust war. Der Mann war verschwunden. ‚Ah, der ist aufgesprungen. Wie lautlos das geht. Sind die Augen offen von Melchior Schulter unter der Eisdecke? Oder ist ein Eishäutchen darüber gefroren? Sind sie vereist — die blauen Augen? Eisklötzchen darauf? Und der Mund? Ist sein ganzer Körper vereist? In Eis eingepackt — — — wie argentinisches Fleisch. — Ein Gedanke, der so nahe liegt, roh muß der nicht sein.'

Ein kleiner Straßenverkäufer lief hartnäckig neben Lorenz Hall her, eine große Strecke. Lorenz Hall blieb stehen und sah

gedankenlos auf den Kleinen, kaufte ein Paar Schnürsenkel und steckte sie in die Tasche. ‚Auf Wasser kann man nicht gehen. Eine Eisdecke bildet sich. Darauf kann man gehen. Sonderbare Plastik. Er sauste über die Eisdecke hin, mit allen Segeln der Lust sauste er in den Tod, hinein in das Eisloch.' Lorenz Hall schloß die Augen.

Da hörte er aus der Ferne die fremdartigen Töne einer Negertrommel und sah eine Palmenlandschaft und nackte schwarze Weiber mit farbigen Fetzen um den Lenden. Als er die Augen öffnete, sah er einen weißen Kalkwagen aus Eisen, dessen Deckel gleichmäßig dumpf auf und zu klappte, die dunkle Straße entlangfahren; der Kutscher pfiff monoton dazu. Da schloß er noch einmal die Augen und war sofort wieder im Negerdorf.

Lorenz Hall hatte sich ein Zimmer provisorisch möbliert in einem Neubau, um dessen Fertigstellung bequemer überwachen zu können. Außer ihm wohnte niemand im Hause. Die noch nicht vom Gebrauch gefügten Treppenstufen knarrten, als er in den vierten Stock hinaufstieg, und die feuchtkalte Dunkelheit roch nach Kalk und Tünche.

Im Zimmer zündete er eine Kerze an. Da hing des Dichters Hut rund und dunkel am Nagel.

Er legte sich ins Bett. Nachtgeräusche knackten in die Stille. — Junge Mauern leben, dachte er, die müssen sich erst zurecht rücken, alte Mauern leben auch, die bröckeln ab. Dazwischen ist Bestand. — Er schlief ein und träumte die ganze Nacht von seinem Schulkameraden Oskar Benommen, der jetzt eine Weinkneipe in der Heimatstadt betrieb.

Am Morgen war es kalt und hell im Zimmer — grün und neu hing des Dichters Hut am Nagel.

Lorenz Hall schrieb sofort an seine Mutter und fragte, wie es dem Oskar Benommen ginge. Sie schrieb zurück, dem gehe es gut, er sei, obwohl erst vierundzwanzig Jahre alt, schon verheiratet, habe sogar schon ein Kind und habe sich jetzt ein neues Klavier angeschafft für seine Wirtschaft, die ausgezeichnet gehe. Daß Oskar Benommen Meisterschaftsathlet von Bayern geworden sei, werde er, Lorenz Hall, ja wissen.

Der Oskar Benommen soll nur vorsichtig sein mit Neuerungen, dachte Lorenz Hall, in einer kleinen Stadt kann so etwas für das Geschäft leicht gefährlich werden. Und dann paßt ja auch in so eine kleine Weinkneipe eine Guitarre viel besser.

Der Polier trat ins Zimmer mit seinem dicken, grauwollenen Tuch um den Hals und in der Hand einen zerknüllten steifen Hut mit dem weißen Kalkpatzen darauf.

Immer noch derselbe Kalkpatzen auf dem Hute wie vor

dreiviertel Jahren, als wir den Grund für das Haus ausgehoben haben, dachte Lorenz Hall.

In der anderen Hand trug der Polier einen runden Kübel voll grüner Farbe.

Ob die Farbe so recht wäre.

‚Wir streichen die Wände nicht grün,' sagte Lorenz Hall, ohne zu wissen, warum, und sofort setzte er wütend hinzu: ‚Sonst breitet sich der grüne Hut über das ganze Haus aus. — Was wollen Sie denn noch!'

Der Polier stotterte etwas und ging.

Lorenz Hall wickelte den Hut in Papier ein und trug ihn den ganzen Tag mit sich herum, solange er am Bau beschäftigt war.

Abends nahm er ihn mit in das Restaurant und erzählte seinem Freund, einem Schriftsteller, und einer bekannten Dame, die mit dabei saß, wie er zu dem Hut gekommen war, und schloß erregt:

‚Was soll ich denn mit dem Hut anfangen? Ich kann ihn doch nicht seiner Mutter zuschicken.'

‚Korrekt wäre, wenn Sie der Mutter den Hut schickten,' sagte die Dame, sie hatte ein volles, weiches Gesicht, gepflegt und weiß wie Mehl und fast kein Kinn.

‚Etwa so — die Mutter sitzt zu Hause, der Hut kommt an mit einem Brief. Sehr geehrte Frau — hier ist der Hut von Ihrem Sohn, der ertrunken ist. Nein, nein! — Selbst tragen kann ich ihn auch nicht. Oder wegschenken, einem armen Menschen. Sonntags setzt er ihn auf, geht in die Kneipe, spielt Karten. Was soll denn des Dichters Hut dabei?'

‚Aber ich verstehe nicht,' die Dame sah beifallheischend den Schriftsteller an, ‚hier diese Pietät.'

‚Pietät! Das ist keine Pietät! Ich weiß nicht, was es ist. Der Hut ist einfach da. Ungeheuer da. Vielleicht weil er so neu ist?'

‚Ich würde Literatur daraus machen,' sagte lächelnd der Schriftsteller. ‚Nein, nein! Entschuldige!'

‚Und wenn ich den Hut zum alten Gerümpel stecke in die Dachkammer, sehe ich auch nur immer die Dachkammer und den Hut darin. Es handelt sich überhaupt nicht um den Hut. Der ist ja nur so sehr da, weil etwas anderes nicht da ist,' sagte Lorenz Hall gequält und ging weg in eine Weinstube und trank drei Glas Wein hintereinander aus.

Er war sofort betrunken.

‚Hören Sie!' er faßte den Kellner beim Aermel. ‚So wird die Sache sein! Vor einigen Wochen war Schulter in meiner Heimatstadt, und es ist sehr möglich, bei einer so kleinen Stadt

sehr leicht möglich, daß er in die Weinkneipe von Oskar Benommen geraten ist, dem Meisterschaftsathleten.'

‚Soll ich Ihnen ein Selterwasser bringen? Das dämpft.'

‚Ja, Wasser. Und der Athlet hat ihm gefallen. Ausgezeichnet. So sehr, daß er etwas von ihm angenommen hat, eine Bewegung oder so. Und wie Schulter dann zurückgekommen ist — bleiben Sie da! habe ich vielleicht, ohne es zu wissen, diese neue Bewegung an ihm bemerkt, die ich als Kind an Oskar Benommen gekannt habe. Und deshalb fiel mir Oskar Benommen ein, als ich erfuhr, daß Schulter ertrunken ist.'

‚Ich bringe Ihnen ein Wasser, das ist das beste.'

‚Ja, so wird's sein.'

Lorenz Hall ging. Es war Mitternacht und still und kalt.

In der Nähe seiner Wohnung sah er bei einem Haus dicke Rauchschwaden unterm Dach hervorquellen und roch Brandgeruch.

Er lief zum Feuermelder, läutete, rannte zurück zur Brandstelle, brüllte zu den Fenstern hinauf, hämmerte mit Fäusten und Füßen gegen das Haustor, brüllte immerzu ‚Feuer! Feuer!' und dabei rollten ihm die schweren Tränen des endlich befreiten Schmerzes von den Wangen herunter.

Ein Fenster tat sich auf.

Flackernde Flammen näherten sich erst lautlos die Straße herauf, dann erklang flüchtiger Hufschlag und unausgesetztes Läuten. Die Feuerwehr kam angerast.

Befehle ertönten. Das Haustor wurde aufgebrochen, Menschen in weißen Nachtgewändern erschienen an den Fenstern des brennenden Hauses, sahen empört hinunter auf die Straße, begriffen nicht gleich — und verschwanden dann schnell von den Fenstern. In den Nachbarhäusern rasselten Rolladen. Mechanische Leitern schossen lautlos am Haus in die Höhe bis über das Dach hinaus in den klargrünen kalten Mondhimmel. Die Dampfspritze summte dunkel, und ihre blankgeputzten Kupferteile blitzten im Fackelschein. Ein Mann stand auf der Dachrinne und hieb mit der Hacke auf das Dach ein. Eine Feuersäule schoß in den Himmel hinauf. Dünne, weiße Wasserstrahlen kreuzten sich über dem Feuer.

Etwas Rundes, Dunkles flog von unten in die Höhe und fiel in die Flammen. Lorenz Hall sah den Hut in die Flammen fallen, wandte sich stracks um und ging, heulend mit seinem Schmerz kämpfend, die Hände in den Taschen, die Arme fest an die Seiten gepreßt, mit emporgezogenen Schultern schnell weg.

Kubismus

(Nur eine Zuschrift)

Cézanne malte Bilder mit Konturen. Die Konturen stießen den Bourgeois vor den Bauch und deswegen pries sie der Bohême. Der Snob hielt sie für die Hauptsache und kaufte Cézanne.

Henri Matisse begriff es und malte nur Konturen. Er wurde in einem Jahre Rittergutsbesitzer.

Picasso malte feine und kraftvolle Harmonien und hungerte. Da sah er ein aufgerissenes Holzpflaster und verstand, daß der Kubismus das Sesam sein würde, den Geldbeutel der Ultrasnobs zu öffnen . . . Dies ist eine Unterhaltung Picassos mit seinem Hauptschüler Metzinger. Der Schüler fragt:

‚Maître; une tête n'est pas un cube?'

‚Si une tête est carrée' (man vergesse nicht den französischen Doppelsinn: tête carrée — viereckiger Kopf — Dickkopf).

‚Mais un sein n'est pas carré?'

‚Un sein, c'est un cube.'

‚Mais un pied?'

‚Il n'y a pas de pieds dans la nature!'

Kubismus ist reine Literatur, Spekulation.

Kubismus ist alt. Die Berge von Siena zwingen dazu, die Sieneser Schule verwandte ihn.

In den sechziger Jahren gab es ein beliebtes Geduldspiel, den ‚Rösselsprung'. Heut nennt man es ‚Kubismus'.

(Ben Akiba!) I. v. B.

Sturmszenen in Abgeordnetenhäusern

vom rechtspolitischen Standpunkt betrachtet

Von Dr. J. Werthauer, Rechtsanwalt

Die Vorfälle im preußischen und noch mehr im ungarischen Abgeordnetenhaus, ebenso wie die Versammlung der republikanischen Volkspartei Amerikas in Chicago haben eine lebhafte Erörterung über die Befugnisse des Versammlungsvorstandes, eventuell der Behörden gegenüber den Beteiligten im Falle von Streitigkeiten hervorgerufen.

Soweit die eingehende Erörterung auf juristischem Gebiete liegt, gehört sie in die Fachblätter, es darf auf die bezüglichen, leider fast durchweg politisch beeinflußten und zum großen Teil deshalb auch juristisch unrichtigen Erörterungen verwiesen werden, deren juristische Besprechung in einem von mir veröffentlichten Aufsatz erfolgt. Sowie die tatsächlichen Vorgänge in Betracht kommen, unter-

liegt die Beurteilung zum Teil der richterlichen Entscheidung, weshalb darauf hier nicht eingegangen wird. Dagegen zeigt sich nach der allgemein-rechtspolitischen Seite auch bei dieser Gelegenheit wieder, wie fast stets wenn Zweifelsfragen aus Grenzgebieten in die Erscheinung treten, eine so allgemeine Verwirrung, daß in dieser Beziehung ein Wort zur Aufklärung nötig ist.

Das Verfassungsleben des Staates beruht darauf, daß das Volk in seiner Majorität davon durchdrungen ist, daß ohne eine geheiligte Ordnung, welche die Beziehungen der Einzelnen zueinander regelt, bewacht und behütet, ein Zusammenleben in einem zivilisierten Volke nicht möglich ist. Die auf volkstümlicher Grundlage beruhende Verfassung fingiert den von alters her überkommenen, insbesondere auch germanistischen Zug, daß das gesamte Volk einzelne der Klügsten und Besten auswählt, welche als Erste unter Gleichen die Stammesgenossen vertreten. Die erwählten Abgeordneten sind Teile des Volkes, Repräsentanten des Volkswillens. Die Verfassung ist die Vereinbarung über die Form der Ausübung des Volkswillens. Diesem Staatsgesetz entsprechend wählt das Volk seine Vertreter. Der Erwählte darf nur dem Gesetz gemäß sein Mandat ausüben. Die Ausübung der Abgeordnetentätigkeit kann nach Ort, Zeit, Quantität und Qualität nur durch Gesetz beschränkt oder gehindert werden.

Solche gesetzlichen Maßnahmen kommen vor; zum Beispiel besagt die Strafprozeßordnung, daß mit Genehmigung des Abgeordnetenhauses der einzelne Abgeordnete der Strafverfolgung überliefert werden kann. Die gesetzlichen Bestimmungen über das preußische oder ungarische Abgeordnetenmandat gehören dem Staatsrecht des betreffenden Staats an. Ebenso gehören die bezüglichen Vorschriften über das Reichstagsmandat dem Reichsrecht des deutschen Reiches an. Das deutsche Reichsrecht hat deshalb mit dem Recht des preußischen Einzelstaates, und dieses umgekehrt mit jenem nichts zu tun. Beide sind weder aufeinander angewiesen, noch eines aus dem anderen zu ergänzen. Nur hat das deutsche Reich als einheitlicher Bundesstaat nach seiner Verfassung die Befugnis, das gesamte Recht — auch das öffentliche— der Einzelstaaten zu ändern, ja aufzuheben. Bisher hat das Reich hiervon keinen Gebrauch gemacht, es könnte aber in der Zukunft dies tun, wie es in einem Artikel bezüglich der einzelstaatlichen Erbfolge durch mich ausgeführt ist und auch von Professor Goldschmidt in seinem Artikel anerkannt wird. Da das Reich bisher das öffentliche Staatsrecht der Einzelstaaten aber (außer in Braunschweig und z. T. in Lippe) noch nicht geregelt hat, ist das Abgeordnetenmandat der Einzelstaaten nur durch das Einzelstaatsrecht geordnet. Im preußischen und ungarischen Staatsrecht findet sich keine Bestimmung, welche Einschränkung oder Behinderung des Mandats nach Zeit, Ort, Qualität oder Quantität zulassen würde. Es ist deshalb nach gegenwärtigem Recht solche Einengung undenkbar. Insbesondere ist dies auch nicht gemäß Artikels 78 der Verfassung möglich, wie vielfach in vollständiger Verkennung angenommen wird. Nach diesem Artikel darf das Abgeordnetenhaus über seine Geschäfte und Disziplin selbst eine Geschäftsordnung erlassen. Diese betrifft die Ordnung der ‚Geschäfte und Disziplin' innerhalb der gleichgestellten Abgeordneten durch einen

oder mehrere von ihnen, kraft des Beschlusses der Abgeordneten selbst. Solcher — auch einstimmige Beschluß — kann niemals die Grundlage, auf welcher der Abgeordnete selbst steht, nämlich Wahlrecht und Inhalt und Dauer des vomVolke übertragenen Mandats nach den oben angegebenen vier Richtungen hin beschränken.

Genau wie in der Generalversammlung einer Aktiengesellschaft durch eine Geschäftsordnung niemals dem Einzelaktionär sein Einzelaktionärrecht beschränkt werden kann, genau so wie eine Hausordnung des Hauswirts oder der Mieter niemals Bestimmungen treffen kann, die das Mietsrecht oder das Eigentum oder die Ausübung dieser Rechte nach den obigen Richtungen hin beschränken, ebenso kann die Geschäftsordnung niemals die Einziehung oder Beschränkung des Mandates des rite gewählten Abgeordneten nach obigenRichtungen hin vornehmen.

Eine Ordnung der ‚Geschäfte' bedeutet begrifflich schon die Reglung von geschäftsmäßiger Ausübung, nicht von Maßregeln zur Erzwingung oder Verhinderung der Geschäftstätigkeit. Die daneben erwähnte Ordnung der Disziplin, deren Erwähnung sonst überflüssig wäre, bedeutet die Handhabung der Ordnung durch die Abgeordneten innerhalb ihrer geschäftsmäßigen Tätigkeit. Die Befugnisse, welche einer oder alle Einem oder Einigen in dieser Richtung hin einräumen, können niemals das Volk und das von diesem übertragene Volksmandat berühren. So wenig der Abgeordnete auf einen quantitativen oder qualitativen Teil des Mandats auf Zeit oder immer verzichten (sondern nur selbst zurücktreten) kann, weil es sich nicht um sein Recht, sondern um seine Pflicht, welche er dem Volke gegenüber übernommen hat, handelt, so wenig kann ein Abgeordneter oder alle Einem oder Einigen von ihnen eine solche Berechtigung zur Beschränkung einräumen oder können diese anderen Abgeordneten auf Untersagung oder Behinderung des Mandats beschließen oder erkennen. Bestimmungen von Geschäftsordnungen, welche eine Entziehung des Mandats nach irgendeiner Richtung hin in sich enthalten, sind ungültig, weil das preußische Staatsrecht, insbesondere im Artikel 78, solche Bestimmung nicht vorsieht. Die ordnungsgemäße Leitung der Abstimmung, wenn sie einem von den Gleichen übertragen ist, muß nach allgemein sittlichen Grundsätzen bewirkt werden, mögen diese in einer Geschäftsordnung niedergelegt sein oder nicht. Diese Grundsätze dürfen nicht an den Bestand des Mandats und seiner Ausübung, d. h. an den Ast, auf dem alle sitzen, rühren.

Auch die Disziplin kann sich nur auf die als quasi disziplinarisch fingierten gegenseitigen Beziehungen Gleichgestellter erstrecken. Ihre Handhabung besteht in Anwendung parlamentarischer Formen, wie Ermahnung, Ordnungsruf, Verwarnung durch Handauflegung, Aufsetzen des Präsidialhutes, Schwingen der Klingel, eventualissime Aufhebung der Sitzung, d. h. Sichentfernen aller Abgeordneten, so daß der Störer allein bleibt. Das Gesetz beruht auf der Erwägung, daß derartige Maßregeln, in der Oeffentlichkeit gehandhabt, auf den Betreffenden einwirken, eventuell auf seine Anhänger, weil das Volk ja präsumtiv die Besten und Edelsten zu Abgeordneten bestimmt hat. Wenn und soweit diese Vermutung sich irrt, will das Gesetz doch keine andere Maßregel und soll keine wollen; denn vielleicht hat der ‚Eine' Recht, und es haben alle

Anderen Unrecht. Ist aber die Regierung anderer Ansicht, so ist in vollkommener Geschlossenheit der gesetzlichen Bestimmungen staatsrechtlich eine Abhilfe vorgesehen, indem die Regierung als letztes Aushilfsmittel das Abgeordnetenhaus selbst auflösen kann, um Neuwahlen anzuordnen. Es wird kaum ein Abgeordneter die Verantwortung auf sich laden, so gegen die Anordnungen seiner anderen Kollegen zu verstoßen, daß er die Verantwortung einer Auflösung auf sich lädt. Tut er es doch, wird er vielleicht nicht wieder gewählt. Wählt ihn das Volk aber wieder, so muß der souveräne Wille des Volkes geehrt werden, von jedem, der Autorität, nicht Anarchie achtet. Daß in manchen Geschäftsordnungen sich daher ungültige Bestimmungen finden mögen, welche zeitweilige oder gänzliche Mandatsbehinderungen vorsehen, verschlägt nichts. Die Juristen der Parlamente brauchen nicht immer tüchtige Juristen zu sein. Exzellenzen und Professoren, welche die Leitartikel in den maßgebenden juristischen Zeitschriften verfassen, haben nicht stets ein rechtsgültiges Patent auf den Besitz der allein selig machenden echten Weisheit.

Der § 105 des Deutschen Reichsstrafgesetzbuchs, auf den die meisten verweisen, hat nur sekundäre Bedeutung für die Frage; man kann mit ihm höchstens eine Probe auf das Exempel machen. Er bestraft den, welcher einen Abgeordneten rechtswidrig an der Mandatsausübung hindert. Jeder, insbesondere auch ein anderer Abgeordneter, oder mehrere solcher, auch der zum Präsident Gewählte, kann Subjekt dieses Deliktes sein. Die mangelnde Berechtigung zur Hinderung macht die Handlung desjenigen, der einen Abgeordneten an der Sitzungsteilnahme hindert, strafbar. Die Berechtigung zur Hinderung erhellt aus der Untersuchung des Einzelstaatsrechts. Es wäre sehr unglücklich, wenn sich jemand auf die Geschäftsordnung beriefe, weil nach der Judikatur des Reichsgerichts dies dem Täter nichts nützt, da es sich um einen strafrechtlichen Irrtum, nämlich den über die Rechtswidrigkeit der Tat handelt.

Ob der Standpunkt des Strafgesetzes und die notwendige entsprechende Theorie des Reichsgerichts abzuändern, gehört nicht in die vorstehende Erörterung (vgl. ‚Die Gefahren des Strafrechts' von dem Verfasser, bei Langenscheidt 1912), — ebensowenig wie die juristische Beurteilung der Folgen des Verhaltens eines Abgeordneten oder eines Dritten, welcher Mandatsbeschränkungen abwehrt.

Anatomisches Tagebuch

Von Hellmuth Borch

I.

Auf dem Präparierboden

So stand ich denn endlich vor einem kalten, toten Mann; der lag mit eingefallenem Leib und hängenden Armen strack und starr auf einem schwarzen Tisch, und wir vier Kollegen suchten umsonst voreinander die Gefühle zu verbergen; denn als ich den einen herunterhängenden Arm, an den ich immer streifte, der Leiche auf den Leib legen wollte, war er eisig kalt und meine Hand rutschte aus, weil er so feucht war . . . und so schlug er auf mein Knie nieder und blieb wieder regungslos hängen.

Rings im Halbkreis lauter Leichen, dicke und ganz zusammengeschnurrte. . . . Weiber . . . .

Wer das Weib zum erstenmal auf der Anatomie nackt sieht . . . Verbrecher und Armenhäusler, gegen ein halbes Hundert. Lauter gelebte Leben . . . Mörder . . . Selbstmörder . . . und halb Verhungerte, die mit matten, erwartungslosen Augen die farbige Welt ansahen . . . Säufer — Wenn ein Kollege mir zu rücksichtslos in die Haut der Leiche schnitt, schrie ich ihn erregt an, dies zu unterlassen, wie wenn die dürre Brust Empfindung hätte . . .

Ich schien mir ein besonderer Mensch, einer, der an seinem eigenen Geschlecht schneidet, dem Kleider und Hüllen durchsichtig werden. So müssen mittelalterliche Anatomen empfunden haben, die bei Nacht mit der Angst, überrascht zu werden, hastig die stinkenden Körper zerlegten . . . Wenn sie am hellen Tage dann durch die wimmelnden Menschen gingen, da kam auf einmal ein Moment vor einer Menschengruppe, auf dem Markte, bei einem Gelage, wie wenn von einer rasenden Stichflamme sämtliche Kleider weggebrannt würden, dazu die Haut und die Muskeln . . . und sie sehen nur wandelnde Eingeweidesäcke und kreisende Blutströme, pochende Herzen . . . . Leonardo da Vinci zum Beispiel . . . Auf einmal, plötzlich, ohne jede Vermittlung,

beim rauschenden Tanz, wenn du die Geliebte küssest . . . . : kontrahierende Muskeln und ein umarmendes Skelett.

Ich gehe an den Leichen vorbei mit dem verhaltenen Wunsch, in einen Asbestmantel gehüllt und von wabernder Lohe umglüht zu sein. In der ‚kalten Küche' schreit es in mir: ‚nur einen Zehen rühren, das Augenlid! Ihr seid ja Menschen, wie ich!' Aber sie sind keine Menschen . .

‚Schauen S', daß naus kemma,' brummt der Diener Weiher und spült Eimer voll Wasser über den Boden, daß es Fett- und Muskelbrocken mitreißt, — ‚meinen S', die Wärm' tut dena wohl?'

Eine heiße Flamme leckt irgendwo an einem Nerv: Hier eine Liebesnacht! Du auf der einen Seite, ich auf der andern . . . in der Nacht — — — und dann würde eine Leiche aufspringen, brüllend in den Saal schnellen, auf den Steinfließen ausrutschen und zusammenbrechen — Klatsch . . . .

II.

Im Hörsaal

Im trichterförmig-amphitheatralischen Hörsaal der Anatomie; der Dozent hat die Lage der Eingeweide besprochen, es folgt die Demonstration an der hereingeschobenen Leiche. Ueber Gesicht und Nacken streicht ein gierendes Gruseln mit etwas rauher Hand — in dem Augenblick, bevor die weißen Leinentücher, welche über die Leiche gebreitet sind, zur Seite geschlagen werden. Den Kopf auf beide Hände gestützt, vorgebeugt, mit aufgerissenen Augen, den Mund zu einem triefenden Grinsen verzerrt . . . . nicht nur viele Slaven und Weiber — — —

Oder: —

Ein lebendes Modell in herrlicher Nacktheit mit prächtigem athletischem Körper steigt, von blendendem Licht umflutet, auf den Stuhl: zuckende Nasenflügel, Erbleichen, Erröten, Gier, verschlingend und sengend, die plötzlich erschrocken zusammenzuckt, wenn sie sich beobachtet glaubt oder das Bewußtsein wiederbekommt, nicht allein zu sein.

So sah ich einmal die jetzt abgeblühte und geschiedene Frau eines berühmten Künstlers zusammenfahren; jetzt ist sie sehr höflich und kann noch immer nicht ganz begreifen, daß sie reizlos sein soll. Mein Collegnachbar gab mir manchmal einen Puff und flüsterte: ‚Schauen's die alte Dicke!' Dann sah man sie säuerlich breit lächeln.

Gerührt werde ich immer, wenn mir die zwei ganz verschieden

großen Wesen begegnen, die innigst befreundet sind. Statur eines 14 jährigen Mädels mit etwas verheultem Gesicht und die andere ein Mannweib auf knochigen Hüften und lang wie ein Maibaum; sie sitzen zusammen, lachen zusammen, fehlt die eine, schwebt die andere nach. Die Lange soll . . . dichten. — —

Einer dicken, gierigen Jüdin läuft beim Anblick so vieler Männer, junger Männer, sichtbar das Wasser im Mund zusammen; sie hat so etwas Leutseliges, Allgemeinverständliches an sich, populäres Konzert mit Biertischen, Entree 30 Pfg.; Minderbemittelte etc. . . .

Derselbe Kollege nannte eine Studentin gern das ‚Wassermädel'; aus Café-Erinnerungen . . . sie kokettiert mit jedem ihrer wechselnden Nachbarn. Sehr dick ist sie kaum; in dem weißen, nivellierenden Präpariermantel sieht sie aber aus wie ein Wasserkissen, das beim Anstechen unfehlbar auslaufen muß oder wie ein wonnewälzendes, quiekendes Milchschweinchen.

Wie mögen sie alle empfinden, die Damen, die durch die 600 Männer sich drücken.

Ein anderes Mannweib hab ich für meine Privatbedürfnisse umgetauft; sie heißt: die Unterkieferin, trägt mit großer Sicherheit stets eine blaue Bluse und geht mit klappenden Schritten in einem übermäßig voraneilenden riesigen Unterkiefer würdevoll durch die Hallen der Anatomie. Es würde mich gar nicht wundern, wenn sie eines Tages anfinge, laut damit zu klappern und die ganze Anatomie mit Inhalt, Spirituspräparaten, Leichen in Karbol und Glyzerin, Studenten und Dozenten, klappernd und ohne mit einer Wimper zu zucken, verschlänge.

Eine andere nenne ich das Metzgerweib und begrüße sie beim täglichen Anblick mit den zarten Worten (täglich zu wiederholen): ‚Rotes, abschilferndes Knochengesicht (ruhig, liebes Urweib); suselst du nicht jeden Morgen zum Frühstück zwei Oberschenkelknochen aus, mit Behagen, und zerschlägst sie dann noch auf der Tischkante, damit nichts umkomme?' — Warum soll ich nicht einmal bloß von den Damen erzählen? Ein Sprachenmischmasch:

I drawstwujte! (guten Tag) aus breitem, fettglänzendem Gesicht. — Comment vous portez-vous? —

Trippelnde Japaner, höflich und verschmitzten Lächelns. How are you going (Bushido)! —

Die ersten Wochen lebt' ich wie im Taumel; durch dicken Rauch nur hört' ich die Stimme des Professors, und die 600 Kollegen und Kolleginnen verschwammen einer im andern, unendlich viel Heringe auf der Meerfläche. Aber wie aus einem Meerleuchten blitzte mir manchmal ein Gesicht auf, das einem wirk-

lichen Weib gehören mußte, so erstaunlich dies hier klingen mag, einem elastischen schönen Weib . . . . . dann verschwand es wieder . . . Do Swidania (auf Wiedersehen!), rief eben mir ein Russe mit dem ovalen mattbronzenen traurigen Gesicht:

Do Swidania! (Auf Wiedersehen!).

III.

An dem braunen Eichenholzgeländer der Treppen und an den hellen Wänden der Anatomie sehe ich eine lange, englisch gebaute Studentin entlangziehen, kleiner, warzenförmiger Kopf, nach oben geklappte Naslöcher .... sie erinnert mich erschreckend an A. Beardsley; dabei geht sie nicht, sie zieht, wird gezogen, hat einen flackernden Blick, der knistert von gierigen Leidenschaften und Ermattung. Wie nach einer furchtbaren Verausgabung von Nervenkraft, so fahl und erschöpft war neulich ihr Gesicht; ich kann sie mir nur in konvulsivischen, aufbäumenden Lustzuckungen vorstellen . . . erotomanisch . . . dieses matte, gierende Auge.

IV.

Traum

Ueber graue Heide trabt ein Mensch, ein menschenähnliches Wesen in grünem Schlitzgewand mit Goldschellen. Der Boden federt wie Gummi, die schweren Wolken hängen tief herab. Er läuft wie einer, der nach einer Flucht wieder in sichere Regionen kommt; an all seine Glieder hängt sich Erschöpfung.

Da reißt er sich hastig zusammen mit einem Ruck; irgendeinem umnebelten Ziel streckt sich der Oberkörper entgegen .... Und da saust es auch schon heran, sich vergrößernd, aus der Ferne, eine riesige Harpyie. Die Lüfte zischen. Gellend schreit der Narr auf, aber ohne Widerhall versinkt der Schrei in Sümpfen: ‚Der Aasvogel'! — —

Und rennt mit rasselndem Lungenpfeifen . . .

Das Untier aber kreist über ihm und plötzlich fällt es wie ein Stern . . . und hält auf Armlänge über ihm, halb Mensch, halb Greif. In den Fängen klappert es wie lange, dürre Pritschen, und sausend schneiden ihre Hiebe dem Gehetzten in den Rücken.

‚Die Muskeln deiner Freunde und deiner Feinde,
die Muskeln deiner Nahen und Fernen,
die Muskeln, die das Leben ihnen herausriß
und mir schenkte .... hörst du sie pfeifen und
fühlst du sie schneiden!'

Der feste Boden war längst schwammig, und jetzt schwand er ; der Narr klingelte nur noch mit den Arm- und Kopfschellen ; aber seine Stimme schrie rauh . . . Und es war kein Sumpf, in den er sank . .

Wie feuchtglitschende Gedärme umschlang es seine Beine ; Blasen steigen auf, von oben drücken die bleiernen Wolken, der Aasgeier peitscht . . . Wie aus langreihigen Hundeeutern trieft molkiger Samen ; die Därme platzen, und Spritzstrahlen schießen nach allen Seiten von Kot und Speisebrei. Die Goldschellen verstummen allgemach, das Peitschen klatscht nicht mehr, und ein Geruch sickert durch den Dunst wie von ganz frischer Leber, noch rotblutiger, frischer Leber . . .

— Da springe ich aus dem Schlaf und flüstere: Meine Seele . . . Wo bist du jetzt . . . . meine Seele ?



Deutschlands Interessen am künftigen Panamakanal

Von Dr. Erich Ringhand

Ein Fachmann auf diesem Sondergebiet sendet an den Pan die folgenden Erwägungen.

Deutschlands Seegeltung in den wichtigsten Meeren der Erde wird heute nur noch von der englischen Schiffahrt übertroffen. Allen anderen Nationen ist Deutschland voran, und zwar meist so erheblich, daß an ein Einholen in absehbarer Zeit kaum zu denken sein wird. Demgemäß hat auch Deutschlands Schiffahrt am werdenden Panamakanal ein ganz hervorragendes Interesse, und nur die Vereinigten Staaten selbst sowie natürlich England werden die etwaigen Umgestaltungen des Weltverkehrs, die vom Panamakanal erhofft oder auch befürchtet werden, noch fühlbarer als Deutschland verspüren. Unsere großen Reedereien, deren Interessen nach Amerika hin gravitieren, bereiten sich schon vor, um gerüstet zu sein, falls wirklich in den nächsten 2½ Jahren die Eröffnung des Panamakanals, zu der bereits die amtlichen Einladungen ergehen, erfolgen sollte, und nicht nur die in Amerika interessierten deutschen Reedereien, sondern auch ein Teil von denen, die den Verkehr nach Ostasien und Australien leiten, vor allem also der Norddeutsche Lloyd, da für eine Anzahl der bisher durch den Suezkanal führenden Linien künftig der neue Weg unter Umständen vorteilhafter sein könnte. Insbesondere gilt dies für den Verkehr mit Neuseeland und der pazifischen Inselwelt.

Freilich scheint der Einfluß, den der Panamakanal, wenn er in Betrieb genommen werden sollte, auf den Weltverkehr der Zukunft ausüben wird, meist ganz erheblich überschätzt zu werden. Es läßt sich ohne weiteres behaupten, daß alles, was über den Kanal in der Presse bekannt wird, sozusagen durch die amerikanische Brille gesehen ist. Dies gilt sowohl für die Nachrichten über den Stand der Kanalarbeiten wie für die Betrachtungen über die künftige überragende Bedeutung des Kanals. Die Hauptbesorgnis in den offiziösen Kundgebungen dreht sich meist darum, ob die Amerikaner nicht den von ihnen geschaffenen Kanal dazu benutzen werden, die amerikanische Schiffahrt gegenüber jeder fremden ungebührlich zu bevorzugen, woran sie Niemand hindern können wird, wenn sie darauf bestehen. In der Tat hat die hauptsächlichste Sorge sich jedoch noch auf ganz andere Dinge zu richten als auf die Frage der Höhe der Durchfahrtgebühren, die zurzeit ganz ungebührlich in den Vordergrund getreten ist. Einstweilen ist der werdende Kanal, an dem zweifellos mit außerordentlich zähem Eifer und bewundernswerter Großzügigkeit gearbeitet wird, noch von drei anderen Gefahren bedroht, gegen die schließlich keine menschliche Kunst anzukämpfen vermag und die bis auf weiteres das Gelingen oder Scheitern des gewaltigsten technischen Kulturwerkes aller Zeiten noch zu einer Art von Hasardspiel stempeln: von den Abrutschungen der Kanalböschungen, die in unerhört riesigen Dimensionen immer wieder und wieder auftreten, von den ungünstigen Niederschlagsverhältnissen der Gegend und — von den Kräften der Tiefe, den Erdbeben und vulkanischen Erscheinungen. Zwar die im März verbreitete Sensationsnachricht, daß sich im Kanalbett selbst Anzeichen vulkanischer Tätigkeit gezeigt hätten, hat sich als eine falsche Auffassung sehr harmloser Vorkommnisse herausgestellt, aber äußerst bedenklich war die Meldung, daß ein für lange erloschen gehaltener Vulkan im

Panamagebiet, der 3434 m hohe Chiriqui am 5. April einen gewaltigen Ausbruch gehabt habe. Wenn dieser auch direkt dem Kanal nicht geschadet hat, so war er doch ein außerordentlich beunruhigendes Symptom, denn in dem nicht unwahrscheinlichen Falle einer Wiederholung kann ein leichter Erdstoß genügen, um den Kanal ganz oder großenteils zu zerstören, und Erdbeben haben auf dem Isthmus von Panama, obwohl dessen Boden im Vergleich mit dem übrigen, ausnehmend bebenreichen Andengebiet noch verhältnismäßig ruhig ist, wiederholt stattgefunden, zuletzt noch 1882, als bereits am Lesseps'schen Kanal gearbeitet wurde; ja, 1621 wurde sogar die Stadt Panama durch einen Erdstoß vollkommen zerstört! Dazu haben sich in den letzten Monaten wieder Abrutschungen an den Böschungen, auch an Stellen, die man seit Jahren für endgültig gesichert hielt, in einem so ungeheuren Umfang gezeigt, daß schlimme Befürchtungen gerechtfertigt sind. Und die alte Frage, woher man das nötige Wasser nehmen soll, um den riesigen, 1400 Millionen cbm fassenden Stausee von Gatun erstmalig zu füllen, ist auch noch nicht befriedigend gelöst, sodaß damit sogar die Frage der genügenden Wasserbeschaffung für den Kanal (jede Durchschleusung eines Schiffes beansprucht rund 600 000 cbm Wasser!) noch nichts weniger als sichergestellt ist. — Aber sehen wir von diesen überwiegend technischen Vorfragen noch ab, die, wenn sie durch menschliche Kraft überhaupt überwindbar sind, von den mit unerhört reichen, ja, geradezu mit unversiegbaren Hilfsmitteln arbeitenden Amerikanern und ihren vortrefflichen Ingenieuren zweifellos bezwungen werden. Nehmen wir an, die Fertigstellung des Kanals werde ohne nennenswerte Störung erfolgen und in wenigen Jahren die Verbindung zwischen den beiden größten Ozeanen der Erde in tropischer Breite hergestellt sein — wird dann in der Tat eine Umwälzung im Weltverkehr von so grundlegender Bedeutung erfolgen, wie sie das Jahr 1869 mit der Eröffnung des Suezkanals gebracht hat? wird dann Deutschland in seinen überseeischen Beziehungen durch das Anwachsen der amerikanischen Macht in eine andere, ungünstigere Stellung gedrängt werden?

Um diese Frage zu beantworten, muß man vor allem sich vergegenwärtigen, daß der Güteraustausch mit der südamerikanischen Westküste, der von der Kanaleröffnung in allererster Linie berührt würde, auch in unseren Tagen noch zu einem recht großen Teil von Segelschiffen bewältigt wird, wobei auch die deutsche Flagge in hervorragendem Maße beteiligt ist. Für den Güterverkehr ist Billigkeit der Beförderung, nicht Schnelligkeit das oberste Grundgesetz. Berücksichtigt man diese von der Erfahrung stets aufs neue bestätigte Tatsache, so ist von vornherein absolut klar, daß die deutsche Segelschiffahrt nach Südamerika durch die Eröffnung des Panamakanals überhaupt nicht oder doch jedenfalls nur ganz unwesentlich und indirekt berührt werden wird. Segelschiffe müssen ihrer ganzen Natur nach enge Wasserstraßen vermeiden, und sie werden dies um so lieber tun, wenn die Befahrung dieser Wasserstraßen noch mit erheblichen Kosten für Durchschleusung und Schleppen verknüpft ist, wie es beim Panamakanal der Fall sein wird. Haben doch die Segler bis auf den heutigen Tag auch den Suezkanal „geschnitten" und machen nach wie vor ihre Fahrt ums Kap der guten Hoffnung, trotz der sehr viel weiteren Entfernung, die sie auf diesem Wege zurücklegen müssen. Aber damit nicht genug, selbst die Magelhaensstraße, deren Durchfahrung doch mit keinerlei Extrakosten verknüpft ist, wird von den Segelschiffen nicht befahren; vielmehr ziehen sie die noch weitere und gefährlichere Fahrt um das südlicher gelegene Kap Hoorn vor, weil sie hier

freies, weites Meer vorfinden, das in der engen, felsenstarrenden Magelhaensstraße fehlt. Im westlichen Südamerikaverkehr wird daher auch der Panamakanal das gefürchtete Kap Hoorn nicht aus der Gunst der Segelschiffahrt verdrängen können, und er wird um so weniger dazu imstande sein, als in ihm nicht nur Schleusen und hohe Gebühren drohen, sondern weil auch seine beiderseitigen Zufahrtstraßen im Bereich der tropischen Windstillen liegen, die bekanntlich nicht gerade ein von den Seglern übermäßig geschätztes Gebiet darstellen. — Man sagt also kaum zu viel, wenn man behauptet, daß für die deutsche Segelschiffahrt die Fertigstellung und Eröffnung des Panamakanals ein Ereignis von untergeordneter Bedeutung sein wird.

Anders liegen die Dinge natürlich für den Dampferverkehr, und zwar sowohl für den Passagier- wie den Frachtdampferverkehr. Für ihn ist möglichste Schnelligkeit der Erreichung des Ziels oberstes Erfordernis, da eine tunlichst kleine Fahrzeit in der Regel auch den wirtschaftlichsten Betrieb ermöglicht, in Ansehung der gewaltigen Kosten, die jeder Tag Fahrt für Kohlenverbrauch, Amortisation und ähnliche Aufwendungen mit sich bringt. Hätte der Weltverkehr in den letzten 50 Jahren keine weiteren Fortschritte gemacht, so wäre denn auch in der Tat die Eröffnung des Panamakanals ein Vorgang von geradezu umstürzender, epochemachender Bedeutung: der gesamte Passagier- und Post-, kurz der gesamte Schnellverkehr Europas und der anderen atlantischen Länder mit allen vom Stillen Ozean bespülten Gegenden der Erde würde ohne jede Frage sich im vollen Umfang dem Panamakanal zuwenden, und auch die nach dem pazifischen und dem östlichen indischen Ozean gerichteten deutschen Schiffslinien würden mit oder ohne ihren Willen gezwungen sein, samt und sonders den Panamakanal zu durchfahren. Aber heut? Seit mehr als 40 Jahren haben wir den Suezkanal, und dieser macht für den Verkehr Deutschlands mit Hinterindien, Ostasien, Australien usw. den Panamakanal auch in Zukunft entbehrlich. Für den von der nordamerikanischen Ostküste ausgehenden Verkehr liegen die Dinge selbstverständlich erheblich anders; für ihn wird die Eröffnung des Panamakanals noch eine größere Umwälzung mit sich bringen, als seinerzeit die Betriebsübergabe des Suezkanals für Europa. Aber für Deutschland und das übrige Europa wird und muß doch auch in Zukunft der wichtigere von den beiden größten Seekanälen der Erde der Suezkanal sein!

Man wird nun freilich, und scheinbar mit vollem Recht, glauben, daß doch zum mindesten der deutsche Schnellverkehr nach dem gesamten westlichen Amerika und nach der Inselwelt Ozeaniens, für den der Suezkanal nur in geringem Grade in Betracht kommt, fortan den Panamakanal durchfluten wird. Sicher wird dies auch in beträchtlichem Umfang zutreffen, denn daß die Globetrotter, die Vergnügungs- und Weltreisenden, die heut zahlenmäßig eine recht bedeutende Rolle in der Tätigkeit der großen Reedereien spielen, in den ersten Jahren in hellen Haufen dem Weltwunder des Panamakanals zuströmen werden, kann kaum zweifelhaft sein. Ob freilich das Anlockungsmittel auf die Passanten auch dann, wenn die erste Sensation verraucht ist, noch in gleicher Weise fortwirken wird, darf billig bezweifelt werden. Und schließlich, auf die Weltenbummler und Vergnügungstouristen allein lassen sich zwar vereinzelte gewinnbringende ‚Gesellschaftsreisen' basieren, nicht aber ein regelmäßiger Schiffsdienst in kurzen Zwischenräumen. Dieser kann sich, soweit er sich auf Passagiere stützt, unmöglich allein von den reiselustigen Angehörigen der ‚upper ten' nähren, sondern nur von den ‚Pflichtreisenden'

und dem Auswandererverkehr. Daß aber von diesen beiden Kategorien von Reisenden ein nennenswerter Bruchteil dem Panamakanal zufallen wird, ist wenig wahrscheinlich. Die Auswanderer bleiben bekanntlich zumeist im Bereich des Atlantischen und allenfalls Indischen Ozeans und kommen für das pazifische Gebiet kaum in Betracht. Die Pflichtreisenden hingegen, die sich etwa nach Chile, Bolivien, Ecuador, nach Kalifornien, San Francisco und nach anderen Ländern und vielbesuchten Orten begeben wollen, die künftig durch den Panamakanal würden erreicht werden können, werden in der Regel gleichfalls den schnellsten Weg wählen, der sie zu ihren Bestimmungsort führt, und dieser schnellste Weg — führt kaum jemals über Panama, sondern über die großen Überlandbahnen in den Vereinigten Staaten, in Kanada, Mexiko und neuerdings auch in Südamerika (Buenos Aires—Valparaiso). Mit Ausnahme desjenigen Teiles der Westküste Amerikas, der dem Panamakanal verhältnismäßig nahe benachbart ist, etwa von Peru bis Costa Rica hinauf, wird man die Westküste Amerikas allenthalben auch nach der Eröffnung des Panamakanals auf anderen Reiserouten schneller und meist auch billiger als über Panama zu erreichen wissen. Das Gleiche gilt fast für die gesamte Inselwelt des Stillen Ozeans, zu der die schnellste Reise von Deutschland künftig in den meisten Fällen nicht über Panama, sondern über — Sibirien und Ostasien führen wird.

Am stärksten wird der Panamakanal vielleicht noch auf den Frachtdampferverkehr rückwirken. Vielleicht — denn auch in dieser Hinsicht sind noch Zweifel am Platze. Es ist nämlich interessant zu beobachten, wie die großen Reedereien schon jetzt über Mittel und Wege nachsinnen, wie sie sich zwar die Vorteile der kommenden neuen Wasserstraße zunutze machen, gleichzeitig aber die Kosten für ihre Benutzung möglichst niedrig halten können. So wurde schon ganz offen mitgeteilt, es sei beabsichtigt, die großen Ozeanriesen überhaupt nicht durch den Kanal hindurchfahren zu lassen; vielmehr sollten sie sowohl auf der atlantischen wie auf der pazifischen Seite nur bis zum Eingang des Kanals fahren und dort ihre Güter in Leichter umladen, die dann ihrerseits den Kanal passieren und dabei naturgemäß wegen ihres sehr viel kleineren Raumgehalts bedeutend weniger Abgaben zu entrichten hätten, um nach Passieren des Kanals ihre Frachten wieder an andere dort harrende Seeschiffe abzugeben. Inwiefern diese raffinierte Idee, die den Rentabilitätsaussichten des Kanals nicht eben förderlich ist, sich durchführen lassen wird, muß dahingestellt bleiben. Immerhin würde darunter nur die Einnahmesumme der Kanalverwaltung zu leiden haben, nicht die allgemeine Bedeutung des Kanals für Deutschland und die übrige Kulturwelt.

Schließlich sei auch noch ein kurzes Wort über die strategische Bedeutung des Panamakanals für Deutschlands Interessen gesagt. Daß diese nur ganz unbedeutend ist, liegt auf der Hand. Deutschlands Flotte wird im Pazifischen Gebiet in absehbarer Zeit nicht in Aktion zu treten haben, und die wenigen Schiffe, die zum Schutz unserer pazifischen Interessen etwa in Kiautschou, in Samoa, Kaiser-Wilhelmsland usw. hier und da einmal benötigt werden sollten, dürften nur ganz vereinzelt den Panamakanal benutzen, können ihn jedenfalls unschwer vermissen. Nur wenn etwa einmal in westamerikanischen Hafenstädten Unruhen ausbrechen sollten, die das rasche Eingreifen eines deutschen Kriegsschiffes erforderlich machen, wird der Panamakanal für die Deutsche Marine von Wert sein, obwohl auch dann ein auf der ostasiatischen Station befindlicher Kreuzer in der Regel rascher als ein Schiff von der Heimat auf dem Schau-

platz einzutreffen vermag. Ueberdies wird die Monroe-Doktrin und die amerikanische Wahrung deutscher Interessen auch in solchen Fällen sich wahrscheinlich als wertvoller denn der Kanal für uns erweisen. — Höchstens indirekt kann der Panamakanal in einem etwaigen großen Weltkriege der Zukunft strategisch für Deutschland Bedeutung erlangen, indem er seinen etwaigen Bundesgenossen — schwerlich hingegen seinen Gegnern — manche Aktionen zur See erleichtert. Doch sind dies ganz unberechenbare, künstlich konstruierte Möglichkeiten, mit denen eine vernünftige Realpolitik nicht zu rechnen vermag. Ob und inwieweit der Panamakanal daher von den Vereinigten Staaten militärisch befestigt wird oder nicht, kann uns Deutschen herzlich gleichgültig sein.

Eine sichere Voraussage ist im übrigen so wenig über die technische Seite der Kanalvollendung wie über die wirtschaftlichen Rückwirkungen des fertigen Kanals möglich. Aber die pessimistische Beurteilung der technischen und wirtschaftlichen Zukunft des Kanals und ebenso über seinen strategischen Wert sind auch in Amerika recht weit verbreitet, wo man sonst gern geneigt ist, den Wert des Kanals zu hoch einzuschätzen und wo man sich mindestens gern den Anschein gibt, als betrachte man jeden Zweifel an der Zukunft des Kanals als rundweg lächerlich. — Wer aber mit nüchternen Augen als unbeteiligter und uninteressierter Zuschauer in den letzten Jahren den Gang der Ereignisse mit sachkundigem Sinn verfolgt hat, der muß zu der Einsicht kommen, daß Deutschlands Interessen am schließlichen Zustandekommen und an der dauernden Erhaltung des Panamakanals doch bei weitem nicht so groß sind, wie es dem Laienauge auf den ersten Blick erscheint, und wie es die auch bei uns eifrig arbeitende amerikanische Reklame uns gern einzureden versucht.

Lohnender Ausflug für Genf-Reisende

(Lassalle's Wiese)

Von Fritz Drach

Alles, alles findet man im Baedeker, man erfährt, daß sich Voltaire hier am Genfer See ein Schloß erbaut hat; auf dem Portal der Kapelle steht: ‚Deo erexit Voltaire', so erzählt der Baedeker; er vermerkt getreulich den Ort, den die berühmte Madame de Staël durch ihren séjour zur Sehenswürdigkeit erhoben hat; vergißt auch nicht, die Villa Rothschild zu erwähnen. Bloß eine Sehenswürdigkeit sonderbarer Art hat er vergessen. Ich hole sie nach.

Man benütze die Elektrische von Genf-Rive bis nach Veyrier am Fuß des Mont Salève, gehe von hier links die Landstraße nach Bosset bis zum ersten Eisenbahnübergang, den man nach links überschreitet. Nun kommen die Strapazen.

Denn so gelangt man auf eine ganz verwahrloste Straße, die zu dem Gipfel eines dem Salève vorgelagerten Hügels führt. Hier ist das Gehölz von Carrouge.

Etwa hundert Schritte vom Anfang des Wäldchens gewahrt man zwischen Veilchen und Primeln eine alte Blechkasserolle und folgt nun dem Stiel derselben, der schräg ins verworrenste

Dickicht führt. Man lasse sich durch kein Gestrüpp abhalten, bahne sich einen Weg durch die zurückschnellenden Zweige.

* * *

Zuerst gelangt man an einen schwarzen, fast schauerlichen Tümpel, den ‚lac noir', den man am besten rechts, an einem zerrissenen Stiefel vorbei, umgeht, arbeitet sich noch einige Meter vorwärts und ist am Ziel: eine Waldwiese, eine ganz gewöhnliche, sehr viereckige. Der gebildete Ausflügler ruft: ‚Aber gerade wie im letzten Akt vom Hüttenbesitzer'.

* * *

Vom einen Ende der Wiese, noch zwischen den Bäumen stehend, hat man einen wunderbaren Blick hinaus auf den Genfer See und zum Mont Salève, dessen langgestrecktes Plateau an den allerdings viel kleineren Hörselberg erinnert; ganz oben wie ein weißer Punkt das Kirchlein von Monnetier l'église. Und als Abschluß der Montblanc. Es ist so schön, daß der gebildete Ausflügler, falls er auch Gemüt hat, ruft: ‚Ich ließe mich hier nicht totschießen'.

* * *

Man lagert sich am Boden. Oh wie angenehm, — ein unbehauener, etwa einen Meter hoher Felsblock der vorsorglich auf diesem (vom Baedeker schmählich vernachlässigten) Platz aufgestellt ist, bietet eine bequeme Naturgenuß-Rückenlehne. Man kann sich auch rittlings daraufsetzen. Man sieht, was die andern taten, die den Ort besucht und als Zeugen ihrer Anwesenheit Stullenpapiere, Apfelsinenschalen, Sardinenbüchsen zurückgelassen. Man tue dasselbe, um auch zum Schmucke des Orts beigetragen zu haben.

Es liegt ein Fremdenbuch auf, d. h. eine ovale Marmorplatte ist in den Stein eingelassen. Meier, Müller und Schulze haben ihr Sprüchlein vermerkt; teils, von wegen dem Nachruhm, mit dem Messer eingekratzt.

Man liest fast immer und gewohnheitsmäßig in Fremdenbüchern den Namen dessen nach, der sich als erster eingeschrieben hat. Verwaschene Buchstaben verkünden hier das früheste Datum: den 28. August 1864. Der Erste konnte sich allerdings nicht selbst einschreiben; man liest weiter, daß er an jenem Tag hier im Duell fiel und starb.

* * *

Tausende singen von diesem Ersten. Dem ‚Einen, der Schwerter uns gab'. Die Flagge seiner Nachfolger und seiner Anhänger ist so rot, wie die Blutstropfen, die heiß in den pietätlos zertrampelten Boden sickerten.

Auf dem Stein steht: Ferdinand Lassalle.

* * *

Alles, alles findet man im Baedeker. Nur dies hat er vergessen ...

Vive la bagatelle!
Swift

Bad Elster

Es regnet, regnet, regnet. Das bedeutet: der Himmel hat ein Einsehen. Es gibt hier nämlich ein Naturtheater und einen dichtenden Apotheker und eine vom Lokalpatriotismus brünstig genährte Ueberlieferung, daß um Elster und Adorf herum der Schauplatz von Goethes Hermann und Dorothea liege. Alle Voraussetzungen sind also vorhanden erstens zu einem Denkmal, zweitens zu einer Enthüllungsfeier, drittens zu einem Festspiel auf der Freilichtbühne. Den Text hab ich mir gekauft.

Im Vorspiel tritt ein junges Mädchen auf, das sinnig und symbolisch Dorothea heißt, und diese Dorothea macht sinnig und geschmackvoll eine Brunnenkur durch ‚zur Stärkung' — wie sie ausdrücklich betont — weil ihre Vermählung mit Hermann bevorsteht. (Erzeugung kräftiger Soldaten ist erste Bürgerpflicht. Hoch der Apotheker!) Im Festspiel selber treten sämtliche Personen aus dem unsterblichen Idyll in dramatische Tätigkeit. Dorothea sagt zu Hermann:

Wie gut Ihr seid! Wie Ehrlichkeit und Treue
Aus Eurem Auge seelenvoll erstrahlt,
Als ob die Sonn' aus himmelslichter Bläue
Die Frühlingsflur mit Purpur übermalt!

Sagen Sie: kann ich den Mann nicht irgendwie gerichtlich belangen? wegen Majestätsbeleidigung? wegen Gotteslästerung? wegen Verächtlichmachung von Dem, was uns Anderen Religion ist? — Dichten soll er, wenn ers nicht lassen kann. Aber in einer Vorrede hoffen, daß sein ‚schlichtes Festspiel einer der schönsten deutschen Dichtungen neue Freunde im In- und Auslande gewinnen möge' — das, bei allen Göttern Griechenlands, soll er bleiben lassen.

Es regnete gestern und regnet heut. Wenn es heut regnet, besagt das — wie mir ein Vorstandsmitglied des Kurvereins sorgenvoll versichert — eine Einbuße von 4000 bis 5000 Mark.

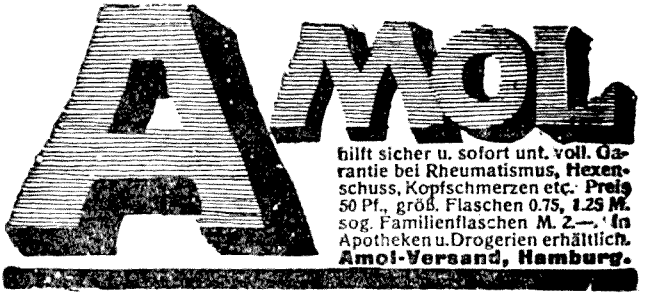
Mein Herz frohlockt.

Henriette Geerling

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9, zu richten

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Zweiter Jahrgang No. 34 11. Juli 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

JNHALT:

Alfred Kerr.....Schreibtafel
Max Herrmann.....Fortgeschrittene Lyrik
H. J. G.....Die deutsche Flugzeugindustrie — ein [Fiasko?
Otto Rank.....Der Inzest
Fritz Th. Schulte.....Neue Malerei

Vierteljährlich.....5 Mark
Einzelheft.....50 Pf.

HAMMER-VERLAG, G. M. B. H., BERLIN W. 15, UHLANDSTRASSE 31
REDAKTION: GRUNEWALD, GNEIST-STRASSE 9

VERLAG VON PAUL CASSIRER, BERLIN W. 10.

Soeben erschien:

SCHRITT FÜR SCHRITT

Roman von Otto Flake

Broschiert 5 Mark, Gebunden 6.50 Mark

„Otto Flake ist auf dem Wege, einer der besten Prosadichter des zeitgenössischen Deutschlands zu werden. Die Plastik seines Stils, die Fülle des Ausdrucks, über den er verfügt und der niemals auf den Effekt ausgeht, der Tonfall seiner Sätze verleihen seinen Büchern eine gestraffte Haltung, die man vergeblich anderswo suchen würde. Kühn, ohne jede Sorge um die moralischen Konventionen, hat Flake sich die Aufgabe gesetzt, ein Grenzproblem des Seelisch-Körperlichen zu beleuchten. Der delikate Gegenstand ist mit Delikatesse behandelt, wenn auch der Schriftsteller an einigen Stellen die Sittenschilderung etwas lebhaft betreibt. Flake ist der erste amoralische Schriftsteller Deutschlands.'

HENRI ALBERT IM MERCURE DE FRANCE

‚Noch ist manches Technische nicht gekonnt. Aber trotzdem! Trotzdem ist dieses Buch eines der allerstärksten, die ich vom jungen Geschlecht gelesen habe ... Flake beruhigt sich nicht bei der sogenannten Übereinstimmung der Gemüter. Er ist ein viel zu guter Kenner der Erotik und als Schriftsteller ein viel zu lauterer und männlicher Charakter, um mit derlei Gartenlauben-Sentimentalitäten uns irrezuführen. Er weiß und zeigt, daß, wo die geheimnisvoll-magische Übereinstimmung der Leiber fehlt, jene unergründliche und unüberwindliche gegenseitige Anziehungskraft der physiologischen Naturen, daß da die Seelenliebe machtlos ist, wenigstens wo es um einen wahren und echten Lebensbund sich handelt. Darum herrscht in diesen beiden Menschen eine peinliche und skrupulöse Prüfung. Zwar das Weib ist unterwürfig von Anfang an und kennt keine tiefere Sehnsucht, als just nach diesem Mann sich zu formen. Aber der Mann wird wiederholt von geradezu chaotischen Zweifeln geschüttelt, stürzt wild von dannen, schlürft aus allen möglichen Kelchen und Pfützen, um immer klarer, immer sieghafter zu erkennen, das der einzige wahre Labetrank, durch den seiner Natur ein dauerndes Glück gewährt werden kann, ihm nur von dem Weibe kredenzt werden kann, das er instinktiv als das seinige gewählt hat. Dies ist der große, schöne und wuchtige Ernst an diesem Buch."

FRANZ SERVAES IN DER NEUEN FREIEN PRESSE

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag

Theater-Anzeigen befinden sich im Inseraten-

Schreibtafel

Von Alfred Kerr

I. (Freitag)

Deutsche Tageszeitung. Herzlich war das Verhältnis nicht, seit ich (ein anonymes Angriffchen gegen mich war als ‚von juristischer Seite' stammend ausgegeben worden) über einen Redakteur des landwirtschaftlichen Blattes erläuternd und erstaunend schrieb, daß er „schon in jenem Lebensalter, da er noch Kommis war, in die Literatur hineinlangend Sachen vollzog, die ihn eine ‚juristische Seite' hätten fürchten lassen müssen." (Pan vom 16. März 1911.)

Herzlicher wurde das Verhältnis nicht, seit ich bei dem Versuch des Schollenblattes, eine Satire gegen Heydebrand als falsches Interview hinzustellen, Dieses über die Deutsche Tageszeitung drucken ließ: ‚Der Schreibling dort kann gegen einen sachlichen Widerpart kein solches Maß von ehrloser Gesinnung betätigen. Ich will daher bloß äußern: daß dieses anonyme und wahrhaft namenlose Miststück von der Natur gemacht ist, Kartoffeln in der Größe von Freiballons zu züchten.' (Pan vom 16. Juni 1911.)

* * *

Ein anderer ‚Vorstoß' ist kürzlich erfolgt. Ohne Namensunterschrift auch diesmal. Ich kennzeichne, was ich immer zu sagen habe, als von mir herrührend, sofern ein Angriff darin enthalten ist. Ich nenne das Gegenteil feig.

Der jüngste Versuch des treuherzigen Blattes für Landleute betraf Herrn von Tisza und den Revolverschießer Kowacz. Ich hatte die Handlung des Kowacz als ‚Blödsinn' erklärt; das wird von dem Blatte zwar unter der Hand gestreift, aber als Hauptpunkt hinzugesetzt: ich ‚überlasse' meinen ‚Lesern die Ueberlegung, ob nicht etwa Tisza doch die Kugel verdient hat.' Hiernach der Satz: ‚Wo stehen die wahren Bluthunde?'

Kartoffeln wie Freiballons. Ich habe den Anarchismus oft genug als zwecklos und kulturzerstörend bekämpft. Ich schrieb in Sachen Bagroff: ‚Der an Stolypin verübte Mord ist kein Beweis für irgend etwas Wesentliches. Dieser Mord ist, in sittlichem Betracht, so blödsinnig wie ein Krieg; Revolverschüsse so nichtssagend wie eine Feldschlacht . . . Wer den Krieg verdammt, muß Bagroffs Methode verdammen.' ‚Wißt ihr wer die Verfassung durchgesetzt hat? Nicht Bomben. Nicht Brände. Nicht Irrnisse mit 6 Läufen. (Sondern im Jahre 1905 ein Streik; lautlos)'. Das wissen diese hartnäckigen Panschnüffler, — aber sie äußern es nicht. Und ihre Angaben sind fast Angebungen. Ein zurückhaltender Einschlag von Denunziatorischem . . . Hinterher (zur Rede gestellt): ‚Herrn Kerr für einen wirklichen Anarchisten zu erklären ist uns nicht eingefallen' — mit witzarmen Schäbigkeiten.

Schon am nächsten Tag erfolgte der zweite Schwindel. Er ging unter der Ueberschrift: ‚Wie denken Sie über Ungarn?'

* * *

Der Pan erscheine, hieß es, im selben Verlag wie die Monatsschrift ‚Jung-Ungarn' — und beschimpfe doch dieses Land. Aehnlicher Kohl. Nun besteht die ungarische Zeitschrift seit länger als fünf Monaten überhaupt nicht mehr. Und der Pan erscheint im Hammer-Verlag. Also zwei Behauptungen, zwei Schwindeleien. (Daran knüpfte flugs die ‚Rheinisch - Westfälische Zeitung' mit den freundlichen Worten: ‚Die Deutsche Tageszeitung macht folgende netten Feststellungen . . .' Sie widerrief nachher.)

* * *

Veröffentlicht war auch dieser ‚Vorstoß' im ‚Unterhaltungsteil'. Dessen Redakteur (siehe oben: die juristische Seite) hält sich zwar in Berlin auf, . . . erweist mir aber die Huldigung, sich für solche Nummern ‚vertreten' zu lassen. Jedesmal dann ist als Redaktionsvermerk zu lesen ‚i. V.' — obschon der Mann in Berlin sitzt. Er hat Butter auf dem Kopf; und es wäre nicht schwierig, den Anteil seiner schriftleitenden Tätigkeit zu ermitteln.

Sachlich kurz ein Wort über Transleithanien. Das Blatt für Ackerbau und Entenzucht schrieb, daß ich ‚die' Ungarn beschimpfe. Niemals. Dies Volk scheint mir wertvoll als eines, das ein bißchen schwanger von kommenden Dingen ist. Man wird zwar die Welt nicht magyarisieren (obschon allerhand Percys dort behaupten, auch die englische Sprache sei zuerst nur von einer kleinen Gruppe gesprochen worden) . . . aber so ein Land mit Fisch und Vieh und Korn, mit Wein und Geigen, mit Ueberschwang und

Ehrgeiz, mit Möglichkeiten, mit einer Hauptstadt, die lange vor Berlin ihre Untergrundbahn besaß — so ein Land scheint mir wichtiger für die Kultur als die ‚Deutsche Tageszeitung'. Ich habe die Verderbtheit ungarischer Wahlen betont; ich habe die sogenannte ‚Arbeits'-Mehrheit gezeichnet (durch Wahlschwindel ist sie hinaufgelangt). Aber ‚die' Ungarn hab' ich so wenig beschimpft — wie einer ‚die' Preußen beschimpft, der von trügerischen Gewaltmitteln einer in Preußen herrschenden Minderheit Wahres aussagt. So wenig wie einer ‚die' deutsche Presse beschimpft, der das Verfahren dieser ‚Deutschen Tageszeitung' für unanständig hält.

Als ich auf den ersten ‚Vorstoß' eine Berichtigung erließ, bekam ich von dem Redakteur Scheuermann ein zudringliches Schreiben — im Ton edler Verläßlichkeit. ‚Sehr geehrter Herr Doktor! . . . . nehmen von jeder begründeten Berichtigung selbstverständlich Kenntnis, die uns im Vertrauen auf unsere Loyalität . . . .' Der Paragraph 11 treffe bei meiner Einsendung nicht zu. ‚. . . richten daher die Anfrage an Sie, ob Sie es uns überlassen wollen, von Ihrer Zuschrift geeigneten Gebrauch zu machen oder ob . . .' Also ein edles Manneswort; die Wahl freigegeben: ob ich es ihnen überlassen wolle . . . Ich schrieb: ‚Ich will es Ihnen nicht überlassen.' Ich sandte zugleich wieder eine Berichtigung, den glatten Schwindel wegen der ungarischen Zeitschrift betreffend. Auch Paul Cassirer hatte zwar wegen dieses zweiten Schwindels an die ‚Deutsche Tageszeitung' geschrieben. Doch kein Wort der Zurücknahme war erfolgt . . . Erst jetzt, als meine Drohung mit dem § 11 eintraf, ist Cassirers Zuschrift erwähnt worden. Keine Silbe zuvor. Und jetzt brachte die Schriftleitung (ohne sich an das edle Manneswort zu binden) neuen Kohl mit Witzen von trauriger Gestalt; welche davon über Friederike Kempner. (‚Wenn dem Esel sonst nichts einfällt, fällt ihm meine Tante ein'; Pan März 1911.)

Ulkige Vision. Diese Redakteure der ‚Deutschen Tageszeitung' sind ja keine Landleute; sondern die Kommis einer Aktiengesellschaft — und Kleinbürger. Wer sich hierneben einen auf der Scholle biderb ackernden Mann vorstellt . . .

Sie sind auch Rassenforscher; haben sich wohl (instinktiv) über Das geärgert, was ich hier kürzlich über die Slawen in Norddeutschland geäußert. Mancher solcher Burschen schreibt ja oft von Germanentum — und ist ein recht subalterner Wende vom Kietz. Wohl zu verstehn: Für mich bedeutet es keine Schande, slawisch zu sein: aber eine Komik, es nicht zu wissen. Zu dieser Komik die Trauer der Witzlosigkeit? Es ist, um an den Wenden hochzulaufen.

* * *

Item. Ich zweifle nicht an der menschlichen Ehrenhaftigkeit des Herrn Oertel. Es ist meine Art nicht, Leute vom andern Ufer ohne weiteres für Schufte zu halten. Doch er muß den ohne Namensnennung erfolgenden Schwindel mitarbeitender Feiglinge schärfer kontrollieren.

. . . Ich habe mich mit alledem für heute befaßt, weil man auch die Niederjagd nicht verschmähen soll. Und weil die Art — nicht einer politischen Gruppe, doch ihrer schreibenden Angestellten belichtet wird.

Und wenn Ihr Ferneres wünscht, könnt Ihr Ferneres hören.

II. (Sonnabend)

Rennzeit. Manche Gepflogenheiten beleuchten unsre wirtschaftlichen Zustände — mit der Kraft eines Gleichnisses.

— ‚Wer hatte gestern in Grunewald Erfolg?'

— ‚Fürst Grubenmark Durchlaucht und Geh. Kommerzienrat v. Tachles.'

(Während Erfolg doch irgendein O'Neil oder Garner oder Stern oder Childs hatten!)

Beim Rennen sind es nicht die Reiter, die den Preis kriegen.

Die Züchter auch nicht.

Sondern die Bezahler.

* * *

— ‚Hatte Garner mehr Erfolg oder Stern?'

— ‚Dann müßten Sie aber auch sagen: hatte Zenith II mehr Erfolg oder Stupsneese . . . Die Pferde haben den Erfolg.'

— ‚Nein, Pferde müssen geritten werden . . . es ist schwer, so zu reiten.

* * *

— ‚Und Millionen zu haben? (Wenn es leicht wäre, scheffelte sie jeder — ohne moralisches Bedenken übrigens.)

— Reiten ist sicherer eine Leistung als Reitenlassen . . . Reitenlassen kann Zufall sein . . .'

* * *

(Nachher)

Fürst Grubenmark und Hr. v. Tachles (geben dem siegreichen Jockey ein Trinkgeld.)

Der siegreiche Jockey (gibt dem siegreichen Pferd ein Stückchen Zucker).

Der Reitlehrer des Jockeys (kriegt nichts).

Die Eltern des Pferdes (kriegen auch nichts).

Freiherr v. Tachles und Fürst Grubenmark (lächeln geschmeichelt).

* * *

(Viel später)

Herr von Tachles-Rachmones und Fürst Grubenmark (sterben — und werden nach dem Tod andauernd durch ein Memorial geehrt).

III. (Montag)

Baltischport. Ueber die Zusammenkunft weiß Herr Harden nichts zu sagen, weil, wenn er zwanzig Seiten vollmacht, ihm öfter nichts dabei eingefallen ist. Er könnte höchstens äußern, was ihm Bismarck über Baltischport und die ersten Juliabende 1912 damals erzählt hat.

* *

Um doch etwas zu tun, schreibt er wenigstens ‚Baltijskij' Port, mit zwei j, weißte? als eingefleischter Fachmann, — es liegt nicht weit von Petrbürch, was wir gewissermaßen Petersburg nennen. Aber auch dann weiß man immer noch nichts über die Bedeutung von Baltijskij Port.

Höchstens, daß der Seelenkerl Rußlands, den ein eingefleischter Fachmann Dostojewskij (mit j) schreiben muß, keineswegs Dostojewskich ausgesprochen wird.

... Und selbst dann weiß man immer noch nichts über Baltischport.

Fortgeschrittene Lyrik

Von Max Herrmann (Neisse)

Ein junger Schlesier schrieb diese Strophen.
Es finden sich in seiner Handschrift zwischendurch folgende Verse:

Sieh, ich bin Weh,
Das nie vergeht,
Sieh, ich bin Klee,
Der nie in Blüte steht . . .

* * *

Die Geschehnisse des Neisser Sonntag-Nachmittags:

Lass Deine Zunge mir im Munde flattern — — — —

Am Sonntag nachmittag in Sehnsuchtsraserei Gerenne
nach dem geliebten Weib durch die verregnete Stadt,
vorbei an einer weiland peinlichen Penne,
von der man immer noch die schweren Träume hat.

Vorbei an bösen Bürgern, welche blinzen,
an Schenkenschildern mit den bunten Tieren
und den diversen Königen und Prinzen,
vorbei an grellen Becken von Barbieren.

Vorbei an Kirchen in verstohlnen Ecken,
wo eine schadenfrohe Mauer schließt,
wo die diskreten Pärchen sich verstecken,
und graue Lauge durch den Rinnstein fließt.

Vorbei an Autos, die durch Pfützen rattern,
— Mit dem verfluchten Stechen in der Lunge —
Laß Deine Zunge mir im Munde flattern,
Mich dürstet so nach Deiner weichen Zunge!

Die Stifte stelzen stolzer übers Pflaster
und scharren mit den Schirmen ungewiß,
ein Eisenbahner qualmt gemeinen Knaster,
und ein Studente präsentiert den Schmiß.

Zwei kümmerliche Eheleute zanken,
viel Stellungslose gehen auf den Strich. —
Und Deine schmalen Beine schreiten mir durch die Gedanken
in den durchbrochnen Strümpfen königlich!

Umnebelt wiegt sich im gewohnten Kreise
auf dem beliebten Markt der Holpertrott,
aus hellen Läden schwindeln zahme Preise,
und eine Stimme gurgelt frech: „Mit Gott!"

Ganz grüne Ladenschwengel prustend zoten
zu welken Mädchen, die sehr dämlich tun —
Plötzlich leuchtest Du in Deinem roten
Jackett, Leni, und den Wildlederschuhn.

Und schreitest königlich durch das Gekicher
und das Geschnaufe, das im Dunst verschwimmt —
Bankmenschen gehn umflort und nicht ganz sicher,
auf Refrendare schielend und verstimmt.

Du sprichst — und meine Blicke sind wie Hunde
folgsam und wedelnd und verliebt um dich .
Laß Deine Zunge flattern mir im Munde,
nach Deiner weichen Zunge dürstet mich!

Vermummte Menschen eilen ins Theater —
Schon blüht in fremdem Raum Dein weicher Mund.
Ich schiebe mich vergrämt zu meinem Vater
und meiner Mutter und dem kleinen Hund.

* * *

Notturno

Schweinkerle, die mit Bügelfalten prunken,
Zuhälter nach dem Schnitt der neusten Mode,
Mastdirnen mit geschniegelten Hallunken,
Schminkdamen mit dem Lächeln der Pagode.

Steifhälse in verschrobenen Krawatten,
Kropfjuden mit des Kaftans Salbenfette,
Tribaden schmal und splitterdünn wie Schatten,
Viehhändler, auf dem Bauch die Protzenkette.

Sektfritzen mit der koddrigschnellen Schnauze,
Strichknaben, dicken Puder um die Fresse,
Böhmpfosen, freund mit dem und jenem Kauze,
Klamottendichter, Nutten, Louis kesse —

* * *

Idyll

Eine magere Zirkusprinzessin im roten
Schmierentrikot reizlächelt verboten.

Ein gelblicher Gauner im Hintergrund grinst,
Weil solche Fratze sich zehnfach verzinst.

Und klatscht mit der Peitsche seelenroh
Eine zage Wölbung im Schmierentrikot.

Hinter dem Vorhang wackelt zerknittert
Ein schiefer Poet, der den Schwindel wittert.

Die magre Zirkusprinzessin flötet:
‚Du hast meine keusche Seele getötet!'

Der gelbliche Gauner, wie dienstbeflissen:
‚Dir hamm se woll mit de Muffe jeschmissen?'
Der schiefe Poet schwitzt fürchterlich:
‚Ich liebe Dich! Ich liebe Dich! —'

Die deutsche Flugzeugindustrie — ein Fiasko?

Von H. J. G., Ober-Ingenieur.

Herr G., Ob.-Ing. (der zweifellos uninteressiert ist), schreibt an den ‚Pan' zu den folgenden Betrachtungen: ‚In Fachzeitschriften habe ich tauben Ohren gepredigt . . . Der diesjährige Bericht der Berliner Handelskammer über die wirtschaftliche Lage der deutschen Flugzeugindustrie hat mir von anderer Seite her recht gegeben.'

Im Jahre 1908 am 17. September fand Leutnant Selfridge als erstes Opfer des Motorfluges den Tod. Im Jahre 1909 zählten wir bereits 4 Opfer, unter ihnen den um die Aviatik hochverdienten Kapitän Ferber. Das Jahr 1910 verabschiedete sich bereits mit 32 Todesopfern und das Jahr 1911 hat die Zahl von 114 Todesopfern überschritten. Ein grauenhaftes Ergebnis, über welches man sich mit der billigen und im Grunde scheußlichen Phrase von den notwendigen Opfern der Technik nicht hinwegsetzen kann. Diese Todesopfer haben zur Folge gehabt, daß die gesamte Oeffentlichkeit, alle vernünftig denkenden Menschen in der Fliegerei einen halsbrecherischen Sport sehen und der kritische Betrachter dieses trostlosen Zustandes muß sich damit begnügen, nach der Ursache dieses Fiaskos zu forschen, und sie ohne Rücksicht auf Person beim rechten Namen nennen und ins hellste Licht rücken.

Die weitaus größte Zahl aller tödlichen Abstürze ist darauf zurückzuführen, daß die Aeroplane das Gleichgewicht in der Längsrichtung verlieren und nach vorn überkippen, worauf sie wie ein Pfeil zu Boden schießen. Ohne Zweifel sind eine Zahl Unfälle herbeigeführt worden durch die Unzulänglichkeit der verwendeten Materialien und durch einen Mangel an technischer Erfahrung. Dafür kann niemand verantwortlich gemacht werden. Aber wenn ein Unfall nach dem anderen aus ein und demselben technischen Grunde passiert, wie es beim Vornüberkippen und Abstürzen der Fall ist, man also Erfahrung gesammelt hat, dann ist es unbegreiflich und unverantwortlich, daß man nicht auf Konstruktionen sann, welche diesen Uebelstand beseitigen. Nun könnte man sagen, daß das Nachdenken sehr schön sei, aber es kommt nicht jedermann zum Ziel. Demgegenüber sei klargestellt, daß eine Vorrichtung, welche dieses verhängnisvolle Vornüberkippen nach aller bisherigen Erfahrung wirksam verhindern muß und wird, längst erfunden ist, und daß jeder einigermaßen erfahrene Flugtechniker bei einem Blick auf die Konstruktionszeichnung sich nicht mehr im Zweifel darüber sein wird, daß diese Vorrichtung funktionieren muß.

Diese Vorrichtung ist das sogenannte Notsteuer, eine Erfindung des Chefingenieurs B. Jirotka.

Durch Artikel in der Fachpresse wurde die Erfindung bekannt gemacht. Ebenso habe ich in persönlicher Rücksprache mit Flugzeug-Konstrukteuren die Ausprobierung dieser Vorrichtung angelegentlich empfohlen,

um so mehr, da der Erfinder keinerlei Entschädigung für die Anbringung dieser Vorrichtung verlangte. Da zeigte sich nun eine höchst merkwürdige Erscheinnng : Der Bleriot-Pilot sagte, die Sache sei ausgezeichnet, aber sein Apparat kippe nie nach vornüber. Das passiere bloß beim Farman. Der Farman-Pilot sagte, die Sache sei vorzüglich, aber sein Apparat kippe nicht nach vorn über, das passiere nur beim Bleriot usw., usw. Durch das unausgesetzte Herumreiten auf Steckenpferd-Ideen, die sich schließlich zu liebgewordenen Rückständigkeiten herauswachsen, werden Sportleute, Erfinder, Konstrukteure und leitende Personen der Industrie manchmal in einen merkwürdigen Zustand versetzt. Sie werden blind für eine neue Idee, die zur Abwechslung statt durch die Türe durchs Fenster hereinkommt, und glauben sich unbedingt ablehnend verhalten zu müssen. Das sieht ungeheuer sachverständig aus ! Ist einmal einem solchen Konstrukteur oder Erfinder ein Malheur passiert, dann wird seine Einsicht meistenteils noch geringer. Er fühlt sich verpflichtet, sein Geisteskind von jeder Schuld an dem Unfall reinzuwaschen, und seinen Starrsinn kann unter Umständen der nächste Käufer seiner Maschine mit dem Leben bezahlen.

* * *

Es ist bisweilen unbegreiflich, wie Flugzeugkonstrukteure im Angesicht der grauenhaften Tatsache, daß das Vornüberkippen Opfer über Opfer fordert, in der Vereinsversammlung und am Biertisch mit behaglicher Selbstgenügsamkeit sich mit der Phrase chloroformieren : man kann mit dem H ö h e n s t e u e r das Vornüberkippen verhüten, es muß nur richtig konstruiert sein.

Lieber Leser ! Zur Aufklärung sei die Wirkung des Höhensteuers kurz erläutert. Das Höhensteuer ist eine wagerechte Fläche, die vor oder hinter dem Flugzeug angebracht ist und durch geeignete Hebel so eingestellt werden kann, daß sie der Wind bzw. die dem Flugzeug entgegenströmende Luft einmal von unten trifft (wenn man, bei vornliegendem Steuer, steigen will) und einmal von oben trifft (wenn man fallen will). Das Höhensteuer hat also eine z w e i d e u t i g e Wirkung. Ebenso wie es den Apparat vorn aufrichten kann, kann es ihn auch gelegentlich vorn herunterdrücken und zum Ueberkippen bringen. Abgesehen davon, sind es gerade die gefährlichen Lagen, in denen das Höhensteuer zumeist versagt. Versagt, w e i l e s z w e i e i n a n d e r w i d e r s p r e c h e n d e A u f g a b e n z u e r f ü l l e n h a t, was nur innerhalb kleiner Grenzen ohne Malheur möglich ist. Ebenso, wie jeder Eisenbahnzug eine Notbremse und jedes Automobil Bergstützen hat, damit es bei hoher Steigung beim Versagen des Motors und der Bremse nicht rückwärts bergab rollt, müßte ein Flugzeug für die Gefahr ein Notsteuer haben.

* * *

Als ich in einer Versammlung des Berliner Vereins für Luftschiffahrt bei einem Vortrag des Herrn Major von Parseval, welcher die Gleichgewichtsfrage bei Aeroplanen erörterte, in der Diskussion auf das Notsteuer hinwies, wurde natürlich zuerst wieder das Beruhigungsmittel ‚Höhensteuer' gebraucht, das sei da, den Apparat am Vornüberkippen zu verhindern. Ich antwortete, das sei nicht dazu da oder zum mindesten

hierfür ungeeignet, denn es hat zwei einander widersprechende Aufgaben zu erfüllen und da sei es nach alter technischer Erfahrung und nach alten technischen bewährten Grundsätzen das beste, ein besonderes Organ nur für den einen Zweck anzubringen. Darauf erwiderte Herr Major von Parseval, solche Vorrichtungen, die nur in der Not gebraucht würden, würden dann meistens nicht funktionieren, während das Höhensteuer durch seinen ständigen Gebrauch eine Garantie für seine Funktion bietet.

Hoffentlich wird Herr Major von Parseval nicht Eisenbahnminister, sonst wird er alle Notbremsen der Preußischen Staatseisenbahnen abschaffen. Dies diene zur Illustration dafür, wie sich Autoritäten gegen Neuerungen verhalten.

In der Zeitschrift ‚Die Hilfe' war mal der prächtige Satz zu lesen: ‚Alle Errungenschaften der Menschheit sind über die Leichen blamierter Autoritäten gegangen.' Dieser Spruch ist etwas radikal, aber es steckt sehr viel Wahrheit in ihm.

* * *

Man sollte meinen, die vielen Luftschiffahrtsvereine und flugtechnischen Vereine würden im Angesicht der zahllosen technischen Unfälle sich rühren. Lieber Leser! Hast du schon einmal solch eine Vereinssitzung mitgemacht, in der man in behaglichen Stühlen sitzt, sich hübsche Lichtbilder ansieht und imposante Formeln zu hören bekommt? Hast du schon den Brustton der Ueberzeugung gehört, mit dem der Flugtechniker die von ihm erkannten Gesetze der Luft auseinandersetzt? Nach dem Vortrag ein geselliges Beisammensein, entweder an lauter einzelnen kleinen Tischen, um die Eigenbrödelei noch mehr zu fördern oder an langer Tafel, wo man sich unterhält und gute Weine trinkt. Da zuckt man nur bedauernd die Achseln über die vielen Todesopfer, man ist tief erschüttert, während der Hennessy mit drei Sternen die Gurgel runterläuft, aber sie werden sich nicht allzu sehr den Kopf zerbrechen, wie dem abzuhelfen sei.

* * *

Die Flugzeugfabriken? Sie sind für Neuerungen nicht zu haben und wissen für jeden Unfall eine Ausrede.

Und nun, wie steht die deutsche Flugzeugindustrie wirtschaftlich da? Der Bericht der Berliner Handelskammer gibt Aufschluß. In ihm wird die deutsche Flugzeugindustrie als n o t l e i d e n d bezeichnet — die ‚B. Z. am Mittag' schrieb hierüber einen Artikel: ‚Was uns not tut'. Nach Ansicht des Verfassers jenes Artikels braucht die Flugzeugindustrie recht viele Aufträge und zu diesem Zwecke müsse das Militär mehr Flugzeuge anschaffen. Ich bin anderer Ansicht. Der Flugzeugindustrie tut es not, daß sie sich in der Oeffentlichkeit Vertrauen schafft, daß sie ein offenes Auge und ein gesundes Urteil sich aneignet. Es tut ihr not, daß ihre Würdenmänner persönliche Eitelkeit fallen lassen und ihre Person der Sache unterordnen, — dann werden die Aufträge schon von selbst kommen. Das Flugzeug ist ein herrliches Verkehrsmittel, aber es ist d u r c h d i e F l u g z e u g i n d u s t r i e g e r a d e z u i n V e r r u f g e k o m m e n.

Vor allem räume die Industrie mit den ‚Autoritäten' auf.

Der Inzest

Von Otto Rank

Otto Rank, der Schüler des Professors Freud, wird in wenigen Tagen ein Werk ‚Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage. Grundzüge einer Psychologie des dichterischen Schaffens' der Oeffentlichkeit übergeben.

Einen Teil dieser neuen, Urhaftes belichtenden Seelenlehre, die wagniskräftig über die schwanken Mauern der Träume steigt, in die fahlen Gärten körperlicher Wallungen zwischen Kindern und Eltern tritt,— einen Teil dieser neuen Lehre wird Otto Rank in 24 Kapiteln erhärten. (Er holt seinen Stoff aus der neuen Dichtung Europas wie aus verschollenen Märchen.)

Hier etliche, ganz bruchstückhaft herausgehobene Beispiele . . . für das Wesen einer Arbeit, welche den Wissenschafter so angeht wie den gliedernden (und zergliederten) Dichter. Unbewußtes hebt sie zum Bewußtsein. Dämmernd Vergessenes aus der Frühkinderzeit wird Mittelpunkt einer ganzen Seelenwelt.

Die Schrift wird in Leipzig und Wien, in Franz Deutickes Verlag, veröffentlicht werden.

* * *

I

In Otto Ranks Arbeit soll, wie die Einleitung sagt, ‚an einem eng umgrenzten Material der Versuch gemacht werden, auf völlig neuer Grundlage und von ungewohnten Gesichtspunkten aus, Einblicke in die innerste Struktur des Kunstwerkes und in die Bedingungen sowie in die Vorgänge des dichterischen Schaffens zu gewinnen.

Es sollen, zunächst innerhalb der Sphäre eines einzigen weitverzweigten Motivs, vornehmlich die Werke der dramatischen Dichtkunst, unbeschadet ihrer sonstigen Beziehungen, vom psychologischen Standpunkt betrachtet werden : also gleichsam von innen heraus, als rein persönliche, individuell bedingte Leistungen eines eigenartigen Seelenlebens. Das heißt aber nicht so sehr die Werke der Kunst, wie den Künstler, der sie hervorbringt, ins Auge fassen ; das heißt aber weiterhin nicht Literatur- und Kunstgeschichte, sondern Psychologie des Künstlers treiben. Diese Verlegung des Standpunktes von außen nach innen bedeutet natürlich, da sie ja nur mit Hilfe des bisher ermittelten Tatsachenmaterials und seiner wissenschaftlichen Verarbeitung möglich geworden ist, keine Ablehnung oder Herab-

setzung anderer Forschungsmethoden, sondern soll nur in extremer Weise die Besonderheit unseres Unternehmens kennzeichnen.

Diese besondere Art der Kunstbetrachtung mit all ihren Konsequenzen ist erst durch die Errungenschaften einer Psychologie ermöglicht worden, die mit der hergebrachten außer dem Namen nichts mehr gemein hat. Diese von Freud begründete und unter Teilnahme zahlreicher Anhänger und Schüler weiter ausgebaute Seelenkunde bildet die Grundlage der folgenden Untersuchungen, zu deren Verständnis der Verfasser bemüht war, die Kenntnis dieser psychologischen Vorarbeiten zwar zur Not entbehrlich, keineswegs aber überflüssig zu machen. Bringt nun schon die vorwiegend innerliche, rein individual-psychologische Betrachtungsweise eines so eminent sozialen Produktes, wie es die Kunst ist, zum großen Teil befremdende Auffassungen und Ergebnisse mit sich, so erscheint die Einstellung auf die an sich neu- und eigenartigen Gesichtspunkte der Freud schen Psychologie kaum geeignet, diesen Eindruck abzuschwächen. Denn die in dunkle Tiefen des unbewußten Geschehens dringende Seelenforschung Freuds führt, bis ins Triebleben hinab, zu den letzten Wurzeln menschlichen Tuns und Denkens, deren Aufdeckung keineswegs dazu beiträgt, die allgemein verbreitete Ansicht von der Erhabenheit der menschlichen Natur und der Göttlichkeit des Künstlers zu bestätigen.

... So eindringlich und vielfach unserer Untersuchung dieWege nach dem Traumland, den Phantasiebildungen und dem erotischen Erleben als Vorbild und Quellen des dichterischen Schaffens auch gewiesen wurden, so sind doch die Pfade, die wir einschlagen, insofern noch unbeschritten, als trotz so manchem wertvollen Fingerzeig alter und neuer Dichter und Denker die Mittel dazu bisher gemangelt hatten. Zwar wurde der Einfluß der Sexualität auf die Phantasietätigkeit, den auch Behaghel streift, nach Löwenfeld von einer Reihe bedeutender Forscher hervorgehoben, doch hat erst die psychoanalytische Forschung mit ihrer vollen Würdigung aller — insbesondere der unbewußten — Quellen, Aeußerungen und Folgen der in ihrem ganzen Umfange betrachteten Sexualtriebe ein tieferes Verständnis dieser Beziehung angebahnt. So ahnt uns bereits heute ein äußerst intimer und bedeutungsvoller Zusammenhang zwischen den am Aufbau der dichterischen Phantasieprodukte zunächst beteiligten unbewußten Phantasien und denjenigen Gestaltungen der Einbildungskraft, die in einer früheren Lebensperiode dem sexuell und intellektuell frühreifen Individuum

zunächst zur autoerotischen Befriedigung, dann zur Einbeziehung geliebter Personen der Umgebung in dieselbe und schließlich zum Uebergang ins normale Liebesleben verhelfen. Mit der Ueberwindung der Autoerotik und der heterosexuellen Einstellung werden diese Phantasien ins Unbewußte verdrängt, von wo aus sie dann unter geeigneten Bedingungen ihre Wirkung als Traumerreger, als Symptombildner sowie als schöpferisches Element des künstlerischen Gestaltens entfalten können. Und wir müssen es im Sinne unseres Themas als hochbedeutsam einschätzen, daß diese ersten und nachhaltigsten erotischen Phantasiebildungen des frühen Kindes- und des späteren Pubertätsalters hauptsächlich die vom Kind am meisten geliebten, aber von der Kultur als Sexualobjekte verbotenen Eltern und Geschwister zum Ziele ihrer Befriedigung nehmen.

Aehnlich verhält es sich mit der Beziehung der poetischen Produktion zu unseren nächtlichen Traumschöpfungen und den sonderbaren Halluzinationserscheinungen mancher Geisteskranker. Daß alle diese Produktionen irgendwie verwandt und irgendwo eine gemeinsame Wurzel haben, ist seit den ältesten Zeiten von den Künstlern selbst, den Philosophen und nicht zum wenigsten von den Laien immer wieder ausgesprochen worden, aber eigentlich bisher immer nur — wie selbst noch in Nietzsches ‚Geburt der Tragödie' — ein schönes und gewiß zutreffendes Gleichnis geblieben. Auf Grund unserer besseren psychoanalytischen Einsicht in die psychischen Mechanismen sowie den Sinn und Gehalt der Traum-, Symptom- und Wahnbildung, ist es uns möglich geworden, mit dieser Parallelisierung wirklich Ernst zu machen und uns der Hoffnung hinzugeben, daß wir auf Grund unserer vertieften Kenntnis der verwandten Phänomene auch in das Geheimnis der unbewußten künstlerischen Produktion werden einzudringen vermögen. Aus unbewußtem Inhalt, Tendenz und Ursache der Traum- und Neurosenbildung können wir mit Sicherheit erkennen, daß auch der Künstler sich in seinem Werke eine zum Teil verhüllte Erfüllung seiner geheimsten Wünsche schafft und daß er dazu, ähnlich wie der Träumer und der Neurotiker, von seinen längst verdrängten, aber im Unbewußten mächtig fortwirkenden infantilen Triebregungen und erotischen Einstellungen unwiderstehlich genötigt wird.

... (Wesentlich ist), daß die psychoanalytischen Forschungen Freuds und seiner Schule immer eindeutiger zu der Erkenntnis

hingedrängt haben, daß die Inzestphantasie nicht nur den ‚Kernkomplex der Neurose' und wie die Untersuchungen der Züricher Schule zu versprechen scheinen, auch mancher Psychosen (Paraphrenie Freuds = Dementia praecox Kraepelins) darstelle, sondern auch im unbewußten Seelenleben des Normalen dominiert und seine soziale und erotische Einstellung im Leben entscheidend bestimmt. Unsere Untersuchung wird uns zu der Erkenntnis führen, daß die Inzestphantasie auch im Seelenleben des Dichters von überragender Bedeutung ist. Es hat darum seine tiefe Berechtigung, daß wir gerade an diesem Thema die ‚Grundzüge einer Psychologie des dichterischen Schaffens' entwickeln dürfen und gerade daran paradigmatisch den Prozeß der poetischen Produktion in seiner charakteristischen Aehnlichkeit und Unterscheidung von der normalen Traumarbeit, der neurotischen Symptombildung und der paraphrenen Gemütsstörung aufzuzeigen bemüht sind. Ein rein äußerer Ausdruck für die Bedeutung des Inzestkomplexes im Seelenleben der Dichter ist die durch die Fülle unseres Materials reichlich belegte Tatsache, daß fast alle bedeutenden Dichter der Weltliteratur das Thema mit einer bei den Neurotikern vergebens gesuchten Offenheit behandelt haben, die nur durch eine Reihe typischer und leicht zu durchschauender Verhüllungen sowie durch die Wendung vom Infantil-lustvollen ins Tragisch-schuldvolle der neurotischen Verdrängung angenähert und so vor der Anstößigkeit bewahrt erscheint. Wie wir aber in der Neurose die am weitesten gehenden Entstellungen der ursprünglich infantilen psychischen Konstellation erkannt haben, so mußten wir neben den offenkundigen, mit Ekel und Abscheu erlebten Inzestträumen normaler Erwachsener eine weitaus größere Anzahl streng verhüllter Inzestträume (die sogenannten ‚verkappten' und ‚heuchlerischen') berücksichtigen und werden durch eingehende Betrachtungen auch genötigt, neben der großen Zahl offenkundiger und teilweise verhüllter dichterisch eingekleideter Inzestphantasien eine noch größere Anzahl gänzlich entstellter anzuerkennen.

Der allgemeinen, zunächst auf die Festlegung der wichtigsten Umrißlinien gerichteten Tendenz des Buches entsprechend wurde die Untersuchung auf die noch mit Sicherheit zu agnoszierenden Gestaltungen des Inzestmotivs in seinen verschiedenen Einkleidungen und Abwandlungsformen eingeschränkt. Dabei ergab sich die überraschende Tatsache der Ubiquität des Inzestmotivs bei den bedeutendsten Dichtern der Weltliteratur und der durchgängigen Uebereinstimmung gewisser als typisch anzusehender Formationen innerhalb dieses Motivs. Weiterhin verzeichnen wir das prinzipiell wichtige Ergebnis, daß

diese typisch wiederkehrenden Gestaltungen der dichterischen Phantasietätigkeit keineswegs, wie man bisher annahm, vornehmlich auf bewußte Entlehnung oder Nachahmung, auch nicht auf literarische Einflüsse zurückgehen müssen. Sie scheinen vielmehr ihre überwiegende Begründung in einer sozusagen gleichmäßigen seelischen Verfassung der Dichter zu haben, aus der sich — oft nur unterstützt von äußeren Einflüssen — mit Notwendigkeit eine gewisse Gleichförmigkeit ihrer Produktionen ergibt. Man hat dem Vorhandensein solcher nicht auf literarische Einflüsse reduzierbarer, regelmäßig wiederkehrender Motive durch Einführung des unbestimmten Begriffes ‚dichterisches Gemeingut' Genüge zu leisten geglaubt, ohne auch nur den Versuch zu unternehmen, die gemeinsame Quelle dieser verwandten dichterischen Leistungen im Seelenleben der Künstler selbst zu erschließen.

Man wird zunächst die Berechtigung bestreiten, vom Stoff der Dichtung auf das Seelenleben des Dichters zurückzuschließen; man wird die beliebte Anschauung ins Treffen führen, gewisse Motive und Themata seien als wirksame dramatische Requisite, als theatralisch erprobte Stoffe, von den Dramatikern aller Zeiten mit Vorliebe aufgegriffen und bearbeitet worden, — ohne zu bedenken, daß mit dem Hinweis auf diese allgemein gültige und durchgreifende Wirksamkeit das Problem nur von der Individual- in die Massenpsychologie verschoben und damit noch ein wenig unzugänglicher geworden ist. Derartige Einwendungen durch Polemik erledigen zu wollen, wäre ebenso abgeschmackt wie unwirksam. Die gesicherten Ergebnisse der Traum- und Neurosenforschung berechtigen, ja nötigen uns dazu, jede ‚Zufälligkeit' und ‚Aeußerlichkeit' im Seelenleben — so gut wie sonst in der Natur — auszuschließen und jedes seelische Geschehen als gesetzmäßige, streng in unbewußten Vorgängen begründete Folge der gesamten psychischen Konstellation anzusehen.

* * *

Rank spricht über die individuellen Wurzeln der Inzestphantasie. Hier findet man das Motto:

> ‚Wäre der kleine Wilde sich selbst überlassen, und . . . vereinigte mit der geringen Vernunft des Kindes in der Wiege die Gewalt der Leidenschaften des Mannes von dreißig Jahren, so bräch' er seinem Vater den Hals und entehrte seine Mutter.'
>
> Diderot (Rameaus Neffe, übers. v. Goethe).

In der ‚Traumdeutung' (1900) hat Freud zum erstenmal auf den regelmäßigen sexuellen Einschlag im Verhältnis des Kindes zu seinen Eltern hingewiesen: auf die frühzeitig

erwachende erotische Neigung des Kindes zum andersgeschlechtlichen Teil der Eltern und auf die daraus entspringende eifersüchtige Abneigung gegen den gleichgeschlechtlichen Elternteil und diese Tatsache zur Deutung der beiden typischen Träume Erwachsener herangezogen, in denen diese später verdrängten und unbewußt gewordenen Regungen der Kinderseele im Traumbild vom Tode des Vaters und der geschlechtlichen Vereinigung mit der Mutter restlose Erfüllung finden. Aus dem häufigen Vorkommen dieser beiden Träume bei vielen erwachsenen Personen muß man nach den psychologischen Gesetzen der Traumbildung schließen, daß diese inzestuösen Regungen bei den meisten Menschen in der Kindheit aktuell gewesen seien. ‚Mit einer alle Zweifel ausschließenden Sicherheit bestätigt sich diese Vermutung für die Psychoneurotiker bei den mit ihnen vorgenommenen Analysen' (Traumdeutung, 2. Aufl., 182), die zum Zwecke der Heilung ihrer Beschwerden unternommen werden. Freud sagt darüber in der Traumdeutung (S. 180) weiter: ‚Nach meinen bereits zahlreichen Erfahrungen spielen die Eltern im Kinderseelenleben aller späteren Psychoneurotiker die Hauptrolle und Verliebtheit gegen den einen, Haß gegen den anderen Teil des Elternpaares gehören zum eisernen Bestand des in jener Zeit gebildeten und für die Symptomatik der späteren Neurose so bedeutsamen Materials an psychischen Regungen. Ich glaube aber nicht, daß die Psychoneurotiker sich hierin von anderen normal verbleibenden Menschenkindern scharf sondern, indem sie absolut Neues und ihnen Eigentümliches zu schaffen vermögen. Es ist bei weitem wahrscheinlicher und wird durch gelegentliche Beobachtungen an normalen Kindern unterstützt, daß sie auch mit diesen verliebten und feindseligen Wünschen gegen ihre Eltern uns nur durch die Vergrößerung kenntlich machen, was minder deutlich und weniger intensiv in der Seele der meisten Kinder vorgeht.' Diese vor mehr als einem Jahrzehnt geäußerte Vermutung Freuds ist seither durch weitere Forschungen in der glänzendsten Weise bestätigt worden. Namentlich Freud selbst war es vergönnt, in seiner ‚Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben seine aus den Untersuchungen erwaschener Personen gewonnene Kenntnis des infantilen Seelenlebens an einem Kinde selbst auf ihre Richtigkeit prüfen zu können.

Müssen wir uns schon bei der Beurteilung dieser durch kein Benehmen der Eltern vermeidlichen eifersüchtigen Regungen des Kindes gegen den gleichgeschlechtlichen Elternteil hüten, dem Kinde das Denken und Fühlen des Erwachsenen unterzu-

schieben, so erfordert das Verständnis der Liebesbeziehung des Kindes zum andersgeschlechtlichen Elternteil ein völliges Absehen vor dem uns geläufigen Begriff des sexuellen Begehrens mit der Vorstellung eines bestimmten Zieles. Diese Verliebtheit des Kindes können wir uns, obwohl sie fast alle psychischen Charaktere des gleichen Zustandes bei Erwachsenen darbietet, nicht subtil genug vorstellen. Vor allem mangelt ihr ja der bewußte Charakter, dessen überwiegender Anteil die Verliebtheit des Erwachsenen auszeichnet: die erotische Neigung des Kindes zu Vater oder Mutter ist unbewußt, sie verbirgt sich hinter der bewußterweise erlaubten, ja geforderten Elternliebe. Damit verliert sie aber alles Befremdende und Anstößige, was sie sogleich wieder darbietet, wenn wir versuchen, uns auch ihre unbewußte erotische Fortsetzung bewußterweise vorzustellen. Man muß sich daher stets gegenwärtig halten, daß wir bei unseren Untersuchungen, in ähnlicher Lage wie der Dichter selbst, fortwährend genötigt sind, die wirklichen Verhältnisse zu vergröbern und zu übertreiben, um sie überhaupt wahrnehmbar und faßbar zu machen, daß wir also eine Art seelischer Mikroskopie treiben und niemals vergessen dürfen, die unverhältnismäßig vergrößerten Details, nachdem wir sie richtig erkannt haben, wieder in den großen Zusammenhang des gesamten seelischen Geschehens einzufügen. Ein großer Teil der Befremdung, die unsere Ausführungen bei manchem Leser erwecken werden, hat darin ihren Grund, daß diese Reduktion auf die wirklichen Verhältnisse im Rahmen dieser Arbeit nicht immer möglich ist und es daher den Anschein gewinnen könnte, als überschätzten wir die Bedeutung eines einzelnen seelichen Komplexes in unverhältnismäßiger Weise.

Ueber die befremdliche Herkunft der Liebesbeziehung des Kindes zum andersgeschlechtlichen Elternteil äußert sich Freud mit ziemlicher Zurückhaltung in seinem ‚Bruchstück einer Hysterieanalyse': ‚Solche unbewußte, an ihren abnormen Konsequenzen kenntliche Liebesbeziehungen zwischen Vater und Tochter, Mutter und Sohn habe ich als Auffrischung infantiler Empfindungskeime auffassen gelernt . . . Diese frühzeitige Neigung der Tochter zum Vater, des Sohnes zur Mutter, von der sich wahrscheinlich bei den meisten Menschen eine deutliche Spur findet, muß bei den konstitutionell zur Neurose bestimmten, frühreifen und nach Liebe hungrigen Kindern schon anfänglich intensiver angenommen werden. Es kommen dann gewisse, hier nicht zu besprechende Einflüsse zur Geltung, welche die rudimentäre Liebesregung fixieren oder so verstärken, daß noch in den Kinderjahren oder erst zur Zeit der Pubertät

etwas aus ihr wird, was einer sexuellen Neigung gleichzustellen ist und was, wie diese, die Libido für sich in Anspruch nimmt. Das hierfür entscheidende Moment ist wohl das frühzeitige Auftreten echter Genitalsensationen, sei es spontaner oder durch Verführung und Masturbation hervorgerufener.' — Bei psychologischer Beobachtung des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern gewinnt man den Eindruck, daß in sehr vielen Fällen die Eltern selbst es sind, die in unabsichtlicher Weise ihre Kinder durch maßlose Verzärtelung und auffällige Bevorzugung in dieser vielleicht nur andeutungsweise vorhandenen Oedipus-Einstellung bestärken und fixieren. Ja, wenn man sieht, wie der junge Vater sein kleines Töchterlein mit allen dem erwachsenen Liebesleben angehörigen Zärtlichkeiten bedenkt und wie die Mutter ihren Sohn oft bis in die Jahre der Reife in unzweideutiger Weise wie ihren Liebhaber (lediglich mit gehemmtem Sexualziel) behandelt, so muß man sagen, daß dem ausgeprägten Inzestkomplex des Kindes in der Regel ein ebensolcher der Eltern gegenübersteht.

Keinem vorurteilslosen Beobachter kann es entgehen, daß Liebe und Haß des Kindes seinen Eltern gegenüber von diesen in ähnlicher Weise erwidert werden. Wie sich jedoch diese Empfindungen beim Kinde je nach dem Grade seiner psychischen Veranlagung und der Art der Milieueinwirkung als leichte Vorliebe oder Abneigung, in extremen Fällen aber als erotische Verliebtheit und tödlicher Haß äußern, so kann auch das Verhalten der Eltern sich in ähnlicher Weise verschärfen oder mildern. Wie nämlich die erwachenden erotischen Regungen des Kindes sich in der Regel dem andersgeschlechtlichen Teil der Eltern zuwenden, so klammern sich die unerwiderten oder abnehmenden erotischen Bedürfnisse des betreffenden Elternteils an das Kind, von dem sie gleichsam eine Wiederbelebung und Befriedigung erhoffen. Und wie die ersten feindseligen Impulse des Kindes sich gegen den gleichgeschlechtlichen Teil der Eltern richten, so ist es begreiflich, daß in diesem Elternteil eine Abneigung gegen das Kind erwachen wird, welches ihn der Liebe des anderen Teiles zu berauben sucht. Es sind unverkennbar neidische Regungen der jungen, erwachenden Sexualität gegenüber, die diese meist unbewußte, manchmal aber auch bewußte Abneigung der Eltern gegen ihre gleichgeschlechtlichen Kinder entfachen, sowie anderseits wieder ähnliche Neidgefühle des Kindes der erwachsenen vollwertigen Sexualität gegenüber den Haß gegen den gleichgeschlechtlichen Elternteil mit bestimmen.

Die Komplikation dieser Verhältnisse wird noch gesteigert durch die Erfahrung, daß eine intensivere Gefühlseinstellung

zweier Menschen zueinander fast niemals eine lediglich einseitige ist, sondern daß eine starke Liebe in der Regel von einer leisen Spur unbewußter Abneigung unterströmt ist, wie sich oft genug ein übermäßiger Haß als psychische Reaktion (Affektverwandlung) einer unterdrückten heftigen Zuneigung erweist. Besonders die Psychoneurotiker machen uns mit ihren übertriebenen Affektäußerungen auf diese von Bleuler als ‚ambivalent' bezeichneten psychischen Einstellungen aufmerksam. So ist die Hysterika Freuds zu verstehen, die um ihre Mutter eine so zärtliche Besorgnis äußert, daß sie immer bei ihr bleiben möchte und von überall in ängstlicher Teilnahme nach Hause eilt, um sich zu überzeugen, daß der Mutter nichts geschen sei. Die Analyse deckt diese scheinbar liebevollste Anhänglichkeit als Reaktion eines in der Kindheit gegen die Mutter gerichteten Todeswunsches auf, von dem die Patientin heute stets befürchtet, daß er in Erfüllung gehen könnte, wie sie es seinerzeit gewünscht hatte.

* * *

Nicht immer also sind die psychologischen Beziehungen in dem Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, und weiterhin zweier Menschen überhaupt, so einfache. Statt der bis jetzt allgemein angenommenen Neigung zwischen andersgeschlechtlichem Elternteil und Kind kann auch der Haß uns in diesem Verhältnis plötzlich überraschen. Zur Aufklärung dieses unerwarteten Verhaltens leitet uns das Ergebnis der Freudschen Neurosenpsychologie, daß jeder psychische Effekt auf zwei verschiedene Arten entstanden sein kann: entweder direkt oder durch Reaktion. Obwohl seine Herkunft im allgemeinen nicht offensichtlich ist, so verrät doch besonders der Haßaffekt an unscheinbaren Anzeichen und noch mehr an seinen Konsequenzen schon den einigermaßen geübten Beobachter seine Quelle. Der Psychoanalyse ist es dann immer leicht, hinter solchen auffälligen Abneigungen oder Haßimpulsen regelmäßig die ursprüngliche Liebesregung aufzudecken, als deren Abwehr (Verdrängung) sich der übermächtige Haß enthüllt. Liebe und Haß sind psychologisch nicht nur sehr verwandt, sondern man ist im Hinblick auf gewisse Ergebnisse der Psychoanalyse genötigt, sie als identischen Affekt anzusehen, dessen Vorstellungsinhalt sich nur ändert, als ein und dasselbe Gefühl, das einmal mit positivem, ein andermal mit negativem Vorzeichen erscheint. Eine Brücke zu dieser Transponierung ist die Eifersucht. So ist es z. B. leicht begreiflich, daß die mit dem Heranreifen des Sohnes sich steigernde Neigung der Mutter (für das Verhältnis von Vater und Tochter gelten ähnliche Bedingungen) beim Sohne im selben Verhältnis, mit zunehmendem Alter der Mutter, abnimmt, und daß seine Liebschaften oder Heiratspläne die unbewußte Hoffnung der Mutter

gleichsam vernichten. Ihr intensiver Widerstand gegen eine Ehe ihres Sohnes (wie beim Vater gegen die Verheiratung der Tochter), der sich dann in der gefürchteten Weise auf das neue Schwiegerkind überträgt, entstammt eigentlich der Liebe zum eigenen Kind, dessen ‚Untreue' nie verziehen und dessen Eheleben nun aus lauter verdrängter Liebe durch den Schwiegermutter-Haß verbittert wird. Diese Auffassung des selbständigen Ehelebens der Kinder im Sinne einer entdeckten Untreue gegen die Person der Eltern entstammt aber selbst wieder dem infantilen Vorstellungsleben, welches die Entdeckung des Geschlechtsverkehrs als Untreue empfindet.

Die erwähnte Ambivalenz unserer Gefühlseinstellungen, von der wir uns unser Leben lang nicht freimachen können, äußert sich zuerst und am intensivsten im Verhältns zu den Eltern, die ja wohl beide ursprünglich geliebt werden. Kehrt sich dann infolge der Oedipus-Einstellung die gegen den gleichgeschlechtlichen Elternteil bisher latent gewesene Abneigung voll hervor, so muß der dadurch aktuell gewordene Widerstreit der Gefühle zu den ersten ‚Konflikten der kindlichen Seele' Anlaß geben, in denen bereits, wie vereinzelte Kinderanalysen gezeigt haben, alle später zur Neurose führenden Konstellationen gegeben sind.

Das von F r e u d für den einseitig voll ausgepärgten Oedipus-Komplex gefundene frühzeitige Auftreten echter Genitalsensationen im Gefolge entsprechender elterlicher Zärtlichkeiten ist wahrscheinlich konstitutionell prädisponiert, wie ja auch ‚in der Sexualkonstitution des kleinen Hans die Genitalzone von vornherein die am intensivsten lustbetonte unter den erogenen Zonen ist'. Von der weiteren Entwicklung der konstitutionell gegebenen Genitalzone und von ihrem Verhältnis zu den anderen erogenen Zonen hängt dann das weitere Schicksal der Libido und damit des ganzen Menschen ab. Von den Künstlern, zu denen ich neben dem Musiker und dem bildenden Künstler auch den Philosophen, den Religionsstifter und den Mythenbildner rechne, ist es vor allem der Dichter und insbesondere der Dramatiker, der uns durch das Medium der Sprache hinter verhältnismäßig leichter Verhüllung seine heimlichsten Empfindungen offenbart und dadurch unsere eigenen gleichgestimmten nur weniger intensiven Regungen zu einem kurzen Scheinleben erweckt. Auch waren es ja von jeher die Dichter, die uns auf dem Wege unbewußter Seelenbekenntnisse die tiefsten Einblicke in das menschliche Seelenleben gewährten und F r e u d konnte an der Analyse einer modernen Dichtung zeigen, wie diese vom Dichter unbewußt erfaßten und sinnfällig dargestellten seelischen Erfahrungen mit den durch bewußte wissenschaftliche Arbeit ermittelten psychologischen Erkenntnissen übereinstimmen. Ist so die unbewußte Darstellung und nicht die bewußte Zergliederung der Weg, auf

dem der Dichter sich von den seelischen Konflikten befreit, so ist auch seine bewußte Seelenkenntnis und vor allem die Freimütigkeit, fast möchte man sagen Schamlosigkeit, mit der er sie gelegenlich offenbart, nicht gering anzuschlagen. So sind auch die Inzestregungen von einzelnen neueren Dichtern mehr oder minder bewußt erkannt und ausgesprochen worden.

* * *

Stendhal, der tiefe Kenner aller menschlichen Leidenschaften, schreibt in seinen Bekenntnissen eines Egoisten: ‚Ich war immer in meine Mutter verliebt. Ich wollte meine Mutter immer küssen und wünschte daß es keine Kleider gäbe. Sie liebte mich leidenschaftlich und schloß mich oft in ihre Arme. Ich küßte sie mit so viel Feuer, daß sie gewissermaßen verpflichtet war, davonzugehen. Ich verabscheute meinen Vater, wenn er dazukam und unsere Küsse unterbrach. Ich wollte sie ihr immer auf die Brust geben. Man geruhe sich zu vergegenwärtigen, daß ich sie verlor, als ich kaum sieben Jahre alt war. Sie starb in der Blüte und Schönheit ihrer Jugned. So habe ich vor 45 Jahren das verloren, was ich am meisten auf Erden geliebt habe.' Aehnlich schreibt Baudelaire (Briefe von 1841—1866, Verlag Bruns, Minden, S. 204): ‚Was liebt das Kind so leidenschaftlich in seiner Mutter, in seiner Wärterin, in seiner Lieblingsschwester? Ist es einfach nur das Wesen, das es nährt, kämmt, wäscht und wiegt? Es ist auch die Zärtlichkeit und die sinnliche Wollust. Dem Kinde wird diese Zärtlichkeit ohne Wissen der Frau durch ihre ganze weibliche Anmut offenbar.'

* * *

Wir wollen die nachhaltigen und bestimmenden Wirkungen aufzeigen, welche diese bei allen Menschen in der Kindheit aktuellen, später verdrängten, unbewußt gewordenen Gefühlsregungen auf das Leben und Schaffen des Künstlers ausüben. Ja, wir bemühen uns zu erweisen, daß eine ganz bestimmte, im Hinblick auf die normale Entwicklung als mißglückt zu bezeichnende Verdrängung dieser Regungen die Vorbedingung für ihre spätere so hochwertige Sublimierung und damit für die Entfaltung dichterischer Fähigkeiten ist. Denn bei normaler Entwicklung erfahren alle diese mannigfaltigen infantilen Sexualregungen eine vollständige Umarbeitung im Sinne des kulturell Gestatteten und Geforderten, so daß sie ihren ursprünglichen Charakter fast gänzlich verlieren. Vertiefter psychologischer Forschung gelingt es aber regelmäßig, ihn wieder aufzudecken. Nach den früheren Ausführungen wird es uns nicht wundern, diese speziellen Charaktere, die das reale Liebesleben der unter der Herrschaft des Inzestkomplexes stehenden Menschen vereinzelt

aufweist, in den großartigen Phantasiegebilden der Dichter vollzählig und in ihrer schärfsten Ausprägung wiederzufinden. Ist doch der Dichter durch keinerlei Rücksicht auf die realen Verhältnisse genötigt, seine maßlosen, aus der Kinderzeit lebendig gebliebenen Wünsche auf das Maß des Erreichbaren zu reduzieren und sich ihre restlose Erfüllung in der Phantasie zu versagen. Den Psychoneurotiker dagegen hindern daran die mächtigen Abwehrregungen, welche sich gegen diese im Laufe der Reife verstärkten und darum als verwerflich empfundenen Begierden erheben : ein Konflikt, der schließlich zur Neurose führt. Der normal verlaufenden Entwicklung allein ist es gegeben, die Erinnerung an diese urzeitlichen Kinderwünsche zu verwischen und ihre lebendig gebliebene Affektintensität mit den kulturell gebotenen Befriedigungsmöglichkeiten in Einklang zu bringen. Daß dies fast nie völlig gelingt, lehren die Träume Normaler, in denen hinter dem unvollkommen befriedigten aktuellen Wünschen zeitweilig die alten Kindergelüste Befriedigung heischend auftauchen.

Wie nun Freud die Träume des einzelnen als nachträgliche verhüllte Realisierung infantiler Wunschregungen verständlich machte, so hat er das Phänomen des Träumens als Wiederbelebung des Kinderseelenlebens der Menschheit auffassen gelehrt: ‚In das Nachtleben scheint verbannt, was einst im Wachen herrschte, als das psychische Leben noch jung und untüchtig war . . . Das Träumen ist ein Stück des überwundenen Kinderseelenlebens' (Traumdtg. S. 349). Und so ist auch unzweifelhaft, daß in den Inzestträumen der heutigen Menschen die alte Familieninzucht weiterlebt, die sicher einmal real war. So heißt es bei Westermarck: ‚Wie bei den übrigen Tieren, gab es gewiß auch bei den Vorfahren der Menschen eine Zeit, in welcher Blutsverwandschaft kein Hindernis des Geschlechtsverkehrs bildete.'

Neue Malerei

(Aus einem Brief)

Die Frage ‚Was ist mit dem Picasso . . . . van Gogh und Cézanne', setzt die wesentlich modernsten Erscheinungen in Beziehung, läßt verwandte Ziele erraten, macht den Zweifel an unseren Modernen zum Index aller jeweils neuen, bedeutenden Werte und gibt unserer Art den richtigen Rang.

Das Verhältnis zu van Gogh und Cézanne erklärt sich aus den treibenden Kräften ihres Wesens. Sie allein konnten die Möglichkeit geben, sich vor dem Fluche zu schützen, direkte Nachkommen der Impressionisten zu sein.

Denn diese hatten alles ihnen Erreichbare verbraucht, ihr Postulat „fête pour les yeux', (bekanntlich das Höchste) in letzter Vollendung erfüllt. Sie hatten den Talentfundus, die Stoßkraft der neuen Zeit, erschöpft

und so, in ihrem illusorischen Erbe, unsere geschwächten Instinkte gänzlicher Ratlosigkeit überlassen.

Aber was an Talent fehlt, kann Wille ersetzen, was an Instinkt, Geschmack. Van Gogh und Cézanne verbürgen diese Zuversicht . . .

Der eine, der in den stürmischen Fluten einer Kulturumwälzung seine nicht sehr originale Natur versinken gefühlt und nun das, was ihn tragen kann, mit verzweifelter Kraft, religiöser Inbrunst zu einem lecken, zerfallenden Gefährt zusammenschlägt, in ihm uns zu erschütternden Ausblicken einer in Glut und Sturm versinkenden Sonne führt. Die Agonie des Christentums.

Cézanne, die stärkste originale Begabung der Malerei des 19ten Jahrhunderts, hat ein ganz primäres Verhältnis zur Materie, mit fast unmenschlicher Folgerichtigkeit auf die Vergeistigung seiner abstrakten Gabe hinarbeitend.

Trance des Willens bei dem einen, dann, radikalste Konsequenz eines dekorativen Instinkts. Zwei Eigenschaften, die zu allen Zeiten das Betriebskapital einer bankrott geborenen, aber ehrlich abstrakt strebenden Generation sein werden . . .

* * *

Cézanne sucht die Fülle eines überreichen Naturempfindens in wenige rhythmische Flächen und Flecke dekorativ zusammenzuziehen.

Van Gogh rang um die Plastik seines innersten Wesens. Wir arbeiten nach originalem Ausdruck. Der prinzipielle Unterschied ist: sie hatten letzten Endes Natur im Sinne, wenn sie malten. ‚Die können wir nicht geben.' ‚Die Gegenstände sind Farbträger.' (Pechstein.)

‚Aber was ist mit dem Picasso?' Was mit allen andern? Wer hätte beim Genuß die Gewißheit, nicht seine edelsten Organe schwer zu schädigen? Und wo findet man die leiseste Garantie für die Legitimität seiner Freuden? Nicht lange mehr, so wird Rembrandt oder Rubens für eine geriebene Mache französischer Kunsthändler erklärt und man steht beschämt, es nicht schon längst gemerkt zu haben.

* * *

Wenn die Theorien einen Maßstab für das Werk böten, wären wir unanfechtbar. Doch hat häufig theoretisches Gefasel unsterbliche Werke begleitet, so daß man weder an die Logik appellieren, noch Seelenfrieden von ihr erwarten darf.

Mindestens ebenso unsicher ist, die Bildfläche an sich nach ästhetischen Gesetzen und Erkenntnissen zu beurteilen. Der Fall Greco erweist eine solche Dehnbarkeit unserer Kunsturteile, daß selbst dem trainiertesten Blick die Sicherheit geraubt wird — wie der Glaube an die Möglichkeit, etwas Ästhetisches objektiv zu erfassen und davon zu überzeugen.

Jedoch ein winziges Fleckchen blieb, auf dem sich alle treffen und vielleicht verständigen können: das Menschliche . . .

Man läuft Gefahr, ein ‚Vor-Urteil' zu fällen, wenn man aus dem Vermissen aller menschlichen Werte dieser Kunst ihr Wesen bestimmen will . . .

Dresden. Fritz Th. Schulte, Architekt

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9, zu richten

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Ein Gelehrten-Urteil. Ich halte das Fachinger Wasser (Königl. Fachingen) für eines der hervorragendsten natürlichen Mineralwässer, die wir besitzen. Dr. med. und phil. N. N.

Erfahrung am eigenen Körper. Ich habe das natürliche Fachinger (Königl. Fachingen) seit langem schätzen gelernt. Im besonderen muß ich seine günstige Wirkung bei Magen- und Nierenleiden, wie ich an mir selbst und in meiner Familie zu erfahren Gelegenheit hatte, rühmend hervorheben. Dr. med. N. N., Marine-Oberstabsarzt.

Ein Oberstabsarzt äußerte sich über das natürliche Mineralwasser ‚Königl. Fachingen' wie folgt: ‚Ich kann ohne dies heilsame Getränk kaum existieren.' —

Ein weltberühmter Spezialist schrieb: ‚Die Empfehlung des Fachinger Wassers (Königl. Fachingen) macht jedem Arzt Ehre.'

Nicht mehr entbehren. ... Ich teile Ihnen gerne mit, daß ich alle dem Wasser nachgerühmten Eigenschaften voll und ganz bestätigen kann. Ich möchte dasselbe nicht mehr entbehren. Dr. med. N. N.

Trotz aller Konkurrenz bleibt das Fachinger Wasser (Königl. Fachingen) das wertvollste Getränk seiner Art.
San.-Rat Dr. med. N. N.

Nach meiner Ueberzeugung. Fachinger (Königl. Fachingen) ist nach meiner Ueberzeugung das beste Mineralwasser unter den rein alkalischen Quellen und mir fast unentbehrlich geworden.
Dr. med. N. N.

Der größte Erfolg. Ich kann Ihnen versichern, daß das Fachinger Wasser (Königl. Fachingen), am rechten Platze angewandt, von allen Wässern den größten Erfolg erzielen läßt. Dr. med. N. N.

NEUE
GRAPHISCHE ARBEITEN
VON MAX LIEBERMANN

ZWÖLF RADIERUNGEN UND
DREI LITHOGRAPHIEN

Ausführlicher illustrierter Prospekt mit Abbildung sämtlicher Blätter und dem genauen Katalog ist erschienen und kostenlos zu haben

VERLAG VON PAUL CASSIRER * BERLIN W. 10

VERLAG VON PAUL CASSIRER / BERLIN W. 10

Soeben erschien:

Bernhard Kellermann

SASSA YO YASSA

Japanische Tänze

Mit vielen Illustrationen, davon sechs mehrfarbigen und sechs schwarzen Lichtdrucken nach Zeichnungen von Karl Walser

3. Tausend

Preis 7 Mark 50 Pfg., Vorzugsausgabe auf Bütten 30 Mark

AUS DEN BESPRECHUNGEN:

Die „japanischen Tänze" sind eine ganz reizende Gabe, äusserlich in ihrer geschmackvollen Ausstattung, innerlich durch das, was uns Kellermann in diesem Abschnitt aus dem japanischen Volksleben bietet ... Entzückend sind die Zeichnungen von Walser, wahre kleine Kabinettstücke und dabei überraschend naturgetreu.
FRANKFURTER ZEITUNG.

Man kann es begreifen, wie dieses Stück künstlerischen Lebens in Japan es Kellermann angetan hat, wie es ihn verlockt hat, das Schweben der schlanken Mädchen, das Vibrieren des Fächers zu sehen, die Trommel zu hören und die kleinen drolligen Schreie der Tänzerinnen. Er nennt die Japaner geradezu ein Volk von Tänzern. Karl Walser hat das Bändchen mit delikaten Zeichnungen geschmückt. Mit einem Wort: ein wunderhübsches Geschenkwerk.
BERLINER TAGEBLATT.

Das ist ein kleines entzückendes Buch, das nicht in einer Bibliothek neben vielen anderen Büchern stehen darf; sondern auf einem zierlichen Tisch als ein wertvolles kleines Bibelot. Die technische Ausführung ist ein Meisterwerk der Buchkunst. Dann sind hier einige Studien von Karl Walser, Tuschzeichnungen und Aquarelle, trefflich in Lichtdruck und Aetzungen produziert; überaus graziöse Bildnisse japanischer Tänzerinnen, mit zarten und klingenden Bewegungen, wie sie die Füsse leise heben, die kleinen Hände spielen lassen in diesen harmonischen, weichen Tänzen. Diese Bilder wirken wie graphische Melodien, und ihre Rhythmen sind voll einer leisen und doch warmen Anmut. Und dann ist noch da der Text von Bernhard Kellermann ...
THEODOR TAGGER IN DER VOSSISCHEN ZEITUNG.

Bernhard Kellermann hat als Nachlese seiner japanischen Reise ein reizendes Bändchen erscheinen lassen: „Japanische Tänze". Es ist mit vielen lieblichen und anschaulichen Bildern von Karl Walser geschmückt, der die Reise mit ihm machte. Zwei sehr bildkräftige Naturen begegneten sich hier, Kellermann mehr nach dem Gefühl neigend, Walser mehr nach der Linie, aber beide sehr eingenommen von der fremden und grossen Macht dieser exotischen Tänze, die sie bald im Teehaus, bald privatim zu sehen bekommen. Aus meinen Studien über Tanzliteratur weiss ich kein Werk, das so künstlerisch und sinnlich die Tanzkunst eines entlegenen Volkes schildert. Die beruflichen Ethnologen beschränken sich oft auf eine Beschreibung, aber Tänze kann man so wenig beschreiben wie Musik. Man gibt ihren Inhalt, deutet ihre Form an und malt das Milieu. So tut es Kellermann. Was er schreibt, ist eine Erzählung aus dem Osten, in die viele kleine Erzählungen eingeschlossen sind, das sind die Tänze. Er schildert die Lokale und er schildert die Mädchen und ihre Umgebung. So sehen wir sie gleichsam leibhaftig, wir kennen sie, ehe sie tanzen, und kennen ihre Geschichte; wir sehen sie nicht maskiert, sondern sind Zuschauer, wie sie maskiert werden.
OSCAR BIE IN DER NEUEN RUNDSCHAU.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

Bücher für die Reise

aus dem

Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10

Hermann Bahr, Tagebuch. Brosch. 3 M., geb. 4 M.

Ossip Dymow, Der Knabe Wlass. Brosch. 3 M., geb. 4 M.

Otto Flake, Die zweite Frau. Brosch. 5 M., geb. 6.50 M.

Johannes Guthmann, Romantische Novellen. Brosch. 3 M., geb. 4 M.

Heinrich Manns Werke:

Die Göttinnen oder Die drei Romane der Herzogin von Assy

Der erste Roman: Diana. Brosch. 3 M., geb. 4 M.
Der zweite Roman: Minerva. Brosch. 3 M., geb. 4 M.
Der dritte Roman: Venus. Brosch. 3 M., geb. 4 M.

Zwischen den Rassen. Brosch. 5 M., geb. 6.50 M.

Im Schlaraffenland. Brosch. 4.50 M., geb. 5.50 M.

Die Jagd nach Liebe. Brosch. 5 M., geb. 6 M.

Professor Unrat. Brosch. 3 M., geb. 4 M.

Stürmische Morgen. Brosch. 2.50 M., geb. 3.50 M.

Flöten und Dolche. Brosch. 2 M., geb. 3 M.

Eine Freundschaft (Gustave Flaubert und George Sand) Brosch. 1.50 M.

René Schickele, Meine Freundin Lo. Eine Geschichte aus Paris. Brosch. 3 M., geb. 4 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

Das Jagdbuch

Von Alfred Kerr

I

‚Hier ist ein heller Kopf und ein tapferes Herz', schrieb Herr Harden . . . zwar nicht von Gerhart Hauptmann, doch als er das Jagdbuch des Kronprinzen in einer Form besprach, die nicht ungeeignet schien (bei der Aufmachung vollkommenen Stolzes) jemanden den herabwallenden Rockschößen des Besprochenen bei pädagogischen Allüren schmalzig nahen zu lassen. Der Kraunprinz, äußert er, ‚ist mit der Lerche fromm'. Und was ist sein Buch? ‚Das Geschöpf einer in Deutschland ungewöhnlichen Erzählerkunst.' Nein, wie ungewöhnlich. Schminkeles-Hardens Schmuß, von keinem Gedanken gestreift, in nichts von eigenem Empfinden fern berührt, äußert (charakterdarstellerisch, beinahe spartanisch): ‚Kein Jüngerer aus der Literatenzunft hätte sich dieser Leistung zu schämen.' Er kann auch loben. Endlich hat er Beziehungen zur jüngeren Literatur.

II

Aus dem Jagdbuch des Kronprinzen werden von allen Beurteilern die gleichen Stellen besprochen.

Wer nicht nur diese wenigen Seiten liest, wird finden, daß der Ausdruck in den begünstigten Schichten Fortschritte macht. Etwas vom malenden, erfüllteren Stil der Zeit hat erfreulich abgefärbt. Das Buch ist zwar vielleicht von fremden Augen durchgeblickt, doch nicht wie bei Thronreden überarbeitet. Sein Wert würde genau festgestellt, wenn es nicht unter dem Namen des Verfassers liefe.

Welchen Platz bekäm' es dann?

Keinen schlechten; das Banale scheint hier manchmal wie mit Bewußtsein vermieden. Doch vielleicht einen unbeachteten Platz. Man beklopft es: weil es Merkmale für eine Person birgt, die (wie Deutschlands Verfassung für die Dauer der heut Lebenden ist) Einfluß auf das Schicksal von schrecklich vielen Menschen haben kann.

Nur muß man sich gegenwärtig halten, daß diese Proben ganz unverbindlich sind.

III

Die Stilvorbilder des Kronprinzen sind mir sympathisch. ‚Grelle weiße Sonne, Hunderte brauner Kerle, ein scharfer fremder Geruch, wie man ihn nur dort findet, so ein Duftgemisch von Knoblauch, Sandelholz und Holzkohle . . . Solchen Ritt, solche Bilder, solche Stimmungen vergißt man nicht . . . Der Engländer nennt das the Call of the East. Auch ich kenn' ihn jetzt, den Ruf . . .!'

Keine schlechten Stilvorbilder . . . Zwischendurch freilich stößt man auf eine ‚diesbezügliche Frage'. (Herr Harden vergaß es zu erwähnen.) Die Freunde oder halbamtlichen Berater (wenn es welche gab) mußten auf das Wort ‚diesbezüglich' mit achtungsfester Entschlossenheit zuvor hinweisen, — um die Monarchie nicht zu schädigen.

IV

Vor drei oder vier Jahren, in Mecklenburg (täglich ging es zum Tennis-Turnier, wenn einen die schlaffe See dieser zahmen Bucht landwärts schob) übersah man einiges vom Leben des Kronprinzen ; ohne Förmlichkeit, aus der Nähe ; innerhalb einer beinah geschlossenen Gesellschaft — und lernte seine befangen liebenswürdige Jugend kennen . . ., die über alle Schwierigkeiten (einer durch öffentliches Dastehen kaum beglückten Natur) schon halb sicher hinwegkam. Der Eindruck war ausgezeichnet. Manchmal zwar gab er sein Zigarettenetui der blutjungen Hofdame, dem Fräulein v. W., mit dem Blick eines Courmachers zu halten (das ist er, umfassend ; aber wer wollte darum einen Stein auf ihn werfen?) — im wesentlichen sah man den besten Willen, unhochmütig zu sein.

Die Prinzessin, mehr als hübsch, von lateinischer Kultur bestrahlt (immer gewissermaßen dankbar staunend) mit leis pariserischem Französisch und einer fast tiefen vollen Glockenstimme. Beide führten sich wie Kinder, denen man eine Wirtschaft eingerichtet hat, woraufhin sie um die freundliche Anerkennung der Mitwelt in aufmerksamer Bescheidenheit werben. Nicht anders. Der mecklenburgische Adel, der vor dem Prinzen im Gespräch stand, rieb sich entweder den Nasenflügel mit dem Zeigefinger (um Unbefangenheit kundzutun) oder kratzte sich am

Kinn — denn man will, im Augenblicke der Unterredung öffentlich betrachtet, unterstrichen lässig wirken.

‚Moppchen, könntest du vielleicht mal das Automobil kommen lassen?' . . . zum Adjutanten. Zur Kronprinzessin und den Kindern, die Vormittagsbrötchen in der Tennisgesellschaft schmausen: ‚Was freßt ihr denn da?' . . . sanft und juchzend. Das stärkere Wort, um nicht befangen zu scheinen. Jedesmal nachher eine neue strahlendere Kravatte arglos und freudig umgebunden. Nichts von aristokratisch müder Selbstverständlichkeit. Dazu immer die Mutter der künftigen Germanenkaiser, die französierte mecklenburgische Slavin, dankbar leuchtend, mit dem pflichtzagen Gefühl: ‚Ob ich es auch den Herrschaften, den Reichsdamen mit ihrer quietistischen Tantenschaft und den Tennisspielerinnen aus der Bürgerwelt recht mache? Oh Gott, ich darf nichts versäumen . . .' Der Gesamteindruck dieses Haushalts war menschlich sehr hübsch. Der Kronprinz: unbeschriebenes Blatt. Alle fern vom Schuß.

Der Prinz vermutlich ohne starke Gefährdungen durch entschlossenen Eigensinn. (Auch ohne starken Widerstand gegen fremde Gefährdung? Es war für Beobachter einer kurzen Tennisgemeinschaft nicht festzustellen.) Keinesfalls erstaunte man nachher über die Wanderungen und Wandlungen mit dem Januschau von Oldenburg. Auch später nicht über den pantomimischen Eingriff in Dinge der Volksvertretung. Man staunt niemals, eine Wahrheit zu finden, die sich etwa so prägen läßt: ‚Grattez le prince, vous trouverez le conservateur.'

Das Jagdbuch ist recht anziehend. Zwischendurch nur . . . so ein Vermengen von Seligkeit des Abschießens mit Seligkeit des Atmens. Ein Urenkel wird hier Unterscheidungen machen; er wird so etwas vielleicht noch empfinden, aber nicht mehr äußern. ‚Ich quäle ihn — es wird schon gehen!' . . . Der Verfasser spricht nach dem Abstürzen eines Bocks vom zögernden Führer. Da rutscht eine hartgefrorene Lawine zu Tal. ‚Ich glaube, jeder von uns hat ein kurzes, aber echt gemeintes Gebet für sich gesprochen . . .' In dieser Art. Nicht vom abgestürzten Bock her kam ihm der Todesgedanke. Dennoch pflegen auch diese Tiere, wenn ich so sagen darf, zu sterben — es sind Wesen mit Blut und brechendem Blick und Qual und letzter Bangigkeit, ja

mit dem großen furchtbaren Nichtwissen, warum dies alles geschieht.

Es muß nicht angenehm sein, im Erwarten der Liebesumarmung Blei in den Unterleib zu bekommen, für den Auerhahn. ‚Einen schönen Tod hat er gehabt, der stolze Kerl, aus dem vollen Liebeswerben heraus direkt in die ewigen Jagdgründe!' Soll er da wieder gejagt werden? Ewige Jagdgründe? Man stellt, sich genau betrachtet, einen Ruhepunkt für das gescheuchte Tier in den Gründen der Ewigkeit vor. ‚Ich habe mich', sagt der Verfasser, ‚meinem Gotte nie näher gefühlt, als wenn ich — die Büchse über den Knien — in der goldenen Frühe des einsamen Hochgebirges oder in der rührenden Stille des abendlichen Forstes saß.' Diese Vermengung von Religiosität und Blutarbeit ist vielleicht ein sehr abgeschwächtes goldiges Mittelalter. Und eine Schwärmerei, die schwinden muß. Darf man im übrigen einen Menschen verdammen (ohne pharisäisch zu sein), wenn man selber die Büchsflinte mit vielen gesteigerten Lebenswonnen in der Hand gehabt hat, oben auf dem Baumsitz, nachts, bis der Trupp anrückte. Nicht nur den Hahn, sondern die Nerven gespannt. Man äugt. Alles strafft sich. Plötzlich (ich kenn's) das Rudel. Das Leittier hüstelt oder bellt — alle machen kehrt, in rasender Geschwindigkeit (jetzt knallt ein Schuß), . . . zerstoben sind sie, vom Frühmorgen verschluckt. Man geht ins Bett.

Oder Seehunde, . . . davon will ich nicht anfangen. Unsagbar Schönes liegt in dem Drum und Dran. Aber ich weiß heute, daß nur dies Drum und Dran schön ist, — die Hauptsache nicht. Als mein erster Seehund blutend, im Todeskampf (es waren bloß fünf Atemzüge) auf der Sandbank lag und den Anblick eines sterbenden Kindes bot, sprach ich zu dem Waterkantling an meiner Seite: ‚Nie wieder . . .' Denn ich bin kein Menschenmörder, und ein Seehund ist ein Mensch. Ein Melusinerich ist er.

Sind wir Künstler die einzigen, die so denken? Ach wo. Ein alter Forstmeister, stolz, der beste Schütze seines Reviers zu sein, lag vor so einem Wassermann, wie der mit Schnurrbart und Flossen und Glotzaugen anschob (neugierig, aufdringlich, zutraulich; erstaunt, aber doch nachdenklich, — so sind die Tiere) . . . der Alte griff das Gewehr, schoß daneben, bei fünf Metern Abstand:

weil er zitterte. Auch in ihm brüllte zum erstenmal das Gefühl. Man wünscht, nicht mehr zu töten.

V

Bei unsereinem äußert sich dieser Wunsch recht poesielos. Man tritt aus dem Verein für deutsche Handfeuerwaffen. Basta. In keinem härenen Gewande ging ich in die Einsamkeit (sondern biete nur meine Sauersche Büchsflinte hiermit zum Verkauf).

Doch ein anderer ging in die Einsamkeit; der heilige Julianus, genannt der Gastfreundliche, welchen ein großer Normanne festgehalten hat für die Zeiten. In die Ewigkeit ist Julian versetzt nicht von Christus, sondern von Flaubert.

Der durch die Verfassung so eng mit dem Schicksal eines Volks verbundene Jagdschilderer kennt vielleicht Flauberts Erzählung in all ihrer Donnermacht; Saint Julien l'hospitalier. Ist es nicht wunderbar? Julian schoß alles, was ihm vor die Senne kam; sogar seine Eltern hat er getötet; ist aber dann umgekehrt, das ganze gelebte Leben schien ihm wüst. ‚Ich dien', war (von jetzt ab) seine Losung. Nachdem sie bis jetzt gewesen war: ‚Ich schieß'. Er half nun den Menschen.

Als er tätig und lange gedient, kam ein Bedürftiger; der verlangte, daß ihn der frühere Schütz' herüberhole. Mit allen Greueln stiefmütterlich Bedachter war sein Leib versehen; entsetzensvoll und widerlich; aber der Prinz (es war einer) trug ihn, trug ihn, trug ihn; bereitete das Bett; sühnte den Tod, welchen er mit lächelnder Lust unter der Kreatur verbreitet. Er gab sein Letztes. Sich. Er warf sich auf die äußerste... fast hätte man gesagt: soziale Arbeit. Und wißt ihr, was sich nun zutrug? Der Bettler .. der Bettler nahm ihn; des Niedrigen und Getretenen Augen wurden sternenhell; alle Fluten sangen; und er flog mit ihm, geradenwegs, hinein in den Himmel. (Das wird heute nicht verlangt.) ‚Et voilà, l'histoire de Saint Julien l'hospitalier, telle à peu près qu'on la trouve, sur un vitrail d'église, dans mon pays.'

Qu'on la trouve aussi dans le vôtre, — Sire.

Selbstschau

Von Heinrich Muoth

Der Verfasser dieser Strophen ist ein junger Vagant. Nachts schläft er im Asyl; tags haust er in Büchereien und Sammlungen.

‚Man schickt mir meine Gedichte zurück als zu persönlich. Ihr einziger Vorzug.'

Er wird noch ausführlicher in diesen Blättern reden.

*

Sommerabend. Rosen und Lichter.
Ich, der jüngste der jungen Dichter,
Lieg' der Herzallerliebsten im Schoß:
Ich bin wie Shakespeare, natürlich und groß.

*

Der Maitag zeugt einen Sinnenkitzel.
Ich stutze: Tausend Tugendspitzel
Heben drohend den Krückenstock.
Mich lockt der geraffte Mädchenrock.

*

Am Giebelfenster. Blassende Sterne.
Hundegebell in weiter Ferne.
Bei dem Nebel, der seltsam braut,
Hab ich meine Jugend geschaut.

*

Narr, warum so spät geboren?
Ein Geklinge in beiden Ohren:
Ich war den Griechen eingereiht.
Leider verschlief ich die schöne Zeit.

*

Rückfall in alte Gedankenschwärme.
Am Fuß der schönen Griechenherme
Brach ich zusammen wie hingeweht:
Ich sprach Homer, mein Heilsgebet.

*

Abends, wenn die Himmel brennen,
Kriegt meine Seele das alte Flennen.
Ich kenne Ursach' und Begehr.
Vielleicht ein Laster. Vererbung. Homer.

§ 175

I

Psychologie des Defraudanten Haase

Von Dr. Magnus Hirschfeld

1. Zuschrift, vor dem Geständnis an den Herausgeber gelangt.

* * *

Nach allem, was bisher über den Kassenboten Haase verlautet, namentlich aber nach allem, was wir von der heftigen Zuneigung eines femininen Homosexuellen zu einer älteren, verbrecherischen, normalsexuellen Kraftnatur — wie es offenbar der „Matrosen-Alex" ist — wissen, kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß das Bestreben Haases, seinen Freund Thomas als Nichtmitwisser nach Möglichkeit zu entlasten, mehr in seiner sonderbaren Verliebtheit, als in den tatsächlichen Verhältnissen begründet ist. Unrichtig wäre es aber, dabei anzunehmen, daß Haase etwa ein Opfer der Erpressungen des Thomas geworden ist, dem er eingestandenermaßen pünktlich einen größeren Teil seines Gehaltes ablieferte. Vielmehr ist die Beziehung beider nach der Analogie ähnlicher Vorkommnisse so aufzufassen, daß Haase, der nach den Schilderungen derer, die ihn kannten, einen sehr zurückhaltenden, stillen, etwas ängstlichen, bescheidenen, mädchenhaften Eindruck machte, zu dem Thomas, dessen Bild im Gegensatze zu dem seinen einen brutalen, starkknochigen Menschen mit mächtigem Schnurrbart, Anflug von Glatze, verlebten Gesichtszügen darstellt, in einer Art Hörigkeitsverhältnis stand, dessen Widerstandsfähigkeit gegenüber dem häufigen Drängen des Thomas schließlich erlahmte.

Wie oft dürfte ihm Thomas klar gemacht haben, wie leicht es für Haase sei, „ein Ding zu drehen", durch das beide, aller Sorgen ledig, herrlich und in Freuden leben könnten. Daß Haase die fehlenden 94 000 Mk. auf einer Bank deponiert oder bei einem Dritten verwahrt hat, halte ich auf Grund seiner Psyche für wenig wahrscheinlich, man kann vielmehr annehmen, daß nach vollbrachter Tat beide sich in einen Teil des Geldes, etwa 10 000 Mk. teilten, um dann den Rest irgendwo in Sicherheit zu bringen.

Daß Haase von einem Mädchen im Schlafe beraubt wurde, ist psychologisch aus zwei Gründen höchst unglaubwürdig, und zwar nicht nur wegen seiner Homosexualität, ndosern auch wegen der Art seines homosexuellen Geschmackes. Würde er zu der großen Klasse der Homosexuellen gehören,

die zu Jünglingen neigen, so wäre die Angabe, daß er sich auch einmal mit einem Mädchen eingelassen habe, viel weniger unwahrscheinlich, als bei ihm, der sich zu vollmännlichen Typen hingezogen fühlt. Diese empfinden eine besonders starke Aversion gegen das Zusammensein mit weiblichen Personen, deren Geruch allein ihnen oft Uebelkeiten verursacht. Haase gibt an, noch nie vor dem Zusammensein mit der Unbekannten mit einem Mädchen zu tun gehabt zu haben. Sollte er nun aber wirklich, wie er behauptet, das erste Mal ein Mädchen in seinem Schlafzimmer gehabt haben, so kann man aus dem Seelenleben dieser Leute nahezu mit Sicherheit schließen, daß er in dieser ungewohnten Gesellschaft, noch dazu im Bewußtsein, eine so große Summe bei sich zu führen, sich nicht einem festen Schlummer hingab, sondern daß er die Nacht so nervös und unruhig verbrachte, daß ihm schon der bloße Versuch einer Beraubung nicht entgangen wäre.

Wenn Haase in seinem in einem Wochenblatt publizierten Gedicht, dessen psychologischer und dichterischer Wert in umgekehrtem Verhältnis zueinander stehen, schreibt, „daß wer so tief liebt," wie er, „so gut wie tot" sei und weiter:

„Auch mich trieb Lieb' und Leidenschaft
Zu dieser unvernünft'gen Tat",

so geht hieraus, wie aus der ganzen Psychologie des Falles hervor, daß Haases Bemühen, sich selbst schuldiger und wissender als den Freund hinzustellen, zwar begreiflich, aber unvollkommen hinfällig ist.

---

2. Zuschrift nach dem Geständnis.

* * *

Zwischen das Absenden dieser Betrachtnng an den Herausgeber des Pan und ihre Drucklegung fällt das Geständnis Haases: er habe die Unterschlagung begangen aus Angst, den Freund zu verlieren, mit dem er die Einzelheiten der Tat (auch die Geschichte von dem mitgenommenen Mädchen) vorher besprochen hätte. Auf den vergrabenen Tausendmarkscheinen fand man das Bild des Thomas, das Haase zurückerbat.

Haben so die Vorgänge meine psychologische Studie überholt, scheint mir doch ihre Veröffentlichung nicht unangebracht, — weil die Bestätigung des Vorausgeschlossenen zeigt, wie sehr wissenschaftliche Erkenntnis des Sexuallebens auch in seinen seelischen Varianten geeignet ist, uns auf den verschlungenen Pfaden menschlichen Handelns als ein Kompaß zu dienen.

II.

Homosexualismus und Deutscher Vorentwurf

Von Kurt Hiller

Diese guten Worte männlichen Verstandes hat Kurt Hiller für einen Kreis von Fachgelehrten (die sich um Prof. Dr. G. Aschaffenburg, Prof. Dr. Franz von Liß, Oberlandesgerichtsrat Dr. Kloß literarisch gruppieren), aber nicht nur für sie festgehalten.

Proben dieser schlagenden, beherzten, feinen Schutzrede sollen hier stehen.

Unter der Rubrik ‚Verbrechen und Vergehen wider die Sittlichkeit' (eine lächerliche Formel!) werden vielfach Handlungen strafrechtlich erfaßt, durch die irgendwelche Interessen privater oder staatlicher Natur gar nicht tangiert werden. Der Geist der Askese, der vor annähernd zwei Jahrtausenden von Osten her — ex oriente tenebrae! — das Abendland mit einer alle naive Sinnlichkeit vergiftenden Flut überschwemmte, feiert noch im deutschen Reichsstrafgesetzbuch abebbende Triumphe. Sinne sind ihm Sünde, und jede geschlechtliche Tat, wofern sie nicht durch das ‚Ehe' genannte Blankett-Privilegium polizeilich eingesegnet ist, gilt ihm als ‚Unzucht'. Noch tobt die graue Orgie des Antiorgiasmus.

Für Menschen nun, denen um seines einfachen Vorhandenseins willen das Dogma einer Kirchen- oder Sittenlehre noch lange nicht verbindlich ist, besteht kein Grund, in der ‚Abtötung des Fleisches', in der Verpönung von Lust und Freuden, in der Verdammung des Rausches, in der mystisch-verschwommenen Verachtung und Verächtlichmachung des tönenden, leuchtenden, duftenden Diesseits Werte und Wünschbarkeiten zu erblicken und den Eros für ‚Unzucht', das heißt für eine gemeine Sache, zu halten. Warum soll der wirklich im Innern frei gewordene Mensch (frei wovon? von allem Theorienschmutz und Moralunrat der Vergangenheit!) sich dagegen sträuben, den Komplex physiologisch-psychischer Erscheinungen, für den das belanglose Wort ‚Sexualität' da ist, mit derselben ursprünglich-frohgemuten Harmlosigkeit anzusehen, mit der die Antike, zumal Hellas, ihn angesehen hat, und mit der biologisch-koordinierte Funktionen, wie Hunger und Durst, selbst bei prüdesten Völkern am Ende auch heute noch angesehen werden . . .

Nirgends ist die Sexualfreiheit heftiger verletzt, und grundloser, als im § 175. Schon der N a m e der Tat, die da zum Vergehen gestempelt wird, ist sinnlos, und ein Kultur-

historiker späterer Säkula wird Tränen lachen über den intellektuellen Tiefstand, der Gesetzgebern des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts erlaubt war . . . Von ‚widernatürlicher Unzucht' ist die Rede. Wie kann etwas, was in der Natur vorkommt, und was die unausrottbare Eigenschaft vieler Menschen ist (Menschen aller Zeitalter und aller Völker), als ‚widernatürlich' bezeichnet werden! Gewiß: die Z a h l derer, die sich durch Exemplare des eigenen Geschlechts intensiver angezogen fühlen als durch Exemplare des fremden, dürfte beträchtlich geringer sein als die Zahl der anderen. Aber sind r o t e H a a r e deshalb ‚widernatürlich', weil die Mehrzahl der Menschen blond, braun oder schwarz ist? Soll die Zahl, die brutale Zahl, den Ausschlag darüber geben, ob etwas ‚natürlich' oder ‚widernatürlich' sei? Auch K o m e t e n sind erheblich seltener als Fix- und Wandelsterne: sind Kometen deshalb ‚widernatürlich'? — Oder: Genies. Auf Millionen Erdbewohner kommt erst ein einziger philosophischer, artistischer, politischer Kopf von Genialität: sind darum Herakleitos, Botticelli, Napoleon ‚widernatürliche' Erscheinungen?

Der Begriff der Widernatürlichkeit ist ein Unbegriff. Sobald ein Phänomen abweicht von einer Regel, die man als Naturgesetz erkannt zu haben glaubt, hat man daraus zu schließen — nicht daß das Phänomen falsch ist, sondern daß die Regel falsch ist.

Nun gibt es ja immer noch Leute, die angeblich oder wahrhaftig (o sancta simplicitas!) daran zweifeln, daß Homosexualität überhaupt vorkommt. Ich habe gefunden, daß es, außer dem Vorurteil vom Werte des geschichtlichen Wissens, kein schwieriger auszurottendes Vorurteil in Germanien gibt als dieses, daß der Homosexualverkehr die Liebesübung schauderhafter Bestien in Menschengestalt sei, das Laster übersättigter Wüstlinge, denen, nach allen Raffinements, Weiberfleisch keinen Spaß mehr mache. Noch heute huldigen viele dem Glauben des seligen Kriminalprofessors Grolman und entrüsten sich über ‚die größtenteils radicale Verworfenheit, welche bey Subjecten, die sich zu solchen Handlungen bestimmen können, vorausgesetzt werden muß'. Nun bemühen sich aber seit Jahrzehnten Kenner des menschlichen Leibes und Forscher der menschlichen Seele, vor allen Bescheuklappten Europas den Nachweis zu erbringen, daß Homosexualität kein ‚Laster' und keine Wüstheit von Roués, sondern eine Veranlagung, etwas Konstitutionelles, ein Charakterbestandteil ist, und wenn auch über die Frage ‚angeboren oder erworben?' und über das Problem ‚Varietät oder Krankheit?' heftig debattiert wird, so herrscht doch unbedingte Einstimmigkeit über die k o n s t i t u t i o n e l l e und sozusagen e h r -

l i c h e Natur des Homosexualismus. Daß trotzdem die ‚Gebildeten' noch vielfach dem alten Aberglauben huldigen, das liegt teils an der allgemeinen bürgerlichen Denkfaulheit, teils an der Furcht des gesättigten Philisters, altgewohnte liebe Vorstellungen und Ueberzeugungen preiszugeben, teils auch an der mehr äußerlichen Tatsache, daß Werke über Sexualpsychlogie von den ‚Gebildeten' nicht gelesen werden. Kriegsmemoiren, politische Kannegießereien und Romane mit Erdgeruch sind unterhaltsamer, tippen auch nicht so sehr an die Verdrängungen. . . .

Mit der nichtigen Phrase von der ‚Widernatürlichkeit' ist also ein Argument für die Aufrechterhaltung des § 175 keineswegs geliefert. Nun hat man gesagt, die homosexuelle Betätigung müsse deswegen bestraft werden, weil sie zu Krankheiten führe, zu Ueberreizung und Nervosität, zu körperlicher und geistiger Entnervung. Träfe diese Behauptung zu, so würde die Strafwürdigkeit bejaht; denn wiewohl Interessenschutz wider Willen des Interessenten ein Unding ist und es daher — zumindest im modernen Rechtsstaat — verschroben wäre, Menschen durch Strafdrohung davor zu schützen, sich freiwwillig krank zu machen (führte das doch zur Pönalisierung des übertriebenen Leberpastetengenusses und der gummischuhlosen Landpartie!) — so muß immerhin eingeräumt werden, daß an einem günstigen Gesundheitszustand der Bürger nicht nur diese interessiert sind, sondern auch der Staat. Aber die Behauptung von der entnervenden Wirkung des Homosexualismus ist eine Behauptung von entnervender Torheit. Die Tatsachen lehren das Gegenteil. Auch hier ist die vox populi und das Krähen der Geheimräte durch Sachkenntnis in keiner Weise getrübt. Wozu sind die großen Kasuistiken der Krafft-Ebing, Schrenck-Notzing, Moll, Hirschfeld da? Wozu die zahlreichen Sammlungen historischen Materials, wie etwa diejenige Benedikt Friedländers (eines verheirateten Mannes!) in seinem glänzenden Buche ‚Die Renaissance des Eros Uranios', wo nachgewiesen wird, daß Sokrates, Platon, Alexander der Große, die fünfzehn ersten römischen Kaiser (außer dem geistesschwachen Claudius!), Michelangelo, Shakespeare, Friedrich der Große, Wilhelm von Oranien, Karl XII. von Schweden, August von Platen, Oskar Wilde und viele andere Persönlichkeietn, denen man Entnervung und Verfall wahrhaftig nicht nachsagen kann, homosexuell gewesen sind oder einen starken homosexuellen Einschlag hatten! Wozu sind all diese Publikationen da? Offenbar zu dem Behufe, daß die ungebildeten und gebildeten Dummköpfe ihren alten Unsinn und Unfug stets wieder von neuem ausposaunen. . . . Es verhält sich mit der Schädlichkeit der gleichgeschlechtlichen Liebe natürlich ganz genau so

wie mit der Schädlichkeit aller sonstigen Liebe: nur Exzesse schaden. Ceteris paribus ist unter hygienischem Betracht dem Homosexualverkehr womöglich der Vorzug zu geben; ist doch die Gefahr der venerischen Ansteckung (der verderblichsten Wirkung des heterosexuellen Coitus) hier eine verschwindend geringe. Wo sind die Zerrütteten aus Päderastie? Aber die Zerrütteten aus Lues überschwemmen die Spitäler!

Und wenn wirklich manche Homosexuelle den Eindruck der ‚Ueberreizung und Nervosität' machen, so möge man sich darüber klar sein, daß nicht die Homosexualität, sondern die rechtlich-gesellschaftliche Aechtung der Homosexualität diesen psychischen Zustand verursacht hat; und man hüte sich, als Grund der Bestrafung etwas anzuführen, was erst eine Folge der Bestrafung ist.

Neu sind diese etwas verlogenen Argumentationen ja nicht. Im siebzehnten Jahrhundert erklärte Carpzov (Bindings Vorfahr in Leipzig), die ‚widernatürliche Unzucht' müsse deshalb — und zwar mit dem Feuertode — bestraft werden, weil sie die Ursache von Erdbeben, Hungersnot, Pest, Sarazenen, Ueberschwemmungen und sehr dicken, gefräßigen Feldmäusen sei! — Man hat damals auch nicht gelacht. —

Gesetzt aber selbst den Fall, der Homosexualismus sei in der Tat ein Herd psychischer Krankheiten, so würde doch durch eine Strafbestimmung der Zustand, der bekämpft werden soll, um keinen Grad gebessert werden. Eine Umbiegung der Triebrichtung kann durch eine Gesetzesnorm niemals erreicht werden; daß die Abschreckungskraft eines Paragraphen groß genug sei, um aus einem Homoeroten einen Damenfreund zu machen — das können nur Ahnungslose vermuten! Das einzige, was durch Strafdrohung bewerkstelligt werden kann, ist, daß die Homosexuellen die Befriedigung ihrer sexuellen Wünsche unterdrücken; solche willkürlichen Lähmungen der Funktionen führen aber gerade zu seelischen Erkrankungen, führen zu Depressionen, zur Hysterie — so daß der Paragraph gerade das befördert, was er angeblich vereiteln will.

Am besten kann man sich aber die Zwecklosigkeit dieses Gesetzes verdeutlichen, wenn man die Argumente derer kritisch betrachtet, die es aus Furcht vor Entvölkerung und vor einer Auflösung des Staates erhalten wissen wollen. Die Homosexuellen seien ‚Verächter' der Ehe, und setzte man ihrem ‚Treiben' nicht kriminelle Schranken, so würde die Bevölkerungszunahme wesentlich leiden; allmählich würden vielleicht gar keine Kinder mehr geboren werden . . . Jedenfalls muß man doch bedenken, daß durch Androhung und Vollzug von Freiheitsstrafen die Lust

der Homosexuellen am Weibe nicht um einen Grad zunimmt, — während durch eine Aufhebung der Strafbestimmung die Lust der Heterosexuellen am Kinderzeugen keineswegs abnehmen würde . . . Selbst der entflammteste Kaninchenethiker wird doch mit der Zeit kapieren müssen, daß ein Homosexueller (da seine Eigenart nicht auf Laster, sondern auf Veranlagung beruht) sich durch Strafdrohung nicht leichter zur Fortpflanzungsfreudigkeit erziehen läßt, als sich etwa ein Bildhauer durch Strafdrohung dazu erziehen ließe, seine Anlage zu plastischer Gestaltung in ein Talent für musikalische Komposition zu verwandeln!

Macht man übrigens die ‚Verachtung der Ehe' als Strafgrund geltend, so muß man konsequenterweise auch die Bestrafung der Junggesellen fordern und insbesondere der alten Jungfrauen, als welche doch, weiß Gott, wenig genug für die Vermehrung der Bevölkerung tun; ebenso müßten dann kinderlose Ehepaare vom Kriminalgesetz recht kräftig angepackt werden. Die Zeterer über ‚Samenverschwendung' müßten fernerhin verlangen, daß die Benutzung von Präservativen unter Strafe gestellt werde, ebenso die Onanie — früher gab's das! — und alle ‚perversen', das heißt nicht zur Begattung geeigneten, Spielarten des heterosexuellen Verkehrs; vor allem aber der weibliche Homosexualismus: die ‚Tribadie' oder ‚lesbische Liebe'.

* * *

Der ‚Vorentwurf zu einem Deutschen Strafgesetzbuch' zeigt ein gewisses Verständnis für den Mangel an Folgerichtigkeit, der in der Straffreiheit der Lesbierinnen liegt. Aber anstatt nun den einzig richtigen Weg zur Herstellung der Konzinnität zu beschreiten, nämlich die männlichen Homosexuellen gleichfalls ohne Strafe zu lassen, benimmt sich der Verfasser des Vorentwurfs wie Till Eulenspiegel und stempelt die Tribadie ihrerseits zum Verbrechen. In der sogenannten ‚Begründung' des Vorentwurfs heißt es: ‚Die Gründe, die für die Bestrafung der widernatürlichen Unzucht zwischen Männern maßgebend sind, führen folgerichtig auch zur Bestrafung der widernatürlichen Unzucht zwischen Frauen.' Wir müssen im Gegenteil sagen: Die Gründe, die bisher für die Straflosigkeit des Geschlechtsverkehrs zwischen Frauen maßgebend waren, führen folgerichtig auch zur Straflosigkeit des Geschlechtsverkehrs zwischen Männern. Auf jeden Fall bedeutet eine Ausdehnung der sinnlosen und grausamen Nummer 175 auf die Frauen — zwar einen Sieg zweifelsohne der logischen Konsequenz, aber eine regelrechte Verdoppelung des Unsinns und der Brutalität. Wenn jemand auf einem Auge den Star hat, so ist es

gut, ihm den Star zu stechen, aber nicht ihm, damit kein Auge vor dem andern bevorzugt werde, aus Gerechtigkeitsgründen das gesunde Auge auszuschlagen! —

Als schwerstes Geschütz wird das Argument vom „Verderben der männlichen Jugend' aufgefahren. Es soll sich mithin der Staat in die Beziehungen zwischen zwei Erwachsenen hineindrängen auf Grund der Erwägung, daß die Jugend nicht verdorben werden dürfte. Das ist doch wieder einmal eine Beweismethode, deren sich jeder aufgeweckte Volksschüler schämen würde! — Einen strafrechtlichen Schutz unserer Jugend, der männlichen wie der weiblichen, vor sexuellen Attacken wird wohl jeder Verständige für erforderlich halten; streitig kann nur die Altersgrenze sein; die Knaben ebensolange wie nach geltendem Recht die Mädchen, also bis zum 16ten Lebensjahre, vor Verführung zu schützen, wäre vielleicht ganz angemessen, obwohl die physiologischen und sozialen Folgen der Verführung eines Mädchens weit erheblichere sind als die der Verführung eines Knaben. Anderseits sind Knaben später reif als Mädchen; deswegen ließe sich die Erhöhung des Schutzalters auf 18 Jahre allenfalls diskutieren; dies wäre aber das Maximum. Im übrigen müßten die Epheben natürlich nicht bloß vor Verführung durch Männer, sondern auch vor Verführung durch Weiber geschützt werden: woraus erhellt, daß die Frage des Jugendschutzes mit dem Problem des § 175 im Prinzip nicht das geringste zu tun hat!

Als weitere Strafwürdigkeitsgründe nennt der Vorentwurf: ‚lichtscheues Treiben und die Anknüpfung von Verbindungen mit Individuen bedenklichster Art'. Auch hier wird wieder in unredlichster Weise die Folge eines Gesetzes als Argument für die Beibehaltung des Gesetzes benutzt; sobald nämlich die Homosexualität vom Strafgesetzbuch und von der öffentlichen Meinung freigegeben und als das erkannt werden würde, was sie in Wirklichkeit ist: nämlich als eine, wenn auch nicht allzu häufige, so doch natürliche und an sich ganz gesunde V a r i e t ä t — von dem Tag an würde das ‚lichtscheue Treiben' der Homosexuellen aufhören und sie würden sich mit ihren Aktionen nur mehr in den durch den allgemeinen sexuellen Takt gezogenen Grenzen bewegen. ‚Verbindungen mit Individuen bedenklichster Art' aber würden dann in nicht größerer Zahl angeknüpft werden, als das auf dem Gebiet der normalen Liebe allenthalben geschieht.

Wenn den Homosexuellen von Verteidigern ihrer Bestrafung ‚nervöse Ueberreiztheit', ‚Gefährdung der bürgerlichen Existenz' und ‚lichtscheues Treiben' vorgeworfen wird, so zeugt das von derselben feinen Logik und von demselben Adel der Gesinnung, von denen es zeugt, wenn man einem gefangenen Tier Vorhaltungen

darüber macht, daß es nicht frisch herumspringt, oder einem gefolterten Sklaven darüber, daß er schreit. —

Nach all diesen Verdrehungen und Entstellungen der Tatsachen kommt der Vorentwurf dann zu dem Ergebnis: ‚Es liegt a l s o (!!) im dringenden Interesse des Staates, dem Umsichgreifen dieser Art der Unzucht auch weiterhin energisch entgegenzutreten.' Welch schöne Sprache hohler Entrüstungen! Und wie unberechtigt ist dieses ‚also'! Von ‚also' kann gar keine Rede sein. Denn aus Denkfehlern, Verzerrungen und positiven Unwahrheiten lassen sich keineswegs richtige Schlußfolgerungen ziehen ; und die Hinweise auf ‚Wohlfahrt' und ‚Sittlichkeit' sind weiter nichts als inhaltleeres Gerede, dessen Fixierung durch Druckerschwärze das Deutsche Reichsjustizamt lieber hätte unterbleiben lassen sollen.

Als eine ganz besonders korpulente Hypokrisie erweist sich dann noch der Versuch des Begründers, sich hinter die ‚gesunde Volksanschauung über das Strafwürdige auf diesem Gebiete' zu verschanzen. Er macht das seinem Vorgänger von 1869 virtuos nach. Die Volksanschauung, die liebe Volksanschauung! Als ob die Herren Officiosi, Geheimen Räte und Würdenträger, wenn es sich um Zolltarife, um Finanzreformen, um Wahlrechtsverschlechterungen handelt, auf die ‚Volksanschauung' Rücksicht nähmen ! Hier aber, wo ein Aberglaube und Vorurteil des großen Haufens ihrer Gedankenträgheit und orthodoxen Asketik entgegenkommt, da nehmen sie sofort und mit Lust demokratische Gebärden an ! Man mag nun zu dem Problem des Demokratismus stehen wie man will : eines wird man niemals bestreiten können : daß die Regierung die Pflicht hat, verkehrte Ansichten des Volkes nicht zu unterstützen, sondern umzumodeln.

. . . Wenn selbst die Auffassung vom Naturtrieb richtig wäre — fährt der Entwurf fort —, so leiden doch ‚auch manche geschlechtlich an sich normal veranlagte Menschen an einem anormal heftigen Geschlechtstrieb, ohne daß der Strafrichter darauf Rücksicht nähme und nehmen könnte'. Diesem Ausspruch liegt eine doppelte Verdrehung zugrunde ; denn erstens handelt es sich bei der Homosexualität gar nicht um einen abnorm h e f t i g e n , sondern um einen der Q u a l i t ä t nach abnormen Geschlechtstrieb ; und zweitens nimmt der Strafrichter auf den abnorm heftigen Geschlechtstrieb des Heterosexuellen doch nur d a n n keine Rücksicht, wenn kraft dieses Triebes f r e m d e I n t e r e s s e n v e r l e t z t worden sind, wie im Falle der sexuellen Nötigung, der Kinderschändung oder des Mißbrauchs eines Abhängigkeitsverhältnisses. Daß in allen diesen Fällen auch der Homosexuelle bestraft werden soll, unterliegt ja

keinem Zweifel. Allein diese verwerflichen Ausschreitungen, die doch kein unterschiedliches Merkmal der Homosexualität, sondern eine Schattenseite der Sexualität repräsentieren, können nicht den Anlaß bilden, die Homosexualität generell zu bestrafen. Gewiß ist der (von Aerzten oft als genügend betrachtete) Hinweis auf einen Naturtrieb kein zureichender Einwand gegen die Pönalisierung ; denn gesetzt, es ließe sich beweisen, daß auch Mord, Raub und Brandschatzung durch Naturtriebe und unausrottbare Veranlagung determiniert seien, so würde dergleichen Erkenntnis den Staat ja keineswegs der Pflicht entheben, Mord, Raub und Brandschatzung nach wie vor aufs strengste zu bestrafen ; strenger vielleicht noch als bisher, denn die Delinquenten wären ja dann als unverbesserlich diagnostiziert ; — aber das ist doch eben der gewaltige Unterschied zwischen jenen Verbrechen und dem Homosexualismus : daß durch jene Verbrechen menschliche Interessen aufs schwerste verletzt werden, während der homosexuelle Akt sich friedlich vollzieht, unter Konsens beider Beteiligten, ohne die geringste Schädigung oder Gefährdung irgendeines Interesses.

Es ist vom rechtsphilosophischen Standpunkt aus tief zu beklagen, daß der deutsche Vorentwurf nicht dem Beispiel der meisten Kulturstaaten gefolgt ist und, wie im Laufe des letzten Jahrhunderts es Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Holland, Belgien, Japan und zuletzt auch das germanische Norwegen getan, den ominösen Paragraphen gestrichen hat. Und wenn der Entwurf es wenigstens beim Status quo belassen hätte ! Aber nein : den durch gewisse Prozesse aufgestachelten Kontrainstinkten des Pöbels muß Reverenz gemacht werden, und so bringt der Entwurf noch etliche Verschärfungen : abgesehen von der grotesken Ausdehnung auf die Frauen, die Erhöhung der Strafe (in gewissen Fällen) auf Zuchthaus. . .

Ich weiß nicht, ob der Deutsche Reichstag, wenn es zum Klappen kommt, sich solche Speise gefallen lassen wird ; die deutschen Intellektuellen jedenfalls dürfen sie sich nicht bieten lassen.

Herren der Erde.

1. Introduktion.

Es geht uns gut, unberufen. Wir haben momentan viel Geld — oder wenigstens große Einnahmen. Die Börse ‚hält sich' in erstaunlichem Maße; und der preußische Eisenbahnminister sowie der Herr Finanz, — beide können beruhigt schlafen.

Denn die Reisezeit hat mit Nachdruck eingesetzt, und kein Mensch braucht mehr für dieses Jahr solche Einnahme-Einbußen zu befürchten, wie wir sie in den Krisenjahren um die Wende des Jahrhunderts feststellen mußten. Damals haben nicht nur der Verkehrs- und der Finanzminister betrübten Herzens den Rapport der Eisenbahnkassenverwaltungen entgegengenommen; sondern alle anderen, die aus der sommerlichen Massenbewegung Vorteile zu ziehen pflegten, sahen sich schmerzlich enttäuscht.

Gut ist es immerhin, daß sich damals Aerzte fanden, das Gebreste zu heilen. Nachdenklich saßen sie am Lager dieses Kranken, auf hochlehnigen ernsten Stühlen. Sprachen wenig; aber handelten.

Man darf sagen, daß die haute banque es verstanden hat, den Feind in die Flucht zu schlagen. Daß sie es verstanden hat, den Organismus nicht nur wieder funktionskräftig zu machen, sondern daß sie darüber hinaus neue, verborgene, bisher nicht geglaubte Fähigkeiten bei ihm entwickelt hat — und auf diese Weise ein ungeheures, übermenschliches, lebensvolles, feinnerviges und starkes Wesen schuf: die moderne Kreditwirtschaft.

2. Rückblick aus dem Jahre 3000.

Ein gelehrter Forscher im Jahre 3000, über unsere Zeit schreibend, würde etwa sprechen:

‚In jenen Tagen war es einigen energischen Menschen geglückt, was vordem wohl einmal auf Grund von Zufälligkeiten, wie bei den Fuggers sich hier und da gefunden hatte: was nunmehr aber plangemäß betrieben dazu geführt hatte, daß hinter, neben und über der politischen Struktur der Staaten, insonderheit Deutschlands, sich geisterhaft, darum jedoch nicht minder wirklich, wirksam und mächtig, ein Organismus erhob, von dem in Wahrheit alle Macht im Staate und in der Gesellschaft ressortierte. Neben dem König, der vielfach und in bunte Gewänder gehüllt, sich der Oeffentlichkeit darbot und den repräsentativen Teil der Staatsverwaltung, die Vertretung nach außen, nicht übel versehen haben mag, neben ihm waren andere Männer, gekleidet wie die nicht privilegierten Untertanen, in ihren Zimmern an Schreibtischen und auch wohl in bedeutenden Konferenzen tätig: tätig, die Macht zu verteilen, zu geben, zu nehmen. Nicht ohne ihren Willen konnte es geschehen, daß das in Waffen einherklirrende Volk den Degen aus der Scheide zog, oder daß aus den Feuergewehren, die in mächtigen Fabriken zu Millionen entstanden, auch nur ein Schuß fiel.

ohne daß diese Männer gewußt hätten, wohin der Kurs gehe, — oder ihn möglicherweise selbst bestimmt hätten. Diese Mächtigen hatten es in der Hand, den Konsum des Volkes zu heben und ihn zu beschränken: sie konnten Industrien schaffen und vernichten. Gegen eine kleine Clique auf Vorrechte der Feudalzeit sich Stützender konnten sie immer nachdrücklicher sich behaupten, so daß bald weder Gesetze noch Verordnungen ohne ihr Placet ins Leben traten. Sie beherrschten den einzelnen, wie die Gesamtheit; übten eine nie erhörte Tyrannis aus — unter dem Scheine der Freiheit.

Denn große ‚Errungenschaften', wie man es nannte, hatten die Menschen jener Zeit kurz zuvor (nicht ohne Blutvergießen) sich zu eigen gemacht. Man hatte die Gewerbefreiheit, die Freizügigkeit, die Gleichheit vor dem Gesetz, die Meinungsfreiheit und manche andere dieser ideologischen Kategorien eingeführt. Jene Machthaber, von denen hier die Rede ist, ließen keine der ‚Errungenschaften' unangetastet; ohne daß sie allerdings zu einer legislatorischen Aufhebung dieser Rechte sich entschlossen. Sie brauchten es nicht: denn wenn sie es wollten, mußte der Kaufmann seinen Laden schließen, und der Handwerker sein Werkzeug niederlegen; mußte der ‚freie' Mann in schimpflicher Abhängigkeit an der Scholle kleben und blieb glebae adscriptus sein Leben lang. Es beugten sich die Gerichte, ihnen und ihren Favoriten; wer sich ihnen in den Weg stellte, wurde zerschmettert. Alle Staatseinrichtungen dienten ihnen, oder ihnen zuerst; so konnte, um ein Beipsiel zu geben, an gewissen Stunden des Tages das öffentliche Institut des Fernsprechers von dem Bürger, der den Machthabern fern stand, nicht in Anspruch genommen werden; zum mindesten nicht über den Stadtbezirk hinaus. S i e hatten es okkupiert, und herrschten auch auf diesem an sich möglicherweise nebensächlichen Felde. Stand schon zuvor die Meinungsfreiheit nur in Pergamenten oder Büchern verzeichnet, ohne im eigentlichen Sinne je zum Leben erwacht zu sein: so wurde selbst der S c h e i n einer freien Aeußerungsmöglichkeit, nachdem jene die Herrschaft an sich gerissen hatten, vernichtet und alle Keime dazu zerstört. Die Machthaber beherrschten, was kaum zuvor irgendwelchen Tyrannen geglückt war, nicht bloß die Leiber der ihnen Zinspflichtigen, sondern in eminentem und grauenvollem Maß auch die Seelen, die Gemüter und die Gewissen der Menschen. Durch die Arbeitgeber versklavten sie die Arbeiter; aus Arbeitern aber oder Arbeitnehmern bestand damals die Menschheit. In ihrer Frone stand der Ackerer auf dem Felde sowohl wie der Gelehrte im Studierzimmer und auf dem Lehrstuhl, der Schriftsteller am Schreibtisch. Ihnen gehörte der Grund und Boden, ihnen dienten hundert und aber hundert Zeitungen. Was täglich an Körperkraft, an geistiger Energie von Menschen in Arbeit umgesetzt wurde: ihnen floß das Ergebnis zu.

So erhob sich und wirkte das Machtsystem jener Tage, nur vergleichbar mit dem pyramidalen und stark gefügten Bau, wie etwa ihn die katholische Kirche einst in der Idee erstrebte; oder wie ihn die Feudalorganisation eines früheren Alters in der Theorie hergestellt hatte. Hart wie eine Naturgewalt, unerbittlich wie sie, aber erfüllt von Logik, und somit von ‚Schönheit' herrschten diese Machthaber, nicht beschränkt — wie es der Kein Schiff der machtvollen und streitbaren Kriegsmarine stach in See,

monarchische Repräsentant und Geschäftsführer von Rechts wegen war — durch Konstitutionen, Eide und andere Belanglosigkeiten.

Unter einem ungeheuren Drucke vollzog sich das Leben zu jener Zeit. Aber wie die Menschen sich lange Jahrtausende hindurch unmenschlichen Lebensumständen angepaßt haben, so daß man verwundert sein muß, wie sich der göttliche Funke auf uns so kräftig hat fortpflanzen können: so schienen damals nur wenige das Ungeheure des Druckes oder auch nur diesen selber zu empfinden, und noch wenigere ihn in seinen Ursachen zu erkennen.

Zu sagen bleibt, was für Männer es waren, die damals die Macht erobert hatten; wie es geschehen konnte, und auf welche Weise es ihnen gelingen mochte, sich in dieser schrankenlosen Tyrannei zu behaupten.

Zu dem Behufe muß man sich erinnern, daß damals noch die Güter der Erde, die von Menschen produzierten nicht minder wie die göttlichen, wie die Luft also, Sonne, Wasser, Grund und Boden — daß diese der Menschheit zugehörigen Dinge gekauft werden konnten für ein Metall, das Gold, das als allgemeiner Wertmesser und als Generaltauschmittel in den Gesetzen aller Länder anerkannt war. Wer viel solchen Metalls besaß, konnte sich viel dieser Güter kaufen; so viel, daß er wieder davon verkaufen konnte — und so neues Metall zu dem alten fügte. Wer aber alles Metall — oder auch nur den größten Teil davon — besaß, der war der Herr der Erde.

Dieses gelbe Metall war die Leiter, auf der jene Herrscher zur Macht emporstiegen. Unter Benutzung rechtlicher Einrichtungen, die es gestatteten, unbegrenzte Vermögenswerte anzuhäufen, begannen sie damit, dem Publikum unter Vorwänden, die manchmal nicht weit von Vorspiegelungen entfernt gewesen sein mochten, das von den privaten Bürgern an einzelnen Stellen und spärlich angesammelte Metall zu nehmen. Sie ‚verzinsten' es ihnen, indem sie es für ihre Zwecke gebrauchten und ihnen zur Beschwichtigung geringe Bruchteile ihres Verdienstes abgaben. Man lieferte den Machthabern das Gold, wie es scheint, keineswegs ungern aus; sei es unmittelbar, sei es, indem man sich Papiere dafür übergeben ließ, in denen dem Käufer Anteile an gewinnbringenden Unternehmungen — nichts als Filialen der Machthaber — zugesichert waren. M ä r k t e wurden von den Machthabern geschaffen, auf denen das Metall, jene Papiere, sowie sämtliche sonstigen Güter der Erde gehandelt wurden. Hier suchte jeder, der den Kampf um das Gold mitmachte (und wer tat das nicht?), seinen Anteil an dem Metall zu erraffen. Viele Tausende füllten täglich stundenlang die Säle, in denen man jene Märkte hielt; und Millionen waren Käufer und Verkäufer auf ihnen. Man ließ sich auf den Märkten, konnte man selbst nicht erscheinen, durch Vertrauensleute vertreten, die aus alter Zeit her den Namen ‚B a n k i e r s' führten, und die in jenen Tagen nichts weiter als Hörige und unmittelbar Tributpflichtige der Machthaber waren; die ihnen eben nur so viel Spielraum gestatteten, um ihren Auftraggebern klar zu machen, welch Segen es sei, wenn sie sich ihrer Metallschätze entledigten.

Die P e r s o n e n dieser Machthaber wechselten, das System blieb Jahrhunderte. Man hat es damals wohl hin und wieder mit Kapitalismus bezeichnet, indem man in der Macht der Kapitalsanhäufung nicht unzutreffend die W u r z e l der Zustände erblickte. Doch gingen die zeit-

genössischen Beurteiler insofern durchweg fehl, als sie die Konzentration der kapitalistischen Idee nicht sahen oder scharf genug erkannten; daß sie ferner nicht sahen oder nicht zu erkennen vermochten, daß der Kapitalismus sich einen mächtigen und gefährlichen Bundesgenossen genommen hatte: die Kreditwirtschaft, und daß die Banken — dies waren die Erscheinungsformen, in denen die Machthaber auftraten — daß diese Kapitalsinstitute durch die Kreditgewährung alle Produzenten, Unternehmer, Kaufleute und Handwerker beherrschten. An sie mußte man sich wenden, wollte man für seine Familie Brot schaffen; sie hatten die befruchtende Panacee in Händen, ohne die jede Arbeit verdorren mußte. Lächelnd sahen sie dem sich mühenden, um Gold sich mühenden kleinen Manne zu; sie hatten es in der Hand, ihr Kapital und das Kreditsystem gab ihnen die Macht, ihn hoch, so hoch bis zu sich selber, zu erheben; und ihn wieder in die Finsternis stürzen zu lassen. Jeder zinste ihnen bei jedem Schritt, den er tat: Die Verkehrsmittel gehörten ihnen zu, das Brotkorn wurde von ihnen angehäuft; sie stellten die Getränke her (oder gaben doch die Mittel dazu), sie ließen die Miethäuser erstellen, auf ihrem Grund und Boden wohnte man. Alle Gewerbe blühten, solange sie es wollten. Durch Mittelsmänner und Zwischenpersonen, durch allerlei Drapierungen künstlich verdeckt: waren dennoch die Banken und die Männer, die sie leiteten, allgegenwärtig, allwissend und allmächtig. Kriege wurden geführt und Bündnisse geschlossen um ihretwillen; nicht verletzte Ehre mehr war es, die den Zorn des Volkes zum Ausdruck bringend mit den Waffen Sühne erheischte; sondern wenn ein Rechenexempel in den Chefkabinetts der Banken nicht aufging, so wurde zum Schwerte gegriffen, und Zehntausende mußten ihr Leben lassen.

Diesen Männern lag nichts daran, daß ihre Macht erkannt wurde. Als man sie der Sitte der Zeit gemäß von Staats wegen in den Stand der Adligen aufnahm, blieben sie ohne Enthusiasmus darüber; viele lehnten derartige Umwertungen ab, weil sie dem Wesen der Dinge nicht mehr entsprachen. Und waren sie unter sich, die Herren der Erde .....

3. Epilog.

Leser, du staunst. So etwa, wie ein Mann von Intellekt im Jahre 1792 gestaunt hätte, wenn es möglich gewesen wäre, ihm eine moderne Forschung über die französische Revolution in die Hand zu geben, und ihm gesagt hätte, daß seine Epoche hier erörtert sei. Du schüttelst den Kopf; und hast doch den Faust gelesen und weißt, man spürt den Teufel selbst dann nicht, wenn er einen beim Kragen hat. Vindex

Im Lande Tiszas

Von R. W. Seton-Watson

Als ich neulich schrieb, daß die sog. „Arbeits"-Partei durch Wahlschwindel erst zur Möglichkeit von Roheitsakten gelangt ist, brachten die Kommis der Deutschen Tageszeitung einen ungenannten Mikrozephalen hierwider zu Wort. Es macht mir nun Spaß, als Augenzeugen Herrn Seton-Watson (Scotus Viator) über die ergötzlich-entsetzlichen Zustände reden zu lassen. Er bringt (eben in diesen Juliwochen in deutscher Sprache) solche Beobachtungen transleithanischen Inhalts heraus, die er samt und sonders Ungarische Wahlen benennt. Die deutsche Ausgabe veröffentlicht in Leipzig der Verlag von Dieterich. Man lese das.

In Skalitz, wo es 2738 Wähler gab, war die Rechnung leicht genug; und über 1200 Wähler, die bereit waren, für Pater Okanyik zu stimmen, warteten seit dem frühen Morgen in dem slowakischen Lager, während es bekannt war, daß der Regierungskandidat jeden verfügbaren Beamten, jeden abhängigen Wähler, jeden jüdischen Händler im Bezirk und jeden Bauern, dessen Stimme käuflich war, aufgeboten hatte und doch nur allerhöchstens 850 Wähler auf seiner Seite hatte. Aber diese Tatsachen schreckten die Beamten nicht, in deren Händen die Leitung der Wahl lag. Erstens durften sich alle Regierungswähler in der Stadt — und auch in den Wirtshäusern frei bewegen und wurden ohne Verzug, manchmal in Haufen von 10 und 20 zur Wahl zugelassen. Die slowakischen Wähler aus der Stadt mußten dagegen 3 Stunden auf der Straße warten, und als man sie endlich hereinließ, wurden sie wie Gefangene auf der Anklagebank einem Kreuzverhör unterworfen. Ein Mitglied des Stadtrats wurde abgewiesen, weil sein Name nicht dem auf der Liste entsprach. Die Dorfbewohner von Vradischt ließ man ebenfalls stundenlang warten, und schließlich sagte man ihnen, daß sie erst gegen den Schluß der Wahl abstimmen könnten. Um Mittag wurden 180 slowakische Wähler von Verbovce in den Raum zwischen den zwei Kordons hineingelassen, dort ließ man sie abermals stundenlang warten; ihre Führer durften sie natürlich nicht begleiten. Unterdessen wurde es 140 Wählern vom selben Dorfe ohne weiteres gestattet, für Kostyál zu stimmen und weitere 84 Stimmen wurden widerrechtlich im Namen von Wählern Okanyiks für Kostyál abgegeben ... Von den zahlreichen Gesetzwidrigkeiten, die während des Tages begangen wurden, mögen die folgenden Einzelheiten

genügen: Stimmen wurden abgegeben im Namen von Johann Stehlik, Jakob Geyringer und Hermann Kohut, die alle 3 verstorben sind. Ein junger Bursche von 16 Jahren, Ignaz Reichsfeld, durfte abstimmen. Ein gewisser Max Gajduschek stimmte zuerst für sich selbst und dann für einen andern desselben Namens. Ein pensionierter Priester, Imrich Foltyn, der 100 Morgen eigenes Land besitzt, durfte nicht abstimmen, weil der in der Liste eingetragene Foltyn ein bäuerlicher Grundbesitzer, kein Priester sei. Der wirkliche Grund für seine Abweisung war natürlich seine Absicht, für Okanyik zu stimmen, und nach seinem Weggang wurde sein Name noch einmal aufgerufen, und diesmal gab ein stimmberechtigter Arbeiter desselben Namens die Stimme des abwesenden Foltyn für den magyarischen Kandidaten ab. Der Stellvertreter des slowakischen Kandidaten erhob natürlich heftigen Widerspruch gegen solch gesetzwidrige Handlung; aber der Wahlpräsident schrie ihn nieder mit den Worten: ‚Schweigen Sie, oder ich lasse Sie entfernen.'

Als der Nachmittag vorrückte, wurden die Bewohner des Dorfes Egbell — 152 für Okanyik — in den Raum zwischen den Schutzkordons hereingelassen; aber ihr Priester, Pater Paul Blaho, der zugleich ihr Führer war (er war der einzige unter ihnen, der magyarisch sprechen und so mit den Beamten sich verständigen konnte), durfte sie nicht begleiten. Mit der Zeit gelang es Pater Blaho — die Bauern ließ man immer noch warten —, bei einem der magyarischen Kortesche freundliches Gehör zu finden, und mit dessen Hilfe gelangte er zu dem Wahlpräsidenten. ‚Nun', sagte der, als er die Geschichte hörte, ‚ich habe fast 2 Stunden lang auf die Leute von Egbell gewartet. Bringen Sie sie sogleich herein!' Voller Freude eilte der alte Priester zurück, aber nur, um die Erklärung der List zu finden. Während seiner kurzen Abwesenheit war Befehl gegeben worden, die Wähler von Egbell aus der Stadt hinauszutreiben, und der Platz, wo er sie verlassen hatte, war bereits von ihnen geräumt.

Vielleicht eine halbe Stunde, nachdem wir im slowakischen Lager angelangt waren, kündigte ein plötzlicher Tumult die Ankunft dieser abgewiesenen Wähler an. Nach all den langen Stunden nutzlosen Wartens gewaltsam an der Ausübung des Wahlrechts verhindert zu werden — ist das nicht eine Herausforderung, stark genug, um jeden Bauern der Welt zur Wut zu reizen? Wie ein Meer wogte die dichtgedrängte Menge auf dem Platz — schreiend, fluchend, gestikulierend. Vergebens ging Pater Okanyik von Gruppe zu Gruppe und bat um Ruhe. ‚Es lebe Okanyik,' rief die Menge und das Geschrei um Zulassung zur Wahl wurde lauter. Der Eingang zur Stadt war von einer Rotte

Gendarmen besetzt, und in dem kleinen Zwischenraum, der sie von der Menge trennte, versuchten ein paar berittene Husaren ihre erschreckten Pferde zu beruhigen. Die leidenschaftlichen Anstrengungen einiger Männer, die Weiber von der Schußlinie fern zu halten, zeigten nur zu deutlich, was sie von den Gendarmen dachten. Die Bereitwilligkeit, mit der sie zu ihren Waffen greifen, ihr rohes Verhalten gegen die slowakische Bauernschaft ist ebenso bekannt, wie ihr Widerwillen gegen den Gebrauch der Sprache des Volkes, mit dem sie zu tun haben. Bei dieser Gelegenheit verließ im kritischen Augenblick einer von ihnen Reih und Glied und begann auf einzelne Personen in der Menge heftig zu schimpfen und sie zu bedrohen. Glücklicherweise zeigte ihr Befehlshaber, der freilich zu beschfätigt war, um diesen kleinen Vorfall zu bemerken, Takt und Mäßigung ; aber aus seinem Gesicht konnte man leicht ersehen, für wie kritisch er die Lage hielt.

‚Ruhig, ruhig ; bleibt um Gottes willen ruhig !' kam es von den slowakischen Führern, die sich alle Mühe gaben, eine Katastrophe zu verhindern. ‚Ruhig, ruhig !' wiederholte ich in der Hoffnung, zwei erregte Bauern neben mir zu beruhigen. ‚Verfluchter Magyar,' rief der eine von ihnen, der mich für einen Agenten der Regierungspartei hielt, und dabei versuchte er, mich unter das Pferd des nächsten Husaren zu stoßen. Andere schüttelten ihre geballten Fäuste in ohnmächtiger Wut. ‚Nehmen Sie uns mit zum König, Hochwürden,' rief ein alter Bauer meinem Begleiter zu, ‚wir wollen eine Abordnung an ihn schicken. Er muß davon Kenntnis erhalten.' Und ein alter Bauer von 75 Jahren stand, den Hut in der Hand, fast beim Zügel der Pferde der beiden Husaren-Offiziere und fluchte mit einer sonderbaren Mischung von Sarkasmus, Gram und Entrüstung den Beamten wegen ihrer Roheit und Korruption.

Die Erregung hatte Fieberhöhe erreicht und eine Katastrophe schien fast unvermeidlich, als Pater Okanyik unter der Menge erschien. Er versicherte sie, daß keine Aussicht oder Möglichkeit ‚redlichen Spiels' sei, und daß Hartnäckigkeit nur zu Blutvergießen führen könne, gab seine Absicht kund, den Wahlkampf aufzugeben, und bat sie flehentlich, ruhig nach Hause zurückzukehren.

In der magyarischen amtlichen Presse wurde am folgenden Morgen die Wahl von Skalitz mit folgenden Worten abgetan : ‚Dr. Nikolas Kostyál (nationale Arbeitspartei) wurde mit 1011 gegen 246 Stimmen gewählt'.

Der hervorragende Führer der magyarischen Konservativen, Baron Sennyey, sagte einmal von der ungarischen Verwaltung : ‚Wir sind mitten in Asien,' und ich glaube nicht, daß meine Leser

die Wahrheit dieser Behauptung bestreiten werden. ‚Extra Hungariam non est vita', lautet dies alte Sprichtwort „aut si est vita, non est ita.' Die letzte Hälfte ist wahr. Seit meinen Erfahrungen, die ich am ‚ruhmvollen 1. Juni' in Skalitz gemacht habe, kann ich es aus tiefstem Herzen rufen: „Gott sei Dank! außerhalb Ungarns ist es wirklich nicht so!'

Vive la bagatelle!
Swift

Meyerheims Rasse

Wenn ein Maler Siebzig wird, gilt es, den Knoten zu entwirren, ob seine verstorbene Frau Arierin gewesen. Es handelt sich um Paul Meyerheim, der als zoologischer Maler den Redakteuren der Deutschen Tageszeitung Anteil einflößt. Sie versichern, daß ein rein germanisches Wesen aus dem Werk und dem Menschen spreche. „Heute können wir nun auf Grund einer Mitteilung von Herrn Professor Meyerheim selbst feststellen, daß er wie seine Gemahlin rein germanischer Abstammung sind." Gott sei Dank. Man hätte sonst nicht einschlafen können. Aber die Behauptung ist unwahr.

Da Meyerheim nicht schwindelt, liegt abermals eine Schwindelei des Schollenblattes vor — oder ein mitleidweckendes Aufdenleimgehen. Die taktvoll herangezogene (verstorbene) Frau des Jubelmalers, eine Jüdin, hatte nur mesopotamisches Blut.

Den Rassenkomikern sollte bekannt sein, daß beinah alles, was Lehfeld, Lewald und manches, was Lehmann heißt, vormals Lewi geheißen hat. Die (verstorbene) Frau des verdächtigen Siebzigers war bestimmt eine Germanin von dem Stamme jener Lewi. Die Schriftleiter des Landblattes haben von Rassendingen soviel Witterung und Wissenschaft, wie eine Hebamme von Brahms'schen Quintetten.

Ob aber nun Meyerheims Tiere noch gut getroffen sind?

K.

Flaubert

Theodor Reiks psychoanalytische Schrift über die Versuchung des heiligen Antonius erscheint in einer Woche bei Bruns in Minden.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9, zu richten

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Zweiter Jahrgang No. 36 25. Juli 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

JNHALT:

Vindex ..... Flug-Spekulanten
Muoth ..... Selbstschau
Dr. J. Werthauer ..... Die Kritiker des Falles Haase-Bredereck
Arnold Zweig ..... Die keusche Nacht

Heinrich, lieber Heinrich — Futuristen — § 175
Zwiegespräch — Wie war'sch?

Vierteljährlich ..... 5 Mark
Einzelheft ..... 50 Pf.

HAMMER-VERLAG, G. M. B. H., BERLIN W. 15, UHLANDSTRASSE 31
REDAKTION: GRUNEWALD, GNEIST-STRASSE 9

Bücher für die Reise

aus dem

Verlag von Paul Cassirer, Berlin W. 10

Hermann Bahr, Tagebuch. Brosch. 3 M., geb. 4 M.

Ossip Dymow, Der Knabe Wlass. Brosch. 3 M., geb. 4 M.

Otto Flake, Schritt für Schritt. Brosch. 5 M., geb. 6.50 M.

Johannes Guthmann, Romantische Novellen. Brosch. 3 M., geb. 4 M.

Heinrich Manns Werke:

Die Göttinnen oder Die drei Romane der Herzogin von Assy

Der erste Roman: Diana. Brosch. 3 M., geb. 4 M.
Der zweite Roman: Minerva. Brosch. 3 M., geb. 4 M.
Der dritte Roman: Venus. Brosch. 3 M., geb. 4 M.

Zwischen den Rassen. Brosch. 5 M., geb. 6.50 M.

Im Schlaraffenland. Brosch. 4.50 M., geb. 5.50 M.

Die Jagd nach Liebe. Brosch. 5 M., geb. 6 M.

Professor Unrat. Brosch. 3 M., geb. 4 M.

Stürmische Morgen. Brosch. 2.50 M., geb. 3.50 M.

Flöten und Dolche. Brosch. 2 M., geb. 3 M.

Eine Freundschaft (Gustave Flaubert und George Sand) Brosch. 1.50 M.

René Schickele, Meine Freundin Lo. Eine Geschichte aus Paris. Brosch. 3 M., geb. 4 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

Flug-Spekulanten

(Volamecum)

1. Prinzen, Herzöge, freie Herren

Dieser Tage konnte man in den Abendzeitungen, unter lokalen und vermischten Nachrichten, die Mitteilung lesen, der Erbprinz und die Erbprinzessin von Meiningen seien auf dem Flugfeld Johannisthal gewesen und hätten dieses sowie einen Flieger, der gerade dort aufhältlich war, besichtigt. Man nahm von dieser Nachricht, im ganzen wenig gerührt, Kenntnis, fand bestätigt, daß hohe Herrschaften im wesentlichen dazu da sind, zu besichtigen und besichtigt zu werden und hielt im übrigen die Angelegenheit für belanglos. Es darf aber gesagt werden, daß sie es in manchem Sinne nicht eigentlich ist.

Am selben Abend, an dem jene Notiz im örtlichen Teil der Blätter sich befand, berichtete die Handelspresse von einem nicht uninteressanten Ereignis, daß des Mittags um 1 Uhr sich abzuspielen begonnen hatte und, als die Abendblätter erschienen, noch nicht zu Ende gegangen war: nämlich von der Generalversammlung der Terrainaktiengesellschaft am Flugplatz Johannisthal in Adlershof. In dieser Generalversammlung war fast das ganze 4,2 Millionen Mark betragende Aktienkapital der Gesellschaft vertreten; höchst streitbare Anwälte waren erschienen, wohl ausgestattet mit Vollmachten der Aktionäre; und heftig entrüstet, ja nach der Stellungnahme ihrer Mandanten und deren Weisungen: entweder gegen die Verwaltung oder gegen die Opposition. Niemand von diesen Aktionärvertretern legte Wert darauf, Jurist und objektiver Mensch zu sein; jeder tat, als seien seine heiligsten Gefühle (und zwar wiederum, je nach Stellungnahme des Mandanten, durch die Geschäftsführung der Verwaltung oder durch die Angriffe des Opposition) verletzt.

Schöne Ruhe zeichnete nur zwei Männer aus, von denen der eine selber Großaktionär, der andere aber Vertreter der beiden weiteren Großaktionäre war; und der Geist dieser letzten schwebte über den Wassern, als die Reden teils recht stürmisch sich ergossen; während die zwei ruhigen Männer, mit der absoluten Aktienmajorität in der Tasche, getrost zuhörten. Derweil aber der Geist jener nicht anwesenden Großaktionäre über dieser Generalversammlung sich schwebend aufhielt, ergingen sich die Körper zu (aktiven) Besichtigungszwecken auf dem Flugfelde in Johannisthal, das der Gesellschaft gehört: Der Erbprinz und die Erbprinzessin von Meiningen waren in allerhöchst dero Laden und haben sich den Betrieb mal angesehen, an dem sie mit einer runden Million beteiligt sind.

Damit haben sie immerhin noch ein größeres Geschäftsinteresse bekundet, als der Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, der Vorsitzende des Aufsichtsrates der Flugplatzgesellschaft; er war in Rabensteinfeld geblieben. Und wer die Reden der Herren Edelstein, Gerson, Cohn,

Gottschalk (man kann noch einige andere glaubhaft klingende Namen anfügen) in der Aktionärversammlung mit anhören mußte . . .

Auch Karl Freiherr Roeder von Diersburg war nicht anwesend. Der einzige, der den stark beteiligten Feudaladel sozusagen repräsentierte, war Rudolf Freiherr von Brandenstein, das ‚besoldete' Mitglied des Aufsichtsrates. Im übrigen waren zum Zelebrieren der feierlichen Handlung lediglich die Aktienkultusbeamten Edelstein, Gerson, Cohn, Gottschalk (usw., s. oben) erschienen, und wer reinen Gemütes und unbefangenen Herzens in diese Versammlung kam, der konnte sich alsbald heimisch fühlen, denn es bot sich das von alters her in Berlin gewohnte Bild; höchstens, daß der Herr Aktionär Löwenthal vermißt wurde, und sein Nichtvorhandensein eine schmerzhafte Lücke ließ.

2. Flugplatz Johannisthal

Aktionären und solchen, die es werden . . . sollen, pflegt man die Wahrheit nur in einer Form zu sagen, die man wohl als „Aufmachung" am besten bezeichnen kann. Denn die Wahrheit in ihrer Nacktheit würde nur verkünden: ich will Geld verdienen. Diese Mitteilung ist aber geeignet, gemischte Gefühle zu erwecken. Darum ‚macht man sie auf'. Man offenbart nicht den Zweck, sondern die Motive. Und da diese innerlich sitzen, so kommt es nicht darauf an, ob man sie wirklich hat. Es kann einem keiner was anmerken. Vielmehr: wenn du auf den Tisch schlägst und sagst, du beabsichtigst die nationale Sache des Flugsports zu heben; und das Interesse der Landesverteidigung erheische — germanischer Wagemut — zu Wasser, Land — Luft — — nulli secundus — — ! frustra excussus — — — ! so möchte ich den sehen, der dir zu widersprechen wagt. Und du kannst das Geld scheffeln.

Nachdem die Terrainaktiengesellschaft am Flugplatz Johannisthal ‚im nationalen Interesse' und mit 2 Millionen Mark Grundkapital gegründet war, verübte sie ihre erste nationale Tat, indem sie dem Forstfiskus 300 ha Grund und Boden abkaufte; dafür, daß sie das tun durfte, schenkte sie ihrem Direktor Müller 2,2 Millionen Mark (in eigenen Aktien, nachdem sie zuvor das Grundkapital entsprechend erhöht hatte). Ihre zweite nationale Tat bestand darin, daß sie die 170 000 Mark Anteile der „Flug- und Sportplatz G. m. b. H. Johannisthal", ebenfalls von ihrem Direktor Müller, bar zum Pariwerte kaufte. Dafür erwarb sie das Recht, die Schulden dieser fröhlichen Gesellschaft (in Höhe von mehr als einer halben Million Mark) zu bezahlen. In derlei nationalen Geschäften verplemperte die Terraingesellschaft ihr Geld — und schloß das Jahr 1911 mit einem Verlust von 338 000 Mark ab.

Herr Müller, wie national er auch immer war, mochte diese seine Eigenschaft denn doch nicht auf 3 Millionen Mark bewerten; und machte sich eifrigst daran, einen Teil seines nationalen Besitzstandes in Flugplatzaktien abzustoßen. Er tat das, indem er mit glänzenden Farben die (zukünftige) Lukrativität seines Unternehmens schilderte. Zugleich wurde auf die HOECHSTEN Herrschaften, die bei der Gründung bereits gewonnen worden waren, sowie auf das ALLERHOECHSTE Interesse am Flugsport verwiesen. Und welchem deutschen Manne schlägt nicht

das Herz, wenn er — sozusagen — zum Herrscherhaus in Rechtsbeziehungen treten und so eine Art Kompagnon der Schwester des Kaisers werden soll? Wofür ihm noch obendrein Dividenden zufließen würden.

Ergel — sagt der Totengräber im Hamlet — es fanden sich Abnehmer für die Aktien; die aber nunmehr in der Generalversammlung zeigten, daß ihre getäuschten Dividendenhoffnungen durch alle Loyalität nicht aufgewogen zu werden vermochten. Zumal sie der körperlichen und greifbaren Gegenwart des Erbprinzenpaares nicht gewürdigt wurden. Man blieb vielmehr verdammt unter sich; und es stand nichts und niemand im Wege, daß man herbe Zwischenbemerkungen machte, Lüge und Verleumdung rief, auf den Tisch schlug und sich auch sonst gegen die Hofetiketten in gröblicher Weise verging . . . .

Man sollte den Flugsport nicht vermittels der Gründung einer Terrainaktiengesellschaft zu fördern versuchen. Flugsport, wie jeder Sport, ist zunächst Selbstzweck und darf mit anderen Zwecken (außer etwa mit ideellen) nicht verquickt werden. Eine Terrainaktiengesellschaft will Terrains verkaufen, und wenn sie v o r g i b t, irgendeinen Sport fördern zu wollen, so will sie in Wahrheit die Verkaufsmöglichkeit ihres Geländes fördern. Und wenn sie — was ihr Zweck und ihr Ziel ist — das Lager in Terrains und Parzellen geräumt hat, so ist es ihr höchst wurscht, was aus dem Sport wird, mag er so ‚national' sein, daß sein bloßes Betreiben das Großkreuz des Schwarzen Adlerordens nach sich zieht.

3. V o l a m e c u m

‚O Publikum — sei nicht so dumm — —!' also sang der Bänkelsänger auf dem Jahrmarkt. Es ist erstaunlich, wie oft man dem Publikum diese Lehre auch sonst erteilen muß. Erscheint Herr Müller oder Herr Schulze auf dem Plan, Spekulante in Terrains und schreibt einen Brief (Spesen 10 Pfennige), der ‚ausklingt' in der herzlichen Aufforderung: Fliege mit mir — so sollte das Publikum ganz etwas anderes tun, als die in diesem Brief offerierten Flugplatzaktien des Herrn Müller oder Schulze kaufen. Papier ist — wem muß man das eigentlich noch sagen? — im Laufe der Begebenheiten immer geduldiger geworden; und Gründer, die Aussichten eröffnen, bei deren Nichteintreten sie sich mit ihrem (an sich betrachtet, schönen) Optimismus entschuldigen, laufen schockweise unter uns herum.

An den Wassern des Teltowkanals (bei Johannisthal) saßen sie, die Aktionäre, und weinten, wenn sie der preußischen Pfandbriefe gedachten (die sie verkaufen mußten, um die ‚Werte' des Herrn Müller erwerben zu können) . . .

Was das Flugwesen angeht, so wissen wir (auch aus diesem Blatte), daß es annoch eine waghalsige und keineswegs geklärte Angelegenheit ist; daß sich ein erstaunlicher Prozentsatz von Fliegern das Genick bricht, und in Wahrheit nur tastende Anfänge vorliegen. Man sollte mit übereilten Hoffnungen zurückhalten und sich in Geduld fassen. Spekulative Unternehmungen auf das Flugwesen zu gründen, Millionengewinne hieraus zu berechnen, ist Wahnwitz oder böser Wille. Dem ‚Menschenfluge' wohnt zurzeit weder terrainwertsteigernde Kraft inne, noch bietet er auch nur einigermaßen geregelte V e r k e h r s möglichkeiten. Und

die Luftverkehrsaktiengesellschaft, auch eine Gründung des Herrn Arthur Müller, auf eine unerforschliche Weise mit seinen sonstigen Unternehmungen verknüpft und verbunden, wäre ebenfalls vorläufig besser im Himmel der Ungeborenen verblieben; und für die $1^1/_2$ Millionen Mark, die man da hineingesteckt hat, hätten sich nach der ethischen sowohl wie nach der ‚nationalen' und wirtschaftlichen Seite hin wohl noch andere Verwendungsmöglichkeiten gefunden. Vindex

---

Selbstschau

Von Heinrich Muoth

Andere Verse des jungen bayrischen Vaganten.

Mein Tugendaffe. Verstecktes Frozzeln.
Zweck und Ziel, sich auszurozzeln.
Eine Stunde, ich brüte stumm,
Dreht ihm keiner den Kragen um?

*

In ein Gewirr von Geistesgröße
Flattern helle Trompetenstöße.
Ich renne, tobe die Wand entlang,
Ein dumpfes Gehämmer: Lebensdrang!

*

Barrikaden. Krachende Schüsse,
Ein Fluchen, Stöhnen wie Regengüsse.
Einer rief Freiheit! und war tot. —
Ich erwachte ums Morgenrot.

*

Jahrtausende der Entwicklung fallen.
Ich trotte zu Tal. Im Nebelwallen
Ist ein Flattern wie fetzendes Tuch:
Eines Weibchens Brunstgeruch.

❖ ❖ ❖

Jemand wird meine Hände fassen:
„Komm, Hans Dampf in allen Gassen,
Laß Bücher, Weisheit und Wein;
Folge!" — Es wird überraschend sein.

Die Kritiker des Falles Haase-Bredereck

Von Dr. J. Werthauer, Rechtsanwalt

Oft kämpft verknöcherten Herzens
Der Jurist im verstaubtem Barett.
Der Not und dem Elend zu Hilfe
Eilt treu der gascogner Cadett!

Einer Erwerbsgesellschaft nimmt ein Angestellter 100000 Mark weg, vergräbt 94000 Mark an abgelegenem Orte, verbraucht in einigen Wochen 6000 Mark und stellt sich dem Strafrichter. Er hofft offenbar, nach Ablauf der vielleicht höchsten Strafe von 5 Jahren Gefängnis selbst oder durch einen anderen die verwahrte Summe gewinnreich verbrauchen zu können. Nach mehrfachem Leugnen gibt er seinem Verteidiger die Tat und den Verwahrungsort an, ermächtigt ihn, dies dem Richter und Geschädigten mitzuteilen, und gewinnt dadurch für sich selbst eine bessere Beurteilung seiner Persönlichkeit.

Die Kritiker zum Falle Haase-Bredereck ergehen sich in Erörterungen, inwieweit der Verteidiger, der insbesondere auch im Interesse der geschädigten Gesellschaft handle, unrecht tat. Es erübrigt sich, die z. T. grotesken Ansichten, die in dieser Beziehung infolge mangelhafter Kenntnis der gesetzlichen Bestimmungen von den Kritikern der Allgemeinheit verkündet werden, zu kritisieren. Es mag nur der Satz erwähnt werden, daß ‚unabhängig von dieser Willensrichtung ein zweiter Erfolg erreicht wird, der der geschädigten Gesellschaft zugute kommt . . . . . denn diesen Erfolg dürfte die Tätigkeit des Verteidigers in seinem Willen nicht mit umfassen!' — (so wörtlich ein ‚Berliner Richter'!)

Das Strafrecht hat in erster Linie den Zweck, den Täter der Bestrafung zu überliefern. Solange ein Strafrecht besteht, hat aber noch niemals jemand, der im Dienste der Strafrechtsjustiz steht, auch nur einen Augenblick daran gezweifelt, daß neben diesem Hauptzweck das Strafrecht auch den Zweck verfolgt, dem Geschädigten, soweit es möglich ist, den Schaden wieder zu ersetzen. Es ist dies so selbstverständlich, daß es nicht einmal einen besonderen Ausdruck im Gesetz zu finden brauchte. Wer über die Grundlagen des Rechtes im Innern mit sich nicht klar ist, mag sich den § 111 der Str. Pr. O. ansehen, welcher einen Niederschlag der grundlegenden Gedanken enthält, — ehe er Kritik übt.

Es ist die Pflicht jedes Menschen, der an der Strafrechtspflege beteiligt ist, nicht nur den Täter der Strafe zu überführen, sondern auch dem Geschädigten den Schaden möglichst zu ersetzen. Der Verteidiger aber ist nur ein Rad in der Maschinerie der Strafrechtspflege. Er ist verpflichtet, denselben Zwecken des Strafrechts zu dienen, nur mit dem Unterschied, daß, soweit ein kollidierendes Interesse seines Klienten vorliegt, er entsprechend sich

zurückhalten muß. Wenn der Klient gesteht und den Aufenthaltsort angibt und ihn ermächtigt, dem Richter und der geschädigten Partei Mitteilung zu machen, so würde es eine grobe Pflichtverletzung sein, wenn er im Sinne des Berliner Richters, der als Kritiker auftritt, nicht unverzüglich dem Geschädigten Mitteilung machte.

Er hat ferner, wenn das ungünstige Verhalten des Angeklagten in der Oeffentlichkeit verbreitet worden ist, pflichtgemäß mit dessen Zustimmung die für ihn günstige Tatsache der aus eigenem Antrieb erfolgten Wiederherstellung des früheren Zustandes der Oeffentlichkeit mitzuteilen.

* * *

Ob eine ausgesetzte Belohnung gemäß § 657 und 660 BGB. dem an der Strafrechtspflege Beteiligten zukommt, wenn sie für die Wiedergutmachung des Schadens ausgesetzt war, ist dem Zivilgericht zu überlassen. Eine nicht gewöhnliche Unkenntnis des Zivilrechts ist erforderlich, um die Behauptung aufzustellen, daß der Fall so unzweifelhaft liege.

Wer neben der vollen Beherrschung des Zivilrechts auch die Praxis des Strafrechts für sich hat, weiß, daß derartige Fälle nicht etwa, wie ein anderer Kritiker meint, vereinzelt, sondern im Gegenteil sehr häufig auftreten. In der ersten Hitze des Gefechts macht der Geschädigte die Anzeige, nachher wird der Schaden vom Täter oder dessen Angehörigen wieder gutgemacht. Der Anzeigende möchte möglichst in der Freude, daß der Betrag wieder da ist und der Täter vielleicht nur aus Unüberlegtheit gehandelt hat oder die Tat ernst bereut, eine milde Strafe erzielen, — da er den Strafantrag nicht zurücknehmen kann; er erscheint selbst mit dem Delinquenten bei dem Anwalt oder dem Staatsanwalt und erklärt, daß er dem Schuldigen verziehen habe und bitte, ihn möglichst milde zu beurteilen, indem er sich sogar selbst bereit erklärt, nicht nur alles zu tun, was ihm möglich ist, um die Untersuchungshaft und Strafhaft zu erleichtern, sondern auch um nachher dem Täter ein neues Leben zu ermöglichen.

* * *

Der Vorstand einer Erwerbsgesellschaft hat pflichtgemäß zunächst für Wiedererlangung des Gutes zu sorgen. Wenn er glaubt, dies durch einen Privatdetektiv eher zu können, als durch die Polizeibehörde, so muß er einen solchen angehen und eventl. die Anzeige unterlassen, falls durch sie die Herbeischaffung des gestohlenen Gutes gefährdet wäre.

Wenn im vorliegenden Falle die Erwerbsgesellschaft zunächst sich an die Strafbehörde gewendet hat, so geschah es in erster Linie nicht, um die Strafe herbeizuführen, sondern um das gestohlene Gut wiederzuerlangen. Nach Wiedererlangung würde (nach dem Recht einer Reihe zivilisierter Staaten, wie z. B. dem dänischen Recht) eine Rücknahme des Strafantrages möglich sein. Auch das deutsche Recht bewegt sich in dieser Richtung, wie die neueste Strafgesetznovelle be-

weist, welche den Kreis der Antragsdelikte und der Möglichkeit der Rücknahme der Anträge erweitert.

Wenn deshalb die Erwerbsgesellschaft durch die eigene Tat des reuigen Angeklagten in Verbindung mit der pflichtmäßigen Handlung aller derer, die im Betrieb der Strafrechtspflege mit der Sache zu tun haben, 94 000 Mark zurückerhalten hat, so würde keine Aufsichtsrats- oder Generalversammlung das geringste dabei finden, wenn die Gesellschaft den Betrag von 4000 Mark, nicht weil sie ihn ausgelobt, sondern weil sie die 94000 Mark zurückerhalten hat, freiwillig dem Täter oder dessen Anwalt zur Verfügung stellt, um etwas für den Schuldigen oder dessen Familie zu tun.

Auch diese Erscheinung ist ein regelmäßiges Begleitphänomen, welches auf der Psychologie des Geschädigten beruht.

* * *

Höchst bedauerlich ist, daß ein Teil der Kritiker die Gelegenheit wahrnimmt, um der Verteidigung im Strafrecht eins auszuwischen. Der betreffende ungenannte Richter, der in einer Tageszeitung sich äußert, schreibt, wir ‚hätten auf seiten der Verteidigung in Strafsachen soviel Unbegreifliches erlebt, daß wir nur noch mit den Achseln zucken können'. Der Herr übersieht, daß das Publikum seit mindestens 2000 Jahren nicht nur über einen Teil der Rechtspflege die Achseln zuckt, sondern noch ganz etwas anderes meint. Da er nun einmal Richter ist, wäre es vielleicht passender, da er anscheinend von der Verteidigung weniger versteht, wenn er sich an den Bestrebungen zur Verbesserung der Strafrechtspflege beteiligte. Vielleicht würde er dann auch auf den Punkt stoßen, welcher ihm das Unbegreifliche begreiflicht macht. Die Strafrechtspflege ist mit systematischen Fehlern behaftet, welche unabhängig von Tat und Person in jedem einzelnen Falle zu heftigen Konflikten führen müssen, wenn nicht aus besonderen Umständen die Sache ohne solche hingeht. Nur wer sie versteht, kann begreifen, warum der pflichtgemäß handelnde, aufrechtstehende Verteidiger schwer zu kämpfen hat.

Wer öfter verteidigt, ist erfreut darüber, wenn ein tüchtiger Ziviljurist als Verteidiger auftritt. Fast in jedem Falle zeigen sich für den Ziviljuristen dann dieselben Konflikte, weil er eben tüchtig ist, wie sie dem tüchtigen Verteidiger vorkommen. Es ist jedem bekannt, wie oft solcher tüchtige Ziviljurist dann nach beendeter Sache erklärt: ‚Einmal und nicht wieder', indem auch er mit seinen Zähnen auf die systematischen Mängel des Strafrechts gebissen hat . . . Niemals aber wird ein Jurist, welcher das Strafrecht kennt, zu der törichten und geringschätzigen Bemerkung kommen, daß ein Ziviljurist nicht ein tüchtiger Verteidiger sei. Wer als Mensch tüchtig ist und sein Zivilrecht kennt, ist stets auch ein tüchtiger Verteidiger; denn selbst auf den Gebieten, auf denen man es am wenigsten für wahrscheinlich hält, wie z. B. auf dem Gebiete der Körperverletzung, ist die absolute Beherrschung des Zivilrechts Voraussetzung für den Anfang der Verteidigertätigkeit. Wenn jetzt in einer Zeitung ein Ziviljurist, der von sich wohl meint, er sei als solcher besonders hervorragend,

die gehässige Bemerkung macht, es sei ein Beweis für die Richtigkeit der oft aufgestellten Behauptung, daß die dauernde und überwiegende Beschäftigung mit Strafrecht diese Köpfe dem Zivilrecht entfremde, so zeigt sich nach unserem Erachten, daß er in der Verallgemeinerung dieses unrichtigen Satzes dartut, wie wenig ihm die Grundlagen der Zusammenhänge des Zivil- und Strafrechts geläufig sind; sonst würde er eine derart unrichtige Behauptung nicht aufstellen. Es gibt denn auch keinen hervorragenden Ziviljuristen, der nicht rückhaltlos anerkannt hätte, daß Tüchtigkeit auf dem zivilen o d e r strafrechtlichen Gebiet zur Voraussetzung die gleichmäßige Kenntnis des Zivil- u n d Strafrechts in sich schließt.

Die keusche Nacht

Von Arnold Zweig (Rostock)

Das Gaslicht stach mit unerträglich grünem Glanz, und das Sofa, das sie trug, war mit blumigem Plüsch bezogen — einem Stoff, der kratzte, wenn man ihn wider den Strich berührte. Es war vielleicht nur Nervensache, daß sie auch davon gequält wurde ; das Schüttern der Fahrt taumelte noch in ihrem Kopfe — aber gleichviel, gleichviel . . . sie fand sich davon gemartert . . . Sie preßte die Handflächen kühlend an beide Schläfen. Früh das Standesamt, das Frühstück, darauf die Fahrt — und nun stand noch d a s bevor . . .

Claudia fürchtete sich ; Angst lag so atempressend auf ihrer Brust . . . was in ihr schrecklich bebte, war gar keine Spannung, gar keine Erwartung — am allerwenigsten freudige ; es war auch keine Sehnsucht nach innigster Einheit und kein verschwiegenes Drängen nach Hingabe und nichtsweniger als Liebe : es war einfach Angst — Angst vor dem Manne, die sich nicht beschwichtigen ließ, die unzugängliche Angst des Körpers vor einer allzu fremden Erfahrung. Sie erinnerte sich ähnlicher Ohnmacht, als sie, ein Kind, zum erstenmal im kalten Flusse baden sollte ; denn ihr Verstand war keineswegs ausgeschaltet — er arbeitete viel mehr als stets, hastiger nur und zerrissener, und nannte alles beim Namen — vielleicht etwas greller als sonst, und er lenkte nicht mehr. Den Lenker machten heute die Sitte und der Leib ; und ohne Auflehnung beugte sich ihr geistiges Wesen unter diese Herrschaft äußerer Gewalt. Ihr Körper, der sonst ihr gehörte, stand ihr heute fremd und herrisch gegenüber, und sie fürchtete sich und fühlte sich ausgeliefert wie irgend ein kleines Mädel, das vor dem Lehrer zittert.

Sie ging hin und her, so daß die Lampenglocke leise klirrte, zerdrückte ein Taschentuch in den Händen, die immer wieder feucht wurden und erkannte klar : das gräßliche waren die Hemmungen. Genommen werden war eine Gnade, sich geben können ohne Bräuche und Scham eine gleiche. Aber der eheliche Apparat zeigte sich unerhört grausam. Man mußte sich irgendwie dabei benehmen, denn durch die Aufmerksamkeit, die alle darauf wandten durch feierliches und verabredetes Inszenesetzen, ging die unbefangene Geste der Liebe verloren, gerade für die Liebenden mit vertieftem Gefühl — aber nichts sagte einem, da Natur schwieg, welche Gebärde sich dafür einstellen sollte ; und man schritt ratlos wie ein Verirrter und ganz so geängstigt und blieb, halb sinnlos und halb sich zu retten, vor den zufälligsten und gleichgültigsten Dingen stehn, vor Blumen zum Beispiel, die in einem schwerfälligen Kruge dufteten: ein ganzer Busch Flieder und gelbe Rosen. Klaus Manth, der gute, hatte ihr aus Lilien und roten Rosen einen Strauß geschenkt, den sie alsbald im Coupé hatte liegen lassen ; er war allzu gut gemeint. Sie zupfte die gelben Vorhänge zurecht, die die Fenster verschlossen : aber sie waren ohnehin in Ordnung . . . und man fand sich abgeschmackt und ungeduldig empört gegen sich selbst . . . Warum er sie denn allein ließ ! Er hatte ja verstanden, weswegen sie nicht auf ihren Zimmern zu Abend gegessen hatte ! Er sollte kommen !

Er kam schon. Als er ihre Augen erblickte, ihre Hände und das zerknüllte Tuch, verschwand das schwache Lächeln aus seinem Gesicht, und er wurde sogleich ernst, so ernst wie ihm zu Mute sein mußte. Denn, nicht wahr, daß er diese Angelegenheit vergnügt behandelte, das war unmöglich. Er nahm ihre Finger in die seinen und glättete sie, führte sie, die nun seine Frau sein sollte, zum Sofa und blieb vor ihr stehen ; die festgehaltenen Hände bildeten eine Kette von ihr zu ihm. Er machte seine Stimme frei von Beengung, dann sagte er, mit dem gütigsten und behutsamsten Klang, den er finden konnte:

‚Mein kluges kleines Mädchen fürchtet sich.' Ihr Leiden strebte ihm sogleich entgegen. ‚Ja, Walter, ja, ich fürchte mich . . . Nicht vor dir ; vor dem ganzen. Vielleicht gar nur vor dem Ritus.' Sie versuchte zu scherzen, aber wie kläglich mißlang es ! Ihre Stimme klagte hoch und zitternd wie ein Kind, und ihre Augen, ganz schwarz geöffnet, zehrten von seiner Miene. Er erwiderte mit einem Ton tief von Zärtlichkeit :

‚Ich wußte es. Wir wollen nur alles aussprechen, wie gute Kameraden, nicht? Oder soll ich still sein?' Niemals hatte sie seine Ueberlegenheit tiefer gefühlt und inbrünstiger anerkannt. Sie zog in Dankbarkeit seine Hände näher ; seine Ruhe und

Sicherheit tat ihr unendlich wohl und löste die kalte Angst mit dem warmen Klang der Worte:

‚Sprechen, Liebster. Sagen können wir uns alles, wie sonst. Ich fürchte ja nur das Unbekannte; dumm macht es mich darum nicht . . .‘

‚Das ist schön; und wozu eigentlich Angst?‘ Er setzte sich auf die Sofalehne, legte ihr den Arm um die Schultern und neigte sich herab, sie zu küssen; aber ihre Lippen waren kalt und zitterten, und so sprach er aufgerichtet: ‚Getrennte Zimmer waren unmöglich; diese Pension hätte dich für mein Verhältnis genommen und so behandelt. Wir müssen uns abfinden. Ich kann recht gut drinnen auf dem Divan übernachten.‘

‚Das geht doch nicht,‘ meinte sie unsicher; in sich aber bejahte sie diesen Vorschlag stürmisch: ach ja, bestehe darauf, Liebster, ich bitte dich!

Er drang mit den Fingern behutsam in ihr Haar, blickte ins Zimmer, in das durchschnittlich ausgestattete Wohnzimmer einer eleganten Pension und sagte langsam: ‚Es ginge wohl.‘ Aber nach einer Pause: ‚Und doch nicht, Kind. Es wäre ein bißchen lächerlich, nicht? Man verbringt nicht diese Nacht fern von seiner Frau; einer Frau, die man ein bißchen lieb hat . . . nicht wahr?‘ Später, dachte sie schweigend und gejagt; später wird es lächerlich sein, heute wäre es ein Glück . . ., und daß er dies spätere heute schon bedachte, war das peinlich? war's wundervoll? Und daß sie's gelten ließ? ‚Nun also,‘ fuhr er fort. ‚Und dann wäre ja morgen und übermorgen dasselbe Problem gestellt und wäre endlich nicht mehr zu umgehen. Nur die Qual wäre verlängert. Ich denke, wir einigen uns so,‘ schloß er gemütlich, fast heiter: ‚Du legst dich zu Bett wie stets — und dann finde ich mich neben dir und wir reden noch eine Stunde im Dunkeln. Nur reden, sonst nichts. Und so morgen und jede Nacht bis du dich an deinen Mann gewöhnt hast, und eine andere Stunde schlägt, überraschend, Liebling. Denn was dich verstört ist einfach das Wissen. Nun?‘

Sie sah ihn an und prüfte sein Gesicht:

‚Ist dir das ernst?‘

‚Ja,‘ sagte er froh. Sie sah an seinen Augen, wie er sich freute, daß sie Mut faßte, und ihr Mut war dadurch selbstsicherer.

‚Du versprichst, mich einmal zu überfallen?‘

‚Gewiß. Verzeih daß ich lache. Aber du hast das mit so rührender Hoffnung gesagt.‘ Sie lachte mit ihm, froh seiner Sorgfalt, sie möge ihn in diesem Augenblick nicht mißverstehen . . . Aber sie hatte noch etwas schweres zu fragen: ‚Und du glaubst, das . . . würde gehen, heute?‘

‚Was? Ach, das? Ich bin erprobt, Liebling. Ich habe schon

eine keusche Nacht neben einem Mädchen verbracht. Da haben wir gleich etwas zur Unterhaltung.'

‚Gut,' sagte sie. Sie sah ihn mit langem Blicke an und verschwieg dabei diesen Gedanken : was für ein seltsames und verstiegenes Gespräch wir da gehabt haben, wir Eheleute ! Und was taten wir eigentlich ? Nichts, als daß wir ein Gefühl ernst nahmen und gestanden, das man sonst leugnet : Angst — und redlich darüber beschlossen. Und alsbald schwand es, wenigstens soweit, daß man frei genug wurde, den ganzen Vorgang zu beurteilen. Ihr Herz ging leichter und die Freiheit und Zuversicht machte sie fast scherzen : ‚Ich bitte um eine halbe Stunde.' Die Uhr bereitete sich in diesem Augenblick surrend auf den Schlag vor ; ein Blick lehrte ihn, es sei halb zehn.

‚Wir werden beide gut schlafen. Die Eisenbahn hat sich um uns verdient gemacht. ‚Au revoir,' sagte er lustig, als sie die Tür öffnete.

Sie schloß sie kaum hinter sich — da schüttete er schon Wasser in sein Glas, seine Hand, die die Karaffe hochhielt, zitterte so, daß es die Tischdecke näßte, und er trank gierig. Sie hatte nichts gemerkt, nichts, nichts ; er atmete tief und preßte die Luft in den Lungen ehe er sie ausstieß. Nichts ! Sie hatte ihm die Ruhe, die Sicherheit und Heiterkeit geglaubt — welches Glück! Nun war sie drinnen, so weit als möglich beruhigt, nun konnte er sich gehen lassen und ruhen, bis die neue Qual begann. Er ging in das Zimmer nebenan, das den Erker nach dem See hinaus hatte, das Wohnzimmer, und legte sich auf den Divan, die Hände unter den Nacken und den Blick zurück gerichtet, in den hellen Raum, den er eben verlassen hatte. Es fiel ihm ein, er werde nachher dort durchgehen und die Tür zum Schlafzimmer öffnen müssen ; dann durfte dort kein Licht brennen ; im Dunkeln war es allein erträglich, möglich. Er stand auf und löschte mit einem gezogenen Kettchen das brodelnde Gas, kehrte zurück und legte sich wieder hin, zur Besinnung. Das dreigeteilte Fenster des Erkers lockte vergebens, tintenblau mit scharf funkelnden Sternen. Er forderte Rechenschaft von sich. Er hatte gewußt, daß es schwer sein würde, aber erst in diesen Stunden hatte sich die ganze Qual, die Unmöglichkeit der Gegenwart aufgetan. Hier konnte er sich nicht in Cynismus retten, wie früher, auch das Pathos oder die lachende Ueberraschung waren ausgeschlossen, die ihn, als er noch jünger war, wie schäumende oder durchsichtig blaue Wellen, über solche Stunden hinweghoben — es galt vielmehr, die schärfste Zügelung jedes Wortes, jeder Geste durchzuhalten ; denn bedenke, mit wem du es zu tun hast, mit Claudia, deiner Frau — und was alles von dieser Nacht abhängt: alles.

Diese Nacht und die nächsten konnten ein Unheil anrichten, das nie mehr gut zu machen war. Nie? doch nicht; so lange man lebt, ist nichts endgültig. Aber Leiden, Fremdheit, Mühsal konnte ihnen heute Nacht ebenso anfangen wie letzte Innigkeit und ein Glück, das bestand. Heute hatten die Körper sich zu erkennen, wie vordem die Seelen. War es nicht Zeit, sich zu entkleiden? Nein: Ruhe. Sie wollte eine halbe Stunde und er wußte, daß sie Musse brauchte. Er zitterte vor Erregung — vor einer erregten Angst, wohl zugegeben. Sie fürchtete sich nicht allein. Sie hatte es leichter, wahrhaftig: sie brauchte nur zu warten und genoß das Glück der Passivität. Er aber hatte zu handeln, und unter welchen Erschwerungen . . . Seine Hände waren leichenkalt. Das war die Rache der Kultur, die bis hierher drang — bis hierher, wo die Seele eigentlich nichts zu tun hatte und hemmte, erschwerte und quälte. Wie einfach der Sachverhalt zu umschreiben war: sie legt sich zu Bett; er legt sich in ein Bett nebenan, damit ist er bei ihr, und dann ist es geschehen. So brutal das klang, es war dennoch keine Befleckung der Geliebten es zu denken. Der nackte Ernst duldete keinen verhüllten Ausdruck und nicht ein Gran kalten Spottes wehte ihn an. So sah, kraß und durchsichtig wie ein Skelett, der Vorgang aus, wenn man ihn dachte. Aber das Verwirklichen war eine Vergewaltigung der Seele des eigenen Geistes, der jede Handlung mit Wachheit belud und in eine ätzende Helle hob. Die ganze Handhabung war unmöglich. Die Gesittung, die dergleichen hervorbrachte, war Barbarei. Man konnte Pferde zur bestimmten Stunde auf einander loslassen; Menschen zu verheiraten war eine Schändung, heute, wo Liebe und Ehe Seelendinge geworden waren, die die Körper beherrschen sollten. Denn hier konnte nur Natürlichkeit retten, schamlos reine Natur, und das verfeinerte Gefühl des Bewußtseins, das nie verlosch, die unermüdliche Scham erhitzten sich im Kampfe mit der Begierde, die plötzlich vom Geheiß der Sitte legitimiert wurde, zu einer Qual, die den Geist zerfraß wie chemische Säure. Und die Rettung der anderen blieb die überraschende Vereinigung vor der Trauung, in irgend einer übermütig und harmlos beginnenden Stunde, wo sich plötzlich, mitten in einem heiteren Beieinander, die Begierde und Hingabe wie eine Grube unter dem Wege öffnete und sie verschlang — was anderes machte sie unmöglich als diese selbe Zucht und Scham; die Gesittung und Zügelung der Gefühle? Claudia Eggeling, die sich nehmen ließ — das gab es nicht. Wahrhaftig, die Seelen waren den Bräuchen voraus, und schleppten sie am Fuße nach, und Kugel und Kette zerrissen das Fleisch.

So lag der glückliche Bräutigam im Finstern auf einem Divan und ließ, auch er, dieselbe Not in dieselben Formeln gerinnen.

Jetzt war es Zeit. Er zündete eine Kerze an und holte aus dem flachen braunen Koffer das lederne Besteck, das in vernickelten Büchsen, deren jede die Lichtflamme spiegelte, die Bürsten und Flaschen enthielt, die zur Toilette nötig waren. Er hatte, während er sie vorhin allein ließ, Handtücher und ein Waschbecken aus dem Schlafzimmer hierher getragen, indem er den Korridor benutzte ; es stand auf einem Stuhl nahe beim Spiegel und mußte morgen früh zurückgeholt werden, damit die Bedienung nicht rede. Er legte den Schlafanzug über einen Stuhl ; der Spannbügel, der hernach die Beinkleider aufzunehmen hatte, klirrte in seinen zitternden Händen. In der Küche wachte gewiß noch jemand ; und während er mit verzweifelter Geste alle Ueberlegung von sich warf, entschlossen, die Handlungen vom Augenblick bestimmen zu lassen und nichts vorher zu ordnen, ging er zur Tür, unten warmes Wasser zu erbitten, zur Reinigung der Zähne.

* * *

Claudia lag schon zu Bett. In der Rastlosigkeit, mit der sie sich, allein, wiederfand, hatte sie sich entkleidet so rasch es möglich war und versuchte nun, durch Denken die Lage vertrauter zu machen. Daß sie ganz ohnmächtig war und nicht, wie sonst so oft, die Geschehnisse beherrschte, sondern fast gebunden und jedenfalls ausgeliefert hier lag, in der unerhörten Lage, den Besuch eines Mannes zu erwarten, das war's, was sie begreifen wollte. Zwar beruhigte sie sein Versprechen, dem sie unbedingt vertraute, aber noch blieb Fremdartiges genug in der Stunde, sie tief zu erregen. Das unbekannte Bett, in dem sie lag und dessen weiche Federkissen ihr wie eine halbflüssige Masse um die Glieder klebten, war viel niedriger als das ihre, und sie begriff nicht, warum ihr das einen so fühlbaren Unterschied bedeutete. Liegen ist doch liegen, dachte sie. Nun störte sie die Nähe des Fußbodens als hätte sie zu ihm noch andere Beziehungen, als daß das Bett mit seinen vier Füßen darauf stand, und ebenso das leere nebenan. Da liege ich nun in einem fremden Bett . . . Sie erinnerte sich einer ähnlichen Wachheit und desselben fremdartig deutlichen Fühlens ihres eigenen Körpers aus einer Nacht, ehe sie mit leisem Fieber eingeschlafen war: die Entfernung ihrer Zehen, in denen das Blut fühlbar pulste, von dem Kopfe, der das abmaß, schien ihr übermäßig groß ; sie empfand sich wie einen geographischen Gegenstand, einen Kontinent, der sich selbst dachte. Die Füße, Beine und Schenkel strebten wie halbinselig ausgesandte Gebirge zum Rumpfland zurück, das den Schoß hinauf-

steigend sich zu einer flachen Schale wölbte, zwischen den Brüsten senkte sich ein Paß und der Hals war der Isthmus, der zu dem felsigen und bewaldeten Gebirge führte, in dem die Gedanken vulkanisch kochten ; sie öffnete die Augen, damit sie Bergseen wären, und lag ganz still, ein Erdbeben zu verhüten. Die Arme, rechts und links, waren vorgelagerte Halbinseln, sie bildeten Fjorde und beschützten das Land vor den Wellen des ungeheuren dunkeln Meeres, das draußen brandete, unzugänglich jedem Messen und nur den Augen ringsum sichtbar ; ein stiller Ozean, der an den Zimmerwänden nicht endete, sondern durch zahllose Poren frei flutete und sie in Einheit schloß mit Bäumen und Sternen, die er umspülte wie sie. Sie verhehlte sich nicht, daß sie bei diesem Erleben ihrer verwandelten Gestalt gern verweilte, um nichts anderes zu denken ; endlich aber erlosch der Zauber und sie kreuzte die Arme über der Brust. Sie versuchte ein anderes Spiel, spannte und entspannte die Muskeln der Arme und Schenkel, die von Tennis und Reiten hart und geübt sich zu elastischen Strängen und Knollen spannten ; und ließ es wieder ungeduldig und ruhelos . . . Manchmal wenn sie auf Asaphs Rücken durch die Alleen des Großen Gartens trabte, innerlich jauchzend im Rausch der Kraft und des Eilens, hatte sie an die Stunde gedacht, wo sie sich ihrem Liebsten geben würde ; nackt nach einem Bade mitten in der Sonne, oder nackt, daheim, im feierlichen Pathos einer Nacht, die von Leidenschaft funkelte — und nun lag sie hier im fremden Raum unbeweglich, vom Hemd verhüllt bis an die Knöchel und an den Hals, während in Räumen dicht nebenan fremde Menschen atmeten, und ihr Herz pochte alsbald vor Furcht wie ein Tier, das den Kopf an die Wand des Käfigs schlägt.

Es blieb sterbend stehn: die Tür.

Es war ihr unmöglich zu schweigen: ‚Walter?' fragte sie und stieß sich vom Kissen ab, halb sitzend. Seine Stimme antwortete, tief und zitternd: ‚Liebling . . . wer sollte es denn sein?' Und schon verriet das Seufzen des Bettes, daß er lag: er hatte sich mit drei Schritten hineingestürzt, blind wie in eine Gefahr. Sie ließ sich zurückfallen, aufatmend und von irgend etwas erlöst: ‚Ich bin ganz rasend dumm . . . ich weiß nicht . . .'

‚Hab ich dich erschreckt? Ich hätte klopfen sollen; aber es schien mir lächerlich, daß du dann „herein" zu rufen hättest' . . . Er mußte eine Pause machen. Die Worte konnten verraten, wie er bebte, ehrfürchtig und angstvoll vor der Schwere der Stunde. Aber sie konnte die Erregung mißdeuten, und er mußte ruhig scheinen. ‚Gib mir die Hand', sagte er. ‚Es ist nur, daß du mich fühlst,' fügte er hinzu, ‚es beruhigt dich vielleicht.'

Eine Hand betupfte ihm Bart und Mund; er ergriff sie und küßte sie.

‚Wohin hab ich denn getastet? Doch nicht ins Auge?' fragte sie besorgt. ‚Man hat gar keine Richtung in der Finsternis. . .'

Er antwortete nicht, er küßte den Rücken der Hand und die Knöchel der Finger, wendete sie behutsam und küßte auch das Innere; ein schwacher Blumenduft haftete daran. ‚Nicht,' sagte sie schwach und versuchte sie ihm zu entziehen. Er hielt sie fest. Ein Trieb befahl ihm das, und er folgte. Nur küßte er sie nicht mehr und begnügte sich, sie zwischen seinen beiden zu liebkosen. Er war froh, zu liegen; jeder Fortschritt ins Ungewöhnliche hinein nahm der Stunde etwas von ihrer Schwierigkeit und war ein Sieg, den man erleichterter genoß. Diese Hand hier schlug einen Steg in das dunkle Nebenan. Wenn er nur soweit kam, daß sie heute einschlief, den Kopf an seiner Schulter, so war er glücklich. Er würde die ganze Nacht wach liegen. Er würde ihrem Atem zuhören und ihr Haar küssen. Die Stunden würden feierlich an ihm vorüberziehen und der Morgen ihre Liebe grüßen, die der Begierde nicht bedurfte.

Wer ihm gesagt hätte, daß er darauf aus war, seine Frau zu verführen. Es hätte ihn sehr verwundert, vielleicht empört.

Eine ganz seelische, übermäßig heftige Zärtlichkeit für das Mädchen neben ihm erstickte sein Herz. Er gedachte eines Sommertags, eines goldenen und blauen, wo er rauchend im Grase saß, unter endlosen Tannen und ein Mädchen bewachte, das unter seinem Mantel schlummerte. Die Innigkeit, die er damals spürte, war blaß gegen seine Liebe zu Claudia, die jetzt neben ihm lag, und niemals seit jenen fernen Tagen hatte er so tief verstanden, wie keusch Jünglinge lieben, und wie glücklich sie sind.

Als er spürte, daß sie ihm die Hand gewährte, legte er sie sich auf die Stirn. Sie streichelte ihm gern Stirn und Schläfen; ob sie's auch jetzt tat? Aber er erschrak — die Hand entfloh. Es war ihm, als würde ihm ein Eigentum entrissen und ein Trost. ‚Da, nimm diese,' sagte sie, ‚es war so unbequem,' und eine Hand war wieder nahe, mit leichtem Rauschen des bewegten Linnens, legte sich selbst wieder auf die Stirn, blieb dort warm und lebendig liegen, schlüpfte in sein Haar und grub sich ein. Eine Zeit verfloß, die er nicht messen konnte; es waren gewiß nur wenige Minuten, aber sie schienen ihm sehr lang. Er war ratlos und wußte nichts zu tun und jeder Augenblick fiel vermehrend in das Schweigen und überschwemmte ihn mit Verzweiflung: denn die innere Stille, die er neben ihr liegend erwartet hatte zu fühlen, dieses tief beruhigte Einsinken in

Glück blieb aus; etwas in ihm drängte den Zustand zu verändern, wollte weiter, litt im Bleiben: und doch schien kein Weg gebaut und kein Geländer aufgerichtet, sich daran weiterzutasten. Er hatte in seinem Körper einen blinden Drang, in der Brust, den Leib herab, in den Schenkeln und bis in die Zehen, dem ihren nahe zu sein, sie ganz zu fühlen, sie an sich zu reißen und mit Küssen zu ersticken. Aber keine Möglichkeit kam dem sehnsüchtigen Trieb zu Hilfe, und einen Entschluß daraus zu machen, ohne Gelegenheit, wie ein Tier über sie herzufallen, war unausführbar. So lag er ganz still und grämte sich und stöhnte lautlos im Pochen des Blutes.

Sie rührte sich in ihren Kissen. ‚Ich nehme die Hand weg, ja, Walter? Es ist sehr unbequem.' ‚Quälen sollst du dich nicht, kleine Claudia,' antwortete er, froh, daß ihre Stimme ruhig war. Er irrte; die Stimme war kalt und die Unbequemlichkeit ein Vordergrund. Er sollte nicht fühlen, daß die ungewohnten Betten sie, Claudia, erhitzten. Er hätte es mißdeuten können und vielleicht meinen, daß die Küsse, mit denen er die erste Hand liebkoste, diese Unruhe und dies peinlich süße Brennen in ihr entzündet hatten. Sie lag ganz steif, weil sie sich am liebsten fiebrisch hin und her gedreht hätte, sprach sehr kalt, und hielt sich fest wie an gespanntem Seile: so liegt ein Boot in starker Strömung reglos und strafft seine Taue wie Saiten. Er war ja so sicher und überlegen; welche Beschämung ‚wenn er sie dennoch mißdeutete! Man mußte wirklich eine alltägliche Situation daraus machen. Das war das leichteste; und man konnte es, denn von ihm kam keine Gefahr. Hatte sie sich eigentlich schon einen Augenblick geschämt? Nein, antwortete sie sofort, Scham war heute noch nicht vorgekommen, und zwar bei ihr, Claudia Eggeling. . . Aber das Erstaunen schwand sogleich: Warum denn schämen? Errege ich jemands Aufmerksamkeit? Bin ich das Ziel von Blicken oder . . . Wünschen? Ich liege hier, im Finstern, im Bette, sittsam bekleidet bis zu den Knöcheln von Hand und Fuß — und der Mann nebenan . . . bewahre! Sie hatte sich wirklich umsonst geängstigt . . . und es war ihr ganz unbegreiflich, daß plötzlich eine Art Uebermut und — Spottlust in ihr tanzte; einen unruhigen und ungesunden Tanz.

‚Wo bist du eigentlich?' fragte sie kühn und erschreckend über ihre Keckheit; ‚ich sehe noch immer nichts.'

‚Hier, ganz dicht bei dir.'

Ihre Frage hatte ihn aus seinem Gram gerissen; ohne irgend eine Ueberlegung, von einer blitzenden Klugheit gestoßen, benutzte er sie und schnellte sich an die Kante, mit der die beiden Betten aneinander grenzten. Er lag jetzt wirklich ganz in der

Nähe; der Ruck hätte ihn fast in ihr Bett getrieben. Er atmete tief; und der Duft ihres Haares drang ihm bis tief ins Herz. Laß mich dein Haar küssen, bat er, und, wieder klüger, als er wußte, wartete er nicht auf Erlaubnis oder Abwehr, neigte sich hinüber und atmete in ihren Haaren.

‚Nein,' wehrte sie erschrocken, ‚nein. . .' Ihre Keckheit und Sicherheit und aller Spott waren dahin; sie fürchtete sich und wagte doch nicht sich zu rühren wollen. Er küßte ja immer ins Haar, redete sie sich zu und entschuldigte die Duldung. . . Ihr Atem ging wie zerschnitten, und kurze ratlose Wellen schlugen gegen einander und an die Ufer ihres Geistes — sie verlor das Steuer und sah nicht mehr wohin. . . Und nun sagte er plötzlich: ‚Weißt du was? Ich komme zu dir,' und er kam zu ihr . . . ‚Nein,' rief sie, ‚nein!' und das Hämmern ihres Herzens zerschlug ihr die Stimme.

Aber er war da. Er wußte nicht, wer es ihm gesagt hatte; er hatte einfach ausgeführt, was man ihm befahl. Er erschrak tief über sich, er lag ganz still und versuchte sich zu fassen; aber die Wärme ihres geliebten Leibes hatte sich diesen Kissen mitgeteilt, eine Decke lag über ihnen beiden, und sie war es, Claudia, deren Haar hier noch eben gelegen hatte. Das Glück, das in ihm stromgleich wirbelte, stürzte über Katarakte von Lachen und Rausch — und daß er sich noch berauschen konnte, daß es noch Augenblicke gab, die er nicht leitete, das verstärkte widerhallend sein Glück.

Sie hatte sich ganz bleich an die äußerste Kante des Bettes geschmiegt und schwieg. Sie wußte nichts von dem, was sie fühlte, ein blinder Wirbel sauste in ihr um, nur blitzte mittendrin auf, daß sie hinausfallen werde und daß das Bett niedrig sei . . . und daß sie ganz gelähmt lag, eine Beute, das wußte sie. Das Blut sang ihr in den Ohren, und ihr Atem ging sehr laut und schnell.

‚Liebling,' sagte er sanft und leise, ‚warum fürchtest du dich? Ich will ja nur dir nahe sein, ich will nur dein Gesicht ahnen, deine Hände halten, von deinem Haare atmen. Vertraust du mir nicht?' Er folgte der Technik geübter Eroberer, die verdächtige Taten mit wohlklingenden Worten begleiten und damit durchaus Vertrauen gewinnen, nur erfand er sie im Augenblick, wußte von nichts und glaubte ehrlich — sein erstes Opfer war er selbst. Nach einer Pause sagte sie: ‚ja' mit einem kleinen atemlosen Stimmchen.

Wie von einem kleinen Mädchen kommend hörte sich das an. Als wäre seine kluge und überlegene Claudia ein ganz kleines

Mädchen, irgend eines, das hier schutzlos zitterte. Die Rührung, die ihn überwältigte, tränkte heiß und selig sein ganzes Glück; er lächelte im Finstern und flüsterte: ‚Darf ich nicht wieder deine Hände haben?'

‚Ja.'

Wie irgend eine sagte sie's . . . Lisbeth Ohlsen, die kleine Gouvernante, mit der sie sich einmal eins gefühlt hatte, konnte zu Oskar Reisach, ihrem Liebsten, nicht anders ‚ja' gesagt haben als seine Claudia zu ihm. . . Er tastete nach ihrer Hand, ganz, ganz behutsam, und fand beide. Sie lag auf der Seite und streckte ihm beide Hände hin, damit er nicht näher käme. Er nahm sie, küßte sie beide, küßte sie oft und hielt sie. Er dachte nichts, endlich genoß er das Glück des Augenblicks, den ihm die kleine Uhr zumaß, die atemlos lief. Er fühlte ihre Hände zittern. ‚Warum zitterst du, meine Liebste? Was soll ich tun, um dich zu beruhigen? Soll ich gehen? Soll ich mein Bett nehmen und vor deiner Schwelle schlafen? Ich will ja nur, daß du glücklich bist, nichts sonst . . . du sollst dich nicht ängstigen, während mich Seligkeit hebt. . .' Er preßte ihre Hände und küßte sie, aber sie zitterten. Er mußte etwas finden, sie zu beruhigen, sie durfte nicht länger leiden. Die Anekdote fiel ihm ein, die er ihr versprochen hatte; sie würde sie ablenken und ihr Ruhe geben. Und er machte sich einen leichten Ton:

‚Sollte ich dir nicht die Geschichte von damals erzählen? Du wirst sehen, du brauchst nicht zu beben, Liebling. Ich habe als Student einmal die ganze Nacht neben einer Freundin geschlafen; Kollegin, Mediziner. Ich arbeitete mit ihr und hörte sie Anatomie ab; ich wußte darauf fast alle Knochen des Kopfes auswendig. . . Ja, wir machten also eine Fußtour im Schnee, in den Weihnachtsferien. Wundervoll im Tirolergebirge. Natürlich war der Schnee zu hoch, und wir mußten mitten in der Etappe übernachten. Das Wirtshaus hatte eine vermietbare Stube mit zwei Betten; wir nahmen das Zimmer und sie schrieb sich als meine Schwester ins Fremdenbuch; sie hatte auch rote Haare, wie ich. Das Zimmer ließ sich nicht heizen, und wir waren beide durchfroren; die Betten aber kalt wie Schnee; scheußlich. Wie ich schon warm war, — ich hatte unten einen Grog getrunken — schlug sie mit den Zähnen noch Trommelwirbel. Darauf erklärte ich, sie werde krank werden, legte mich zu ihr, hielt sie fest — sie wollte wirklich aus dem Bett und ich mußte wie ein Kater fauchen bis sie still war — und wärmte sie. Und dann waren wir müde, nicht? und schliefen wie Bruder und Schwester.'

Er lachte in sich hinein und schwieg; dann schloß er: ‚Du wunderst dich hoffentlich nicht. Erstens ist man diszipliniert,

und zweitens machte ich mir nichts aus ihr. Ich hatte sie gern, sonst nichts.'

Er hatte sie in der Tat abgelenkt, aber auf einen gefährlichen Weg: sie empörte sich gegen den vergnügten Ton der Erzählung, gegen die Blindheit, die jene und diese Nacht auf eine Ebene stellte, gegen die ganze Behaglichkeit, die sie an ihm wahrzunehmen glaubte. Sie fand ihn frivol und sich mißhandelt, ja wahrhaft beleidigt und im tiefsten gekränkt. . . Vielleicht war zwischen ihr und jener doch eine Gleichheit? Vielleicht liebte er sie ebensowenig — schien es nicht so? Ihre Vernunft war gestorben, und alles schien ihr möglich, auch daß sie verschmäht sei.

Er hörte sie atmen, gekränkt, aber das wußte er nicht, hörte die Uhr ticken und den langsamen glücklichen Schlag seines Herzens; dann schwoll die Sehnsucht, . . . durch das Erinnern an jene entfacht, wie ein Blutstrom in ihm hoch, da sagte sie: ‚Ach so, du machtest dir nichts aus ihr,' sagte es mit klarem Hohn und versuchte, ihm ihre Hände zu entziehen.

Der Klang traf ihn wie ein Pfeil. Erst begriff er nichts; einen Augenblick tappte er wie ein Geblendeter; dann flammte es in ihm hoch: Sie fühlt sich verschmäht, wie irgend eine, wie jedes gewöhnliche Mädchen fühlte Claudia sich verschmäht! Er riss sie an den Händen nahe. . . sie hielt ihn mit steifen Armen von sich, so daß er schwebte: ‚Walter!' schrie sie.

Dann schlug sie die Arme auseinander .

Ans Fenster stieß der Wind. Er flog von Berg zu Berg unter der schwarzen Brücke des sternfunkelnden gewölbten Himmels und rührte das ebene Wasser des Sees zu kleinen Wellen auf. Sie liefen an den Strand mit hellem Klickern und schaukelten sacht ein Boot und die Herden stiller Fische, die im schwarzen Wasser standen und schliefen.

Vive la bagatelle!
Swift

Wenn der Pott aber'n Loch hat, lieber Heinrich, lieber Heinrich . . .

Prinz Heinrich hat eine Rede gehalten.

‚Trumpf sei auch für den Bürger der Gehorsam. . .' Und ‚leider sind wir uns über unsere Verhältnisse nicht ganz einig. . . Ich will den heutigen Tag . . ., . . . Appell an Sie alle . . ., an die bürgerlichen Parteien . . .'

Es war wohl eine politische Versammlung?

Es war ein Sportverein. —

Wenn auf einem Schachkongreß jemand äußerte: ‚Man soll nie Barrikaden bauen!' . .

Auf einem Schützenfest sprach er zuvörderst davon, wer nicht hineingehört.

Unter die Schützen gehört einer nicht, der . . . nicht schießen kann.

* * *

Es ist aber denkbar, daß einer sehr gut schießt, ohne von der Staatsform dieser Gegenwart entzückt zu sein.

Fallen in Sportvereinen politische Reden und wird gesagt, wer (aus politischen Ursachen) nicht hingehört: so ist der Verein als politischer Verein zu betrachten. Jeder dritte deutsche Wähler scheide dann aus, — und sie werden sehn, wo sie bleiben.

* * *

Bleiben aber helle Köpfe drin, so dürfen sie Gleiches mit Gleichem beantworten — etwa (nach einer Remispartie) aufstehen und gleichfalls eine ernste Rede halten; so: ‚Schachgenossen und Herr Protektor! Warum werden von Ihren Freunden Worte nicht eingelöst? Zu uns gehören nur solche, die Versprochenes halten. . . Schachgenossen und Herr Protektor! Zu uns gehören nur Leute, die keinen Unfähigen anstellen . . . Schachgenossen und Herr Protektor! warum werden soviel Reden bei uns gehalten, wo sie nicht hingehören — und soviel Antworten verschwiegen, wo man sie schuldig ist? . . .'

* * *

(Empörung. Takkkkktlosigkeit! . . Unglauauauaublich! . .)

Laienspiegel

Die hier erscheinenden Gesichte, das bleibt festzuhalten, sind nicht Söhne des Pan, sondern Gäste des Pan.

I

Futuristen

Sehr geehrter Herr Kerr,

Wollen Sie auch einem Laien gestatten, sich über den Futurismus zu äußern; einem aus dem großen Publikum, der die Kunst der Malerei bewundert und die Abhandlungen im ‚Pan' mit großem Interesse verfolgt hat. —

Wenn auch etwas verspätet, will ich auf die Betrachtungen des Herrn Max Deri in No. 29 des ‚Pan' zurückgreifen und versuchen, vom Standpunkte des gänzlich Unbefangenen, den Eindruck zu erklären, den die neue Richtung macht.

Jede Kunst ist rein individuell, sie soll es auch sein, um originell und t e i l w e i s e dadurch künstlerisch zu werden. Die Futuristen oder um den Ausdruck zu brauchen, den Herr Deri gewählt hat, die ‚Plusquamperfectisten' wollen Eindrücke festhalten, ungeordnet, so wie sie in der Erinnerung zurückgeblieben sind. — Nun, vom rein persönlichen Standpunkte des Künstlers betrachtet, kann und mag das fertige Bild dann fraglos alles das in ihm wieder erwecken, was noch von dem Geschehenen und Gesehenen haften geblieben ist. Wenn sich z. B. Severini in die Zeit zurückversetzt, da er seinen ‚Boulevard' gesehen hat, und dann wieder auf sein Bild schaut, so wird er gewiß alles das wiedererleben können, was ihn zu dem Bilde veranlaßt hat. —

Sie sehen also, daß ich mich ganz gut in die Person des Künstlers hineindenken kann, — aber trotzdem werde ich nie seine Werke verstehen können, die aus seiner Individualität heraus, gewissermaßen als Fragmente oder Reste seines Erlebnisses entstanden sind. Nur wenn ich unter ganz gleichen Verhältnissen, zu gleicher Zeit, in gleicher Stimmung, überhaupt als derselbe Mensch das mitgemacht hätte, was der Künstler erlebt hätte, wäre es möglich, — niemals aber als Fremder und Fernstehender von ganz verschiedenartiger Persönlichkeit.

Was würde man dazu sagen, wenn es ein Dichter versuchen wollte, auf ähnliche Art und Weise seinen Gedanken Ausdruck zu geben? (Nach der Erklärung des Herrn Deri scheint es mir möglich.) Er würde z. B. Gedichte schreiben, die nur aus einzelnen Worten, vielleicht teilweise nur aus einzelnen Silben bestünden! Würde irgend jemand verstehen können, was der Dichter will? — — Ich wage zu zweifeln.

Und auf Grund dieser Betrachtung will ich einen einfachen Schluß ziehen: Der Künstler kann seiner Phantasie freien Lauf lassen, er kann auf s e i n e Art das darstellen und festhalten, was er gesehen hat und Eindrücke wiedergeben, die ihn besonders bewegt oder erfreut haben. Er muß es aber so tun, daß es überhaupt möglich ist, sich in den Künstler hineinzudenken.

Als Philosoph und Psycholog werden Sie ermessen können, inwieweit dies möglich ist; und ich glaube, nicht nur Sie.

So darf ich vielleicht behaupten, daß sich der Futurismus erst dann Verständnis erobern wird, wenn er auf irgendeine Weise eine geklärtere Ausdrucksart findet. (Hat nicht der Naturalismus durch die Wahrheit und . . . Verständlichkeit seiner Darstellung schnell großen Anhang und Verteidiger gefunden, wenn durch ihn auch viele oberflächliche und seichte Elemente profitiert haben?)

Sie würden nicht nur mich, sondern sicher eine große Zahl anderer Kunstfreunde dankbar finden, wenn Sie diesen unbescheidenen Betrachtungen eines Laien im ‚Pan' Unterkunft gewährten

Etc.

Hamburg Arthur Elfer

II

§ 175

Entgegnung

Wenn Dr. Kurt Hiller (ich kenne ihn nicht persönlich, sondern nur als Mitglied des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees) in seinem Aufsatz behauptet: daß es sich mit den ‚Schädlichkeiten' der Homosexualität ebenso verhält, wie mit denen der normalen Liebe, so hat er damit entschieden unrecht! ebenso, wie damit, — daß es in der Schöpfung keine Widernatürlichkeiten geben könne! Ist eine Mißgeburt z. B. nicht widernatürlich? Ist's nicht gegen die Natur, wenn ein Vater sein Kind vergewaltigt? oder ein Sohn seine Eltern ermordet?? — So etwas gibt es freilich! und in die Rubrik geistiger Krüppel und körperlicher Zwitter fällt auch die widerliche Unnatur der Homosexuellen. Nun die Konsequenzen davon: Sind es Verbrecher, so müssen sie bestraft werden, sind es aber ‚Kranke', so suche man ein Mittel zu ihrer Heilung, was ja Geheimrat Dr. Freud schon mit verschiedene Male günstigem Erfolg gefunden zu haben scheint. — Jedenfalls ist es aber das Recht und die Pflicht jedes Billigdenkenden, sie nach Möglichkeit, so oder so, unschädlich zu machen, und diese Absicht verfolgt auch der Paragraph!

Ich bin, als vielleicht einzige deutsche Frau, die sich seit ca. 8 Jahren ganz eingehend mit ihm beschäftigt, wohl in der Lage, darüber mitzusprechen, und in jeder Hinsicht genau orientiert. Mein erster Zweck war es, den ‚Unglücklichen' und ‚Unterdrückten' voll Mitleid und Gerechtigkeitssinn beizustehen, ich bin ihnen daher mit viel Vertrauen und Aufrichtigkeit entgegengekommen, lernte Hunderte kennen, prüfte, erwog und vivisezierte sie gleichsam, um aber schließlich nach triftigen Erfahrungen und klarem Durchschauen einzusehen, daß sie absolut nicht die Enterbten, Verkannten und unschuldig Verurteilten sind, als die sie sich so gern ausgeben möchten. Meiner Ueberzeugung nach ist jeder Homosexuelle durchaus charakterlos, verlogen und frivol; und nicht nur in ihrem sogenannten Liebesempfinden sind sie so, sondern auch in anderer Hinsicht unmöglich, unbrauchbar und ungesund!

Gut; gesetzt, sie könnten, was Syphilis und die übrigen Geschlechtskrankheiten anbelangt, weniger ‚ansteckend' wirken — trotzdem es ja ebensogut dergleichen Leidende unter ihnen gibt, wie anderswo, und man noch besonders den Darmkrebs ihrem Treiben gern nachsagt — so überwiegt die seelische und geistige Verderbnis das Verführen zu weibischer Verweichlichung und Energielosigkeit, Wohlleben, Wollust und Zynismus bei weitem die körperlichen Schäden! Ich habe es selbst

erlebt, daß ein ganz frischer, harmloser, kraftvoller Junge in der Hand eines Gleichgeschlechtlichen als dessen ‚Liebling', in kurzer Zeit kokett, frech und faul wurde gleich einer D i r n e, obwohl er n i c h t homosexuell war; und daß er infiziert und fürs Dasein verdorben und unbrauchbar gemacht wäre, wenn er nicht, von seinem Freunde befreit, bald wieder gesund und frisch wurde! Sollen wir d a z u unsere reinen, frohen Knaben hergeben? Ja, heißt es nicht, wenn der Paragraph fällt, eine Herde Wölfe, nein, Verrückter, nein, Verdorbener auf unsere Jugend loslassen?! Seit ich — durch die bittersten und schrecklichsten Erfahrungen aufgeweckt, die traurige Wahrheit erkannt habe, halte ich es für meine heilige Pflicht, gegen diese furchtbare Epidemie Front zu machen.

Natürlich sind die weiblichen Homosexuellen ebensogut zu bestrafen, wie die anderen; denn nicht nur unsere Knaben, auch Tausende von reinen jungen Töchtern werden von dieser Widernatürlichkeit angesteckt und verdorben. Was Dr. Hiller von: ‚Entvölkerungsfurcht' oder ‚Ehezwang' und dergleichen sagt, sind nur Schlagworte und kommen nicht in Betracht; die Welt wird nicht aussterben. Aber, Mütter und Frauen und Bräute, helft, daß nach und nach durch Erziehung zur Schönheit und Ethik das Laster ausstirbt. Denn ich behaupte kühn, eine echte, treue Mutter, die auf ihrem Posten ist, als Leiterin, Freundin und Seelenkennerin ihrer Kinder, kann und wird nie Homosexuelle darunter haben — welche doch mehr oder weniger durch schlechten Umgang und Onanie dazu verführt werden. Geboren kann man wohl mit einem Schwindsuchtskeim werden, aber bei richtiger Behandlung und nötiger Fürsorge findet sich die Natur zur Kraft und ins rechte Gleis zurück.

Dr. Hiller hat nicht recht, wenn er meint: Die Homosexuellen wären keine Schädigung menschlicher Interessen. Doch; eine große, schwere sind sie, denn sie verderben, verrohen, degenerieren unsere künftige Generation. Sache des Reichstags, der Lehrer und Leiter des Volkes ist es, doppelt scharf die Augen zu öffnen und das Gesetz walten zu lassen! Nicht nur V e r s c h ä r f u n g des Paragraphen allein, sondern selbstverständlich auch A u s d e h n u n g auf die Frauen ist dringend geboten.

Berlin Hilde Lange, geb. von Lüderitz

* * *

Man lese nochmals im vorigen Heft Kurt Hillers bedeutenden Aufsatz über den Fall. So gut wie jeder Einwand von Frau L. bleibt im voraus durch ihn widerlegt.

Grund für den Abdruck dieser Zuschrift war die an den Herausgeber gerichtete Bitte: der Gegenpartei das Wort nicht zu versagen.

Zwiegespräch

(Zwischen einem größten deutschen Maler und einem Freund)

D e r F r e u n d: Was haben Sie für den Gegenstand bezahlt, Herr Professor?

D e r M a l e r (ernst): Schrecklich viel . . . S c h r e c k l i c h viel! . .

D e r F r e u n d: Wieviel war es?

D e r M a l e r: Ick hab'n Aquarell 'fier jejeben!

Wie war'sch?

Reicke contra Liebermann. Ein berliner Blatt, Zwillingsschwesterchen der blauwangig-biderben ‚Deutschen Tageszeitung', veröffentlicht folgenden ‚eigentlichen Sachverhalt', weil sonst ‚leicht ein unklares Bild entstehen' könnte:

„Liebermann, der ehemalige Präsident der Sezession, trotz seines Rücktritts immer noch das geistige Haupt dieser Vereinigung, hat in seiner Politik einen kaum wieder gut zu machenden Schlag erlitten. Trotz ... des augenblicklich verlegenen Schweigens dieser Sezessionspresse, ist doch in eingeweihten Kreisen nur eine Meinung: daß die Künstler am Kurfürstendamm einen gewaltigen Nasenstüber von dem Stadtoberhaupt bekommen haben. Max Liebermann, der wohl geglaubt hatte, nur durch seinen Rücktritt aus der Kunstdeputation der Stadt einen deutschen Bürgermeister zu zwingen, eine öffentliche Abbitte zu leisten, muß sich nun damit begnügen, daß Dr. Reicke in seinen Äußerungen nur das wiederholt, was er in seinen Angriffen seinerzeit ausgesprochen. — Dieser mannhafte deutsche Standpunkt verdient, als ein Vorbild hingestellt zu werden, und kann, wie schon zu Anfang gesagt, zu einer für die Zukunft glückbringenden Bedeutung für die gesamte deutsche Kunst werden. —

Es handelt sich hier nämlich . . . um Erledigung des großen Kampfes ‚deutscher' Kunst gegen ‚international-semitische'.

Wie dem Semiten alles Geschäft und Sensation ist, so ist es auch die bildende Kunst; und trotz seiner gerade auf diesem Gebiete mangelhaften Fähigkeiten hat er es mit Hilfe seiner Presse fertig gebracht, daß dem deutschen Volke, das einen Schwind, Feuerbach, Lenbach, Leibl, Böcklin, einen Menzel usw. sein eigen nennt, Männer wie Liebermann, Corinth, Slevogt, Marées und der ebenfalls meist semitische Import aus Paris (Monet, Cézanne, Pissarro usw.) als Vertreter der Kunst unserer Tage hingestellt werden. — Es wird das eins der traurigsten Kapitel der deutschen Kunstgeschichte werden, daß nach dem Zeitalter, das die erstgenannten Leute hervorbrachte, daß nach diesem Höhepunkte deutscher Kunst die Stümpereien eines van Gogh, die Exotismen eines Gauguin in Verfolgung der Sezessionsbestrebungen zum geschätzten Kunstgut, zu anerkannten Werten werden konnten. — Und daß der erste Sonnenstrahl, der den Nebel durchbrach, von einem Laien und nicht von einem Künstler ausging, daß er — Dr. Reicke — in seiner zurückhaltenden, vornehmen Kampfesweise den sich ungeschickt überschlagenden Politikus Liebermann zu Boden geworfen hat, ist bezeichnend für den ‚Mut' unserer deutschen Künstlerschaft . . .

Michel, Michel! — Wach' auf! deutscher Künstler, erkenne endlich deine Sklavenhalter, die dir doch nur die Brocken gönnen, die von ihren Tischen fallen.

Wach' auf! — Dein Dr. Georg Reicke hat zum Wecken geblasen! —',

* * *

Wie war'sch? — So war'sch!

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9, zu richten

Dieser Nummer ist von der Cölner Sonderbund-Ausstellung ein Prospekt beigelegt worden.

Der größte Erfolg. Ich kann Ihnen versichern, daß das Fachinger Wasser (Königl. Fachingen), am rechten Platze angewandt, von allen Wässern den größten Erfolg erzielen läßt. Dr. med. N. N.

Nach meiner Ueberzeugung. Fachinger (Königl. Fachingen) ist nach meiner Ueberzeugung das beste Mineralwasser unter den rein alkalischen Quellen und mir fast unentbehrlich geworden.
Dr. med. N. N.

Trotz aller Konkurrenz bleibt das Fachinger Wasser (Königl. Fachingen) das wertvollste Getränk seiner Art.
San.-Rat Dr. med. N. N.

Nicht mehr entbehren. ... Ich teile Ihnen gerne mit, daß ich alle dem Wasser nachgerühmten Eigenschaften voll und ganz bestätigen kann. Ich möchte dasselbe nicht mehr entbehren. Dr. med. N. N.

Erfahrung am eigenen Körper. Ich habe das natürliche Fachinger (Königl. Fachingen) seit langem schätzen gelernt. Im besonderen muß ich seine günstige Wirkung bei Magen- und Nierenleiden, wie ich an mir selbst und in meiner Familie zu erfahren Gelegenheit hatte, rühmend hervorheben. Dr. med. N. N., Marine-Oberstabsarzt.

LEOPOLD HESS

SPEZIAL-GESCHÄFT FÜR KÜNSTLER-BEDARFS-ARTIKEL

Berlin W., Genthinerstr. 29

GRAND HOTEL CONTINENTAL MÜNCHEN

ADOLF SCHUSTERMANN

Zeitungsnachrichten-Bureau

BERLIN SO. 16, Spreepalast

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften-, Fach-, illustrierte usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. :: :: :: Prospekte gratis.

VERLAG VON PAUL CASSIRER, BERLIN W. 10

Soeben erschien:

SCHRITT FÜR SCHRITT

Roman von Otto Flake

Broschiert 5 Mark, Gebunden 6.50 Mark

„Otto Flake ist auf dem Wege, einer der besten Prosadichter des zeitgenössischen Deutschlands zu werden. Die Plastik seines Stils, die Fülle des Ausdrucks, über den er verfügt und der niemals auf den Effekt ausgeht, der Tonfall seiner Sätze verleihen seinen Büchern eine gestraffte Haltung, die man vergeblich anderswo suchen würde. Kühn, ohne jede Sorge um die moralischen Konventionen, hat Flake sich die Aufgabe gesetzt, ein Grenzproblem des Seelisch-Körperlichen zu beleuchten. Der delikate Gegenstand ist mit Delikatesse behandelt, wenn auch der Schriftsteller an einigen Stellen die Sittenschilderung etwas lebhaft betreibt. Flake ist der erste amoralische Schriftsteller Deutschlands."

HENRI ALBERT IM MERCURE DE FRANCE

„Noch ist manches Technische nicht gekonnt. Aber trotzdem! Trotzdem ist dieses Buch eines der allerstärksten, die ich vom jungen Geschlecht gelesen habe . . . Flake beruhigt sich nicht bei der sogenannten Übereinstimmung der Gemüter. Er ist ein viel zu guter Kenner der Erotik und als Schriftsteller ein viel zu lauterer und männlicher Charakter, um mit derlei Gartenlauben-Sentimentalitäten uns irrezuführen. Er weiß und zeigt, daß, wo die geheimnisvoll-magische Übereinstimmung der Leiber fehlt, jene unergründliche und unüberwindliche gegenseitige Anziehungskraft der physiologischen Naturen, daß da die Seelenliebe machtlos ist, wenigstens wo es um einen wahren und echten Lebensbund sich handelt. Darum herrscht in diesen beiden Menschen eine peinliche und skrupulöse Prüfung. Zwar das Weib ist unterwürfig von Anfang an und kennt keine tiefere Sehnsucht, als just nach diesem Mann sich zu formen. Aber der Mann wird wiederholt von geradezu chaotischen Zweifeln geschüttelt, stürzt wild von dannen, schlürft aus allen möglichen Kelchen und Pfützen, um immer klarer, immer sieghafter zu erkennen, das der einzige wahre Labetrank, durch den seiner Natur ein dauerndes Glück gewährt werden kann, ihm nur von dem Weibe kredenzt werden kann, das er instinktiv als das seinige gewählt hat. Dies ist der große, schöne und wuchtige Ernst an diesem Buch."

FRANZ SERVAES IN DER NEUEN FREIEN PRESSE

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Zweiter Jahrgang No. 37 1. August 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

INHALT:

Alfred Kerr.....Heine, Lederer, Senat
Heinrich Muoth.....Selbstschau
Vindex.....Börsenrutschbahn
Annette Kispert.....Sieben Träume einer Frau
Kurt Hiller.....Monolog um Franz Werfel

Zuschrift

Vierteljährlich.....5 Mark
Einzelheft.....50 Pf.

HAMMER-VERLAG, G. M. B. H., BERLIN W. 15, UHLANDSTRASSE 31
REDAKTION: GRUNEWALD, GNEIST-STRASSE 9

Die 1gesp. Nonpar.-Zeile = 0,75
Auf Umschlagseiten = 1.—
Bei Wiederholungen Rabatt

Alleinige Inseraten-Annahme:
Paul Löwinsohn G. m. b. H.
Berlin W., Motzstrasse 60



Luxus-Ausgabe

von

Hans Thoma's einzigem Buch

Im Herbste des Lebens

Gesammelte Erinnerungsblätter

Vom Meister selbst illustriert

Die einfache Ausgabe kostet brosch. 5 Mark, gebd. 8 Mark

Luxus-Ausgabe, 200 Exemplare

von Thoma eigenhändig mit Nummer und Namenszug versehen, echt holländisch Bütten, in Ganzleder **50 M**

Verlangen Sie unsern Thoma-Prospekt mit glänzenden Urteilen der ersten Kritiker

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. **München**



Heinrich Heines deutsches Denkmal

Von Lederer

Heine, Lederer, Senat

Von Alfred Kerr

I

Der Senat von Hamburg hat sich großherziger und anständiger als norddeutsche Regierungen sonst in der Sache verhalten. Droben rings herrschte so viel haßvolle Kälte wider diesen Trommler, dem die Furcht fremd war: daß die freiere Gebärde der Hansahäupter schon auffiel. (Sie erinnerte manchen an die Holländer, die zu Ketzern zwar nicht äußerten: ‚Ihr habt recht', — doch ihnen still Unterschlupf boten.)

Derselbe Lederer hatte der Stadt einen Bismarck hingesetzt; wie ein Traumgesicht, über Wipfeln und Wolken zum Gleichnis des Wachens und Hütens erstarrt; ein Gleichnis . . . an das wir politisch nicht glauben, das aber tief und unentrinnbar, als Kunst, auf noch so anders Gesonnene wirkt; etwas, das nicht mit Standbildern zu vergleichen ist: sondern wie der Sphinx von Gizeh zum Naturdenkmal wächst.

Lederers Bismarck, Hamburgs Abgott, hatte nun den Heinehassern zugerufen: ‚Und vergessen die Herren denn ganz, daß Heine ein Liederdichter ist, neben dem nur noch Goethe genannt werden darf?'

Solche Worte sind . . . zur Propaganda geeignet. Sie bekräftigen für uns weder den vorwärtsweisenden Wert noch die zeitlose Künstlerkraft eines Menschen, der wie ein blitzender Vogel über alle Siedelungen glitt: so daß man seiner gedenken

wird, wenn der letzte Rest Barbarentums über der Erde Rand fiel... und neue Seelen aufrichtiger dahinschreiten. (Wir brauchen keines Politikers Wort für Heines Wertung — doch die Aldermänner, die Boden stiften sollen für seinen Stein, die brauchen es).

II

Lederer hat auf ihrem Boden den Ort für sein Standbild gewählt. Am Fontenay. Wir waren zusammen da; zwei hamburgische Obmänner mit uns. Der Platz liegt an der großen Alster, von betagten Aesten überschattet; rechts drüben die leuchtvoll graue Stadt, hinter der Wasserfläche. Fern (doch allzu ferne nicht) ahnt man das Gewölkreich der See heraufdämmernd. Kurz und gut: ein Platz, städtisch und lyrisch zugleich; (dazu dem Bildhauer wegen des Raumverhältnisses willkommen); der gegebene Platz.

Der Senat hat ihn nicht gegeben. Er läßt unklar, ob der Platz ihm nicht für das Denkmal geeignet ist: oder ob das Denkmal ihm nicht für den Platz geeignet ist... Schade. Bis hierher war die halsbekrauste Gerusie freundlich zu dem Verruchten — dessen Standsäulen, ein halbes Jahrhundert nach dem Weggang, durch eine sozusagen passive Freizügigkeit bemerkenswert sind... Donnerwetter, es wird bald zuviel; wo findet sich ein Eiland, in diesem Polizeiland? (oh, du mein Heiland) — möcht man sprechen... Die Häupter der Republik haben immerhin guten Willen bekundet, indem sie den Bescheid schrieben: ‚Der Senat behält sich vor, nach entsprechender Förderung der Arbeiten im Stadtpark in Erwägungen darüber einzutreten, ob daselbst ein Platz für das Denkmal bereitgestellt werden kann.'

Ob? Er hat es versprochen.

III

Er hat es am 1. Oktober 1909 in einem Schriftstück versprochen.

Freundlich wär' es darum: wenn der Senat mitteilte, bis wann die Arbeiten im Stadtpark vollendet sein werden. Einiges hängt für uns davon ab. Lederers Arbeit ist nun in der Welt. Desgleichen ist ein Vertrag in der Welt, den wir mit ihm errichtet. Auf das Wort des Senats hin errichtet. Die ersten zehntausend Mark sind vorläufig gezahlt. Fünfzigtausend haben wir ver-

pfändet. Beinah das halbe Gold ist von Hamburgern gesammelt, darum darf es bloß für eine hamburger Bildsäule benutzt werden.

Sachlage: Wir haben auf das Wort des Senats gehandelt; wir hängen vom Senat ab; — — aber der Senat hängt von seinem Wort ab.

IV

Der Senat erließ 1909 zu meinen Händen ein schriftliches Versprechen folgenden Wortlauts „. . . daß der Senat für dieses Denkmal einen Platz bewilligen wird, wenn von den vereinigten Berliner und Hamburger Komitees ein hervorragendes und geeignetes Kunstwerk angeboten wird und seine Aufstellung gesichert erscheint". Der Senat hat sich damit Männern verbürgt, die für das Denkmal eingetreten sind, wie Max Klinger, Gerhart Hauptmann, Max Liebermann, Engelbert Humperdinck, Richard Dehmel; von hamburgischen Bürgern sind es Ballin; der Präsident und die zwei Vize-Präsidenten der Bürgerschaft; Justus Brinckmann; sogar Ludwig Klapp, Pastor zu St. Katharinen. . . Ist Lederers Denkmal hervorragend und geeignet? ja oder nein?

Sachlage. Der Senat hat es in der Hand (aber das ist seiner Gesinnung fern) ein an die Stadt gebundenes Denkmal nicht Wirklichkeit werden zu lassen. Der Senat braucht nur, wenn die Arbeiten im Stadtpark nach etlichen Jahren vorgerückt sind, und wenn er in die ‚Erwägungen', wovon er heute spricht, ‚eintritt', — er braucht nur zu finden, daß im Stadtpark wieder ein Platz schwer bereitzustellen ist. Er könnte dann abermals in Erwägungen eintreten, o b für das Kunstwerk Lederers der Platz zwischen einem Güterbahnhof und einer Gasanstalt geeignet ist . .

Nein; der Senat denkt nicht so. Er kann die Absicht nicht haben uns hinzuziehen. Bis heute läßt nichts einen erhärtbaren Argwohn zu.

(Was Campe zwischendurch versuchte, schiert uns wenig. Vom Senat ist er mit Recht abgewiesen worden — es bleibt sein zuckriges Monument, in einem Kaufhof untergebracht, eine Privatangelegenheit.)

Im Senat können zwei Strömungen fließen. Daß die Gegner in der Minderzahl sind, läßt die frühere Haltung der Körperschaft glauben. Sie läßt vorläufig glauben: daß ein billig fühlender, hohem Dichtertum nicht verschlossener Teil der Aldermannschaft eine unbequeme Tat etwas hinausschiebt, doch nicht abschütteln

will; daß eine Frist, nicht eine Flucht im Sinne liegt; daß Verlegenheit, nicht Mutmangel gesprochen hat.

So steht es um den größeren Teil des Senats.

V

Ich will dem größeren Teil (größer nicht bloß der Zahl nach) mitteilen, was er vermutlich denkt. Er denkt folgendes:

‚Manches Rindvieh, das schädlich gewirkt hat, bekommt eins — mit großen Kosten . . . Sollen wir die Feigheit dieser Läufte mitmachen? Wir hätten es nicht nötig. . . Gedenkt man seiner, dann ist das zwar nicht so harmonisch, nöch? wie bei anderen. Bei Schiller haben wir keine Konflikte. Goethe lieben wir mit Weinlaub im Haar, atmend und gesänftigt. Aber bei diesem . . Die Stimmung ist nicht so hoch. Nein. Sondern unendlich irdisch. Es ist ein Lachen, — mit gewissermaßen abgründigen Dingen voll Flecken, Schmerz und Tapferkeit. Doch mit bleibender Urgewalt. Es ist ein Erinnern an unseren ehrlichsten Diesseiter.'

‚Goethe, strahlendes Merkmal zweier Epochen, (werden sie zufügen) ist ein Vorläufer, — zugleich aber ein Ausläufer. Ja: auch ein Ausläufer! Der andre jedoch ist bloß . . . bloß ein Auftakt kommender Seelen; beisammensiedelnder neuer Menschen; der erste zeitlose Sänger eines neuen Alltags; ein großer Aufrichtiger. Etliche quäken wider ihn? Tut nichts. Bald ist es die gradgewachsene Dummheit des Herrn Bartels, bald die mehr schiefgewachsene Dummheit des kleinen Kraus . . . der (auch hier) nachahmt, — der arme Möchtegern. Und die Tagesblätter? Unser Bismarckblatt widersetzt sich dem Denkmal nicht, — es veröffentlicht bloß feindliche Zuschriften . . . (Im Grunde haben wir auch Bismarcks Denkmal gegen einen preußischen Widerstand hingestellt, nöch? . . .)

Was übrigens dieser Heine, mit dem wir uns rumärgern, am innigsten liebt, nennt er ja immer mit respektlosesten Worten. Unser Mönckeberg hat seine Briefe gelesen . . . Die Mutter, die er anbetet, nennt er schriftlich mit verzogenem Mund: alte Schachtel. Hat er sie darum weniger geliebt? Er hat Deutschland mit schlimmeren Worten gerufen . . . und es doch wirklich geern gemocht.

Wo seine Füße gingen, war Zukunftland. Die Trennung, die er zwischen Hellenen und Nazarenern macht, die ist später zur Wiege für den Gedanken von Herrenmoral und Sklavenmoral geworden (bei ihm war er noch richtig). Heine hat ja das Doppelseitige: er scheint ein Gegner des Judäonazarenertums, also

des Altruismus (aus Gründen der Schönheit). Aber sein Werk ist Schönheit, dennoch durchflammt von Altruismus. . . Von einem witzigen Altruismus, von einem kämpfenden Altruismus, doch von Altruismus.'

So werden sie sagen.

. . . ,Dieser Mensch hat ein sehr menschliches Leben gelebt. Seine Frau wog 180 Pfund. Er hat sich mit ihr geprügelt; er hat im Leichtsinn Schuld auf sich geladen; doch er hat die Erde (auch die deutsche, nöch?) geliebt — und für Spätere gelitten. Alle grau-fatalen Einzelheiten sinken zuletzt; was übrig bleibt, ist: eine Künstlerschaft und ein Kämpfertum. . . Also zwar nicht am Fontenay — doch er kömmt im Ssstadtpark zu sstehen.'

So werden sie sprechen.

. . . Nach einer kurzen Pause werden sie zufügen: ,Den Leuten, welche sein Erzbild bringen, käme vielleicht sonst nie der Gedanke, jemandem eine Bildsäule zu verschaffen; o nein; die Sache scheint zu schwer entwürdigt, durch das, was in Berlin geschah. . . Wenn aber der Akt des Denkmalerrichtens je einen Inhalt hatte, dann hier . . . es wäre, bei dem vielen Haß, zum erstenmal keine Banalität. . . Die Stifter haben recht, wenn sie das behaupten, — und ihretwegen soll wohl das Denkmal nicht bloß feierlich sein; wennzwar umhaucht vom Schimmer dieses (so sagte der in Norwegen als Heineschüler betrachtete Henrik Ibsen) — dieses wundersamen, strahlenden und rätselvollen Lebens . . . Nach dem Willen der Ssstifter dürfte sogar der Marchese Gumpelino mit drauf sein; und die Signora; — oder ein Trommler könnte vorn ssstehen mit den Worten: Schlage die Trommel und fürchte dich nicht (Schlage die Trommel und fürchte dich nicht) . . . Und hiervon hat Lederer beiläufig nichts dargestellt — sondern er schuf einen aufgerichteten Einzelmenschen, einen sinnenden Europäer . . .'

. . . (So werden sie sprechen.)

VI

Allerdings. Was Lederer schuf, ist ein einzelner Mensch; ein Europäer; sozusagen ein Zivilist. Aber zu seinen Füßen schwebt ein Adler.

Ein umfangreicheres Erzbild, ein hohes Mal mit allen Standarten, wird ihm die Arbeiterschaft seines Landes, an einem nicht fernen Tag, erbauen — die Fortschrittler heute tun es nicht; die reichen Jüden auch nicht, die brauchen ihr koischeres Geld, um Kirchenälteste, Paviane, Verächtlinge zu werden; uäh!

Wollte sagen: Ohne Aufhebens steht er auf Hugo Lederers

Block; vielsinnig; und gleich dem mittelalterlichen Bruder, der von ewiger Lieblichkeit ist, scheint er zu sprechen:

ich hete in mîne hant gesmogen
daz kinne und ein mîn wange.

So ragt er, für sich; ohne Firmenschild; wie der Stadtmensch Heine, von dem F. Nietzsche-Zarathustra geäußert hat, daß er keine lokaldeutsche Begebenheit bildet, sondern eine europäische.

Nicht als der arme Heinrich. Das Hasselriis-Denkmal war, wenn man parlamentarisch bleiben soll, zum Kotzen.

Darauf steht übrigens gemeißelt: ‚Was will die einsame Träne?' Nun also, — was will sie? Warum seine Krankheit immer darstellen? . . . Er war einmal stark und jung. Macht man etwa Goethe-Denkmäler, darauf seine schlimmen Eiweiß-Absonderungen und Qualkrümmungen vermerkt sind? Friedrich Schlegel, der Romantiker, schrieb von dem mittleren Goethe freundlich und wahrheitsgemäß: ‚Der alte Kerl hat verfaulte Nieren' . . . Heine war an die vierzig Lebensjahre gesund.

Ich finde bei dem Dichter Théophile Gautier eine Schilderung (Lederer hat sie gekannt, bevor er zum Werk schritt) — die Schilderung Heines vor der Rückenmarkskrankheit. ‚Das war ein schöner Mann von fünfunddreißig, sechsunddreißig Jahren, mit den Merkmalen einer groben Gesundheit; wie ein germanischer Apoll, wenn man seine hohe weiße Stirn sah, marmorrein, von schwerem Blondhaar beschattet. Die blauen Augen funkelnd von erleuchteter Eingebung; rundlich volle Wangen mit vornehmer Linie, nicht umdüstert von der damals üblichen romantischen Bleichsucht. Umgekehrt! Rosiges Blühen in klassischer Entfaltung; eine hebräisch leichte Biegung unterbrach (ohne die Reinheit zu mindern), die ursprüngliche Sendung seiner Nase, griechisch zu sein; wohlgefällige Lippen ‚wie zwei gute Reime', bewahrten einen reizenden Ausdruck in der Ruhe; doch wenn er sprach, sprangen von ihrem geschwungenen Rot pfeifend Pfeile, zugespitzt, widerhakig, von nie fehlender Hohnschärfe . . .' Gautier, der tiefer als das Gesindel blickt, setzt hinzu: ‚Er war ein bezaubernder Gott (mit teuflischer Bosheit) und, was man auch sagen mag, sehr gütig.'

VII

Sehr gütig. Ich sprach vor kurzem Heinrich Heines Nichte; Lottchens Tochter Helene; geborene Embden; heut verwitwet; Großmutter einer wunderschönen jungen Frau; Urahnin eines blonden Stramplers.

Als ich Lottchens Tochter sah, schien sie mir eine Sechzigerin. Sie will jedoch im nächsten Jahr den achtzigsten Geburtstag feiern. Ein mittelhohes, weißhaariges, adliges Erdengeschöpf. Anno 1859 hat sie geheiratet. Etwas hamburgisch redet sie immer noch, — Senat! Auf ihrer Hochzeit war Heines Mutter (Heinrich Heines Mutter); eine ehrgeizige alte Dame; sie wollte damals, erzählt Heines Nichte, drei Jahre nach dem Sterben des Sohnes, nicht sitzen, sondern durchaus bei der Hochzeit stehn und eine neue Haube tragen.

Wie sprach sie?

Rheinisch. Zur Enkelin halb lächelnd: ‚Der Preuß' kummt und frißt uns.' Heine selber sprach nie hamburgisch; (Trotzdem, — Senat!)

Es ist absonderlich . . . und erschütternd, wenn die Alte (‚Alte' sagt zu ihr das wunderschöne Tochterkind, in norddeutschrascher Strammheit blühend) . . . es ist absonderlich und erschütternd, wenn diese weiße Edelfrau mit Aristokratenfältchen über, neben und unter der schlanken Adlernase, wenn sie zurückdenkt und beim Unterhalten vom ‚Onkel Heinrich' spricht. Wie unsereiner vom Onkel Leopold. Ein weißer, edler, alter Vogel ist sie; ganz Daseinskonzentration, Wachheit, Heiterkeit, Regheit, — in spät leuchtender Firnenlust. Sie erzählt und fragt und sinnt. Aber sie ist nicht träumerisch, sondern wach. Beinah scharf.

An der Wand hängt Onkel Gustav. Der aus Wien, der Millionen verdient hat. Ein bildschöner Mensch, in Uniform. Auch Bilder von Lottchen und dem Vater.

Diese Heines alle sind etwas ‚geworden'; ihr Bruder Ludwig hieß Baron von Embden; sie allein blieb ‚Frau Helene Hirsch'. Anno siebzig wurde sie als Deutsche mit dem Gatten, einem Kaufmann, aus Paris verjagt, wohin sie geheiratet. . . Sie schildert Elisabeth von Oesterreich und sagt humorhaft, glücklicherweise habe sie von ihrer Schwester, der Fürstin Della Rocca, mal den Hofknix gelernt, wovon sie vor der geisterholden Wittelsbacherin in Hamburg eines VormittagsGebrauch machte. . . Sie erzählt. Onkel Gustav in Wien machte merkwürdige Unterscheidungen. Damen? Das sind nicht die reichen Bürgerinnen, die nennt man Frauen. Damen? Das sind Aristokratinnen! So ist es in Wien. . . In Paris ist es anders. In Berlin? Auch besser . . . Am anmutendsten bleiben ihr die Länder, wo man mit seiner Persönlichkeit zahlt . . . Zwischen Onkel Gustav und Onkel Heinrich war übrigens keine Gegnerschaft, — wie man fälschlich glaubte.

Onkel Heinrich hat . . . er hat wirklich viel verbraucht. Er hat nicht umsonst Mathilde ‚die Verbringerin' genannt. Als eine neue Art von Kragen und Stulpen in Paris aufkam, kaufte Lottchen für sich nur ein halbes Dutzend. Aber Mathilde? Gleich ein Dutzend! und für die nächsten Tage wieder ein Dutzend bestellt! . . . Mathilde war eine schöne volle Person; aber mißtrauisch — und blitzdumm. Auch von Verwandten glaubte sie, bis man ihr die Quittung wies, beschummelt zu werden; man machte sich den Spaß, ihr die Quittung erst im letzten Augenblick zu unterbreiten . . . wenn sie gezapppelt hatte.

Die wundervoll weiße Dame steht nachher vor einer Kredenz und zeigt mit der Hand auf das alte Silber der Heines, das mehr als hundertjährige. Schöne verschollene Sachen mit Filigrangliederungen und edel verblaßten Formen.

Wie war er?

Er war eigentlich sanft — man hätte das nicht glauben sollen; so spricht sie. . . Als Onkel Heinrich nach Hamburg mit Mathilde kam, haben wir Kinder mehr als je Schelte gekriegt; er sollte nicht gestört werden; wir durften nicht laut sein; man setzte für uns eine kleine Leiter hin, über die mußten wir zum Fenster heineinsteigen — Onkel Heinrich sollte nicht gestört werden!

Er war ein sehr gütiger Mensch. Für uns hat er Aufmerksamkeiten erdacht — wie er schon so krank war. . . Breitschultrig war er nicht, nein . . . er sah ziemlich schlank aus. . . Sie sprach dann: Als Onkel Heinrich in Hamburg zu Besuch war, nahm er uns auf den Schoß. Nun, wir baten: Erzähl uns was. Aber da hat er lauter so grausige Geschichten erzählt! Vom Kirchhof! Und wovon sonst noch! Wie wir weinten, hat er gelacht. . . Er war aber eigentlich sanft!

Die Achtzigjährige spricht von einem Kästel, das er Lottchen früher gab. Die Gedichte darin waren ungefähr wie die aus dem Buch der Lieder. Es kam langsam eins nach dem andern hinzu. Er sagte so etwas wie: Ja, was gut werden soll, das geht nicht rasch. Als dann Mutter Heines Wohnung abbrannte, während sie bei Lottchen war, sagte sie, Heines Mutter: ‚Mein Haus brennt nicht! Wenn Hamburg brennt, m e i n Haus brennt nicht!' Es hat aber doch gebrannt; als wir das hörten, lief Lottchen hin, so wie sie war, um Verschiedenes und vor allem das Kästchen zu holen. Sie hatte's auch schon. Aber ein Feuerwehrmann packte sie, das Kästchen fiel zur Erde. Alle waren wir außer uns, als sie zurückkam, über das Verbrennen des Kästchens, — da sprach einer: nun, aber das Lottchen ist doch da, — was wollt ihr, — seid froh, daß Lottchen am Leben ist, klagt nicht!'

So erzählt die alte Frau.

Ja, gütig ist er gewesen. Und eher mild gesprochen hat er, aber scharfe Späße hat Onkel Heinrich auch gemacht, wo er konnte.

Sie wandelt lächelnd-leicht (immer hamburgisch redend) zu alten Bildern, zu edel-altem Hausrat. . . Einmal, im Winter, war schon ihr Herz nicht ganz mehr in Ordnung; aber sie möchte so gern den achtzigsten Geburtstag erleben. Sie ist plaudrig, heiter-nordwestdeutsch, sehr geistesanwesend; manchmal im Sprechen ein einzelner Nachklang ihres Bluts in der Betonung; — (jener Betonung des Bibelvolks, die noch in der Heiterkeit wie ein Richtschwert fällt zwischen Klar und Wäßrig, zwischen Stark und Feig, zwischen Zusammengedrängt und Labbrig).

Ein weißer edler Vogel. Wer mit ihr, dieser prachtvollen Menschlichkeit redet, fühlt mit einem Schlag, aus welchem Holz alle Heines geschnitzt waren, die es im Leben weit gebracht, — und aus welchem Holz der Andre war, der im Leben zurückstand (und bloß ein paar Jahrtausendverse schrieb). Um den die Hanseatenschaft heute noch herumzaudert, obschon sie. . .

VIII

Obschon sie, in drei Teufels Namen, ein Wort verpfändet hat!!

* * *

Ich grüße den Senat. Er wird es halten.

Selbstschau

Von Heinrich Muoth

Noch einige Verse des jungen Bayern. In einer Aufzeichnung sagt er von sich:

Ich bin kein Genie. Das weiss ich. Warum verkomme ich? Ich schreibe meine Verse, weil mich hungert. Nicht anders.

Weniger Geist und mehr Phlegma wäre zuträglich. Man lebte gesunder, stumpfer und dumpfer. Man böte weniger Angriffsflächen . . . Ich will nicht zu Grunde gehen!

Ich bin ein Namenloser, der nach oben drängt. Ich habe die inbrünstig gereckten Arme. Meine wahrste Gebärde . . .

Ich liebe Bücher. Sie können streicheln . . ., dass es einen überkommt wie heisse Geschlechtsnot.

Ich kann zum Arbeitstier nicht zurück, zum Geniesser nicht vorwärts . . .

Augenblicklich liege ich auf der Strasse.

Ob ich mich aufhänge? Nein. Vielmehr: ich weiss nicht. Den Anfang will ich und nicht das Ende!

* * *

Die Knabeninbrunst vor Bücherläden
Wurde Verhängnis. Schwere Schäden
Rechnen seit dieser ersten Sucht:
Zweifel, Unruh, Gedankenflucht.

*

Mondbegeistete Vogelscheuchen.
An schattenden Fliedersträuchen
Streicht leise der Nachtwind hin:
Hölderlin.

*

Zaudern seh' ich dich und schweigen,
Schwer den Kopf vornüberneigen,
Kohle, ein Stück Käspapier:
Schreibe, was sich drängt in dir!

*

. . Auch die Klassiker, meine Herren,
Förmlich in Schränken einzusperren,
Scheint nicht am Platze, so oder so!
Braucht sie doch lieber anderswo!

*

Adolph Geist, der Heldenvater,
Ueberschaut sein Wandertheater,
Schluchzt gebrochen in sich hinein:
Solches soll nun vergänglich sein!

*

Mitten im lauten Weltgetriebe
Schlägt dumpf wie eifernde Liebe
Eine versunkene Glocke an:
Wo ist, was du für dich getan?

Börsenrutschbahn

1. Hansa.

Seit einigen Monaten kauft der Spekulant, welcher von der Proszeniumsloge aus dem Börsenspiele zusieht, und hie und da in das frohe Treiben einzugreifen (wie vordem bei der wirklichen Bühne) sich nicht scheut: kauft dieser Spekulant, sofern er auf sich hält, die Aktien der Deutschen Dampfschiffahrtsgesellschaft Hansa in Bremen. Diese Papiere begannen im Frühjahr einen Aufstieg, zu dem sich in der Börsengeschichte nicht viel Analogien finden lassen. Und da niemand wußte oder erfuhr, welche ‚inneren Gründe' für diese Kursbewegung vorhanden sein mochten (und ob überhaupt welche vorhanden waren), so nahm man die Angelegenheit dankbaren Sinnes (und spekulativen Gemütes) als Geschenk des Himmels hin, zerbrach sich nicht den Kopf über die Wege des unerforschlichen (Aktien-)Wesens, sondern tat den Gewinn, nachdem man verkauft hatte, ins Portemonnaie; gleichsam als müßte es so sein. Warum soll Herr Egon Freudenreich, Kunstbaumwolle engros, Bamberger Str. 56 a, nicht davon profitieren, wenn in der deutschen Schiffahrt Interessenkämpfe stattfinden? So gut wie jeder reputierliche Geschäftsmann, wenn es sich gerad so macht, seine Tonne Kupfer kauft oder wartet, daß der Preis steigt; so gut (und noch besser) konnte man Hansa-Aktien kaufen: ‚Denn sehen Sie, der Verkehr. . . .'

Natürlich hatte die Kursbewegung der Hansa-Aktien mit dem Anwachsen des Weltverkehrs ebensowenig zu tun wie etwa mit der Entdeckung eines neuen Ringgebirges auf dem Mond. Wer nachdachte, konnte sich dies

nicht verhehlen; der Spekulant aber, der die Kurse auf der Himmelsleiter emporklettern sah, der kaufte, nachdem er zuvor verkauft hatte, alsbald wieder, um einen noch größeren Betrag. Denn man sah keineswegs ein, weshalb bloß andere ‚verdienen' sollten.

Am 26. Juli 1911, im vori gen Jahre also, hatten die Aktien der Hansa einen Kurs von 184; am 26. Juli 1912 standen sie bis um 1 Uhr mittags auf 322; und stürzten in der Zeit von 1 bis 1/2 3 Uhr um 30 pCt.; bei welcher Gelegenheit Hunderttausende in die Binsen gingen.

An der Börse begab sich in diesem Zusammenhange ein Phänomen, das nicht neu, aber immer der neuen Betrachtung des ernsten Forschers wert ist. Es gab wegen des Kurzsturzes bleiche Gesichter, erschrockene Mienen; Kopfschütteln und dramatische Ausrufe; man war erstaunt, empört, und kam sich hilflos vergewaltigt vor, wenn man seinen Verlust durch Berechnungen feststellte. Das Phänomen ist: Nimmermehr staunt ein Mensch, wenn die Aktien steigen. Jeder empfindet dann höchstens eine Art Genugtuung, hält den Gang der Dinge für selbstverständlich und betrachtet weisen Hauptes den Kurszettel. Fällt aber ein Spekulationspapier, gehen etwa die Anteile des Unternehmens, das die Kanada-Pacific-Eisenbahn vom Atlantic bis zum Stillen Ozean betreibt, auch nur um 3 bis 4 pCt. an der Börse zurück: alsbald verfinstert sich das liebe Gemüt, man ist tief verwundert, greift sich an den Kopf und fragt, was aus der göttlichen Weltordnung werden soll, wenn nicht einmal die Aktien der Kanadabahn mehr ihren Kurs halten.

Die Hatz bei den Vogtländischen Maschinen vor einigen Monaten war im Ganzen durchsichtig: man eskomptierte künftige Gewinnaussichten; und mit einigen hunderttausend Mark Material, das sich ‚am Markt' befand, ist es schließlich nicht so schlimm, Fangball zu spielen. Fängt aber ein Aktienkrater einer Gesellschaft an zu gären, die wie die Hansa, über 25 Millionen Kapital verfügt und an der dritten Stelle der deutschen Schiffahrt, daß heißt, gleich nach Hapag und Lloyd, rangiert: so ist das eine ernste Affäre, und wirkliche Werte kommen ins Rollen (wenn auch vielleicht nur im Himmel der Fiktionen und Abstraktionen). Man konnte, wenn es glatt ging, zum Ultimo sein Gewerbe an den Nagel hängen und ein Schloß in den Vogesen beziehen.

Es ging aber nicht glatt. Gerade der Ultimo war's, der der Spekulation den Hals brach. Das Dekouvert, die Prämienerklärung, die (bemerkenswerte) Zurückhaltung der Banken, dies alles wirkte zusammen, die Architektur der Kurse zu zerstören; und wer des Mittags ca. 30 000 Mk. in diesen Aktien besaß, der hatte um 3 Uhr 10 Minuten, als der Schlußkurs feststand, nur noch 20 000 . . .

Er hatte 10 000 Mk. eingebüßt. Nicht geopfert für die vaterländischen Ziele der deutschen Schiffahrt — was der Begebenheit wenigstens eine Art Moral verliehen hätte —, sondern verloren durch den Mechanismus der Börse, vielleicht noch auf Grund eines Sentiments, etwa der Magenverstimmung eines Bankdirektors.

Man kann für 10 000 Mk. bequem eine Italienreise machen, und sich die Thermen, Michelangelo, Correggio . . . man kann seiner Geliebten ein Perlenkollier schenken, und sie in Bewegung versetzen; man kann für dieses Geld eine soziale Enquete veranstalten und deren Ergebnis als

Buch drucken lassen. Auch kann eine fünfköpfige Normalarbeiterfamilie 4 Jahre gut davon leben.

Die Handelspresse weint eine (Krokodils-)Träne und schreibt: Das Ansehen der Börse wird durch derartige Vorgänge geschädigt. . .

Bei wem? Weiß denn irgend jemand nicht, daß an der Börse gespielt wird? — Ich erinnere mich der Szene nach dem nationalökonomischen Kolleg, in welchem ein berühmter Professor, ein würdiger Herr mit eindringlich mahnender Stimme, uns den Nutzen der wirtschaftlichen Institution der Börse bewies. Wir waren skeptisch; wie man denn Skeptiker zu sein pflegt im umgekehrten Verhältnis zu seinen Jahren. Diese Skepsis veranlaßte uns, nach dem Kolleg den Mammonismus und den Kapitalismus und noch einige andere . . . ismen heftig zu verdammen.

Als später aus diesen jungen Herren Bankdirektoren wurden, oder Handelskammersekretäre, oder Vorsitzende von Interessenverbänden: da hörte man durchaus auf, zu verdammen. Und höchstens wer ein Skribent wurde oder blieb . . .

Aber man soll nicht zu persönlich sein.

Was ging vor?

Was vorging bei der Gesellschaft, weiß man nicht. Die Verwaltung hatte, wie sie am 26. Juli erklärte, ‚für das plötzliche Sinken des Kurses ebensowenig eine Erklärung wie für die voraufgegangene starke Kurssteigerung'. Liest man diese Kundgebung, so sieht man, wie die ‚Verwaltung', d. h. die Herren Direktoren und Aufsichtsräte, in ängstlich abgesperrten Zimmern mit verhängten Fenstern an grün bedeckten Schreibtischen sitzen, während draußen das Leben erbraust; dem Fatum ergeben: wie Gott will, ich halt still. Man pflegt sich ja sonst ein anderes Bild von den regierenden Herren unserer Weltunternehmungen zu machen, und man nahm bisher immer an, daß zum mindesten der Aufsichtsrat über die Aktienverteilung orientiert sein müsse. So daß er sehen muß, wer den Kampf führt, wenn zwei Aktionärgruppen, wie es in diesen Tagen der unablässigen Kurssteigerung der Hansaaktien doch offenbar der Fall war, einander gegenübertreten. Offenbar wurde hier ein Kampf um die Majorität des Aktienbesitzes geführt, der, wie man weiß, bei unserem heutigen Aktienrecht den Kampf um Herrschaft und Macht bedeutet.

Wer führte ihn? Was man sah, war, daß eine bremische Bankfirma von minder großer Bedeutung ‚unentwegt' Aktien kaufte. Für wen? Es gibt eigentlich keinen, der nicht von Leuten, die alles (d. h. nichts) wissen, genannt würde: so sollte ein ausländisches Unternehmen dahinter stecken, schwarzer Pläne voll; oder die Hapag selber, oder auch der Lloyd (um die Konkurrenz — mit 15 pCt. Dividende! — aus der Welt zu schaffen); schließlich wurde natürlich auch der Fürstenkonzern genannt, der angeblich auf dem Umwege über die Grenze seine jüngst vor die Hunde gegangenen Seemachtspläne zu erreichen versucht haben soll.

Versucht. Denn am 26. Juli um 1 Uhr hörte plötzlich das Interesse des Großkäufers an den Hansa-Aktien (wenigstens einstweilen) auf.

Warum? Ein Narr wartet auf Antwort. Im übrigen ist es Herrn Freudenreich aus der Bamberger Straße durchaus egal, aus welchem wirklichen, eigentlichen, richtigen Grunde er zu guter Letzt sein Geld losgeworden ist.

Vielleicht, daß er's wiederholt. Er ist absoluter Anhänger der Zufallstheorie, hört sich die Vorträge des Depositenkassenvorstehers keineswegs kritiklos an, und weiß, daß das Leben und die Börse eine Rutschbahn ist.

3. Abgesang.

Man kommt aus dem Börsensaal, wo die Spekulation soeben geheult und getobt hat; wo der ‚Markt' der Hansa-Aktien durchaus einer aufgeregten stark südöstlichen Volksversammlung glich, in der man sich Zahlen zuschreit, zuraunt, zuwirft. Und gestikuliert. Während mancher still davon geht.

Du kommst aus dem Börsensaal, und dir dröhnt es noch in den Ohren; dein Gehirn denkt in Zahlen, und deine Seele ist erfüllt von dem Eindruck der Gesten, und der bleichen Leute, die still vom Markt gingen. . .

Es wird Abend. Du wirst kontemplativ und siehst von ungefähr zum Himmel empor, etwa auf das Sternbild der Kassiopeja, oder auf den Gürtel und das Schwert des Orion, oder auch nur auf den Sirius, welcher zwei Lichtjahre von dieser Erde entfernt ist. Du erblickst diese Sonnen, und wirst nunmehr ganz ruhig. Lächelst wohl gar über die zwei Dutzend Menschen, die sich heut Mittag so ungebührlich aufgeregt benommen haben und die Kantische Lehre ganz vergessen zu haben den Anschein erregten: vom Sittengesetz in uns, und vom gestirnten Himmel über uns.

[Vindex

Sieben Träume einer Frau

Von Annette Kispert

Der erste Traum:

Ich gehe in eine Konditorei. Wunderschöne bunte Kuchen sind da. Ich möchte gern davon essen, aber ich wage nicht, allein an einem der leeren Tische Platz zu nehmen. So promeniere ich vor dem Ladentisch langsam auf und ab und begnüge mich damit, zu überlegen: ‚Wenn ich verheiratet bin, werde ich von dem und dem Kuchen essen.'

Der zweite Traum:

Ich befinde mich in einem Zimmer, das mir bekannt erscheint. Bisweilen, wie durch einen Nebel, tauchen altfränkische Möbel auf. Plötzlich fällt mir ein: ‚Du mußt die Tür zuschließen; man könnte einbrechen!' Während ich den Riegel vorschiebe, höre ich von draußen eine dünne, weinerliche Stimme, die um Einlaß

bittet. ‚Die Einbrecher verstellen sich,' sage ich mir und zugleich weiß ich: ‚Es ist Mama.' Aber ich öffne nicht, ich habe Angst. Schwere, wankende Schritte werden hörbar. ‚Der Mann meiner Mutter', denke ich und lausche, doch alles ist still. Vorsichtig ziehe ich den Riegel zurück und klinke die Tür auf. Da ist Mama auch schon hereingehuscht. Sie plaudert, sehr schnell und wichtig, mit weit aufgerissenen Augen. Ich verstehe kein Wort von dem, was sie sagt, aber ich weiß ganz von selbst, was geschehen ist: Vater ist tot. Ich sehe dies Sterben vor mir: da, im Nebenzimmer, steht Mama und blickt kindlich hilflos und zugleich weibisch neugierig und gespannt einem Mann entgegen; es ist ein riesenhafter Mensch mit hohen Reiterstiefeln. Aber nein, das ist ja Bismarck! Ah, so war Mama mit einem Bismarck verheiratet? Er schlingt die Arme um ihren Hals, taumelt und bricht mit einem Ruck in die Knie und . . . Aber wie? Das bin ich ja selbst, das ist ja mein eigener Nacken, um den sich diese in einander gekrallten mächtigen Hände pressen. ‚Er wird mich niederreißen, dieser Bismarck', denke ich. Aber da sehe ich seine Augen, hündisch-bettelnde, geil-trunkene Augen, und ich weiß nun, das ist gar kein Bismarck, das ist nur — — — — Wie Eisen wird mein Nacken. Der Riese kann ihn nicht beugen. Seine ineinandergeschlungenen Hände reißen auseinander und wie ein Klotz stürzt er zu Boden. — Ich gehe im Zimmer hin und her, ich betaste meinen Hals, meinen Nacken und verwundere mich immer wieder, daß mich dieser Koloß nicht zu sich niedergezogen hat. Da erblicke ich Mama in einer Sofaecke; winzig schaut sie aus, ihre Füße erreichen nicht einmal den Boden. Sie kneift die Augen pfiffisch zusammen wie ein Gassenjunge, der etwas ausgefressen hat, und deutet mit umgebogenem Daumen verschmitzt nach der Tür. Ich starre sie an und denke: ‚Sie ist kleiner als ich und an ihr ging ein Bismarck zugrunde.'

Der dritte Traum:

Durch einen Korridor, weiß und gold, durch eine Tür, weiß und gold, betrete ich ein Zimmer, weiß und gold. Zwei schlanke elegante Damen sitzen darin und sprechen zusammen, sehr leicht und graziös. Plötzlich ist da eine dritte Dame, die deklamiert. Sie hat ein Buch, in Pergament gebunden; ich erinnere mich, daß ich ihr irgendwann dieses Buch geschenkt habe. Sie liest den dritten Teil, eine französische Komödie, aus der galanten Zeit. Ich betrachte das Titelbild und überlege: Soll es Dante sein oder Robespierre oder nur der cäsarenhafte Kopf einer Frau? Die Dame deklamiert mit einer zärtlichen Stimme und zwischen-

durch steckt sie lachend kleine honigsüße Drops in den Mund, zieht sie fest ein zwischen den roten beweglichen Lippen. Ich weiß, das ist vom Autor so vorgeschrieben ; es gehört zum Stück. Und die Dame sagt, mitten im Vortrag : ‚Wie hübsch das doch alles gewesen ist, oh,' und sie stopft diese Drops in den kleinen Mund, ‚wie das alles dadurch so gut zu empfinden ist.' Ich werde plötzlich traurig, fühle mich ganz zerquält von der Sehnsucht nach einer Zeit, da man glücklich war mit kleinen honigsüßen Bonbons zwischen kirschroten Lippen.

Der vierte Traum :

Ein Tanzsaal, strahlend, glitzernd. Helle lichte Gewänder ; und viel Spiegel und Kristall ; Wein, sonnengelb und prickelnd ; Wein, rot wie Blut ; und Licht, Licht — alles wie überflutet von Licht. Ich lehne an der Wand, froh, erwartungsvoll, lustig gedankenlos. In der einen Hand halte ich ein schwarzes Ledertäschchen. Mir fällt ein, daß mir diese Tasche hier irgendwie hinderlich ist. Eine Dame geht vorüber. Ich halte sie an. ‚Nehmen Sie die Tasche !' sage ich und reiche sie ihr. Sie nimmt sie und geht weiter. Im nächsten Moment stehe ich auf einer Treppe — Gott weiß, wie ich hinaufkam — auf der obersten Stufe einer riesenhaften Freitreppe, die in den Saal hinabführt. Ganz unten taucht ein Harlekin auf, ein junger Harlekin im weißseidenen Kostüm mit knallroten Pompons und einer spitzen Filzmütze auf dem Blondhaar. Er sieht mich an, überlegend, wie heimlich erwägend. Ich weiß bestimmt, daß er zu mir heraufsteigen wird. Und der Harlekin kommt, zögernd Stufe um Stufe nehmend. Ich wende kein Auge von ihm ; es ist, als wenn ich ihn an einem Seil ruckweise zu mir emporzöge. Nur einmal fällt mir ein : ‚Es ist ja ein Maskenball,' und hastig sehe ich an mir herunter und merke befriedigt, daß ich einen bunten Kimono trage. Wie ich den Kopf hebe, steht der junge Harlekin dicht vor mir, nur ein, zwei Stufen tiefer. Ich beuge mich zu ihm herab — ganz nah' sind sich unsere Gesichter — ich lege den Arm um seine Taille und fühle zwischen meinen Fingern die dünne Seide. Kein Wort sprechen wir, aber unsere Augen reden, flüstern, bitten, fordern, schmeicheln, drohen. Der Harlekin biegt den Kopf weit zurück — mein Gesicht bleibt dicht über dem seinen — und langsam, so langsam, als wollten wir die Vorlust bis in die Unendlichkeit steigern, nähern sich unsere Lippen, zitternde, brennende Lippen, pressen sich auf einander, ineinander . . .

Aber da, plötzlich ist der Harlekin fort, die Treppe ist fort, und ich bin mitten in einem Menschengewimmel und um mich ein

Lachen und Singen, Schreien und Toben. Ich suche jemand. Ich laufe durch eine Unmenge Säle, alle hell und voller Menschen, ich laufe, daß mir der Atem ausgeht, daß ich keuche. Mein Gott, nirgends, nirgends — und ich suche doch jemand. Ich frage Leute, die stumm den Kopf schütteln ; ich will erklären, wen ich suche, und weiß nicht, wie dieser jemand aussieht. Und ich laufe weiter, die Augen voller Tränen, und die Säle nehmen kein Ende, und überall Menschen über Menschen, aber nirgends — — — Da fällt mir ein : ‚Ich hatte doch eine Tasche, eine schwarze Ledertasche ; wenn ich sie doch wenigstens jetzt hätte !' Und da sehe ich auch schon die Dame kommen, der ich die Tasche gegeben hatte. Ich stürze auf sie zu. Sie sieht mich groß an, zuckt die Achseln, erinnert sich nicht mehr. Ich schreie auf, aber sie nimmt gar keine Notiz von meiner Verzweiflung. Da werfe ich mich auf den Boden, verfluche all die Menschen, all die Säle, schlage um mich, schluchze, heule — — — und erwache.

Der fünfte Traum :

Ich reite. Der Gaul saust nur so mit mir dahin. Unter einem großen Baum bleibt er stehen. Flugs stelle ich mich auf den Sattel, recke mich und ergreife einen knorrigen Ast, der quer über meinem Kopf hängt. Es erscheint mir selbst töricht, daß ich es tue. Denn wie ? Wenn nun der Gaul weiter läuft ? Eine schreckliche Lage, in die ich mich da gebracht. Ich müßte herunterspringen, aber ich habe nicht den Mut, es zu tun. Hilfe suchend blicke ich mich um. Da, über ein holperiges Feld, kommt einer gelaufen ; er trägt einen Zylinder, weit aus der Stirn gerückt, und unterm Arm einen Stock. Mühsam, stolpernd springt er über die braunen Ackerfurchen. Aber das ist ja . . . natürlich, das ist Erwin, er sieht nur anders aus. Ich beobachte, wie er läuft und doch kaum vorwärtskommt. Ich vergesse darüber ganz meine gefährliche Lage; es interessiert mich im Moment gar nicht mehr, ob ich das Genick breche oder nicht. Da sehe ich von der anderen Seite einen Herrn gravitätisch auf mich zutreten. Er ist groß, hager und komisch-hölzern ; sein schwarzer Gehrock ist bis an den Hals zugeknöpft und die Taille des Rockes ist so kurz, daß sie fast unter den Armlöchern sitzt. Er reicht mir die Hand, ernst, wortlos, und ich springe herunter. Ich gehe durch einen Wald. Es regnet und ich konstatiere erfreut, daß ich einen Schirm habe. Der Regen wird immer heftiger ; meine Stiefel sind schon ganz durchnäßt, sie werden formlos, die Knöpfe springen ab ; der Weg ist aufgeweicht, ich sinke bei jedem Schritt in Lehm und Kot ; es ist ein furchtbar schweres Vorwärtskommen. Einmal sehe ich

den Herrn im Gehrock am Wege stehen, er will mir etwas sagen, aber ich schüttle nur den Kopf und gehe weiter. Mir fällt ein: ‚ich habe ihm gar nicht gedankt;' aber ich kann jetzt deshalb nicht umkehren. Der Regen pladdert auf mein Schirmdach. Die Stiefel schlenkern nur so an meinen Füßen. Plötzlich höre ich, daß ich pfeife. Ich bin aufs höchste überrascht, daß ich das kann. Ich erinnere mich, daß ich es oft versucht und nie zustande gebracht habe. Und nun überkommt mich eine große Lustigkeit und ich finde es plötzlich wunderschön, so zu gehen im strömenden Regen, durch Schmutz und Nässe, mit meinen zerrissenen Stiefeln, und immerzu zu pfeifen.

Der sechste Traum:

Ein Zimmer, ganz vollgepfropft mit allen möglichen Leuten. Vom Hausflur dringt ein Lärm herein. Ich stecke den Kopf durch die Tür und gewahre einen Menschenauflauf: Leute, schlecht und dürftig gekleidet, die lebhaft gestikulieren und laut durcheinander schwatzen, die drohend die Fäuste ballen und wild mit den Augen rollen, und zwischen ihnen ein paar Schutzleute, die schwerfällig und beklommen die Aufregung zu dämpfen versuchen. Aha, denke ich, es wird eine Revolution geben. Ich gehe zum Fenster, schaue hinaus und gewahre einen Zug schwarzgekleideter Menschen, die feierlich auf und ab promenieren. Ich weiß: sie warten auf die Revolution; das Volk kann es einfach nicht mehr ertragen. Zwei junge Männer, glatt rasiert, mit Brillen und breitgekämmten Scheiteln — ich halte sie für amerikanische Studenten — gehen an meinem Fenster vorüber und ich höre, daß sie von Kant und Herder sprechen. ‚Natürlich', sag ich mir, ‚man muß von irgend etwas reden, um über dieses hinwegzukommen. Es ist wie bei Kindern vor Weihnachten.' Ich bin sehr bewegt, daß ich etwas so Großes miterleben soll. Ich habe das Gefühl: wenn mich jetzt jemand anredet, breche ich in Tränen aus, umarme all diese Menschen um mich herum, sage hinreißende, leidenschaftliche Dinge, geberde mich wie berauscht. Ich wende mich ins Zimmer zurück, aber auf einmal ist alles verändert. Ich sehe mich um. Ah, ich sitze in der Hochbahn und fahre über Berlin hin. Ich blicke hinunter auf die Straßen. Sie sind leer, wie ausgestorben; nur ab und zu huscht eine Gestalt über das Trottoir und verschwindet in der nächsten Tür. Eine unheimliche Stille, eine beängstigende Schwüle lastet über der Stadt. Ich presse meine Stirn an die Glasscheibe und denke: Sie sitzen alle in ihren Häusern, schweigend, lauernd, die hinschleichenden Stunden zählend; sie brauchen nicht mehr darüber

zu reden ; jeder weiß : die Revolution . . . Da bemerke ich mir gegenüber eine alte Dame mit einem Kapothut und einer Spitzenmantille ; sie hat einen Haufen belegter Butterbrote im Schoß, von denen sie ißt. Ich lege meine Hand sanft auf ihre Knie und frage leise : ‚Werden Sie sich an der Revolution beteiligen ?' Sie blickt mich schläfrig an, grunzt etwas und ißt gleichmäßig weiter. Ich bin plötzlich niedergeschlagen ; die Revolution erscheint mir ungewiß und sehr in die Ferne gerückt und überhaupt gar nicht mehr wie etwas Besonderes — diese schmatzende Dame mit ihrem Phlegma hat mir die ganze Freude daran verdorben.

Der siebente Traum :

Ich blicke durch ein winziges Fenster auf eine weite, weite Landschaft. Mitten darin steht ein hoher Turm und oben auf dem Söller steht ein Mann und spielt Geige. Sein Spiel klingt zu mir herüber ; jeden Ton kann ich deutlich hören. Bisweilen ist es, als müsse die ganze Geige in Stücke gehen, so rast er mit seinem Bogen darauf herum, und dann wieder streicht er so sanft darüber hin, als streichle er eine schlafende Geliebte. Nahe dem Turm steht ein Baum, eine riesige einsame Fichte, die so hoch ist, daß sie den Turm noch überragt. Und immer wieder blickt der Geiger nach der Spitze des Baumes. ‚Wahrscheinlich hat er dort seine Noten aufgehängt,' denke ich und staune, daß er sie so furchtbar hoch gehängt hat. Hinter mir wird eine Tür geöffnet. Ich wende mich um und sehe ein Stubenmädchen mit weißer Schürze, blond und blaß, sauber und lächelnd. Ich deute hinüber nach dem Geiger und sage : ‚Er muß vollständig verrückt sein.' Das Mädchen ist schon wieder verschwunden. Ich lausche weiter dem Geigenspiel, den Kopf zwischen die Hände gepreßt. Und denke : ‚Wenn man auch so auf einem Söller stehen könnte, weit fort von allen Menschen, immer allein und vielleicht auch verrückt, nun, was tut das ? — nur, man müßte eine Geige haben und sie aufjauchzen lassen können, so— so — Ich reiße das Fenster auf, beuge mich weit hinaus, will nach der Geige greifen, über die ganze weite Landschaft hinweg sehe ich nichts als die Geige und nur die Geige . . . Plötzlich merke ich, daß ich zum Fenster hinausgestürzt bin, daß ich falle — immer schneller — in eine unendliche Tiefe — — — —

Monolog um Franz Werfel

Von Kurt Hiller

Endlich schwieg man. Und Herr von B., verfallen, mit ungeheuer blanken Achataugen, improvisierte:

„Hélas: kraft absichtlich sinnloser Märchen, die man erzählt, beweist man die Sinnlosigkeit des Daseins nicht. Der links jetzt vielfach beliebte Epikertyp, der sich durch den Willen auszeichnet, das Leere-Erlebnis, den Kater nach nicht begangenen Selbstmorden unehrlich (nämlich zynisch und kraus-phantastisch) darzustellen, — korrekter: durch die Unfähigkeit, ihn ehrlich darzustellen . .: fällt dieser sauersüße Typus Ihnen nicht bald auf die Nerven? Mir sehr! Ich hasse diese Weltanschauten; diese Exzentriks, Egozentriks, Dämoniks; diese Mießnicks mit Hintergründen . . ., und denke mir: weil Herr Karl Tubutsch ein Blödian ist, darum ist der Liebe Gott noch längst keiner. K a m p f w u t fehlt den Gallseelchen und G ü t e (— was nämlich ein und dasselbe ist).

Als ich nun Werfel den Weltkreis anjauchzen hörte, schwamm ich in einem Meer von Lust. ‚Ich bin ein Korso auf besonnten Plätzen, ein Sommerfest mit Frauen und Bazaren, mein Auge bricht von allzu viel Erhelltsein. Ich will mich auf den Rasen niedersetzen und mit der Erde in den Abend fahren. O Erde, Abend, Glück, oh auf der Welt sein!!' Hebt das? Magnetisiert das? Bugsiert das fuderweise Energien ins Mark? — Ja oder nein? . .

Gewiß: Seligkeiten und Lobgesänge beweisen auch nichts f ü r das Dasein. Aber nicht auf Beweise —: auf Suggestionen kommt es an. Verwechseln Sie Werfeln nicht mit Prag; nicht den Odentürmer mit Herrn Bibliophil Beschreibicke. Prag nämlich, seit es sich als Verein für ausführlichen Optimismus etabliert hat, fängt mit Recht an, Ihnen fürchterlich zu werden. Das Aufdembauchrutschen vor petits faits, über das Nietzsche sich so erbost hat, gewinnt nicht an Adel dadurch, daß es aus Theorie geschieht. Der philosophische Indifferentist, der sich entschließt, statt Gewichtiges unernst, Geringfügiges ernst zu nehmen, und der gegen Weltverbesserung, aber für rosa Schleifen, lange Sätze und alte Möbel kämpft, wird zum Bürger.

. . . . Doch Sie wollten meine Meinung über Werfel hören. Werfel, der Prager, blüht in jener Luft, und man merkt sie ihm ein bißchen an. Aber es wäre wahrhaftig falsch, ihn der Gemütlichkeit, des Idyllismus, des erbärmlichen Behagens zu zeihen. ‚Der sich zu Boden schmiß, keuchend und krankgehetzt, nachts in die Pölster biß,' — der hat die Entwicklung des Indifferenten zum Indiffe-Rentner nicht mitgemacht; wer den Schmerz

herbeiruft: ‚Schmerz, Erzeuger du der Gefühle und Urgott, stürz herab, Erzengel mit eisernem Antlitz, und dein Flug zerballe des kleineren Denkens Gleichmut und Aerger!' — der verkehrt im Verein der ausführlichen Optimisten höchstens als gelegentlicher Gast. Ich glaube, heimlich verabscheut Werfel dieses geruhig-deskribentische Prag fast so wie wir; er scheint mir ein Tiefer und Trauriger zu sein; ein von den Vielen Dingen Gequälter; und gerade wo er grenzenlos orgelbrausend, weißer Adler, über dem Himalaya schwebt, hör ich aus seinem Triumph Töne der Trübsal.

Wissen Sie, weshalb ich ihn besonders liebe? Seines Mitleids wegen. Außer Walt Whitman (diesem mehr Bäurischen, mehr Gebräunten, mehr Atlantisch-Lapidaren) gibt es ja niemanden, niemanden, der so voll Gefühls und großer Menschenliebe wäre (unter Dichtern) wie Franz Werfel. Eines seiner schönsten Gedichte beginnt: ‚Mein einziger Wunsch ist, dir, o Mensch, verwandt zu sein! Bist du Neger, Akrobat, oder ruhst du noch in tiefer Mutterhut, klingt dein Mädchenlied über den Hof, lenkst du dein Floß im Abendschein, bist du Soldat, oder Aviatiker voll Ausdauer und Mut . .' Und er darf sich rühmen, alle Schicksale durchgemacht zu haben; er weiß das Gefühl von einsamen Harfenistinnen in Kurkapellen, das Gefühl von schüchternen Gouvernanten im fremden Familienkreis, das Gefühl von Debutanten, die sich zitternd vor den Souffleurkasten stellen. Er lebte im Walde, hatte ein Bahnhofsamt, saß gebeugt über Kassabüchern und bediente ungeduldige Gäste; als Heizer stand er vor Kesseln, das Antlitz grell überflammt, und als Kuli aß er Abfall und Küchenreste . . . Und dann dieses zu Tränen rührende Mitleid mit sich selbst: die Sehnsucht, welche groß und gütig und laut hervorbricht, nach seinem Kindheitsdasein; nach Zärtlichkeit; nach einer kleinen Lampe; nach bewußtheitsfernen Promenaden im laubbodigen Stadtpark; nach Matrosenanzug, Fußball, Indianergeschichten. Er sieht im Spiegel einen dicken Mann, mit wildbewachsner Brust und unrasiert: ‚Ach Gott, das bin ich nicht!'

Zum erstenmal rauscht hier wieder, in grandioser Woge, aus dem Urgrund auf: die Musik des Gefühls. Violante, Herzogin von Assy, (bei Heinrich Mann) sagt: ‚Ich will kein Gefühl in Liedern. Ich zucke befremdet die Achseln, so oft einer mich mit Versen rühren möchte. Ich finde ihn zudringlich. Meine Dichter sind klare Meister des Worts; sie verschmähen die kleinen weinerlichen Menschlichkeiten. Sie sind stolz auf ihr Herz, das Vollendetem schlägt. Ihre Verse geben, wenn wir sie aussprechen, einen Klang, als fielen bronzene Münzen nieder auf Marmor. Sie haben ihre untadeligen Stanzen und Sonette in diese engen und von Kunst berstenden Plätze eingelassen als

Reliefs, schwellend von Bildern und streng.' Dies äußert, hautainement, die Herzogin; und als wir vor einigen Jahren die Stelle fanden, fühlten wir uns sehr bestätigt. Inzwischen aber benahmen sich die Hautaines und Hautains von Woche zu Woche widerlicher, und ich muß bekennen, meine Herren, ‚Ueberlegenheit' und ‚Distance' stehn mir bis dorthinaus. Den Idioten die Nasenstüber; aber diese Untadeligen und Strengen und Gehaltenen geberden sich heute, daß man riecht: sie würden auch dann Abstand markieren, wenn es . . gar keine Idioten gäbe! Formenschöne Hochnäsigkeit als absolutes Prinzip von Dichtungen? Nein; ich bin nachgerade gegen den décor — und wieder für den désespoir. Darum erfrischen mich Dichter, welche die Furcht überwunden haben, ihren Herzkern bloßzulegen; die Furcht vor der Banalheit; die Furcht vor dem Gefühl. Sentimentalität — o ihr Lieben, was ist das? Sentimentalität, als Abwehrbegriff, ist ein dreckigster Humbug der Literaturgeschichte, inszeniert von selbsthasserischen Exhibitionisten. Gefühlsamkeit und Empfindungsfülle ist das Höchste, Hehrste, Heiligste, was ein Künstler je hervorbringen kann; und die Todsünde, die ihm Gott nie verzeiht, lautet: Verhaltung.

Nicht: Symboldick-Undeutliches farbenvoll auf Tiefe deichseln; nicht: (bütten)papiernen Imponier-Schmuß keusch anordnen; sondern (alles Geistige und alles Kindliche und alles Dumpfe und alles Klein-Tatsächliche in die eine Musik schlagend) den großen Strom der Gefühle strömen lassen, furchtlos den Gesang der wirklichen Wonnen und der wirklichen Schmerzen —: um dieser neuen Sentimentalität, um dieses (wenn Ihnen ein Ismus Spaß macht:) neuen Naturalismus willen liebe ich stürmisch, wie den (uns näheren) Blaß, den in Prag blühenden Werfel. Und Ihnen, Sternow, der Sie den herrlichen Blaß einst verkannten und nun auch Werfeln als einen ‚Quietschvergnügten' abtun wollen, schwöre ich: daß seine Orchideen, sehr vorschriftsmäßig, in den Miasmen wurzeln; und wette, daß er Ihren blinden Verdacht übermorgen durch Revolutionen von fraglos pragloser Orkanwucht (nicht à la Heym; sondern zerrütteter, hirnlicher) niederohrfeigen wird. Schon schwirren Gerüchte von . . Dialogen."

Jetzt schwieg Herr von B. Er machte eine mürrische, entsagende Physiognomie. Die Achate der Augen waren auf keinen der Zuhörer gerichtet. Man fühlte: er fühlte sich unbefriedigt. Ausgekochten eine lange Rede über einen geliebten Literator halten — und dabei wissen, daß man eines Künstlers Essenz niemals, o niemals umschreiben, übermitteln kann . . .! Und von der Technik hatte er garnicht . . .

[‚Der Weltfreund', Gedichte von Franz Werfel, Axel Juncker-Verlag 1911.]

Zuschrift

Wilmersdorf, den 25. Juli 1912

Ich bitte Sie um Aufnahme folgender Zeilen im „Pan", für die ich die volle pressgesetzliche Verantwortung übernehme.

Herr Professor Ludwig Gurlitt, Steglitz, wagte es in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung, mit der ich nichts zu tun hatte, von mir das Wort ‚Maitresse' zu brauchen.

Ich kenne den Prof. Gurlitt persönlich nicht. Meine Beziehungen zu ihm erschöpfen sich in einer brieflichen Bitte des Herrn, für seine Erziehungsunternehmungen Propaganda zu machen, in den russischen Blättern, die mir zur Verfügung stehen.

Als ich von der Infamie des Professors erfuhr, war mein erster Gedanke, ihn öffentlich zu ohrfeigen. Aber meine gute Erziehung (und die Umständlichkeit ihn zu suchen) verbietet es mir, gegen einen älteren Herrn die Hand zu erheben.

Ich begnüge mich deshalb, den Sexualrevolutionär Gurlitt für seine Verleumdertat als unanständigen Mann zu kennzeichnen.

Mit ehrfurchtsvoller Hochachtung für Sie, Herr Doktor Kerr,

Alexandra Ramm.

* * *

Ich habe Herrn Professor Gurlitt in flüchtigen Beziehungen zu mir nicht anders denn als einen Ehrenmann kennen gelernt. Das Wort Maitresse (wie von Zeugen erhärtet worden) hat er jedoch öffentlich gegen eine nichtbeteiligte Frau gesagt.

Maitresse heisst auf Deutsch ein bezahltes Frauenzimmer. Der Sprachwäger Gurlitt weiß den Unterschied: in der Ursprache heisst maîtresse Geliebte. Im Deutschen: feiles Geschöpf.

Wen man bezahltes Frauenzimmer nennt, bittet man nicht um Gefälligkeiten. Wen man um Gefälligkeiten bittet, nennt man hinterher nicht bezahltes Frauenzimmer. Die Vorstellung, jemand wolle den Bürgersinn von Richtern dadurch wecken, dass er eine der Verhandlung fernstehende Dame gutgesinnt als Abschaum hinstellt, weil sie mit dem Prozessgegner verknüpft ist, — diese Vorstellung muss falsch sein.

Menschen, die bei Ludwig Gurlitt nicht an eine Infamie glauben, sondern an einen Wort-Fehlgriff, erblicken in einem Widerruf . . . erstens keine Schande; zweitens das Unerläßliche.

K.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9, zu richten

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Zweiter Jahrgang No. 38 8. August 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

JNHALT:

Alfred Kerr.....Der Bullenbeisser Jonathan
Gottfried Benn.....Neue Gedichte
Rudolf Kurtz.....Bei Gelegenheit Benns
Vindex.....Pleitegang & Co.
Fritz Grünspach.....Nachklänge zum Kongress der englischen [Hygieniker

§ 175 — Der Stiefelmaler

Vierteljährlich.....5 Mark
Einzelheft.....50 Pf.

HAMMER-VERLAG, G. M. B. H., BERLIN W. 15, UHLANDSTRASSE 30
Redaktion bis auf weiteres: Uhlandstrasse 30



Luxus-Ausgabe

von

Hans Thoma's einzigem Buch

Im Herbste des Lebens

Gesammelte Erinnerungsblätter

Vom Meister selbst illustriert

Die einfache Ausgabe kostet brosch. 5 Mark, gebd. 8 Mark

Luxus-Ausgabe, 200 Exemplare

von Thoma eigenhändig mit Nummer und Namenszug versehen, echt holländisch Bütten, in Ganzleder **50 M**

Verlangen Sie unsern Thoma-Prospekt mit glänzenden Urteilen der ersten Kritiker

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. **München**

KONDER IN DER AUSSTELLUNGS-

DER ROMAN DER MODERNE
GRETE MEISEL-HESS



DIE INTELLEKTUELLEN
EIN ROMAN / 4. AUFLAGE / 512 SEITEN STARK
PREIS BROSCHIERT 5 MARK / ELEG. GEBUNDEN 6 MARK

OESTERHELD & CO. / VERLAG, BERLIN W 15

Ich gebe zwischendurch über Tiere vormals Aufgezeichnetes, das über kurz oder lang in meine gesammelten Schriften aufgenommen werden soll.

Der Bullenbeißer Jonathan

Von Alfred Kerr

I.

Hinter den weißgrauen Wolken mag die Schneekoppe liegen und der Riesenkamm. Sehbar sind sie nicht, denn es gießt mit Kannen. . . Der Bullenbeißer Jonathan erschauert. Er ist für feuchte Kälte nicht eingenommen, wie alle Jüngeren seiner Rasse, sitzt mit groß erstauntem Blick auf den Polstern, an Reinlichkeit während dieser Fahrt ein unverrückbares Vorbild, und ahnt nicht, welche Gefahr ihn umdräut.

Der Vorsteher mit der roten Mütze sagt während einstündigen Aufenthalts voll Teilnahme mit schlesischem Tonfall: ‚Lieber Herr, där Hund wird Ihn' ja hier erschossen!' Ich höre, daß Hundesperre herrscht, keine Gnade geübt wird. Ich verlasse den Bahnhof nicht, verstecke das weißbäuchige Tier unter dem weiten Reisemantel, in den man sich zweimal hüllen kann, und fahre mit der nächsten Gelegenheit ins Waldenburger Gebirge, dort werden sie wohl ein Einsehen haben und solche Geschöpfe nicht umbringen, zumal mit so leuchtender Jugend und grimmig-komischer Anmut begabte. Es wäre noch schöner.

Als der Abend niedersinkt, steigen wir zum Übernachten in einem kleinen schlesischen Ort aus. ‚Ist hier Hundesperre?' — ‚Nee doch!' —

* * *

(Um 8 Uhr abends.) Ich spanne den Schirm auf, gehe schräg über den Platz in das Schlächtergeschäft und kaufe für Jonathan Schabefleisch. Die Strippen klatschen dicht vom graufahlen Himmel. Ich schleiche triefend in den Gasthof. Kißlingsches Kulmbacher gibt es und Forellen. Das schwarze Bier hat, ganz entfernt, einen Beigeschmack von Rauch oder Pech. Draußen klatschen die Strippen, in aller Stille dieses grünbelaubten Kessels,

über dem die Nacht liegt. Der Kellner bringt noch ein ‚Seidel'. Man raucht und denkt beim Trinken an den Stammsitz dieses Tranks in der alten Oderstadt. Das liegt weit zurück. . . Um Zehn ruht man. Nebenan in einem Mansardengelaß schnarcht Jonathan, daß sich das Dach biegt.

* * *

Zwei Tage darauf steht man am Fuß der Hohen Eule. Noch einen Tag hat es gegossen, dann blauer Himmel. Schlesien grünt und duftet und blüht, es ist ein herrliches Land voll zutraulicher Lieblichkeit, mit vielen Wiesenblumen, begrüntem Fels und Quellbächen.

Und mit freundlichen, zutraulichen, behaglichen, menschlichen Menschen.

Wieviel Bäuerle trifft man unterwegs und Bauernmädel und Bäuerinnen; welche mit Blondhaar; und welche mit schwarzen Zöpfen und mit Augen wie Hutnadeln. Die alten Männerle, die alten Weiberle, die kleinen Jungen, die Pferdeknechte und die Hütemädel — alle sagen zu Jonathan etwas Freundliches. ‚Hundla!' rufen sie ihm entgegen. Keiner, der ihm nicht von Herzen was Gutes wünscht. Er springt glückselig an ihnen hoch und wackelt mit dem Hinterteil. Ein sonntäglich bescheidenes Ehepaar (eine behagliche Frau und ein schmächtiges Männdel mit gelbem Schnurrbart) kann sich auf dem Wege von dem ‚Bullenbeißerle' gar nicht trennen. ‚Nu da!' sagt der Mann, ‚wir habener welche mi'm Teelöffel uffgezoga!' Nämlich wenn die Alte gestorben war. ‚Und hernacher a Sticke Veilchenwurzel am Bändel um a Hals gehängt, das ham se gerne, wenn de Zähndel kumm! . . . .'

* * *

Die Eule hat einen Namen, grau, nächtlich, düster. Aber sonnensatt liegt sie da. Den Turm auf ihrem breiten Rücken. Die Eule — das ist sommerlicher Mittagsfrieden und schlesische Wäldereinsamkeit mit einem Blick über schwarzgrünes ‚Gebirg' und grün-lichtes Tal mit roten Ortschaften.

Die Eule trägt den Blick weit; es wächst in Schlesien zu Beginn des Junimonats alles dicht und reich und dick und feucht, und dazu hört man immer was rauschen. Matten und Häusel gibt es, Bachstelzen fliegen, Obstbäume blühen, im Wasser schwimmen Forellen, die Erde lacht.

Von oben sieht man die Heuscheuer wie eine blaugraue Wand im Abendschein liegen, und die Kulissen der Berge sind bald keine Kulissen mehr, sondern eher atmende, lange Meeres-

wogen, die hoch und dunstseelig dahinrollen über die Welt, über Schlesien, über die Heimat.

Was man in der ersten Jugend gesehn, nein: aufgesogen hat, das läßt, wie auch das Leben dann andre Gesichter zeigen mag, klingende, singende Spuren für immer zurück.

Dies wundergute Land sah gemeinstes Elend in fahlem tödlichem Groll. Auch heut sind die Weber keine Milliardäre. Doch zu schweigen brauchen sie nicht mehr. . . Und heut sind sie wie damals als Menschen freundlich, gütig, betulich und zutraulich, edle Kerle vom Scheitel bis zur Sohle. Wer es leugnet, ist ein Hundsfott.

* * *

Der Bullenbeißer Jonathan war mit auf die Eule gestiegen. Er sah von dem Turm über Schlesien.

Unterhalb des Gipfels, eine Viertelstunde Wegs, liegt das Euldörfel. Es ist im Grunde kein Dorf, bloß ein paar verstreute, verschollene, demütig-holde Anwesen. Wenn man des Abends beim Abstieg bei einem vorbeikommt, sieht man kein Licht, denn die Insassen legen sich mit den Hühnern hin, um mit der Sonne zu erwachen. Hie und da steht noch ein ‚Jungla' vor der Tür und guckt in den späten Schein. Es riecht feierabendlich nach Heu und Kuhmist. (Jonathan trottet wie ein Kind) . . . Gegenüber von dem Häusel ist ein Abhang. Schon mehr ein Abgrund. Nein, kurzweg ein Grund. In dem Grunde ‚diest' etwas. Mir fiel von dem heimgegangenen W. von der Vogelweide ein mittelhochdeutsch malender Vers ein:

Ich hôrt ein wazzer diezen.

Gibt das nicht eine andere Tonmalerei (ich sage nicht eine bessere) als der Satz: ich hörte ein Wasser rauschen? So wie dieser Vers es malt, so dieste das Wasser dort. . .

Ganz in der Tiefe schoß es hin. Mit scharfem Gang. In allerhand Windungen. Halb verborgen . . .

Und sein Ton drang durch das nahende Dunkel über Matten und Büsche herauf. Drüben, jenseits des Grundes, schwebten hundert Hängebirken langsam durch die Wolken in das Paradies.

Wir schritten ins Tal. Die Nacht brach ein. Und der Bullenbeißer Jonathan, der kurz vorher noch gebellt hatte wie ein Lümmel mit Stimmbruch, suchte sich beim Gehn an meine Beine zu schmiegen.

— — — — — — — — — — — — — — —

II

Heute wird hier das Schicksal eines Hundes gemeldet. Eines nicht alltäglichen Hundes; eines jungen Tieres mit großem Kopf und weißen Strümpfen und breiter Brust; der Tod des Bullenbeißers Jonathan.

Ein Hund kann das ulkigste, freundlichste von allen Geschöpfen sein — und geht plötzlich nach Martern von kaum vorstellbarer Qual zugrunde. Mit einem glückseligen, springenden, grimmig schönen, klugen, komischen, zutraulichen, herrlichen Tier geht man aus — und mit einem Paket kommt man heim.

Wir gingen durch den Grunewald in der Nachmittagsschwüle. Allmählich kamen die ersten Häuser der Stadt. Dann saß das grimmig-freundliche Wesen eine Stunde lang behaglich auf dem Stuhl eines kleinen Gartens unter einem Zeltdach. Dann gingen wir zurück in den Grunewald. Aber nach den ersten Schritten — was war das? Die Bulldogge schießt mit gellenden langen Schmerzenslauten davon, jetzt zurück, jetzt im Kreis herum, ein Ton erschüttert die Luft, der im Handumdrehen ein halbes Hundert Menschen herzueilen läßt. Ein fürchterliches Schreien. Das Tier rast. Man merkt mit halb stillstehendem Herzen, daß es vor Schmerz verrückt ist.

Man greift es mit vieler Mühe, hebt es hoch und rennt mit ihm davon, in der Richtung des nächsten Tierarztes.

Der Hund reißt sich los. Er brüllt, als wenn ihm die Eingeweide langsam durchschnitten würden.

Man stürzt hinter ihm her, hebt ihn nochmals hoch und läßt mit aller Kraft nicht locker.

Aber wütende Töne gibt der Hund von sich, schneidende Laute überirdischen Schmerzes, — die ich von keinem Tier und keinem Menschen jemals gehört. Mit der letzten Anstrengung halt' ich ihn und stürze vorwärts, der Schaum steht ihm fingerdick vor dem Munde. Ich muß verhüten, daß er irgend jemanden beißt; ich muß ihn auch so halten, daß er mich nicht beißen kann. Für die Dauer eines längeren Lebens werd' ich diesen Weg nicht vergessen. Der Hund erkennt mich nicht mehr.

Er ist bloß noch eine rasende Masse tobender Muskeln.

* * *

Zufällig ist der Tierarzt eben im Begriff, sein Haus zu betreten. Er geht voran, ich mit der Last ihm nach. ‚Der Hund ist toll.' — ‚Toll nicht, aber wahrscheinlich geisteskrank . . . Gehirnkongestionen . . . Man muß versuchen, ihn herunterzulassen, vielleicht beruhigt er sich im Zimmer' . . .

Aber das rasende Geschöpf beruhigt sich nicht, es schießt

wie eine Ratte dahin, merkwürdig verändert, den Bauch an der Erde, — hierhin, dorthin, mit langgezogenen Irrsinnstönen, es stößt an Schränke, Tische, daß sie wackeln, immer den Bauch an der Erde, — in der Art einer fliehenden Ratte.

Ein schrecklicher Anblick, als ob er geglüht würde.

Ich kommandiere: ‚Bleib!', das ihm wohlbekannte Signal. Wie mit einer Reflexbewegung bleibt er für eine Sekunde angewurzelt, — — dann tobt er toller als zuvor.

Wieviel Wunden muß er sich geschlagen haben.

Ich rufe verzweifelt seinen Namen. Wieder hat er einen lichten Augenblick, legt die Vordertatzen freundlich an mich, aber mit einer fremden Trauer in den Augen, in der nächsten Sekunde schießt er wieder als eine gellend brüllende Ratte herum, bis er niedersinkt.

Ich fasse den Schreienden, hebe ihn auf den Operationstisch, der Doktor kommt mit der Morphiumspritze, eine ganze Menge von dem einschläfernden Stoff wird dem Tier unter die Haut gejagt. Es ist anscheinend umsonst. Er rast weiter, schreiend, er stößt seinen herrlich getigerten Leib grausam an alles, was fest ist, bis er sich unter ein Sofa verkriecht. Dort sitzt er und . . . singt.

Es ist fürchterlich. Dieser irrsinnige Hund singt wie ein Vogel. Ich habe so eine Stimme niemals gehört.

Ein mir fremdes Wesen kauert dort.

Der Doktor sagt: ‚Weiß der . . . !, — wenn ich nicht wüßte, daß ein Hund hier im Zimmer ist, ich würde glauben, es ist ein Vogel, ein Papagei . . . oder jetzt wie ein Huhn . . .'

* * *

Es war mir nicht möglich, das Leiden meines lieben Freundes länger mitanzusehn. Der Doktor versprach sich von Brom, das etliche Tage hintereinander gegeben werden soll, für das Tier eine Wirkung. Ich fragte: ‚Kann sich der Anfall wiederholen?' Das könne er schon. Und was ein starker Bullenbeißer in solchem Augenblick dann anrichte, sei nicht übersehbar. Man würde gut tun, ihn unter diesen Umständen, falls es sich nämlich wiederholt, ‚abzuschaffen'.

‚Abschaffen?'

. . . . . .

‚Was ist die mildeste Methode?'

Er sprach: ‚Wir könnten ihm dann eines Tages Chloroform geben, daß er glatt einschläft.'

Unter dem Sofa saß der Hund und sang. Von Zeit zu Zeit war es still — dann brach wieder ein langer Ton irrsinnigen

Leidens hervor. Ich beschloß, ein Ende zu machen. ‚Geben Sie ihm, Herr Doktor, das Chloroform jetzt gleich.'

Er sagte: ‚Vielleicht ist es Ihnen möglich, das Tier auf den Operationstisch zu bekommen, von seinem Herrn wird er sich eher greifen lassen.' Ich sah unter das Sofa, dort saß die Bulldogge mit völlig verändertem Blick, die Zunge hing heraus, er kannte mich nicht. Ich schob ihn nach der schmalen Seite des Sofas, bis der Kopf hervorkam. Ich faßte meinen Hund zum letzten Male fest und sanft; ich hob ihn auf den Tisch.

Der Arzt hatte das Zimmer verlassen, um etwas zu holen. Ich streichelte das Fell meines Tieres. Es war still erschöpft und ließ traurig meine Hand über sich gleiten; er schien mich zu kennen. Der Arzt mußte bald eintreten, denn ich hörte das Geräusch einer Flasche und eines Trichters. Ich sprach zu meinem Hund: ‚Mein lieber, lieber Jonathan!'

* * *

Als der Doktor ein Tuch über den Kopf des Tieres legte, war es wie ein Erwachen. Der Hund, eben noch ruhig, sträubte sich mit der letzten Kraft. Er schien zu wissen, was bevorstand, Er wehrte sich verzweifelt. Der Doktor sprach: ‚Bitte, halten Sie ihm die Hinterfüße.'

Ich hielt sie.

Er goß von der Flüssigkeit auf das Tuch. Bald ließ der Widerstand nach. Ich scheue mich nicht, hier zu verzeichnen, daß ich an dem Hund das übliche Merkmal der Todesangst gewahrte.

Nach einer kurzen Weile stieß er dann einen kurzen Seufzer aus, wie er mitunter im Leben, wenn er glücklich und müde war, einmal kurz geseufzt hatte. Hierauf schlief er fest.

Der Doktor sprach von Hirnkongestionen, die nur in manchen Fällen bedrohlich seien, und von der völlig veränderten Stimme, die ihm aufgefallen sei. Diese mache ihn stutzig, weil sie ein Merkmal für Tollwut sein könne. Wir plauderten darüber. Der Hund schien bloß zu schlafen. Aber der Arzt nahm ein Hörgerät, das er in die Herzgegend schob. Das Herz des Bullenbeißers Jonathan schlug nicht mehr.

* * *

Er hob ihm nun das Tuch vom Kopf. Ich sah nicht hin. Der Hund hatte mich vor ein paar Tagen gebissen — und nicht nur mich. Allerhand Möglichkeiten stiegen auf . . . Der Arzt blieb zwar nach wie vor bei seinem Glauben, daß Hirnveränderungen vorlagen und nicht Tollwut — aber die veränderte Stimme hatte Bedenken in ihm erzeugt. Er fragte nach Bißwunden.

Das waren bloß geringe Zerreißungen der Haut, diese Bulldoggen schnappen ja gerne nach den Händen.

Er betonte, daß nach seinem besten Gewissen Tollwut nicht anzunehmen sei (er war sonst auch zur Meldung verpflichtet), doch er riet: um den gebissenen Personen eine Sicherheit zu verschaffen, den toten Bullenbeißer von der Wutschutz-Abteilung untersuchen zu lassen.

Zugleich gab er anheim, daß solche Personen meines Bekanntenkreises, die von dem Hunde gebissen waren und von der Art seiner Erkrankung nachdenklich gestimmt sein mußten, sich impfen lassen möchten. Er selber, der Arzt, habe sich in einem ähnlichen Fall der Impfung unterzogen. ‚An das Stechen gewöhnt man sich bald. Die ersten zwei Male tut es nicht sehr wohl, aber am fünften, sechsten Tag hat man beinahe ein Bedürfnis danach. Der Bauch — man wird nämlich in den Bauch geimpft — sieht freilich wie eine Landkarte aus. In allen Farben. Aber das vergeht. Das Unangenehme ist, daß man einundwanzig Mal hinmuß — daß man täglich an einundzwanzig Tagen geimpft wird. Die Herren sind liebenswürdig, aber die meilenlange Fahrt durch ganz Berlin drei Wochen lang jeden Morgen, um den Stich zu empfangen — es gibt Hübscheres auf der Welt . . .'

Der Arzt holte langsam etliche Bogen Packpapier, legte die Bulldogge darauf und begann zuzuschnüren.

Das Paket fuhr mit mir in den Grunewald zurück.

* * *

Gegen Abend waren ein paar dringende Anordnungen und die telephonische Vorbesprechung soweit erledigt, daß der Körper nach der Schutzstelle gegen Tollwut gebracht werden konnte.

Das Paket war, um transportabler zu sein, zur Hälfte in einen großen Rucksack geschoben (mit dem ich vor allerhand Sommern über das Schlappina-Joch im Morgenlicht aus Tirol in die Schweiz gestiegen war). Die Riesenstadt atmete still an einem beruhigend sommerlichen Abend, die Leute gingen spazieren, nein, sie schlenderten, der Tag war drückend gewesen, jetzt kam frische Luft, alles schien zu plaudern, und die Hunde gingen mit. Was ist das für eine merkwürdige Gegend, hier draußen, hoch im Nordwesten; noch nie war mein Fuß dahin gekommen. Alles frisch erstanden. Viel Grün, auffallend gute Luft. Der Wagen fährt an einem Kanal entlang, man liest „Südufer", dann „Nordufer". Hier gibt es plötzlich eine Sonderstadt. . . Etwas Graues, Sympathisches, Neues dehnt sich; nicht ein Haus, wirklich eine Stadt. Nahebei, unter den Bäumen,

lustwandelt alles, was in dieser besitzlosen Gegend Luft schöpfen will. Ein sehr heiterer Friede dämmert um den Bezirk.

Nicht weit ab liegt ein äußerlich unterscheidbares, aus roten Ziegeln erbautes Anwesen, — das ist der Ort, wo übertragbare Krankheiten bekämpft werden. Das Verfahren ist folgendes: Das Gehirn des toten Hundes wird untersucht; die Spuren der Tollwut sind dann bisweilen sofort zu erkennen . . . Die Untersuchung ist aber nicht unbedingt maßgebend. Es ist möglich, daß ein Hund toll war, und daß trotzdem die Prüfung nicht Entscheidendes verrät . . . In diesem Fall geht man zum zweiten Teil des Verfahrens über: zum Impfen. Teile vom Gehirn des toten Hundes werden anderen Tieren, Versuchstieren, eingeimpft. Sterben sie nach der Impfung unter bestimmten Erscheinungen, so war der Hund tollwütig. Die geimpften Tiere sind . . . nicht bloß Kaninchen und Meerschweinchen. Bei einer dritten Tierart tritt die Wirkung noch schneller ein: bei den Ratten.

* * *

Diese Erfindung ist großartig, man erfährt mit voller Sicherheit, ob der Hund wutkrank war oder nicht.

Bleiben die Ratten, Karnickel, Meerschweinchen lebendig: so war die Krankheit des verstorbenen Hundes nur in Aeußerlichkeiten verwandt mit der Tollwut, aber nicht Tollwut selber, (und dies ist das Wichtigste) auch durch Bisse nicht übertragbar. Aber der heikelste Punkt an Pasteurs Erfindung ist, daß die Versuchstiere vielleicht erst nach zwei Monaten erkranken, also ziemlich spät die Spuren der Tollwut aufzeigen. Innerhalb dieser zwei Monate —

* * *

Innerhalb dieser zwei Monate weiß der Gebissene nicht, ob ihm selber ein Ausbruch von Tollwut bevorsteht. Hier setzt nun der Schutzversuch, die Menschenimpfung, ein. (Rattenimpfung dient zum Erkennen, Menschenimpfung zum Beseitigen der Krankheit) . . . Das Unheimliche bleibt am Schicksal der Gebissenen, daß noch zwei Jahre nach dem Biß die Krankheit jählings bei ihnen ausbrechen kann . . Der Gedanke, daß ich anno 19 . . im Theater einen vor mir sitzenden Herrn plötzlich in den Kopf beiße, vielleicht zu bellen anfange und mich tot rase, hat für mich (darin bin ich komisch) nichts Anheimelndes . . .

Der Gelehrte, der meinen Fall behandelte, riet mir, als er erfuhr, der Hund sei vorübergehend in Schlesien gewesen, die Impfung vornehmen zu lassen. . . Nun begann ein Kampf in mir. Ich habe die größte Bewunderung für Pasteur — aber zugleich

die größte Abneigung, mir einen Fremdkörper unter die Haut bringen zu lassen; zumal wenn dies Serum auf Umwegen von wutkranken Tieren stammt... Es war mir nicht angenehm, einen Tollwutstoff ins Blut zu bekommen, wenn es auch ein Tollwut-Abwehrstoff war... Ich schlief in dieser Nacht weniger fest als sonst. . .

Am Morgen fuhr ich wieder hinaus nach dem fernen Stadtteil mit dem Burgenkomplex. Jedes der Symptome sprachen wir nochmals durch — und siehe, eines (das ich nicht berührt hatte) war ausschlaggebend. Eine Stunde vor der Gehirnkrisis hatte der Hund eine große Mahlzeit, fast ein halbes Pfund Schabefleisch und Reis, mit größter Wonne zu sich genommen. Das macht ein wutkrankes Tier nicht.

* * *

Die Gefahr des Erkrankens ist für mich ausgeschaltet.

Die Trauer um den Freund mit seiner Drolligkeit und grimmen Schönheit hat aufs neue die Oberhand.

Noch lebt er bei mir auf meinen Gängen im Wald.

Und wenn ich einen Weg überschreite, ruf' ich gedämpft:

‚Jonathan, hopp . . .'

Neue Gedichte

Von Gottfried Benn

Über die frühere Veröffentlichung dieses Dichters (und Assistenzarztes) spricht Rudolf Kurtz im selben Heft.

Café

Die Patentante liest das Universum. —
Frau Schlächtermeister sickert übers Sofa
Unten am Arm aus einem Ballen Fett
Arbeitet sich der Daumen vor. —

Erni Degele Polisander plätschert in einer Frau, die er auf dem Eis gesehn hat.
Sie ist braun, mütterlich und wird ihn küssen. —

Ich sitze im Geruche einer Frau.
Der klingt aus Heliotrop und Unterleib zusammen
Und scheint mir süß, da diese Frau mir fremd ist.
Ihr Freund arbeitet in der Hosentasche.
Vielleicht handelt es sich um einen ausgetretenen Bruch. —

Der Geschäftsführer trägt überall Rechtschaffenheit hin.
Er ist der Pionier der guten Sache.
Seine großen Zehen machen Fluchtversuche
Mit den Knöcheln aus den Stiefeln. —

Am Nebentisch wird gegurgelt:
Die Weiber: Ein zu blödsinniges Pack!
Ich habe tatsächlich noch keine gesehn,
Die gewußt hätte, warum sich eigentlich die Mühlenflügel drehn.
Ich nehme darüber eine Statistik auf. —

Erni Degele Polisander ist bei der Frau, die er auf dem Eis gesehn hat.
Er weidet ihre Lippen ab.
Die Leiber spielen aufeinander
Unerhörte Melodien. —

Dabei bohrt er einen jüngeren Herrn an: —

Der stürzt die linke Faust in seine Hüfte
Und aus den Spalten seiner Bekleidung
Gebiert er einen Bierzipfel:
Sauve qui peut. —

Kasino

Menge war schon auf Kriegsschule ein Idiot.
Jetzt hat er eine Brigade in Päde-Rastenburg.
Päde-Rastenburg!!! Ha, ha, ha. —

MorgensKaffee im Bett ist wunderschön. Gräßlich. Wunderschön.
Ganz geteilte Auffassungen. —

‚Sie, Junker, fahren Sie mich hottehüh.
Ich sitze so schön in meinem Sessel
Und möchte mal gern auf die Retirade —‘
Gesprächsabbrüche. Stille vorm Sturm:
Mensch, Arnim, Sie sind ganz unerschöpflich! —

Sind Sie schon mal dritter Klasse gefahren?
Ne, Sie? Muß mächtig intressant sein.
So ganz kleene Bänke sollen da drin stehn. —

Eine Kugel muß man sich im Kriege immer noch aufsparen:
Fürn Stabsarzt, wenn er einen verpflastern will.
Na Prost, Onkel Doktor! —

Vorläufig bin ich ja noch zu rüstig.
Aber wenn ich mich mal auf Abbruch verheirate:
Brüste muß sie jedenfalls haben,
Daß man Wanzen drauf knacken kann! —

Kinder! Heut Nacht! Ein Blutweib! Sagt:
Arm kann er sein und dumm kann er sein;
Aber jung und frisch gebadet.
Darauf ich: janz Ihrer Meinung, Gnädigste,
Lieber etwas weniger Moral
Und etwas äußere Oberschenkel.
Auf dieser Basis fanden wir uns.

Was für Figuren habt Ihr denn auf dieser Basis aufgebaut??

Lachen einigt alles. —

D-Zug

Braun wie Kognak. Braun wie Laub. Rotbraun. Malaiengelb.
D-Zug Berlin—Trelleborg und die Ostseebäder. —

Fleisch, das nackt ging.
Bis in den Mund gebräunt vom Meer.

Reif gesenkt. Zu griechischem Glück.
In Sichel-Sehnsucht: wie weit der Sommer ist!
Vorletzter Tag des neunten Monats schon! —

Stoppel und letzte Mandel lechzt in uns.
Enthaltungen, das Blut, die Müdigkeiten,
Die Georginennähe macht uns wirr. —

Männerbraun stürzt sich auf Frauenbraun:

Eine Frau ist etwas für eine Nacht.
Und wenn es schön war, noch für die nächste!
O! und dann wieder dies Bei-sich-selbst-sein!
Diese Stummheiten. Dies Getriebenwerden!

Eine Frau ist etwas mit Geruch.
Unsägliches. Stirb hin. Resede.
Darin ist Süden, Hirt und Meer.
An jedem Abhang lehnt ein Glück. —

Frauenhellbraun taumelt an Männerdunkelbraun:

Halte mich! Du, ich falle!
Ich bin im Nacken so müde.
O dieser fiebernde süße
Letzte Geruch aus den Gärten. —

Bei Gelegenheit Benns

Von Rudolf Kurtz

Das lyrische Flugblatt „Morgue" von Gottfried Benn ist (zum Preise von 50 Pfennigen) im Verlage von A. R. Meyer in Wilmersdorf erschienen.

Die menschlichen Lebensformen sind Produkte der Kunst. Erst war der Werther da: dann der stimmungsvolle Selbstmord. Erst Botticelli: dann seine Frauen. Das deutsche Familienleben ist eine Erfindung von Kotzebue. Der Bürger konsumiert die Kunst zur Vertiefung seines Familienlebens: Lindenduft und Sommernächte setzen den ehelichen Zärtlichkeiten sozusagen Orangensyrup zu. Obschon ich keineswegs in Abrede stellen will, daß Ehebruch und kleine zivile Débauchen ebensogern akzeptiert werden.

* * *

Mit einem Wort: die Gehirnbahnen des Bürgers werden von Familienglück und unerlaubten Vergnügsamkeiten gleich hemmungslos durcheilt. Was ihm auch vorgesetzt wird: es mündet in einer satten Gerührtheit. Man muß neue Wege urbar machen, in denen die Erregungen ungeheure Flammen entzünden — anders als das lausige Sentiment unserer Tagesliteratur. Es gilt, den bewegten Zeitgenossen mit Vorstellungen zu bedrohen, die den Hals voll Ekel pfropfen, die Augen aus den Höhlen drehen.
Ich will doch lieber erleben, daß ein zappelnder, zerfetzter Mitmensch die Balance verliert, als daß er mit stolzem Siegerprofil ahnungslos durch die Straßen wandelt.

* * *

Die Kunstgrossisten wären vielleicht nicht abgeneigt. Es zirkulieren fette Spukballaden im Volke, die massiv die Eingeweide durcheinanderschütteln. Sie erledigen sich durch die deutliche Absicht, die Leser das Gruseln zu lehren. Von Kunst ist weiter keine Rede.

* * *

Harmloser ist das Kokettieren mit verbotenen Reizen, eine sympathische Großmannssucht der Jünglinge. Treuherziger Stolz über ihr nahes Verhältnis zur Unterwelt strahlt ihnen aus

den Augen. Mitunter vererbt es sich bis ins Alter. (Wer kennt nicht das flotte Symbol vom Skelett mit Couleurband und Mütze — ein Prunkstück jedes phantasievollen Herrenzimmers.)

* * *

Die Ansicht, der Dichter wähle sich seinen Stoff, ist hinter einem Ladentisch erfunden worden. Alles andere hat der Künstler eher, als die Freiheit, seinen Stoff zu wählen. Der Stoff wird ihm eindeutig bestimmt: als ausschließliche Quelle von Erlebnissen, die ihn allein produktiv zu machen vermögen. Wo der Leser von dem Gefühl überwältigt wird, an diesem Stoff ist der Dichter zum Dichter geworden — verstummt jede ästhetische Erwägung über die Zweckmäßigkeit des Stoffs. Hinzuzufügen ist, daß mit der anschwellenden Gefühlsbelastung eines Stoffes die Kraft des Dichters steigen muß, der ihn gestalten will.

* * *

Benn hat die lyrischen Reize der Pest entdeckt. Die qualvolle Angst, die Chloroformmasken und Operationsmäntel ausströmen. Er schwelgt in suggestiven Details. Er reizt sich zu Genrestücken: etwa ein Ertrunkener, dem aus dem Munde eine dunkellila Aster in die Gehirnhöhle gleitet, alldieweilen ihm „von der Brust aus mit einem langen Messer Zunge und Gaumen" herausgeschnitten sind. (Der Autor schielt behaglich auf den Leser.) Ein Leichenwächter schlägt einer toten Hure den einsamen goldplombierten Backzahn aus und geht für den Erlös tanzen, „denn nur Erde soll zur Erde werden". Tja, tja, die jungen Aerzte, die über Leichen hopsen. Programmusik sozusagen.

* * *

Dann aber tritt der Dichter auf die Bühne.

Im Wöchnerinnenheim prallt Stöhnen gegen frostige Sachlichkeit. Geburt, o heiligste der Stunden, mischt sich mit den stinkenden Sekretionen des Organismus. Eine strenge Hand faßt den Eintritt des Menschen in sein (heilig umblühtes) Leben in zwei Zeilen:

> Schließlich kommt es: bläulich und klein.
> Urin und Stuhlgang salben es ein.

Und welches Sentiment ist verschluckt!

Immer von neuem erringt die künstlerische Kraft Respekt, die (im „Blinddarm") aus einem Geheimrat, ein paar Assistenzärzten, einer Schwester eine Bewegungsstudie von einer Weite

der Schwingungen formt, die nach tiefsten Schichten des Gefühlslebens langt. Und knarrend schiebt sich unter die Verse ein holzschnitthaftes Schlußstück

> Wütend klappert und knirscht mit den Backen
> der Tod und schleicht in die Krebsbaracken.

* * *

Die Krebsbaracken. Fäulnis frißt das ohnmächtige Fleisch. Stumm verblöden Gehirne. Stinkend tritt der Körper in seine große Metamorphose ein. Bläulich strahlende Gesichte entsteigen den faulenden Leibern, zitternd quillt die lockere brandigrote Masse: aber der wüsten Gärung tritt ein ästhetischer Anspruch gegenüber, der das Wildeste noch bändigt. Streng steigert sich ein großes Gefühl zu seinem Ausgang, dessen erzene Struktur das Stoffliche zu seiner äußersten Möglichkeit emporhebt, in dessen Steigen und Sinken der Rhythmus des Schicksalsliedes ist, unser aller Schicksalslied:

> Hier schwillt der Acker schon um jedes Bett
> Fleisch ebnet sich zu Land. Glut gibt sich fort.
> Saft schickt sich an zu rinnen. Erde ruft.

* * *

Fern von diesem Dichter steht der rechtens belächelte Typus des deutschen Lyrikers, der heimlich sein blutendes Herz streichelt, weil intellektuelle Scham seine Hirtenflöte verstimmt hat. Man könnte die Haltung Benns mit der reizvollen Geste des jungen Grabbe verwechseln, der in ein süß-schwälendes Liebesgespräch einen speichelnden Mund hineingrinsen läßt: Und wenn sie aus dem Halse stänke? Es wäre ein Irrtum.

* * *

Es wäre ein unverzeihlicher Irrtum. Benn mobilisiert nicht einmal das allgemeine Mitleid. Die ruhige, zeitlose Bewegtheit seines Innern sucht ihr Gegenspiel in dem Rhythmus der irdischen Verwandlungen. Fruchtbares formt sich zu Fruchtbarem. Erscheinung gleitet in Erscheinung: tröstlich allein ist die Ewigkeit der Welt. Dieses Weltgefühl wird von einer Phantasie gespeist, deren Erregungsfähigkeit auf bestimmte Stoffe am tiefsten reagiert.

* * *

Der Dichter hat keine Wahl. Benn, nach fremden Gestaden spähend, kann unter seinem Gesichtswinkel nicht hindurchkriechen. Erschöpft, ganz von wildem Ekel und geilem Grauen erfüllt, spiegelt er das Nachtcafé in sich. Keine Menschen: Gebreste der Vorstadt, seltsam schillernd, mißfarbig, grotesk entstellt, verknorpeln ineinander. ‚Junger Kropf ist Sattelnase gut. Er bezahlt für sie drei Biere.' Plötzlich, in braunen Dämpfen der verpesteten Luft, ein Mundvoll frischen Atems. Die Tür öffnet sich: ein Weib.

Die Tür fließt hin: ein Weib
Wüste. Ausgedörrt. Kanaanitisch braun.
Keusch. Höhlenreich. Ein Duft kommt mit. Kaum Duft.
Es ist nur eine süße Vorwölbung der Luft
Gegen mein Gehirn.

Eine Fettleibigkeit trippelt hinterher.

Wann ist die Berührung zweier Luftschichten behutsamer, empfindlicher ausgesprochen worden? Wann war in einem so greifbaren, einfachen Gefühl Peripherischeres mitgeteilt?

* * *

(Als Apologie). Entscheidend ist allein der Griff, die Arbeit. Deutschland wird verheert von seinen genialen Künstlern, die mit ihren Impressionen das Volk infizieren. Ein Mensch mit lockeren Shlipsenden ist im höchsten Maße verdächtig, ein Künstler zu sein. Man lehne ihn ab. Man mache ihn gesellschaftlich tot. Wer von Inspirationen spricht, ist ein Schwindler. Wer bei dem Wort Mystik seine Stimme dämpft, ist ein Kulturschädling. Wer der Mitwelt etwas über seine differenzierten Gefühle mitzuteilen wünscht, hat ganz bestimmt silberne Löffel gestohlen. Es besteht jede Berechtigung, ihn gefänglich einzuziehen.

Kunst ist Arbeit. Schreiben ist Handgelenk. Verwiesen wird auf Flaubert: Gefühle hat jeder, es kommt darauf an, sie ausdrücken zu können. Mystik, Inspiration sind Privatangelegenheiten, sie liegen vor der Kunst. Es ist familiär und anmaßlich, seine Geschäfte mit ihnen zu besorgen. Es gibt nichts Fataleres als eine tiefe Seele, die mit ihrer schlechten Musik zudringlich wird.

Pleitegang & Co.

1. Anno 80.

Man sollte es nicht für möglich halten; aber es gab in Berlin auch in Hinsicht auf das Bauunternehmertum noch gemütliche und geradezu idyllische Zeiten. Und das ist wenig länger als drei Jahrzehnte her. Damals war noch nicht die Wut des Niederreißens in unsere hiesigen Bewohner gefahren, und man dachte keineswegs daran, Straßen auf Vorrat zu fabrizieren und sie mit Häusern zu besetzen, um, was den Rest betraf, dem Himmel zu überlassen, sie mit Mietern zu füllen. Nein, dieser Spekulationszweig, der ein Dutzend Jahre später auf elementare Weise ins Kraut schoß, war zu jener Zeit (zwar nicht unbekannt, aber) perhorresziert, weil er zuviel Geld verschlang und es auch durchaus zu lange dauerte, bis man ‚realisieren' konnte. Da kaufte man doch lieber Eisenbahnaktien (des seligen Ginsburg), Petroleum oder Spiritus, und verlor in diesen Gegenständen sein Geld. Man wohnte dabei (etwa in der Roßstraße) in Häusern, die in der Hauptsache aus den vierziger Jahren stammten, sich durch eine breit angelegte, einheitliche und sozusagen nicht unschöne Häßlichkeit auszeichneten und Wohnungen mit ungeheuren Stuben unter viereckigen getünchten Decken enthielten. Des Abends ging man in ein Lokal, das ursprünglich und von Geburt her nichts anderes gewesen war, als ebenfalls eine solche Wohnung; das aber durch ‚Ausbrechen' und allenfalls im Wege der (teilweisen) Niederlegung einiger Wände seiner Bestimmung als ‚Restauration' dienstbar gemacht worden war. Bei festlichen Gelegenheiten begab man sich, ein mit Leibrock geschmückter Kleinbürger, in etwas größere Räumlichkeiten, wo z. B. Lustspiele, die guten, alten, von der harmlos-berlinischen Sorte (wer muß hier nicht Helmerdings gedenken), verübt wurden; oder wo, zum Staunen des Publikums, ein in Trikots gekleideter Herr aus Rixdorf Biergläser, Stühle, Lampen (brennende) und andere Gegenstände des täglichen Gebrauchs auf kuriose Weise jonglierend handhabte, auch wohl ein mit Ballettrock (unten herum wenig) bekleidetes, schön geschminktes Fräulein augenblinzelnde Lieder sang. Und nach dem letzten: ‚Schnuteken, des derfste nich!' — ging man allenfalls noch ins Schillercafé am Gendarmenmarkt, sodann aber durch stille Straßen nach Hause.

Als verwogener und gottloser Plan galt das Projekt, aus der Reetzengasse im Wege der Verlängerung der ‚Linden' eine Prachtavenue mit dem Namen ‚Kaiser Wilhelmstraße' herzustellen; die zu diesem Behufe gegründete Aktiengesellschaft machte keine glänzenden Geschäfte. Die Berliner ‚Centralstraßen-Aktiengesellschaft' entschlummerte schnell und endgiltig, und als der Gründer und, in den Augen des damaligen Berlin, wilde Spekulant, der die Villenkolonie Westend ins Leben gerufen hatte, unter sehr erheblichem Gelärme vor die Hunde ging, und auf unfreundliche Weise mit der Staatsgewalt in Konflikte geriet, sah man darin nichts als die natürliche Strafe des Himmels für eine Waghalsigkeit, die keine Schranken mehr anerkannte.

Heute? Sehr geehrter Herr, wenn Sie den Fuß aus Ihrer ‚Kulturwohnung' (‚in bester Höhenlage Berlins') setzen, um sich des Abends außerhalb zu bewegen, so sind es nur und ausschließlich ‚Paläste', die Ihr fürstlicher Fuß betritt. Man baut in Berlin seit einem Jahrzehnt zu öffentlichen Vergnügungs- und Unterhaltungszwecken nur noch Paläste. Erstaunt fragte sich der Laie, der diese Palastbauten in allen Stadtgegenden wachsen und unter Getöse existieren sah — dieser Mann fragte sich verwundert, wo all das Geld dafür herkam. . .

Altberlin ist längst verschwunden, und man wohnt in Charlottenburg, Schöneberg, Friedenau. Demnächst in Dahlem. Sechs Millionen Menschen kann das Areal Großberlins schon jetzt mühelos fassen; in Steglitz stehen ganze Straßenzüge leer (eine tote Stadt) und harren der Bewohner. Den Eigentümern dieser Wohnhäuser ist offenbar nicht wohler geworden, als sie in der Reichsstatitsik von dem Geburtenrückgang lasen; sie mußten an der Zukunft und an der Mieterbeschaffung für ihre ‚Wohnstätten' (in den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen) endgiltig verzweifeln; im übrigen wußten sie auch so nicht, wie sie die Hypothekenzinsen bezahlen sollten. So gaben sie zu Dutzenden ihr Eigentum an den Häusern auf; es sind zur Zeit in Steglitz herrenlose Grundstücke in reicher Auswahl vorhanden, und da der Staat, der das Aneignungsrecht hat, sie offenbar nicht will, so kann jeder Hilfsweichensteller . . .

2. Fallissement.

Nach monatelangen, vergeblichen Stützungsversuchen ist dieser Tage die in Berlin sehr bekannte Baufirma K u r t B e r n d t zusammengebrochen; nachdem die mit drei Millionen Mark Forderungen beteiligte Großbank, der A. Schaaffhausensche Bankverein, in langwierigen Verhandlungen viel gesprochen, aber nichts getan hatte. Der Sturz dieser Firma, die ein Vierteljahrhundert alt ist, zeigt, wo der Kern des Uebels sitzt, und worunter der Berliner Baubetrieb leidet: das Auftrags- und Kassabaugeschäft ist ganz verschwunden, und an seine Stelle ist ein ‚Kreditbausystem' getreten, das, im höchsten Grade undurchsichtig, die Baufirma fast mit dem ganzen Risiko des Baues belastet; der Eigentümer überläßt es dem Baugeschäft, den Bau und das Grundstück zu finanzieren; dieses Wort aber ist ein Fremdwort und bedeutet ‚pumpen'. Was es heißt, auf dem B a u m a r k t zu pumpen, das hat man in den letzten beiden Jahren, als das Geld teuer wurde, in Berlin erfahren können, und namentlich seit Herr Havenstein von der Reichsbank in diesem Frühjahr mahnend den Finger erhob, sind Hypothekenkapitalien selbst für Geld und gute Worte zu gewissen Bauten nicht zu haben.

Herr Baumeister Berndt hatte das Pech, gerade Bauten d i e s e r Art übernommen zu haben und zugleich die Verpflichtung eingegangen zu sein, die Bau- und Hypothekengelder zu beschaffen; so daß sich folgender circulus ergab: Gelang es der Baufirma, die Beleihungen für den Grundstückseigentümer abzuschließen, so bekam sie die Bezahlung für den Auftrag. Sonst nicht. Das Geld auf die Grundstücke war nun zumeist nicht zu haben, selbst von der menschenfreundlichen (angeblich klerikalen) und (demgemäß?) mit respektablen Zinssätzen arbeitenden Pariser

Industriellen Foncière nicht, die neuerdings den Berliner Grundstücksmarkt mit ihrer Gegenwart beehrt. So kam es, daß der ‚Römische Hof', Unter den Linden (das ehemalige Hotel de Rome, sic transit!), das neue Café Braun, ebenda, das Hotel Atlas an der Weidendammer Brücke tote Massen blieben, die Herrn Berndt in den Abgrund zogen.

Während A. Schaaffhausen zunächst zusah. 8—10 Millionen Mark, davon 2 Millionen Mark Forderungen ‚kleiner' Gläubiger, standen auf dem Spiel; und man kann es begreifen, daß die großen Interessenten nach den ersten peinlichen Zahlungsweigerungen (vor Monaten) mit Hast eine ‚Stützungsaktion' in die Wege leiteten; denn es ergab sich die schmerzliche Gewißheit, daß bei einem völligen Zusammenbruch Berndts ein Teil seiner Kreditoren unweigerlich ebenfalls dran glauben mußte, und der Baumarkt, schon an sich nicht auf Polstern gelagert, einen neuen sehr empfindlichen Stoß erhielt. Auch über die Form der Sanierung war man alsbald nicht mehr im Zweifel: man wollte eine Aktiengesellschaft errichten, und durch sie den umfangreichen Berndtbetrieb weiterführen lassen. Alles bis in die Einzelheiten war bedacht, und vorhanden: nur kein Geld. Denn mit kühler Gelassenheit sah der A. Schaaffhausensche Bankverein den Bemühungen der Sanierungsbeflissenen zu und rührte keinen Finger: ‚Klappt's — gut, im übrigen: wir sind gedeckt (aber: mit zweiten Hypotheken). Die andere (aus einem Konsortialgeschäft mit Berndt) beteiligte Bank, die Deutsche Bank (ebenfalls ‚gedeckt') trat aus ihrer bekannten olympischen Ruhe (was sind uns zwei Millionen? Die verschwinden in unserer Bilanz absolut und garantiert spurlos) überhaupt nicht heraus.

Es gab Stimmen, die da meinten, Schaaffhausen habe so eine Art moralische Verpflichtung, bei Berndt zu helfen; denn seit Jahren kontrolliere es die von Berndt abgeschlossenen Verträge, habe somit die Engagements sozusagen gutgeheißen und könne doch jetzt nicht (sei es so gedeckt, wie immer) ihren Schützling in der Patsche sitzen lassen . . . (ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein?)

Skeptiker, die dies vernahmen, lächelten. Man verstand immer ‚moralische' Pflicht — wie? Darf man fragen, was die Moral mit dem Geschäft . . .?

3. Sieg der Moral.

Als die Situation bei Berndt anfing, infolge der Ungeduld der Kleinen sehr ungemütlich zu werden, trat eine ernste Behörde zur Beratung zusammen: der Aufsichtsrat des A. Schaaffhausenschen Bankvereins in Köln; und faßte geheimnisvolle Beschlüsse. Am nächsten Tage wurden in Berlin wiederum die Beratungen zwischen dem (provisorischen) Gläubigerausschuß und der Direktion aufgenommen; und gerade als man in eindrucksvoller Gemeinschaft beisammensaß, und ein kleiner, ganz kleiner Lichtstrahl sozusagen aufleuchtete; in diesem ersten Glücksmoment, den die malheureuse Angelegenheit aufwies, betrat ein Bote (durchaus wie im Theater, bloß da glaubt man's nicht) das Zimmer und verkündete: ‚Meine Herren, der Konkurs ist eröffnet.'

Die ‚Stützungsaktion' war gescheitert . . . Aber —

Aber am nächsten Tage erging ein ‚Communique' von Schaaffhausen, nachdem neuerliche Verhandlungen mit den Hauptgläubigern zu einem ‚Vorschlage' geführt hätten, der ‚einer neuen Gläubigerversammlung befürwortend unterbreitet' werden sollte. Dazu ließ Schaaffhausen offiziös erklären, daß er 5—600 000 Mk. neuer Mittel zur Verfügung stellen werde . . .

Die Moral hatte gesiegt.

Ueber das Geschäftsinteresse.

Unerklärlich, warum der Sekptiker noch lächelt. Sollte er etwa zynisch genug sein, zu glauben, Schaaffhausen hätte Grund, den Eklat bei Berndt auf jeden Fall zu verhindern; etwa weil das eigene Boot dieser Bank allzu nah am Strudel vorbei muß, und mit dem Schiffer Berndt gar auch Kahn Schaaffhausen ‚am Ende' verschlungen worden wäre?

Vindex

Nachklänge zum Kongress der englischen Hygieniker

Von Fritz Grünspach, Rechtsanwalt

Der — nicht erst seit den Flaubertprozessen — bekannte Verteidiger entwirft hier einen sozialen Plan, der links wie rechts Erörterung zu beanspruchen hat.

Die Wohltaten der Unfall-, Invaliditäts- und Krankenversicherung treten erst ein, wenn der Arbeiter erkrankt ist, einen Unfall erlitten hat, oder Invalide geworden ist.

Ein glücklicher, im Interesse der Wohlfahrt viel weitergehender Gedanke ist das Ergebnis der Verhandlungen des Kongresses englischer Hygieniker. Die Aussprachen zwischen englischen und deutschen Forschern zeitigten die Idee, nicht nur die durch Krankheit, Unfall und Invalidität bereits entstandenen Schäden zu beseitigen, sondern diese zu verhüten.

Insonderheit sei der Schularzt hierzu berufen: die Fürsorge des Schularztes solle nicht mit dem Ablauf der Schulzeit beendet sein, — sondern darüber hinaus eine segensreiche Wirkung auf die Schüler mit dem Eintritt in das gewerbliche Leben ausüben. Der Schularzt solle bei körperlich und geistig schwachen Schulkindern in der wichtigen Frage der Berufswahl zu Rate gezogen werden. Durch private Fürsorge soll es ermöglicht werden, die körperliche und geistige Konstitution der Schwachen zu festigen, und zwar durch Beschäftigung in gesunden Arbeitsstätten, in denen sie nur ein nach Art und Maß ihrem Können

entsprechendes Arbeitspensum zu bewältigen haben. Die Rücksicht auf die Gesundheit soll bei der Auswahl und der Ausübung des Berufs allein entscheidend sein.

* * *

Dieser Gedanke, welcher die Verhütung von Krankheit und Invalidität der Gesellschaft zur Pflicht macht, kann segensreich wirken, wenn er gesetzgeberisch ausgestaltet wird. Der unverbindliche Rat des Arztes und die private Hilfe kann und wird niemals zu diesem erstrebenswerten Ergebnis führen.

Notwendig ist vielmehr die staatliche Organisation und der gesetzliche Zwang auch auf diesem Gebiet sozialer Fürsorge. Kein Politiker wird gegenüber dem Ruf nach staatlicher Hilfe angesichts der bereits bestehenden Versicherungsgesetze einwenden dürfen, es sei Schwäche, hier wiederum nicht aus sich selbst heraus, sondern mit Hilfe und Mitteln des Staates Besserung eintreten zu lassen, — denn die Staatshilfe ist Selbsthilfe, der Staat ist die Gesellschaft in ihrer Organisation.

Schwierigkeit bietet allerdings die Aufbringung der Mittel. Die Krankenkassen werden nun aber in hervorragendem Maße von solchen Arbeitern in Anspruch genommen, die trotz schwächlicher Konstitution in der Not des Lebens Arbeiten übernommen haben, denen sie nicht gewachsen sind. Frühzeitige Erkrankung und rasches Siechtum ist die Folge. Die Krankenkassen werden also eine erhebliche Entlastung in ihren Ausgaben erreichen, wenn der Schwächliche, ohne wirtschaftlich Schaden zu leiden, sich seinen Kräften angemessen in hygienisch zutreffender Weise beschäftigt und dadurch gesundet.

Es ist daher nicht unbillig, wenn ihnen die Ausgaben aufgebürdet werden.

Die gesetzgeberische Organisation im Anschluß an die Krankenkassen kann auf Schwierigkeiten nicht stoßen. Sämtliche Arbeitnehmer, deren geistige oder körperliche Konstitution geschwächt ist, sind auf Antrag der Schule oder des Inhabers der elterlichen Gewalt zu Fürsorgemitgliedern der Krankenkasse zu erklären. Die Entscheidung über diesen Antrag erfolgt nach Anhörung des Schularztes durch den Kreisarzt. Gegen seinen Bescheid soll ein Rechtsmittel gegeben sein. Die Krankenkasse hat durch die Gemeindebehörden bei Arbeitnehmern, die sich hierzu bereit erklären, und deren Betriebe geeignet sind, ihre Fürsorgemitglieder unterzubringen. Die Verwertung dieser

wirtschaftlich minderwertigen Kräfte wird deshalb möglich sein, weil ihre Löhne, entsprechend schwächerer Arbeitsleistung und kürzerer Arbeitszeit, geringer sein sollen; damit aber der Arbeiter nicht durch zu geringen Lohn in eine soziale Notlage kommt. sollen die Krankenkassen ihm Unterstützungsbeiträge leisten. Für die Bemessung ihrer Höhe wird die Differenz zwischen dem normalen und dem tatsächlichen Verdienst eine Grundlage bilden.

Das bedeutet allerdings eine Belastung der Krankenkassen, — die aber bei einer vorausschauenden Politik deshalb nicht in Betracht kommen kann, weil sie durch einen gesunden Arbeiterstand in Zukunft erhebliche Ersparnisse an Heilungskosten machen würden.

Es sollen aber auch diese Ausgaben von der Krankenkasse in der Regel nur verauslagt werden. Ist nämlich der Arbeiter nach dem rechtsmittelfähigen Bescheide des Kreisarztes in den vollen Besitz seiner Schaffenskraft gelangt, dann soll er verpflichtet sein, den gesamten für ihn verauslagten Betrag der Krankenkasse zu erstatten.

Durch eine einmalige Zahlung würde er in Not geraten. Deshalb soll der Betrag in geringen Prozentsätzen von seinem Lohn abgezogen werden. Die Pflicht zum Abzug des Lohnteiles soll dem Arbeitgeber obliegen. Die Höhe der Lohnteile soll, abweichend von der gesetzlich zu bestimmenden Höhe, auf Antrag des Schuldners im Einzelfall unter Berücksichtigung aller Umstände durch die Krankenkasse festgesetzt werden.

Gegen ihren Bescheid sind Rechtsmittel zu geben und zwar sollen, wie auch sonst in allen Fällen, diejenigen Behörden zuständig sein, in deren Händen die Versicherungs-Rechtsprechung liegt.

Die Obhut über die Fürsorgemitglieder ist den Gemeindebehörden anzuvertrauen, die darüber zu wachen haben, daß die für die Beschäftigung gegebenen ärztlichen Vorschriften streng eingehalten werden. Wer trotz Kenntnis der geringeren Arbeitskraft und trotz geringerer Lohnzahlung ein größeres Maß an Arbeit als das vorgeschriebene verlangt, handelt rechtswidrig und unmoralisch. Deshalb werden nach dieser Richtung zur strengen Durchführung der Fürsorgevorschriften Strafbestimmungen zu erlassen sein.

* * *

Ein solches Gesetz wäre der logische Ausbau des Gedankens, der der Versicherungsgesetzgebung zugrunde liegt. Jener Gedanke ist der Anfang. Denn das von uns geforderte Gesetz will

erst nicht die Uebel entstehen lassen, deren wirtschaftliche Folgen sie beseitigen sollen. Es will diese Uebel verhüten.

Es würde mehr als unsere bisherigen Gesetze zur Wohlfahrt des Arbeiterstandes, zur Gesundung des ganzen Volkes beitragen. Es würde die Schaffensfreudigkeit erhöhen, denn es verhütet nicht nur die Not gerade bei den durch Krankheit in ihrer Arbeitskraft geschwächten, — sondern auch die Ueberbürdung mit einer Aufgabe, der sich der Arbeiter unterziehen muß, obgleich er ihr nicht gewachsen ist. (Nichts aber wirkt mehr verbitternd, wie der Konflikt zwischen der Notwendigkeit zur lebenserhaltenden Arbeit und der Unzulänglichkeit der Kräfte hierzu wegen geistiger oder körperlicher Schwäche.)

Demnach würde das Gesetz in reichem Maß den sozialen Ausgleich fördern.

Vive la bagatelle!
Swift

§ 175

Aus einem an den Pan gerichteten Brief:

Moralisch und gar ästhetisch wird einem Heterosexuellen der Homosexualismus nie erscheinen können, ebensowenig wie der Mensch sich an dem Begattungsakt eines Hundepaares ergötzen kann. Glauben Sie nicht, Frau Lange geb. von Lüderitz, daß den Hunden die menschliche Geschlechtsbetätigung ebensolche Gefühle auslöst? Seien Sie versichert, daß der Homosexuelle die normale Geschlechtsbetätigung ebenso widerlich und unästhetisch findet, wie Sie die seine. So kommen wir nicht weiter.

Es ist nicht zum ersten Male, daß die Mütter, Frauen und Bräute, also das weibliche Geschlecht in corpore, die heiligsten Güter der Menschheit verfechten sollen — selbst die vernünftige Frauenbewegung hat sich von dieser Arroganz noch nicht ganz frei gemacht (siehe die Behauptung, daß durch die Koëdukation die Mädchen einen ‚veredelnden' Einfluß auf die Knaben üben sollen, eine Prachtblüte weiblicher Ueberhebung). Es ist der sinnlose, grausame Egoismus der Frau, der aus dieser Mutterphrase zu uns spricht, der alles, in dem er seinen Feind sieht, erbarmungslos vernichtet. Es wäre lächerlich, diese Tatsache vergröbern und dadurch absurd machen zu wollen, daß man sagt: ‚Weil die Frauen fürchten, alte Jungfern zu werden, verfolgen sie den Homosexualismus'. Nein: die Frauen verfolgen alles, von dem sie instinktiv fühlen, daß es sich ihnen nicht unterordnet, daß es sie verachtet. Und wer sekundiert ihnen? Unsere braven Bierphilister, unsere Ehemänner, die große Flut derer, denen das Weib das Nonplusultra, das einzig Erstrebenswerte, das Höchste ist. . .

Linden bei Hannover — Fritz Klamm

Der Stiefelmaler

Anton v. Werner hat sich (wie der Maler Mopp dem Pan schreibt) bei Gelegenheit der Preisverteilung an der Berliner Kunstakademie in einer Rede über Kunstfragen der Gegenwart u. a. auch über künstlerische Ehrlichkeit geäußert:

> ‚Werner schilderte dann die Entfaltung der Meyerheimschen Kunst und stellte ihm die Dilettanten gegenüber, die heute aus unseren Ausstellungen Tummelfelder des schlimmsten Dilettantismus machten, der noch dazu unter der Flagge einer neuen kulturellen Errungenschaft segelt. Die großen Künstler gäben stets sich selbst, ihr heißes zitterndes Herz, so wie es Ilse Frapan einmal ausgesprochen hat. Die Schriftstellerin hat in einer kleinen Novelle erzählt, wie sie einmal in Hamburg den schmutzigen Hof eines übel berüchtigten Hauses an einem regnerischen Herbsttage zeichnete, aber die Arbeit zerriß, als sie erfuhr, welchem Beruf das Haus diente. Das sei künstlerische Ehrlichkeit.‘

Der freundliche Greis wird hoffentlich von einem ehrlichen Schauspieler verlangen, daß er nie wieder einen so gemeinen Kerl wie den Franz Moor spielt.

Der Stiefel kann gesprochen, nicht nur gemalt werden. K.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Alfred Kerr ist bis gegen den 7. September auf Reisen. Einsendungen und Zuschriften werden indes an den Verlag, Berlin W., Uhlandstraße 30, erbeten.

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Zweiter Jahrgang No. 39 15. August 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

JNHALT:

Oskar Jászi.....Der Schwindel in Ungarn
Richard Dehmel.....Lied an meinen Sohn
Dr. phil. H. Stöcker.....Vom Wesen der Romantik
Hans Kyser.....Flucht
A. J. Storfer.....Statt Abhandlungen
Vindex.....Börsenkinema

Heine — Na also —! — Bücher und Zeitschriften

Vierteljährlich.....5 Mark
Einzelheft.....50 Pf.

HAMMER-VERLAG, G. M. B. H., BERLIN W. 15, UHLANDSTRASSE 30

Redaktion bis auf weiteres: Uhlandstrasse 30

Die 1gesp. Nonpar.-Zeile = 0,75
Auf Umschlagseiten = 1,—
Bei Wiederholungen Rabatt

Alleinige Inseraten-Annahme:
Paul Löwinsohn G. m. b. H.
Berlin W., Motzstrasse 60

Fosco



Cacao Getränk
alkoholfrei erfrischend

Alleinige Fabrikanten
F. KORFF & Co
Amsterdam-Berlin SW 68

Ohne jede Konkurrenz.

Ueberall erhältlich.

LAXIROL

Bonbon von aromatischem Wohlgeschmack, wirken sicher abführend. Paket, 12 Bonbons, 50 Pfennig, überall erhältlich, sonst direkt vom **Apotheker Rosenberg G. m. b. H., Berlin, Lankwitzstrasse 5.**

GRAND HOTEL CONTINENTAL MÜNCHEN

Dr. Ziegelroth's Schriften:

Arterienverkalkung (3. Aufl.) M. 1,50
Fettleibigkeit . . . . . M. 2,50
ABC für junge Mütter (5. Aufl.) M. 2,—
Zu beziehen durch **Dr. Ziegelroth's Sanatorium, Krummhübel** (Rsgb.).

H. Leetz

HAMBURG

Mühlenstr. 23

◆

Zigarren
Zigaretten Tabak

SPEZIALITÄT:
Hamburger
Hausarbeit

pro Mille von Mk. 35,—an

Versand portofrei

Wenn nicht gefallend Umtausch oder Geld retour

Der Schwindel in Ungarn

Von Dr. Oskar Jászi

Der Universitätslehrer Jászi, der manchem als der hervorragendste Publizist Ungarns gilt, hat den (von mir gekennzeichneten) Schwindel der ungarischen ‚Mehrheit', welcher die Wonnezähren unserer Kaffern lockerte, jetzt in einer Art Manifest umrissen. Man lese das Folgende.

Ungarn ist abermals in den Zustand des offenen Absolutismus geraten. Aber während im Jahre 1849 die österreichische Soldateska die gesamten konstitutionellen Rechte der Nation niedergerungen, wurde jetzt dieses Werk von dem sogenannten ungarischen Parlamentarismus vollbracht.

Die Straßen sind mit Polizei und Militär vollgepfropft. Die oppositionellen Blätter werden konfisziert und sind jeder Verfolgung preisgegeben; unter dem Vorwand der Anteilnahme an dem Arbeiteraufstand vom 23. Mai werden mehr als hundert Menschen in den Gefängnissen gehalten. Die Opposition wurde mit Brachialgewalt aus dem Reichstag geschleppt. Mit einer Zertrümmerung der Geschäftsordnung wurde in den Präsidentenstuhl Graf Stefan Tisza gesetzt, der, von seinen bewaffneten Getreuen umgeben, in wenigen Augenblicken nach Cäsarenmanier Gesetze dekretierte, die schwere Lasten auf unser Volk laden. Ohne Debatte, Besprechung und Verhandlung, mit einem putschartigen Ueberlisten der Opposition, mitten in einem tosenden Orkane, als niemand wußte, wovon die Rede war, enunzierte Graf Stefan Tisza für die Stenographen die Wehrreform als angenommen. Ein so armes und zurückgebliebenes Land, welches für den staatlichen Volksschulunterricht im letzten Jahre bloß 16 Millionen Kronen, für Arbeiterversicherung insgesamt 1,2 Millionen Kronen verausgaben durfte und in dem laut einer Denkschrift des Handelsministers über Industrieförderung vom Nationaleinkommen auf jeden Kopf 185 Kronen entfallen, wird nun gezwungen sein, für das gemeinsame Heer während der zehnjährigen Geltungsdauer der Wehrreform ein Rekrutenplus von ungefähr 300 000 Mann und ein Ausgabenplus von mindestens 400 Millionen Kronen zu tragen — von den Mehrausgaben für die Landwehr und für

die neuen Kriegsschiffe gar nicht zu sprechen — d. h. bis 1922, 1100—1300 Millionen Kronen zu verausgaben.

‚Das Land ist ruhig, die Obstruktion ist niedergebrochen. Der Majoritätswille ist wieder hergestellt', sagen die amtlichen Sprachrohre der Regierung zur Orientierung des Auslandes. Die Wahrheit aber, daß die Seele des Landes niemals stärker aufgewühlt war, als heute. Die drei Revolverschüsse, welche ein erbitterter Abgeordneter der Partei der kleinen Landwirte gegen den Grafen Tisza gerichtet hat, waren sozusagen der symbolische Ausdruck der unendlichen Erbitterung, von welcher die öffentliche Meinung erfüllt ist und in welcher sich alle Parteien solidarisch fühlen, angefangen von der Sozialdemokratie bis zu jenen Vertretern des Großgrundbesitzes, in welchen die richtigere Beurteilung der künftigen Entwicklung oder die Entrüstung über die Gesetzesverletzung das augenblickliche Klasseninteresse zurückgedrängt haben. Daß aber die Arbeiterschaft vorderhand ruhig und gegen die Schreckensherrschaft im Parlamente noch nicht losgestürmt ist, das hat zwei Ursachen. Die eine ist die, daß das Andenken an die im Blut erstickte revolutionäre Bewegung vom 23. Mai, an deren Tote und Verwundete, sich noch immer allzu lebhaft in der Seele der Proletarier spiegelt. Der zweite Grund aber ist der wichtigere: die Gegenrevolution hat die Stadt in aller Form in einen Belagerungszustand versetzt. Der ungeheueren, überall demonstrativ auftretenden militärischen Uebermacht, dem konsignierten Militär, den auf den Straßen aufgestellten Maschinengewehren sich entgegenstellen, hieße soviel, wie ohne jede Hoffnung auf Erfolg, tausende Menschen auf die Schlachtbank führen.

Die von einer bezahlten Presse gerühmte Ruhe ist demnach nichts anderes, als die dumpfe, drückende Betäubung vor dem kommenden Sturm. Ungarn geht kritischen Tagen entgegen. Die gesetzliche Ordnung liegt in Trümmern. Jedermann fühlt, daß das Land an der Schwelle historischer Neugestaltungen steht.

Unter solchen Umständen und jener systematischen Täuschung gegenüber, mit welcher das Preßbüro die öffentliche Meinung des Auslandes irreführt, glauben wir eine Pflicht zu erfüllen, wenn wir uns an die progressive Intelligenz Europas wenden, die Wunden unseres Landes vor ihr bloßzulegen und auf die Heilungsmöglichkeiten hinzuweisen. Gerade in diesen kritischen Tagen fühlen wir die Wichtigkeit der moralischen Solidarität der führenden zivilisierten Völker mit verdoppelter Kraft. Und wir glauben, daß wir auf diese Unterstützung ein Recht haben

Es kann der westlichen Demokratie nicht gleichgültig sein, ob Ungarn — diese Grenzstation des Westens und des Ostens — mit seinen 20 Millionen Einwohnern im Geiste der bürgerlichen Freiheiten oder im Sinne einer oligarchischen Parteiherrschaft sein Leben einrichtet. Die internationale Arbeiterbewegung kann ebensowenig wie die internationale Friedenspropaganda, oder irgend eine andere Organisation der internationalen Kulturenergien ihr Ziel erreichen, solange cäsaristische und feudale Ueberreste im Rahmen unserer demokratischen Kultur den Blutkreislauf des Friedens, der Kultur und der Freiheit hemmen. Unsere Sache ist nicht bloß eine ungarische, sondern eine Sache der europäischen Demokratie.

Das ganze Streben der nationalen Arbeitspartei war dahin gerichtet: Sie wollte um jeden Preis von der Verwirklichung ihres eigentlichen einzigen Programmpunktes, vom allgemeinen Wahlrechte loskommen. Die große Majorität der Partei, die unter dem Einfluß der gewalttätigen Individualität des Grafen Tisza geraten war, versuchte den König und die Wiener Kreise davon zu überzeugen, daß jedes Experimentieren mit der Demokratie eine verfehlte und gefährliche Politik wäre, denn die nationale Arbeitspartei verfüge über eine so große Mehrheit, daß sie sämtliche militärische Forderungen der Dynastie, also die endgültige Wehrreform, ohne Hindernis durchpeitschen könne. Eben deshalb bot auch Graf Tisza im Heeresausschuß der Delegation die Uebernahme der militärischen Lasten ohne jede Gegenleistung offen an und hielt gleichzeitig eben daselbst eine heftige Philippika gegen das allgemeine Wahlrecht. Mit anderen Worten, die offenkundig befolgte Taktik der Partei war: sämtliche Armeeforderungen der Wiener militärischen Kreise zu erfüllen, um im Austausch hierfür in der Wahlrechtsfrage vollständig freie Hand zu gewinnen. Nach der Lieferung der Wehrreform, dachten sich offenbar die Herren, wird es dann leicht sein, das ‚allgemeine Wahlrecht' so zu erledigen, daß es weder allgemein, noch geheim sei und dieser Art die gegenwärtigen Machtverhältnisse — die Herrschaft des Großgrundbesitzes und des Wucherkapitals — aufrechterhalte. Und in der Tat, die durch die Obstruktionstaktik der Opposition in die Enge getriebene Regierung trat mit einem Wahlrechtsentwurf hervor, im Vergleich zu dem der berüchtigte Pluralitätsentwurf Andrássys als eine überaus liberale Schöpfung erscheint.

Die Erledigung der Wehrreform stieß auf immer größere Schwierigkeiten. Die unabhängige Justhpartei veranstaltete

im Verein mit der sozialdemokratischen Partei und der Wahlrechtsliga eine großzügige Propaganda im Lande und geißelte unter stürmischer Zustimmung der demokratischen Elemente des ganzen Landes die oligarchische Tendenz der nationalen Arbeitspartei, deren Hyperloyalität und Begeisterung für die Wehrreform bloß eine Ausflucht sei, um das allgemeine Wahlrecht zu unterschlagen. Diese Propaganda war um so erfolgreicher, als die Freunde des Wahlrechtes mit Recht verkünden durften, daß die Majorität nicht den wahren Willen des Landes vertrete. Erstens deshalb, weil 54,5% der Grundbesitzer, 59% der Gewerbetreibenden, 44,2% der Kaufleute, 58,5% der staatlichen Angestellten, 69,6% der Privatbeamten und 98% der Arbeiter rechtlos sind und die politische Macht sich in den Händen einer engumgrenzten oligarchischen Clique befindet, die bei dem System der offenen Abstimmung imstande ist, sich für jedwedes politische Programm eine Majorität zu sichern. Allein die Mehrheit der Arbeitspartei vertritt nicht nur infolge des veralteten Wahlrechtes nicht den Willen der Nation, sondern auch wegen jenes Systems der Gewalttätigkeit und der offenkundigen Korruption, durch das sie die Macht in die Hand bekam. Ist es doch eine offenkundige und allgemein erörterte Tatsache, daß die verflossenen Wahlen der Regierung mindestens 30 Millionen Kronen kosteten, ja der gewesene Staatssekretär Zoltán von Désy schleuderte der Regierung sogar im Parlament die Anklage entgegen, daß sie einen bedeutenden Teil dieser zur Unterstützung der Kandidaten der Regierungspartei nötige Summe den öffentlichen Geldern entnahm. (Die über diesen Gegenstand eingebrachte Interpellation ließ jedoch Graf Stefan Tisza nicht auf die Tagesordnung stellen.)

Die nationale Arbeitspartei konnte sich auch deshalb nicht auf den Willen der Nation berufen, weil sie selbst bei dem engen Wahlrecht und trotz der Korruption die absolute Majorität der Stimmen nicht erhalten hatte. Bei den Wahlen in 1910 wurden (laut der amtlichen Statistik) 807 636 Stimmen abgegeben. Davon entfielen auf die Arbeitspartei 379 899, auf die übrigen Parteien 427 737 Stimmen, das ist also fast um 50 000 mehr. Da das im engen Sinne genommene Ungarn 413 Abgeordnete wählt, würden durchschnittlich von den 807 636 Stimmen ungefähr 2000 auf je einen Abgeordneten entfallen. Auf dieser Grundlage kämen auf die Arbeitspartei 190,

auf die Justhpartei (mit 127 354 Stimmen) 63, auf die Kossuthpartei (115 884 Stimmen) 58, auf die Volkspartei (48 776 Stimmen) 24, auf die rumänische Nationalitätenpartei (26 411 Stimmen) 13 etc. Mandate, während bei unserer skandalösen Einteilung der Wahlbezirke die Arbeitspartei 260, die Justhpartei 41, die Kossuthpartei 44, die Volkspartei 13 und die rumänische Nationalitätenpartei 5 Mandate gewann. Zu bemerken ist, daß oben die Berechnung der einstimmigen Wahlen nach jenem Prozentsatze erfolgte, der dem Landesdurchschnitt der übrigen Wahlen (1910 stimmten 69,3 % ab) entspricht. Diese Berechnung ist für die Regierungspartei überaus günstig.

Hierzu kommt noch, wie eine ganze Menge glaubwürdiger Augenzeugen bestätigen kann, der Umstand, daß nur offenkundiger Stimmenkauf, staatliche Pression und an sehr vielen Stellen bloß die Gewalttätigkeit des Militärs imstande war, die oppositionellen Kandidaten niederzuringen. Angesichts solcher Tatsachen, die in Ungarn allbekannt sind und in ihren Details so geschäftsmäßig kommentiert werden, wie etwa die Kurse der Börse, fand die oppositionelle Propaganda naturgemäß fruchtbaren Boden. Dieses ganze Land ist fast ein einziges rotten borough und die regierende Majorität, die ein sündhaftes Bündnis von Alkohol, Bajonetten und Geld darstellt, kann nicht berufen sein, ungeheure neue Militärlasten auf die Schultern unseres Volkes zu laden. Zuerst das Wahlrecht, dann die Wehrreform.

Die Arbeitspartei stellte sich auf den Majoritätsstandpunkt: die Obstruktion der Minorität könne die Erfüllung des Willens der ‚Nation' nicht hemmen; die ‚Nation' aber sei für die neuen Militärlasten geradezu begeistert. Allein dieses Argument blieb lange Zeit im Lande ebenso wie in Wien wirkungslos, denn die sogenannte ‚Nation' bildet bloß 6% der Bevölkerung und die jeweilige Regierung vermag diese 6% Wähler nach Belieben zu kaufen und zu pressionieren oder mit Brachialgewalt auseinanderzujagen. Ein bekannter Politiker hat ganz und gar nicht übertrieben, als er behauptete, daß man bei dem heutigen System ungehindert auch eine zionistische Majorität zusammenkaufen könne, die Wahlen würden in diesem Falle höchstens um einige Millionen mehr kosten. Wir können in der Tat kühnlich behaupten, daß die schweren Anklagen, welche insbesondere seitens der Nationalitäten gegen das ungarische Wahlsystem im Auslande erhoben wurden, in allem der Wahrheit entsprechen. Die Ankläger irren nur darin, daß sie die Wahlmißbräuche als eine Spezialität der Nationalitätengegenden be-

zeichnen, während doch dasselbe System auch gegenüber der reinungarischen Bevölkerung fast ohne jede Einschränkung angewendet wird. Es ist unendlich bezeichnend für diese Zustände, daß in jener heißen Parlamentsdebatte, welche die Opposition über die Wahlmißbräuche der Regierung veranstaltete, der offizielle Redner der Regierungspartei sich gar nicht bemühte, die Mißbräuche zu bemänteln; sein einziges Argument war, daß die Opposition sich ebensolcher Waffen bedient habe. Freilich vergaß er, daß der Opposition keine zu allem fähige Bankiers, keine Militärgewalt und keine aus Verwaltungsbeamten bestehende Kortesch-Schar zur Verfügung standen.

* * *

Wir heben im folgenden, wenn auch nur kurz, einige ganz wichtige, auf die ungarischen öffentlichen Zustände bezüglichen Tatsachen hervor:

1. 0,09% der ungarischen Grundbesitzer haben 31,19% des bebauten Bodens in Händen. Mit anderen Worten, 1945 Großgrundbesitzer (solche, die mehr als 575 Hektar besitzen) verfügen über 7 451 640 ha des bebauten Feldes, resp. pro Person über 3631,2 ha, während 1 356 875 Kleingrundbesitzer pro Kopf bloß einen Besitz von 1,1 ha ihr Eigen nennen. Diese unerhörte Besitzverteilung fällt um so schwerer ins Gewicht, als fast die Hälfte der Latifundien, Fideikommisse resp. Eigentum der toten Hand bilden. Zur Charakteristik dieses Systems seien hier die folgenden approximativen Zahlen angeführt:

Laut der amtlichen, im Justizministerium geführten Liste besitzt die fürstliche und gräfliche Familie Eszterházy 516 000 Joch Fideikommisse, die gräflich Schönbornsche Familie 241 000, die gräflich Pálffysche Familie 104 000, die gräflich Zichysche Familie 66 000, die gräflich Pallaviccinische Familie 66 000, die herzoglich Koburgsche Familie 60 000, die gräflich Barkóczysche Familie 52 000, die gräflich Almássysche Familie 40 000, die gräflich Festetichsche Familie 36 000 Katastraljoch Fideikommisse, um der ‚ärmeren' Grafen gar nicht einmal zu gedenken.

Aber auch dem katholischen Hochklerus geht es nicht schlechter. Das Esztergomer Erzbistum besitzt 96 000 Katastraljoch, das Kalocsaer 87 000, das Egerer 42 000, das Nagyvárader Bistum lateinischer Liturgie 187 000, das Nagyvárader Bistum griechischer Liturgie 139 000, das Veszprémer Bistum 65 000, das Esztergomer Erzkapitel 70 000, das Egerer Kapitel

105 000, das Nagyvárader Kapitel Nr. 1. 77 000, das Veszprémer Kapitel 54 000, der Pannonhalmer Benediktiner Orden 64 000, die Zirzer Cistercienser 53 000 Katastraljoch. Auserdem sind in den Händen der verschiedenen frommen Brüder, Ordensgeistlichen und Nonnenorden ungeheure Vermögen aufgespeichert.

Das Resultat dieser mittelalterlichen Besitzverteilung ist das ungefähr 6 Millionen zählende, vollständig vermögenslose landwirtschaftliche Proletariat, welches sein Leben von heute auf morgen in der größten Not fristet, ferner die geringe Entwicklung der Industrie, die am besten durch die Tatsache erwiesen wird, daß sich von tausend Bewohnern Ungarns noch immer 684 mit der Landwirtschaft beschäftigen.

* * *

Der Staatsstreich des Grafen Stefan Tisza bedeutet das Aufbrechen der Wunde des alten versteckten Absolutismus. Die durch den Cäsarismus unterstützte korrupte Adels- und Wucherklassenherrschaft wird nicht mehr vor der ganzen Welt in der Pose des bürgerlichen Liberalismus erscheinen können, sondern in dem abstoßenden Gewande des offenen Absolutismus. Die Militär- und Gendarmeriebajonette, welche seit einem halben Jahrhundert beständig den vermögenslosen Volksklassen an die Brust gesetzt waren, richten sich heute auch gegen einen Teil der herrschenden Gesellschaft, gegen die oppositionellen Abgeordneten.

Dieser harrt jetzt der Beruf, verbündet mit den Volkskräften, dem verborgenen und dem offenen Absolutismus ein Ende zu bereiten und die parlamentarische Maffia durch die ehrliche Demokratie zu ersetzen.

Ausgewähltes von Dehmel ist unlängst ins Italienische durch Tom Gnoli (vorwiegend reimlos) übertragen worden. Er hält ihn für den vielleicht stärksten deutschen Lyriker seit ‚Arrigo Heine'. Hier eine der geglückteren Uebersetzungen mit Reimen.

Lied an meinen Sohn

Der Sturm behorcht mein Vaterhaus,
mein Herz klopft in die Nacht hinaus,
laut; so erwacht' ich vom Gebraus
des Forstes schon als Kind.
Mein junger Sohn, hör zu, hör zu:
in deine ferne Wiegenruh
stöhnt meine Worte dir im Traum der Wind.

Einst hab ich auch im Schlaf gelacht,
mein Sohn, und bin nicht aufgewacht
vom Sturm; bis eine graue Nacht
wie heute kam.
Dumpf brandet heut im Forst der Föhn,
wie damals, als ich sein Getön
vor Furcht wie meines Vaters Wort vernahm.

Horch, wie der knospige Wipfelsaum
sich sträubt, sich beugt, von Baum zu Baum;
mein Sohn, in deinen Wiegentraum
zornlacht der Sturm — hör zu, hör zu!
Er hat sich nie vor Furcht gebeugt!
horch, wie er durch die Kronen keucht:
sei D u! sei D u!

Und wenn dir einst von Sohnespflicht,
mein Sohn, dein alter Vater spricht,
gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht:
horch, wie der Föhn im Forst den Frühling braut!
Horch, er bestürmt mein Vaterhaus,
mein Herz tönt in die Nacht hinaus,
laut . . .

Canto a mio figlio

Su la mia casa sta la tempesta;
a notte palpita e si ridesta
il cuore al fremito della foresta
come, da bimbo, mi destavo un dì.
Della tua culla nella raccolta;
quiete, o figlio, ascolta, ascolta,
ti geme il vento i detti miei così:

Io pure un giorno, come chi spera,
sorrisi in sogno, nè la bufera
destar potevami, finchè una nera
notte, o fanciullo, simile arrivò.
Sordo si frange al bosco il vento
come una volta, che il suo sgomento
qual paterno rimbrotto mi suonò.

Odi, gemmate al nuovo aprile,
del bosco curvansi le lunghe file;
sul tuo cullante sogno infantile
sogghigna il nembo, odi, laggiù!
Mai per paura egli si flette,
odi, egli sibila fra l'alte vette:
sii Tu! sii Tu! —

E se una volta di filiali
doveri il vecchio padre ti ciarli
non ubbidirlo, non ubbidir!
Ascolta come nella foresta
la primavera il vento desta!
Sulla paterna casa tempesta;
il cuore palpita fuor nella notte
forte. —

Vom Wesen der Romantik

Von Dr. phil. Helene Stöcker

,Karoline', das vielverschlagene Vollweib der deutschen Romantik, wird in einer Auswahl ihrer Briefe durch Helene Stöcker der heutigen Welt nahegebracht werden. Das Buch ,Karoline Michaelis' wird in kurzem bei Oesterheld erscheinen. Hier ein Abschnitt aus dem Vorwort.

Was ist es nur im letzten Grunde, warum das in manchem so bruchstückhafte Sein der Romantik, — in der alles Ahnung und Anfang, kühnes Spiel des Geistes und Morgenröte war, — uns so viel tiefer zu rühren vermag, als das moralisch untadelhafte, vollkommenere Leben schlichterer, stärkerer Geister? Weil wir spüren, daß hier mit nachtwandlerischem Mute, mit tapferster Verwegenheit an Probleme gerührt ist, die lange Zeit die Menschen als allzu vermessen von sich scheuchten, daß ihre Verwegenheit uns tiefe Schächte erschlossen, neue Herrlichkeiten offenbart, unsere Welt mit unerhörten köstlichen Schätzen beschenkt und erhellt hat.

Was war die so viel mißverstandene ,romantische Ironie' denn anderes als der Kampf gegen den Geist der Schwere, gegen die Vierschrötigen des Geistes? Die Romantiker haben das Schweben über den Dingen, über den Gefühlen und Gedanken gelehrt, kühne Luftschiffer des Geistes, die sie waren. Flügel nahmen sie und flogen, lehrten andere nach ihnen fliegen, in himmlischen Höhen freier atmen. Was bedeuten die klugen, kleinlichen Mäkler daneben, die hochmütig schelten, daß nicht alle dieser kühnen Flieger sich lebenslang im Aether halten konnten, daß einige derer, die den Flug zur Sonne unternahmen, stürzten und zerschmettert am Boden blieben?

Die Romantiker sind die Menschen der titanischen, himmelerstürmenden, frohlockenden Vermessenheit, Erfinder und Entdecker neuer Länder und Meere. Wenn Goethe ganz ,Gestalt'

ist, klare, plastische Begrenztheit, — die Romantiker, die man immer in ihrer Gesamtheit nennen muß, deren einzelne Richtungen und Vertreter und Ideen, wie Ricarda Huch es einmal sehr glücklich formuliert hat, sich ineinander fügen und ergänzen, wie die Glieder und Pfeiler und Säulen eines gotischen Domes, — die Romantiker sind dagegen ganz Duft und Klang. Jene Aetherschwingungen, die es verursachen, daß der Himmel tiefblau und die Sonne golden und die Blumen leuchtend rot und blau erscheinen, jene Stimmung, in der wir nur nach dem ‚Wie', nicht nach dem ‚Was' fragen — das ist ihr Element. Sie sind keine Architekten, die feste, strenglinige Bauwerke aufführen, sie sind vielmehr Musiker, die Melodie, die Begleitung zu Werken und Menschen, — und doch ist es gerade diese Melodie, der Takt, in dem sie das Herz schlagen läßt, auf die es ankommt. Sie bewirkt es, daß das Leben uns grau oder golden, reich oder arm, voll hoher unbegreiflicher Wunder und Anziehungen oder als eine sinnlose Wüstenwanderung, als bittere Mühsal erscheint. So bedeuten die Romantiker für unsere Kultur wenig oder unendlich viel, je nachdem, ob wir dem Leben als musikalische Menschen, als Künstler oder als nüchterne Barbaren, als kalte Rechner gegenüberstehen. Wenn jedes große Kunstwerk nur vom Gefühl erfaßt und ergriffen werden kann, so kann auch die Schönheit und Bedeutung der Lebenskunst der Romantik nur von denen gewürdigt werden, die sie erfassen wollen. Was für ein seltsamer, altmodischer Aberglaube ist es, wenn man immer noch glaubt, diese Geister auf den zweiten Platz im Reiche der Kultur anweisen zu dürfen! Wo steht denn geschrieben, daß Ideenschöpfer, Schöpfer der Lebensstimmung weniger ‚groß', minder ‚bedeutend' sind, als Techniker des Wortes, als korrekte Baumeister nach dramaturgischen Regeln? Was für ein seltener Aberglaube, dieser Systemglaube, dem immer noch das Feste, Konstruktive ‚höher' steht, als das Fließende, Duftende, Schwebende, der noch immer so fern ist von jener großen Errungenschaft der Romantik, der Toleranz und Universalität, der Menschen- und Kunstliebe, die Wackenroders frommes, kindliches Herz bei allem ungefügen Stammeln so zart und innig, so dichterisch zum Ausdruck brachte und lehren wollte. Wenn man bei solcher Innigkeit das Wort ‚lehren' recht verstehen will: Daß er auch andere seines Glückes teilhaftig machen wollte, sich an jedem Schönen, welcher Art auch immer, zu freuen, sich von jedem ästhetischen Dogmatismus zu befreien, der die Seele verkleinert. Diese Klassifizierung ist genau so töricht, als wenn man über die Rangklassen von Goethe und Shakespeare, Beethoven und Mozart zu Gericht sitzen, oder zwischen den Künsten

selber Rangunterschiede aufstellen wollte: Architektur über Musik oder umgekehrt — hier, wo jedes ‚Ueber' und ‚Unter' einfach jeden Sinn verloren hat. ‚Die Natur hasset Abstracta, sie gab nie einem alles und jedem das Seinige auf die seineste Weise,' sagt der große Vor-Romantiker Herder.

Religion und Kunst, Philosophie und Liebe als eines, als stete unablösliche Melodie unseres Lebens, als der Rhythmus, in dem das Leben verläuft und verklingt, — wer hat so wie die Romantiker begriffen, daß alle diese großen Schöpfungen des menschlichen Geistes ihren eigentlichen Wert nur erhalten, angewandt auf das Leben, auf unser Leben?! Für sie ist das ‚in Beziehung setzen' alles, das Sein, das Leben selber. So sind sie die geborenen Verherrlicher der Liebe, der Frauen, des Lebens, der ewigen Vereinigung und Vermählung. Es trifft nicht die Wahrheit, es ist schief und feindlich gesehen, wenn man behauptet, daß ihnen alles nur kaltes, herzloses Spiel des Verstandes, nur Ironie gewesen. Aber alle Kritik ohne Liebe, ohne tiefes Verständnis für das im letzten Sinne vom andern Gewollte, muß unzulänglich und kleinlich, muß Haß und Karikatur bleiben. Das ist ja gerade die große, wundervolle, befreiende, versöhnende, weltverschönernde, lebenbereichernde Lehre der Romantik, daß die Liebe das Leben, das Leben die Liebe ist, noch in einem anderen Sinne, als es einst das junge Christentum den Menschen als frohe Botschaft verkündet hatte. Die Romantiker wollten auch in der Welt das sein, was sie im Reich des Wortes waren: Ideenschöpfer, und sie hatten bei all ihren kühnen, hochstrebenden Plänen die edle Bescheidenheit der echten Einsicht. Wer ihren Vorsatz, eine neue Moral und Religion zu stiften, als naive Vermessenheit belächelt, der vergißt gewiß, daß sie sich dabei wohl bewußt bleiben, daß es sich im Grunde nur darum handeln kann, sie verkündigen zu helfen. ‚Denn kommen und siegen wird die neue Religion auch ohne mich,' sagt Friedrich Schlegel. Daß Religionsstiftung im alten Sinne, wie bei den religiösen Genies der Vergangenheit, bei Moses und Jesus, bei Mohammed und Luther, die noch von dem Bewußtsein der göttlichen Inspiration getragen waren, heute nicht mehr möglich ist, erkennen sie sehr wohl. Sie sind heute auf die viel zweifelhaftere Wirkung bewußten Handelns, auf die ‚Allmacht des Wortes', auf den ‚Zauberstab des Buchstabens', auf das Buch beschränkt, alle, die Propheten ihrer Zeit werden wollen, die sich als der Mund Gottes fühlen, ‚weil die Zeit erfüllt ist'. Und dies Höchste war ihnen Beruf und Pflicht: die Menschen daran zu mahnen, daß es eines jeden Pflicht sei, Mensch, Künstler, Gott zu werden, — Ausdrücke, die für sie einerlei bedeuteten.

Religion und Kunst und Liebe, nicht mehr als fremde, von außen anzustarrende Mächte, fremd unserem eigenen kleinlichen täglichen Dasein mit seinen Nöten, als ein kaltes, hochmütiges ‚Ueber-Ihm', sondern restlos aufgelöst und eingefügt in unser Wesen und Sein, in jeder Minute unserer Existenz, als Bewußtsein unserer Seele, unserer eigenen, einzig gearteten Persönlichkeit. Fast unbegreiflich muß es scheinen, daß die Entdeckung dieser neuen Erlebensmöglichkeiten der menschlichen Seele nicht begeisterter, inniger, dankbarer von der Mit- und Nachwelt erfaßt und empfunden worden ist. Scheint es doch, als ob erst in unseren Tagen das Bewußtsein hiervon ganz heraufkäme, welche Welten des Geistes sie erobert haben, Eroberungen, denen gegenüber die Entdeckung neuer Erdteile oder neuer technischer Erfindungen als verhältnismäßig äußerliche Bagatellen erscheinen. Gemessen an der Fülle menschlichen Reichtums, innerlichster Freuden, die hieraus entspringen. Denn auch das bisher Dunkle, Unbewußte im Innern des Menschen erhellt, bewußt gemacht, durchsonnt zu haben, das ist ihr Werk, ihr unsterbliches Verdienst.

Eine neue Epoche der Lebensfreude geht hiervon aus. An Stelle dünkelhafter Ueber- und Unterordnung aller Werte tritt nun ein genußvolles Neben- und Miteinander in Verständnis und Geltenlassen, an Stelle des Tadelns, Sonderns — sie leiten Sünde von ‚sondern' ab — die Vereinigung und Verschmelzung, an Stelle von Haß die Liebe als die Kraft, die in jedem Moment, in jedem Atemzug unseres Wesens sein muß und alles zusammenhält.

Von dieser Weltauffassung aus muß sich von selbst die lebenverarmende Engherzigkeit aufheben, mit der bisher der Mann als das Absolute betrachtet worden, und die Frau, einzig an seinen Maßen gemessen, als ein verkümmerter Mann, als minderwertig betrachtet worden ist. Jedes Ding und Geschehen, alles Weben und Fließen in der Welt, von innen heraus, aus seiner eigenen Seele zu messen, zu werten und zu verstehen, das ist ja gerade die große Erfindung der Romantik. Diese starken Bejaher des Lebens umfassen die ganze Welt mit ihrem weiten Herzen in gleich warmer Liebe: Mann und Weib, Kunst und Religion, den Rausch und die Besonnenheit, das Bewußte und das Unbewußte, das Apollinische und das Dionysische, Natur und Geist, Universum und Individuum, Seele und Sinne, oder in welchen Bildern man immer die reichen unerschöpflichen Gegensätze des Innen und Außen, des Seins und Erkennens zu fassen versucht. Immer neue Zusammenhänge sehen und stellen sie her, in diesem flutenden Meere des Geistes, unbegrenzt schöpferisch darin, wie das Meer selber, das immer wieder neue Muscheln und

Perlen an den Strand wirft. Als die Grundkraft, die aus diesem Chaos immer wieder eine Welt schafft, nennen sie die Liebe und empfinden den Menschen als ihren höchsten Gegenstand. Im Bewußtsein des menschlichen Geistes ist das All zu sich selbst gekommen, ist Mensch und Gott eins geworden. Die Kraft, die das Getrennte, Widerstrebende zu einen vermag, die Harmonie, die Liebe, muß göttlich sein.

Und unter diesen Menschen, deren Reichtum an Liebe und Bildung so groß war, da uns bei einem Blick in jene Zeit vor der Härte und Kulturlosigkeit unseres heutigen geselligen Lebens schaudert, lebte eine Frau, von der man einfach sagen möchte, daß sie zum ersten Male als Frau ein voller, reicher Mensch gewesen ist. Ohne ihr warmes zärtliches Herz hätte auch jenen Rittern und Kämpfern, jenen Propheten einer neuen, höheren Menschlichkeit das Herz, das warme rote Blut, gefehlt; ohne ihre reife Frauenhaftigkeit und Mütterlichkeit würden alle ihre Träume und Ideale, die noch heute so voll starker Reize und Anziehungen sind, uns wie blutleere, graue Gespinste anstarren.

‚Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit.' Was schadet es, wenn wir nicht alles gut heißen können, was sich im Leben von Karoline Michaelis begab, — wenn anders wir Lust zu einem so geschmacklosen Zu-Gericht-Sitzen hätten, — was schadet es? Denn trotz aller Irr- und Abwege: so wie es ist, so wie es wurde, so ist es gut.

Hier steht ein Mensch, eine Frau, dem Schicksal mit jener hohen, heldenhaften und doch so schlichten Sicherheit gegenüber, die weiß, daß es nie schlimm und schlecht enden kann, weil sie sich des Genius im eigenen Herzen immer bewußt bleibt.

Das Höchste, was ein Mensch erreichen kann: diese unbedingte Freiheit auch dem schwersten, verworrensten Geschick gegenüber, dies Höchste war ihr zu eigen, und alles andere versinkt demgegenüber ins Wesenlose, in Nichts.

Wenn man Karolinens Leben und Lieben betrachtet, greift man darum mitten hinein ins Herz der Romantik, in das Echteste, Unmittelbarste, was sie besaß. Was jene anderen im bunten herrlich blühenden Kreise um sie herum vielleicht nur träumten und dichteten: sie hat es gelebt. Und wo die meisten der Genossen später matt und müde wurden und andere, abwärts führende Wege gingen, blieb sie, ‚die Untreue', treu. Was Adel des Menschentums ist, jene stille, selbstverständliche Hoheit, ohne prahlerische Gebärden, eine Hoheit, die kein Mißgeschick im Innersten verletzen, keine Verleumdung und Herabsetzung erniedrigen kann — jene ruhige Würde des in sich selbst einigen Menschen, der sich allen Ansturmes von draußen ungeachtet,

in seinem eigenen Innern froh und sicher fühlt —, das ist ihr köstlichstes Geschenk, das ihr die Natur verliehen hatte, dessen sie sich in aller Wirrnis ihres gefährlichen Lebens stets dankbar bewußt bleibt.

‚Man nennt manche Künstler,' sagt Friedrich Schlegel, ‚die viel eher Kunstwerke der Natur sind.' Karoline ist ein solches Kunstwerk der Natur — und das macht es begreiflich, daß jeder, der den künstlerischen, den hohen menschlichen Wert dieses Lebens begreift, zur Andacht, der tiefen ästhetischen Dankbarkeit gestimmt wird, wenn er von ihr sprechen darf.

Vielleicht mag reifere Lebenserfahrung erst den wunderbaren Rhythmus dieses so wildzackigen Lebens mit seinen Höhen und Tiefen zu erfassen vermögen ; aber dann klingt auch eine volle, warme Melodie inniger Selbstbescheidung und froher Welt- und Lebensbejahung an unser Ohr.

So bedeutet letzten Endes vor allem Karoline die Erfüllung des romantischen Sehnens, Kunst und Leben, Kunst und Liebe, Leben und Liebe zu verschmelzen, so ist sie die Verkörperung der Harmonie, die, wie Friedrich Schlegel erkannt hatte, nur ein Geschenk der Liebe ist.

Flucht

Von Hans Kyser

Fort, ich muß fort von dir,
Muß dich vergessen,
Hab dich zu lange besessen,
Alles schreit in mir nach mir.

Mein Blut springt
In einem andren Takt als dem deinen,
Mußt nicht weinen,
Horch doch, wie meine selige Seele singt.

Ja, süß und heilig ist dein Schoß,
Aber ich muß ihn lassen,
Die heilig-süße Welt ist ja so groß,
Wie will dein Schoß sie umfassen?

Vielleicht, daß wir Glückselige — Beide
Arm geworden an Glück, —
So will ich mir jede Ader füllen mit Freude,
Reicher kehr ich zu dir zurück.

O öffne mir mit sanften Händen,
Klopf ich wieder an deine Tür:
Will mich dann an dir verschwenden,
Und du sollst mich segnen dafür.

Statt Abhandlungen

Von A. J. Storfer (Zürich)

Geschichte

1. Der Mythus wurde von der Geschichte entthront und die Geschichte wird vom Journalismus entthront.

2. Wir verbrennen schon die Leichen, die Geschichte sucht sie noch einzubalsamieren.

Weltanschauung

1. Die Pose, mit der man vor Fragen auskneift.

2. Eine Weltanschauung haben, heißt die Welt einmal schauen und dann erblinden. Darum wird dieses Gebrechen nur dem Propheten verziehen. (Verzeihung schützt vor dem Psychiater nicht.)

Philosophie

Die Geschichte der Philosophie zerfällt in drei Epochen: in die der Ideen, in die der Systeme und in die der Rezensionsexemplare.

Weib

1. Während du dich vergeblich bemühst, den Schlüssel zum komplizierten Patentschloß zu finden, hat ein anderer es aufgebrochen.

2. Es gibt Frauen, die sehen einen immer so vorwurfsvoll an, als hätte man einen Hosenknopf offen.

Juden

1. Rückgratlose Anpassungsfähigkeit heißt es; als ob es möglich wäre, daß die Löcher im Fleisch den Nägeln sich nicht anpaßten.

2. Jeder von uns ist ein Spion Gottes, sagt der Jude. Die genialste Blüte der Zwiebelpflanze Neugier ist aber die Psychoanalyse.

3. Es muß natürlich durcheinander heißen: Jesus Iskarioth und Judas Christus.

Sprache

1. Welche Verwirrung muß doch das Christentum in der Seele des ungarischen Volkes angerichtet haben, dass es für Liebe im geschlechtlichen Sinne und für Liebe im nichtgeschlechtlichen Sinne zwei verschiedene Wörter hat.

2. Sage mir, mit welchen Worten du die Begriffe der Geschlechtssphäre bezeichnest, und ich erzähle dir deine Jugendgeschichte.

3. Die Grammatik ist die Verfassung. Der Stil das politische Bekenntnis. Den Kritiker X. zähle ich zu den Anarchisten.

* * *

Pro domo

Der kürzeste Weg ist die Gerade, dachte der Aphorismus und rannte mit dem Schädel gegen die Glaswand.

Börsenkinema

1. Die Märkte

Ein Bekannter, der zehntausend Mark auf dem Altare der Hansa-Dampfschiffahrtsaktiengesellschaft, und dreitausend auf dem der Voigtländischen Maschinenfabrik geopfert hatte, kam auf den Gedanken, sich den Schauplatz der sakralen Handlung einmal selbst anzusehen, nachdem er bisher bei seinem (regen) Verkehr mit dem Gotte Mammon (es gibt noch wahre Frömmigkeit) sich des Bankiers Rosenstamm (im Range eines Konsistorialrates) oder gar einer der großen priesterlichen Zentralbehörden, etwa der Dresdner Bank, bedient hatte, dieses Oberkonsistoriums, ressortierend unmittelbar vor dem Evangelischen Oberkirchenrat. Mit dieser hohen Behörde war mein Bekannter durch die Vermittlung ihres Depositenkassenvorstehers in Verbindung getreten.

Nunmehr wollte er sich einmal den esoterischen Gottesdienst an der Börse selber ansehen und wendete sich an mich, der ihn ohne Zögern mitnahm. Unterwegs erzählte ich ihm, daß die verschiedenen Papiere auf bestimmten Stellen in den beiden großen Sälen gehandelt werden; diese Stellen nennt man die Märkte, und in der Mitte jedes Marktes steht eine Art von Thermometer, so groß etwa wie die ‚Kraftmesser' auf den Jahrmärkten und auch sonst diesen nicht unähnlich; von ihnen kann man das Steigen und Sinken der Kurse mit Leichtigkeit ablesen. Die Einrichtung erleichtert dem Laien in bedeutender Weise die Uebersicht; wenn man allerdings auch bedenken muß, daß über tausend Papiere an der Berliner Börse notiert werden; und man daher eigentlich beim Betreten der Börsenräume mehr den Eindruck eines Waldes empfängt, in dem allerdings statt der Blätter die Aktien rauschen, und der, zwar auch lärmerfüllt wie der Grunewald, sich doch von jenem dadurch unterscheidet, daß hier mehr gemauschelt wird, als dort. Auf welche Bemerkungen mein Freund erwiderte, diese Einrichtung mit dem thermometerähnlichen Balken erinnere ihn lebhaft an gewisse Bauten in den Krankensälen der Versuchsklinik zu München, wo die Spuren seiner, eben meines Bekannten, Wirksamkeit noch heute, nach drei Jahren, nicht erloschen seien, denn einige der von ihm (erfolgreich) behandelten Kranken befänden sich noch heute dort: die Einrichtung aber hätte darin bestanden, daß die Fieberkurve jedes Kranken neben seinem Bette in Zement aufgeführt und in Lebensgröße plastisch dargestellt worden sei, so daß die Säle dieser Klinik nicht eigentlich einem Krankenhaus, sondern weit mehr einem künstlich verschlungenen Irrgarten etwa aus der angenehmen Rokokozeit geglichen hätten; von jenen Gärten eigentlich nur dadurch unterschieden, daß es mehr nach Lysol als nach Rosen roch. Was wiederum daran liegen mochte, daß im Zeitalter des vierzehnten Ludwig jenes Desinfektionsmittel noch nicht erfunden war.

Hierauf drückte ich meinem Bekannten die Hand und erkannte ihm neidlos die Palme zu . . . .

Wir betraten den Bösensaal, als der Handel im schönsten Gange war. Eine große Menge verschiedenartig gekleideter und gestalteter, aber im ganzen sich gleichmäßig gebärdender Herren war anwesend. Man war zu Gruppenbildungen geschritten, innerhalb derer hin und wieder, aus äußerlich nicht erkennbaren Gründen, ein Sturm entstand, man sich krebsroten Gesichtes anschrie, im Notizbuch die Aeußerungen des Gegners protokollierte, um unversehens wieder friedlich zu werden.

‚Was wollen die Leute?' sagte mein Freund und wies auf eine Gruppe, die eben tobte.

‚Hören Sie zu,' riet ich ihm.

Er ging heran, aber da war es schon vorbei. Und zurück kam er zu mir mit dem Vermelden, daß er lediglich gehört habe, wie der eine zu dem andern gesagt hatte, ob seine neue Schwägerin nicht eine geborene Markuse aus Opalenitza sei, und ob nicht ihr Bruder . . . . . Um derlei Gespräche zu hören, sei er nicht hierher gekommen, die könne er den ganzen Tag vernehmen. Wenn er d a s wolle.

Ich sagte ihm, diese Gruppe sei in Wahrheit ein Markt; und man handle hier die Aktien chemischer Fabriken, welche heute ‚ruhig lägen'.

Jetzt verstand mein Freund; und er ergriff mich, um mich, erinnerungsschwer, zu fragen, wo denn wohl der Markt der H a n s a . . .

Ich nahm ihn einige Schritte mit fort und zeigt eihm die Stelle auf dem Parkett.

‚Wie?' sagte er.

‚Jawohl; hier w a r er.'

Kein Mensch stand da; auch nicht etwa, daß noch eine Aktie oder ein kleiner Talon, zerknittert und vergessen, auf dem Boden lag (so wie nach Schützenfesten Papierreste und Wurstzipfel); sondern verlassen war der Ort. Niemand ‚fragte nach', niemand ‚bot an'.

Es dauerte lange, ehe mein Freund begriff. Als es aber geschehen war, sagte er: ‚Ach so.'

‚Ja, und heut hat die Börse ein anderes Spielzeug; kein neues, sondern ein altes und sozusagen bewährtes, das man immer wieder einmal aus dem Schrank holt. Es ist keineswegs geräuschlos.'

Und ich zog ihn zu einem tosenden Berg von Menschen, die mit hoch ausgereckten Armen dastanden und anscheinend irgend etwas Gräßliches schworen oder irgend wem laut und unsäglich fluchten.

‚Hier,' sagte ich und wies auf diese lärmhaften Herren, deren einem das Röllchen weit aus dem Aermel geklettert war und nun auf der geballten Faust ein von den Lieben seiner Heimat getrenntes Dasein führte, ‚hier, sehen Sie (sagte ich), ist Kanada.'

Ein Wort, bei dem sich die Weizenfelder unabsehbar dehnen, die Viehherden stampfen, die Wälder rauschen und mit schlanken, starken Stämmen sich biegen, die Essen in den Städten schwarzen Qualm speien; und sich der stolze Eingeborene seitwärts in die Büsche schlägt.

Weil dieses Jahr eine fruchtbare Sonne über Kanada leuchtete, bilden heut 50 oder 100 Menschen auf der Berliner Börse einen Knäuel und schreien sich ungeheuer an. Verläßt die Manschette ihre Heimat und wandert auf die Faust aus. Drängt man sich, und tritt Herr Pinkus Herrn Naphtali auf den Fuß, so daß dieser im unmittelbaren Anschluß an:

‚Gebe 20 Mittwoch noch' ‚Ochse, Sie!' ruft, eine Bemerkung, die Herr Pinkus mit: ‚Großes Rindvieh!' erwidert. Woraufhin zwei Verfahren stattfinden, das eine vor dem Börsenehrengericht und das andere vor dem Amtsgericht Berlin-Mitte, Abteilung für Schöffensachen, mit 11 Terminen und zwei ‚Hauptverhandlungen'.

Das alles, weil eine freundliche Sonne über Manitoba geleuchtet hat:

Denn die Kanadapacificbahn wird gute Frachttransporte aus der reichen Ernte haben. Flugs wird das Spielzeug herausgeholt, die Bälle fliegen, und die Aktien steigen . . . . . .

Während ‚Wolff' halbamtlich meldet, daß die Schiffe von Eisenbahngesellschaften den Panamakanal nicht passieren dürfen. So daß man eigentlich keineswegs weiß, wie die Kanadabahn die billige Konkurrenz des Seeweges überstehen wird . . . .

Mein Bekannter sieht das und schüttelt das Haupt. Und fragt: ‚Trotzdem?'

‚Ja. Du wirst die B e g r ü n d u n g für die Hausse in den Abendblättern lesen. Sie lautet: Die Börse scheint anzunehmen . . . . . ., und dann kommt irgendein Nonsens, den hier kein Mensch annimmt.'

2. D i e P r e s s e

Der Beweis war unschwer zu führen. Wir gingen in das Pressezimmer, wo die Redaktionen der Tageszeitungen, wie in einem Restaurant, an verschiedenen Tischen sitzen, einander verachten und nicht ansehen. Jede ist stolz auf die Neuigkeiten, die sie hat. Und die man ihr aus den Börsensälen zuträgt.

‚Was is mit Kanada?' fragt der kleine Herr mit der Brille. Vom ‚Nachtsignal, Zeitung für den guten Mittelstand'.

‚Nu, was soll sein?' sagt der Zuträger. ‚Ein Aufkäufer is da. Man will doch mal verdienen. Los sein is nischt.'

‚Levin sagt, es is Verwaltungsratssitzung in Montreal, und das Kapital soll erhöht werden.'

‚Vielleicht is e r eingeladen. I c h sag Ihnen, es is Stuß . . . . .'

Abends steht zu lesen: ‚. . . . . Es erhielt sich ferner das Gerücht von einer bevorstehenden Kapitalserhöhung bei der Kanadabahn und führte zu einer ziemlich energischen Aufwärtsbewegung in den Shares dieser Gesellschaft. Die Börse scheint anzunehmen . . . .'

Man kann in der Börse auch zu Mittag essen. Es ist ein Restaurant da. Als wir, mein Bekannter und ich, dort saßen, gab er zu erkennen, daß er mit zerstörten Illusionen heimgehe. Nicht als ob . . . . aber immerhin . . . . . .'

In diese Formel pflegt man ja wohl die Enttäuschungen des Lebens gemeinhin zu fassen.

Vindex

Vive la bagatelle!
Swift

Heine

Die Erwägungen der Körperschaft, welche sich den freiesten Blick in der Wertung des Dichters bewahrt hat, sind noch nicht zum Abschluß gelangt. — Unterdes ist in London an dem Hause Graven Street 32 vom Grafschaftsrat eine Tafel angebracht worden mit der Inschrift: Heinrich Heine, German Poet and Essayist, lived here 1827. — Das ist derselbe Heine, welcher Wellington eine ‚öde Winzigkeit', ein ‚dummes Gespenst mit einer aschgrauen Seele in einem steifleinenen Körper', ‚einen kleinen Menschen und noch weniger als klein' genannt hat — (man kennt die Begeisterung der Engländer für ihren Wellington); derselbe Heine, welcher schrieb: ‚es wird mir flau zu Mute, wenn ich bedenke, daß er — (Shakespeare) — am Ende doch ein Engländer ist und dem widerwärtigsten Volke angehört, das Gott in seinem Zorn erschaffen hat', und der England ein Land nannte, ‚welches längst der Ozean verschluckt hätte, wenn er nicht befürchtete, daß es ihm Uebelkeiten im Magen verursachen möchte'. Diesem Heine hat man in London eine Gedenktafel gesetzt. — — — Und Deutschland? Und Hamburg? Zwar hat man dem Dichter schon Gedenksteine gesetzt, wie in der Lüneburger Heide und — recht originell — bei Elberfeld, hat Tafeln angebracht an den Häusern, welche er bewohnte, und ihm erst kürzlich eine Büste in Halle enthüllt (in einem Biergarten, dem Trothaer Schlößchen). Aber das geschah alles gleichsam im Dunkeln. Auf das Denkmal wartet Deutschland noch immer. Wir wollen doch nicht vergessen, daß Heine in einem Brief an Christiani das Bekenntnis ablegte: ‚Ich weiß, daß ich eine der deutschesten Bestien bin, ich weiß nur zu gut, daß mir das Deutsch das ist, was dem Fisch das Wasser ist, daß ich aus diesem Lebenselement nicht heraus kann, und daß ich . . . zum Stockfisch vertrocknen muß, wenn ich aus dem Wasser des Deutschtümlichen herausspringe. Ich liebe im Grunde das Deutsche mehr, als alles auf der Welt, ich habe meine Lust und Freude dran, und meine Brust ist ein Archiv deutschen Gefühls, wie meine zwei Bücher ein Archiv deutschen Gesanges.'

Und in No. 146 der Allgemeinen Zeitung des Jahres 1842 schrieb der Dichter: ‚. . . ich möchte bei dieser Gelegenheit bezeugen, daß die Regierung zu Hamburg immer die Regierten übertraf an gutem Willen für gesellschaftlichen Fortschritt. Das Volk stand immer tiefer als seine Stellvertreter, worunter Männer von der bedeutendsten Bildung und Vernünftigkeit . . . . . Wir wollen das Beste von der Zukunft erwarten . . .'

P. K.

Na also —!

Wer wird hier totgeschwiegen? Wer will sich hier beklagen? Frank Wedekind wird immer populärer. Daran ist kein Zweifel, denn die neue Revue des Metropoltheaters nimmt ihn auf. ‚Julius Freund hat das Thema der Berliner Wedekindwoche zu einer von Rudolf Nelson vertonten Gesangsnummer benutzt, die den Dichter Frank Wedekind, seine Kämpfe, sein Schaffen und seine Zensoren behandelt. Giampietro, dem in der neuen Revue wieder eine große Rolle zugedacht ist, wird in der Maske Frank Wedekinds als Pierrot erscheinen.'

Ist das nun Popularität oder ist das keine? Fünfzigtausend Menschen werden in ihren Schlagwortkasten vulgo Gehirn in eine Schublade diese Begriffe tun: Wedekind, Zensor, Schweinerei, Giampietro, Metropoltheater. Ich glaube, ich glaube fast, es war schöner und reiner, als er noch nicht populär war; die, die ihn kannten, verstanden ihn. Wo soll das hinführen? Soll etwa Heinrich Mann in die Wochen kommen? Sollen die Bäcker Wassermann-Hörnchen verkaufen?

Heinrich Mann, Jakob Wassermann, Frank Wedekind — Sie können und dürfen nicht populär werden. Unsere Zeitgenossen sind schon verlogen genug, aber niemand von ihnen ist heute mehr so christlich, daß er seine Feinde liebt. tu.

Bücher und Zeitschriften,

welche dem Pan zugingen

Bergmann, Hjalmar. Amouren. Novellen.
Derselbe. Das Testament Sr. Gnaden. Frankfurt a. M. Rütten & Löning.
Bildungsanstalt Jaques-Dalcroze, die Schulfeste der. Jena. E. Diederichs.
Demant, E. Das Buch des Lappen J. Turi. Frankfurt a. M. Rütten & Löning.
Hoffmann, Else. 's Wiener Komtesserl. Leipzig. Abel & Müller.
Kaudinsky & Franz Marc. Der blaue Reiter. München. Piper.
Kesser, Hermann. Lukas Langkofler. Das Verbrechen der Elise Geitler. Frankfurt a. M. Rütten & Löning.
Koch, Alex. Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur. Band: Schlafzimmer. Darmstadt.
Schreber, K. Der Luftverkehr. Leipzig. Thomas.
Schwerdtfeger, Robert. Sechs Novellen. Frankfurt a. M. Rütten & Löning.
Seton-Watson, R. W. Absolutism in Croatia. London. Constable & Co.
Sommer, Ernst. Gideons Auszug. Wien. Oesterr. Verlag.
Sonnenschein, Hugo. Geuse Einsam von Unterwegs. Wien. Adria-Verlag.
Wieland, Konst. Das sechste Gebot und die Ehe. Augsburg. Lampart.
Wunder, L. Drahtlose Telegraphie. Leipzig. Thomas.

Zeitschriften.

Aktion. No. 32.
Anzeiger u. Mitt. d. Germ. Nationalmus. H. 4.
Deutsche Bühne. H. 9.
Bühnen-Roland. No. 32.
Güldenkammer. H. 9/11.
Janus. Juni-Augusthefte.
Jugend. No. 21/8.
Kain. H. 3/4.
Lese. H. 20/7.
Les Poètes 1 er fascicule (Nicolas Beauduin).
Neue Blätter. H. 9.
Neue Generation. H. 12.
Neue Theater-Zeitschrift. H. 23/6.
Répertoire d'Art et d'Archéologie. 1911. 4 ième trimestre.
Schaubühne. H. 26/31.
Süddeutsche Monatshefte. Juniheft.
Xenien. Mai-Juniheft.
Zeit im Bild. H. 25/7. 29/33.
Zwiebelfisch. H. 1/3.

Berichtigung

Benns Gedicht ‚Café' in Heft 38 ist durch zwei häßliche Druckfehler entstellt, die nur in einem Teil der Auflage berichtigt werden konnten. Statt Erni Degele Polisander heißt es beide Male nur ‚Erni'.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Alfred Kerr ist bis gegen den 7. September auf Reisen. Einsendungen und Zuschriften werden indes an den Verlag, Berlin W., Uhlandstraße 30, erbeten.

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Zweiter Jahrgang No. 40 22. August 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

JNHALT:

Alfred Kerr.....Der Seehund Naëmi
Willy Küsters.....Der alte Mann im Stadtpark
Georg Hermann.....Um Berlin
Wilhelm Lehmann.....Cardenio und Celinde
Gustav Freytag.....Doktorexamen (ungedruckt)
-tu.....Referendarexamen
Cid.....Fazit aus dem Kölner Sonderbund

Der kleine Anti-Schnitzler

Vierteljährlich.....5 Mark
Einzelheft.....50 Pf.

HAMMER-VERLAG, G. M. B. H., BERLIN W. 15, UHLANDSTRASSE 30

Redaktion bis auf weiteres: Uhlandstrasse 30

Die 1gesp. Nonpar.-Zeile = 0,75
Auf Umschlagseiten = 1,—

Alleinige Inseraten-Annahme:
Paul Löwinsohn G. m. b. H.



LAXIROL

Bonbon von aromatischem Wohlgeschmack, wirken sicher abführend. Paket, 12 Bonbons, 50 Pfennig, überall erhältlich, sonst direkt vom

Apotheker Rosenberg G. m. b. H., Berlin, Lankwitzstrasse 5.

GRAND HOTEL CONTINENTAL MÜNCHEN

Dr. Ziegelroth's Schriften:

Arterienverkalkung (3. Aufl.) . . .	**M. 1,50**
Fettleibigkeit	**M. 2,50**
ABC für junge Mütter (5. Aufl.) .	**M. 2,—**

Zu beziehen durch **Dr. Ziegelroth's Sanatorium, Krummhübel** (Rsgb.).

H. Leetz

HAMBURG

Mühlenstr. 23

◇

Zigarren

Zigaretten Tabak

SPEZIALITÄT:

Hamburger Hausarbeit

pro Mille von Mk. 35,— an

Versand portofrei

Wenn nicht gefallend Umtausch oder Geld retour

Der Seehund Naëmi

Von Alfred Kerr

I.

Es ist das zweite Mal, daß die Seehunde in mein Leben eingreifen (oder ich in das Leben der Seehunde). Das erste Mal schoß ich einen und ließ das Tier ausstopfen, — das zweite Mal, jetzt, hab' ich keinen Kadaver heimgebracht, sondern ein lebendes Tier mit klopfendem Herzen, ulkigen Bewegungen und wunderbarer Anhänglichkeit.

Er war noch jung und saß auf einer Tonne mitten in der See. Auch dem Binnenländer ist nicht unbekannt, daß draußen in den Strömungen der Meerflut bisweilen Tonnen oder Bojen verankert sind, dem Seemann allerhand Merkzeichen für die Fahrtrichtung, für Tiefe oder Flachheit des Wassers. Naëmi (so hab' ich den Seehund zu Ehren der blondhaarigen Tochter meines Wirts auf der Hallig genannt) — Naëmi sah die Tonne nicht als Fahrtzeichen an, sondern als Schaukel.

So schien es für den ersten Augenblick. Bei näherem Zusehen ergab sich ein ernster Zusammenhang, den man ohne mitleidige Regung nicht wird hören können. Als altem Seehundkenner und Freunde dieser wundervoll entwickelten Tiergattung wurde mir klar: daß die Seehundsmutter das Tier dort zurückgelassen hatte. Es wartete wohl auf die Wiederkehr der Alten. Sie hatte schweren Herzens das Kind seinem Schicksal preisgegeben, das konnte man sich an den fünf Fingern abzählen, wenn man im Familienleben dieser klugen und . . . ich hätte beinah gesagt: hochstehenden Geschöpfe Bescheid weiß. Warum kam sie nicht zurück?

Es gibt zwei Möglichkeiten. Entweder sie war weggeschossen worden. Oder (das ist wahrscheinlicher) sie hatte zwei Junge — und fühlte, daß sie beide nicht durchbringen konnte. Dies kommt öfter vor. Die Seehündin schwimmt ja während der Flutzeit, wenn also die Sandbänke nicht zum Ausruhn freiliegen, sondern vom Wasser überströmt sind, mit Sohn oder Tochter herum, indem sie (es ist im Ernst absonderlich) mit der einen Vorderflosse das Kind an den Leib gedrückt hält. Die Kleinen sind noch zu dumm, sie können natürlich zur Not schwimmen, aber mit Ach und Krach, und sind bald erschöpft. Und dann, wie sollen sie Nahrung suchen? Sie sind auch dafür zu dumm, können keine Fische fangen, wissen überhaupt nicht, wie man ißt, — sie sind vorläufig auf die Muttermilch angewiesen.

Ein kleiner Seehund von vier bis sechs Wochen ist aber durchaus kein zartes Tier, sondern schon so muskulös wie eine erwachsene Bulldogge. In jedem Fall sieht die Mutter manchmal ein, daß sie diese starken, bloß noch etwas hilflosen Kerle, wenn sie zwei hat, nicht durchs Leben bringen kann, — da wählt sie das Mittel, den einen irgendwo zurückzulassen.

Läßt sie nun den stärkeren oder den schwächeren? den schwächeren, weil er nach spartanischen Grundsätzen wert zum Untergang ist? oder den stärkeren, weil der sich vielleicht eher durchfretten wird?

Ich weiß es nicht. Ich kann auch nicht sagen, ob sie meinen Seehund auf der Sandbank zurückgelassen, von wo ihn die steigende Flut fortschwemmte, bis er auf die Tonne klomm, oder ob sie ihn unmittelbar auf dieser Holzinsel abgeladen hat.

Naëmi saß oben, kräftig, jugendstark, naiv, neugierig — und schaukelte. Von da setzten ihn die Schiffer ins Boot. Ich beschloß, ihn heimwärts in den Grunewald zu nehmen.

* * *

Auf der Tonne war er doch verloren, meinten die Friesen. Er mußte hier langsam zugrunde gehen, nachdem er sich mit Nahrungskummer und wilden Schwimmfahrten erschöpft hatte.

Aus früherer Beobachtung von Seehunden glaubt' ich annehmen zu können, daß diese Tiere für Zivilisation geschaffen sind. An Intellekt und Zugänglichkeit gibt es nach meiner Schätzung unter allen draußen wild in der Welt herumlebenden Kreaturen keine Gattung, die sich mit dieser vergleichen ließe. Warum sollte man einen Seehund nicht zum Haustier gewinnen können? Warum soll ein so nettes, in der Jugend auf den Menschen freudig reagierendes Wesen nicht ebenso mit ihm leben können wie ein Laubfrosch, ein Goldfisch, ein Reh, Kaninchen und Tauben? Der Seehund ist klüger als ein Hund; er ist musikalischen Reizen bis zu einer ziemlich hohen Stufe der Sinnesentwicklung zugänglich; er ist offen frei, dankbar, . . . also warum nicht? Die Ernährung macht Schwierigkeiten, doch in Alaska soll so mancher Hofbesitzer einen Seehund als Haustier auf trockenem Grund haben, und es geht — warum soll es im Grunewald nicht gehn? auf meinem unter freiem Himmel belegenen, asphaltierten, mit Abflußrinnen versehenen Luftbadeplatz? Salzwasser bekommen die Seehunde in Tiersammlungen auch nicht, sondern einfaches Süßwasser.

Man konnte den Versuch machen, verloren war der stramme Kerl hier sowieso.

* * *

Bei meiner Abreise wurde der Seehund verpackt: in eine Kiste, die mit Latten gitterartig oben versehen war. Er lag auf Gras; eine Handvoll frischer Meerkrabben hatte man ihm auch hingelegt — für alle Fälle. Aber das Haupternährungsmittel war eine große Milchflasche mit einem Lutscher. Die Flasche mit Stroh umwickelt, damit auf dem Schiff die Sonne nicht zu heiß drauf brenne.

Während der Seefahrt ließ ich fünf große Eimer Salzwasser schöpfen und goß sie über Naëmi, der sich (soll ich sagen: die sich? ach, ich sage: der!) — der sich dankbar und frohgemut hierüber zeigte. Im Gasthof einer alten schleswigschen Stadt unternahm ich die erste Fütterung. Ich hob das liebe, schwere Tier an den Hinterflossen behutsam aus dem Lattenkäfig, nahm die Milchpulle — und begann die Sättigung. Leider ging es damit nur soso. Der Kleine tat, was er vorher schon bisweilen getan: er prustete die Milch der weidenden Rinder, die ihm vielleicht nicht genug nach Tran schmeckte, fauchend in die Luft; oder er ließ sie sanft seitwärts wieder herausfließen. Es war ein Kreuz mit Naëmi. Ich schwang die Pulle mit Macht, flößte so viel Milch ein, daß er bis zum Abend gesättigt sein mußte, gab Naëmi als Passagiergut auf und fuhr nach Berlin. Auf allen besseren Stationen flog ich zur Bahnhofspumpe, dann zum Gepäckwagen und übergoß meinen Freund, der durch Mimik dafür dankte. Bei der Ueberführung von einem Gepäckwagen in den andern rief er die jubelnde Liebe ganzer Bevölkerungen wach. Menschenstauungen erfolgten — ich nahte mit dem Gefäß, goß von oben. Naëmi benahm sich wie ein wohlversorgtes Kind.

* * *

Ein Viertel nach Mitternacht lief der Zug ein. Ich ließ den Chauffeur vor einem späten, abseitigen Kaffeehaus halten, wo ich frische Milch für meinen Melusinerich nahm. Auf dem Bock vorn gab er Töne des Erstaunens und der Anhänglichkeit von sich, so daß der Chauffeur, als er in stockfinsterer Nacht im Grunewald mit mir die Kiste hinauftrug, teilnahmsvoll sagte: ‚Er hat sich schon jemeldt!'

* * *

Ich war nun gegen halb zwei Uhr nachts allein mit ihm auf dem Balkon, auf dem großen, quadratischen, umhängten Luftbadeplatz. Ich fütterte. Der Wind ließ mehrfach eine Lampe, welche die Oertlichkeiten seines Zahngeheges und Rachens beleuchten sollte, ausgehn, so daß die Zeit unter Streichhölzerholen verging. Sobald ich mich entfernen wollte, rannte mir der Seehund nach. Der Leser denkt, ich spaße. Dem ist nicht so.

Die Erklärung für die Anhänglichkeit, ja Zudringlichkeit des jungen Tieres ist kurzweg in seiner Verwaisung, in der natürlichen Sehnsucht nach irgendeinem Geschöpf zu finden. Es lag etwas Absonderliches darin. Dieses nette, freundliche, zutunliche Tier wollte nicht nachts allein auf der ihm ungewohnten Stätte zurückgelassen werden.

Der Luftbadeplatz ist etwa neun Quadratmeter groß; sobald ich in eine andere Ecke ging, kam Naëmi watschelnd nachgehupft . . . und legte den Kopf mit dem strammen weißlichen Schnurrbart voll Anlehnungsbedürfnis an meinen Fuß.

Er fürchtete sich allein.

* * *

So war es auch in den folgenden Tagen.

Sobald ich auf den Luftbadeplatz trat; eilte er auf mich zu, wobei seine Stimme kinderhafte Töne von sich gab, und er lief mir nach wie ein Hund seinem Herrn.

Wie groß ist das Geselligkeitsbedürfnis, die Anhänglichkeit so junger, unschuldiger und plötzlich vereinsamter Tiere. Wie ein Wunder wirkte das alles auf mich. Wie ein ergreifendes Wunder — denn manchmal, wenn ich, mit einem langen Gummimantel bekleidet, seinen Kopf hielt und ihn füttern wollte, unternahm er gewaltig schmatzende Saugbewegungen und kratzte an dem Gummistoff mit der Flosse.

Wenn ich die Balkontüren geschlossen hatte, dann in ein anderes Zimmer ging, schlug er noch lange draußen klagende Geräusche; ich kann es nicht anders ausdrücken: es war, als ob sich ein Kind weinend beschwerte.

* * *

Einmal saß auf dem Dach am hellen Vormittag ein Arbeiter, der eine Stelle dort verpichen oder teeren sollte. Rittlings sah er von oben voll Staunen auf den Luftbadeplatz und das Tier. Und ich werde niemals vergessen, wie der Seehund seine klugen Augen (seine dunklen klugen Augen, die kein Weißes haben und fast tränenvoll blicken können) zu ihm hinaufrichtete, den jungen starken Hals hochhebend. Ich werde das nie vergessen. Und der reitende Mann oben sagte ganz richtig: ‚Aber das is ja wie ein Mensch — w i e ein Mensch!'

Ich habe das Gefühl, daß die Seehunde, wenn man sich allgemeiner mit ihnen befaßte, uns näher kämen als Affen oder Hunde. Man kann im Verkehr mit einem solchen Tier allerhand Ernstes, Unwahrscheinliches erfahren, das doch auf dem Boden der reinsten Wirklichkeit ruht.

Ich zähle die Tage, so ich mit diesem Tier verbracht, zu den an Eindrücken merkwürdigsten meines Lebens.

II.

Es waren bloß Tage. Je öfter ich ihm Nahrung gab, desto deutlicher wurde mir, wie wenig er davon zu sich nahm. Er prustete den ungewohnten Trank von sich, auch wenn ich ihm die Nasenlöcher zuhielt.

Seine Muskeln waren stark entwickelt, und wenn ich im Gummimantel mich neben ihm wälzte, so war es häufig mehr ein gutmütiger Ringkampf als eine Fütterung.

Er ging auf diese Art der Ernährung nicht ein — er suchte seine Mutter . . .

Ich dachte zunächst, der Grund liege vielleicht in der Abneigung gegen Kuhmilch. Ich tat in die Milch Tran, ich gab ihm dann reinen Tran. Doch er wollte diese Form der Ernährung nicht. Er war auf das Saugen eingestellt. . . . Ich fand einen Ausweg, der münchhausisch klingt, aber im Ernst auf Tatsachen ruht. Ich hatte zum Zudecken oder Spielen ihm eine alte Radpellerine aus Lodenstoff hingeworfen, womit er sich beschäftigte. Ich goß nun Tran auf diese Pellerine, und in Wahrheit sah ich, wie er beim Spielen vom Geruch angelockt, zu saugen begann und einen Teil des Trans zu sich nahm.

Aber es war so wenig.

Dieser kräftige Kerl konnte davon nicht existieren. Das zerschnitt mir das Herz.

* * *

Ich will mich kurz fassen. Auf einen Rohrpostbrief an den Zoologischen Garten kam die telegraphische Antwort, daß man dort einen Seehund nicht mehr aufnehmen könne, weil sie selber Zucht hätten. Das Schicksal, das meinen Seehund damals auf der Tonne frühem Verderben preisgab, schien etwas gegen dieses köstliche, liebenswerte Tier, das mehr ein Kind als ein Tier war, zu haben.

Ich sah keinen Ausweg, merkte, daß Naëmi in aller stolzen, runden Pracht vor Hunger unruhig war, — und beschloß, das Los dieses wundervollen, von allerhand Mächten verfolgten unschuldigen Kerlchens in einer milden und anständigen Form zu beenden.

* * *

Ein Telephongespräch mit jenem Tierarzt, der schon dem Bullenbeißer Jonathan den Weg aus diesem Leben der Qual, der Schmerzen geöffnet hatte — und bald erschien er, mit einer kleinen Spritze im Futteral.

Die Spritze wurde mit Zyankali gefüllt. Merkwürdigerweise fürchtete sich der Arzt ein bißchen vor dem jungen Sohn des Meeres, — nur an Landtiere gewöhnt.

Ich beruhigte ihn. Da stieß er vorsichtig das Instrument in die Seite des Seehundes und drückte den Saft hinein.

* * *

Ein paar Klagelaute, dumpf, beinah männlich, die mir im Gedächtnis haften.

Das Kerlchen rollte dreimal um seine Achse und wand die Hinterflossen verschränkt, es war wie ein Händeringen.

Bewußtlosigkeit.

Nach einer Weile auch der Tod.

Aber doch erst nach einer ziemlichen Weile.

Der Arzt sagte: ‚Das ist mein erster Seehund, — das nächste Mal nehm' ich aber die dreifache Menge Zyankali, . . und dabei ist er doch blutjung. Doller Kerl!'

* * *

Er war ein doller Kerl.

Nun ist er schon abgebalgt, wird drei Wochen durchgegerbt — und geht der Ausstopfung entgegen. Seine Seele versammelt sich dann zu meinen Toten, zur stillen Schar meiner toten Tiere, zu meinem Igel Kasimir, zu meinem Bullenbeißer Jonathan, zu meinem Goldfisch Moritz — und zu dem älteren Seehund.

Er war von allen der Liebenswürdigsten einer . . . und ich denke still an dies freundliche kurze Zusammensein mit den zwei klügsten und menschlichsten Augen außerhalb unserer Gattung. Schlaf' gut, — Naëmi.

Der alte Mann im Stadtpark

Von Willy Küsters (Konstanz)

Die leeren Glieder hat er einer grünen Bank vertraut,
Dieweil sein Stab im Sand Figuren malt.
Er schätzt die Sonne, die ihm wohligwarm den Nacken kraut
Und kleiner Mädchen heitre Spiele überstrahlt.

Sie weckt in seinen müden Augen neuentflammtes Schauen;
Da lässt er trunkne Wünsche zu den Kindern torkeln,
Die ahnungslos in ihren Nasen porkeln
Und aus dem Sand, gelind befeuchtet, ihre Städte bauen.

Um Berlin

Von Georg Hermann

Der junge, zukunftsvolle Zeichner Großmann (den Lesern des Pan insonders durch ein Blatt vom Sechstagerennen bekannt) wird bei Paul Cassirer nächstens einen Band Lithographien, ‚Um Berlin' betitelt, herausgeben.

Die Einleitung wird von Georg Hermann sein, dem Homer des Haarkräuslers Kubinke; dem Schöpfer und Freunde der Henriette Jacoby, geb. Gebert, des Onkels Jason, der ulkigen Tante Eli; dem Epiker einer Nacht am Kurfürstendamm; kurz, dem neuen Schilderer Berlins — und dem Schilderer des neuen Berlin. Hier sein Vorwort.

Es ist seltsam: nie ist einem Venetianer etwas anderes eingefallen, als Venedig zu malen; ganz gleich, was er sich zu malen vornahm — Biblisches, Profanes, Altarbild, Tafelbild oder Dekoration von Räumen — es wurde immer Venedig. Und nie ist einem Florentiner eingefallen, etwas anderes als Florenz zu malen; ob er antikisch werden wollte oder die Wochenstube der Maria geben. Er kam einfach nicht davon los. Und nie ist es einem Pariser von heute geglückt, etwas anderes zu malen oder zu zeichnen, zu geben, zu gestalten oder zu denken, als sein Paris. Er mag nach Tahiti gehen oder in die Bretagne — er bleibt immer Pariser. Und eigentlich will er sich ja auch gar nicht von Paris entfernen, denn er fühlt es, daß der Atemzug dieser Stadt auch s e i n Atemzug ist.

Aber für Berlin gilt das nicht. Und wenn es selbst für Berlin gälte, so würde es nicht die Resonanz finden. Ich weiß nicht, wie das kommt: der Berliner schämt sich eigentlich seiner Stadt, und die Kunst hier tut es erst recht. Man spricht abfällig von dem parvenuhaften Berlin, lobt zwar seine Einrichtungen, nennt es aber gern charakterlos und stimmungslos. Das alte Berlin, die König- und Bürgerstadt von einst, meint man, liege im Sterben, und das neue Berlin gebärde sich doch gar zu kitschig und unerfreulich. Alles sei im Werden, in ständiger Veränderung und habe deshalb noch keine Physiognomie. Weder die Künstler, noch die Schriftsteller, die anderer Meinung sind und die versuchen, dieses Neue zu deuten, ernten übermäßigen Beifall. Und doch drängen alle hierher, fühlen, daß sie hier eigentlich nur leben können und daß sie an Frische verlieren, daß ihr Pulsschlag auszusetzen beginnt, wenn sie sich allzulange von dem großen, hastig arbeitenden Herzen der Weltstadt entfernen. So

ist das Verhältnis der meisten hier zu Berlin ein unangenehmes Zwitterding, nicht Fisch und nicht Fleisch: sie können es nicht entbehren, aber sie können sich auch nicht damit abfinden. Und am allerwenigsten können sie Berlin begreifen. Die das Heute in ihm lieben, hassen das Gestern. Und die das Gestern in ihm lieben und das Vorgestern, verachten das Heute. Zwischen dem Alten und dem Neuen besteht keine Harmonie — wie in Paris. Und keine Kunst versteht es, eine Brücke über diesen klaffenden Riß zu schlagen.

Und doch — wie ruft Emerson einmal?: Oregon und Texas, die Schurkerei der Schurken, der Tumult unserer Wahlen, das krankhafte Anwachsen unserer Städte, die Armut der Armen ist noch unbesungen. Und dennoch ist Amerika ein Gedicht in meinen Augen.

Ja — und so möchte ich auch hier sagen. All diese Gegensätze, die Berlin in sich vereint, all diese scheinbare Kulturlosigkeit, die die unruhigen Riesenformen neben die kühle Sicherheit von einst stellt — die Armut seiner Armen, der Fleiß seiner Fabriken, das wilde Jagen seines Verkehrs, die sich umformende Innenstadt und die entrechtete Natur an der Lisière; Neues und Altes — a l l e s ist noch unbesungen. Und dennoch — dennoch ist Berlin ein Gedicht in meinen Augen. Ein Gedicht ist es, dessen eigenartige Rhythmen ich mit jedem Schritt empfinde, der mich über sein Pflaster trägt; das zwar meine Nerven oft quält, meine Seele beunruhigt, und dessen tosenden Singsang ich doch nicht entbehren könnte.

Es ist keineswegs das grandiose Lied von Kohle, Reichtum und Arbeit, das in London uns in den Ohren tönt. Durchaus nicht ist es das trällernde, freche Chanson, das uns selbst auf dem letzten Außenboulevard von Paris noch begleitet. Nein — Berlin hat seinen ganz eigenen Rhythmus, der sich nie verleugnet. Tausendmal sagt man sich zwar, daß man ihn nicht definieren könnte und daß er vielleicht deshalb eine Täuschung wäre . . . und doch weiß man genau, daß dieser Fleck, diese Menschen, diese Straße, diese Brücke, dieser Vorort, diese Hinterhäuser da, dieses Stück Wasser und diese Anlage eben Berlin und nur Berlin sein können. Macht es die Luft, die kühle, klare Luft der Mark mit ihren harten Farben im Sommer und ihrem weichen Grau im Winter — mit dem schrillen, klaren Leuchten am Ende langer Straßenzüge?! Macht es das Verstaubte unserer Putzbauten, das nicht verrußt ist, wie in London, und nicht weiß und silbern, wie in Paris?! Macht es die dunkle Glätte unserer trübe fließenden Wasser, die nicht lehmig und schäumend ist wie die gurgelnde Themse, oder mit langen Sonnenbrücken wie die lichtumflossene

Seine? ! — Genug, bis in die letzte Grenze hinaus, immer spürt man : Berlin ; das kann nur Berlin sein ! Man spürt es in der Stadt der Reichen und in den Quartieren der Armen, in den Stätten der Arbeit, in den Straßen des Verkehrs, und man spürt es in den Restaurants und Cafés und all den Orten, die man geschaffen hat, daß diese drei Millionen großer Kinder sich für ein paar Tages- oder Nachtstunden vergessen können.

Eigentlich macht man sich nur selten klar, daß dieses seltsame Wesen Großstadt außerhalb aller Gesetze steht, die die Erde kennt, und die all ihren Aeußerungen eigentümlich sind. Alle Raumgesetze, Lichtgesetze des Landes — der Ebene so gut wie der Berge, der Wälder wie selbst der Dörfer — sie sind hier durchbrochen. Das Wasser in der Stadt, der Fluß, der sie durchschneidet, ist ein anderer, als er noch eben, wenige Kilometer vorher, war. Der Baum selbst auf dem Platz, in den Gärten, zwischen den Häusern, draußen am Rande der Stadt gleicht nicht seinem Bruder, der einsam, ein ragendes Wahrzeichen, Feldmark von Feldmark trennt, oder der in Ketten und Reihen Wäldchen und Wälder bildet. Auch der Baum ist hier ein Großstädter, wie alles, was zwischen diesen Häusern wohnt. Das einzelne Gebäude auf dem Lande wird sich immer der Landschaft anpassen ; auch wenn man zuerst meinte, daß es ihre Harmonie durchbräche. Das Haus, das Gebäude, die Kirche in der Stadt aber weiß nichts davon. Sie richtet sich nur nach ihren Brüdern ringsum, hat mit ihnen zusammen eine große, sich stetig umformende Lebensgemeinschaft geschlossen, empfängt von ihnen seine Gesetze. Und es scheint, als ob diese Gesetze in der Stadt auch für den Himmel, das Licht und die Luft gelten. Für den Himmel, den man willkürlich in Parzellen und Stücke zerschneidet ; für das Licht, das nach Wunsch und Willen in Straßenzüge gezwängt wird, dem harte Schatten beigegeben werden, das hier sich verliert und dort sich verdoppelt ; und für die Luft, der durch Staub und Rauch und über Fernen leichte Tönungen und Färbungen gegeben werden, die ihr vordem fremd waren. . .

Ein kluger Mann sagte einmal, daß die Natur die Eisenbahn bald liebgewänne, als wäre sie ihr eigenes Wesen. Das mag für draußen gelten ; für die Stadt aber nicht. Denn da hat die Natur nichts mit der Eisenbahn zu schaffen ; mit ihren schleifenden Zügen, mit ihren Hallen, den Verästelungen ihrer Schienen, den Kurven, die sich in das Häusermeer einsenken, den Signalstationen und den Lokomotivschuppen. Da ist sie ganz Menschenwerk, gehorcht ganz ihren eigenen Gesetzen. Und was weiß die Natur von den Hochbahnen, die über dünnen Eisengerüsten

dahinsausen und auf schräger Bahn lächerlich und paradox zur Tiefe gleiten? Was weiß sie von dem Rhythmus sich durcheinanderschiebender Wagen und Automobile? Was weiß sie von den Mastbäumen der Schornsteine, von denen schwarze Fahnen flattern, und die — wie Palisaden — in weitem Ring die Weltstadt umstehen?! Zwischen ihnen kann sich das Rot der Abendglut fangen, glühend wie nirgends sonst in der Welt; so wie das Feuer eines Hochofens zwischen den Eisenstäben eines Rostes . . . Nein, von alldem weiß die Natur nichts! So wenig, wie das Stück sonnendurchglühten Grunewalds mit seinen schwermütig-kompakten Kiefernkronen von d e m einst wußte, was es werden kann, wenn rote und graue Dächer und weiße Wände zwischen ihnen hindurchblicken und wenn buntes Tuschwerk und flatternde Weiden sich zwischen seine Stämme drängen; während Kletterpflanzen versuchen, sich von Baum zu Baum zu tasten. All das schafft neue Gesetze, und all das wird zu einem neuen Zusammenspiel mit stetem Szenenwechsel, in dem wir leben und mitagieren. Heute stehen wir an d e m Posten und in einem Jahr vielleicht an jenem. Und selbst wo wir nur vorübergehend hingetrieben werden oder uns hintreiben lassen, auch dort bewegen wir uns mit einer Sicherheit, sind in unserem Element, schwimmen mit dem Strom, wie wir das nirgends anders täten — eben weil uns die ganze Summe von Vorstellungen, die das Leben dieser Weltstadt ausmachen, geläufig ist, gleichsam im Blute liegt. . .

Seltsam ist dabei, daß unsere künstlerische Anteilnahme an der Weltstadt sich immer mehr und mehr nach außen schiebt, an die Lisière, in die neuen Stadtviertel, in die Vororte. Das andere kennen wir. Aber hier haben wir das Gefühl, daß unser Auge und unser Sinn mit jedem neuen Schritt Entdeckungen macht, und hier spüren wir das Leben, das Werden, das Panta rei. Die Natur geht mit ihren alten Gesetzen, und die Stadt mit ihren neuen Gesetzen kommt. Sie will Platz und Arbeitsstätten schaffen für die Hunderttausende, die nachdrängen. Und herb und eigenartig, wie sie ist, fragt sie gar nicht viel nach Schönheit und Anmut. Sie nivelliert die Unebenheiten des Bodens, zieht Straßen, führt Bauten auf, gliedert den Raum bis hinauf in den Himmel — wie es ihr gefällt. Sie führt Telegraphendrähte und zerschneidet den Boden mit den langen Linien der Eisenbahnschienen. Sie gibt heute noch einer seltsamen, pittoresken Armut Raum, gestattet allerhand fahrendem Volk, auf Bauplätzen und an Stadtbahnbogen seine weißen Zelte aufzuführen, um vielleicht schon in wenigen Jahren nur Luxus und Reichtum hier zu dulden. Den Raum, den sie jetzt noch für die weiten Rundungen

der Radrennbahnen hergibt, schließt sie erst enger und enger mit weißen Häuserblocks ein, um dann eines schönen Tages die Tribünen zu schleifen und den Boden für neue Bauten auszuschachten.

Und seltsam: nirgends ist der Himmel so grell blau, so unerbittlich blau, wie über diesen Neubauten und Sandflächen, und nirgends können sich winterlich so schwer die melancholischen Wolken zusammenballen. Nirgends kann man so die trostlose Länge eines Weges empfinden, wie draußen in diesen neuen Straßenzügen, in denen die paar Menschen am Horizont zu kleinen, dunklen, krabbelnden Wesen werden. Aber nirgends kann auch ein erstes flimmerndes Grün an Chausseebäumen, an Ulmen und Linden uns so entzücken, wie dort, wo man es erst vor kurzem eingeschlossen hat in die langen weißen und gelben Mauern der Straßenzüge.

Viele Städte sind in Berlin eingeschachtelt. Drei Städte davon sind es, die ich vor allem liebe. Das eine ist die Gegend um den Kanal. Hinten am Hafenplatz, vom Anhalter Bahnhof, bis zur Hohenzollernstraße. Das dunkle Wasser, das sich zwischen den hohen Kurven der Steinböschungen, zwischen Kastanien, Rüstern und Platanen dahinschiebt, bildet den Mittelpunkt dieser Stadt, und es ist umgeben auf seinem kurzen Weg eigentlich von allem, was Berlin zu bieten hat. Zuerst von den Straßen alteingesessenen Reichtums, alteingesessener Kultur. Straßen, die ganz ruhig und vornehm sind, und in denen man noch heute zu gewissen Stunden des Tages minutenlang gehen kann, ohne einem Wagen zu begegnen. Auf diesen Dämmen, auf diesen Pflastersteinen habe ich meine Jugend verspielt. Im Fontane-Viertel. Damals war es neu; heute erscheint es schon historisch. Und ganz wenige Schritte davon, über die Potsdamer Brücke fort, geht dann das nimmermüde Spiel des Verkehrs. Und wieder wenige Schritte weiter hebt das nimmermüde Spiel der Arbeit an mit den langen Reihen seiner Schiffe, mit Dampfkränen und rasselnden Güterzügen. Schuppen tauchen auf, Stätteplätze, Kohlenplätze — alle Waren der Welt lagern hier. Und zwischendurch treibt das ganze rastlose Leben selbst dahin . . . Züge jeder Art kommen und schwinden . . . Menschentransporte jeder Art, durch die Stadt und hinaus in die Welt. Das ist die eine Stadt in der Stadt!

Und dann ein weiteres Jahrzehnt bin ich weit drinnen im Zentrum über die Asphaltdämme gelaufen, wo Geschäft sich an Geschäft reiht und die Häuser bis unters Dach voll von handelnden, schreibenden, erfindenden, sinnenden Menschen sind; wo Tausende von Waren sich aneinanderstoßen und Tausende

von Schildern, langgestreckt, rund und viereckig, mit Goldbuchstaben am Tage und mit Lichtreklamen in der Nacht sich zu überschreien suchen. Jene Stadt, die um die Mittagstunde wie ein Sudkessel und um die Mitternachtsstunde wie ein Kirchhof liegt; hie und da mit wenig Grün, mit wenigen Plätzen und nur noch wenigen Winkeln, die von ehedem erzählen. Das ist eine andere Stadt in der Stadt!

Und dann wieder gut ein weiteres Jahrzehnt war ich immer in den neuen Vierteln, draußen am Rand, an der Lisière, in den Vororten. Zehnmal wohl habe ich dasselbe Bild sich wiederholen sehen. Und stets war es ein wenig anders. Stets hat sich das Gesicht der Straßen, der Menschen, des Verkehrs etwas verändert und verschoben. Und noch bin ich nicht satt geworden, diesem Spiel zu folgen. Ja, es ist eigentlich für mich heute das Sinnbild dessen, was mir als Berlin erscheint. Und wenn ich irgendwo anders bin, und ich denke an Berlin zurück, dann denke ich nicht an Schloß und Linden oder an all die Dinge, die man als Wahrzeichen von Berlin empfindet, sondern draußen an meine Gegend denke ich, an irgend etwas, das im vorigen Jahr noch Bauplatz war und in diesem Jahr schon eine Häuserreihe mit weißen geteilten Fenstern und mit runden, goldumgitterten Balkons trägt.

Was den Reiz dieser Dinge ausmacht, ist schwer zu definieren. Aber es ist seltsam, daß ihn die Kunst heute allenthalben empfindet und daß zum Beispiel die Schilderer von Paris — die erst nicht von der Seine, den Brücken und den Boulevards fortkamen — daß auch sie immer weiter sich in die Außenstädte hinauswagen und die letzte Armut, das letzte sich vergnügende Volk draußen an der Bannmeile, an den Außenboulevards, in den neuen Straßenzügen, in den ehemaligen, nun geschleiften Forts und Festungswerken malerisch und beachtenswert finden.

Wahrlich! — Nirgends in der Welt scheint es heute für den Künstler so interessante Raumgliederungen zu geben, scheinen sich in so feinen Valeurs die Gegenstände voneinander abzustufen, scheint bei all seiner Kümmerlichkeit und seiner Tristesse so viel Charakter einem Vorwurf innezuwohnen, wie gerade hier. Alles daran ist neu, reizvoll und unentdeckt. Nichts ist abgespielt und langweilig.

Cardenio und Celinde

Eine Liebesgeschichte

Von Wilhelm Lehmann (Wickarsdorf)

‚Es mag ja nur eine Vorstudie sein,' schreibt der Verfasser.

‚Aber es ist eine von seltsamer Schönheit,' antwortet der Herausgeber.

‚Sieh dort hoch in der Luft das singende springende Löweneckerchen!' sprach Cardenio.

‚Sehen sie nicht aus wie die weißen Häubchen alter Mütterchen?' sprach Celinde. Sie gingen über die Baumstammbrücke, die von der Viehweide über den Weg führte, und sie meinte die Hundsgleißen, die mit dem Kopf durch das morsche Holz gewachsen waren.

Ein rotbuntes Kuhkalb lief von der Weide zu der Stakettür heraus, die sie offen gelassen hatten. ‚Was es für ein kleines Euter hat!' sagte Celinde und hüllte sich schnell in einen Stillschweigschleier. Und stiller blühte mit leisroten Flügeln der Vogelknöterich und noch stiller war das Wasser in den Gräben.

Drei Wallache streckten die Hälse über den nächsten Zaun und fraßen die Rinde ab. ‚Sind diese mäusegrauen weichen Pferdelippen nicht wonnig?' fragte Cardenio. Und er und sie fuhren den drei mit lächelnden Fingern über das lappige Maul.

War man die Strecke, die noch zwischen Siblin und dem Meere liegt, eine gute halbe Stunde lang gegangen, dann kam man zu einem ganz alten Gehöft, das aus drei Bauernhäusern bestand und aus einer neueren Scheune, die aber auch schon alt geworden war. Hier betrieb eine einzige fünfundsechzigjährige Frau eine Schweinezüchterei. Die Alte wandelte mit ihrem aschgrauen Haar durch den Scheunenraum, der in ständigem Dämmer lag, in viele Koben geteilt und von Schwalben gedankenschnell durchhuscht war und schüttete ihren Schweinen den Trog voll.

Die Sonne, die die Tat ist, lief mit langen Küssen über die Scheunenschindeln, in denen sich die jungen Grasmücken streckten. Es war so warm, daß alle Kohlweißlinge zu goldroter Seide verbrannten und Celindes Haut blasig wurde. In der verhüllten Ferne lag ein alter Mann mit aufgestützten Ellenbogen und trank aus einem der dunkeln Gräben. Sein Haar war so lang wie die Hainsimse, und wo er trank, wurde das Wasser hell. Neben ihm stand sein goldenes Pferd. Es hob den linken Hinterhuf und scheuerte sich die Stirn. Dann schüttelte es den gestreckten, flammenden Leib und trank auch.

Von weitem war die Gehöftstelle an den drei riesengroßen Pappeln zu erkennen, die den Raum rauschend mit sich in die Höhe rissen, wo er von ihren weißgrauen Blattunterseiten menschenfern keusch durchflattert wurde. Sinnlicher aber redeten heute die beiden Lindenbäume vor dem Hause der Alten. Sie schienen nur ruhig, denn ein Beben lief in ihnen herum; sie hielten mit tausend Armen den Duft am Busen und streuten Glut über den Platz. Der Wind barg sein Haupt darin. Sein Mund war voll von heißen Worten. Er sog sich satt und fuhr nach Löja, wo es keine Linden gab. Dafür bekam er hier Petunienduft. Er blähte sich und flog

nach Sarau, und dort blies er, was er eingetauscht, die Gasse hinunter. In Sarau war die Schule gerade aus, und die Jungen schrien nur so daher. Sie riefen dem vorbeigehenden Cardenio zu: ‚Wat vör'n Hout! wat för'n Hout!' und kümmerten sich nicht um den Petunienduft, der liebesselig ihnen entgegen und ihnen vorbeigetaumelt kam.

Celinde kam des Weges geschritten, von Siblin her zum Deich. Geschritten kam sie mit ihren kleinen, hochgewölbten Füßen. Sie allein besaß schöne Füße. Alle anderen Menschen haben Plattfüße oder den Ansatz dazu.

Von rechts lief in den Chausseeweg ans Meer der Knickweg von Liethkathen. Der Kreuzungsstelle gegenüber liegt sonnenvergrübelt die Gastwirtschaft mit Gesellen- und Fremdenverkehr von Peter Stelck. Links von Peter Stelck verschob sich die Gegend mit einem Ruck. Statt der weißen trieben hier die gelben Bachstelzen ihr Wesen, und regnete es jenseits, so war es hier trocken. Den Weg von Liethkathen kam gerade der Schlachter Ehrhardt Hannibal Schellhorn mit seinem teigigen Gesicht und einem Schnurrbart, dessen Spitzen rechts und links unters Kinn fielen.

Nun ging Celinde auf dem Deich selbst entlang und dachte an die Zwiebeln, die sie eben in Siblin gesehen, und die so heftig blühten, alle etwas schräg nach der Straßenseite gebogen. Einige hatten noch die von lauter Aederchen durchzogenen Hauthüllen um die körnigen Köpfe. Hier hingen sie herunter, dort standen sie wie Zipfelmützen oder wiesen wie Zeigefinger steil in die Höhe.

Sie ging hinunter vom Deich in die Hitze des Sandweges, der unten entlang führte. Sie zog die Strümpfe und gelben Stiefel aus und ließ den heißen Sand wollüstig durch die Zehen rinnen, die so weiß waren wie gesottenes Fischfleisch. Sie hockte sich am Deichabhang hin und betrachtete eine kleine bläuliche Wunde an der Sohle, die der Stiefel ihr geschlagen.

Ein Gedanke zürnte in ihr. Und sie stieg wieder auf den Deich. Jenseits lagen Kuhwiesen. Sie waren frisch gedüngt und stießen beizenden Geruch aus. Jetzt flog ein Vogel quer herüber. Was für einer war es? Er flog ihr immer parallel das Staket entlang. Und sie hielt Zwiesprache mit ihm.

‚Du erlösest mich von einem Haß gegen einen Menschen! kleiner, schöner, wie eine Gotteshand zusammengeballter Vogel! Er ist so gut wie du auf der Erde, kalt und unerbittlich streng und ohne darum gesponnenes Gefühl, akkurat wie die Frau, die mir eben Wegbescheid tat; sie war freundlich mit gelben Zähnen und trug ein Glas Milch ins Haus. Sie war unerbittlich und kalt doch und verbog sich nicht, als ich kam.'

In Bogenlinien flog der Vogel von Pfahl zu Pfahl. Er paßte den Flügelschwung, der ihn zum nächsten bringen sollte, herrlich ab.

‚Wir konzentrieren unsere Empfindungen zu sehr. Wir verteilen sie nicht genug ins Weltall. Wenn ich dich so sehe, wie du da bist; wie ein kleiner Hühnerhabicht.'

Der Angeredete flog einen Pfahl weiter und sah unter sich, so daß sein blanker grauer Schädel zu bewundern war.

‚Dann verschwindet mein kleiner Haufen Haß und ich werde gradlinig, wie vier Wildenten, in einer Richtung fliegend, bestimmt.'

Sie blieb stehen, um zu sehen, ob der Wegbegleiter vor der heranschnaubenden Kuh wegflöge: aber er setzte sich vor ihr hin auf den Zweig eines zerschundenen Schlehenstrauches.

‚Es ist ja so: man sitzt an einer langen Tafel mit einer Menge Menschen, und es bricht an irgendeiner Stelle eine Erregung aus und sie schwillt an, und man wartet, was daraus werde, und ist so spiegelruhig. Oder es ist, wie wenn neue Gäste kommen, abends; sie setzen sich hin und essen. Und es ist ein neues buntes Glas in das alte bunte Weltfenster eingesetzt. Alles sei unbestimmt, alles bewege sich ruhig, wie auf der Schmetterlingsfüße Unsicherheit. Alles schwillt und ist doch zähe. O grauer glatter Vogel. Bängnis—Empfängnis. Nun schwebe ich, nun bin ich ganz rein. Nun möchte ich tanzen.‘

Der Vogel suchte das Gleichgewicht auf dem Zaundraht und balancierte mit steifem Schwanz. Dann flog er denselben Weg zurück, und aus dem Raps klang sein rauhes ‚Schäck, schäck!‘ — — —

Die Chaussee lief oben weiter in einer Kurve, weißstaubig, wo die Automobile fuhren. Celinde schritt unten am See entlang mit den anderen.

‚Kommen Sie mit zum Rudern, Cardenio?‘ rief sie froh hinauf.

‚Ich weiß nicht, vielleicht! Warten Sie nicht auf mich. Ich muß erst einmal sehen, ob meine Frau zurück ist.‘

Er ging, wandte sich noch wieder um und rief: ‚Wissen Sie, wer da oben auf dem Telegraphendraht sitzt? Ein Würger, und der große rotrückige ist es. Er spießt neun Tiere auf und wird nach jedem Morde nur schöner‘, worauf Celinde erkannte, mit wem sie gestern gesprochen.

Und Cardenio schritt oben klirrend weiter, und sie ging unten in einer Kurve mit den anderen. Ihr Lachen spannte Silberdraht über den Weg.

So sogen sie beide aus Hyssopsstengeln und sogen sich Todeszauber. Manchmal ward ihr bitter, sie ließ den Trank stehen. Aber dann taten ihr und ihm in der Nacht die Lippen danach weh, und Celinde stand auf, auf ihren kleinen Pantoffeln, und nahm eilig einen großen Schluck.

War denn dieser Tag nur da, um zu quälen, daß das Dunkel noch nicht gekommen? Da schwang der Abend sich heran, um die Schultern lila Tücher, und der Himmel verwelkte in wunder Lust. Es rauschte, es tauchte auf und fiel nieder in den alten Eschenzweigen. Tanzte es da nicht in den Herzen der Blätter und schlug mit gläsernen Schuhen zusammen? Es flog und zischte und knisterte mit den Schwingen des Schwammfalters, wie Korn, das auf morgendlicher Tenne geworfelt wird. Hundert Fäustchen rammelten an einer verschlossenen, grauen, mit Rubinringen beschlagenen Tür, und ‚klipp klapp! klipp klapp!‘ sprang die Glut von Ast zu Ast. Die Tür öffnete sich, und eine weiße Hand wurde sichtbar.

Die Blätter legten ihre langen Finger zusammen, formten goldene Becher und lachten voll küssenden Bronzerotes. Es quirilierte mit dem Refrain des Goldammerliedes aus der Baumtiefe, und die Lust des Abends und der Kummer des Morgens banden sich in die eine schlanke Hand, die Schmetterlingszärtlichkeit entließ wie weißer Klee den Geist seines Duftes.

‚Einen — — — Kuß,‘ sprach Cardenio. In der Pause zwischen dem ersten und dem anderen Wort schwankte seine Stimme wie Kork auf banger Flut. Nach dem zweiten stürzte er steil in einen tiefen Grund.

‚Nicht nur einen,‘ sprach Celinde, da schwamm in ihrer Stimme das

singende, springende Löweneckerchen. Vergebens versuchte die Angst, einen dunklen Schatten darüber zu stülpen: in süßer Schlaffheit zögerte es dahin. Und Erinnerungen gingen wie kirschrote Spinnen über mondweiße Fluren. Alles, alles ward Erinnerung, bevor es noch gewesen.

Der Wind wehte ihr an die Kehle, da spülte und spielte es um ihre Knie. Es war das zur Süßigkeit spannende Pfeifen des Amselhahns im Februar. Das kam, und beide mußten antworten. An seinem Barte hing ein Schein. In den Johannisbeerbüschen saßen kleine Knaben und wirbelten im Riesenschwunge hundertmal. Sie hatten Zwiebelblütenhüllen als Mützen auf, und die glänzten wie die Mutter der Perlen. Ein hohes Lachen hing wie Glasketten überall. Fremd sprach das Wasser.

Dick und schwer stachen die Weizenähren ins letzte Licht.

Ganz klar fiel roter Tau. Zehn Erdhummeln krochen aus ihren Löchern in der Kiesgrube und sangen von der Unerschöpflichkeit: sie hätten weiße Augen und blaue Lippen, sagten sie.

Bestürzt kühlte der späte Wind sein Gesicht an feuchten Steinen. — —

In heiligem Gram starben die Felder. An den gemähten Halmen quollen Tropfen hoch, die sie dem toten Sommer weinten. Eines Nachts gefroren sie. In den Farben des Goldammerkörpers: dunkelgrau, rostigrot, gelb und hellweiß lag alles. Aber die Stieglitze flogen dicht über die Erde weg und ließen sich in den abgeernteten Rapsfeldern nieder. Sie sterben nicht, die Distelfinken, sie sind göttliche Launen, mit den entsetzlich scheuen Augen und dem galoppierenden Fluge.

Der Mittag des Herbstes kam wundervoll: in skabiosenhaften Schleiern. Das Licht hing mit zitternden Lippen über den Bäumen. Als wäre die Welt die große Glocke einer Fuchsie, deren Klöppel in langen Zwischenräumen staunend sich rührten. Sinkende Stimmen sagten jedesmal in verwunderter zuckender Wehmut: ‚Mutter, wie schön war es!'

Als es April gewesen, hatten Hände in dieses Licht gegriffen und es zu Blättern geflochten. Nun wurden ihre Konturen ungewiß, Hände tauchten wieder hinein und sie zerschmolzen, rannen zurück in den Leib ihrer Mutter. Metallische Fische, schwammen sie, gemach, ins Netz. Wie Gesänge zerflossen sie, glühten über und gingen verloren, indes ihre Körper, schmächtig vom vielen Erleben, vom vielen, vielen Luftgeträum, dünn, rissig und kraus, zaudernd sanken. In halber Höhe drehten sie sich um sich selbst. Dann bohrte wie die Schlupfwespe die Raupe, der Todeswahnsinn sie an, und sie stürzten wackelnd zu Boden.

Ueber die Wege des Himmels glitt vieler Vögel Bewegung. Sie flogen in Trupps, und ab und zu drangen ihre bunten Stimmen mannigfaltig gegen das Trommelfell des Menschen: der Wirrwarr des Bergfinkengeschreis, das Pizzicato der Bachstelzenrufe.

Die Hagebutten wurden schnell orangefieberfarben und glommen, da ihnen die Kühle die letzten Kleider abstieß, nackend in den trüben Zweigen.

Erst als die Huflattichblüten mit goldenen Kehlen aus den lehmigen Aeckern zage Fröhlichkeit in die junge Luft riefen und die Hände Gottes im fingerhohen, weichen Roggen schlängelnd wühlten, um den Schmerz der Geburten zu mildern, da gebar Celinde einen Sohn.

Den nannte sie Ichneumon.

Prüfungen

I. Doktorexamen

Von Gustav Freytag

In Wilhelm Borngräbers Verlag Neues Leben erscheint im Herbst ein Band ungedruckter Briefe von Gustav Freytag; wir geben hier die Schilderung einer Doktorprüfung vor 75 Jahren aus der (auch politisch interessierenden) Sammlung.

Siebleben 30. Juni 88.

Liebe, liebe Frau Ilse.

Also heut vor 50 Jahren war ich schon ein gelehrtes Haus, nicht sehr, aber grade zur Noth ausreichend. Und ich wurde Doktor. Dies ging so zu. Zuerst wurde die bewußte lateinische Abhandlung*) geschrieben, über Etwas, wovon ich wenig wußte, die meisten Mitmenschen aber noch weniger. Dann kam mir die Einladung zu einer mündlichen Prüfung durch die Herren Professoren meiner Facultät, welches die philosophische ist, sehr berühmte Genien darunter, und mir wurde trüb zu Sinn, denn mein Wissen war nur soso. Die Herren saßen an einem großen Tisch, im Anfang gewaltig, wie Höllenrichter, doch das Saloppe ihrer gelehrten Naturen gestattete ihnen nicht lange die großartige dramatische Wirkung. Einige standen auf, gingen up u. dal und unterhielten sich miteinander. Lachmann, der grade ihr Oberster (welcher Decan heißt), lud mich auf den Stuhl neben sich und begann als erster, in seiner Wissenschaft die Prüfung, sehr wohlwollend und am längsten, indem er mir ein Gedicht vom Jahre c. 1200 unsrer Zeitrechnung vorlegte, das ich noch nicht kannte, und dasselbe übersetzen ließ. Denn die deutsche Sprache jener alten Zeit ist soweit von unsrer verschieden, daß man ein Professor oder so etwas sein muß, um sie zu verstehen, u. man muß oft ganz andere Wörter gebrauchen, um den Sinn verständlich zu machen. Die Sache ging u. er lächelte zuweilen, was ein gutes Zeichen war. Nun aber hatte ich mit Schrecken gesehen, daß für die Prüfung im Griechischen, die darauf folgen sollte, sich der allergefährlichste Professor eingefunden hatte, ein gräulich gelehrter Einsiedler, Immanuel Bekker, dem das unerhörte Wissen das Haar sträubte, und der auch den zu Prüfenden

*) Ueber die Anfänge der dramatischen Poesie bei den Deutschen.

Haarsträuben verursachte, weil er ohne jede Rücksicht auf das, was ein Anfänger wissen konnte, die aller entlegendsten Winkel seiner Weisheit in seinen Fragen ausbohrte. Er hatte schon Manchen zum Falle gebracht. Dieser kleine Herr stand auf, trat neben Lachmann und hörte mißtrauisch zu. Und so oft in Lachmanns Prüfung etwas vorkam, wo sich in der alten deutschen Sprache fand, was den Regeln der griechischen Sprache entgegen war; so brummte er unwillig. Lachmann aber amüsierte sich über die Unzufriedenheit. Nun kam eine Stelle, welche eine Eigentümlichkeit des alten deutschen ganz besonders zeigte, und Lachmann legte schnell die Hand auf den Text des Buches, damit ich ihn nicht sehe, und fragte: Wenn ein männliches u. ein weibliches Hauptwort durch ein Adjectiv oder Pronomen zusammengefaßt werden, in welchem Geschlecht steht dies Adjectiv oder Pronomen? Ich sagte im Neutrum, z. B. Der Mann u. die Frau, ‚beide', wo in unsrer alten Sprache ‚beide' Neutrum ist, während es im Griechischen u. jetzt auch bei uns männlich gebraucht werden muß. Da brach J. Bekker stark heraus: Ist das richtig? Ja wohl, Herr College. Das ist ja ganz unvernünftig, fuhr Bekker zornig fort, begann mit Lachmann ein Wortgefecht, brummte und wandte sich ab. Und als ihn Lachmann darauf mit einer Handbewegung einlud, nun einerseits zu beginnen, so knurrte er nur: ich danke, u. man hörte heraus: ich habe genug von euch. Und ich war gerettet. Das Uebrige verlief gleichgültig. Aber Doktor war ich immer noch nicht, obwohl die Prüfung bestanden war. Grade heut war der große Tag. In der großen Aula der Universität standen zwei Tribünen, eine sehr erhaben, auf ihr thronte Decan Lachmann, davor eine niedrigere, auf der stand ich, und vor mir standen drei Stühle, auf denen saßen drei würdige junge Gelehrte, meine Opponenten. Gegen diese hatte ich in lateinischer Sprache meine Dissertation und manche andere gelehrte Behauptungen, die ich ans Ende der Dissertation gesetzt, zu vertheidigen. Und es gab starken Kampf der Worte, bei dem ich aber zuletzt immer Recht behielt. Denn warum? Am Abend war der Doktorschmaus, und im Hinblick auf solche Zukunft dachten meine Gegner: der Klügste giebt nach. — Und als ich nun Alles rühmlichst niedergeboxt hatte, da erhob sich über mir der Decan, hielt auch eine kleine Rede, ich weiß nicht mehr, ob über die Vorzüge des Menschenlebens oder über das Glück Latein zu verstehen, dann lud er mich verbindlich ein, zu ihm hinaufzusteigen, u. ich betrat das höchste Katheder, worauf nur ein Doktor stehen darf, ich stand stolz über der Studentenschaft, und mußte den Eid ablegen, stets die Wissenschaft zu ehren, zu mehren und nicht durch Wort u.

Werk zu versehren. Dann reichte der Decan mir glückwünschend seine Hände u. die Geschichte hatte ein Ende. Am Abend waren wir Brüderle lustig u. wohl auch voll. Seitdem trage ich — unsichtbar — ein violettes Barett, darf in einem violetten Seidenmantel über die Straße gehen, denn veilchenblau ist die Farbe der Philosophie, und ich führe an meinem Namen als Handhabe ein Dr.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In Treue

G. F. Dokterle.

II. Referendarexamen

Von —tu.

(Doktor oder Referendar: daß wir um keinen Schritt weiter gekommen sind, zeigt diese Schilderung einer modernen Prüfungstortur).

Aber ist es nicht schließlich mit jeder Psychologie so? — Sie ist nur so lange richtig, wie wir unter den Bedingungen leben, unter denen wir die Richtigkeit ihrer Leitsätze erkannt haben — ohne deswegen die uns beherrschende Macht brechen zu können —; kaum sind wir aber heraus, so wundern wir uns ein wenig, zucken die Achseln und sind nicht einmal mehr Gegner einer Sache, die wir nie erlebt zu haben glauben. . . Eine Gotteslästerung ist ein klares schönes Ding — aber ein Mann, der über Glaubensstreitigkeiten steht, der sich nur über sie wundert, weil er mit wichtigeren Angelegenheiten beschäftigt ist — das ist etwas Schreckliches. Einen gegen uns kämpfen zu sehen, bereitet fast Freude, — einer, der gar nicht weiß, daß wir ebenfalls auf der Welt sind, ist uns unheimlich. . .

Und so war es mit der Schule und mit dem Studium und mit den Examina — und den Frauen . . . — und so wird es vielleicht einmal mit allem sein — . .

Schmale Türen öffnen sich, und die Studenten brechen rempelnd herein, auf die krachenden Bänke. Vorne sagt eine leise Stimme etwas, Bücher klappen, Räuspern, die vier schwarzen Examensvögel sitzen wie auf einer langen Stange, mit eingezogenem Hals, gebückt . . . Einer liest: aus einem umfangreichen Buch trägt er in der alten gewichtigen Sprache der Gelehrsamkeit aller Länder einen Rechtsfall vor, der die Köpfe

von vierzehn Jahrhunderten umklammert hielt wie ein eiserner Reifen: ‚Ebenso wenn', sagt er auf lateinisch, ‚eine Wehmutter ein Heilmittel eingibt und darauf die Frau stirbt, so entscheidet Labeo, dass sie sie, wenn sie ihren Händen anvertraut war, offenbar getötet hat; wenn sie es aber so dargereicht hat, dass die Frau es selbst nahm, so ist eine actio in factum zu geben, allwelche Ansicht richtig ist: denn sie hat mehr eine Bedingung zum Tode gesetzt als selbst getötet. Wenn einer mit Gewalt oder vermittels Ratschluß eine Arzenei einflößt, sei es mit dem Mund oder mit einem Klystier oder sei es, dass er ihn mit einer üblen Arzenei bestreicht, so haftet er nach Maßgabe der lex Aquilia auf dieselbe Weise, wie die supponierte Wehmutter haftet.'

Das ist schwierig; der Student blickt den Professor, der wohlwollend vorbereitet neben den Kollegen sitzt, nicht freundlich an. — ‚Na, versuchen Se's mal!' — Er sei der Ansicht, sagte der Geprüfte, daß man diesfallsig mit der lex Aquilia vorzugehen in der Lage sei, vorbehaltlich einer näheren Prüfung der beiden Tatbestandsmerkmale der iniuria und des corpore corpori datum. Der Professor nickte. Er besaß 16 Kinder. Ja, das könne man. Wenn man auch eine diesbezügliche praktische Erfahrung des Studenten nicht annehmen könne, — hier lächelten die übrigen Examinatoren, soweit sie noch nicht schliefen — so müsse man doch sagen, daß der Fall im Großen und Ganzen richtig gelöst sei. (Oh! Er wusste wohl, dass es heutzutage, für die moderne Jurisprudenz, darauf ankam, auch das Praktische nicht zu vernachlässigen, ohne deshalb die Hauptsache, die Konstruktion, außer Acht zu lassen. Aber in Breslau haben sie einem Arzt einen Monat Gefängnis aufgepackt, weil eine Hebamme, während er sich die Hände wusch, aus eigener Nachlässigkeit ein Mittel anstatt äußerlich innerlich anwandte. Er hätte prüfen sollen, ob. . . Und an das andere Corpus iuris, den Hexenhammer, ist zu denken: ‚Fünfundreißigste Frage dieses letzten Teiles. Ueber die Arten jedwede Hexen abzuurteilen, die in frivoler Weise oder auch berechtigt appellieren.')

Worauf der Professor anhub, über den zweiten Prüfling mit einem Gestöber von Fragen herzufallen: wie denn die Römer ihre Schulden bezahlt hätten, und wie sei denn das mit der Uebertraguug des Eigentums bei ihnen gewesen, he? — und welche Klage hätte denn der anstellen müssen, um eine fremde, aber bewegliche Sache einem unrechtmäßigen Besitzer wieder abzunehmen? — Antworten kamen, zögernd, eingelernt, aber sie kamen und wurden vorne nur von dem

Fragenden vernommen, die andern stierten längst, trüb und starr, in Hefte oder auf die gegenüberliegende Wand. Einer hielt die Augen geschlossen. Es war nicht ihr Fach. . .

Hinten summte es: die Fragen wurden schneller beantwortet als es je ein Prüfling vermocht hätte, leise Entrüstungsschreie über falsche Aussagen wurden laut. Man versuchte zu soufflieren, blätterte verzweifelt in kleinen Bücherchen. Einer schrieb heimlich mit. . .

Einer nach dem andern der zu Eis gefrorenen Professoren und Räte taut auf. Sie fragen: unregelmäßig, gedehnt oder sich überpurzelnd, sie reden unaufhörlich. Begriffe wünschen sie definiert zu sehen, Theorien erörtert, Gesetze geschichtlich entwickelt. . . Einer, der es mit dem Strafrecht hat, erfindet blutrünstige Geschichten. Man denke sich, wie ein Strolch, ein herumlungernder Lump, sich auf eine einsame Dame stürzt, mit abscheulichen Absichten — — — Schon hat der Unhold sie zu Boden geworfen, da bemerkt er an ihrem Halse ein kleines Medaillon. In seiner Brust ringen zwei Pläne um die Oberhand — Hunger und Liebe — sozusagen — er entreißt ihr das Schmuckstück, entflieht. . . Schuft, der er ist. . . Wie sei zu entscheiden? — Wäre nicht hinsichtlich des einen zwar nicht begangenen sittlichkeitsverletzenden Deliktes Rücktritt vom Versuch anzunehmen? — Oder wie? — (Da der Student nur wenig stammelt): ein anderer Fall. Ein Bauer sitzt in der Kirche, lauscht träumend der Predigt und sieht plötzlich, wie sich hinten, im düstern Schiff des Gotteshauses, seine Tochter von einem Burschen, einem jungen Knecht, mit nur schwachem Widerstreben schamlos begreifen läßt. Es gibt da so einen gewissen Griff, der Bauer kennt ihn. . . Er wird also etwas auf Platt durch die lauschende Kirche brüllen, etwas sehr Grobes, nicht recht Wiederzugebendes. . . Mitten in der Predigt wird das klatschen wie ein Stein in ein Goldfischglas. . . Wie steht es mit dem Paragraphen hundertsiebenundsechzig? — Sie wollen Straflosigkeit annehmen? — Gewiß, der Bauer ist im Notstand, aber ist das eine Gefahr für Leib oder Leben? —

Und so geht es fort. Die Geprüften werden einiges wissen, vieles nicht. Sie werden Fragen inbetreff des Gerichtsstandes der Personen, die keinen festen Wohnsitz haben, beantworten müssen und werden sich — am besten in lateinischer Sprache — darüber zu äußern haben, inwiefern die Hinzuziehung von drei Zeugen bei einem altrömischen Testament genügte. . .

Und dann werden sie herausgeschickt und wieder hereingerufen werden, und nur einer wird es nicht bestanden haben,

und die andern werden mit einem Freund (‚Mensch! mach bloss dein Examen!') nach Hause eilen in die Arme der beglückten Mütter, Bräute, Schwestern, an die geldspendende Hand des Vaters. . . Sie haben es hinter sich: sie denken nie wieder daran.

Grund genug, auch in der Ausbildung unserer Juristen die Baisse einer Strafjustiz zu sehen.

Fazit aus dem Kölner Sonderbund

Ein Kunstforscher, der dem Esoterischen der Kölner Ausstellung nicht fernsteht, schickt an den Pan diese Aeußerungen.

Was der Sonderbund in Köln will, ist klar. Die neuen Strömungen zusammenfassen; zeigen, daß es eine hohe Kunst diesseits des Impressionismus gibt, die Beachtung verlangt; und daß sie international ist; (Vinnen-Protestler und Teutsche schreien wieder einmal über Französelei, weil Franzosen die Besten und Tüchtigsten unter den Neuen sind).

Beachtung den Neuen zu sichern, ist ihm gelungen. Perfall in der Kölnischen erklärte sich und seine Kölner reif zwar nicht für Matisse (sie werden ihn nach zwanzig Jahren für ihre Zwecke entdecken, um einen Jungen von 1930 tot zu schlagen), aber schon für van Gogh. Und Fritz Stahl riß die Leser des Berliner Tageblatts bis zu den Höhen von Picasso, zweite Periode, mit; um dann freilich seinen ‚Kubismus' um so tiefer hinabzudonnern.

Wir sehen aber nicht mehr in Lovis Corinth den stolz errungenen dernier cri; uns erregt auch der Kubismus als Schreckgespenst der Zukunft nicht mehr die Galle. Wir halten Matisse für einen Meister grosser Werke; und wir fragen: gibt die Kölner Sonderbundschau den Querschnitt von 1912 richtig wieder?

Wahr ist: die Grundmauern sind solide gebaut. Von van Gogh ist nie eine würdigere Sammlung gesehen worden (105 Bilder aus allen Epochen); Cézanne nicht endgültig, Gauguin recht angenehm vertreten. An Munch hat man eine Ehrenschuld abgezahlt, sein Saal ist der beste nach van Gogh. Und dann macht man plötzlich einen Hochsprung und befindet sich mitten in der Gegenwart, in einem Saal voll (sehr schöner, alles verheissender) Picassos. Und abermals ein Sprung, aber rückwärts um 30 Jahre: 35 Variationen eines pointilistischen Farbenbuketts von Signac und Cross.

Man schaut sich erstaunt nach einem Saal von Matisse um. Matisse ist nicht da. Doch, halt: 5 kleine Bilder verstecken sich in

französischen Räumen; neben 5 unglaubwürdig schlechten Girieuds und 4 Bildern des expressionistisch-kubistischen Akademikers Herbin.

Doch wollen wir nicht zu viel verlangen; Matisse gab vielleicht die köstlichen Sachen (auch Plastiken), die ich zur Zeit der Sonderbunds-Eröffnung bei ihm sah, nicht aus dem Atelier. Freuen wir uns des Reichtums an deutschen Bildern, der uns unsre Jugend zeigt.

Nun denke ich mir eine geschlossene Phalanx der jungen Deutschen sehr schön; leicht zu ordnen. Es ist ja noch fast alles in den Ateliers beisammen! Zwei Ehrensäle den Nestoren Nolde und Rohlfs; einen sehr grossen für Hodler (aus ihm und dem etwas unbeträchtlichen Amiet eine ‚Abteilung Schweiz' zu machen, wirkt professorenhaft); einen kleineren, weil er so jung noch ist, für Kokoschka; meinetwegen auch einen Saal mit ein paar der begabten Mittler, die zum Idealismus wollen, vom Impressionismus nicht loskommen: Beckmann vor allem, Rösler, Brockhusen.

Und dann die eigentliche Jugend Deutschlands in sicheren Gruppen: die ‚Brücke' (aber nicht die Nachtreter der ‚Neuen Sezession'). Marc und Kandinsky (ohne die russische Kolonie Münchens); und die frischen hellen Rheinländer: Nauen, Levy, Boetticher, Ophey, Bolz, August Macke. An diese Komplexe noch andere einzelne angegliedert, die zu beachten wären.

Man findet so etwas nicht. Man findet alle guten Namen (außer Rohlfs) und leider noch viele dazu; aber selten in lauter guten Sachen; fast nie in Komplexen, Ordnungen, sondern wahllos gewürfelt, unterschiedlos Kleine und Große.

Nach der Schuld an diesem Chaos zu suchen, wäre müßig. Wir wollen den Streit nicht vermehren, wir wollen sagen, daß der gute Wille vorhanden war, aber nicht ausreichte. So bietet man den fest gefügten Sezessionen nicht die Schlacht an. Man wird zunächst von ihnen zu lernen haben. Zielsichere, kenntnisreiche Leitung; energische Disposition.

Das Material ist herrlich, ist in Fülle vorhanden. Beim Sonderbund liegt es, aus ihm die Organisation der Neuen Kunst zu schmieden.

Cid.

Vive la bagatelle!
Swift

Der kleine Anti-Schnitzler

Karl Kraus ‚trat' zum Geburtstag gegen Arthur Schnitzler ‚an'. Warum? Aber weil der von der Presse gelobt wurde. Schnitzler sei ein konzentrierter Schwächezustand. Warum? Weil er nicht kreischt wie Kraus.

Schnitzler gegen Kraus verteidigen? Inkommensurable Größen.

Der starke Gehalt Schnitzlerischer Werke wird leben, wenn von Kraus der Urenkel des Piccolo vom Café X. einiges Ueberlieferte weiß.

Was bedeutet Karl Kraus? Zum Unterschied von Feuerköpfen ist er mehr ein Strohfeuerkopf.

Sein prometheischer Trotz ist Krakehlerei gegen den Inseratenteil der ‚Neuen Freien Presse'.

Tragikomische Figur: er unterstreicht und brüllt in die Welt: Hier zerspringe ich, ich kann nicht anders!

Kulturkampf, indem er Banalitäten gegen die Presse brüllt. Niemals bisher wurden mit einem größeren Triumphgeschrei offenere Türen eingerannt.

Tragikomisch die Unvereinbarkeit von Ansprüchen und Verdiensten. Wenn ein Bauernknecht sich als Herkules feiern lassen will, weil auch er einen Stall ausgemistet.

Was wird von ihm bleiben? Ein paar hübsche Wortspiele, einige gute Witze, einige Bosheiten.

(Er war der Saphir aus der Zeit des Preßkongresses.)

In einer Gesellschaft, in der von einer neuen Zeitungskorruption die Rede war, platzte jemand heraus: ‚Wenn das der Kraus erfährt bekommt er wieder eine Ohrfeige.'

Aber ist man ein Märtyrer, nur weil man Ohrfeigen empfängt?

Theodor Reik.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Alfred Kerr ist bis gegen den 7. September auf Reisen. Einsendungen und Zuschriften werden indes an den Verlag, Berlin W., Uhlandstraße 30, erbeten.

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Zweiter Jahrgang No. 41 29. August 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

INHALT:

Alfred Kerr.....Meermädel
Max Herrmann.....Drei Gedichte
Traugott Schalcher.....Der Zinngiesser
Paul Frémeaux.....Aus Napoleons letzten Tagen
Aus Freytags Briefen (Ungedrucktes)
Vindex.....Wirtschaftsexperimente

In eigener Sache

Zweiter Jahrgang No. 41 29. August 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

JNHALT:

Kerr: Meermädel

Gust. Freytag: Ungedrucktes
über Friedrich III. und Wilhelm II.

Vindex: Wirtschaftsexperimente
Aus Napoleons letzten Tagen

Einzelheft.....50 Pf.

HAMMER-VERLAG, G. M. B. H., BERLIN W. 15, UHLANDSTRASSE 30

Redaktion bis auf weiteres: Uhlandstrasse 30

Die 1gesp. Nonpar.-Zeile = 0,75
Auf Umschlagseiten = 1,—
Bei Wiederholungen Rabatt

Alleinige Inseraten-Annahme:
Paul Löwinsohn G. m. b. H.
Berlin W., Motzstrasse 60

Fosco



Alleinige Fabrikanten
F. KORFF & Co
Amsterdam - Berlin SW. 61

Ohne jede Konkurrenz.

Ueberall erhältlich.

LAXIROL

Bonbon von aromatischem Wohlgeschmack, wirken sicher abführend. Paket, 12 Bonbons, 50 Pfennig, überall erhältlich, sonst direkt vom

Apotheker Rosenberg G. m. b. H., Berlin, Lankwitzstrasse 5.

GRAND HOTEL CONTINENTAL MÜNCHEN

Dr. Ziegelroth's Schriften:

Arterienverkalkung (3. Aufl.) . . . **M. 1,50**
Fettleibigkeit . . . . . **M. 2,50**
ABC für junge Mütter (5. Aufl.) . **M. 2,—**

Zu beziehen durch **Dr. Ziegelroth's Sanatorium, Krummhübel** (R.-gb.).

H. Leetz

HAMBURG

Mühlenstr. 23

Zigarren
Zigaretten Tabak

SPEZIALITÄT:
Hamburger
Hausarbeit

pro Mille von Mk. 35,— an

Versand portofrei

Wenn nicht gefallend Umtausch oder Geld retour

Hier Ferneres, das früher aufgezeichnet worden ist und in die Gesammelten Schriften kommen soll.

Meermädel

(Jeanne und Nenette)

Von Alfred Kerr

I.

. . . Dies ist auf zerknautschtem Papier geschrieben. Doch ich habe mit dem einzigen Heft, das ich bei mir habe (und in meinem Aufenthaltsort ist kein anderes zu kriegen) — ich habe mit meinem einzigen Schreibheft nachts immer auf die Jagd gehen müssen. Denn die Fliegen sind in der Gegend des Kanals und der Nordsee zahlreich. Wenn man schlafen will, schließt man in einem gegebenen Augenblick das Fenster und mordet alles, was innerhalb des Zimmers fliegt, summt, sticht, schwarze Punkte setzt . . . Die Zimmer sind nur so hoch, daß man mit der Hand spielend an die Decke reicht. Ist dieses nicht der Fall, so springt man, zweckmäßig entkleidet, auf das Bett, klatscht von dort alles an der Decke fest, was den Schlaf trüben könnte.

Das Zimmer sieht an den Wänden wie an der Decke malerisch punktiert, kariert aus; Bewegung fördert die Tiefe des bevorstehenden Schlummers — aber das Manuskript hat hierunter gelitten.

Dies voraufgeschickt, will ich gleich zu Jeanne und zu Nenette übergehn; zufälligen Gestalten des Hauses, welche durch merkwürdige Charakterzüge schwerlich ausgezeichnet sind, noch durch einprägsame Schicksale des Erlebens: sondern die still und halb verborgen ein gaukelndes Dasein voll Alltagsarbeit führen, aber wert scheinen, in Bildern festgehalten zu werden im gleitenden Fluß der hold verströmenden Dinge dieser Welt.

II.

Jeanne. Aus Boulogne gebürtig. Leitet das Haus. Sie blickt nach dem Rechten, führt Buch; gibt Anordnungen; bringt, wenn Not am Mann ist, einem sein Essen; sieht nach dem blauen Himmel, hält die Hand wagerecht über die Augenbrauen, es ist eine länglich schlanke Hand; sie kann für

Sekunden ernst sein. Ernst ist kaum das rechte Wort — eher sieht sie für eine Sekunde traurig aus, blitzschnell, nur so lange wie ein Kodak braucht, um zu schnappen, dann kommt sie wieder in ihre stille Musik, in ein tupfendes, lächelndes, von glücklichen Lichtern bestrahltes Existieren. . .

Dabei ist sie schon fünfundzwanzig, hat noch keinen Mann; aber sorgt sich nicht um einen solchen: weil sie eines Tages bloß die Hand ausstrecken wird, — wenn dieses sommerliche Dasein mit allem Getrieb und allem Glück und allen Sorgen und allem strahlenden Wechsel vertauscht werden soll gegen eine mürrische Seßhaftigkeit (von kleinem Umfang und etwas trocknem Anstrich).

Blond, engelschlank und hat gewissermaßen (dieser Eindruck wird durch die Wimpern erzeugt wie bei so mancher) . . . . . und hat gewissermaßen aschblonde Aeffchen-Augen.

Sie schaltet, waltet, sinnt, eilt, antwortet, befiehlt; alles gaukelnd, still in sich selbst . . . und lächelnd — sie trägt Strümpfe, deren Gewirk spinnwebig ist, als ob sie gar keine trüge, dazu spitze Stöckelchen-Absätze. (Am Morgen trägt sie manchmal rosa Strümpfe mit absatzlosen Pantöffelchen; die englischen Damen mit Brillen und der Daily Mail, welche durch das Zimmer dahinsitzen und an die holde Kommandeurin eine Frage stellen, die gucken oft, wenn sie jünger sind, sehnsuchtsvoll und, so nicht alles trügt, verstohlen-neidvoll auf die Strümpfe.)

Jeanne, Jeanne! Man hört sie nicht laufen, man hört sie nicht rufen, — sie hält die Hand zwischendurch wieder wagerecht über die Brauen und blickt nach dem Meer.

(Sie hat eine etwas lange Oberlippe, die scheint in der Mitte spitz zu sein, dadurch bekommt sie was Drolliges, Ulkig-Verschmitztes.)

So sieht sie aus: immer ulkig-verschmitzt, immer lächelnd-verträumt, von glücklichen Lichtern besonnt, ein Pastell-Geschöpf — in aller Leisheit geht alles am Schnürchen, und sie trägt (o deutsche Heimat, wie ist es möglich?) niemals eine Latzschürze.

III.

Gegenüber, nicht weit ab, ist ein Gasthof, aus Steinen erbaut, nicht groß; darin im Erdgeschoß, über die Straße sichtbar, eine zinnerne Kredenz und ein paar Tische —, wo die Leute Kaffee oder Granatäpfelsaft (oder ein Gläschen edel-scharfen Branntweins) bekommen; es kann auch der giftgrüne sein, oder der Zitronenschnaps.

Von dort flitzt über die Straße, den ganzen Tag, hin und

her, Antoinette, genannt Nenette; Haustochter; dreizehnjährig; welche dieses Anwesen leitet —, gewissermaßen der Funke für die Vorbeigehenden, so des Glaubens sind, es habe jählings auf der Straße geblitzt, wenn sie hinüberfliegt. Das Balg! Fast italienisch, mit französischer Geweckheit.

Schwarze Strümpfe, weiße Niederschuh. Eine Rangen-Sicherheit. Aussehen tut sie wie siebzehn, und will erst im November den vierzehnten Geburtstag begehn, wie sie der ganzen Nachbarschaft äugelnd, dalbernd, funkelnd, elementarisch, wirblig, hinüberguckend nach dem Zinntisch, erzählt.

Diese Jöhren-Altklugheit, diese Sicherheit; der kann im Leben nichts geschehn, sagt man sich, die bleibt obenauf.

Wundersam schnattert sie, in den Hüften gewissermaßen gewiegt von junger Krötenlust.

Einmal erzählt sie mir von der Familie. Mutter kommt dazwischen, dick, lebhaft, schwitzend und sagt: ‚Quel beau jour, Monsieur!' Was für ein schöner Tag! Recht hat sie. . .

Die Kleine fährt fort, zu erzählen, zu funkeln, zu äugeln, zu geistern, zu lachen, zu schwabbeln. Wie sie das vorbringt, voll grüner Drolligkeit, voll höchster Lebenskraft. Sie erzählt von ihrer Schwester (sieben Geschwister sind sie) — die Schwester hat einen ébeniste geheiratet, einen besseren Tischler aus dem Ort, der erbt aus Kanada nach einem Jahr so viel, daß sie herumreisen, ganz plötzlich. Sie tun nichts mehr, reisen bloß herum — die hat's gut! Sie möchte gern auf Reisen leben.

Ich sage: ‚Nenette, Sie müssen dann später einen heiraten, der auch in Kanada geerbt hat.' Sie lacht. Ueberhaupt nicht! Dabei macht das Balg Aeuglein, als ob es ihr tiefster Wunsch wäre, morgen anzufangen. Sie erzählt, daß hier am Ort keiner für sie paßt . . . Familiengeschichten. Also es sind vier Töchter und drei Jungens da. Was nun die zweite Schwester ist, deren Mann war Bereiter. Auch im Ort. Der ist vor anderthalb Jahren plötzlich gestorben. Woran?

‚An der Brust.'

— ‚Wieso? war er schwindsüchtig?'

— ‚Nein, kein Gedanke!'

Also Was? Sie erzählt, wie wenn sie sich wunderte, daß man das nicht weiß: Einer von meinen Brüdern hat ihm doch einen Tritt in den Leib gegeben — un coup de pied dans l'estomac!

— Aber warum, frag' ich, — waren sie verfeindet?

— Keine Idee! ils se sont amusés comme ça, sie haben es zum Spaß getan. . .

So schwatzt sie weiter. Dann von sich selber. Glauben Sie, ich schlafe viel? Aber nein. Ich schlafe Nachts nicht — ich ruhe mich nur. Je ne dors pas — je me repose. Gegen zwölf steig' ich 'rauf in mein Zimmerle, aber da wasch' ich noch meine weißen Schuhe und stell' sie vors Fenster. Dann erst um eins geh' ich ins Bett, gegen Morgen schlaf' ich ein, um Sieben bin ich auf — so wenig Schlaf brauch' ich . . . Glauben Sie, ich esse viel? Aber nein. Tenez, ce soir pour dîner, j'ai pris un peu de bouillon, c'était tout. Einen Löffel Brühe, so wenig Speisen brauch' ich. Ich wundre mich selber, daß eine mit so wenig Schlaf und so wenig Essen auskommen kann ; das ist vielleicht die Luft hier — die macht satt, man ist am Tage wie gewiegt. . . .

Die himmlische Jöhre.

Sie schwatzte fort: ‚Am Morgen um Sieben mach' ich mein Billard sauber, mit einer Bürste, — ooh, die Spieler nehmen immer viel zu viel Kreide, das braucht ein geschickter Mensch gar nicht! Und dann . . .'

Sie hört nie auf zu schwabbeln, zu funkeln, zu äugeln, zu blitzen, zu geistern.

IV.

Der Abend sank manchmal hernieder, der Tag schien eher ermüdet als diese kraftstarrende, schwarze, junge Kreatur.

Aber gegen neun herum kam in ihr selig-holdes Geschnatter manchmal ein verschollener, langsamerer Zug, sie sah nach dem Meer und stemmte die Arme resolut (und voll Vergessenheit) in die Hüften. . . .

Wär' ich ein Maler: ich hätte diese Range so oft gemalt wie der heimgegangene Feuerbach die Römerin, deren Antlitz wieder und immer und nochmals in seinem Werk auftaucht.

Die Bilder der Antoinette Dormard, geboren in gallischer Sonne, nahe der See; schaltend, schwatzend, flitzend, leuchtend, werdend; — die Bilder der Nenette mit den Aeuglein wären ein Wunderwerk von der Herrlichkeit des Daseins geworden, von seiner Gloria und Magie, von seiner singenden Unvergänglichkeit.

V.

Um neun Uhr, wenn ein Wägelchen vor dem Gasthof hielt, mit Leuten, die über Land fuhren und kurz einkehrten, kam dann wohl die andre herüber, Jeanne, die blonde, die engelschlank leise Kommandeurin mit den zarten Strümpfen.

Sie schwatzte mit Nenette — und beide kuckten aufs Meer.

Ich saß dabei.

Das Dunkel flog über die Wiesen und die Flut. Halbstill klang zwischendurch die Frage (entfernt, und doch wirklichkeitsnah): ‚Wollen Sie was zu trinken, Kutscher?' — Auf gallisch: ‚Et qu'est-ce que vous prenez, le cocher?' — —

VI.

Er steckte die Laterne an und sprach: ‚Un citron'. . . .
Und ein Leuchtturm blitzte drüben.

Drei Gedichte

Von Max Herrmann (Neisse)

Man vergleiche die früher veröffentlichten Verse dieses Schlesiers (Pan vom 11. Juli).

Konfession

Ich aber bin der Kleinsten Einer
Und der Geringste unter ihnen,
Und bin nicht wert, Dir scheu zu dienen,
Denn so verscheucht, als ich, ist keiner,
Und jeder hat in seinen Mienen
Doch noch ein: Keuscher Ich und Reiner!

Ich aber bin ein Ding voll schlechten
Verpfuschten Schatten und Gerümpel
Und jeder Wollust toter Tümpel —
Der niedrigste von Deinen Knechten
Ist neben mir ein stolzer Wimpel
Und prangt als Sonne der Gerechten!

Denn ich bin so vermorscht und kleiner,
Als der verlorne Wurm im Staube,
Ich bin der Rest von Deinem Raube,
Ich bin der Ausgestoßnen Einer
Und hab nur dies: Ich weiß und glaube
Und liebe Dich so sehr, wie Keiner! . . . .

Und über meine Stirn streicht DEINE Hand. . . .

Oft ist es mir, als zöge DEINE Hand
Mich plötzlich bettelschüchtern am Gewand.

Ich aber muß verstockt so weiter schreiten
Und meine Augen über Pöbel breiten.

Ich bin in Stuben, die voll Qual und Qualm —
Und draußen blüht DEIN Astwerk und DEIN Halm!

Und draußen öffnet sich DEIN Himmel weiß
Ueber den kühlen Dingen — Mich drängt heiss
Und heiser Heimlichkeit auf harten Bänken
Und Lärm und Kleinlichkeit und Gift der Schänken,
Wo ich gekettet zwischen Wand und Wand —

Und über meine Stirn streicht DEINE Hand. . . .

Aufschrei

Ich trage DEIN Joch auf meinem Nacken.
Durch Strom und Gestrüpp, über Schlangen und Schlacken
Schlepp ich DEIN Kreuz in verblutender Plage.

Und ich fühle, wie DEINE Süchte mich packen,
Wie DEIN Traumbild mich hält alle Nächte und Tage.

DEIN Kreuz auf dem Nacken, DEIN Locken im Blute
Such ich zerschlagen begnadende Hallen.

Aber DU flohst mir verhüllter aus allen —
Und weiter treibt mich die blutende Rute. . . .

Der Zinngießer

Von Traugott Schalcher

Es war drückend heiß.

Die weißverstaubte alte Winterthurer Landstraße lag blendend und menschenleer. Nur eine tuchüberspannte Keßlerkarre bewegte sich darauf, von einem einzelnen Menschen gezogen, langsam nach der Richtung der aufblühenden Kantonskapitale Zürich. Der Mann vor dem Wagen war ein mittelgroßer Dreißiger, dessen Haut, Haupthaar, Bart, Auge und Hose fast dasselbe Braun aufwiesen; das einst blau karierte Hemd war schmutzig-gelb, die Schuhe weiß vom Staube, und der Hut hatte jene undefinierbare graugrünbraune Färbung, die in Sonne und Wetter alt gewordene Kleidungsstücke manchmal annehmen.

Sonst trug er nichts auf dem Leibe.

Die Schweißtropfen rannen unaufhörlich an ihm herab, das Hemd klebte auf Brust und Rücken; in seiner Gangart lag eine träge Müdigkeit, aber die großen, von der Arbeit entzündeten Augen sahen beinahe naiv aus den kühnen und wilden Gesichtszügen: der kurzen scharfgebogenen Nase, der breiten niedern Stirn und den struppigen Haaren.

Das war der Zinngießer. Seinen richtigen Namen wußte niemand.

Aber auch den Namen Zinngießer erhielt er vom Volksmund eigentlich erst nach seinem Tode. Um sein blutiges Haupt wand dann die Legende mit erfinderischer Phantasie einen tollen Kranz fabelhafter Begebenheiten.

Die Walliseller Turmuhr schlug an.

Hoch über der Kirche kreisten zwei Habichte in sich immer wieder überschneidenden Kurven.

Der Zinngießer zählte die Schläge langsam nach. Also drei Uhr war's.

Die Hitze nahm noch immer zu.

Nur manchmal strich schläfrig ein Lüftchen über die Straße, wühlte den Staub auf und trug den Duft von Heu über die Wiesen her.

Diesen herben, wohligen Geruch liebte der Zinngießer, er reckte den Hals und atmete lang und tief ein.

Der Wind wurde stärker, blähte sein Hemd auf und fuhr ihm über den schweißfeuchten Rücken.

Er stöhnte erleichtert und lächelte, von der augenblicklichen Kühlung erfrischt, dösig vor sich hin.

Beim nächsten Straßenkreuz wollte er nach links biegen, dem Greifensee zu; am Wasser war es denn doch nie so heiß.

Er drückte den Hut fest auf den Kopf und begann ein seltsames Zigeunerlied zu singen.

Die Melodie klang südlich, den Liedern der römischen Campagna nicht unähnlich; sanft und fast monoton beginnend, schwoll sie wild und maßlos an, um schließlich bei jeder Strophe in einem lang aushaltenden, tremolierenden Klageton zu endigen.

Ich möchte einmal König sein
und alle Menschen morden.
Nein — alle nicht.

Ich möchte auf einem ganz weißen Schimmel reiten
und über die abgeschlagenen Köpfe sprengen
wie über Kaktushecken.

Die weiße Königin,
die mich nicht König hieße,
würde ich peitschen lassen.

Ich würde auf des Schlosses Türme steigen
und von den goldenen Spitzen
in den Garten sehn.

Der Garten müßte so groß sein wie Spanien
und die Fische in den Weihern
dunkelrot — — —

Er hielt plötzlich inne und blieb stehen. Am Straßenrand lag, den Kopf auf das Felleisen gebettet, ein Handwerksbursche; er hielt die Hände über den Bauch gefaltet und schnarchte sehr vernehmbar; der Hut, den er sich beim Einschlafen ins Gesicht geschoben haben mochte, lag nun neben ihm auf dem Rasen; die Sonne brannte auf das schweißgerötete Gesicht, ohne seinen tiefen Schlaf irgendwie stören zu können.

Mit einem neidischen und geringschätzigen Grinsen sah der Zinngießer auf den Schlafenden nieder.

Dieser Mensch lag hier in der größten Sonnenglut und schlief wie ein Toter, schlief vielleicht schon stundenlang den festen tiefen Schlaf aller Tagediebe und Müßiggänger; verschlief den heißen Mittag und wohl auch Hunger und Müdigkeit.

Ja, so ein Kerl hatte es gut.

Dem mußte aber ein Streich gespielt werden.

Was konnte man nur gleich anfangen?

Gedankenverloren riß er einen Halm aus der Erde und kitzelte damit die Nase des Handwerksburschen.

Der rührte sich nicht.

Der Zinngießer warf den Halm gelangweilt beiseite — in diesem Moment schoß wie der Blitz ein neuer Gedanke durch seinen Kopf. Sein Gesicht veränderte sich — aus seinen Augen brach ein Verlangen, eine kindlich grausame Neugier, eine wahnsinnige Wißbegierde. Der Mund verzerrte sich zu einer bizarren Grimasse und zeigte eine Reihe gelber, kräftiger und unregelmäßiger Zähne.

Er sah in der augenblicklichen Unentschlossenheit dem Knaben vor dem Vogelnest ähnlich.

Dann kehrte er langsam um und ging zu seiner Karre zurück, entnahm der Werkzeugkiste einen eisernen Löffel und ein Klümpchen Zinn, trat zu dem noch brennenden Lötofen, der hinten am Wagen hing, bückte sich nieder, legte das Zinnstückchen auf den Löffel und hielt diesen in die Glut.

Eine nervöse Unruhe hatte ihn gepackt und mit fieberhafter Ungeduld wartete er das langsame Schmelzen des Zinnes ab.

Seine Lippen bebten. — Jetzt, jetzt war er flüssig. Hellglänzend wie Quecksilber schaukelte das flüssige Metall auf dem dunkel graublauen Löffel.

Behutsam schleichend, um nichts zu vergießen, näherte er sich dem laut Schnarchenden.

Am Straßenrand blieb er noch einmal stehen und überflog mit einem einzigen Raubtierblick die Straße rechts und links und das umliegende Feld.

Weit und breit war kein Mensch zu sehen, noch ein bedenklicher Laut zu hören, nur eine Grille zirpte ganz in der Nähe — sirrr sirrr — sie brach plötzlich ab.

Der Zinngießer kniete nieder und goß dem Schlafenden, wie die Krankenschwester dem Patienten die Medizin, den flüssigen Zinn in den geöffneten Mund — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Noch am selben Abend fanden Bauern die Leiche des armen Handwerksburschen.

Die Rache folgte auf dem Fuße. Der Zinngießer wurde verhaftet; er vermochte der Menge von Belastungsgründen, mit denen ihn der Untersuchungsbeamte überschüttete, nicht lange Trotz zu bieten und bekannte.

* * *

Die Geschichte ereignete sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Damals bestand im Kanton Zürich die Todesstrafe noch und der Zinngießer wurde denn auch geköpft.

Seine leichtsinnigen Reden vor Gericht erregten allgemeines Aufsehen; so unter anderm die Aussage, er müsse jetzt noch lachen, wenn er daran denke, was der Handwerksbursche für eine Fresse machte, als er ihm den Löffel Zinn eingegeben habe.

Aus Napoleons letzten Tagen

Von Paul Frémeaux

Im Pan-Verlag erscheint demnächst Paul Frémeaux' Werk: „Napoleons letzte Tage auf St. Helena", in der Verdeutschung von Erich Oesterheld. Es bringt manche neuen Einzelheiten über den gestürzten Titanen und gibt feine und interessante Einblicke in die Seelenzustände seiner letzten Jahre. Hier ein Absatz aus dem Kapitel: „Die Langeweile auf St. Helena".

. . . Die Entfernung seines Arztes erregte Napoleon ungemein. Denn von jetzt an konnte er es nicht mehr hinwegtäuschen, daß es mit der Zeit um ihn leer wurde — eine Leere, die vollkommen zu werden drohte.

Im Jahre 1816 hatte er sehen müssen, wie ihn Las Cases und dessen Sohn Emanuel, wie ihm Kapitän Piontkowski, die drei Diener Rousseau, Santini und einer der Brüder Archambault, durch Hudson Lowe entrissen wurden.

Jetzt, im Laufe des Jahres 1818, verkleinerte sich seine Gesellschaft noch mehr, begann sein Haus sich immer mehr zu leeren. Einige Wochen vor der Abfahrt des Generals Gourgaud, wurde der Haushofmeister Cipriani, als er das Diner des Kaisers servierte, plötzlich von derartig grausamen Schmerzen in den Eingeweiden überfallen, daß er zu Boden fiel und sich dort mit furchtbaren Schreien herumwälzte. Zwei Tage später, am 26. Februar, war er tot. Im Mai desselben Jahres erklärte der Küchenchef Lepage, daß er den Aufenthalt auf Sankt Helena nicht länger mehr ertragen könne. Er verlangte und erhielt in Plantation die Erlaubnis, nach Europa zurückzukehren. Bernard, der Diener des Marschalls Bertrand, folgte seinem Beispiel.

Zu Beginn des Jahres 1819 hatte die französische Kolonie in Longwood nur noch halb so viel Bewohner wie zu Anfang. Napoleon blieb nun keine andere Gesellschaft mehr als die der Familien Bertrand und Montholon; ihm blieben von den mit ihm gekommenen Dienern nur die zwei Kammerdiener, Marchand und Saint Denis, der Küchenmeister Pierron, der Leibjäger Novarrez, der Lakai Gentilini und der Pikeur Archambault der Jüngere. ‚Wenn dies so weiter geht,' sagte er traurig zu Marchand, den er für seinen unveränderlich Ergebenen hielt und der noch jung, kaum 27 Jahre alt war, ‚wenn dies so weiter geht, werden schließlich nur du und ich noch übrigbleiben. Du wirst mir weiterhin die Lektüre besorgen und mir schließlich die Augen schließen, um dann nach Frankreich zurückzukehren und von dem Gelde leben, das ich dir hinterlassen werde.'

Sechs Monate später sollte Napoleon einen neuen Verlust zu beklagen haben. Die Komtesse de Montholon litt an einer Leberaffektion und schiffte sich nach Europa ein. Im Augenblick, wo das Schiff, das sie fortführen sollte, die Reede von Jamestown verließ, schrieb ihr Gatte an sie: ‚Der Kaiser ist über deine Abfahrt sehr betrübt. Er hat Tränen vergossen, vielleicht zum letzten Mal in seinem Leben.'

Das alles hatten, in weniger als vier Jahren, der Gouverneur Hudson Lowe, die Krankheiten und die Langeweile aus der kleinen Bevölkerung in Longwood gemacht — die Langeweile besonders, die unerträgliche Langeweile auf Sankt Helena! Sie ergriff wie eine Epidemie die Diener Napoleons, einen nach dem anderen; ja, sie drohte, ihm alle, bis auf den letzten Verbannungsgenossen, zu entführen.

Und: niemand litt unter der Langeweile so sehr, wie Napoleon, den jetzt jeder zu verlassen trachtete. Die langen und für jeden widerwärtigen Tage Sankt Helenas mußten besonders Napoleon erschreckend traurig und leer sein. Das bißchen Lektüre, die paar Unterhaltungen, die historischen Versuche, Schach und Karten, — konnten diese harmlosen Unwichtigkeiten einen Mann beschäftigen oder auch nur zerstreuen, der noch vor kurzem das halbe Europa beherrscht hatte, der seine ganze Korrespondenz diktierte, der persönlich den Dienst eines ungeheuren Reiches besorgte, — die Finanzen, die öffentlichen Arbeiten, die Justiz, den Unterricht, die Religionsangelegenheiten, ferner alle äußeren Angelegenheiten, die Marine, den Krieg, und der — bei alledem — noch Zeit und Muße fand, zu repräsentieren, zu lesen, zu plaudern?

Konnte er auf einem Inselchen, deren Länge und Breite er vom Morgen bis zum Abend durchmessen hätte, seine physische

Tätigkeit befriedigen, er, der Eroberer, der die beträchtlichsten Marschrouten zurückgelegt hatte? Die Bewegung in einem Käfig, konnte dies dem gefangenen Löwen auch nur eine Illusion von Raum und Freiheit geben? Schon vom ersten Jahre des Exils an war der Kaiser der Wagenfahrten und des auf zwei oder drei Routen beschränkten Fahrweges überdrüssig. Aber warum ritt er nicht? Weil er, wie er selbst bemerkte, innerhalb der ihm gesteckten Grenzen kaum Platz genug hatte, um einen Tempogalopp zu machen.

Bei den ewigen faden Alltäglichkeiten mußte ihm der Ekel kommen, mußte er ihn von Tag zu Tag mehr empfinden, wenn er immer wieder dieselbe Unterhaltung mit denselben Personen führte, wenn er dieselben Karten- oder Schachpartien mit denselben Personen spielte oder wohl hundertmal dieselben Bücher einer armseligen Bibliothek durchblätterte.

Schließlich interessierten ihn auch seine ‚Memoiren' nicht mehr. Er ließ sie liegen.

Um die Mitte des Jahres 1819 hatte Napoleon alles vollendet, was er an Kommentaren über seine Feldzüge und seine Laufbahn hinterlassen sollte; er begnügte sich von der Zeit an, nur noch einzelne Teile durchzuarbeiten. Wenn er sein literarisches Werk auch um etliche Seiten vergrößerte, so bezogen sich diese Seiten doch auf andere, nicht damit im Zusammenhang stehende Dinge. So diktierte er hauptsächlich, um die bösen schlaflosen Nächte totzuschlagen, den Comtes Bertrand und de Montholon den ‚Précis des guerres du maréchal de Turenne' und den ‚Précis des guerres de Frédéric II.'; diktierte er Marchand den ‚Précis des guerres de Jules César', ferner Bemerkungen über den ‚Mahomet' Voltaires, die ‚Aeneide' Vergils und . . . eine Notiz über den Selbstmord!

Für die Unterbrechung seiner Geschichtsarbeit, die den einzigen, etwas wirksamen Zeitvertreib seiner Gefangenschaft bildete, hat sich der Kaiser selbst mehrere Entschuldigungen gegeben. Er hatte vor allem zwei seiner Sekretäre verloren: Las Cases und Gourgaud, zwei Mitarbeiter, mit denen er seine Berichte durchging und besprach, bevor er sie niederschreiben ließ. Dann fehlten ihm fast unentbehrliche Dokumente: die ganzen Jahrgänge des ‚Moniteur', seine Korrespondenz, seine Gesetze, die kürzlich erschienenen militärischen oder politischen Publikationen. Schließlich glaubte er zu bemerken, daß auch sein Gedächtnis schwächer wurde, worauf er sich sonst ständig verlassen konnte. Es steht außer Zweifel, daß ihn solche Hindernisse abschrecken mußten. Es war aber doch vor allem dieser allgemeine Ekel, der ihn überfallen und dem er sich hingab,

als er seine Arbeit im Stich ließ. Intellektuell, und auch physisch, verfiel er jener Passivität, jener Apathie, die einen mit matter Gebärde zu sagen zwingt: ‚Wozu das alles?'

Manchmal wollte er dagegen ankämpfen. Es kam vor, daß er des Nachmittags ins ‚topographische Kabinett' ging, mit dem festen Entschluß, die Beschreibung seiner Feldzüge wieder aufzunehmen. Er durchflog etliche Karten, durchblätterte einige Broschüren, verließ aber bald wieder, müde, gelangweilt, den mit Papieren bedeckten Tisch und ging zur Fenstertür, die auf die Veranda hinausführte. Dort blieb er stehen, manche halbe Stunde lang, trommelte an die Scheiben, sah dem Flug der Möven zu, die um die Spitze des Flagstaff kreisten, folgte mit düsterem Blick den Prozessionen der Wolken am Himmel, die der Passat ohne Ende hintereinander hertrieb. Und oft, wenn Bertrand und Comte de Montholon in der Nähe waren oder auch Noverraz, der in diesem Zimmer Dienst hatte, hörten sie ihn murmeln: ‚O dieses Kreuz! Diese Langeweile!'

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Berichte, die von den Chronisten überliefert wurden, ermöglichen es, sich ziemlich genau zu vergegenwärtigen, wie der Kaiser seine Tage in Longwood verbrachte; sie geben ein klares Bild ihrer trostlosen Trauer. Aber die Tage sind nur die Hälfte und die geringere Hälfte der Qualenstunden auf Sankt Helena. Wie soll man sich ein Bild der Nächte machen, wo Napoleon, der niemals viel schlafen konnte, weder seine Begleiter, noch seine Diener um sich hat, wo er mit sich selber allein ist und ohne Zeugen leidet! ‚Sie sprechen von Ihrem Kummer', sagte er einmal zu Gourgaud. ‚Und ich, welchen Kummer habe ich, was habe ich mir nicht alles vorzuwerfen! Glauben Sie etwa, daß ich, sobald ich erwache, nicht schreckliche Augenblicke durchmachen muß, wenn ich daran denke, was ich einst war und sehe, was ich jetzt bin?'

Wenn der Kaiser in diesen schlaflosen Nächten bald in dem einen, bald in dem anderen Zimmer den Schlaf sucht, der ihn flieht, wenn er von dem kleinen eisernen Bett in seinem Schlafzimmer zum kleinen eisernen Bett in seinem Arbeitszimmer geht oder aufbleibt, seinen Barchentrock anzieht und mit gesenktem Kopf, die Hände auf dem Rücken, die beiden Zimmer durchmißt, — welche Gedanken mochten ihn da beschäftigen, welche über ihn herfallen? Nur nach seinen Unterhaltungen am Tage konnte man sich die einen oder die anderen mutmaßlich vergegenwärtigen.

‚Niemand,' erklärte er einmal in vornehmer Selbstverleugnung dem Dr. O'Meara, ‚niemand als ich ist schuld an meinem Fall.

Ich bin mein eigener Feind, der Urheber meines Unglücks gewesen.' Und zu seinen ständigen Zuhörern am Abend sagte er: ‚Ich wollte zuviel . . . Hätte es doch Gott gefallen, daß mich eine Kugel vom Kreml getötet! Die Geschichte hätte mich Alexander dem Großen, hätte mich Cäsar an die Seite gestellt, anstatt daß ich, wie jetzt, fast nichts bin!'

Er übertrieb die Wirkung der niederdrückenden Schwerkraft seiner Niederlagen, die auf seinem Ruhm lastete, und bezweifelte schließlich sein Werk. Es ist wahr, die materielle Eroberung Europas war ihm fehlgeschlagen, aber war ihm denn die moralische Eroberung Europas nicht gelungen? Die französische Gleichheitsidee, die von ihm, dem Sohn der Revolution, gefördert wurde, und der reformierende Geist brachten überall die großen und die kleinen Tyrannen zu Fall, vernichteten den Absolutismus, den Mißbrauch und die Privilegien, emanzipierten die Nationen und fundierten eine fortschrittliche Humanität. Es scheint, daß ihm diese Wirkung seiner Rolle auf Sankt Helena oft entgangen ist. Wahrscheinlich schloß er, in den traurigen Meditationen der Nacht, aus den scheinbaren Mißerfolgen seiner Kriege auf die Torheit seiner Politik, hielt seinen Lauf durch die Welt und seine Diktatur über die Völker für vergeblich; und gerade sein persönliches Verhängnis und das Nichts, in dem er jetzt lebte, trafen ihn besonders tief.

Was blieb ihm denn von all den Siegen und von den vielen Königreichen — was galt es jetzt, daß er Frankreich so weit über seine natürlichen Grenzen vergrößert hatte, daß er ein größeres Reich besessen, als Karl der Große, daß er seine Adler auf die vier äußersten Punkte des Kontinents gepflanzt und Triumphzüge in fast alle Hauptstädte Europas gehalten — was blieb ihm von all dem? Nichts als jene silberne Uhr, vor der er mitunter seine nächtliche Wanderung unterbrach — die Uhr Friedrichs II., die er, am Vorabend von Jena, als er, als Herr, das Potsdamer Schloß besichtigte, auf einem Tisch bemerkt und in seine Tasche gesteckt hatte!

Und schmerzhaft empfand Napoleon alle Etappen seines Falls, sah jetzt den Punkt, wo er hätte anhalten müssen, wo er doch noch sehr groß geblieben wäre. Warum hatte er 1813 nicht den Prager Frieden geschlossen? Er wäre Kaiser von Frankreich und König von Italien geblieben. Warum hatte er nicht die späteren Propositionen Frankfurts angenommen? Er hätte Frankreich mit seiner rationellen Rheingrenze erhalten können. Warum hatte er nicht einmal die Bedingungen von Chatillon unterschrieben, jene von 1814, die ihm die Zukunft sicherstellten?

Und warum aber, warum war ihm der erhabene Versuch bei Waterloo nicht gelungen, da sein Ehrgeiz maßvoll geworden und er neue Regierungsformen einzuführen die Absicht hatte?

Waterloo! So manche Nacht hat Napoleon, in solchen Gedanken gefangen, diese Schlacht von neuem durchleben müssen, deren verlustreichen Ausgang er nicht begreifen konnte. Jene nächtliche Heerschau, die der deutsche Dichter*) erdacht, hatte zweifellos er selber durchlebt: dann ließ er seine alten Haudegen aus dem Grabe steigen und seine alte Garde wieder aufwachen, mahnte die toten Eskadrons, wieder darauf loszuschlagen und loszureiten, damit sie ihm seinen Thron und die Freiheit seines Genies wiedergeben. Aber immer wieder, immer wieder hörte er den Tritt der englischen Schildwachen vor seiner Tür.

Armer Mann! Gewiß, er war ein armer Mann, wie Henry gesagt. Hatte er Fehler begangen, mit welchen Torturen sühnte er sie! Folgte in einem Leben jemals solch ein Elend auf so viel Glanz und solch ein Nichts auf solche Macht?

Hatte er einstmals die Tuilerien, das Elysée, St. Cloud, Trianon, Fontainebleau, Compiègne, Rambouillet bewohnt, die Palais in Brüssel, Amsterdam, Mayence, Turin, Parma, Florenz und Rom besessen, hatte er Potsdam, Schönbrunn und den Kreml durchschritten, um jetzt in diesem Gemäuer, hinter diesen Mauern aus Strohlehm, unter Pappdächern zu leben, — um jetzt in Longwood zu enden?

Aus Napoleon, dem Kaiser der Franzosen, dem Könige von Italien, dem Protektor der rheinischen Konföderierten, dem Mittler der schweizer Konföderation, war der verhöhnte ‚General Bonaparte' geworden. Hatte er nur einen Namen? In ihrer Korrespondenz fanden Hudson Lowe und Lord Bathurst ein Vergnügen darin, ihn bald General Bonaparte, bald ganz kurz Bonaparte, Buonaparte oder Buonaparté zu nennen.

Nachdem er über 80 Millionen Menschen geherrscht, sah er sich selbst unter die Autorität eines englischen Beamten gestellt, war ihm für seine Ausgaben, für jeden Schritt, für alles, was er tat, verantwortlich; durfte nur Besuche empfangen, die jener ihm gestattete, durfte nur Bücher und Zeitungen lesen, die jener liebenswürdig zu ihm durchgehen ließ, konnte selbst an seine Mutter, seine Frau, seinen Sohn nicht schreiben, ohne daß dieser Fremde in die Intimität und Herzlichkeit seiner Briefe Einsicht nahm!

Einen Augenblick hatte ihn einige Hoffnung in diesem Martyrium aufrecht erhalten. Die liberale Opposition in England

*) J. Chr. v. Zedlitz

mißbilligte die Demütigungen und die Behandlung, die man ihm auferlegte, erklärte seine Gefangenhaltung als eine Verletzung des Völkerrechts. Ein Mitglied der britischen Aristokratie, Lord Holland, war sein Fürsprecher im Parlament. Am Hofe hatte er die Sympathien der eigenen Tochter des Regenten, der Prinzessin Charlotte. Aber die Prinzessin Charlotte starb schon 1817. Und weder damals noch später ersetzten die liberalen Engländer die Konservativen an der Spitze der Staatsgeschäfte. Daß man ihm jemals gestatten würde, nach den Vereinigten Staaten zu gehen, um dort als Privatmann oder gar als Gast zu leben oder in England seine Tage zu beschließen, als ein beunruhigender Gast, den man bewachen müßte — dies anzunehmen, mußte bei kühlem Nachdenken als eine Illusion erscheinen.

Oder würde man ihm vielleicht ein anderes Gefängnis geben? Nein, denn keins konnte so sicher sein wie dieses. Um die Mitte des Jahres 1819, nach bald vier Jahren Gefangenschaft, zweifelte der Kaiser daran nicht mehr. Die Qual auf Sankt Helena, ‚sein Kreuz', wie er sagte, würde so lange dauern wie er selbst. Und nachdem ihm so jede Hoffnung verloren schien, nachdem er von der Zukunft nur eine Steigerung seiner Leiden erwartete, fiel ihn mitunter eine Angst an, empfand er Furcht — Furcht vor einer zu langen Existenz.

Denn Jahr auf Jahr noch in dieser Felsenwüste vegetieren, die Wellen, Wind und Nebel belagerten, unter diesem düsteren, immer regenschweren Himmel — in dieser feuchten, von Ratten heimgesuchten Baracke! Und dort langsam, langsam — alt werden! Als Objekt der Neugierde und des Mitleids für diese Engländerinnen, Frauen von Beamten und Offizieren, die auf der Rückreise aus Indien die Insel besuchten, hier in Longwood die Jahre des Verfalls und der Gebrechen erreichen! Nach so vielen Ruinen nun selber eine werden, um sich eines Tages sauertöpfisch asthmatisch, schleimflüssig, gichtig zu sehen — ja vielleicht hilflos sich selbst besudelnd zu enden — Pfui!

‚Der Mensch', hat Goethe einmal paradox, aber mit einem Fond von Wahrheit gesagt, ‚der Mensch lebt solang, als er den festen Willen hat, nicht zu sterben.'

Und Napoleon wollte nicht mehr leben.

Aus Freytags Briefen*)

Dem im letzten Panheft veröffentlichten Schreiben Freytags, das seine Doktorprüfung schilderte, lassen wir hier einige Briefstellen folgen, die interessante Lichter insonderheit auf Freytags Standpunkt gegenüber Kaiser Friedrich III. und unserm jetzigen Kaiser werfen.

Siebleben 18. Juni 88.

. . . Nun steht für mich die Sache so. Mittheilungen über den Verschiedenen, Artikel, wie die N. Fr. Pr. in diesen Tagen wünschen wird, kann ich jetzt nicht geben. Die persönlichen Anschauungen, welche ich von dem Kaiser erhalten, stehen zum Theil in so starkem Gegensatz zu dem Bilde, welches im Gemüth der Deutschen aus dem volksmäßigen Drange nach Idealgestalten für Liebe und Verehrung entstanden ist, daß es herb und auch nicht nützlich wäre, in diesen Wochen eines großen Schmerzes das wirkliche Wesen eines liebenswerthen aber unglücklichen Fürsten dem landläufigen Bild gegenüber zu stellen. Sie selbst wissen sehr gut, was ich damit meine. Ferner aber ist mir durch die persönlichen Beziehungen zu ihm und durch den Umstand, daß ich zuweilen als Vertrauter Einblick in seine Natur erhielt, auch Diskretion und Zurückhaltung geboten. Auch seine Briefe u. s. w., soweit diese Aufzeichnungen ein Interesse für Andere haben können, eignen sich nicht zur Veröffentlichung, wenigstens nicht durch mich. Und mir widersteht es, jetzt, wo er erst die Augen geschlossen, mit meinem Urteil u. Namen über ihn vor die Oeffentlichkeit zu treten . . .

Daß ein neues Regiment gekommen, bewies in auffallender Weise die erste Kundgebung des neuen Kaisers, sie war an das Heer u. die Marine gerichtet. Es ist ein junger, straffer, tatkräftiger Mann, der damit auf die Weltbühne tritt. Bei Kaiser Friedrich war das Heer fast gar nicht erwähnt worden, und hatte diese Nichtbeachtung grollend empfunden, der Sohn machts ganz anders als die Mutter. — Die Maßnahme war richtig, die Marine wird besonders erfreut sein, als gleichberechtigter Factor neben dem Landheer behandelt zu werden . . .

*) Aus der in W. Borngraebers Verlag Neues Leben demnächst erscheinenden Sammlung.

Siebleben 20. Juni 88.

... Für Deutschland erwarte ich jetzt eine ernsthafte, aber kräftige Zeit. Der neue Kaiser steht mit dem Kanzler zunächst in festem Einvernehmen, und das wird wohl eine Zeitlang aushalten. Eine Probe davon, die er selbst erzählte. Er sagte dem Kanzler im Eifer: ‚Da haben Durchlaucht etwas Dummes gemacht', worauf Bismarck: ‚Nun, gebe der Himmel, daß Ew. Majestät nie eine größere Dummheit begehen mögen'. — Die Franzosen haben jetzt größere Angst vor dem Krieg als je, u. die Russen vertrauen, daß Kaiser Wilhelm II. ihnen nicht grade abgeneigt ist. Der Besuch der Königin von England hat eine Wirkung gehabt, welche von der Kaiserin Victoria nicht beabsichtigt war. Die Königin ist nach einigen langen Unterredungen mit Bismarck ganz auf seine und des Kronprinzen Wilhelm Seite getreten. Der Kanzler hat die Dame ganz für sich zu gewinnen gewußt, er hat ihr auch in der Battenberger Frage gesagt: seien Ew. Majestät Richterin, hat ihr die Sache dargestellt, und sie hat ihm zugestimmt und ist in Gegnerschaft gegen die Tochter abgereist. Es wird also auch mit England ein gutes persönliches Verhältniß der Regierenden zu hoffen sein. Und da Oestreich durch seine Verhältnisse genöthigt ist, fest beim Bündniß zu bleiben, so haben wir zunächst wohl auf äußern Frieden zu hoffen. Dennoch wird so scheint mir, die nächste Zukunft ein ganz anderes Wesen im Innern entwickeln. Das ewige Festfeiern, das heitere lässige Treiben wird aufhören, oder doch gemindert werden, es wird stärkere politische Kämpfe geben. Auch die schönen Künste werden nicht goldene Zeiten zu hoffen haben. Bilder, Theater, Romanlesen wird kleineres Publicum finden. Die Kunstrichtung des früheren Kronprinzen Friedrich hat größeren Einfluß gehabt, als man wohl annimmt. Es ist zu wünschen, daß der neue Kaiser ein Vorbild für gute Wirthschaft werde. Doch auch das sind nur Gedanken, welche keinen besonderen Werth haben ...

Siebl. Sonntag 24. Juni 88.

... Was Frau Ilse über den neuen Kaiser sagt, ist genau u. gut ausgedrückt dasselbe, was wir Alle ihm wünschen. Seine Gefahr ist eine unerprobte prinzliche Zuversicht zu sich selbst. So sehr solch stolzes Vertrauen Voraussetzung zu festem und großem Handeln ist, so liegt auch die Gefahr der Selbstüberhebung auf seinem Wege. Und sie wird durch die Masse der andrängenden Schmeichler gesteigert. Seinem armen Vater fehlte diese Mitgift des Selbstgefühls völlig, er hatte zunächst immer ein Gefühl der Verwirrung u. Hilflosigkeit gegenüber neuen Zumuthungen.

Und die Großmutter Augusta sagte das Richtige, als sie dem jungen Herrn neulich rieth, nie dem Rath eines Schmeichlers zu folgen. Nun ist es eine Fügung des Geschicks, daß unsern Regenten fast ohne Ausnahme in der Wiege zu allen guten Gaben auch die schlimme beigebunden wird, daß sie zuweilen Jungen sind u. bleiben. Friedrich der Große vermochte bis in sein Greisenalter den Jungen nicht ganz los zu werden, u. der verstorbene Kaiser Friedrich hatte, in ganz anderer Weise freilich, nur zuviel davon. Wie Kaiser Wilhelm mit diesem bedenklichen Pathengeschenk wirthschaften wird, müssen wir abwarten . . .

Siebleben, Donnerst. 28. Juni 88.

. . . Am Kaiser ist nur das häufige Betonen seiner frommen Gesinnung unnöthig, es mag sein, daß die gehobene Stimmung u. die tragischen Ereignisse, aus denen sie hervorging, die Ursache sind. Sein Vater hatte auch einen kleinen altfränkischen Kirchenglauben, ja er war von romantischer Gefühlsanlage u. hätte unter der Herrschaft einer Glaubensseligen ganz in religiöse Schwärmerei fallen können. Diese Weichheit nahm der ungläubigen Victoria oft den Rest der Geduld u. zog ihm schlechte Behandlung zu. — Beim Sohne ist auch die Gläubigkeit stark mit Politik versetzt. In seinem Verhältnis zu der Mutter wird er den Takt, den Ilse fordert, zuverlässig zeigen, wenn nicht aus Gemüth, doch aus Stolz . . .

Siebleben, Mittwoch 18. Juli 88.

. . . Eine Mittheilung von Döllinger, dem Kanzler des Maximiliansorden. Anzeige daß die Mitglieder eine eigene Staatstracht erhalten haben. Dieser Unsinn ist ein Zeichen der Zeit. Die Befestigung u. das Vorherrschen der monarchischen Stimmungen, die Freude an Repräsentation u. höfischem Prunk bringen solche Pilze : Ordenswirtschaft, Adeln u. s. w. Und man wird allmählich zur entschiedenen Opposition gegen einen Pomp gedrängt, der Niemandem große, sehr Vielen nur niedrige und kleine Empfindungen giebt . . .

Siebleben, Sonntag 5. Aug. 88.

. . . Daß der neue Kaiser den Johanniterorden protegiert, ist . . .

Er hat seither ganz gescheut vermieden, neue Adlige zu machen, was seine Mutter während der 100 Tage ihrer Herrschaft so reichlich besorgt hat, aber das Begünstigen eines unzeit-

gemäßen, abgeschmackten Ordens ist ebenso schlimm. Da man jetzt jede Lebensäußerung des Herrn mit großer Aufmerksamkeit verfolgt, sollte er sich in Acht nehmen . . .

Siebleben 14. August 88.

. . . Die feurige Loyalität und Hingabe, welche auch hochbegabte Männer oft für die Herrschaften fühlen, denen sie Kraft u. Leben widmen, habe ich nach meiner Natur den Höchsten der Erde gegenüber niemals gefühlt, u. wenn mir dergleichen etwa auf Augenblicke kam, habe ich dies als unwahr alsbald abgethan, grade so, wie ich als kleiner Knabe mit der Zuckerdüte in der Hand von einem Gebet unbefriedigt aufstand. Die wärmste Empfindung, mit der ich bei ihnen weilte, war ein fröhlicher Humor. Die Sprödigkeit meiner Natur, oder um sehr stolz zu reden, diese Souveränität einer dichterischen Begabung, haben auch meine vornehmen Freunde immer empfunden. Und so vertraulich, wie mancher Andere, bin ich nie Einem von ihnen geworden. Der kranke Kaiser würde mich, ganz abgesehen davon, daß ich ihm in den letzten Jahren durch meine Zurückhaltung u. Andres fremder geworden war, nie mit den Armen umschlossen und fest an seinem Herzen gehalten haben, wie er mit seinem treuen, verscheuchten Normann that. Und selbst mein altes Duxel*) betrachtet mich im Geheimen wohl immer noch mit einem gewissen Mißtrauen. Ich habe ihnen nie ganz gehört, war ihnen immer mehr Gast, als bei ihnen heimisch. Und das war ganz in der Ordnung, denn es war gegenseitige Empfindung . . .

Siebleben, Montag 20. Aug. 88.

. . . Was nun das Geräusch der Zeitungen über die Rede betrifft, die Kaiser Wilhelm bei Einweihung des Denkmals für den verst. Oheim, den Feldmarschall Friedrich Karl hielt, so ist kein hinreichender Grund dazu, dem Kaiser begegnete nur, daß er sich im Eifer einer ungeschickten Hyperbel, d. h. Uebertreibung bedient hat: Er wollte sagen: wir werden die Eroberung meines Vaters bis zum Tode behaupten, und er wollte dadurch den unwahren Behauptungen der ausländischen Presse entgegentreten, daß Kaiser Friedrich an eine Rückgabe des Elsasses gedacht habe. — Dergleichen Verhauen durch ungeschickte Wahl der Worte ist nur zu vermeiden, wenn er sich vorher die Worte aufschreibt u. durch einen treuen Stilisten begutachten läßt, so thaten sein Großvater u. Vater, letzterer nachdem er auch mehrfach Lehrgeld bezahlt hatte, u. das wird er auch lernen. Und dies wird wohl eine Warnung sein . . .

*) Herzog Ernst II. von S.-Koburg-G.

. . . wird am 23 ten erfolgen, wo er ein Kapitel, d. h. eine Versammlung des Johanniter Ordens besucht. Dieser Orden, ein Ueberrest mittelalterlicher Verhältnisse, ist nämlich ein adliger Orden, wo adlige Geburt, Vorbedingung der Aufnahme ist. Ein König v. Preußen darf sich auf diesen Schwindel nicht einlassen, u. der Grund, der ihn bestimmt, daß der Orden Krankenpflege, zumal im Kriege, zum Zweck habe, darf für ihn nicht maßgebend sein. Denn der König v. Pr. ist der erste Soldat u. der erste Beamte seines Staates, aber er darf sich nicht als ersten Edelmann darstellen. Ich habe in der vorletzten Nacht erwogen, ob ich ihm darüber schreiben solle, ich habe es mir versagt, weil mir keine näheren persönlichen Beziehungen zu ihm bestehen u. bei seiner Natur eine solche Warnung fruchtlos sein würde. Doch habe ich dazu gethan, daß ihm von anderer Seite eine Notiz zugehe. Uebrigens ist die Sache nicht besonders wichtig, aber mir paßt sie nicht in meine Zirkel . . .

Siebleben, 5. Sept. 88.

. . . Es besteht glücklicherweise bei uns kein offener Kampf (in der Presse) zwischen Adel u. Bürgerthum, wohl aber ein stiller. Und wir haben dafür zu sorgen, daß der Prozeß der Verbindung der mittelalterlichen Stände zu einheitlicher Nation ohne Gewaltsamkeit u. offene Fehden sich allmählich vollziehe. Noch ist darin Manches zu thun. Noch sind unsere Fürsten verzogen u. verwöhnt, sich vor Allem als die Ersten des Adels zu betrachten, die höchsten Stellen im Heer u. Beamtenthum sind fast ganz in den Händen des Adels, der Hofdienst ausschließlich. Nun sind unter König Wilhelm u. dem jungen Kaiser die Ansprüche des Adels gestiegen. Jede dahinzielende Aeußerung wird mit tiefem Mißtrauen betrachtet, jede Unvorsichtigkeit unsrer Regenten erzeugen Besorgnisse u. Erbitterung, die auch, wo sie kleinlich und unnöthig ist, gefährlich werden kann. Wenn unsere Regierung in den Ruf kommt, durch den Adel das Volk regieren zu wollen, geht die Loyalität der Deutschen verloren und das monarchische Regiment wird ihnen verleidet. Das ist die Gefahr. Und deshalb muß der Staatsmann u. jeder Patriot auf diese wunde Stelle im Gefühl der Nation genau achten. Es sind jetzt einige Anzeichen zu erkennen, daß dies Mißtrauen zunimmt, u. schon in naher Zukunft mag die Regierung darüber unangenehme Erfahrungen machen . . .

Wirtschaftsexperimente

1. Theorie und Praxis.

Der Tod findet gratis statt; sonstige Güter werden gegen Geld eingetauscht. Niemand verlangt den Kaffee, den er trinkt, umsonst, und eben dadurch unterscheidet sich der Mensch vom unvernünftigen Vieh: er zahlt, was er verzehrt, jenes nicht.

Umsonst ist der Tod. Die Weisheit unserer Altvorderen liegt im Sprichwort; die der gegenwärtigen Mitmenschen auf anderen Gebieten....

Welchen seriösen Geschäftsmann grämte es nicht von jeher, daß die Preisbildung für die Güter des diesseitigen Lebens knechtisch dem Gesetz von Angebot und Nachfrage unterlag, und daß der gelehrte Wirtschaftsforscher am Schreibtisch noch obendrein die Theorie vom Grenzwert erfunden hatte, so daß die ganze Angelegenheit in der Tat bald wie ein Exempel aufgemacht werden konnte: Kosten, Preis, Profit, nach einer exakten Formel konnte der ganze Krempel von jedem Schulbuben ausgerechnet werden.

Der Kaufmann sah sich in die Karten geguckt, verraten und sozusagen selbst verkauft. . .

Und setzte sich zur Wehre. Jenes Genie aber, das auch dieser Stand (und sei es nur alle Jahrhunderte) hervorbringt. . .

Im Kampfe gegen die Theorie, diese graue Dame, siegte also der praktische Kaufmann, und zwar vermittels einer dreifachen Taktik: der Schwenze, dem Corner, der Valorisation. Die Theorie von der preisbildenden Kraft des Angebots und der Nachfrage war geschlagen und begab sich schmerzbewegt nach Hause.

Hintendran humpelt die Wissenschaft und sperrte die neuen Erscheinungen in die Kammer der Begriffe und Definitionen. Und untersuchte und sagte:

Die Schwenze — ist Vernichtung eines Teiles der Produktion zum Zwecke der Aufrechterhaltung eines Standardpreises für die Ware. Das Angebot wird beschränkt — (Konsumente, merkst du was?)

Das Beispiel einer Schwenze wäre etwa jener kürzlich bekannt gewordene (später dementierte) Fall gewesen, daß ein feudaler Jagdeigner die Hälfte oder noch einen größeren Teil der erbeuteten Hasen eingräbt und dem Handel entzieht, um den Kaufleuten (und sich selber) die „Preise nicht zu verderben. . ."

Der Corner — ist die Ansammlung des Produkts in einer Hand; der Markt wird entleert, die Ware von einer Seite aufgenommen und enggestapelt, die Preise steigen — (Konsumente, merkst du was?)

Ein gefährliches Spiel, so ein kleiner Getreidecorner (ziemlich beliebt, aber nicht übermäßig ethisch) — — hie und da wird aber ein wenig gehungert. Erforderlich für dieses interessante wirtschaftliche Experiment

ist sehr viel Geld bei dem, der es wagt. Reicht's nicht, so bricht er sich selber den Hals. Er muß verkaufen, unter Preis verkaufen, verkaufen, was er noch gar nicht hat, zu teuremPreis einkaufen, um liefern zu können, und hängt schließlich in der Schlinge, die er dem Konsumenten hat freundlicherweise um den Hals legen wollen . . .

Die Valorisation ist das Meisterwerk. Erstens hinsichtlich der Bezeichnung. Wer denkt dabei an etwas Böses? Höchstens, daß man den Unterton: valeur heraushört; nun und das ist noch nichts Bedenkliches. In Wahrheit handelt es sich um die Verwertung von Ware, ohne sie umzusetzen, und dem Verbrauch zuzuführen; umpumpen in einem etwas vergeistigten Sinne. Die Kaffeeplantagenleute in Südamerika machten eines Tages die betrübte Entdeckung, daß es ihnen nicht anders ging, wie anderen Bauern auch, nämlich, daß sie je nach der Witterung einmal gute und einmal schlechte Ernten hatten. Entsprechend schwankten die Preise für ihre Produkte: war viel Kaffee da, so wurde er billig, war wenig da, konnten sie teures Geld fordern. Dieser letztere Zustand gefiel den Herren auf ihren Haciendas um vieles besser, und es lag ihnen manches daran, in den guten Erntejahren (bei vielem Kaffee) denselben hohen Preis zu erzielen, wie in minder guten bei geringem Angebot. Zu diesem Behufe hätte nun ein kleines Cornerchen (s. oben) ganz genügt. Ein Corner aber kostet Geld, und sehr viel Geld, wenn es sich um einen Massenartikel wie Kaffee handelt. Geld aber hat man in Südamerika nicht. Hat man aber in Südamerika kein Geld, so geht man welches borgen. Wo? In Deutschland. Hierhin also begaben sich damals (es ist nur wenige Jahre her) Südamerikas Kaffeeproduzenten, und verpfändeten einen Teil der (guten) Ernte für viele Millionen an deutsche Bankinstitute; um das Pfand einzulösen, ‚wenn bessere Zeiten kommen' (d. h. der Kaffeepreis höher ist und sich der Verkauf mehr lohnt als die Verpfändung. So etwa wie gerade jetzt; (du merkst es, Konsumente!) Das ganze Manöver nannte man ‚Valorisation'. Auf dem Rücken des Verbrauchers wurde der Pakt geschlossen, und Mitglieder der deutschen Bankwelt haben sich keineswegs gescheut, deutsches Geld in das entlegene Brasilien zu geben und der Heimat ein Volksgenußmittel zu verteuern. Geschäft ist Geschäft, ich seh' nischt ein! — —

2. Bluff.

Vor einigen Tagen meldete ‚unser' offiziöses Telegrafenbüro (jede Station, doch dies nur nebenbei, hat diejenigen Offiziösen, die sie verdient) — ‚Wolff', also meldete aus Macon (in dem interessanten Südstaate Georgia der Union, daß ein Mann namens George Wadley, bekleidet mit der Würde eines ‚Präsidenten der Südstaaten-Baumwoll-‚Korporation', auf der frohen Fahrt nach Europa begriffen sei, um in Deutschland ‚bezüglich der Finanzierung der gesamten Baumwollernte bis zu einem Betrage von 300 Millionen Dollar zu verhandeln'. Herrn Wadley, so hieß es weiter, sei von deutschen Bankinstituten empfohlen worden, sich schleunigst zu diesem Zwecke hier ein-

zufinden. Der ‚Finanzierung' sollte ein Preis von 15 cts. (pro englisches Pfund) zugrunde gelegt werden.

Dieser Ankündigung war zu entnehmen, daß die Kaffeevalorisation anfing Schule zu machen. Und daß der Baumwollpflanzer der Union ebenso wie der Kollege in Kaffee einige tausend Meilen südlich, sich aus Deutschland das Geld zu der menschenfreundlichen Unternehmung zu holen gedachte. Waren es damals schon einige stattliche Millionen, so sollten diesmal $1^3/_4$ Milliarden, d. s. 1750 Millionen Mark deutsches Geld nach Amerika wandern, und da wir bekanntlich im Golde schwimmen, und hier kein Mensch Geld und Kredit gebraucht. . .

Die Baumwolle ist für unsere Textilindustrie etwa das, was für unsere Schwerindustrie das Eisen ist. Was der Mensch braucht, muß er haben. Und wenn die amerikanischen Pflanzer ‚auf der Basis von 15 cts.' die Ernte ‚finanzieren' wollen, so bedeutet das in unser geliebtes Deutsch übertragen: Wir Pflanzer pumpen uns zunächst mal auf die Ernte 1750 Mill. Mark. Dann haben wir Geld und ihr (Konsumenten) keine Baumwolle. Für den täglichen Bedarf halten wir ein wenig von der Ware zurück; ein bißchen teuer wird sie euch ja kommen. Lohnt es sich eines Tages, so lösen wir das Pfand auch wieder ein. Dann könnt ihr weiter kaufen. Aber billiger als 15 cts. kriegt ihr die Ware nie, denn sonst kämen wir nicht auf unsere Rechnung.

Jetzt kostet sie etwa 13 cts.

Zu bemerken ist, daß der Versuch der Pflanzer, die Ernte einzusperren, nicht so ganz neu ist. Nur haben sie im vorigen Jahre in Amerika das Geld nicht dafür aufbringen können.

Einstweilen stellen die heimischen Banken mit Pathos eine Beteiligung an den Plänen des Herrn Wadley in Abrede. Es sei nichts als Bluff und Börsenmanöver. In allen Blättern aber kann man deutlich lesen, welches Unheil für die deutsche Industrie aus dieser neuen Valorisation erwachsen würde, und bei dem engen Zusammenhang zwischen unserer Industrie und unseren Banken, und zumal bei der jetzt wieder anhebenden Geldteuerung sei es undenkbar. . . .

Logisch undenkbar ist es nicht. Ob es p r a k t i s c h undenkbar ist, mag sich erweisen, wenn Herr Wadley, und das steht unmittelbar bevor, seinen Fuß auf deutsche Erde gesetzt haben wird. Vindex

Vive la bagatelle!
Swift

In eigener Sache

Mir kommt heute, den 23. August, die Nummer 37 des Pan zu Gesicht, in der auf der letzten Seite von mir die Rede ist.

Alexandra Ramm, die ich bisher nicht kenne, erhebt darin gegen mich eine ehrenrührige Beschuldigung und offene Beleidigungen, die ich hier kurz abweise, mir alles Weitere vorbehaltend:

Mir hat vor etwa 1½ Jahren ein Herr, dessen Namen ich ohne Not nicht nenne, die Adresse zweier Russinnen aufgeschrieben, die sich angeblich für mein Jugenderholungsheim (damals) in Zehlendorf interessierten und eventuell darüber in russischen Blättern berichten würden. Beide Namen sind mir entfallen. Es ist meines Wissens auch nichts derart erfolgt, nicht einmal der von mir erbetene und angekündigte Besuch, also zu Dank meinerseits kein Anlaß. Die Qualität der beiden Damen war mir völlig unbekannt.

In der Gerichtsverhandlung vom 23. Juli d. Js. ist der Name Alexandra Ramm von niemandem genannt worden. Das wäre durch Zeugen leicht festzustellen.

Ich mußte als Angeklagter Aussagen über einen ehemaligen Gläubiger machen, der mir Geld mit der dringlichen, damals fast täglichen Begründung abborgte, er müsse eiligst in London die Ehe mit einer Russin vollziehen, mit der er intime Beziehungen habe, und die von der Polizei mit Ausweisung bedroht würde: Jeder Tag könne diese verhängnisvolle Entscheidung bringen. Ob er damals ihren Namen genannt hat, weiß ich nicht mehr; jedenfalls hätte ich ihn schon Tags darauf nicht mehr nennen können: Wer merkt sich die Namen von den Geliebten anderer? War es Alexandra Ramm oder war es eine andere Russin? Ich weiß es nicht, und es geht mich nichts an. Aber Alexandra Ramm meldet sich jetzt und stellt sich öffentlich als die Dame vor, die meine Bezeichnung ‚Maitresse des Herrn X'. auf sich bezogen wissen will, und die sich deshalb von mir beleidigt glaubt. Ob mit Recht, und ob nicht vielmehr ich jetzt der Beleidigte bin, darüber soll das Gericht entscheiden.

Vielleicht ist Alexandra Ramm gar nicht die von mir Gemeinte. Ich wollte eine Russin kennzeichnen, die nach Angabe ihres Galans mit diesem in Konkubinat lebte, vorigen Sommer, weil politisch verdächtig, von der Polizei mit Ausweisung bedroht war, so stark bedroht, daß eine sofortige Reise nach London zum Zwecke der Verheiratung nötig wurde. Zu dieser Reise mußte das Geld geborgt werden; ich selbst wurde mit dem Gesuch

beehrt, 500 Mk. zuzusteuern, dann, als ich dankend ablehnte, schriftlich gebeten, diese Summe durch Fürsprache von einem vermögenden Schriftsteller zu erwirken, schließlich, als von anderer Seite Hilfe kam, gebeten, 100 Mk. zu leihen, was zu tun ich mich denn auch durch die bewegten Bitten des Galans erweichen ließ, der keine anderen Möglichkeiten sah, als Trennung für immer von seiner für Sibirien vorgemerkten Freundin, oder deren Aufnahme unter die deutschen Bürgerinnen durch Verehelichung.

Trifft das alles für Alexandra Ramm zu, oder gilt es von einer anderen Russin? Darüber wird hoffentlich das Gericht Klarheit schaffen und damit zugleich darüber, ob Alexandra Ramm von mir verleumdet und mit ‚Infamie' behandelt worden ist, was sie öffentlich behauptet und auch Herr Dr. Alfred Kerr zur Frage stellt.

Sie nennt mich ‚Sexualrevolutiönär'? Ich habe in Schrift und Rede stets für Schaffung besserer Ehemöglichkeiten gewirkt, weil ich in der zunehmenden Ehelosigkeit eine große soziale und sittliche Gefahr erblicke. Auf die Frage, ob ich Abschaffung der jetzt gültigen Ehe befürworte, habe ich erst vor wenigen Wochen mit ‚nein' geantwortet, wie demnächst in einer Stimmen-Sammlung durch Rundfrage zu lesen sein wird; bitte mich also nicht fälschlich unter die ‚Revolutionäre' einzuordnen, die hier gute alte bürgerliche Sitte durch das Wort oder durch die Tat abschaffen wollen.

Steglitz Prof. Ludwig Gurlitt

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Alfred Kerr ist bis gegen den 7. September auf Reisen. Einsendungen und Zuschriften werden indes an den Verlag, Berlin W., Uhlandstraße 30, erbeten.

Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

Zweiter Jahrgang No. 42 5. September 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr

Herausgeber

JNHALT:

Walther Heymann.....Käthe Kollwitz
Otto Erich Hartleben.....Ungedruckte Briefe
Dr. Hans Lungwitz.....Mittelstandskrankenkassen
August Vetter.....Das Gefängnis
Vindex.....Teure Zeiten
Theodor Reik.....Heilige Güter

Ave Caesar — Die Unberlinische — Prügelstrafe

:iter Jahrgang No. 42 5. September 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr

Herausgeber

JNHALT:

leymann: Kaethe Kollwitz
). E. Hartleben: Ungedruckte Briefe
Lungwitz: Mittelstandskrankenkassen
Wilhelm II. in der Schweiz

HAMMER-VERLAG, G. M. B. H., BERLIN W. 15, UHLANDSTRASSE 30

Redaktion bis auf weiteres: Uhlandstrasse 30

Die 1gesp. Nonpar.-Zeile = 0,75
Auf Umschlagseiten = 1,—
Bei Wiederholungen Rabatt

Alleinige Inseraten-Annahme:
Paul Löwinsohn G. m. b. H.
Berlin W. Motzstrasse 60

Berlinische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft

Alte Berlinische — *Begründet 1836*

Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 11-12

Die Gesellschaft ist eine der allerbilligsten Anstalten und bietet insbesondere eine grosse Auswahl zweckmässiger Versicherungsformen.

Versicherung mit und ohne Dividende,
Versicherung mit und ohne ärztliche Untersuchung,
Versicherung mit und ohne Einschluss der Invalidität,
Versicherung mit ermässigter Anfangsprämie,
Versicherung mit billigster Gesamtleistung,
Versicherung mit festem Auszahlungstermin,
Leibrentenversicherung.

Die neu eingeführte

Kurze Todesfallversicherung

gewährt ***Kaufleuten, Industriellen und den freien Berufen*** *(Ärzten, Rechtsanwälten etc.) für jede gewünschte Begrenzung Versorgung der Angehörigen,*

Beamten und Privatangestellten *einen Versicherungsschutz* ***für die Familie für die Zeit, wo die Hinterbliebenen-Fürsorge des Staates noch aussetzt oder unzureichende Hilfe gewährt,***

zu so niedrigen Prämien, wie man sie bisher nicht gekannt hat.

Die Teilnahme am Gewinn der Gesellschaft kann erfolgen mit ***gleichbleibender oder mit steigender Dividende.*** *Die Gesellschaft hat* ***äusserst liberale Versicherungsbedingungen.***

Unanfechtbarkeit - Unverfallbarkeit - Weltpolice.

Ausführliche Kostenanschläge stehen jederzeit kostenfrei zur Verfügung.

Kaethe Kollwitz

Von Walther Heymann

Nur dies mehr verlangt der gen Himmel gereckte Arm der neuen mütterlichen Frau. Nur um dieses einen willen haben sich Gefühl und Wirklichkeitssinn dem furchtbaren Ernst unterworfen, der Hunger- und Kriegsleichen in Massengräbern speichert, Menschen wie Lappen und verbeultes Gerät in Kehricht wirft, Schädel zu Pflastersteinen endloser Straßen macht, Herzen umkrampft, bis sie Waffen schleifen. Eines nur: Menschlichkeit, das ist Hilfe zurzeit, Gerechtigkeit! Die Tragödie des Elends ist Schicksalstragödie, die ihre Heldenopfer durch den Schein von Freiheit aufreißt, berauscht und sicher zur Schlachtbank rasen läßt, noch blutheiß. — Und bis zum letzten Zucken muß als Mensch noch kämpfen, wer sich schon verloren weiß. Du bist Zuschauer, du Lebendiger, sieh denn das bitterlich schöne Werk: ‚Der arme Mann in der Welt will wieder genesen!' Der arme Mann will es zu spät. Er zog und zerrte schräg, daß er manchmal zur Erde stürzte, den Gewohnheitspflug, öder Himmel sah zu. Er ist erdhörig, verdingt, sein Antlitz ein Klump Erde — und will Saat — essen? Linkisch, plump, verdummt, scheu, gliederlahm — und will mit jubelnder Sicherheit Waffenhandwerk üben? Wenn sein Weib in Wehen heulte, mußte sie Flüche statt Pflege nehmen, nun ist ihre Geburtswerkstatt verschoben, da kriecht sie aus der Höhle, richtet sich auf — und will tanzen? Gibt's denn Erntefest für die, denen keine Saat gehört? Nach-Ernte! Ein Leichenfeld. Bauer, armer Mann, fungibles Wesen — Ihr seid einander so ähnlich — hast du das gewußt, Ihr — du warst die Saat. Ein gebücktes Weib sucht im Schlachtfeld, da zeigt ihr grausames Laternenlicht, was die bange Hand ertasten muß, ihr totes Geschöpf. — Und sahst du die Ernteschar, die bewaffneten Bauern mit Flegel, Sense, Hellebarde die Wendeltreppe der Burg stürmen; sie fingen sich wie Aale in Reusen; sieh nun die angstgewürgte Menschenherde im Kral. Das Weib aber — rief es nicht zum Aufstand auf? Ist's jene vergewaltigte Tote inmitten wüster Lattichblätter — (das sind die einzigen Blumen, die die Kollwitz je gezeichnet hat!) — ist's jene Mutter? Darf Rahel sich noch trösten lassen — nimmermehr! Diese ist's, die Alte, Jammerblöde, die sich auf den Sensenrücken stützt. O Sense, wie du durch Halme singend Kindern Brot schneiden solltest. Wollen nun zahnlose Kiefer noch deinen Rücken zur Schneide schleifen, tritt kaltes Metall an dünne, tränenfeuchte Lippen, wie Stein statt Brot, wie ein Eisenstiebel in eine tote Bauernfresse. — Diese Menschen, von grausamen Zeiten als schlimmer leidende Tiere zu

Tode gequält, klagen an, durch ihr Sein, durch ihre Gewesenheit. Du darfst nicht fühlen: ‚Selig sind die Toten.' Sondern: Ewiges Leid, fortgeschleppt, nachwirkend auf die von Anbeginn um Leben Betrogenen.

* * *

Unabänderlich Geschenes in wüster Verdichtung bleibt in uns durch die Kraft, mit der diese Frau ihr Werk gestaltet, sie, die nicht bloß mit Schauerstimmen aus Balladenfinsternis zu uns redet. Wir sehen, hernach mit sicherem Gefühl tatsachenklar hinaus und mit unverrückbar ruhigem Willen. Das kommt so: Ihr ganzes Schaffen ist episch bestimmt, tragisch bedingt. Sie geht ans Gefühl und vom Gefühl aus hebt ihr Werk an. In jedem Blatt, in jeder individuellen Gestalt, im bestimmten sparsamen Einzelzug ist gesteigerte nüchterne Wirklichkeit; klare Gedanken, Tatsachen, Erfahrungen; mit freiem unbestechlich sachlichem Urteil angeführt, angewendet, aufgezählt, zusammengezogen. Man fühlt ein Denken, das sich im Herzen regte und auf das Nacheinander eigener Erlebnisse hinweist, seinem verschwenderisch reichen Material nur karge, nur die stärksten Belege entnimmt, immer und nur auf wuchtigen, l e b e n - e r h a l t e n d e n E r n s t gerichtet. Man sieht in den Gestalten zugleich das eine generative Grundgefühl sich in Bewegungen auswirken, die dynamisch, rapide, durch Ordnung und Sammlung und Zielrichtung unglaublich fest gebunden sind. Alles summiert sich zu dem letzten Unwiderlegbaren, dem Ausdruck, der vergeblich, Katastrophe, unentrinnbar, Schickung heißt, in dem doch alle Menschenstimmen des Gefühls diesen Ausgang verneinen wollen. Jeder Strich der Künstlerin sagt: So ist's! Und Urmütterlichkeit fragt: ‚Warum? Ex concreto und ex posteriori taucht alles in diesen Ernst; der die Krankheitserscheinung des Falles unter die Verzweiflung ordnet, Schicksalserbe mit Willensäußerungen verschmilzt, den die Masse düster ausstarrt, die Bewegung verteilt, in fortwirkender Unruhe oder in ihr Ende mündend. Und wie sich der Ernst vertieft, wenn die Mühsale oder das Rauschglück mit Erlösungstrug diesen schweren Gesichtern Empfindungen eingegossen haben. Keinem Revolutionsgelüst, keinem Fanatismus zuliebe verfehlt diese Richterin, daß selbst die heißen Ströme, die Kampfgedanken durch Menschenschichten treiben, fressen wie Feuer und Schlacken liegen lassen. Aber da kreist die Carmagnole, zu der im Strudel sich drehn darf, was im Grunde faulen mußte. Nimm ein Blatt aus dem Weberzyklus, alles malt sich in den Farbtönen eines Bodenraumes, wo Tote liegen wie Sachen, neue Tote hineingetragen werden, die Empfindung dem Ort anhaftet und sich steigert und verweilt, grausig öde. Nimm eins der wenigen Porträts; wie sie sich selbst radiert hat, vermittelte sie alle Herbe einer Plastik, die über slawischer Struktur einen harten, nachgiebigen und widerscheinenden Stoff gestaltet und ihn mit ein paar großen Farbflächen ein paar Empfindungen heben läßt: Dies adelt den Ernst, daß die Seele, menschlich todgeweiht das allen Gemeinsame trägt und es in jedem nach Menschlichkeit bemißt.

Züge der Urheberin dieses Werks, unvergeßbar alt und jung unter dem schneeweißen Haar, alte Artmerkmale bewahrend in der Stellung der Augen; im bestimmten Verlauf rascher Bewegungslinien so jäh veränderlich — und aus diesem schrägen Oval in so viele Gestalten verwandelt über-

tragen (denn arme Leute sind schlechte Modelle, der Spiegel ist wahrer, die Künstlerhand ausprägsamer) ; kluge, gütige, traumlos wahre, im Wechsel naive, im Denken beherrschte Züge ; Frauenzüge, deren Jugendlichkeit Empfindung heißt. Ihr führtet ein schöpferisch Werk auf ganz persönlich eigene Weise. Und ist euer Wesen nun im Werk, wir fragen doch nach seinen Wurzeln und finden ein äußeres Werden, folgerichtig wie ein Wachsen.

* * *

Julius Rupp, der Jatho der vierziger Jahre, Begründer der freireligiösen Gemeinde in Königsberg, stand dort als Philosoph, Theolog und Freigeist neben Johann Jakobi im Mittelpunkt geistigen politischen Lebens. Sein Schwiegersohn schloß sich dem mutigen Trachten an, und als ihm eine reaktionäre Regierung dafür den juristischen Beruf abschnitt, ließ er sich nicht in der Arbeitswilligkeit behindern, wurde Maurer und predigte Sonntags neben dem Alten in der Gemeinde. Daß solch ein Vater auf das Kind Kaethe unabwägbaren Einfluß hatte und früh ihr Talent sachgemäß ausbilden ließ, war gut und schön. Gemeinsames Modellsuchen, wenn beide in einer Hafenkneipe tanzenden Matrosen zusahen, an der Königsberger Lastadie, wo man den ostpreußischen Bauern als Arbeiter trifft, den erdgeborenschweren Halbslawenschlag. Hier hat Hörigkeit länger und tiefer gewirkt. Ostpreußische Landschaft, heroisch arm, von epischer Kraft, langer, grauer Winter, lügenhaft klare Meerluft, Sturzacker schwillt auf in die Weite, groß steht der Mensch vor dem Horizont, dem die Einsamkeit gegen die Stirn drückt.

Als sie nach München ging, wo sie Herterichs Schülerin war, hatte sie Germinal gelesen und gedachte, das zu illustrieren. Da kamen ihr stärkere Anregungen. Sie sah die Weber-Aufführung der Freien Bühne und begleitete Hauptmanns Werk durch ihren Zyklus. Sie lernte aus Klingers Radierungen der, wenn man will, naturalistischen Periode und reifte an seiner Schrift Erkenntnis und Entschluß, der reinen Malerei zu entsagen. Welche Kunst wäre für ein solches Opfer dankbarer als die Radierung ; in ihr hat sie alle malerischen Qualitäten von Anfang an entfaltet. Die Sparsamkeit der Mittel wie die Intensität jeder Art ihres Ausdrucks — nur durch eine technische Meisterschaft möglich, die europäischen Ruf hat — ist so vollendet, daß die Sphäre ihres Werks viel mehr Notwendigkeit als Triumph einer Verbindung von Strichätzung und komplizierten Verfahren scheint. Wo Klinger im Griffelspiel sich die Freiheit überlegener Betrachtung und geistvollen Zögerns gönnt, fühlt sie sich dem Stoff verwandter, holt geradezu das Mindeste heraus. Bis die Gestalt, die aus der Stimmung wuchs, durch ihre Erscheinung zwingende Gedanken trägt und verkörpert. Dieser Hang zu naturgeborener Symbolik ist — als ein Summarisches, nicht als romantisch verwischende Phantasterei — immer stärker in ihr geworden. Seit sie dreiundzwanzigjährig die Gattin des praktischen Arztes Dr. Kollwitz wurde, ist sie dem Elend von Berlin N. nicht bloß vertrauter, weil sie auf den Straßen, in den Häusern, im Sprechzimmer Menschenunglück häufiger und näher sieht. Vielmehr fühlt sie sein Wesen, ohne Abstumpfung, maskenlos, tiefer und tiefer. Beschenkt durch Wilhelm Zimmermanns Geschichte des großen Bauernkrieges schuf sie die Frau, die zum Aufstand reizt. Ich habe das Glück, die Vorskizzen

zu kennen. Da war ein kleines Weib, das Gesicht voll reiner Hysterie — und eine Gruppe, zu der sie redete. Daraus wurde die riesenhafte Gebärde der im Aufruf Warnenden, das Flügel-Erheben, dessen Zug die Schar in den Vorwärtsdrang hineinreißt. Eine Fülle Einzelheiten ist im fertigen Blatt verschwunden, enthalten. Das Symbol geht nicht verloren, es ordnet sich nur einem Vorgang ein und wird der rhythmische Gipfel. Die ganze wuchtige Einheit der Folge, deren übrige Blätter auf Veranlassung einer französischen Kunstgesellschaft entstanden, ist rhythmisch wunderbar gegliedert. — Wohl begreift man, welche Wesensteile die allem Anekdotischen abholde Künstlerin neuerdings zur Bildhauerkunst führen. Doch ist man gespannt, ob deren Formgesetze für ihren Gedankenreichtum, die Bewegungsmöglichkeiten für ihr Temperament ausreichen.

* * *

Im Herbst erscheint der ‚Katalog des Werks von Kaethe Kollwitz' mit Klischees sämtlicher Werke, registriert von Dr. Sievers im Verlag von Richter, Dresden. In seinen Blättern ein Stück Menschengeschichte. Graphisch gegeben ist eine Tragödie, deren Keim stets im Sonderschicksal Armut liegt. Sie schwillt in der Masse. Ihr Leidvolles wächst in der Katastrophe scheinbarer Erlösung. Er redet in den Stimmen von Seelen, die ihre Wehsale abreagieren, ausströmen, austoben müssen, um nicht zu ersticken. Dafür werden Menschen als schädliche Angreifer mit dem Tod bestraft. Ihr Ausbruch steigt, Pathos des Lebens, mehr als Schauspielerei über die Wirklichkeit. Ihr Heldentum im Erliegen erinnert an die naturalistische Tragödie. Kaethe Kollwitz hat nur die eine Hälfte des Teils der Menschheit gezeigt, über deren Gefängnis der Himmel ein anderer ist; und war. Und sein wird? Sein darf?!

Wenn eine Frau, Zeitpolitik beschämend, die tiefste aller Gnaden hat, aus großer menschenumfassender Mütterlichkeit Menschen menschlich tragisch zu bewegen, so ist der polizeiliche Vorwurf, ihr Werk ‚reize zum Klassenhaß auf' Anwendung eines ungemäßen Begriffs und eine Insinuation jenes Polizeigeistes, den Clausewitz einen kleinlichen Geist nannte. Ihr Werk warnt und fordert und klagt über das, was jammervoll ist. Wer Phrasenfusel verzapft, reizt auf. Zum Klassenhaß läßt sich der einfache Mann nicht durch die bildliche Darstellung gewohnten alltäglichen Elends bringen; er sieht schüchtern hin und wagt kaum Hoffnung. Wenn man an der Straßensäule auffordern darf, Vögeln im Winter Futter zu streuen, nicht aber, armen Kindern Spielplätze zu beschaffen, so spricht aus diesem Verbot K l a s s e n v o r u r t e i l. Das b e h ö r d l i c h gepflegte Prinzip, das die öffentliche Erwähnung von Mißständen möglichst beschränken will, wirkt a u f r e i z e n d, denn es macht die Besserung stagnieren, befördert Verlogenheit und läßt Menschen stumm in Leiden verkommen, für die schon d e r S c h r e i e i n e L i n d e r u n g wäre. Man wollte möglichst wenig Aufsehn — und verfiel auf einen Eingriff ins Kunstbereich, mit dem man sich blamiert hat. Die gerechte Strafe ist das aber noch längst nicht für eine Entscheidung, die sachlich nichts ist als eine —.

Briefe von Otto Erich Hartleben

Im Herbst erscheinen bei S. Fischer Otto Erichs Briefe an seine Freunde. Wir geben hier einige Proben.*)

An Alfred Hugenberg

Celle, 29. Januar 1882.

Mein Freund!

Das Papier ist da . . . der gute Wille auch: also — es kann losgehen. Ich trete heute mit einer Bitte unter deine nicht hoch genug zu schätzende Nase. Die Sache ist so. Einige meiner alten Bekannten und Freunde aus Hannover sind mir mit dem Antrage gekommen, die Redaktion eines zu veranstaltenden Journälchens zu übernehmen — das Nähere sollst du noch erfahren —, und ich habe diesen Antrag angenommen. Ob ich der Aufgabe gewachsen sein werde, das ist eine Frage, die vielleicht ein mitleidiges Lächeln unter den schon eben von mir mit aller Vorsicht berührten Mittelpunkt deines Antlitzes zu zaubern im Stande ist, indessen ich werde mein Möglichstes tun und, da du von der Krittlichkeit meines Urteils zum Wenigsten überzeugt sein wirst, dürfte wohl die Annahme meinerseits gerechtfertigt erscheinen, daß du in so weit auf mich vertrauen darfst, um überzeugt zu sein, daß etwaige Beiträge deinerseits in einem von mir redigierten Blatte sich ihrer Nachbarschaft nicht werden zu schämen brauchen. Das Inhaltsschema des Blattes ist dies:

I. Feuilleton: irgend eine Novelle, Roman, Drama, kurz ein größeres Schriftwerk.

II. Gedichte.

III. Aufsatz: Kritik, Abhandlung, was es sei . . .

IV. „Ansichten und Meinungen des Herrn Meier." Dieser Meier soll so etwa sein was Schulze und Müller für den Kladderadatsch und Wippchen für die Wespen ist.

V. Scherze, Anzeigen, Notizen etc.

Das Blatt führt den Namen „Fledermaus".

Alle Manuscripte werden mir zugeschickt, ich lese sie, suche sie aus (an Masse wird's nicht fehlen) und bestimme das nötige „Druckgerechte".

Also es geht ganz solid zu. Bei 36 Abonnenten kommen wir auf die Auslagen, das Abonnement kostet 1 M. pro Quartal (alle vierzehn Tage eine Nummer). Wir werden also voraussichtlich in nicht allzu entfernter Zeit im Stande sein, Honorare zu zahlen — aber den meisten kommt es ja darauf nicht an. Kurz ich frage dich hiermit, ob du — natürlich anonym, etwa als Hugo — Beiträge liefern willst. Mir persönlich tust du damit einen Gefallen und schwer kann es dir nicht werden. Darüber

*) Die ersten Briefe stammen noch aus Hartlebens Schulzeit.

bitte ich um präcise Antwort. Außerdem ist vollständige Discretion, sowohl meinerseits, als vor allem deinerseits die conditio sine qua non.

Sobald ich deine Zusage habe, erfolgen detaillierte Mitteilungen über die Sache.

So lange dein Erich Hartleben.

An Alfred Hugenberg

Celle, 1. September 1882 a. d.

„Glauben Sie an das Heil in Christo Jesu, unserm Herrn?"

„Nein."

„Glauben Sie an Gott?"

„Nein."

„Glauben Sie an Autorität?"

„Nein."

Der, so da „nein" sagte, war dein dich liebender Freund Erich Hartleben; der, so da jene feierlichen Fragen tat, war der Director seines Gymnasiums, der ihn Inquirierens halber zu sich beschieden hatte.

Inquirierens halber!

Denn Erich Hartleben ist ein „Ketzer" im guten alten Stil, vielleicht noch etwas schlimmer: schade, daß es keine Inquisition im alten guten Stile mehr giebt! — Aber vielleicht . . . .

Man denke nur!

Hat sich der Mann da erdreistet, in einem schulaufsatzseinsollenden offenen Briefe an die Menschheit zu proclamieren: „Kein Mensch hat das Recht einen anderen Menschen wegen seiner Meinungen anzufeinden, wenn dieser andere Mensch nur nicht lügt, sondern mit voller Seele glaubt, was er sagt; denn Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst."

Man denke nur!

Da müßten doch gleich fünfmalhunderttausend Donnerwetter dreinschlagen! Ist das nicht empörend? O Gott, in welchen Zeiten leben wir! —

Nach meinem letzten „Nein" trat eine lange Pause ein, es wurde sichtlich düster im Gemache; der Regen schlug gegen die Fenster.

„Bereiten Sie sich auf Ihr Ende vor," herrschte mich endlich der bleiche Mann mir gegenüber mit wilder Stimme an . . .

. . . Ich seufzte tief auf, machte ihm bemerklich, daß ich — wenn auch sonst nichts — doch noch so gerne am morgigen Tage von Sedan beim Schauturnen meine patriotischen Gefühle, und sei es auch nur durch eine tiefgefühlte Schwenkung nach rechts, an den Tag gelegt hätte, und fragte ob ich nicht ein bißchen widerrufen sollte: ich hätte öfters gelesen, daß das bei Gelegenheiten, wie die vorliegende, so Usus wäre.

Er nickte furchtbar stumm. Ich tat nun meinen Gefühlen keinen Zwang an und widerrief vor allem, vor allem die aller Sittlichkeit Hohn sprechende Ansicht, daß man seinen Nächsten seiner Überzeugung halber nicht anfeinden oder verfolgen und, wenn Not an dem Mann ist, auf eigene Kosten in dem Herrn einäschern dürfe.

Ja . . ja: quod ferrum non sanat —

Nachdem ich alles widerrufen hatte, was ein Mensch in einer halben Stunde vermag, durfte ich noch diesen Brief schreiben. Bumm. Ich schlug eben an meine Brust.

Leb wohl, mein Freund: der Direktor winkt in dem Herrn. Teile es meiner Familie und meinen Freunden möglichst schonend mit.

Dein Erich.

An Alfred Hugenberg

Celle, 21. November 1882.

Lieber Alfred!

. . . . . Mir ist in letzter Zeit wiederholt der Gedanke gekommen, wieviel ich durch den frühzeitigen Tod meiner Eltern verloren habe. Aus mir wäre nie der frivole und autoritätlose Mensch geworden, wenn meine Mutter, die eine großartige Frau gewesen ist, gerade in den Jahren ihren mächtigen Einfluß hätte auf mich ausüben können, in welchen ich unter fremden, mir gleichgültigen, ja unsympathischen Menschen lebend, mich völlig in mich verschloß, in mir, im Innern lebte, dachte und dichtete und instinktiv alles verachtete, was nicht ich war. Und ich werde das noch weiterhin empfinden, denn so groß ich auch von meinem Großvater denke und so sehr ich ihn liebe: es ist doch immer ein zu großer Abstand der Interessen, ein zu großer Unterschied der ganzen Anschauungsweise, als daß er mir das sein könnte, was mir meine Mutter, vielleicht auch mein Vater sein würde. Darum, glaube mir, ist es nicht zum geringsten Teile dieses unbefriedigte Bedürfnis, einen Menschen zu haben, mit dem ich aus freier Seele wagen darf, zu reden, welches mich antreibt, dein Freund zu sein und immer mehr zu werden.

Und wenn du nun nach dem Tode deines Vaters auch einmal das empfindest, was ich empfunden habe, das Bedürfnis, dich einem Menschen auszusprechen, der dich versteht und der dich liebt, so verachte mich nicht und halte mich nicht für völlig in Frivolität verkommen, sondern sieh mich für das an, was ich gern sein möchte, für deinen wahren Freund!

Sei herzlich gegrüßt und schreibe mir bald!

Dein Erich Hartleben.

Celle, 24. November (!) 1884.

Lieber Onkel Wendeborn!

. . . . Dieser Reichstag ist famos! Du lachtest mich ordentlich aus, als ich dir vor einem Jahre gestand, daß ich Republikaner wäre. Nun ist des Kanzlers Wort: „es wären 100 Republikaner im Reichstage" zwar ein unmäßiges, und die Redereien vom „republikanischen Reichstage" in Regierungsblättern sind officiöse Albernheiten, wie man sie gewohnt ist: aber das verkennen wohl nur Leute, die mit dem Roßbewußtsein des preußischen Majoratsherrn schon auf die Welt gekommen sind, daß der demokratische Gedanke in sieghaftem Werden im deutschen Volke wächst und wurzelt! Man zeige mir mal eine Partei, die, unter dem Druck schwerer Ausnahmegesetze, während der Dauer einer einzigen Session sich verdoppelt hat. Und die 24 Socialdemokraten, die ja jetzt im Reichstage sitzen, sind keine Honoratioren, die das Reichstags-

sitzen als ehrenvollen Sport nebenher betreiben, das sind Männer mit der düstern Stirne und den heißen Augen des Fanatikers. Die schwänzen keine Sitzung, um auf die Schnepfenjagd zu gehen! —

Wenn du die ungeheuren Anstrengungen und die widerlichen gegenseitigen Begünstigungen zwischen Regierung einerseits und Nationalliberalen und Freiconservativen andrerseits mit angesehen hättest, du würdest mitgelacht haben, als die lächerliche Maus von 6 Stimmen von diesem Berge geboren wurde. Der Kanzler hat Nationalliberale gesäet und Socialdemokraten geerntet. Ich glaube, er weiß jetzt thatsächlich nicht, was er mit diesem Reichstage anfangen soll. Seine unverschämten Reden: „Ich lasse mir von keinem Reichstage imponieren" u. s. w. würden als richtige Consequenz Auflösung des Reichstages, Staatsstreich, Verfassungsbruch, Wiederherstellung des Absolutismus nach sich ziehen. Er würde damit die sociale Revolution um ein Jahrzehnt näher rücken. Und ob sie überhaupt noch 10 Jahre entfernt ist? —

Die Stätte, wo die meisten Hosen bebern, ist jedenfalls die Bank, auf der die Deutschfreisinnigen sitzen. Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Diese Wahl war ein solcher Vorschatten eines großen Ereignisses. Man kann es den frohen Börsenknaben von Berlin nicht verargen, daß es ihnen schwer wird, die Spiegelfläche ihrer Beinkleider unbewegt zu lassen!

Dem Kanzler gelingt das noch, das kommt davon, daß er in seiner Eigenschaft als Kürassiergeneral Strippen trägt. Das ist bei allen Herren vom M i l i t ä r der Fall.

Der Reichstag wird jedenfalls aufgelöst werden.

Nun leb wohl, lieber Onkel! Grüße Tante herzlich und Marie.

Dein Neffe Erich Hartleben.

An Hans Heilmann

(Stolberg.) 18. April 1889.

Mein lieber Papa!

Deine Hofbräukarte ist mir von S. hierher nachgeschickt. Mensch, Vater — hier mußt du herkommen, sobald du irgend kannst! Du glaubst garnicht, wie himmlisch schön es hier ist. Wenn du einmal die Aussicht aus den Fenstern meiner Privat-„Etage" genießen könntest, du würdest einfach außer dir sein!

Denke dir, dieses Thal — oder dieser Complex von drei ineinanderfließenden Waldthälern ist so eng, daß die Chaussee, welche zugleich die einzige Straße der Stadt bildet, auch das einzige ebene Stück Land ist: rechts und links stehen die Häuser schräg an den Bergen und hinter den Häusern beginnt der steile Wald: unten Eichen und Buchen — oben Edeltannen.

Von meinem Fenster aus seh ich jetzt tief unter mir die Dächer des Städtchens — schwarze Schatten, zwischen denen das Rauschen des schnellfließenden Waldwassers herauftönt, und gegenüber — geradeaus das mondbestrahlte, tannengezapfte Profil eines hohen Berges — schneidend kalte, aber berauschend frische Luft weht herüber, und der Mond tritt langsam hinter dem aus der Tiefe spitz aufragenden Kirchenturm hervor.

Denn ich habe in dem nächst dem Schlosse höchstgelegenen Hause von Stolberg mein Quartier genommen.

Noch sind die Buchenwälder von den welken Fruchtkapseln des vorigen Jahres bräunlich-violett gefärbt, die Sonne contrastiert sie seltsam gegen das Schwarzgrün der Tannen — aber noch viel schöner muß es sein, wenn das erste Grün endlich hervorleuchtet.

Dann mußt du kommen.

Du bist hier ganz mein Gast und brauchst nur die Reise zu bezahlen, hier kannst du dich, wie nirgendwo sonst, erholen: denn die Luft hier — schöner und reiner kann sie nirgends sein: selbst in den heißesten Sommertagen sinkt hier die Temperatur auf 3 Grad des Nachts.

Ich fühle mich hier so lebendig und frisch, du glaubst es garnicht. Du wirst staunen, was ich in dieser Umgebung noch schaffen werde.

Verzeih die etwas enthusiastische Stimmung dieses Briefes, die mich aber diese ganze Zeit beherrscht hat. Zur Ernüchterung meine Type.

Herzlichst dei Erich.

An Hans Heilmann

30. Mai 1889.

Lieber Papa!

. . . . Ich sehe absolut nicht ein, weshalb und wozu ich mich als Referendar mit Protocollieren plage, zumal auch der relative Zweck dieses ganzen Stumpfsinns, nämlich die Aussöhnung mit meinem Großvater, nicht einmal erreicht ist.

Ich komme mir dabei manchmal, wenn ich z. B. so von früh um Acht bis Drei unausgesetzt Grundbuchsverhandlungen geschmiert habe, in einer Weise dämlich und genarrt vor, daß es mir ist, als ob mich jeder verständige Mensch auslachte . . .

. . . . du glaubst nicht, was ich manchmal in meiner Eigenschaft als Referendar für einen unheimlich fatzkenhaften Eindruck auf mich selber mache . . . .

Dei Erich.

An Hans Heilmann

Stolberg, 29. October 1889.

. . . . . Fragt mich eines Tages mein Amtsgerichtsrat sehr ernster Miene, wie das mit meiner Finanzlage wäre; er hätte gehört, daß ich in gänzlich ungeordneten Verhältnissen leben sollte: ich sei ja dem was schuldig und dem und dem u. s. w.

In der göttlichen Lage, dich einem „Vorgesetzten" gegenüber zu befinden, bist du wohl eigentlich noch nicht gewesen, aber immerhin wird dir meine Situation einigermaßen verständlich sein.

Alles — alles war dem Rat geklatscht worden. „Und dann Herr College, habe ich zu meinem tiefen Schmerz erfahren, daß Sie, solange Sie hier sind, noch nicht in der — Kirche gewesen sind!" —

Ja — ja, du hast gut lachen . . . .

dei Erich.

Stolberg a. H., 13. Januar 1890.

Lieber Herr Holz!

. . . Ihre und Schlafs „Familie Selicke" hat mich ganz mächtig gepackt. Ich erinnere mich lange nicht so herzhaft geweint zu haben. Die Gestalten sind von einer niederschmetternden Wirklichkeit. Es ist alles so entsetzlich wahr. Und daß das Ganze trotzdem einen e r h e b e n d e n Eindruck hinterläßt, das macht die tiefe symbolische Perspective, die immer und überall auch bei dem consequentesten Naturalismus der äußeren Form die echte Dichtung großen Stiles charakterisiert.

Die Bedenken, welche ich noch gegen Papa Hamlet hatte, fallen für mich hier fort. Und zwar ist das ganz erklärlich. Denn jene Bedenken richteten sich, wie Sie sich aus unserem letzten Nachtgespräch erinnern werden, gegen die Technik des Erzählens, die Sie dort befolgt hatten. Diese Technik, welche vorzugsweise eben im N i c h t erzählen bestand, erscheint mir auch heute noch doctrinär-gewagt. Die Sache selbst aber, und zwar besonders die Charakterisierung des Menschlichen durch das Wort, nicht wie es im Buche steht, sondern wie der Mensch es wirklich spricht, imponierte mir schon im Papa Hamlet.

Hier im Bühnenstück ist sie nun erst wirklich rein durchgeführt. Hier fällt jenes mich störende Experimentieren mit der Erzählungstechnik selbstverständlich fort, und so steht man hier ganz unter dem lebendigen Eindruck des körperlichen Wortes: es ist famos, wie das packt! —

Vor dem „Vor Sonnenaufgang" hat Ihr Stück das Wichtige voraus, daß bei Ihnen die Motivierung überall und, was die Hauptsache ist, die Motivierung des Tragischen fest im Boden des G e m ü t e s wurzelt. Sie verstehen, was ich meine — das macht unendlich viel: während bei Gerhart Hauptmann die tragische Wendung durch das charakterfeste Halten am Prinzip hervorgebracht wird, bewirkt diese bei Ihnen gerade — das Mitleid! Es mag beides menschlich gleich wahr und möglich sein: aber das letztere ist enorm viel wirksamer. — . . .

Herzlich grüßend Ihr Erich.

An Carl Henckell

Stolberg a. H., 23. Januar 1890.

Mein lieber Vetter!

Besten Dank für deinen herzlichen Brief und dein Buch. Das letztere habe ich sorgfältig gelesen, und es hat mir vieles darin außerordentlich gefallen. Anderes freilich ist eben Tendenzpoesie für andere — für andere als mich, meine ich. Du verstehst, wie ich das meine, ich hab es dir, glaub ich, schon einmal erklärt. Ich meine, es ist populäre Tendenzpoesie, auf breite Leserkreise berechnet, brutal, stofflich, sozusagen ohne jede „Intimität", wie sie ein komplicierterer psychischer Mikrokosmus verlangt. Ich bin jedoch weit davon entfernt, es dir zu verdenken, daß du auch solche Sachen drucken läßt. Im Gegenteil: ein zündendes Wort derart ist vielleicht mehr wert, als ganze Bände intimer Lyrik für die oberen Zehnhundert oder einen Bruchteil derselben. Ich weiß sehr wohl, daß i c h immer „unter Ausschluß der Öffentlichkeit" dichten und drucken lassen werde.

Einem andern gegenüber würde dies vielleicht hochnäsig klingen, aber da ich von dir, als von einer eigenen, selbständigen Dichterindividualität, weiß, daß du thatsächlich Genuß an meiner Lyrik findest, so bin ich bei dir auch sicher, daß du mich verstehst. Mein Studenten-Tagebuch kennen vielleicht 100 Menschen, und von diesen 100 haben etwa 30 Genuß davon. Zu diesen 30 gehören aber Menschen, wie du und Hille, wie Liliencron und Maria Janitschek. Siehst du: das genügt mir. Ja mehr: darauf bin ich stolz. Wenn ich mir die mich umgebende Gesellschaft von „Collegen", Beamten, Krämern, Damen und sonstigen Cretins ansehe, höre und sehe, was sie denken, was sie auffassen, was sie loben — dann graut mir bei dem Gedanken, ich müßte als Dichter diesen Leuten g e f a l l e n, k ö n n t e ihnen je gefallen. Ich würde nicht nur an meinem Talente, sondern an meinem Verstande irre werden und düsterer Verzweiflung anheim fallen, wenn ich eines Tages bemerken müßte, daß diese Bande mich versteht und mich genießt. Ich glaube, ich habe dir Ähnliches schon früher einmal geschrieben: man vergißt diese schreckliche Isoliertheit gerne, wenn man in einer größeren Stadt in einem kleinen, wenn auch noch so kleinen Kreise hochstehender Freunde und an der Seite eines „ungebildeten", liebenden Weibes lebt, das man sich gezogen hat oder noch zieht. Aber hier in einer Kleinstadt, als öffentliche Figur — es ist im eigentlichen Sinne des Wortes u n h e i m l i c h. Wie oft schweben mir die herrlichen Worte Conradis vor:

O wir sind einsam —
grenzenlos einsam!
Brüder, meine Brüder!
Habt Ihr bedacht schon,
wie einsam wir sind?

U. s. w.: Du wirst es ja kennen: es gehört zu den tiefsten und bedeutendsten Dichtungen Conradis.

Und wir trauern,
wir trauern . . .
denn die Himmel sind leer,
ob sie auch leuchten . . . .
darum wollen wir uns lieben, meine Brüder,
denn wir sind einsam . . .

Doch davon wollt ich dir ja garnicht reden. Ich bin ja unwillkürlich dahinein gekommen. — Ich habe dir einen Vorschlag zu machen:

Ich habe eine Parodie auf die Quitzows geschrieben. Unter der Hand ist mir das Ding aber zu einer ziemlich blutigen Satire auf den . . . großen Wildenbruch, auf den Militarismus in der „preußischen Poesie", auf das speichellechzende und -leckende Berlin W. und auf weiß der Himmel was noch alles geworden. Daraus folgt natürlich:

1) daß es in Deutschland nicht gedruckt werden kann.

2) daß es auch in der Schweiz nur pseudonym, d. h. wenigstens ohne meinen Namen, bezw. mein Pseudonym Otto Erich, erscheinen darf.

Mein Vorschlag ist nun folgender:

Vorausschicken will ich noch, daß das Ding „die Quietschhos" heißt, und diese, d. h. die quietschende Militär-Lederhose als das Symbol preußischen Volkstums und preußischer Herrschaft von dem besiegten Dietrich von der Quietschhos schließlich auf . . . . Conrad II. übergeht. Du verstehst . . . . die Sache ist zweifellos mir famos gelungen und wird zumal, wenn sie, bevor sie verboten wird, gleich in großer Masse auf den Markt geworfen wird, großes Aufsehen erregen: denn der Ruhm und die Beliebtheit der „Quitzows" ist noch immer im Steigen. —

Also mein Vorschlag ist folgender: ich sende dir das Manuskript, du fügst vielleicht noch ein paar kräftige Wörtlein hinzu und besorgst dann die Herausgabe unter deinem Namen, d. h. als Herausgeber, oder noch besser unter einem Pseudonym. Ich bin ziemlich sicher, daß wir unsere helle Freude daran haben werden. Ich habe in dieser Quietschhose viel angesammelte Galle verspritzt! Wenn du, wie ich mir denke, auf meinen Vorschlag eingehst, müßte ich dich freilich um eins bitten. Du mußt mir d e i n Wort geben, an N i e m a n d e n, nicht einmal an den eventuellen Verleger, meine Autorschaft zu bekennen! Es ist das keine unberechtigte Vorsicht von mir. Denn abgesehen davon, daß ich wenig Lust verspüre, auf ein paar Jährchen ins Gefängnis zu wandern, muß ich nun einmal aus Rücksicht auf meinen fünfundachtzigjährigen Großvater und aus ferner zarter Rücksicht auf ein von diesem zu erwartendes nicht unbeträchtliches Vermögen einstweilen noch bei der Jurisprudenz bleiben: du kannst dir vielleicht vorstellen, daß ich nur i n d e n V e r d a c h t zu geraten brauchte, um sofort geschasst zu werden! Also dein Wort! Ich denke nicht, daß du das Feigheit nennen wirst. Ich wäre im andern Falle eben wahnsinnig leichtsinnig.

In Erwartung baldiger Nachricht mit herzlichem Gruß

dein Erich.

An Arno Holz

Berlin NW., Karlstr. 32, 13.—14. Mai 1892.

Lieber Arno Holz!

Tief in der Nacht vom 13. auf den 14. Mai find ich beim Heimkommen dein Buch. Herzlichen Dank! Freu mich riesig über die T o m b a c k - u h r! — Aber, nicht wahr? es sind doch wundervolle Sachen in dem Pierrot. — Übrigens weißt du: Die Literatur wär viel l i e b e r, wenn man nur so unter sich die Bücher austauschte und nicht auf das übrige Viehzeug Rücksicht nähm.

Herzlichen Gruß! Dein Otto Erich.

An S. Fischer

Zürich, 19. August 1893.

Mein lieber Sami!

. . . Mir liegt sehr viel an dem Neuerscheinen meiner Gedichte: der kommende Musenalmanach bringt nur Gedichte von mir und dazu mein Bild. Ich möchte brennend gern wieder als zünftiger Lyriker auf den Plan treten. Ich habe so viele gute Verse gemacht — es wurmt mich, daß die

Leute das nicht wissen. — Bei dieser furchtbaren Hitze kann man hier nichts anderes thun, als schlafen, baden, schwitzen und sich über das gute Weinjahr freuen. An Arbeiten ist nicht zu denken, und ich bin erstaunt, daß ich diesen halbwegs vernünftigen Brief an dich zusammengebracht habe. — Den meisten Verkehr hab ich mit Frank Wedekind, dem Dichter der Kindertragödie, einem ungewöhnlich interessanten Menschen, der übrigens auch in deinen Verlag gehörte. Blumenthal will von der Erziehung zur Ehe — ohne 4. Act, der fünf Jahre später die Vollendung(der Ehe zeigt — nichts wissen. Ich natürlich unter solchen Umständen von ihm auch nichts . . .

. . . mit bestem Gruß dein Erich.

An Dr. Richard Dehmel

(Pompei, 19. Februar 1894.)

Wenn der Vesuv auf preußischem Gebiet stände, würde er nicht so ekelhaft spucken, das thut nur ein Italiener. Andrerseits muß ich sagen: wenn ich der Vesuv wäre und müßte mir immer dieses neapolitanische Dreckgesindel ansehn — ich spuckte auch. Neapel ist das häßlichste und widerwärtigste Schmutznest, das ich bisher gesehen habe, dazu schlechtes Wetter — na — aber der Wein ist gut und damit — Salute!

Dein Otto Erich.

Neapel ist zwar auch eine Seestadt, aber Leipzig ist mir lieber.

An Dr. Richard Dehmel

Berlin NW., Karlstr. 32, 4. Januar 1896.

Lieber Riehtze!

Es ist nichts mit dem Simplicissimus. — Der dumme Junge hat mir deine Gedichte, ebenso eins von Liliencron u. s. w. zurückgeschickt. Das lasse ich mir natürlich nicht gefallen. Der Esel will selber redigieren — gut: soll er sehn, wie weit er kommt. Ich mache nicht mit.

Herzlichen Gruß! Dein Otto Erich.

An Hans Heilmann

Berlin, 4. October 1897.

Mein lieber Papa!

Köppen hat mir den beiliegenden Brief Ellens an dich gebracht, und ich habe ihn und deine Zuschrift wiederholt gelesen. Ich würde nicht nach Breslau kommen, auch wenn ich nicht am Achten und Neunten in Weimar zu den Goethetagen sein müßte. Ich würde es für verkehrt halten, jetzt schon wieder mit Ellen zusammenzutreffen und ihrer Leidenschaft neue Nahrung zu geben. Auch Felix ist dieser Ansicht. Felix hält ihr Aufkommen für unwahrscheinlich — als einzige Möglichkeit betrachtet er ein langes und ruhiges Leben dort in der Anstalt.

Ihre leidenschaftlichen Briefe sind mir unendlich schmerzlich — aber niemals hab ich ihr auch nur mit einem Worte Hoffnung gemacht, mich

ihretwegen von Moppchen zu trennen. Im Gegenteil, ich habe fast jede Gelegenheit wahrgenommen, ihr anzudeuten, daß mir meine Ehe intangibel ist. Ich glaube, du thust gut, dich ebenfalls in diesem Sinne zu äußern: wenn sie fühlt, daß es mir Ernst ist, wird sie sich eher beruhigen, als wenn sie sich in vage Hoffnungen vorübergehend einlullt. —

Ich danke dir, daß du Geduld hast und auf ihre Briefe antwortest — mir schreibt sie nicht . . .

Herzlichen Gruß! Dein Erich.

An Robert Wendeborn

St. Andreasberg, Oberharz, Hotel Bergmann, 4. März 1899.

Lieber Onkel.

Seit 14 Tagen sitzen Otto und ich hier. Wir dichten eine Offizierstragödie ‚Rosenmontag' zusammen und forschen nebenbei dem Ursprung unserer Familie nach. — Unser Urgroßvater: Johann Martin Sebastian Hartleben, hat hier als Geschworener von 1730-1810 gelebt. Wir haben auch sein Haus im Samsoner Grunde konstatiert. — Der Urgroßvater — also Großvater von Tante Minna — Johann Heinrich hat es nur bis zum Untersteiger gebracht, ist in demselben Jahre 1810 noch vor seinem Vater im Alter von 53 Jahren gestorben (geb. 1757) und hat 9 Kinder gehabt. — Davon ist der älteste: Johann Heinrich Wilhelm, geb. 1788, unser Großvater und Johann Heinrich Friedrich, geb 1797, dein Schwiegervater. — Hoffentlich knobeln wir noch mehr heraus. — Am Achtzehnten ist im Lessingtheater die Erziehung zur Ehe, wozu ich dich hiermit feierlichst einlade. — — Herzliche Grüße, auch von Otto dein Erich.

An Hermann Bahr

Salo, 31. Januar 1902.

Lieber alter Freund,

so darf ich Sie doch wohl nennen? —

Meine Anulkungen waren bei Gott gutartig. Wäre überhaupt nicht darauf gekommen, an Sie „diesbezüglich" zu schreiben, wenn nicht dieses Götterkind, die Adele Sandrock, hier wäre und wir viel von Ihnen gesprochen hätten.

Sie können sich denken, daß ich sehr für den Rosenmontag bin, der so in jeder Weise seine Schuldigkeit gethan hat. Aber daß ich den Grillparzerpreis lieber für die Erziehung zur Ehe genommen hätte, das — haben Sie sehr recht geschrieben zu haben.

Wollen Sie für Ihr Blatt ein wohlgelungenes Gedicht von mir?

Herzlichen Gruß! Ihr Otto Erich.

An Dr. Egon Friedell

Worauf pfeifen eigentlich die Wiener, da sie doch keine Hausschlüssel tragen? —

Ja so! Natürlich! Auf ihren Hausmeistern. —

Du siehst: ich habe doch Phantasie!

Mittelstandskrankenkassen.

Von Dr. med. et phil. Hans Lungwitz.

Der bekannte Arzt und gerichtliche Sachverständige weist hier auf eine soziale Möglichkeit hin.

Von manchen Seiten wird behauptet, es gäbe keinen Mittelstand mehr. Und die Entwickelung unseres Zeitalters führe mit Notwendigkeit zu einer Differenzierung der Bevölkerung in eine erste und eine dritte Klasse, in welche beiden der Mittelstand aufgehe. Mit andern Worten: es gäbe nur ganz reiche und ganz arme Leute. Daher entbehre die Gründung sog. Mittelstandskrankenkassen des eigentlichen Fundamentes.

Diese Annahme ist irrig. Sie beruht darauf, daß eine jeweils herrschende Epoche aus dem Laufe der Zeiten herausgeschnitten und unter dem Gesichtswinkel des Absoluten betrachtet wird, während in Wirklichkeit die Relativität das allein Maßgebende ist.

In unsern Tagen könnte es freilich scheinen, als ob in der Tat ein Mittelstand nicht mehr existierte, weil die Ansprüche, die — nicht wir an das Leben, sondern die das Leben an uns stellt, bis zu einer solchen Höhe gestiegen sind, daß ihre Befriedigung bei dem jetzigen Geldwert, bei der zur Zeit giltigen Bewertung des Menschenmaterials kaum mehr möglich erscheint. Dies ist indes eine vorübergehende Erscheinung; eine Teuerung ist auch immer von einer Erhöhung der Arbeitslöhne gefolgt, die mit oder ohne Kampf durchgesetzt wird. Nach einer gewissen Zeitspanne hat sich die Umwertung aller Werte vollzogen, der ausgleichenden Gerechtigkeit des Gesellschaftslebens ist Genüge getan, jedes Individuum und jeder Stand ist in seine relative Rangordnung unter unwesentlichen Verschiebungen eingerückt.

Einen Mittelstand gibt es und wird es immer geben, und ebenso liegt in dem Bestreben dieses Standes, die Gesundheit zu versichern, eine innere Notwendigkeit. Der größte Teil der Angehörigen des Mittelstandes ist in unseren Tagen einfach nicht in der Lage, die ärztliche Versorgung aus seiner Tasche zu bestreiten. Ein Beamter mit einem Einkommen von 3000 bis 4000 Mk., mit Weib und Kindern, mit gewissen gesellschaftlichen Verpflichtungen, ist auf Grund der genauesten wirtschaftlichen Bilanz nur mit Entbehrungen und vielleicht dann auch noch nicht imstande, dem Arzt oder dem Spezialarzte für die Behandlung der unter den heutigen Verhältnissen sich unablässig mehrenden akuten und besonders chronischen Krankheiten ein angemessenes Honorar zu zahlen.

Er kann eben den Arzt nicht so oft, als es nötig und gut wäre, konsultieren. Während auf der einen Seite der Familienvater mit Bekümmernis an kalten, nackten Zahlen diese bedauernswerte Tatsache feststellt, unter der er selbst mit seiner Familie zu leiden hat, weil sie den Arzt nur dann konsultieren, wenn es eben nicht mehr anders geht, und wenn es vielleicht schon zu spät ist, kämpfen auf der andern Seite unsere Aerzte einen harten Kampf um die Existenz, suchen mit allen Möglichkeiten, unter Darangabe manchen edlen Privilegs, das kranke Publikum zu nötigen, ihnen ein solches Honorar zu zahlen, das den Aerzten eine standesgemäße Lebensführung und überdies die notwendige Versorgung durch Ersparnisse für das Alter und die Hinterbliebenen ermöglicht.

Betrachten wir diese für unsere Zeit geradezu charakteristische, eine gegenseitige Gehässigkeit, zum mindesten eine allgemeine Beunruhigung erzeugende Angelegenheit vom rein nationalökonomischen Standpunkte aus und wählen einen kaufmännischen Vergleich, so bedeutet dies eigenartige Verhältnis nichts weiter als einen zahlungsschwachen oder zahlungsunfähigen Kunden mit allen gesetzlichen Mitteln zur Zahlung eines über seine Verhältnisse hinausgehenden Entgeldes für unentbehrliche Leistungen zu zwingen.

Hierin liegt eine sehr tragische Seite unseres sozialen Lebens. Hierin liegt eine schwere Gefährdung der öffentlichen Wohlfahrt. Hierin liegt ein Grund für die wirtschaftliche Notlage, für die wirtschaftliche Dekadenz des edelsten aller Berufe, des ärztlichen. Hierin liegt aber auch die innere Notwendigkeit für die Existenz der Kurpfuscherei. Wer den Doktor nicht bezahlen kann, kuriert auf eigene Faust oder geht zum Kurpfuscher. Es ist eine Ironie des menschlichen Geschickes, daß der Patient beim Kurpfuscher oder beim Selbstkurieren nicht billiger wegkommt, als wenn er doch dem Arzte das geforderte Honorar zahlte. Im Gegenteil, der Kranke erleidet nur noch mehr Schaden, seine Gesundheit geht in die Brüche, und viele Kurpfuscher betreiben eine Art Raubsystem am Geldbeutel ihrer Klienten. Warum also geht denn der Patient nicht doch zum Arzte? Die Beantwortung dieser Frage gehört in das bekannte Kapitel mit der Ueberschrift ‚Mundus vult decipi' und braucht hier nicht ausgeführt zu werden. Aus welchem Grunde es auch sei, die geschilderte Tatsache besteht, und es ist eine weitere Ironie des Schicksals, daß sich die Aerzte nun wiederum die größte Mühe geben, die Kurpfuscherei zu bekämpfen und sich hierzu oft der allerverfehltesten Mittel bedienen, weil einzelne sog. ‚Führer' dieser Bewegung den wahren Grund für die Existenz der Kurpfuscherei nicht erkennen.

Ueber diese verschrobenen Verhältnisse macht sich der unablässig fortschreitende Zeitgeist lustig. Die Entwicklung von Ewigkeit zu Ewigkeit läßt sich nicht durch einige Kliquen unterbrechen oder gar umlenken. Die Gesamtheit hat längst erkannt, wie aus solchen Widersprüchen eine Normale sich gestalten läßt. Diese Normale ist gefunden in der sozialen Gesetzgebung. Es ist durchaus nichts Neues, daß sich das Staatswesen der Gesundheit einzelner oder aller Bevölkerungsschichten annimmt. Der Begriff ‚Gesundheitssteuer', den ich in meinem sozialen Romane ‚Führer der Menschheit?' (Berlin, Adler-Verlag, 3. Aufl. 1912) entwickelt habe, ist so alt wie die Gesellschaft selbst. Eine solche Versicherung gegen

Krankheit existiert z. B. seit Jahrtausenden in China, während uns die Linien der Kultur zu anderen Problemen führten und unser Interesse von dieser einschneidendsten aller Fragen der öffentlichen Wohlfahrt ablenkten. Erst im vorigen Jahrhundert besannen wir uns auf diese unsere Pflicht, für die Gesamtheit derer von Staatswegen zu sorgen, denen die Ungunst des Schicksals ein Dasein der Frohne beschieden hat.

Die einzelnen Spezies der nunmehr geschaffenen sozialen Gesetzgebung sind ja bekannt, ebenso ist wohl allgemein bekannt, daß in den letzten Jahren diese Bestimmungen speziell der Krankenversicherung sich als unzulänglich erwiesen haben, und daß in der Reichsversicherungsordnung eine Erweiterung geschaffen worden ist, in der geplanten Privatbeamtenversicherung weitere Garantien werden gegeben werden.

Auf Grund der Reichsversicherungsordnung reiht der Gesetzgeber 92 pCt. der erwerbsfähigen Bevölkerung des Deutschen Reiches in die Versicherungspflicht ein, das bedeutet den gesamten dritten und den weitaus größten Teil des zweiten Standes. Demnach bleibt für die freie ärztliche Praxis fast nur noch die Finanzaristokratie, wenn auch nicht übersehen werden darf, daß ein nicht geringer Prozentsatz der Kassenpatienten aus naheliegenden Gründen nicht den vielbeschäftigten Kassenarzt, sondern gegen entsprechendes Honorar den Privatarzt aufsucht. In Wirklichkeit ist hiermit also prinzipiell die Krankenversicherung des Mittelstandes gegeben, und es nützt alles nichts, wenn eine Organisation der Aerzte sich mit Händen und Füßen gegen die Bestimmungen dieses neuen Gesetzes wendet. 60 Millionen Menschen lassen sich nie und nimmer von 30 000 bezwingen, auch dann nicht, wenn diese 30 000 einen unter keinen Umständen entbehrlichen Beruf ausüben. Es sei dahingestellt, ob diese Entwicklung der Dinge für einzelne Stände oder für die Gesamtheit von Nachteil oder von Vorteil ist, genug, sie ist vollzogen, und wir müssen mit ihr rechnen.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch die immer wieder auftauchende Bewegung des Mittelstandes zur Gründung privater Krankenversicherungsgesellschaften mit freier oder beschränkter Aerztewahl zu beurteilen. Sie liegt im Geiste der Zeit. Sie ist unter keinen Umständen zu unterdrücken, und wer der Ansicht ist, daß alles, was ist, vernünftig ist, der wird dieser Bewegung auch die sozusagen rein wissenschaftliche Berechtigung nicht absprechen. Es ist bekannt, daß einzelne Aerzte in Wort und Schrift diese Bewegung bekämpfen. Indes soll man sich hüten, diese von einzelnen sozial-ärztlichen Kannegießern vertretene Anschauung etwa gar als Stimme der Gesamtheit zu betrachten. In dem sozialen Organismus des Aerztestandes sind so weitgehende Differenzierungen eingetreten, daß ein Glied schon nichts mehr vom andern weiß — und leider auch nichts wissen will. Die weitaus größte Mehrheit der Aerzte, d. h. der wirklichen Aerzte, die in täglicher, mühsamer Arbeit den Unterhalt für sich und die Familie verdienen und deshalb mit den Bedürfnissen der in wirtschaftlicher Beziehung gleichgestellten Volksgenossen unvergleichlich vertrauter sind, als ein paar großsprecherische Kapitalisten, sind unschuldig an den Abirrungen unserer speziellen Sozialpolitik. Ihr Leben ist Arbeit, schwerste Arbeit im Dienste des Altruismus und der Humanität; sie haben nicht Zeit zu dem vergeblichen Versuch, dem rollenden Rad der Zeit in

die Speichen zu fallen. Und jene Amateure, die aus einer Art sportlichem Interesse sich dieses Unterfangens rühmen, sind viel zu klein und unwichtig, als daß sie etwas Dauerhaftes ausrichten könnten.

Der Mittelstand braucht seine Kassen. Der Mittelstand bedarf der Krankenversicherung, und es ist nur eine Frage der Organisation, ob diese Fürsorge privat oder staatlich gewährleistet wird. Der Grundgedanke aller Fürsorge, nämlich daß ein Kranker, der an sich schon durch die Krankheit geschädigt ist, nicht noch den durch seine Krankheit und die erforderliche Behandlung gebotenen erhöhten Ansprüchen des Lebens genügen kann, sondern vielmehr jeder möglichen Erleichterung bedarf, dieser Grundgedanke beseelt und belebt auch die Fürsorge des Mittelstandes. So sind denn auch bereits Mittelstandssanatorien gegründet worden, um diese grundlegende Idee im klinischen Sinne zu verwirklichen. So werden sich auch die Mittelstandskassen, deren es schon eine ganze Zahl gibt, weiter organisieren, bis die gesamte öffentliche Wohlfahrt überhaupt als staatliche Angelegenheit anerkannt und in staatliche Regie genommen werden wird.

Das Gefängnis

Von August Vetter

Erinnerung an Rausch und Sünde
Lag wie Betäubung in der Luft.
Es atmeten die heißen Schlünde
Der offnen Fenster schweren Duft.

Im Westen zuckte zögernd schon Gewitter.
Ein Sträfling hielt
Die bleichen Hände durch das Gitter
Fiebernd, bis der Regen fiel.

Teure Zeiten

1. Das eiserne Alter

Hochkonjunktur und Teuerung — unter diesen beiden Zeichen steht das deutsche Wirtschaftsleben in gegenwärtiger Zeit. Wer durch Rheinland-Westfalen reist, sieht die Flammenzeichen des Friedens rauchen: die Hochöfen brennen mit riesigen Fackeln gen Himmel und schleudern täglich tausende von Zentnern Eisen auf den Markt. Die Rheinischen Stahlwerke konnten dieser Tage berichten, daß sie auf Grund der vorliegenden Aufträge bis in das zweite Vierteljahr 1913 (!) voll beschäftigt seien; und dem Stahlwerksverband, der nur noch im Torso übrig blieb, weint heute schon kein Mensch mehr eine Träne nach. Hochkonjunktur. Die Börse schreitet von Hausse zu Hausse, und läßt sich die optimistische Laune nicht verderben.

Vom Bankengeld freigebig (zu freigebig?) gefüttert arbeitet die Industrie der Fertigfabrikate unter andauernden Preiserhöhungen mit den günstigsten Ergebnissen. Kaum je sah es so glänzend aus im deutschen Fabrikationsgewerbe: mit den Preisen steigen die Unternehmungsgewinne — und die Arbeiterlöhne — —

Darf man träumen, daß einmal sich alles wenden muß? Daß Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwungs, wie die gegenwärtigen, nicht mehr letzten Endes lediglich denen die Taschen füllen, die bereits die Gebieter der großen Vermögen sind, den Industrieherren, den Banken, dem Großgrundbesitz. (Letzterem dadurch, daß er hinter der Mauer der Prohibitivzölle die Gelegenheit wahrnimmt und Preise für seine Produkte fordert, daß uns die Augen übergehen.)

Vor dem Kohlenloch steht der Arbeiter, halbnackt, und schaufelt, als gälte es sein Leben. Es gilt es. Er erübrigt nichts von dem erhöhten Lohn. Die Preise für Nahrungsmittel, für Kleidung und Unterkunft sind unerträglich gestiegen. Was der Arbeiter mehr verdient, wandert in die Ladenkasse des Krämers, der es an die Lieferanten abführt. Diese aber zahlen die erhöhten Preise für die Rohstoffe, die gestiegenen Zinsen für Real- und Personalkredit.. . . . An wen? Wo bleibt das Geld? Wie es scheint, haben wir günstigere Bankabschlüsse für 1913 zu erwarten . . .

Man kann sehr deutlich werden, und mit Zahlen kommen. Ein Kilo Rindfleisch kostete 1909 im Kleinhandel 154 Pfennige; heute kostet es 188 Pfennige. Für Hammelfleisch lauten die entsprechenden Zahlen: 168 und 194, für Kalbfleisch 172 und 198, für Schweinefleisch 159 und 172 Pfennige. . . . Die Pferdeschlachtungen nehmen zu und man findet bereits, daß sich auch noch anderes Getier zur menschlichen Nahrung „eignet' . . . . Die Teuerung ist im Lande.

Man wirft die Frage auf, was bei dieser Sachlage werden soll, wenn die Hochkonjunktur nachläßt, das Geld zu rollen aufhört, die Arbeiterlöhne sinken. Nun, man wird den Arbeiter nicht verhungern lassen; so wenig, wie man die Fabriken, wenn sie still liegen, niederbrennt, oder die Maschinen zertrümmert.

Nur wird der Arbeiter eben mit noch weniger auskommen müssen. Und die Geburtenziffer wird noch weiter sinken, die Anzahl der zum

Militär Ausgehobenen weiter zurückgehen. Und es steht frei, ein Lamento über die Schwächung der deutschen Volks- und Wehrkraft zu erheben.

Wer ist der Schuldige?

Die Banken werden ihre Dividende auch in Zeiten niedergehender Konjunktur nicht ermäßigen. Sie halten die mageren Jahre durch, und es gibt ‚ruhige' Geschäfte, an denen auch in stillen Zeiten verdient werden kann.

2. Banken und Finanzpolitik.

Denn unter dem Gesichtspunkte des Verdienens wird die Finanzpolitik der Banken betrieben. Das öffentliche Wohl?. Was schiert mich Reich und Kaiserprunk? Geschäft ist Geschäft. Wenn unser Geld in Chile oder in Dänemark bessere Zinsen bringt als hier, so geben wir's eben fort. Und wenn die Eisenindustrie es uns höher verzinst, als etwa der Hausbesitzer und das Immobiliengewerbe: so mögen sie betteln gehen. Wie sagte der große ‚Humorist' des Berliner Bankgewerbes, als es sich um die Beleihung von Weissenseer Gelände handelte: „In Weissensee lasse ich mich begraben, aber nicht mein Geld. ‚Ideelle Aufgaben? Nur soweit der Geldbeutel und die Bilanz nicht leidet. Man muß fragen, ob unsere Großbanken ihre Stellung im Wirtschaftsleben, ihre Verantwortlichkeit, ihre Funktionen (innerhalb der Staatsidee) richtig begriffen haben. Und man kann leicht, an tausend Beispielen, zeigen, daß sie auf einem falschen und gefährlichen Wege sind.

Mit der Reichsbank als einzigem getreuen Wardein. Aber was hat sie genützt, gefördert oder verhindert? Man wird es sehen, wenn einmal der Kladderadatsch da sein wird, und die Offiziösen ihre Redakteure schreiben lassen müssen: daß man die ‚Klinke der Gesetzgebung' ....

3. Mißvergnügen.

In diesen feuchten Spätsommertagen mußte man sich damit begnügen, dem Rauschen des Meeres vom Strandcafé aus zuzuhören; um den Schnupfen zu vermeiden. Des Abends hatte man in die Bar zu gehen. Café und Bar — beides patriotische Unternehmungen, die eine zur Hebung der Kaffeezolleinnahmen, die andere zur Förderung der Branntweinsteuererträgnisse. Dies machte man sich trübselig klar, und hatte auch sonst reichlich Zeit, sich mit Wirtschaftsproblemen zu befassen; zumal der Kurszettel das Substrat der Table-d'hote-Unterhaltungen bildete.

Zwei oder drei Tage waren schön in den Wäldern an der See. Dann lag man, zunächst noch mit einigem Mißtrauen, alsbald aber behaglich sich entfaltend, auf der Erde im Moos. Und griff man (auch hier! — ein Tempelschänder) zur Zeitung, so ergab sich, daß Julia den Handelsteil sowohl wie die Politik entfernt, zerrissen, verbrannt und die Asche ins Meer geworfen hatte (sicher ist sicher). So daß nur die lokalen Nachrichten übrig geblieben waren, aus denen man festzustellen vermochte, daß es in Berlin noch immer Straßenunfälle, Brände, Fliegerabstürze, Bankdefraudanten und Mörder gab; von welch letzteren der fieberhaft tätigen Polizei die Selbstmörder fast immer in die Hände fielen . . .

Vindex

Heilige Güter

Frevle Gedanken von Theodor Reik

Als Gott die Welt am siebenten Schöpfungstage betrachtete, sah er, daß sie gut sei. Wir haben also vergessen, unserem anthropomorphischen Gottesbegriff die schöne Eigenschaft der Bescheidenheit hinzuzufügen.

Kirchen sind dem Volke ein tiefes Bedürfnis. Wegen der Uhren, die daran sind.

Die Griechen lebten in den Tag hinein, ohne sich um die Zukunft zu kümmern. Da benutzten die Juden das Podagra und den Katzenjammer einer sterbenden Kultur und gründeten die erste Versicherungsgesellschaft auf Ableben.

Das Cölibat ist eine lebenslängliche gute Erziehung.

Relativität der Moralwerte: Unter Umständen ist einer, der sich um seine Mitmenschen nicht kümmert, ein Altruist.

Die Ehe ist im besten Fall eine Polygamie der Phantasie.

Beide Schwestern verreisten auf einige Zeit. Die gute Gesellschaft war empört. Und die Frau Rechnungsrat erklärte, es sei direkt unmoralisch und ein Skandal. Man wisse ja gar nicht, welche eigentlich ein Kind bekomme.

Die Gesellschaft hat einmal festgestellt, daß sie eine anständige Frau ist. Seither traut sich keiner mehr heran. Und sie leidet furchtbar an den Konsequenzen ihres guten Rufes.

Nichts Gefährlicheres als der Haß zwischen Eheleuten. Wie leicht kommen da neue Flitterwochen.

Vive la bagatelle!
Swift

Ave Caesar . . .

Was ein rechter Kellner ist, muß sein Maul halten können, wenn es Trinkgeld geben soll. Die Zunge, die sonst eher zum Schimpfen und Schmähen neigt, muß sich auf geschmeidigere Tätigkeit trainiren, wenn ein nobler Gast in Sicht ist. Wer aber vom Gesinde für die weihevolle Stimmung der Vorbereitung kein Verständnis hat, ist ein Lumpenkerl.

Luigi Bertoni haben sie eingesteckt. Der in Genf lebende Tessiner, ein Vierziger von unheimlichem Ernst, ist ein überzeugter und ehrlicher Diener einer Narrenkirche. Was von mancher Warte aus gewertet menschenwürdiger ist, denn als scheinheiliger Schuft einer zugegeben guten Sache Verfechter zu sein. Ganz abgesehen davon, daß Bertonis Religion keineswegs die einzige ist, die glaubt, weil es absurd ist. Bertoni ist Anarchist; eine schwere Krankheit also, wenn man sich gemüßigt sieht, dem Gesunden irgendwo Grenzen abzustecken; Utopie — würde die soziologische Diagnose lauten; Unheil — die politische. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß Luigi Bertoni auch dieses Jahr nur das tat, was seit geraumer Zeit jeden Sommer: er feierte in Worten das Andenken Brescis, des Mörders Umbertos. Vor elf Jahren hatte der schweizerische Bundesrat es zu einem diplomatischen Konflikt kommen lassen, weil er dem italienischen Gesandten gegenüber darauf bestand, Bertoni ohne ausdrücklichen Strafantrag der italienischen Regierung nicht unter Klage zu setzen. Der ‚aufrechte Republikanismus' siegte, Bertoni blieb ungeschoren. Diesen August sollte es nun anders kommen. In Bern lauerte man schon auf die

Brescirede Bertonis. Dieser, arglos und naiv, wie nur der Ritter von der traurigen Gestalt, ging natürlich auf den Leim, und was er oft ungestraft tat, hat ihm jetzt vorläufig Untersuchungshaft eingebracht. Als verschärfendes Moment — heißt es offiziös — muß der nahe Besuch des deutschen Kaisers gelten.

Moral: ein lebendiger Kaiser wird mehr respektiert als ein toter König. Besonders wenn der König ein König der Katzelmacher und Gemüseverkäufer ist, der Kaiser aber ein Kaiser einer wohlhabenden Nation, die in ihrem Drang nach Höhenschönheit sich des rechten Ferienreiseweges stets bewußt ist.

Was taugt aber dem Apologet im Gefängnis die Moral? Wer erklärt dem Schwärmer, wie das Reisevergnügen eines Kaisers das Verbrechen eines armen Schluckers sein kann? (Eines armen Schluckers, von dem — ebenfalls offiziös — erklärt wird, daß seinem Privatleben nichts nachgesagt werden kann; was in der Klatschbazillenatmosphäre von Kleinstädten und Kleinstaaten donnerwetterhoch anzukreiden ist.) Wer übernimmt es, das diesjährige ‚verschärfende Moment' der Mutter Bertonis klarzumachen, der Familie, deren Erhalter er war (wie — wieder offiziös — festgestellt wird)?

...‚Ave Caesar' klingt gewiß schön (auch bei Alpenglühen, Spaß beiseite); wenn es aber der Gruß hungernder Weiber ist?

A. J. Storfer (Zürich)

Die Unberlinische

Eine Siebzehnjährige kehrt nach einer nicht allein verbrachten Nacht heim und tötet sich mit Leuchtgas. Auf dem Tisch findet man ein Schreiben: ‚Ich habe mich gestern Abend köstlich amüsiert. Ich vergifte mich. Warum, das geht keinen Teufel etwas an!' Diese Tat der Ueberschwenglichkeit — Selbstmord aus Lebenslust — geschah in Berlin, in dieser Stadt der Talmisinnlichkeit, in der die Freude aus einem seltenen Lebensgefühl zur kaffrigen Gewohnheit geworden ist, in der der Genuß eine Arbeit ist, die einzelne Gegenden des Körpers beschäftigt. Wie ein See hat der Genuß die junge Seele angefüllt und die beglückten Gedanken schaukeln darüber hin in den Tod; zu phantastisch hat sich das Leben erwiesen, als daß man in den Montag hinaustreten könnte .... Mädchen, dein Fall stand unter ‚Lokales' .... denn es gibt noch keine Rubrik ‚Himmlisches' in unseren Zeitungen.

A. Wo.

Prügelstrafe

In London sind kürzlich zwei Personen wegen Verbreitung unzüchtiger Postkarten zu 25 Peitschenhieben und 9 Monaten Zwangsarbeit verurteilt worden. Der Richter — sein Name ist Lawrie — bedauerte bei der Verkündung des Urteils, daß er die Uebeltäter nicht härter bestrafen könnte. — Man weiß nicht, um was für Machwerke es sich handelt; weiß auch nicht, ob der englische Schutzmann Smith ähnliche Machtvollkommenheiten hat, wie sein deutscher Kollege Krause. Aber man weiß seit Corinths Andromeda, was unzüchtige Postkarten sind, und man fühlt das Erstaunliche, daß wir einmal um einen Millimeter weiter sind, als andere, — wir hier in Preußen-Deutschland. Und man stellt sich anschaulich die Kümmernis unserer Staatserhaltenden vor, daß sie es im besten Fall bei blauem Heinrich — einmal wöchentlich — bewenden lassen müssen. — Die ganze Kunst, die hüllenlose, und ihre Verbreiter festgeschnallt und wohlgezählte 25: ach — es bleibt ein Traum. — England, du hast es besser. P. K.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Alfred Kerr ist bis gegen den 7. September auf Reisen. Einsendungen und Zuschriften werden indes an den Verlag, Berlin W., Uhlandstraße 30, erbeten.
Unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen.

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Zweiter Jahrgang No. 43 12. September 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

INHALT:

Alfred Kerr.....Besuch bei Flaubert
Karl Bittermann.....Der Kakerlak
Vindex.....Grossbanken
Hans Ehrenbaum-Degele.....Nach Tisch

Wen hat er gemeint? — Der Ehrenlegionär

weiter Jahrgang No. 43 12. September 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

JNHALT:

Kerr: Bei Flaubert
Theaterdirektoren
I. Mann und Harden
Großbanken

HAMMER-VERLAG, G. M. B. H., BERLIN W. 15, UHLANDSTRASSE 30
REDAKTION: GRUNEWALD, GNEIST-STRASSE 9

Die 1gesp. Nonpar.-Zeile = 0,75
Auf Umschlagseiten = 1,-
Bei Wiederholungen Rabatt

Alleinige Inseraten-Annahme:
Paul Löwinsohn G. m. b. H.
Berlin W., Motzstrasse 60

Berlinische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft

Alte Berlinische — *Begründet 1836*

Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 11-12

Die Gesellschaft ist eine der allerbilligsten Anstalten und bietet insbesondere eine grosse Auswahl zweckmässiger Versicherungsformen.

Versicherung mit und ohne Dividende,
Versicherung mit und ohne ärztliche Untersuchung,
Versicherung mit und ohne Einschluss der Invalidität,
Versicherung mit ermässigter Anfangsprämie,
Versicherung mit billigster Gesamtleistung,
Versicherung mit festem Auszahlungstermin,
Leibrentenversicherung.

Die neu eingeführte

Kurze Todesfallversicherung

gewährt Kaufleuten, Industriellen und den freien Berufen (Ärzten, Rechtsanwälten etc.) für jede gewünschte Begrenzung Versorgung der Angehörigen,
Beamten und Privatangestellten einen Versicherungsschutz für die Familie für die Zeit, wo die Hinterbliebenen-Fürsorge des Staates noch aussetzt oder unzureichende Hilfe gewährt,

zu so niedrigen Prämien, wie man sie bisher nicht gekannt hat.

—— o ——

Die Teilnahme am Gewinn der Gesellschaft kann erfolgen mit gleichbleibender oder mit steigender Dividende. Die Gesellschaft hat äusserst liberale Versicherungsbedingungen.

Unanfechtbarkeit - Unverfallbarkeit - Weltpolice.

Ausführliche Kostenanschläge stehen jederzeit kostenfrei zur Verfügung.

Siehe Heft 41

Besuch bei Flaubert

Von Alfred Kerr

I

Ich denke dran im Lande Finistère. Und hier wird es hingeschrieben.

Man sitzt gegenüber von Amerika. Dazwischen liegt Salzwasser. Unmittelbar vor diesem wüsten Land-Ende, bei diesem fremden Volk mit seinen Tellermützen, seinen Reifröcken, seinen weiß-roten und weiß-goldenen Hauben, seinem feucht und straff gekämmtem Goldhaar — wenn es nicht die kohlrabenpechnachtschwarzen Haare der rätselhaften Bigoudens sind — in dieser Steinwildnis, deren Bewohner das Französische nur wie eine fremde Sprache reden, bald mit englischem Akzent, bald klingt es wie deutsch, und statt ‚oui' sagen sie ‚ya'; bald klingt es semitenhaft; die Frauen können meistens kein Wort französisch . . . Vor diesem tollen, denkmalsstarren Land-Ende liegen in röchelnder Brandung aus braun-grauem Gestein Fels-Ungeheuer, irr, mit glotzenden, jahrtausendalten Tieraugen, schnappenden Schnauzen, tappenden Tatzen, frech-grausenvollen Fratzen, bald wie hünenhaft erstarrte Nilpferde mitten im Gischt, bald wie verwitterte Stein-Elefanten, kochend überdonnert, bald scheinen es Reste zusammengekollerter Götterburgen, bald verhärtete Kronen von Urwäldern, deren Stämme schreckensvoll, in Bedrohnis und stier im Meergrund wurzeln . . . Von Einblöcken, mit Fugen und Runzeln, rinnt das Brodelnde weißhell, triefend, prustend abwärts, überall quirlt es zwischen Blau, Lichtgrün, Weiß um grau- und rotbemooste Nachtfelsen voller Stummheit. Das ist Finistère . . . Aber ich wollte nur sagen, wo ich schreibe.

II

Hier holt man Atem und denkt an den menschlichen, einst friedevollen Platz in der Normandie, wo man zuvor gesessen. Binnenland. Obdach und Versteck eines Großen, ‚gebürtig aus Rouen; verstorben zu Croisset, unweit hiervon . . .' — und hat Lebensbücher geschrieben; und furchtlos geleuchtet.

Dort war es. Der Mann wohnte still in Croisset, auf dem Land; seiner Familie gehörte die schattig baumreiche Besitzung am Fluß; am Seinefluß. Ein Haus stand im grünen Garten, der sich lang und blättervoll und ruhereich hinzog. Ein Fels war in diesem vernünftigen und gemäßigten Paradies der Wipfel. Grünes Felsgewände gab die Rückmauer des Parks . . . Hatte Flaubert den Felsgrat auf Steinschwellen erstiegen, so dehnte sich oben der zweite Teil seiner grünen Besitzung.

Er sah in der Ferne die graugrünen Felsen am Hafen von Rouen mit dem Mastengewirr, er sah in der Ferne das steinerne Filigranwerk sonnig und feucht umdunsteter Normannenkathedralen (die im Mittagsschein verschwebten, am Abend stolz ergrauten . . .).

Er sah neben sich, oben, Waldabhänge mit halb verborgenen Schlössern im Grünen, er sah im Tal den Fluß, den Seinefluß; mit mildgrünem Glanz — und triefendem Laubwerk.

III

Es muß wunderbar gewesen sein damals. Man erkennt es noch heut, wenn man die Reste findet. Ein altes Weiblein, das mich herumführte, sprach: ‚Monsieur, à ce temps là, c'était le calme, c'était comme une île!' Damals war es still wie eine Insel.

Hier saß er in seinen Zimmern, rauchte kurze Pfeifen, schrieb auf bläuliches Papier klagende, tobende, lachende, stöhnende, burschikose, schöpferstarke Briefe, die ein deutscher Musiker hätte geschrieben haben können.

Hier schrieb er seine Bände, sieben Jahre lang an einem; er schrieb sie nicht, er ‚schuftet sie zusammen' — je pioche, je pioche, je pioche! ächzt er.

Und als das Werk, die erfolgarme Tat eines Einzigen, in Flüchen mit Qual und Not unter Dach ist, stößt er alle Viere von sich, ‚müde bis ins Mark' . . . und verreckt. Es ist anders nicht zu bezeichnen.

Müde bis ins Mark. Der Schritt eines Menschen ist verschollen. Ein Auge dahin. Ein Arm gesunken. Aber die Tat lebt . . . überholbar, doch unauslöschbar.

IV

Wodurch wird das Andenken großer Männer geschändet? Durch Frauen. Es kann freilich auch durch Frauen hochgehalten werden; das edel-stärkste Beispiel dafür ist heut Hans v. Bülows Witwe. Auch die Cosima wäre zu nennen — nur trägt sie die Mitschuld am Entstehen des Parsifal . . . Jedenfalls ist Mozarts Andenken durch seine Konstanze geschändet worden, als sie mit Herrn Nissen, einem Kaffern, Hochzeit machte. Bonapartes Andenken schändete Marie Louise, die sich nach dem Phänomen einem Dutzendösterreicher lieh. Wenn Christiane Vulpius den Goethe überlebt hätte, — — Kinder, Kinder! . . .

Flaubert war unbeweibt. Doch er besaß eine Nichte. Er hatte sie fast mehr lieb, als ein Onkel seine Nichte haben kann. Er hinterließ ihr alles.

Sie hat es ihm] schlecht gedankt. Ihr Mann war ein Commanville. Seine Geldlage mehr pittoresk als vorbildlich. Der Leib des großen Dichters war noch von den Würmern nicht aufgenagt, da verschärfte sie seinen Besitz und sein Gedächtnis.

Anstandshalber ließ man ein Gartenrestchen stehn — aber das Große, Ganze von Flauberts geliebter, grüner Erdenstatt wurde verhökert. Und mit einer Brennerei besetzt . . .

Wo er ging und sann, ruht heut ein rötlicher Kasernenbau, mehr ein Ziegelschuppen (mit Blech beschlagen), worin feste destilliert wird . . .

Den oberen Teil des Felsens hat sie gleichfalls verschärft und dem täglichen Gebrauch gegen bar überwiesen.

Die Freunde haben einiges vom Garten gerettet. Ein Winkelchen; hinten mit der Felswand: zu welcher der Aufstieg versperrt ist. Vorn haben sie den kleinen Pavillon erhalten, von dem Flaubert über die Landstraße weg auf den Fluß blicken konnte. Am andren Ende, wo das Haus stand, ist eine Wärterwohnung errichtet. Flaubert schreibt: ‚Irgendwo hab' ich ein weißes Haus . . .' Er schreibt es mit merkwürdigem Tonfall, als ob er sagen wollte, etwas Holdes, Verborgenes, Friedsames; etwas, wo Ranken um das Altan-Gitterwerk streben . . .

Die Freunde wollten diese Erinnerung wahren. Doch eine Schiffsbau- und Reparaturanstalt am Ufer drüben erschwert es mit Gehämmer. Und nebenan wird feste destilliert.

V

. . . Ich ging zu dem ehemaligen Koch des Dichters. Er hat zehn und ein halbes Jahr für Flaubert gekocht. In Croisset, nicht

weitab, wohnt er und ließ an seinem Haus mit schwarzen Buchstaben anschreiben, daß er der frühere Koch Gustave Flauberts ist . . .

Schon ein betagterer Mann, dunkeläugig, mit grauschwarzem Vollbart. Sieht aus wie Treitschke, nur gesünder. Wir plauderten lange. Zu mehreren Malen. Ich fragte zwischendurch gelegentlich, ob er auch Maupassant, den jungen Liebling Flauberts, in Croisset gekannt. ‚Mais si je l'ai connu!!' Herr v. Maupassant kam ja alle Nasen lang. Herr Flaubert hat ihn immer wie einen Sohn betrachtet. Die alte Madame de Maupassant, die Mutter von Herrn Guy, war es (wie zum Dank dafür), die Herrn Flaubert den letzten Dienst erwiesen hat . . .

Das war eine Frau! Was Seltenes! Edel und fein im tiefsten Kern! die alte Frau v. Maupassant . . .

Von der Nichte, die längst aus der Gegend weg ist, nachdem sie ihren tüchtigen Mann begraben, spricht Herr Colange, ohne scharfe Worte zu brauchen, in eisigem Ton.

Wackrer Koch! Sonst nehmen solche Leute hinterher den Mund voll und schwindeln allerhand hinzu. Der Koch Colange erzählt, still und fast naiv, wie es dort zugegangen ist. Wie dick sein Herr gewesen sei; eine Zeitlang wog er über zweihundert Pfund . . . Wenn Herr Flaubert zuletzt Geld verloren habe (seine Rente betrug wohl gegen fünfzehntausend Francs an Ererbtem, aber nur schätzungsweise), — so war der Grund seine Großmut, c'était son grand coeur.

Heftig war er bloß, wenn man ihm etwas durchkreuzte. Die alte Mutter, Madame Flaubert, sagte manchmal, wenn Flaubert ‚außer sich' schien (quand il etait émporté): ‚Lassen Sie ihn. Nichts erwidern. Den Willen tun.' Abgesehen davon war er ganz huldvoll . . . Nach Paris hat ihn C. jährlich begleitet, wenn dort Wirtschaft geführt wurde, — der Herr ließ ihn da fahren, wo er selber fuhr. ‚Ich brauchte nicht in die dritte Klasse zu steigen.' Der Koch erzählt mir von Aeußerlichkeiten — von Ausflügen des Junggesellen nach Rouen, gewöhnlich zu Wagen hin, zu Wasser zurück, . . . und dergleichen.

Er lächelte, wie wir vom Denkmal sprachen, das ihm vor einer Kirche zu Rouen gesetzt ist. Von dem Bildhauer Bernstamm. Keine Spur, aber auch gar keine Spur von Ähnlichkeit. Irreführend! Nie hat er in irgendeinem Zug so ausgesehen. Man hält ihn dort für einen wilden Sänger, der das Kinn in die Luft streckt. Niemals!!

Herr Flaubert blickte manchmal etwas starr geradeaus vor sich hin. Also ganz entgegengesetzt. Auch in der Haltung.

Aber sowas bleibt, und die Leute werden wirklich denken, Herr Flaubert habe so ausgesehn.

Der Koch lächelte in Gedanken hieran mit einem, wie mir schien, ernsten, menschlichen Begreifen.

VI

Einmal sprachen wir von der Arbeitsweise des Toten. Er wußte davon allein, daß Herr Flaubert nach seiner Beobachtung damals, wie er das Buch . . . na, „Education sentimentale' hieß es, schrieb, daß er damals halb gestört herumlief — surexcité (et surmené), Aufregungszustände. Sonst ist ihm nicht viel aufgefallen . . . Ja, einmal, als das Buch ‚Bouvard et Pécuchet' geschrieben wurde, traf er Herrn Flaubert nachts, wie er an der Mauer entlang ging . . . und etwas mit den Augen suchte, was er wohl schriftlich abzeichnen wollte (wohl wie ein Maler nach dem Modell malt), und schließlich sagte der Herr: ‚ça y est!' . . .

Aber sonst ist ihm nichts aufgefallen.

VII

Zwischendurch sprach er: ‚Herr Flaubert war sozusagen sehr sentimental.' Er wolle damit keineswegs die Achtung verletzen, bloß andeuten, daß er in hohem Grad seinen Stimmungen lebte . . . Dann sprach er von der alten Frau Flaubert (die zuletzt in eine Art Kindschafts-Zustand fiel). War bis in verhältnismäßig hohes Alter, nach seinen Laienbeobachtungen, sehr mit wissenschaftlichen Dingen beschäftigt — und sprach nach ihrer Gewohnheit viel und lange mit dem Sohn über Kunst.

Der nicht mehr junge Sohn und die alte Frau saßen zusammen und hatten lange, lange Erörterungen, über Kunst; über Kunst!

Der Koch wußte sonst nicht mehr viel . . .

VIII

Ich ging die Dorfstraße lang, wieder zu dem kleinen Pavillon, den man gerettet hat.

‚Irgendwo hab' ich ein weißes Haus . . .'

Zum Altan dringen die Axthiebe der Reparatur-Anstalt. Das Häuschen ist zu einer Art Schaufenster für allerhand Eitelkeiten gemacht worden, es werden dort Briefe von dem Kitsch-Autor Hector Malot oder von dem Theaterdirektor Claretie unter Glas aufbewahrt, in denen sie die Güte hatten, sich (wohlwollend) über Flauberts Nachlaß zu äußern. (‚Oh femme! femme!' ächzt schon Figaro.)

Daneben drei, vier Sachen, die an den Herrn der Stätte beiläufig erinnern. Ein paar Briefe . . . Noch steht sein Tintenfaß da, sein crapaud, die metallene Kröte, der Flaubert den Federhalter in den Rachen stieß . . . Sein Lederlehnstuhl mit den Wendelsäulen aus normannischem Holz . . . Eine schmal-kleine Pfeife, zierlich, mit dem Holzköpfchen und dem grauen Röhrchen, dünn wie ein Gänsekiel . . . Aber das meiste, wie gesagt, erinnert an den Schundschriftsteller Hector Malot; an Köpfe von gleicher Wichtigkeit.

IX

Ich dachte fortwährend an Madame Arnoux . . .

Ich verließ das Häuschen, den schäbigen Gartenrest, der an das Wandeln des Schriftstellers G. Flaubert mahnt, — geboren zu Rouen, gestorben zu Croisset, unweit hiervon.

Ich ging am Fluß entlang. Schön und reich trotz allem blieb die Natur. Mild und feucht und bergig ist es. Der nordische Himmel, der Nordmannenhimmel, hat sozusagen etwas Veredeltes hier. Ich sah auf das Wasser. Auf die Wipfel. Ich gedachte des Toten. In den Lüften lag ein unvergeßbarer Glanz.

Der Kakerlak

Von Karl Bittermann

Hastig schritt er durch das lange Schlafzimmer auf und ab, an den Schmalseiten der beiden Betten vorbei, die von der Rückwand her in den Raum hineingestellt waren.

Von Zeit zu Zeit schielte er zu Josephine herüber, die mit großen, starr glänzenden Augen überall hin, nur nicht auf ihn blickte.

Er fühlte wieder in ihr den stummen Haß, der schon bei verschiedenen Gelegenheiten während ihrer Schwangerschaft gegen ihn aufgezuckt war.

Aber auch in ihm blähte sich das Sumpfgas eines vergiftenden Zornes. Die Liebe machte aus ihr immer nur das gebärende Weibchen, das die Geliebte in ihr verdrängte.

Das dritte Kind sollte heut kommen. Der Widerwille ummauerte ihn.

Was sollte ihm dieses neue Wesen, das sich in sein Leben rücksichtslos hineinschob und sich bis zu seinem Tode von ihm nicht abschütteln ließ?

Aber es war trotz allem gut so, daß die Stunde der Entscheidung da war. Diese neun Monate waren unerträglich, die Zeit, da Josephines Leib so entstellt war und von Monat zu Monat häßlicher wurde. Es hatte ihn das erbittert, gegen sich und gegen sie, besonders jedoch gegen sie.

Auch Josephine leiden zu sehen, ohne ihr helfen zu können, war ein Martyrium für ihn selbst.

Hoffentlich verlief alles in Ordnung.

Und dann . . . . .!

Er schwor es sich mit sich aufbäumendem Ekel: nie wieder ein Kind! Nie! Nie!

Josephine begann zu wimmern. Aufgeschreckt sah er zu ihr herüber!

Ihre Augen waren geschlossen. Ihr schönes Haar umringelte an den Schläfen ihr erhitztes Gesicht, das einen besonderen Ausdruck jetzt trug.

Von ihr blickte er zur Frau Altorf hin, die am Waschtisch stand und sich gleichmütig die Hände wusch.

Ein scharfer Geruch nach Alkohol und Lysol durchbeizte das Zimmer. Für ihn ein schon wohlbekannter Geruch.

Mindestens sechsmal goß sie das Waschbecken voll und wieder leer, und das Kratzen der Bürste auf ihren Händen reizte ihn.

Das Wimmern entwirrte sich zu langgezogenen, aufsteigenden Lauten, die ein merkwürdiger Rhythmus beherrschte.

‚Ach, liebe Frau Altorf, helfen Sie mir doch! Ich halt' es ja nicht mehr aus!'

Die Frau lächelte.

‚Ist es schon so schlimm? Aber Sie werden es schon aushalten. Es wird ja auch nicht lange dauern.'

Sie sagte noch manches andere, um die Leidende zu trösten.

Er horchte. Es war eine milde, warme Stimme, die so sprach, und von ihr verlockt betrachtete er zum ersten Male die Redende genauer. Da ereignete es sich, daß für einen Augenblick die Sinnlichkeit über ihn zusammenschlug, als er die kleine dralle Gestalt mit seinen Blicken umfing.

Frau Altorff setzte sich an das Bett zu Josephine, und das brachte ihn zur Besinnung. Er sah die Augen der Jammernden auf sich gerichtet, wirklichkeitsleer, aber er schämte sich doch.

Wieder schritt er auf die Tür zu. Seine Blicke gingen hierin und dorthin, interesselos, plötzlich sah er etwas, was ihn seinen Gang verlangsamen ließ. Rechts neben der Tür, hoch oben an der Tapete, saß eine dicke schwarze Küchenschabe.

Sie glänzte wie eine polierte Kugel, prall saftig. Ihre Fühler fächelten unruhig. Sie blickte ihn an (dachte er sich).

Das Grauen vor diesem Tiere überwucherte ihn. Soweit er in seinem Leben zurückdenken konnte, hatte ihn der unwiderstehliche Ekel vor diesen Käfern besessen. Das Entsetzen schüttelte ihn schon bei dem Gedanken, daß ihm ein Kakerlak über den nackten Leib laufen könnte. Voll angstvollen Abscheus blickte er hinauf.

Aber auch ärgerlich. Jetzt nisteten sich also diese Tiere schon im Schlafzimmer ein!

Daß nur nicht Frau Altorf es auch sah! Was mußte sie sich denken!

Sein vorwurfsvoller Blick streifte Josephine.

Sie warf den Kopf nach rechts und links mit halb verdrehten Augen und summte eine rätselhafte Melodie. Ihr Mund war so fest geschlossen, daß man ihre Lippen nicht mehr sah, so waren sie nach innen gezogen.

Hin und wieder kniff sie die Augen zusammen und zerrte die Oberlippe hoch hinauf, unter einem gewaltigen Drucke, unter dem sie die Hände Frau Altorfs packte und krampfig umklammerte.

Aechzend ließ sie sich wieder los.

Die Wehe war vorüber.

Frau Altorf wischte ihr den Schweiß von der Stirn.

‚Gott, ach Gott, daß man so leiden muß! So schlimm war's noch nie!'

Sie drückte das Taschentuch vor den Mund und sah ihren Mann an. Ihre Augen trafen sich.

Ihm schien es, als wären Josephinens Augen viel durchsichtiger als früher, als könnte er weit tiefer in sie hineinschauen. Er lächelte und hoffte, daß auch sie lächeln würde, aber sie sah ihn nur unverwandt an.

Er konnte diesen seltsamen Blick nicht ertragen; drehte sich um und wanderte weiter.

Frau Altorf schlug das Oberbett auf und untersuchte den Stand der Geburt.

‚Sehr gut!'

Er näherte sich indessen dem Kakerlak, der immer noch an derselben Stelle saß. Wenn seine Fühler nicht gewesen wären, hätte man ihn für tot halten können. Mit unheimlicher Neugier starrte er zu ihm empor. Ihm war, als würde etwas Entsetzliches da oben vorgehen. Er blickte an den anderen Wänden entlang. Aber sie waren leer.

Das Grauen vor dem gespenstischen Eindringling nahm immer beängstigender von ihm Besitz. Ihm schien es, als hätten sich mehrere Kakerlake unter seinen Kleidern verkrochen, er strich mit der Hand über den Rock und die Hosen, um sich zu überzeugen, daß er sich irrte.

Die Schatten unter den Ecken des Waschtisches und unter den Betten erregten ihn. Das blendende Gaslicht war ihm nicht hell genug.

Draußen sauste der Frühlingswind.

Mechanisch schritt er an das Fenster und lugte durch den Vorhangspalt in den finsteren Hofschacht hinaus.

Im Hinterhause schwelte ein trübes Licht. Am schwarzen Himmel funkelte die Wage. Plötzlich fiel ein Stern und verglomm wie ein Aschefunken einer Zigarette im Dunkel. Erschreckt trat er zurück und nahm seine Wanderung wieder auf.

Er zog seine Taschenuhr. Noch nicht zwei!

So weit noch der Morgen, die Sonne und die Befreiung! Ein unsägliches Gefühl der Verlassenheit seufzte in ihm auf. Er war ausgeliefert, ohne sich wehren zu können, der Nacht, den Qualen Josephines und dem Kakerlak. Immer zwang dieser unwiderstehlich seine Blicke zu sich in die Höh, aber er schaute möglichst unauffällig zu ihm auf. Daß nur nicht etwa Josephine ihn auch sah! Ihr graute vor diesen Tieren noch viel mehr als ihm. Sie sagte oft, sie wäre nahe daran, Krämpfe zu bekommen, wenn sie ihnen in die Nähe kam.

Sie durfte ihn nicht sehen.

Aber ihn faßte der Wunsch, fort von hier zu sein, irgendwo anders, wenn es auch nur im Nebenzimmer war.

Er drückte die Türklinke hinunter, vorsichtig, damit nicht der Kakerlak herunterfalle, und schielte zu ihm empor.

‚Bleib da, Adolf!' bat Josephine.

Sofort gab er die Klinke wieder frei.

‚Mir war es so, als ob die Kinder schrien!'

‚Die armen Kinder! Sie sind so in ihrer Ruhe gestört!'

‚Die Hedwig ist ja bei ihnen.'

‚Ach Gott, es geht wieder los!' jammerte die Leidende. ‚Komm, Adolf, halt' mir die Hände wie beim letzten Mal! Du hast mich so gut gehalten!'

Er wagte nicht zu widersprechen und setzte sich zu ihr an das Bett. Gierig schlangen sich ihre Hände ineinander, und er drückte die ihrigen, die heiß und feucht waren, ihr zu Häupten über ihre Schultern in die Kissen. So fand sie kräftigen Widerstand, mit der Wehe zu kämpfen.

Frau Altorf saß hinter ihm und hatte das Oberbett wieder zurückgeschlagen.

Er konnte nicht sehen, was sie machte, hatte auch keine Aufmerksamkeit dafür und blickte nur in das veränderte Gesicht des Weibes vor ihm.

Brennendes Mitleid schmerzte ihn.

‚Phine! Phine!' murmelte er stockend.

Seine Hände und Arme zitterten unter den wilden Versuchen Josephines, sich loszureißen. Sie bäumte sich knirschend unter ihm und schnappte blind wie eine toll gewordene Hündin nach seinen Händen.

‚Jess—ssus — Jess—ssus — Frau Altorf — ich — sterbe —'

Das ‚sterbe' gellte hinauf.

Die Schreie wurden hell und immer heller und schossen in die Luft und bogen sich oben wie die Hälse von Raketen. Eine Rakete nach der andern stieg so hinan. Als aber die Schreie ihre höchste Höhe erklommen hatten, war nicht mehr zu unterscheiden, ob jeder Schrei nicht ein Jauchzen war, ein Jauchzen der Qual.

‚Immer schreien Sie! Schreien Sie ganz fest!' mischte sich die sanfte Stimme Frau Altorfs ein. ‚Es geht sehr gut! Es wird bald vorüber sein! Der Kopf ist schon zu sehn!'

‚Ich halt's nicht mehr aus — ich halt's nicht mehr aus — ich möchte Gift nehmen und sterben — liebe — liebe — Frau Altorf — helfen Sie mir —'

Frau Altorf lachte leise gutmütig.

‚Die Wehe ist gleich vorüber — nur noch ein bißchen strengen Sie sich an!‘

Die Wehe verdreifachte ihre Kraft.

‚Hil—fe — Hil—fe —‘ kreischte Josephine.

Er hatte Mühe, sie festzuhalten. Das Blut sauste ihm in den Schläfen. Angst und Mitleid lösten in ihm einen heftigen Brechreiz aus. Er wurde schwach.

Da schmolz die Kraft in Josephines Armen. Die Gewalt der Wehe war gebrochen.

Mit geschlossenen Augen, erschöpft, lag Josephine da.

Dicker Schweiß stand ölig auf ihrer Stirn.

Er wischte ihn ihr zärtlich ab.

Frau Altorf trat heran, die Arme in den Hüften.

‚Die Wehe war schon sehr stark! Noch ein paar solcher Wehen, und das Kind ist da!‘

‚Noch ein paar?‘ jammerte die Gebärende. ‚Wie soll ich das aushalten!‘

‚Sie werden es schon!‘ munterte die Frau auf.

Er erhob sich und ging in das Zimmer hinein, um sich zu beruhigen.

So kam er auch an die Tür und sah den Kakerlak auf seinem gewohnten Platze. Er hatte ihn ganz vergessen.

Da sah er etwas Merkwürdiges. Der Kakerlak hatte etwas Weißes in seinem Maule. Vielleicht ein Stück Semmel! dachte er. Aber woher hatte er es sich geholt? Und wieso kam es, daß er wieder genau an derselben Stelle saß wie vorher?

Aber er interessierte ihn jetzt nicht besonders. Die vorübergehuschten Schrecken wirkten noch in ihm nach.

Frau Altorf stand am Waschtisch und wusch sich die Hände. Mindestens viermal.

Er schritt den eingerissenen und zusammengenähten Läufer längs den Betten entlang. Er zählte die Schritte. Zehn Schritte hin, zehn Schritte her. Der neunte und der zehnte Schritt jedoch mußten kleiner genommen werden.

Er sah auch nach der Uhr. Nicht ganz halb drei.

Die Nacht war unerträglich schneckenhaft.

Eine Zigarette wäre jetzt famos! Er griff nach der Brusttasche. Die Zigarettendose aus Tulaeisen klirrte. Er genierte sich aber, jetzt zu rauchen, und sah sich seinen Kakerlak an. Er wurde ihm fast etwas Befreundetes. Die Ruhe, mit der er dort oben saß, war unverständlich. Was fraß er denn eigentlich auch? Er hielt es mit den beiden Vorderbeinen fest und knabberte daran. Er hatte nicht Zeit, es zu untersuchen, denn

Josephine rief ihn schon wieder. Er hörte es mit Angst und Zorn, gehorchte jedoch.

Als er aber neben ihr saß und ihre Hände in die Kissen drückte, verhärtete sich alles weiche Gefühl, das ihn mit ihr gleichzeitig dulden machte. Er war ihrer Schmerzsphäre entrückt. Kaltblütig, gespannt studierte er ihre Gesichtszüge, die ihm nur noch ein interessantes Schauspiel waren. Das Wesen, das vor ihm lag, war nicht mehr sein Weib, nicht mehr das Weib, das im Unterschied zu anderen Josephine hieß, keine Individualität mehr, nichts Persönliches mehr, es war eine bloße Sache, wie z. B. ein Tisch oder eine Hängelampe, ein Objekt, in dem die Kraft der Natur sich austobte. Er wurde sich nicht dessen bewußt, ob ihre Qualen größer oder geringer waren als vorher, ihre Schreie ließen sich nur noch als Attribute dieses Studienobjektes verzeichnen. Dieses Weib da war für ihn ein bloßes Präparat, das er als Arzt oder Naturforscher untersuchte.

So wunderte er sich darüber, daß diese Wehe so rasch vorbei war. Er hatte keine Ahnung davon, daß sie weit schmerzhafter gewesen war als die vorige. Lächelnd streichelte er Josephines Gesicht.

‚Es wird alles schon gut werden!'

Sie rang nach Luft.

Er suchte seinen Kakerlak auf und blickte entsetzt empor. Wie kam denn das? Was er für einen Semmelbrocken gehalten hatte, das war ebenfalls ein Kakerlak, ein schneeweißer, weicher Kakerlak mit roten Augen und heftig zitternden Fühlern, den der schwarze Kakerlak im Maule hielt. Fraß der schwarze den weißen, aus kannibalischem Gelüst?

Ihn ekelte es vor dem weißen, weichen Tiere noch mehr als vor dem schwarzen. Wieso kam aber der weiße da hinauf? Er hätte ihn doch sehen müssen, als er an der Tapete emporkroch!

Da er jedoch den widerlichen Anblick, daß der eine den anderen auffraß, nicht ertragen konnte, kehrte er zu Josephine zurück.

Sie brauchte ihn auch. Die nächste Wehe jagte heran. Wie stark sie ist! dachte er halb erstaunt, halb freudig, als er mit Josephine rang. In ihren Augen sah er den Schmerz und den Zorn und fühlte, daß dieser Zorn ihm galt. Erbittert und verächtlich ließ er sich auf den Kampf ein. Das war nicht mehr Josephine, sein Weib, die ihm so oft ihre Liebe beteuert hatte, und die ihm einst ein Idol gewesen war, das war ein wütender, haßgieriger Gegner, der ihm an das Leben wollte.

Aber noch war er stärker als sie, und sie sollte seine Ueberlegenheit ausproben. Sie machte es ihm nicht leicht, er mußte seine ganze Kraft aufbieten, um ihr standzuhalten. Aber das empörte ihn erst recht. Er lag fast auf ihr, sie erstickte fast unter seiner Wucht, und knirschte, ohnmächtig unter seinem Siege.

Sein Gesicht wurde naß von ihrem Schweiße und glühte vor seiner eigenen Anstrengung. Ihr wirres Haar kitzelte ihn, und er drehte den Kopf zur Seite, um den kochend heißen Stößen ihres Atems zu entgehen. Oft atmete er nicht, um nicht von ihm vergiftet zu werden. Er lächelte sie an voll Trotz und Hohn, als er sie losließ und sich aufrichtete.

Sie schloß die Augen.

Er wollte aufstehen, aber sie griff sofort nach seiner Hand.

‚Bleib da!'

So ließ er sich zurücksinken.

Ihre Hände lagen ineinander, und er spürte oft das Zucken der ihrigen. Das Zucken wirkte auf ihn wie ein schwacher Schlag; er dachte, die neue Wehe künde sich an.

‚Der Kopf ist gleich durch!' lächelte Frau Altorf. ‚Nun noch das Letzte aushalten! Das Kind ist sofort da!'

Es schauerte ihn.

‚Es kommt schon wieder!' winselte Josephine. ‚Daß es mir so gar keine Ruhe läßt!'

‚Um so schneller wird alles fertig sein!'

‚Ich will nie mehr ein Kind! Nie mehr!'

Er nickte.

Wahrhaftig, das war gescheit, was sie sagte.

Es war eine seltsame Wehe, die herankam.

Sie tobte sich nicht mehr nach außen aus in krampfartigen wilden Bewegungen und wütenden Schreien. Sie war voll gesammelter, verhaltener Kraft, die sich nach innen in die Tiefe zog wie ein gewaltiger trichterförmiger Strudel. Seine Spitze reichte bis zu dem Kinde hinunter.

Adolf merkte, wie Josephine die Zähne aufeinanderbiß, mit verzerrtem Gesicht. So drängte sie alle ihre Kraft in dem Strudel zusammen. Nur ein Aechzen wurde manchmal als überschüssig von ihm hinausgespien.

Adolf half ihrer vertieften Anstrengung nach. Er fühlte, wie er ihr dadurch Erleichterung schuf.

Ihre vier Arme waren vier Kolben einer Maschine, die abwechselnd bald von dem einen, bald von dem andern hinauf und hinab langsam in gleichmäßigem Takte in den Widerstand des andern hineingetrieben wurden.

Nach dem Ende der Wehe zu wurde Josephines Widerstand wieder leidenschaftlicher Angriff.

Er stemmte sich gegen ihn und hatte die Vorstellung, als schiebe er einen großen Felsblock auf die Höhe eines Berges. Wiederum auch dachte er sich, er stehe auf einer Ebene und der Sturm brülle ihm entgegen und er müsse sich gegen ihn hindurcharbeiten.

Draußen in der Nacht sauste ja der Märzsturm über die Dächer.

Jäh brach die Wehe ab, doch nur scheinbar, denn kaum hatte sich Adolf erhoben, um seinen Kakerlak aufzusuchen, als Josephine ihn wieder rief. Er blickte nach dem schwarzen Kannibalen aus und wußte nicht, das Josephine den Blick auffing und weiterverfolgte.

Als er neben ihr saß und sie ihren Kopf hin und her warf, dachte er: Sie sieht aus wie eine Irrsinnige.

Bisweilen blickte sie ihn an mit ihren leeren, hellen Augen, und ihm wurde dann angst vor ihnen.

Plötzlich sah er, daß sie nach der Tür schaute, und jetzt erspähte auch sie den Kakerlak.

Ihre Augen wurden noch größer, und das zuckende Summen ihrer aufgesprungenen, blättrig trockenen Lippen sank schwächer herab.

Von dem Kakerlak weg drehte sich ihr Kopf rasch zu ihm hin, und ihre Augen fragten: Was sagst du dazu?

Da brach er in Lachen aus und lachte scharf und überreizt.

Sie war zuerst erschrocken erstaunt, dann wurde sie böse.

‚Was lachst du denn? Jetzt lachst du mich noch aus! Geh! Geh!'

Sie wollte sich losreißen

Er lachte immer lauter.

Vor Zorn schossen ihr die Tränen heraus, und sie weinte herzlich und unbekümmert, wie kleine Kinder weinen.

Er aber lachte und lachte.

Mit einem Male stockte sie. Ihr Mund war offen, ihre Augen waren weit auf, jäh riß sich ein gellender Schrei aus ihr hervor.

‚Hilfe — Hil — fe Frau — Al — torf —'

Die Schreie waren Saiten, die der Wirbel des Schmerzes immer höher spannte. Sie waren unzerreißbar.

Adolf horchte entsetzt, doch auch mit angestachelter, unbarmherziger Neugier.

War es möglich, daß ein Mensch Laute hervorbrachte, die so hoch in der Tonskala lagen?

Aber ihm war das nicht genug.

‚Höher! Höher!‘

Und die heulenden Schreie gehorchten.

‚Mutter — Mut — er — hilf du mir doch!‘ jammerte Josephine, und wieder stürzten Tränengüsse über ihr Gesicht.

‚Ja, rufe du deine Mutter!‘ dachte er. ‚Sie ist tot und liegt nicht einmal auf dem hiesigen Kirchofe!‘

Jetzt zischte ein Laut aus Josephines Munde, unbeschreiblich, ob er menschlich oder tierisch war.

‚Phine — Phine —‘ bebte Adolf.

Im nächsten Augenblick quakte es hinter ihm.

Schon — schon — eine Sekunde noch — drücken Sie — drücken ‚Sie —‘

Josephine war rot und violett im Gesicht — ihr ganzes Zahnfleisch war zu sehen, so weit rutschten die Lippen auseinander.

Man hörte etwas glitschen, dann quakte es wieder und röchelte schleimig.

Josephines Krampf ließ nach.

Adolf betrachtete sie. Er glaubte zu sehen, wie sie tief irgendwohin hinuntersank, ganz bis auf den Boden.

Das seltsame Froschwesen quakte jetzt ununterbrochen.

Josephine lächelte mit geschlossenen Augen.

Er stand neben ihr, und ein Schluchzen wollte ihm in den Hals hinaufquellen, vor Freude, daß alles vorüber war.

‚Was ist es denn?‘ fragte Josephine mit angstvollen Blicken.

‚Ein Junge!‘

Frau Altorf war sehr stolz und wusch und kleidete den Neugeborenen an.

Er sah ihr zu. Der Geruch und Anblick des vielen Blutes erregte ihn.

Aufatmend ging er in das Zimmer hinein. Er mußte doch sehen, was die beiden Kakerlake machten.

Ueberrascht blieb er stehen. Da war ja oben nur noch der eine, der schwarze, da! Wo war der andere? War er von dem schwarzen aufgefressen worden?

Seine Augen suchten die Wand ab.

Jetzt fuhr er zurück.

Unten auf der Diele im Schatten lag der weiße Kakerlak, auf dem Rücken, und bäumte sich und ruckte hin und her. Seine Beine krümmten und wanden sich und griffen nach einem Halt in die Luft, unaufhörlich.

Der Ekel überwältigte Adolf.

Er öffnete die Tür und schritt durch das finstere Wohnzimmer in sein Arbeitszimmer, wo für diese Nacht die beiden Kinder unter der Aufsicht von Hedwig untergebracht waren.

‚Hedwig!‘ raunte er. ‚Kommen Sie! Das Kind ist schon da! Ein Junge!‘

Sie faßte nach seiner Hand und gratulierte ihm ungeschickt.

Er ging voran.

Hedwig hinter ihm machte die Schlafstubentür so hastig zu, daß durch den entstehenden Luftzug das schwarze Etwas oben von der Wand herunterglitt.

An den leicht schwebenden Windungen erkannte Adolf, daß es nur noch die Haut eines schwarzen Kakerlaks war, die niederschwebte und aus der jener weiße herausgekrochen war.

Der Ekel würgte ihn.

‚Machen Sie mal das Tier da tot! Und kehren Sie es aus!‘ Er wies auf den weißen Kakerlak hin.

Hedwig bückte sich und schrak dann zurück.

Sie ging auf die Küche zu und trat unterwegs zu Josephine heran. Das hübsche Gesicht des Bauernmädels zog sich vor Freude ganz in die Breite.

Adolf hielt unterdessen bei dem Kakerlak Wacht. Mit Grauen starrte er immer nur auf die zuckenden Bewegungen des Tieres, voll der Furcht, daß es sich wirklich vom Rücken auf die Beine herumwerfen könnte.

Als Hedwig mit der großen Bürste und der Schaufel wiederkam, flüchtete er in das finstere Wohnzimmer und hielt sich mit beiden Händen fest die Ohren zu.

So sehr er aber auch die Hände an den Kopf preßte, so hörte er doch die dumpfen Schläge auf die Diele.

Er kniff die Augen zusammen.

Endlich hörte er nichts mehr.

Großbanken

1. System

Folgender Vorgang vollzog sich in Berlin bis vor kurzem nicht selten: irgendwo, in den Außenbezirken, auf einsamer Flur, wurde ein Haus, womöglich ein Eckhaus erbaut; an einer neuen Straße, die als ‚Verkehrsstraße' projektiert, bis vor einigen Monaten jedoch im günstigsten Falle Laubengelände gewesen war. In dieses neue Haus, das einsam stand, zog als erster Mieter eine Großbank mit einer Depositenkasse ein; die auf feierliche Weise mit schwarzen Glasplatten draußen, und gewichtigen Geldschränken drinnen ausgestattet wurde. Und deren Angestellte einer Kette fröhlicher Tage entgegensahen, die in ihrer Folge durch Störungen von seiten des Publikums einstweilen nicht ernstlich unterbrochen wurden. Der Aktionär, der etwa nach den Gründen der Errichtung dieser Kasse, fern von allen menschlichen Siedelungen, bei der Bank anfragte, erhielt als Antwort ein Dokument, entweder orakelhaften Inhalts, oder mit allgemeinen Redensarten (Anwachsen der Bevölkerung, günstige Lage, Entwicklung) angefüllt. Und er mochte, wenn er Lust verspürte, weiter über das Problem nachgrübeln, weshalb die Bank in den Neubau zog . . .

Die Sonne bringt es an den Tag. Die vielfach verknüpften Fäden, aus denen das Netzwerk zum Fangen der Goldfische geflochten ist, treten in diesen Zeitläuften hier und da ans Licht. Und es ergeben sich Beispiele, Beziehungen und Analogien . . .

Man fängt das mobile Kapital durch die Depositenkassen und ihre Vorsteher; und das immobile durch die Terraingesellschaften und ‚Grundstücksagenten'.

Es ist erstaunlich, aus welchen Verkapselungen immer wieder die Großbank als Interessent auftaucht, und überraschend (für den an die relative Reinheit des Wirtschaftslebens Glaubenden), mit welcher Skrupellosigkeit sie an die Aufsaugung des Kapitals geht.

Zwei unschöne Flecken trüben das Bild der derzeit anscheinend in so freudigem Aufschwung begriffenen deutschen Gesamtwirtschaft: Der andauernde Rückgang der deutschen Staatsanleihe und die Deroute auf dem Terrain- und Baumarkt . . .

Die Banken tragen den größten Teil der Schuld an diesen bedenkenerregenden Dingen.

2. Die Depositenkasse

Die Depositenkasse ist nicht das, was ihr Name besagt; zum mindesten nicht allein das, und keineswegs in der Hauptsache das. Sie soll nicht bloß Depositengelder, d. h. Spareinlagen entgegennehmen und sie den Einlegern friedlich verzinsen, sondern sie soll Geschäfte machen, und darunter versteht die Direktion wahrhaftig etwas anderes, als Geld gegen Quittung anzunehmen und auszuzahlen. Das weiß der Herr Depositenkassenvorsteher sehr wohl. Er ist eingesetzt (häufig seiner

persönlichen Beziehungen zu einem gewissen Kundenkreis, nicht selten aber auch einer gewissen, besonders geeigneten Tüchtigkeit halber), um das Publikum mit dem volkswirtschaftlichen Instrument der Börse bekannt zu machen, und zwar nicht im Wege theoretischer Kurse oder Vorlesungen, sondern praktisch, eminent praktisch. Wie so mancher zu spüren bekommt, der ehedem zweitausend Mark in bar (so lernte man auf der Depositenkasse seine ‚Kapitalisten'eigenschaft kennen) bei der Bank zu liegen hatte, und nunmehr trauernd ein buntbedrucktes Papier sein eigen nennt, das mit der Tapete nicht nur im Muster, sondern auch dem W e r t e nach gewisse Analogien aufweist: nach einem Jahre voller aufregender Wechselfälle, in welchem dieser Kapitalist nacheinander Aktionär der Deutschen Erdölaktiengesellschaft, der Düsseldorfer Waggonfabrik, der Voigtländischen Maschinenfabrik, der Akkumulatorenfabrik Berlin-Hagen und noch eines Dutzend anderer ihm unbekannter deutscher Industrieunternehmungen gewesen war. Als Ergebnis hatte er nunmehr (etwa allenfalls, wenn nicht alles verloren war) eine Terrainaktie, die um 30 Prozent herumstand, übrig: während das bare Geld den Weg alles Irdischen, d. h. i n die Tresors der Bank gefunden hatte.

Welcher Oberlehrer, Apotheker, Handschuhmacher a. D. und Konsistorialrat, welcher Friseurgehilfe mit 1200 Talern Vatererbe, hätte es geglaubt, wenn man ihm erzählte, die Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken würden es sich zur Ehre anrechnen, ihn als Auktionär aufzunehmen; für sein Geld erhalte er das Fünffache oder Sechsfache des Wertes an Aktien. Niemand hätte es dir geglaubt. Dem Depositenkassenvorsteher hat es im Laufe des letzten Jahrzehnts obgelegen, seinem Publikum dies klar zu machen, und man darf feststellen, daß es ihm gelungen ist. Man hat sich daran gewöhnt, und findet es geradeswegs natürlich, daß man mit 3000 Mk. Kapital für 15 000 Mk. Aktien kaufen kann.

Die 3000 Mk. haften der Bank für Kursverlust. Die Bank behält Papiere und Geld in ihrer Hand. Sinken die Papiere bedrohlich, so verkauft sie sie, falls der Kunde den ‚Einschuß' nicht erhöht, nimmt von den 3000 Mk., was ihr beim Verkauf an Kursverlust entstanden ist und überreicht dem Kunden, mit höflicher Verbeugung, den Rest . . .

Nicht alle Papiere sinken, gewiß nicht. Aber an der Börse wird als Kuriosität und remarkables Phänomen jener e i n e Mann gezeigt, von dem es heißt, er sei durch Effektenspekulation reich geworden.

Das Hinauswerfen der ‚Kassekunden' geschieht bei den Bankinstituten ohne feiger Gedanken bängliches Schwanken. Es ist ja auch in der Tat nicht einzusehen, was die Bank noch mit dem Kunden, der sein Geld (an sie) los geworden ist, soll. Les affaires, c'est l'argent des autres.

Welche Papiere empfehlen die Depositenkassen ihren Klienten? Nun, man weiß, jeder Kaufmann hat Ladenhüter, die er bei geeigneter Gelegenheit an den Mann zu bringen sucht. In den letzten Jahren des industriellen Aufschwungs haben die Banken auf dem Wege über ihre Depositenkassen sich von so manchen Nonvaleurs befreit . . .

Und d e n Depositenkassenvorsteher möchte ich sehen, der die deutsche Staatsrente empfiehlt . . . Mit Industriewerten wird das Publikum unermüdlich gefüttert; mit der pikanten Sauce der Gewinnaussichten und Kurshoffnungen wird das Gericht serviert, und kein Kunde,

der statt dessen zum trockenen Brote der drei- und dreieinhalbprozentigen Reichsanleihe griffe . . .

So sieht es mit dem Kassageschäft aus. Das Termingeschäft, bei dem, ebenfalls gegen geringe Einschüsse, Werte von nicht unter 15 000 Mk. umgesetzt werden, bietet den Banken noch größere Gewinnchancen, und dem Sparer noch mehr Verlustmöglichkeiten . . .

Der Bankvorstand hat es leicht, seine Hände in Unschuld zu waschen. ‚Wir können uns', so doziert er, ‚nicht um alles kümmern, was in den Grenzbezirken unserer Organisation vor sich geht. Kommen uns nachgewiesene Verstöße zu Ohren, so werden wir unnachsichtlich' . . .

Nachgewiesene Verstöße? Der mit Tantiemen oder sonstiger Gewinnbeteiligung angestellte Depositenkassenvorsteher muß, will er nicht die Überflüssigkeit seiner eigenen Existenz erweisen, Geschäfte um jeden Preis machen.

Natürlich nicht in deutscher Rente; sondern in Industriepapieren, die fröhliche Kletterübungen an der Himmelsleiter der Kurse machen. Bis sie (das ist der Lauf der Welt) eines Tages herabpurzeln und der ‚Einschuß' des Kunden in die Binsen geht. Besteht er in Reichspapieren, so wird er von der Bank auf den Markt geworfen und drückt den Kurs. Hier ist der Kreislauf.

3. Grundstücksagenten

Was das Terraingeschäft angeht, so haben sich die Banken dessen durch die Terraingesellschaften bemächtigt. In jeder der etwa 30 größeren Berliner Terrainaktienunternehmungen ‚arbeitet' Bankenkapital in hohem Maße. Damit dieses gehörig verzinst werde, ist es nötig, daß die Terraingesellschaften Geschäfte machen, d. h. Parzellen verkaufen. Die Beschaffung der Parzellenkäufer ist die Aufgabe, die den Gesellschaften von den Banken gestellt wird; und die sie durch ein kompliziertes System lösen, das sich aus den Elementen: Käufer, Bauunternehmer, Baugeldgeber, Baulieferant, Bauhandwerker, G. m. b. H., zusammensetzt. Hinter jedem einzelnen dieser Beteiligten steht als treibende Kraft und agens die Bank; und das geht etwa so zu: Der Käufer einer Bauparzelle, im Besitz von 5000 Mark Erspartem, etwa ein Fleischergeselle, oder, wenn es hoch kommt, ein Maurerpolier, erhält das Baugeld (selbst mit seinem ‚Kapital' hat er lediglich die Kosten der Übereignung zahlen können) von der Bank, oder durch Vermittlung der Bank; dies wird eingetragen und steht an erster Stelle sicher. Baulieferanten und Bauhandwerker, durch die ‚Bankverbindung' sicher gemacht, kreditieren und sind froh, Aufträge und Beschäftigung zu haben. (Sie nehmen allerdings auch Preise, die gepfeffert und gesalzen sind.) Eines Tages ist das Baugeld, sind die (kräftigen) Zinsen, ist sonst noch dies und jenes zur Rückzahlung fällig: wird nicht gezahlt, so wird subhastiert, und die (jetzt bebaute, also an sich wertvoller gewordene) Parzelle wird durch eine ad hoc von der Bank gegründete G. m. b. H. erworben. Mit dem Effekt, daß der Käufer sein Geld los, die Bank gedeckt und bereichert, die Handwerker und Lieferanten aber mit ihren Forderungen ausgefallen sind. Dieses System, bei dem die Bank eigentlichen Schaden nicht erleiden kann, ist aber in den letzten Jahren noch vielfach ausgebaut und erweitert worden. Als die Aufnahme-

fähigkeit des Marktes, was Bauparzellen betraf, nachzulassen begann, stellten die Banken (direkt oder indirekt) Grundstücksagenten an, die unter Hochdruck, und mit moralischen Skrupeln nicht ausgestattet, arbeiteten: die Parzellen unter die Leute brachten, Hypotheken beschafften, Lieferanten heranzogen, auch mal selbst bauten, Geld liehen, Geld entliehen, Hypotheken lombardierten, zedierten, hinterlegten: bis sie selbst in dem Gewirr nicht mehr aus oder ein wußten, und ihre Banken, die sich für jeden Pfennig, den sie geben, ‚sichern' ließen (durch Hypothekeneintragung oder Hypothekenverpfändung) plötzlich den Sicherungen nicht mehr trauten und die Verbindung lösten. (Nicht ohne erheblichen Blutverlust. Mehr verdient werden kann beim Terraingeschäft; sicherer ist das Effektengeschäft.)

Der Züchtung dieser den Grundstücksmarkt durch waghalsige, unbedachte und ungerechtfertigte Geschäfte unendlich schädigenden Existenzen haben einige Banken im abgelaufenen Jahrzehnt mit besonderem Eifer obgelegen; und es ist ihnen gelungen, den Immobilienmarkt dadurch auf eine Weise zu deroutieren, die, zu ihrem eigenen großen Schrecken, legislatorische und administrative Maßregeln naherückt.

4. Sühne

Die unmittelbare Folge der Deroute ist, so darf man hoffen, daß der Grundstücksagent, der Strohmann der Banken, von der Bildfläche verschwindet. Zusammenbrüche solcher Geschäftsleute sind seit Monaten an der Tagesordnung. Die Banken, die auch auf dem Terrainmarkt Geschäfte machen wollten, mußten einsehen, daß hier Fußangeln und Selbstschüsse liegen. Schon muß der A. Schaaffhausensche Bankverein (der es arg trieb) eine Dividendenreduktion von 7% auf $6^1/_2$ ankündigen; eine ungeheuerliche Tatsache in dieser Zeit der sonst steigenden Konjunktur. Wie es mit der Rheinisch-Westfälischen Bodenkreditbank in dieser Hinsicht bestellt ist, pfeifen die Spatzen von den Dächern (der Neubauten in Schöneberg etwa, wo man von dieser Bank manches Lied zu singen weiß).

Und wer kann sagen, welches andere Institut noch folgen wird?

Vindex

Nach Tisch

Von Hans Ehrenbaum-Degele

Die Fliegen saugen an den Tischtuchflecken.
Die Hausfrau hebt die Tafel auf. Wir gähnen
Und möchten uns auf einem Divan dehnen.
Zigarren stehn in Polisander-Ecken.

Kreuzbrave Kissen leuchten von den Plüschen.
Die Damen, um die Taille recht beklommen,
Schwitzen und haben unsern Arm genommen
Und zupfen seufzend an den weißen Rüschen.

Wir stehen da und dort, Havannas qualmend
Und von den grünlichen Likören nippend,
Auf unsre und auf fremde Orden tippend
Und Andrer Ehre friedevoll zermalmend.

Wen hat er gemeint?

K. Tu. schreibt an den Pan:

In Heinrich Manns Göttin Diana finde ich diese Stelle: ‚Er ist unbestechlich und ich will nicht einmal sagen, daß er es aus Berechnung ist, — wohl eher aus Vorurteil und aus Eitelkeit. Wenn alle ehrlich wären, würde er stehlen, denn er muß anders sein, es ist bei ihm krankhaft.'

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

‚Woher kommt er?' — ‚Aus dem Dunkel. Bald soll er Schauspieler gewesen sein, bald ein jüdischer Agent aus Buenos Ayres. Ich glaube, er ist einfach ein Literat ohne Erfindungsgabe. Er kann keine Charaktere aus eigener Kunst erwachsen lassen, aber er versteht die in der Wirklichkeit gegebenen sehr geschickt zu zergliedern. Darum geriet er in die Politik und treibt nun Seelenanatomie an Ministern und Finanzbaronen. Seine Kollegen erkennen die Menschen nur an den Abzeichen ihrer Partei, Della Pergolo weiß etwas von den Individuen. Er erklärt sie, was ja heute nicht mehr schwer ist aus ihrer Physis, und diese wieder aus dem Unterleib. Der berühmte Dichter leidet ihm zufolge an einer Neurastheniker-Phantasie, befruchtet durch Verdauungsstockungen...

Bei den Prozessen der Bankdiebe ist der Staatsanwalt ein Monomane ohne Spur von Menschenkenntnis, der Richter ein am Hungertuch nagender leberkranker Neidhammel, die Geschworenen sind eine verstörte Herde von Hineingefallenen, der große Verteidiger ist ein behender Witzbold, trivial und sentimental, mit einer aus Kolportageromanen geschöpften Weltanschauung, und der Angeklagte ein gutmütiger und erblich belasteter Trottel. Alle miteinander sind über die Maßen einfältig, nicht ganz zurechnungsfähig und hinreichend verächtlich . . . Und zur Sühne für all seine unfruchtbare Bosheit gerät er von Zeit zu Zeit in Ekstase bei der Nennung des Namens Garibaldi. Er spricht von ihm nur mit einer zärtlichen Rührung und fast geheimnisvoll, so, als dürfe man ganz besondere Beziehungen ahnen zwischen ihm und dem Alten. Er schleudert den großen Namen allen denen entgegen, die etwas zu leisten glauben: ‚Seid wie er, wenn ihr könnt!' — mit dem Hintergedanken: ‚Wenn ihr so wäret, wäret ihr unschädlich.' Der tiefste Trieb in dem allem ist der Neid auf alle, die auch etwas können, und besonders natürlich auf die, die schreiben können. Della Pergolo ist ein Plebejer der garnicht begreift, wo er so viel Talent her hat. Mit ebensoviel Staunen wie Triumph berichtet er seinen Lesern von jedem Geheimrat, der ihn in seiner Wohnung aufgesucht hat, um ihn vermittels vertraulicher Mitteilungen an sich zu locken. Er nennt das: von der Schreibstube aus Macht gewinnen.'

Könnte mir vielleicht jemand der verehrlichen Leser sagen, wer hier Modell gesessen hat? K. Tu.

Antwort des Herausgebers: Ich habe keine Ahnung . . . Sonst sind Urteile Heinrich Manns weniger verhüllt — er schrieb, exempli causa, mal von Herrn Harden: er sei eine ganz einfache Wetterfahne, die der öffentlichen Meinung folge, bloß im rechten Winkel zu ihr . . . Wen hat er gemeint?

Aber genug des Spaßes. Eine der schlimmen Seiten dieses Rezepts, Leute zu charakterisieren, ist: daß der Anwender sagen kann: „Ich habe garnicht Herrn Harden gemeint . . . Vielleicht Züge von ihm . . ., aber doch nicht . . ." (weißte?)

Das Könnerische macht vollends nachdenklich. Ein mittlerer Kritiker würde sich weigern, so ein paar nicht zwingende Sächelchen als Charakteristik laufen zu lassen. Wer ohne den Behang der dichterischen ‚Einkleidung' dahingeht, scheute sich, so arm zu kommen. Für Bismarck den Namen Garibaldi setzen: eine Tat.

So arm zu sein wagt man, wenn man den Beruf eines Dichters angemeldet hat.

Will heißen: ein eingeschriebener Dichter darf so arm sein, — wenn er nur Garibaldi statt Bismarck sagt. Nämlich dann ist es ‚gestaltet'.

Kerr

Der Ehrenlegionär

Die Gattung Theaterdirektor schwillt.

Die Kritik muß mit Jod pinseln! (Wo nötig: schneiden.)

Versuche (die um ein Haar straffällig sind) der Bedrohung sieht man staunend. Alle werden gewiß nicht bekannt.

Die Notiz will an die Stelle der Kritik treten — sie macht einen Teil ihrer Emporwirkung schon heut zu nichte.

* * *

Mit Jod pinseln. Auch das Ethos, jenseits der Leistungen, unterliegt einer ernsten und reisigen Kritik. Das Um und An, jenseits der Leistungen, müssen Schwarzweißblätter zwischendurch schraffieren: wenn Erkenntnis geschaffen werden soll.

• • •

Ich möchte Reinhardt nicht ohne Not kränken. Er hat, indem er die junge Sybil Smolowa rief, einen Schritt getan, den ich für künstlerisch gut halte. Aber ich muß, ich muß doch die Wahrheit sagen.

• • •

Max Reinhardt hat (nach Rudolf Lothar) in Frankreich die Ehrenlegion gekriegt. Ich habe recht behalten. Ich schrieb vor Monaten: ‚Als wir in Berlin europäisch waren (Brahms Gipfel), wußte davon Europa nichts. Jetzt, unsere Verwässerer, Färblinge, kleineren Tuschbegabungen werden bald heimisch in ganz Europa. Paßt auf, ob es eintrifft.'

Es ist eingetroffen.

Die Hauptsorge des weltabgewandten Reinhardt ist aber wirklich das Inszenesetzen. Eine Gräfin ließ man die Einladungen für die erste Vorstellung verschicken. Gesellschaftssache. Eine Gräfin lud ein; wie man in Berlin verfügbare Professoren gratis heranholt und alles, was Geltung hat. Gegenfreundlichkeit im Urteil! Die Dramaturgen geben auch bekanntlich eine Z . . . Zeitschrift heraus. Einer, der diesem Blättle nahesteht, es ursprünglich redigieren sollte, nennt sich, nicht ohne Wohllaut, ‚Heinz Herald'. Die Redaktion — eben des Direktors Angestellte — techtelmechteln hierbei mit Kritikschreiberchen, die als Mitarbeiter bezahlt werden (die Reinhardts Manier in diesem Blatt nicht herunterreißen).

. . . Die Gräfin schleppt zusammen, was Gesellschaftsrang hat. Der greise Clémenceau muß nach einer schweren Operation hin. Wer macht sonst die honneurs? Ein mitgebrachter Graf, pschsch — Graf Gersdorff, der ist Dramaturg wegen hervorragenden Talents. Noch ein Baron ist Dramaturg.

Was machte man vormals in Budapest? Man geht in offenem Zug durch die Straßen, bekränzt auffällig das Bild eines Magyarenlyrikers. Aus Herzensanteil.

In Paris verbreitet sich das Gerücht (aber nicht von den Dramaturgen her) Reinhardt sei der einzige Molièrefreund unseres Landes — überhaupt der leidenschaftlichste Molièrespieler. (Die Leute hätten den Karpfenteich vom Georges Dandin sehn sollen!) Reinhardt sei der größte Förderer aller neu gallischen Begabungen — wisse man denn das nicht? Nu — was heißt das?!

‚Cher maître!'

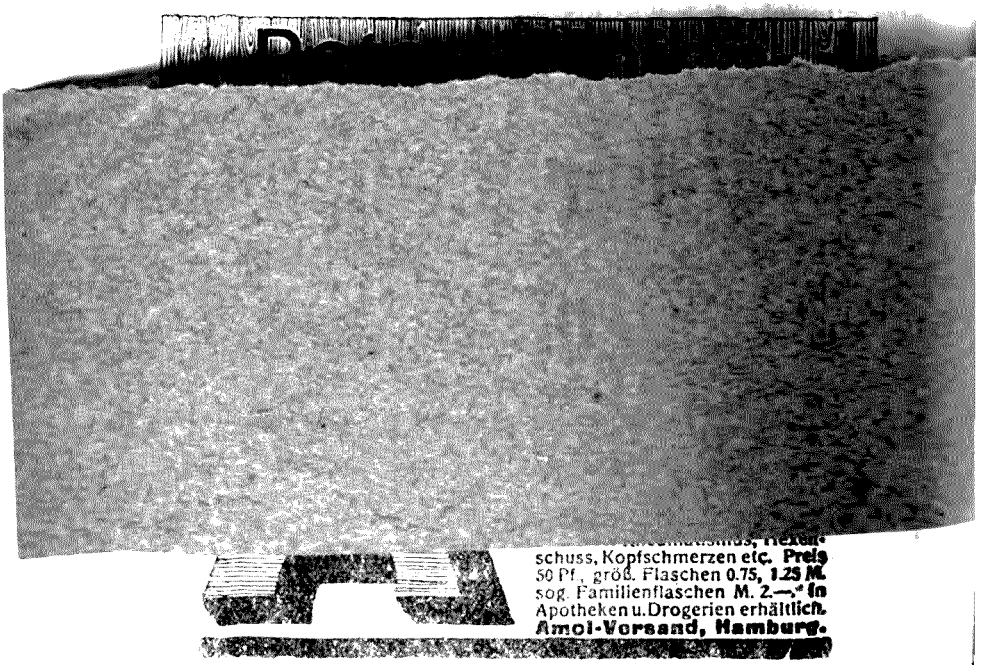
Antoine, lange vor Reinhardt in Ausstattung degeneriert und völlig verkalkt, toastet ihn an. Und von Sumurun (woraufhin die Ehrenlegion kam, welche die Duse nicht gekriegt hat) — sagt eine Zeitschrift, L'Oeuvre, es sei ‚née la conception nouvelle de la pantomime'.

Dies äußert dort ein monsieur Heinz Hérald.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9, zu richten

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Zweiter Jahrgang No. 44 19. September 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

JNHALT:

Alfred Kerr ..... Walther Rathenau
Max Deri ..... Die absolute Malerei
Ludwig Rubiner ..... Attentat in der Rue — —
Vindex ..... Petroleumkampf

Professor Gurlitt — Blätter des deutschen Theaters — Lantz

weiter Jahrgang No. 44 19. September 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr

Herausgeber

JNHALT:

Kerr: Walther Rathenau

Deri: Die absolute Malerei

Lantz

HAMMER-VERLAG, G. M. B. H., BERLIN W. 15, UHLANDSTRASSE 30

REDAKTION: GRUNEWALD, GNEIST-STRASSE 9

Die 1gesp. Nonpar.-Zeile = 0,75
Auf Umschlagseiten = 1,—

Alleinige Inseraten-Annahme:
Paul Löwinsohn G. m. b. H.

Berlinische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft

Alte Berlinische *Begründet 1836*

Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 11-12

Die Gesellschaft ist eine der allerbilligsten Anstalten und bietet insbesondere eine grosse Auswahl zweckmässiger Versicherungsformen.

Versicherung mit und ohne Dividende,
Versicherung mit und ohne ärztliche Untersuchung,
Versicherung mit und ohne Einschluss der Invalidität,
Versicherung mit ermässigter Anfangsprämie,
Versicherung mit billigster Gesamtleistung,
Versicherung mit festem Auszahlungstermin,
Leibrentenversicherung.

Die neu eingeführte

Kurze Todesfallversicherung

gewährt Kaufleuten, Industriellen und den freien Berufen (Ärzten, Rechtsanwälten etc.) für jede gewünschte Begrenzung Versorgung der Angehörigen,
Beamten und Privatangestellten einen Versicherungsschutz für die Familie für die Zeit, wo die Hinterbliebenen-Fürsorge des Staates noch aussetzt oder unzureichende Hilfe gewährt,

zu so niedrigen Prämien, wie man sie bisher nicht gekannt hat.

Die Teilnahme am Gewinn der Gesellschaft kann erfolgen mit gleichbleibender oder mit steigender Dividende. Die Gesellschaft hat äusserst liberale Versicherungsbedingungen.

Unanfechtbarkeit - Unverfallbarkeit - Weltpolice.

Ausführliche Kostenanschläge stehen jederzeit kostenfrei zur Verfügung.

Walther Rathenau

Von Alfred Kerr

I

Ein nicht glücklicher Mensch. Ein höchstens äußerlich satter, innerlich nicht satter Mensch. Ein manchmal blasierter Mensch; manchmal naiv — in Eitelkeiten: die aber nicht sein Wesentliches ausmachen. Ein Mensch, der auf entferntesten Umwegen, Krümmungen zur Schlichtheit in seinen Wunschbildern kommt. Ein Mensch, verzärtelt vom Schicksal: aber zu guten Schlages, bei dieser Verzärtelung halt zu machen. Ein Mensch, zu sucherisch, um ‚Verweile doch, du bist so schön' zu sagen: aber auch nicht herzhaft genug, es zu können. Ein doppelter Mensch: nicht frei von der Sucht, überlegen zu scheinen — aber durch Selbstbewußtseinsmangel auch wieder zu Wunderlichkeiten verlockt. Durchgehend ist: sehr viel Rücksicht auf zeitliche Machthaber. Auf Das im Lande, was heut mehr Geltung hat als Wert. Und mit dem Entschluß: dieser Geltung einen Wert anzuheften . . . Doch er scheint auch hier (falls ihn der preußische Staat nicht zu etwas ernennt) schlichterer Wandlungen fähig. Die letzte Wahrhaftigkeit kommt ja immer erst nach der Entlassung.

II

Er glaubt ein System gefunden zu haben. Es ist ungefähr die Auffrischung zweier älteren. Schiller sagt: hier sentimentalisch — dort naiv. Heine sagt: hier Nazarener — dort Hellenen. Daraus formt er: hier der Furcht- und Zweckmensch — dort der Furchtlos-Zweckfreie . . . Gibt es an der Zweckfreiheit so viel Hermachenswürdiges? Zweckfreiheit wäre ja das Entferntsein von allem, was denkend, was wertvoll, was heutig ist. Entferntsein von allem, was die Enttierung des Tiers, was die Erweckung vom Triebdusel bildet. Ein Opernbegriff. Der Theater-Siegfried.

Börsenleute kennen den Jargonausdruck für Zweck: Tachles. Statt nun auf gut deutsch diese Bezeichnung zu wählen, braucht er die zwei Fremdworte Zweck und Furcht. Ich schätze Rathenaus

kluge Seelenkenntnis (beobachtend gibt er sein Bestes), — trotzdem wird einer aufgekratzt, wenn er sich das liebe Bild eines Menschen mit Mut und ohne Zwecke vorstellt.

Hier die Furchtmenschen: die Neugierigen, Tätigen, Vorsichtigen (die Schöpferischen!) — dort die herrlichen Andren: die Religiösen, Sachlichen, Heiteren, Räuberischen. Diese (zweckfernen?) Unterjocher sind ihm geboren zur Führung. Der schwärmende Rathenau (den seine Verehrer ‚Aufsichtsrathenau' nennen) bringt alle Herzensliebe den Urvätern des blonden Adels, mit Pupillenhebung. Die aus den Wäldern herausdrangen, weißte, froh und ernst waren und die intelligenteren Bewohner (Furchtmenschen) zu Klump schlugen; er bewundert es ergriffen in Anbetracht ihrer hohen Reinheit und frischen Blondnatur. Nachtrab der Gobineau, Chamberlain, Philipp Eulenburg. Da war mancher ein Rassenlibrettist. Nur daß sie von ihrer eignen Rasse sangen.

Blond und von langem Schädel sind Rathenaus Thumännerchen; ich richte frei von Eigennutz, denn ich erfülle diese Bedingungen. (Womit Bismarck zum erfolgreichsten Slawen wird. Man muß sich damit abfinden, nach Lubeniecz-Leibniz und Nietzsche.) Jedenfalls hatten die Furchtmenschen, die Kulturschöpfer, (Menschen ‚geringeren Schlages'), mit der Arbeit ‚das Stigma der Geduld', welches zum Intellektuellsein erforderlich ist; diese Menschen geringeren Schlages waren höchstens erfindungsreich, in umfriedeten Räumen seßhaft, gegen das herrliche Mittel der Gewalt brauchten sie das Knechtsmittel des Ueberzeugens, und ihnen fehlte die ‚Transzendenz'. (Ich dachte, die kann gar nicht fehlen, solange man sich vor dunklen Zimmern und vor einer Leiche fürchtet.)

Dagegen ist (stille Beugung) dem konservativen Adel in seiner furchtlos reinen Natur das Zweckhafte fremd, er habe sich gegen die Zivilisation, die eben von Menschen ‚geringeren Schlages, Unterdrückten' gemacht worden, ‚mannhaft' gewehrt. Konservative Programme bedeuten Formeln des ‚unbewußten Willens gegen die Mechanisierung'. (Ich dachte, sie bedeuten manchmal ein Habenwollen.) Ja, die heutige Mechanisierung ist auf Zweckhaftigkeit aufgebaut, welche den mannhaften, reinen, furchtlosen Naturen fremd ist. Rathenau hat (seine wirklich vorhandenen psychologischen Gaben beschämend) schon vorher die ulkige Theorie von der gebogenen Nase mit seelischen Rückschlüssen hingelegt. Da blieb kein Auge trocken. Hier spricht er neuerdings (in Forscherhaltung) sozusagen wie von Manitu oder von der weißen Schlange. Wobei er den Dingen, wenn auch nicht auf den Grund, so doch auf den Kaffeegrund

geht. Lauter Ammengeschichten. (Wenn man schon Rassendilettantismus treibt, so war Beethoven ein Mongole. Ecco.)

Wir alle wissen, wie riesenstark und schönheitsvoll germanischer Einfluß auf die Entwicklung der heutigen Dinge gewesen ist. Dochwir erkennen ein Handinhandarbeiten derVölkergeblüte: der bejahrteren mit den physiologisch frischeren. Anno 3012 ist der letzte Germane bestimmt ein kulturgeschmortes Herrle, und die Reih' kommt an die Neger (aus den Wäldern), die kraft äonenlanger Faulheit physiologisch frisch sind — und heute schon körperlich mutiger als ein preußischer Unteroffizier.

Rathenau legt (immer mit dem Anschein des ‚Rüstzeugs') seine Opernwissenschaft hin: zum Besten der bewunderten Klasse. War es ein Merkmal der Furchtbefreitheit, daß ihre Väter zur Zeit des Sokrates und Alkibiades Menschen opferten, — indem sie die an Händen und Füßen Gebundenen in die Höhe schleuderten und sie beim Herabfallen religiös auf drei Lanzen auffingen? Der stille Jubel eines Industriebukolikers über so eine herzliche Schlichtheit und den heiteren Ernst dieser auf das Überirdische gelenkten reinen Aristokraten ließe sich vorstellen. Man findet sogar Sätze wie: ‚Germanisches Selbstbewußtsein, Unabhängigkeitsgefühl und Herrentum ist uns überliefert, germanischer Ehrgeiz und Eitelkeitshang ist undenkbar.' Tacitus bleibt nichts gegen einen Tiergartensohn. Taktsache. Nicht berührt wird leider, daß die Geschichte jenes Adels just mit allerhand Käuflichkeit und unpatriotischer Gesinnung der Fürsten anfängt (wogegen Arminius aufzutrumpfen genötigt war); und daß der Vormarsch Latiums gleich im Anfang durch schmierigste Verräterei möglich wurde. Nicht untersucht wird, wieviel die aristo . . ., genauer: die kratische Fuchtel etwa den Aufstieg verlangsamt hat — weil die Geringeren (Kulturschöpfer) in Richtung zweier Fronten zu kämpfen hatten. Man merkt kein neues Lüftchen etwa vom Ineinanderschillern der zwei Begriffe ‚Obmann' und ‚Parasit'. Ich stelle so ein Lüftchen zur Erörterung.

III

Ein alter Satz lehrt, daß Rassenmischung mehr Früchte zeugt als Rassenvereinzelung. (Siehe sogar Lombroso.) Dafür gibt Rathenau eine Umschreibung — die nicht stimmt. Er erklärt, daß ‚Hochkultur niemals anderen als zweischichtigen, von kriegerischen Aristokraten beherrschten Nationen beschieden war'. Er vergißt zu erwähnen, warum etwa die Vandalen in Afrika, wo sie von anderen geleistete Kulturarbeit nicht so viel

vorfanden, gar nichts zuwege gebracht: obschon sie doch auch eine Bevölkerung überschwemmten, also zweischichtig waren und von kriegerischen Aristokraten beherrscht.

Nun, er behauptet ja nicht, daß immer unter solchen Bedingungen . . ., sondern bloß: daß nie anders als unter solchen Bedingungen . . . Schön. Aber es ist wieder falsch. Die Mechanisierung der Welt (Kultur, Großstadt, jetziger Betrieb) soll sich da vollzogen haben, wo Zweischichtigkeit und aristokratische Kriegerherrschaft waren. Klappt es? Er vergißt zu erwähnen, daß die stärksten deutschen Mechanisierungscentren gar nicht ‚zweischichtig' sind, sondern mindestens dreischichtig; denn die Slawen waren schon mit Mongolenblut gemischt, die Germanen auch mit mongolischem, finnischem Blut — also mindestens Dreischichtigkeit. Er sagt nicht, daß die bloß ‚zwei'schichtigen, also Süddeutschland, sich in höherem Grad als wir zur Ruhe gesetzt haben, — daß aber dort, wo Slawen frischeres Blut einbrachten, also Dreischichtigkeit vorliegt (es ist natürlich weit mehr als Dreischichtigkeit), die stärksten Mechanisierungszentren erwuchsen . . . Es ist auch im Grunde klar, daß die ‚Mechanisierung der Welt', wovon er spricht, nur ein Gradunterschied gegen Ehemals ist. Als ob nicht eine Kaserne des Rhamses bereits die Mechanisierung einer Welt gewesen wäre. Kennt er die Grabmassenlagerung der Punier im alten Afrika, wo jeder dasselbe Lämpchen (aus der Fabrik) mitbekam? . . . Der Grad ist heut anders.

IV

Jedenfalls, nachdem eine Zeitlang Das gerühmt worden, was nicht ohne diese Kräfte möglich gewesen ist: nachdem kommt ein Knick in das Gewinde (welches ein Hin- und Hergewinde zu nennen bleibt).

Rathenau sagt, in der vorgeschrittensten Entwicklung, eben in der großen Mechanisierung der Welt, liege die ‚Entgermanisierung' eingeschlossen. Gewiß, aber warum? Der Zusammenhang in seinem Innern stellt sich für mein Gefühl etwa so dar:

Es ist heut eine liebgewordene Gewohnheit, daß jeder Autor von Kulturbetrachtungen ein Kapitel bringt, worin seine Seele ‚verzweifelt'. Mauthner, wenn er von der Sprache vieles (übrigens Falsche) gesagt hat, schiebt hieran mit nicht waschechtem Pathos einen Abschnitt: Verzweiflung. Er ist (äußert er) durchaus hoffnungslos. Walther Rathenau, seinerseits, erklärt in einem wohlgeordneten Ausbruch der Düsterkeit Ähnliches. Warum, klagt er, sind soviel überflüssige Spielsachen, Modesachen da, wohin soll es führen? Wie es mancher Schlechtere

vor ihm schon jeremiauzt hat. Hier kann kein blonder Geist mehr im Spiel sein.

Er hätte fragen können: warum sind soviel überflüssige Quallen im Wasser, soviel überflüssige Bergabhänge, soviel Himbeeren, so viel überflüssige Blumen, so schändlich viel Farrensorten? Er müßte beim Anblick von verschmitzten Glühbirnen, von Grunewaldvillen, von Freienwalder Schlößchen herzlich weinen, —wenn er folgestark wäre. Hier ist ein Schritt ins Persönliche zulässig. Wer die Mechanisierung der Welt in der Offentlichkeit beklagt, sollte sie (wenn er folgestark ist) hindern, — was ein Industrieller nur ganz im Geheimen kann.

Rathenau vermißt einen Gewinn für die ‚Seele'. Als ob ein Flieger nicht schon ein halbneues Exemplar hätte

Fühl' ich die Unvollkommenheit nicht? Schmerzt sie nicht? Ja. Aber nachdem sie einmal festgestellt; nachdem die Unabänderlichkeit, vielmehr die langsame Änderlichkeit erkannt ist: nachdem bedauert man doch nur den zweitnächsten Haken, — daß es für den einzelnen so früh aus ist. Verwegene, arme, liebe Genossen! Und ihr, holde Zaubertiere mit Brüsten und Augen, die ihr zwischendurchflitzt, ich möchte gern eure (tandmäßigen, ich weiß) Wunder . . . ich möchte sie tausendmal tausend Erdalter lang mitmachen. Ich hätte nicht in der angeblich hehren Zeit schlichter Naturkaffern leben wollen — obschon ich weiß, daß ich heut in einer ähnlichen (aber doch nicht gleichen) lebe.

Wenn das Denken schön ist, nicht nur das Ausgedachthaben: warum soll nicht das Leben schön sein, nicht nur das Zuendegelebthaben, das Letzte-Gelebthaben?

Ich komm, ich weiß nicht woher, ich geh, ich weiß nicht wohin, was ist's, daß ich so fröhlich bin?

V

Welches ist der Kern dieser Natur? Was die Genesis dieser Ansichtsäußerungen? Der Kern ist vielleicht: eine weichere Seele von etlicher Schwankheit, . . . aber mit dem Streben Entschlüsse zu fassen. Wissentliches und Unwissentliches gehn durcheinander. Auch das Verkehrte, das Unglaubhafte wird mit ernster Mühe gearbeitet. Und daß es ihm unglaubhaft sei, braucht nicht angenommen zu werden. Der Fall ist verzwickter, submariner. Ein Mensch mit allen Anlagen zum Guten. Anscheinend irgendwo mit zuviel Ehrerbietung im Unterbewußtsein . . . und doch mit großer Selbstbewußtheit.

‚Nicht solch Plunder,wie ich bin,' hört' ich eine Magd sprechen. Selbst hiervon hat er Einiges . . . und doch ist er von zu hohem,

verinnerlichtem Schlag, um einer Kapaunendenkart im Grunde fähig zu sein. Türmende, zähe Gedankenarkeit. Edel im Kern. Dann wieder Sprünge, Risse. Der Riß Walther Rathenaus ist: ein Philosoph zu sein, der vom Äußeren doch nicht wegkommt. Er will beiden Teilen geben: den Denkenden und den Herrschenden.

Oft wirkt es, als ob er (experimenthaft) die Fehler meiden wollte, die seiner Rasse vorgeworfen werden, so die mangelnde verecundia, . . . es aber nicht könnte. Er haßt sich — das ist ein Krankheitsmerkmal; es kann auch ein Gesundungsmerkmal sein. Er ist kein Irrlicht: sondern aus Weisheit und Irrlichtelieren zusammengesetzt. Seinem klugen Kopf entrinnen Verworrenheiten, deren Verworrenheit heute nicht unklug ist. Ein Mystiker, der weiß warum.

Il se donne du mal. Einer, der sich plagen will — aber dann doch zu früh aufhört stark zu sein. Ein eitler Mensch — und ein sehr innerlicher Mensch. (Wenn Bismarck von der ‚Hypothek' bei Stephan sprach, so ist er ein Grundbuch. Ein Generalregister.) Ein letzter Begreifer . . . dennoch schwach im Takt. Bei einem feinen und weichen Mann erstaunlich. Er läßt sichtbar in demselben Buch durchblicken: er sei Techniker, er sei zweitens Physiker, er sei drittens Kaufmann, er sei viertens Bilderkenner, er sei fünftens Musikversteher, er sei sechstens Physiologe, er sei siebentes Volkswirt, er sei achtens Programmentwerfer einer Königlich Preußischen Gesellschaft, er sei im allgemeinen neuntens . . . . Er sagt es nicht (erfüllt und in Selbstbeseeligung, weil man's im Handgelenk spürt, was ich franker fände): er unterbreitet es. Noch daß Gerhart Hauptmann sich mit ihm seit kurzem duzt, wird in Form einer Widmung mitgeteilt; zuerst: ‚Deinen Namen schreibe ich . . .', dann der Deutlichkeit halber ausdrücklich noch: ‚Dir, Gerhart . . .' Das alles sind . . . nein, es sind schon Ponderabilien.

Er mag von derlei loswollen — und nicht können. Dies haßt er.

VI

Unklar, woher seine Adelsmystik entspringt. Etwas vom Beruf des Kaufmanns, nicht jedes Kaufmanns, färbt hier ab. Von der Gesinnung der wirtschaftlich Steigenden, deren Hingiebigkeit er täglich merkt. Er hat den Widerstand nicht, diese Eindrücke mit dem Atem fortzublasen. Er sieht Geldmenschen, die sich als späten Genuß den Verkehr mit christlichem Germanenadel kaufen. Diese Adelsgermanen bei dem Pinkus und der Pinka

mit der Pinke sind manchmal glücklicher (schon weil sie nicht als Gäste leben . . . wenn sie auch hier als Gäste leben). Und die Wirte (für den Abend!) rutschen gern vor diesen wertloseren Schoßkindern auf der Fettleber. Statt nur für sich das gleiche Glück der Lebenslage zu ertrotzen.

Etwas von dieser Schauensform ging in Rathenaus Irrungen über. Dabei hat er, der Sohn eines bewundernswerten Organisators, der vollkommen selbständig fühlt, — dabei hat Walther das volle Zeug zum Aufrechtsein. Doch wenn jemand aus dem Kreise für die Tochter einen Diplomaten ersteht, wirkt so ein Vorgang auf sein Unbewußtes. Er fällt von Bewertungen in Wertungen.

Falsch, zu glauben, seine Adelsgermanenmystik drehe sich um einen Botschafterposten in Washington. Das wäre zu klein gedacht. (Und zu klar gedacht.) Falsch auch diese Genesis etwa: Wenn andere was werden wollen, lassen sie sich taufen; eine Familienbestimmung der Rathenaus hindert es; da tritt an die Stelle der Taufe der Ersatz: Adels- und Blutsverhimmelung. Andere bekunden eine Religion, wenn auch sans la foi; wie wär's mit einer foi, jedoch sans une religion? Auch das bliebe falsch vermutet; zu einfach vermutet.

Ich glaube: hier ist ein zur Wehr nicht geborener Mensch, der eine Formel findet, seinen Frieden machen zu können.

VII

Es fehlt ihm etwas die pupillarische Sicherheit . . . nicht in Herzensdingen; aber in Dingen des Widerstands. Er kann morgen bloß billigenswerte Handlungen tun (er tut sie schon) — und ich halte doch für glaublich, daß er vor dem Tod was Nebelumwittertes macht.

— ‚Sie wollten sich zum nationalliberalen Abgeordneten wählen lassen?'

— ‚Majestät, ich würde das nur tun, um die Wünsche Ew. Majestät auszuführen.'

Solche Gespräche wären denkbar. Und bei alledem schrieb er neben fünf Berufen doch seine (freilich schwer anfechtbaren) Bücher; er besitzt nicht nur ‚Papazitäten'; er arbeitet hart (während der junge Thyssen, aus den Wäldern heraustretend, nur furchtfrei und zweckfern war). Und er zeigt, von dem einen Punkt abzusehn, in der Art wie er die Beschränkung des Erbrechts etwan als selbstverständlich ins Auge faßt, und in hundert anderen Zügen einen vorgeschrittenen, umfassenden, verständnisträchtigen Geist. Der Fall ist schwer.

VIII

Walther Rathenau wurde nicht unmittelbar von seinem Freund Harden beeinflußt; nur sah er, daß dieser mal statt einer Gesinnung einen Entschluß bewies; daß er Dinge mit der kalten Hand vorbrachte, voller Wirkung auf die Schwachen. Dieser Freund (dem er auf dem Umweg über die Wünschelrute Carl Fürstenbergs gelegentlich einen Rebbach in bar zuschanzte; und der ihm, glaub ich, anno Koerting nachgerühmt hat, daß er Pianola spielen kann) — dieser Freund Schminkeles schloß jeden Wochenartikel als eiskalter Geschäftsmann mechanisch mit ‚Daitschland, Daitschland über alles', . . . und der so viel edlere Rathenau entschied sich, aber nur manchmal, für einen Willensakt. Das Ganze bleibt sehr zart anzufassen. Hundert schillernde Nebenfarben gleiten herüber und zwischendurch.

IX

Er irrt und strebt. In seinem Tiefsten schlummert Gutes. Er hat in manchem Betracht vorwärts gelenkt. Ich will ihn am Abend seiner Tage segnen. Doch nicht vorher.

In seiner vielfältigen Weise steckt Bedrohnis wie Hoffnung. Ich habe sein Bild gemalt, weil er ein zugleich schwanker, zugleich festerer Sohn dieser Zeit ist, mit ihren Hinfälligkeiten und mit einem Hauch ihrer Größe.

Auch weil ich ihn, Mitte seiner Vierzig, vor dem Kreuzweg finde, wo ein hölzerner Arm in die Milchschwaden weist, ein andrer (dem er folgen soll) in die Luft einer neuen Frühe.

Die absolute Malerei

Von Max Deri

Der alte Dilthey erzählte auf der Universität immer von der unaufhaltsam fortschreitenden Intellektualisierung der Welt. Er wurde recht wehmütig, wenn er vorrechnete, wie in absehbarer Zeit kein Fleckchen Erde mehr ungemessen und unregistriert bleiben werde, und wie damit so manches dem Menschen verloren gehe, man mag es Romantik oder sonstwie heißen.

So ist es nun leider auch im Seelischen. Hier bedeutet dieses Vorgehen ja, daß wir nichts Gefühlsmäßiges mehr unregistriert und im „Unbewußten' lassen wollen. Man sucht möglichst rasch eine „Formulierung' zu finden; und kaum ist eben diese Stunde vorbei, so wird sie ‚historisch eingereiht'.

Das tut in reifen Zeiten wenig Schaden. Vermehrt wohl noch die Sicherheit des Schrittes. Doch allem Werdenden kann es recht übel bekommen.

Daß wir an einer großen Wende sind in der Malerei, und nicht nur hier, sondern auch in der Musik und in der Literatur, das weiß heute jeder. Vernünftig wäre es nun, sich dabei so zu verhalten, wie man es auch an jeder Wende im Physischen tut. Man denke sich die Entwicklung der Malerei seit Manet. Rasend ging es vorwärts, geradeaus, zu immer verstärktem Impressionismus. Und nun kommt die große Kurve. Um volle hundertundachtzig Grad wendet die Bahn; gerade in die Gegenrichtung, in den Expressionismus hinein. Wie in jeder Kurve rüttelt nun alles durcheinander. Man steht schief, wird an die Wand geworfen, hat Mühe, sich zu halten. Wer weise ist, bleibt möglichst still, strampelt nicht mit Armen und Beinen, sucht den Kopf oben zu behalten, und wartet die gerade Bahn ab.

Weit gefehlt. Kaum wissen die Künstler und einige aus dem Publikum, was denn der neue Expressionismus eigentlich ist und will, da kommt aus Paris abermals ein neuer Ruf: die ‚absolute Malerei'.

Der Name ist wieder, wie ja in den meisten Fällen, von den Beteiligten ganz ausgezeichnet gewählt. Offenbar in Anlehnung an den Ausdruck ‚absolute Musik' gefunden. Was er sagen will, ist also bei gutem Willen nicht schwer zu begreifen. Und am besten vom Gegensatz aus zu definieren.

Jedes Kunstwerk vermittelt ein Gefühl. Nun gibt es, grob gesprochen, zwei Grenzfälle, zwei Endmöglichkeiten dabei. Entweder das Gefühl wird vorwiegend durch den sachlichen Inhalt des Kunstwerkes vermittelt: Programmmusik, erzählende Malerei, Reiseabenteuer, als brutale Beispiele. Oder es wird versucht, rein in Formen, sei es in einer Melodie oder in einer Linie oder in einem Rhythmus, ein Gefühl zu geben. Die absolute Musik ist nun jene, die rein durch ihre Melodieen, Harmonieen und Rhythmen, also durch reine Formen, Gefühle ganz allgemeine. Art vermittelt. Diese Allgemeingefühle lassen sich nicht oder nur schwer

in sachlich bezeichnende Worte fassen, lassen sich deshalb auch nur sehr schwer beschreiben, und müssen, um kennen gelernt zu werden, unmittelbar erlebt werden. Wie etwa der Gefühlsinhalt einer Geste. In den bildenden Künsten, den Künsten für das Auge, hatten bisher immer die Architektur und das Ornament die Vermittlung solcher Allgemeingefühle übernommen. Nun propagiert als Führer Kandinsky (in seinen Bildern in den Ausstellungen des ‚Sturm' sowie in seinem Buche ‚Ueber das Geistige in der Kunst') diesen Bezirk für das Bild.

Absolute Malerei: man soll vor eine ‚Improvisation' oder vor eine ‚Komposition' von Kandinsky so hintreten, wie man sich anschickt, ein Beethovensches Quartett zu hören. Die Farben und die Linien und der Aufbau des Bildes lassen nichts Sachliches, Inhaltliches erkennen. Man soll, wird verlangt, längere Zeit vor dem Bilde verweilen, um jene Stimmung, jenes allgemeine Gefühl unmittelbar in sich aufsteigen lassen, das durch die Fleckenverteilung, durch das Zu- oder Gegeneinander der Farben, durch das Spiel der Linien, durch die Anordnung der Formen hervorgerufen wird.

Daß diese Art von Kunsterleben Sinn und Verstand hat, ist psychologisch erweisbar. Daß sie aber keine Zukunft hat, liegt an einem immanenten Hindernis der Malerei.

Man denke an das Adagio eines absoluten Musikstückes, etwa eines Quartettes. Das Thema erklingt. Man hört es. Es erweckt ein bestimmtes Gefühl. Sagen wir etwa: ein verhaltenes, zurückgedrängtes, gepreßtes Sehnen.

Doch nun erst beginnt die Stärke der Musik. Auf diesem Urgrunde der Stimmung baut sich die Sache weiter. Variationen kommen, Verflechtungen, Widersprüche, Kämpfe, Rückkehrungen, Erinnerungen des Themas: das Allgemeingefühl wird in sich bereichert, verdchtet, erweitert, verengt. Man erlebt vielfach wechselnde Stimmungen. Man atmet sorgenvoll gepreßt, man wird entspannt; man gerät in Zwiespalt, man wird versöhnt; man bückt sich zur Erde, man reckt sich auf. — Man mag in Kretzschmars Konzertführern über die tausend Vielfältigkeiten nachlesen, die hier möglich sind.

Ein Bild aus der Gruppe der „absoluten Malerei' hängt an einer Wand. Man sieht es an: Man gerät in eine bestimmte Gefühlsverfassung dabei: Diese ist bei guten Bildern durchaus einheitlich. Den ersten Blicken, in den ersten Minuten zeigt das Bild seine Seele. Denn ich sehe es, wenn auch vorerst nur im groben, mit einem Blick. Das gehört zum Wesen des Bildes, zu seiner Definition, ist ihm immanent. Ich umfasse das ‚Tafelgemälde' mit dem Auge in einem Nu von oben nach unten, von rechts nach links. Und gleichzeitig mit dem ‚Erkennen' der Erscheinung ist ihre Gefühlsbegleitung mitgegeben.

Nun kann man stehen bleiben und im einzelnen betrachten. Hundert Einzelheiten steigen auf. Hier tritt das, dort jenes, hier eine Linie, dort eine Form, oder eine Farbe, oder ein Licht ins erfühlende Bewußtsein, wird als Element erkannt und aufgenommen. Alle diese Elemente aber stimmen zum ‚inneren Grundklang' (Kandinsky) des Bildes. Und eben w e i l sie zum inneren Grundklang stimmen, weil dem ‚malerischen Kontrapunkt' die Möglichkeit des Variierens, Gegensetzens, Folgens oder Auflösens in der

Zeit fehlt, weil alle Elemente (Kandinsky zählt gegen zwanzig auf und setzt dann noch ein ‚usw. usw.' dahinter), weil sie alle gleichzeitig da sind und auch nur in ganz geringfügigen Zeitverschiebungen, nur durch den Blickweg und die wandernde Aufmerksamkeit bedingt, im Wesen gleichzeitig auch wirken, wenn man sie einmal gefunden, erkannt, verstanden hat: gerade deshalb ist die absolute Malerei nicht lebensfähig. Man mag sich eine Stunde in ein solches Bild vertiefen, es bis in die letzten Details durchkosten: man erlebt andauernd das Gleiche, bereits in den ersten Minuten lebendig gewordene Allgemeingefühl. Und so wird man der Sache bald müde. Man langweilt sich.

Kein Zweifel, daß die absolute Malerei, die den Inhalt vermeidet und ihre Kompositionen nur aus Farbflecken und laufenden, steigenden oder fallenden, bohrenden oder verflatternden Linien und Formen baut, reinster Expressionismus ist. Ausdruck von Gefühlen in Formen, die nichts mit dem Eindruck eines Objektes zu tun haben, sondern die aus eben diesen Gefühlen, die ich vorher in mir habe, geschaffen werden. Nur sind sie als feststehende Allgemeingefühle, denen die Möglichkeit der Variation im Zeitablauf fehlt, zu dünn, zu wenig erlebnisreich. Und daran gehen diese Bilder zugrunde. Sie sterben allzurasch ab.

Für den Betrachtenden und Genießenden ist nicht recht einleuchtend, warum die eben erst gewonnene Position jenes Expressionismus, der nicht gleich zum Grenzfall geht, so rasch wieder aufgegeben werden soll. Die Aufgabe ist klar, und schon von van Gogh herausgearbeitet worden: Veränderung der sichtbaren Dinge zum Ausdruck eines persönlichen Gefühles. Die Bildinhalte werden nicht mehr an der Wirklichkeit kontrolliert, sondern im Sinne jenes Gefühles umgestaltet, das dem Temperament des Schaffenden entspricht.

Nun brauchen wir nur noch jene Inhalte, die diese Umformung verdienen. Noch van Gogh hat seinen ‚Briefträger' und die ‚Frau Briefträgerin' gemalt; hat seine Häuschen und Bäume und Blumen aus seiner nächsten Umgebung her bezogen. Und heutzutage gar lächert es ein bißchen, wenn man in jeder Sezessionsausstellung genau sehen kann, wo der Herr Maler im vorigen Sommer ‚auf dem Lande' war. Obs Westerland oder der Thüringerwald war: sie müssen daran glauben, als ‚Bilder vom Tage' herzuhalten. Die späteren Monographen werden es leichter haben, als wir. Den großen Kompositionen Grünewalds oder Michelangelos sieht kein Mensch an, wo der Herr Meister gerade gelebt, gegessen und getrunken hat. Auch diese Künstler kannten das unmittelbare Studium der Natur. Aber es blieb Vorbereitung bei ihnen; der Weg, den man der Öffentlichkeit kaum zeigte. Den man geht, um zum Ziele der seelischen Vertiefung zu kommen, der aber, auch wenn er notiert wird, nie als Ziel gilt, und schon gar nicht so wichtig genommen wird, daß man andauernd auf ihm verweilt. Die Kölner Sonderbund-Ausstellung zeigte diesen Zwiespalt so recht in grotesker Weise. Und es ist ein verdienter Sieg, wenn der ‚Wilhelm Tell' von Hodler dort fast alles Mitstrebende in den Grund schlug. Ein Kerl, der aus hundert Studien und Versuchen erwachsen ist. Die tägliche Impression gilt heute nicht mehr. Der Maler muß wieder die Kraft bekommen, seine vorbereitenden Studien zu verbergen. Ein Bild wird heute nimmermehr in ein paar Stunden. Denn da nicht mehr der Eindruck gilt

sondern seine Umformung zum seelischen Ausdruck, muß Zeit und Mühe die Dinge reifen, und ein Warten auf die Tage tiefster Ergriffenheit die Dinge zur Form gelangen lassen. Jene, meist leise, zuweilen aber recht laute Schnoddrigkeit, die der reife Impressionismus besaß, die jedes Wirken jeder Minute für groß und gelungen ansah, die die Bilder herauswarf, aus dem ‚Ärmel' schüttelte, die läßt sich nicht halten, wenn wieder eine Ausdruckskunst kommen soll, die aus der Seele gräbt. Sammlung heißt es jetzt, Vertiefung, und große menschliche Innerlichkeit.

Zu dieser Innerlichkeit tut uns Geist not, Phantasie, bedeutende Inhalte. Und diese Inhalte in den Fäusten eines ganzen Kerls, einer persönlichen Seele. Nicht nur Naturstücke, gesehen durch eine individuell getönte Netzhaut. Und wo nun die schönsten Ansätze da sind für diesen neuen Expressionismus, da kommt der Ruf nach absoluter Malerei, und verdirbt die Keime. Ausreifen lassen, sollte der Schlachtruf sein; das Bewußtsein des Brückenbauens, des Wegerodens sollte jeden jungen Expressionisten beherrschen; der heilige Berg noch in weiter Ferne. Doch so verderblich rasch rast die Zeit, so verderblich bewußt wird gleich das Schaffen, daß selbst die Begabtesten in Gefahr kommen, sich zu überschlagen.

Ein Beispiel. Um Picasso, eben einen dieser Begabtesten der jungen Generation, muß man in Köln bereits trauern. Etwas über ein Dutzend Bilder dieses jungen, einunddreißigjährigen Mannes hängen dort auf der Sonderbund-Ausstellung. Ein sicherer Aufstieg: 1903: 22 Jahre: Harlekin: nicht viel sagend, reichlich unreif und kindlich; 1903: Die Armen am Meere: äußerst stark antikisch beeinflußt, äußerlich und innerlich, als Krücke zur großen und starken Form und seelischen Vertiefung; doch merkt man der Frau an, daß die Antike Stufe bleiben wird. Und so schließt sich 1904 ein Frauenkopf an: ziemlich akademisch auch dieser noch, doch unter der Haut beginnt es zu kochen. 1905: Nackte Jungen: noch antikisch-akademische Elemente, aber bereits im Verschwinden; farblich süß im Geschmack des späten Impressionismus; aber neben diesen beiden alten Elementen etwas Neues im fest Gegriffenen der Haltung und Form, das plötzlich aufhorchen läßt, das aufrüttelt. Und so trifft uns das zweite Bild von 1905, zwei Harlekins, schon ganz stark: im gebrochenen Sitzen des Älteren und in dessen verinnerlichtem Kopf; das erste so recht seelische Bild. Und es kommt zum Höhepunkt: dem ‚Schauspieler' von 1905: einem prachtvollen, scharf stoßenden Bild, einer großen, echten seelisch zutiefst geborenen Ausdrucksfigur, von allen Hintergründen des Inhaltlichen gesättigt, vom Tiefgegrabenen des Vorwurfes voll in Form, Linie und Bewegung. Ein reifes, seelisch ausgetragenes Werk.

Da faßt diesen Starken, Jungen, mit 26 Jahren das ‚Programm'. Die Übersteigerung beginnt, das Drauflosgehen in Trotz und Verbissenheit. Ein Frauenkopf von 1907: man spürt deutlich das Unkontrollierte, das Unausgetragene, das Ungehemmte des Gefühles. Eine Art bewußtes Delirieren wird merkbar, ein willentliches Lallen, eine Art seelisches Amok-Laufen. Es ist wie ein Rausch, und es wirkt ähnlich auf den Beschauer. Man gerät ins Wanken und Taumeln. Mit Gewalt muß man sich herausreißen. Und dies Gefühl ist bei vielen vielen der jungen Expressionisten wiederzufinden: die rohe Berauschung an der eigenen Kraft. Nun man so lange ‚fein' war, und wieder einmal kraftvoll sein darf, verliert die

Seele die Macht über Arm und Hand, und ein hemmungsloses Hauen, Rasen, Werfen beginnt. Das Modell wird zerworfen, die Kraft wird Roheit.

Dies ist bei den deutschen Expressionisten bis zum Überdruß die Art der Meisten. Man muß sich zusammennehmen, um (auf der Kölner Sonderbund-Ausstellung) in diesen Sälen der Flegeljahre Stand zu halten. Und man muß sich immer wieder vorsagen: dieses Ungehemmte hast du gewünscht, ersehnt, um nur die alten Götzen einmal zertrümmert zu sehen. Will man aber dieser derben Brutalitäten der Landgenossen dennoch überdrüssig werden, so braucht man nur zu Picasso zurückzugehen, um sie doch, trotz allem, gegen die ‚absolute Malerei' in den Vordergrund zu rücken. Es ist unbegreiflich, wie Picasso, dieser im Kern so kraftvoll ungebrochene und starke Mensch, so rasch so ins Leere rennen, alles gesunde Blut aus dem Herzen verlieren konnte. 1911, mit dreißig Jahren, endet er bei der ‚Frau mit der Violine' und dem ‚Mandolinenspieler'. Schade um diese Kraft, schade um diese Seele, schade um diesen Schürfer. Diese ‚absolute Malerei' mit futuristischem Einschlag ist wahrhaftig ein fast rein intellektuelles Erlebnis. Man erkennt sinnlich bloß mehr eine Fülle von Haken und Winkeln, in einer Art flüssiger allgemeiner Anordnung gebunden: als Gefühlsvermittler völlig versagend. Und die heilloseste Überspitzung des expressionistischen Phänomens. Man erzählt, daß Picasso in seinem Atelier in Paris große Logarithmentafeln an der Wand hängen habe, und den Besuchern zeige, wie er seine Bilder logarithmisch berechne, bevor er sie male. Selbst wenn dies eine Farce ist, steckt ein Stück verruchten Ernstes dahinter. Denn man sieht diesen letzten Bildern wirklich an, daß sie nicht gefühlsmäßig, sondern intellektuell entstanden sind. Gerade dem Freunde der neuen Bewegung und der jungen Maler weicht das Blut zum Herzen. Man geht zornig aus diesem Saale.

Nur der Freund darf tadeln. Als Hanslick recht, recht alt geworden war, erlebte er noch die Abkehr von Wagner. Und triumphierte. Aber er hatte dennoch ins Tiefste unrecht, und sein Tun blieb ein Verbrechen. Nur wer durch die Dinge hindurchging, darf über sie hinaus. Lebenbleiben über eine Generation hinweg garantiert jedem, daß auch die Führer tadeln, was er in seiner Jugend nicht begreifen konnte. So dürfen nur jene diese allzudreisten Kletterer warnen, die der ganzen Bewegung wohl wollen. Der neuen Kunst des Expressionismus.

In allen Künsten geht es heute den gleichen Weg. Schönberg hat ‚drei Klavierstücke' herausgegeben: zerfallende, impressionistische Bilder. Die Nuance so überfeinert, daß alles zerflattert. Es findet sich über einem Akkord die Anmerkung: ‚Tasten tonlos niederdrücken'. Damit das Ohr bloß das Mitschwingen dieser Saiten höre, wenn verwandte, pianissimo, angeschlagen werden. Auch hier aber ist bei den Jungen schon die Umkehr da: zum festen Rhythmus, zur gebauten Melodie. Selbst Richard Strauß scheint diese neue Zeit, vielleicht vom Verstande aus, mitzumachen. Melodie wird Schlachtruf, Arie und Rhythmus. Das „farbenprächtige' Orchestrieren, das impressionistische Töne- und Klänge-Mischen versteht sich von selbst. Das kann heute jeder begabte Jünger. Man lernt es auf der Schule. — Auch in der Literatur ist es nicht anders. Morgenstern hat futuristische Gedichte gemacht, halb zum Scherz noch;

doch er hat auch ernst gemeinte Nachfolge gefunden. Die neuen Lyriker aber zielen auf den Bau, nicht mehr auf die Impression. Und die neuen Dramatiker erst recht: Hardt, Stucken, Paul Ernst. — Selbst bis in den Tanz hinein kann man dies Streben verfolgen. Die Serpentin-Tänze kamen mit dem Impressionismus; wogende Farbenwellen, verfliegende, flatternde Formen. Heute lebt Dalcroze, und gibt rhythmische Festigkeiten, starke, harte Bewegungen. Allenthalben wird nun der „Ausdruckstanz' gepflegt, mit dem schon die Wiesenthals begonnen hatten. — Natürlich spürt auch das Volk die neue Luft, wird auch hier die neue Gesinnung lebendig. Der Two-step hat den Walzer verdrängt; und ‚Wackeltänze' und ‚Schieber' werden getanzt. Ich kann kein Bild von Pechstein sehen, ohne daran zu denken. Vereinfachung der Technik; sicher. Aber dabei eine enorme Verstärkung des Gefühlsausdrucks. Walzer führte zum Rausch des Schwindligwerdens; Two-step muß erotisch erfühlt sein, um gut getanzt zu werden. — Beim früheren Ballett ‚zeigte' man Unterröcke oder Formen; man rechnete mit dem rein Visuellen, man exhibitionierte. Im modernen Ballett gibt man die sinnlichen Vorgänge und Erlebnisse in ‚Ausdrucksgesten'. — Die Vereinfachung der Technik des Gesellschaftstanzes macht es dabei heute dem Dilettanten leichter, überhaupt zu tanzen. Two-step lernt man leichter als eine Gavotte. Und auch malen kann man heute rascher lernen als vor dreißig Jahren. (Deshalb sind auch Mystifikationen, wie die, der unlängst Pechstein anheimfiel, heute möglich. Doch ein Maler hat nicht die Verpflichtung, andere als die eigenen Bilder beurteilen zu können. Ich wage die Behauptung: die Herren hätten die Schmierbilder einem von uns schicken sollen; sie hätten die gebührende Antwort bekommen.) Denn ich glaube, wenn einer, der vom Tanzen wirklich etwas versteht, das heißt, kritische Erfahrung darin besitzt, einem Tänzer zusehen würde, der infolge der vereinfachten Technik wohl einen Two-step, aber nicht einen Schritt Walzer tanzen kann, er würde sofort merken, daß sich hier, durch die zufällige Primitivität der Technik getragen, ein Dilettantismus vorwagen kann, dem in anderen Zeiten die Kompliziertheit der Mache jede Schaustellung verbieten würde. Und dies ist auch der Unterschied zwischen Kinderzeichnungen und den Abbreviaturen der Kraft-Expressionisten. Dort das einfache Nicht-Können, und deshalb „ökonomische Kurzverbindungen' der Mache; hier ein gefühlsmäßig gefundenes Abkürzen, um möglichst starke, kraftvolle Wirkungen zu erzielen. Es ist ein großer und für die Beteiligten eigentlich recht beschämender Irrtum, wenn (neuerdings wieder im Sammelband des ‚blauen Reiters') moderne Expressionisten mit Kinderzeichnungen, mittelalterlichen Bildern oder Bauernkunst-Beispielen ihr eigenes Stil-Bestreben zu stützen oder zu rechtfertigen versuchen. Vom Nicht-Können führt der Weg erst durch den sichersten, völlig beherrschten Naturalismus, bevor er beim Nicht-Wollen endet (ein Weg, den jeder moderne Künstler auch heute noch unbedingt gehen muß, gehen müßte). Stehen die Kinderzeichnungen ganz am Anfang dieser Linie, bei einer versuchten, aber eben noch nicht beherrschten Naturnachahmung (sie sind sämtlich naturalistisch gemeint, und die Entwicklung geht vom vierjährigen zum zwölfjährigen Kinde durchaus zu ständig besser beherrschter Naturwiedergabe), so stehen die echten Werke des modernen

Expressionismus völlig auf dem anderen Ende der Linie ; wo man, durch den Naturalismus hindurchgegangen, Abkürzungen oder Umformungen sucht, die im Sinne eines Gefühles, absichtlich, willentlich so gewählt werden. Den Hamburger Bismarck von Lederer mit einer Kinderskulptur zusammenzubringen, heißt das Problem im Kern verkennen. —

Den Expressionismus heißt es also durchkämpfen. Man lasse die absolute Fassung von Gefühlen der Architektur und dem Dekorativen, dem Ornament. Man soll nicht zwei Götter zu gleicher Zeit ausrufen, wenn man bekehren will. Umformung der Natur im Sinne eines Gefühles, aber eines wahrhaft starken und wertvollen Gefühles ; keine Kinkerlitzchen und Überspitzungen ; Kraft, Freude, Leben. Wertvolles, tiefes Erleben des Daseins, und Formung an wertvollen Inhalten in reichlicher Plage und Arbeit. Nicht die Stimmung des Auges soll entscheiden,. Sondern der ganze Mensch, auch was jenseits von Netzhaut und Trommelfell liegt ; was man früher eben Seele nannte, oder Innerlichkeit, oder Tiefe ; was nur schwer, und über viele, viele Entwürfe und Verwürfe hinweg reif wird, was nicht alle Tage da ist, weil just die Sonne scheint. Züchten müssen wir wieder, graben, vertiefen, wahrhaft gebären ; doch das heißt, die Befruchtungen austragen. Nun ist's mit dem ‚alle Tag ein Bild' vorbei. Der Journalismus der ‚malerischen Berichterstattung über die täglichen Erlebnisse' wird dem Impressionismus von der Zukunft bitter angerechnet werden. So Schönes er brachte, und so wertvoll und erlebnisreich er war. Nun aber heißt es Jahreswerke bauen. Bauen. Aus hundert Studien werde in ernstem Mühen ein Werk. Dehmel kontra Bierbaum.

Und dabei die Warnung : hütet euch vor Kraftmeierei. Hütet euch vor dem überlegenen ‚Hinhauen', vor dem willentlichen Nichtkontrollieren und Laufenlassen. Kein schrankenloses und oberflächliches Selbstbetonen tut uns heute not ; sondern ein Verstummen und Versenken, ein Eingraben in das eigene Ich, ein tiefes Schürfen und ein reifes Besinnen. Kunst im edlen, hoheitsvollen Sinne (alle alten, leider so phrasenhaft verbrauchten Worte stehen wieder auf !), Kunst als Bereicherung der Welt, der Erlebnisse. Farbenspiele kann ich auch draußen finden. Aber Ideen, Träume, Phantasien ! Innerlichkeit, Trauer und Freude, Sehnsucht und Herzeleid, die aus dem Tiefsten und Seltensten kommen. Eine Kunst, auf die Johannes Jensens Wort paßt : Wenn Gefangene beginnen sich zu sehnen, dann entsteht die Kunst (ergänze : des Expressionismus).

Attentat in der Rue — —

(Für Ferdinand Hardekopf)

Von Ludwig Rubiner

Ich kann nicht immer vor der Scheibe stehn.
Meine Haare wachsen auf einmal weich aus dem Kinn.
Ich habe Menschengesichter nie angesehn.
Mein Anzug wird so weit. Ich versinke drin.

Die Pflasterkugeln sind heiß, der Stein rutscht unter mir weg.
Ich bin ja ganz klein. Wer sieht mich? Wer weiß von mir?
Mauern wölben sich auf die Augen wie hohle Hände voll Dreck.
Gelb kreisen Lichtersäulen. Fernher droht Stank von Bier.

Bärte zittern spitz. Ein Kneifer fällt, sicher klirrt's auf dem Tische.
Hab ich mich neulich mit dieser grünen Hure gerollt?
Ueber schwarze Bäuche streichen Daumen dick und still wie weiße Fische.
Träge Zähne schnappen im Rauch. Da schweben unerschwingliche Plomben von Gold.

Es riecht nach Zwiebeln. Ich habe in allen Weibern gesteckt.
Wo ist die Strasse hin? Ich stehe im dunklen Gang.
Ein schwarzes Loch weicht auf. Das Licht drüben ist dünn und verfleckt.
Mir ist kalt. Die Scheibe ist hoch und dick. Alles dauert so lang.

Ein heller Glaskreis spritzt Licht, rund um mich sind glänzende Scheiben.
Unter den Tischen drängen Schuhe und Röcke und verfliessen am Rand.
Alle Leute sind klein wie ich. Ich strecke mich hoch. Wo soll ich bleiben?
Wo sind meine Füsse? Die Menschen sind ruhig. Finde ich meine Hand?

Die Wimpern werfen mir trübe Netze über den Blick.
Goldene Nägel flitzen hin und her durch die Nacht.
Die Menschen im Café sitzen faul und dick.
Es ist heiss. Mein Herz platzt. Mein Schuh kracht.

Ich stehe fest. Hinter dieser Scheibe kann ich sie wie im Regen sehn.
Ich atme aufs Glas. Meine Hände sind fort. Räder fahren vorbei.
Aus der Eisenbahn sah ich am Wege Windmühlenflügel drehn.
Jetzt fliegt die Bombe. Schnell. Es ist noch still. Kein Schrei.

Petroleumkampf

Der Verfasser schreibt hierzu: ‚Die Petroleumfrage ist zurzeit sehr brennend. Irgend etwas Interessantes, vielleicht Endgültiges geht auf diesem Markt vor.'

1. Weg zur Macht

Mit jenem ästhetischen Behagen, das man den Aeußerungen einer selbstsicheren und zielbewußten Kraft als einer Manifestation der Natur selber entgegenbringt; und zugleich mit jener Spannung, die den Aufmarsch der Parteien vor dem Kampfspiel begleitet: sah man in diesem Jahre der gewaltigen Expansion eines deutschen Aktienunternehmens zu, das, aus unscheinbaren Wurzeln entsprungen, in rascher Folge Kapitalien auf Kapitalien häufte, schließlich über 20,5 Mill. Mark eigener Mittel und 6 Mill. Mark Anleihegeld verfügte und mit starken Schritten auf die Vertrustung einer Industrie (nach amerikanischem Muster) zuschritt, die einen Weltkonsumartikel erzeugt und vertreibt; und damit einen Weg einschlug, der zum K a m p f e führen mußte: mit Gegnern, die, millionengepanzert, bisher die Welt beherrscht hatten. Entschlossen, ernst, verschwiegen, recht wie man sich Kämpfer denkt, trat das neue Unternehmen Schritt für Schritt aus dem anfänglichen Halbdunkel seiner Pläne hervor: jetzt sieht jeder und spürt es, daß hier eine Armee marschbereit gemacht wird; daß hier mobilisiert wird, und daß man bald wird die Waffen klirren hören (haben nicht schon Vorpostengefechte stattgefunden?) . . .

Aber es ist etwas Erstaunliches und Unerhörtes dabei: man weiß nicht, wem eigentlich (von den mehreren Feinden) dies kriegerische Gebaren gilt. An wessen Seite die neue Macht treten und gegen wen sie kämpfen wird. So etwa, wie wenn ein mächtiger Staat Truppen auf Truppen aushebt, bewaffnet, zusammenzieht, anhäuft: und rings von den Nationen keine weiß, gegen welche der Schlag geführt werden soll . . .

2. Petroleum

Man hüte sich, gering von diesem Produkt zu denken, dessen Zeit nicht etwa vorbei ist, wie man (sieht man das Leuchtgas erstrahlen und die elektrischen Bogenlampen aufflammen) etwa meinen könnte: sondern dessen Aufstieg offenbar erst begonnen hat. Als Leuchtmittel vielleicht zurücktretend, hat das Erdöl und seine Nebenprodukte zunächst als Schmiermittel in allen Zweigen unserer gewaltig anwachsenden Industrie Verwendung gefunden; und hat unlängst einen Schritt getan, der so ziem-

lich die gesamte Maschinentechnik zu revoltieren imstande ist: man hat das Erdöl als motortreibende Kraft erkannt und hat Maschinen gebaut (Dieselmotoren), die durch Rohöl angetrieben, Arbeit leisten. Was den Anfang der Ersetzung der Kohle bedeutet, ein Problem, das, wie man weiß, über kurz oder lang die Menschheit beschäftigen mußte, und das hier seiner Lösung zum mindesten sehr nahe gebracht worden ist. Schon hört man, daß die künftige russische Flotte mit ‚Naphtha-Antrieb' ausgestattet werden soll; bereits hat England in seine Dreadnoughts Oelmotore eingebaut, und bei der deutschen Flotte finden eifrige Versuche nach derselben Richtung hin statt. Die Weltproduktion an Petroleum betrug im Jahre 1911, wie man berechnet hat, 44,4 Millionen Tonnen. Mit ca. 64 pCt. hat Amerika den größten Anteil an dieser Produktion; es folgt Rußland (das in letzter Zeit ein wenig rückgängig ist) mit ca. 20 pCt., sodann Rumänien, Galizien, Niederländisch- und Britisch-Indien, Mexiko und Japan. Die amerikanische Produktion ist finanziert und wird über die Erde hin an den Konsum vertrieben durch den großen John D. Rockefeller, dessen Standard Oil Company mit 256 639 950 Dollar arbeitet — und durch Hunderte von Untergruppen und Zwischenbildungen auch den deutschen Markt beherrscht. Noch immer beträgt der Anteil Amerikas an der deutschen Gesamteinfuhr etwa 79 pCt., und in den Rest müssen sich Oesterreich-Ungarn, Rumänien und Rußland teilen. Gegen diesen Rest führt zudem der Rockefellertrust einen erbitterten Kampf, der, zeitweise aussetzend, doch einen chronischen Charakter trägt und sich außer in Preisunterbietungen noch im Aufkauf von Händlerfirmen, Transportmitteln, ja ganzen Gesellschaften kundgibt: die unerschöpflichen Mittel der Standard Oil Company und ihrer Verbündeten ließen sie bisher noch immer siegreich sein, insonderheit auch im Kampfe gegen ausgesprochene Konkurrenzgründungen. Sicherlich war es ein historischer Moment in dieser großen Kampagne, als sich der Petroleumkonzern der Deutschen Bank mit der ‚Europäischen Petroleum-Union' unter das Joch des amerikanischen Riesen beugen mußte, und anzubeten hatte, was sie bisher verdammte.

Wie es aber ein nicht minder historischer Moment war, als im Frühjahr dieses Jahres mit unerwarteter Plötzlichkeit und Wucht der Bruch zwischen der Deutschen Bankgruppe und den Amerikanern erfolgte: derart, daß nach fünfjahrelangem Einhalten des ‚Gemeinschaftsvertrages' die deutsche Gruppe (die ‚Deutsche Petroleum-Verkaufs-G. m. b. H.') unversehens und ohne Kündigung erklärte, sich an den Vertrag mit der Deutsch-amerikanischen Petroleum-Akt.-Ges. nicht mehr halten zu wollen, da er gegen die Freiheit des Gewerbes, infolge der Knebelung der Bewegungsmöglichkeit der Deutschen gegen die Elemente des Rechtes und Gesetzes verstoße und deshalb nichtig sei. Die Gerichte haben in erster Instanz das Vorgehen der deutschen Gruppe gebilligt. Nicht ihnen lag es ob, zu fragen, warum der deutschen Gruppe erst nach fünf Jahren die Ueberzeugung von der Ungesetzlichkeit gekommen ist . . .

In Wahrheit hatte sich die Situation der Petroleum-Industrie so grundlegend geändert, daß die deutsche Gruppe anscheinend den Tag gekommen sah, an dem sie sich gegen die Bedrücker erheben und den Kampf gegen sie wieder aufnehmen konnte . . .

Diesen Mut hatte ihr offenbar das Erscheinen der Deutschen Erdölaktiengesellschaft gemacht: jenes Unternehmens, das heut im Brennpunkte einer Entwicklung steht, von der man nicht weiß, wohin sie führt.

Die deutsche Erdölaktiengesellschaft, ursprünglich als bloßes Tiefbohrunternehmen (hauptsächlich zwecks Kali-Erschließung) gedacht, hat erst im vorigen Jahre begonnen, ihr Augenmerk auf die Petroleumindustrie zu richten: und hat, unter Erhöhung ihres damals 5 Mill. Mark betragenden Kapitals auf 13 Mill. Mark, im Mai vorigen Jahres den ersten Schritt zur Zusammenfassung der deutsch-österreichischen Petroleuminteressen getan. Eineinhalb Jahre energischer Arbeit genügten, um die Gesellschaft, deren Kapital inzwischen auf 20,5 Mill. Mark gebracht war, zu einem internationalen Oeltrust zu machen. Heut besitzt oder ‚kontrolliert' sie neben den bedeutendsten Bohr- und Raffineriebetrieben im Elsaß und in Hannover die von der Gruppe Disconto-Gesellschaft-S. Bleichröder ausgebaute rumänische Petroleumorganisation, die österreichischen Raffinerien Austria und Trzebinia, vor allem aber die Olexgesellschaft, vermittels deren sie den Vertrieb der Produkte beherrscht. Die Eigenproduktion an Rohöl, sowie die Transportmittel stehen ihr seit der Angliederung der bis dahin englischen Premier Oil and Pipe Line Co. zur Verfügung; die D.E.A. hat damit den entscheidenden Einfluß auf die Rohölgewinnung in Tustrenowice, und beherrscht die Produktion in allen Stadien der Erzeugung, die Fortleitung, die Raffinerien, den Transport und den Vertrieb. Die Vertrustung ist fertig, 95 pCt. der deutsch-österreichisch-rumänischen Rohölförderung liegen in einer Hand; zum erstenmal ist vielleicht daran zu denken, dem übermächtigen Amerika mit einiger Aussicht auf Erfolg auf deutschem Boden entgegenzutreten.

Seit der Trennung der Deutschen Bankgruppe von den Amerikanern blickt man voller Hoffnungen auf die deutsche Erdölaktiengesellschaft und sieht in ihr einen Bundesgenossen in dem unmittelbar bevorstehenden Kampf gegen Rockefellers Milliarden; die D.E.A. aber ist kühl bis ans Herz, und ihre Ziele bleiben dunkel. Nichts deutet darauf hin, daß sie dem deutschen Markt gegen den amerikanischen Einfluß zu Hilfe kommen, daß sie eine Kampforganisation gegen die Standard Oil sein will. Kein Wunder, daß einige bei dieser Lage der Dinge die mächtige Hand Rockefellers auch in dieser gewaltigen Gründung sahen; der auf diese Weise die südosteuropäische Konkurrenz endgültig niederringen will. Andere wieder sahen ein ganz besonderes Geheimnis hinter der D. E. A. lauern: das deutsche Reichspetroleummonopol, dem auf diesem Wege der Konsolidierung der Weg geebnet werden soll.

In der letzten Generalversammlung der D. E. A., die eine Dividende von 23 pCt. beschloß, vermied man am Vorstandstisch sorgfältig, über Absichten und Pläne der Gesellschaft etwas verlauten zu lassen. Man wählte einen Vertreter der Dresdener Bank in den Aufsichtsrat; und der Prospekt der jungen Aktien des Unternehmens ist von der Deutschen Bank, wenn auch nach einigem Zögern, mit unterschrieben worden . . .

Was geht vor? Gegen wen rüstet die Haute Banque? Gilt es einen endgültigen Schlag gegen Amerika? Oder endgültige Unterwerfung?

Sphinx

John D. Rockefeller, der in Pocantic Hills von 18 bewaffneten Niggern, drei Privatpolizisten und einem Heer von Geheimdetektivs sorgfältig bewacht wird, ist mit einem Federzug zum Angriff übergegangen. Die Standard Oil Co. hat den Petroleumpreis um 30 Pf. (auf 8,85 M.) pro Doppelzentner herabgesetzt; und die (offenfeindliche) Gruppe der Deutschen Bank ist ebenso gefolgt, wie der Konzern der Deutschen Erdölaktiengesellschaft, von dem man nicht weiß, was er im Busen hegt. Sehr eifrig wird erklärt, daß diese Preisherabsetzung Amerikas sich ‚eigentlich' gegen Rußland richte — —

Der Konsument geht einer (wohl leider nur kurzen) Zeit voller Freude entgegen: die Oelprodukte werden in dem bevorstehenden Kampfe billig werden, sehr billig, und so lange billig, bis der Gegner Amerikas ausgehungert ist; und dann wird Rockefeller in Amerika die Monopolpreise diktieren.

Man weiß nicht, ob Rockefeller ernstlich die deutschen Gegner fürchtet; der einzige, den er mit Grund fürchten könnte, steht Gewehr bei Fuß . . .

Vindex

Vive la bagatelle!
Swift

Professor Gurlitt

Sie haben, Herr Professor Gurlitt, in meiner Abwesenheit höhnische Worte wider Menschen gebraucht, vor denen Sie als Entschuldigungsuchender hätten stehen sollen. Ich bin von der Reise zurück und lese die zwischendurch erschienenen Panhefte wie ein Fremder. Ihre Zuschrift wird mir lange nach dem Abdruck bekannt. Was ich von ihr denke, muß ohne Worte klar sein. Aber ich will es doch aussprechen.

Ich hätte dem Beschuldigten eine Möglichkeit zur Rechtfertigung nicht versperrt . . . und finde das Gegenteil einer solchen. Ich war der Meinung, jemandem ruhig zu sagen: Du hast etwas Unhaltbares gemacht; mach' es wett — es ist keine Schande.

Sie sind auf einem gewissen Kulm, oh Mensch mit Ihrem Palmenzweige, zum Teil damit befaßt, neue Sittlichkeiten aufzustellen. Und Sie reden jetzt von einem ‚Galan', der mit der Beleidigten im (Sie drücken sich wie ein Polizist aus) Konkubinat lebt. Statt etwa zu sagen, daß ein Mann und eine Frau; über Landesgrenzen weg; über unebene Schicksale weg — zusammenhalten; Gefährten für dieses Hiersein; sogar mit dem Wunsch, ihrer letzten Freundschaft noch den Stempel zu bezahlen, der von Polizei und Gurlitt verlangt wird. Sie sticheln, Mensch mit dem Palmenzweige, Arndtstraße 35, solange der Stempel nicht erlegt ist.

‚Galan' . . .

Der reifste Sohn der Zeit, stehen Sie vor einer Ausländerin. Sie erwähnen öffentlich (ist es nicht den Teufel an die Wand malen?), sie sei mit Verbannung bedroht worden; sie gelte für Sibirien als vorgemerkt. Sie spaßen mit verdammt ernsten Dingen. Sie berühren Sie zur Verteidigung? Nein, Sie brauchten sie nicht zu berühren.

Sie wissen, Palmenzweig, was für Empfindungen dies in einer solchen Lage bewirken muß.

Herr Professor.

Sie können in zehn Gerichtsverhandlungen Worte wägen lassen, Worte bestrafen lassen. Sie können in zehn Gerichtsverhandlungen Aeußerliches nach dem Gesetzbuch zugebilligt bekommen: an das, was Sie hier taten, wird man sich erinnern. Die Begriffe Gurlitt, Sibirienwitze, Ausländerin, Frau eines Schuldners, Palmenzweig werden verknüpft bleiben.

Sie müßten denn (auch jetzt noch) schlecht und recht äußern: ‚Ich habe getan, was ich heute nicht getan haben möchte; ich erkenne mit Staunen eine Verirrung; laßt sie als ungeschehn gelten.'

Für den Frömmsten gibt es in der Wut Augenblicke, wo er zu hastig rennt. Es ist kein Erniedrigen, wenn er, von Wohlgewillten mittendrin geweckt, einen Augenblick Halt macht und (mit zusammengebissenen Zähnen) den Heimweg ins Menschliche nimmt. Kerr

Blätter des Deutschen Theaters

Die Blätter des Deutschen Theaters feiern den ersten Jahrestag des Kampfes (mit der Grammatik). ‚Dank der guten Geschäfte dieses Theaters,' äußern jetzt Hollaender und Kahane. Das ist ein Irrtum — es heißt dank den guten Geschäften. (In jedem Fall werden die Aktionäre erfreut sein, davon zu lesen.) ‚Je nun, wir dürfen uns die Hände reiben und es uns gestehen: wir sind zufrieden.' Warum soll man nicht reiben? Und die Zufriedenheit der Andren war ja immer nur in Frage gestellt.

Hollaender und Kahane (ich will den einen nicht kränken, wenn ich dem andern sage, daß er im Roman soviel leistet wie der andere in der Lyrik) plauschen von Feinden, die sie ‚mitgebracht'. Und zwar ‚ins Haus'. Was Kahane und Hollaender ins Haus mitgebracht, mögen Feinde gewesen sein, unter denen sie litten, — doch in der Kritik sitzen allein sachliche Gegner ihres Prinzipals.

Der Lyriker und der ihm koordinierte Grammatiker lassen durchblicken, es sei schonungsvoll (ihrerseits) ‚in diesem ersten Jahr' zugegangen. Im zweiten Jahr des Sprachenkampfes nicht mehr?

Recht so. Scharf sein, Herr Hollaender. Versuchen Sie es mal . . . innerhalb des Theaters. Geißeln Sie, Herr Hollaender, Mißstände; auch an Angestellten. Uebergriffe, die Griffe sind. Schweinereien mit Schauspielerinnen. Geschlechtliche Zudringlichkeiten. Das ist ein Feld. Ein lohnenderes Amt als nach kritischen Ueberzeugungen hin zu fuchteln. Nehmen Sie alle Theater der Gegenwart vor. Und kümmern Sie sich den Teufel um Reinhardts Beurteiler.

Lantz

Soll dieser Uebergriff eines Theaterdirektors auf dem toten Strang enden? Nach meiner Rückkehr, vor anderthalb Wochen, von einer Berliner Zeitung befragt, schrieb ich: es scheine notwendig, daß die gesamte Kritik nach Kenntnis des Sachverhalts gemeinsam beschließe, ob sie dem Theater des Herrn Lantz in Zukunft fern bleiben will.

Es kommt hier nicht auf die Stellung an, welche der einzelne zu dem Ausgewiesenen hat; nicht auf das, was der Direktor als offenkundigen Vorwand hernimmt: eine abgeschlagene ‚Bitte finanzieller Natur'. Der Direktor hat zweifellos nicht wegen dieser Bitte noch zur Zeit dieser Bitte das Verbot erlassen. Sondern klipp und klar wegen eines Urteils über Kunst.

Damit ist (nicht bloß für den Betroffenen, sondern für die Kritik) der Kriegsfall gegeben. Hier steckt eine verborgene Drohung für den, der nicht lobt.

Ich wiederhole meinen Rat. Die Kritik soll insgesamt und gemeinsam beschliessen: ob sie dem Haus des Herrn Lantz in Zukunft fernbleiben will, — wenn das Verbot nicht zurückgenommen wird. K.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9, zu richten

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.



Zweiter Jahrgang No. 45 26. September 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr
Herausgeber

INHALT:

Alfred Kerr.....Die Sittlichkeits-Zentrale
Hermann Essig.....Schwester Veronika
Hermann Wendel, M. d. R. .....Jules Vallès

Kirschner — Direktor Lantz — Interview — Sexuelle Not

Zweiter Jahrgang No. 45 26. September 1912

PAN

Wochenschrift

Alfred Kerr

Herausgeber

JNHALT:

Sittlichkeits-Zentrale

Essig: Schwester Veronika

Kirschner posthumus

HAMMER-VERLAG, G. M. B. H., BERLIN W. 15, UHLANDSTRASSE 30

REDAKTION: GRUNEWALD, GNEIST-STRASSE 9

Die 1gesp. Nonpar.-Zeile = 0,75
Auf Umschlagseiten = 1,—
Bei Wiederholungen Rabatt

Alleinige Inseraten-Annahme:
Paul Löwinsohn G. m. b. H.
Berlin W., Motzstrasse 60

Berlinische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft

Alte Berlinische *Begründet 1836*

Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 11-12

Die Gesellschaft ist eine der allerbilligsten Anstalten und bietet insbesondere eine grosse Auswahl zweckmässiger Versicherungsformen.

Versicherung mit und ohne Dividende,
Versicherung mit und ohne ärztliche Untersuchung,
Versicherung mit und ohne Einschluss der Invalidität,
Versicherung mit ermässigter Anfangsprämie,
Versicherung mit billigster Gesamtleistung,
Versicherung mit festem Auszahlungstermin,
Leibrentenversicherung.

Die neu eingeführte

Kurze Todesfallversicherung

gewährt Kaufleuten, Industriellen und den freien Berufen (Ärzten, Rechtsanwälten etc.) für jede gewünschte Begrenzung Versorgung der Angehörigen,

Beamten und Privatangestellten einen Versicherungsschutz für die Familie für die Zeit, wo die Hinterbliebenen-Fürsorge des Staates noch aussetzt oder unzureichende Hilfe gewährt,

zu so niedrigen Prämien, wie man sie bisher nicht gekannt hat.

Die Teilnahme am Gewinn der Gesellschaft kann erfolgen mit gleichbleibender oder mit steigender Dividende. Die Gesellschaft hat äusserst liberale Versicherungsbedingungen.

Unanfechtbarkeit - Unverfallbarkeit - Weltpolice.

Ausführliche Kostenanschläge stehen jederzeit kostenfrei zur Verfügung.

Die Sittlichkeits-Zentrale

Von Alfred Kerr

I

Ein Freund sendet an den ‚Pan' die Abschrift einer Urteilsbegründung in Sittlichkeitsfragen. Es handelt sich . . . zunächst nicht um viel. Zunächst nur um das Verbieten eines in Frankreich heimischen Witzblättchens. Erst was dahintersteckt, ist wichtiger.

Dies Blättle, das kaum jemand bei uns liest, steht wohl dem Hofprediger Ehregott Schmalzreich minder nah als der Exzellenz Baron Mikosch. Es ist kein Anlaß, um in Hitze zu geraten.

Doch; es ist einer. Denn was die Richter bei der Begründung äußern, muß festgehalten werden. Es ist einer der heitersten Fälle.

II

Der Freund schreibt:

„Seitdem die germanische Sittlichkeit in Berlin zentralisiert ist, ergehen Woche für Woche die außerordentlichsten Urteile wider ‚Druck-Erzeugnisse'. Eine schwere Menge von Staatsanwälten, Richtern, Schreibern sind in Urteilsanstalten dauernd tätig, um die Unschädlichmachung etlicher Papierseiten zu bewirken. Die in Berlin angefertigten Urteile werden dann abgeschrieben und an die Buchhändler und Zeitungs-Spediteure in ganz Deutschland versandt, damit sie wissen, was sie nicht mehr verkaufen können.

Wie weit diese Berliner Zentral-Sittlichkeit gedieh, könnte der Abdruck einer solchen Urteilsbegründung zeigen."

Der Freund sendet zugleich die A u s f e r t i g u n g.

Im Namen des Königs!

In der Strafsache wegen Unbrauchbarmachung von Nr. 597 der periodischen Druckschrift ‚Le Frou-Frou' zu Paris hat die sechste Strafkammer des Königlichen Landgerichtes I

in Berlin in der Sitzung vom 11. Juni 1912, an welcher teilgenommen haben:

K*)., Geheimer Justizrat, Landgerichtsrat, als Vorsitzender,
Dr. M., Landgerichtsrat,
G., Landgerichtsrat,
Dr. B., Landgerichtsrat,
D., Amtsrichter,
als beisitzende Richter,
H., Staatsanwalt,
als Beamter der Staatsanwaltschaft,
St., Referendar,
als Gerichtsschreiber,

für Recht anerkannt:

Von der Nummer 597 der in Paris erscheinenden periodischen Druckschrift ‚Le Frou-Frou' vom 24. März 1912 sind die drei Abbildungen nebst zugehörigem Text auf Seite 10, ferner die Abbildungen nebst Text auf Seite 17, 21 und 24, sowie die zu ihrer Herstellung bestimmten Platten und Formen unbrauchbar zu machen. Die Kosten des Verfahrens fallen der Staatskasse zur Last.

* * *

Es folgen nun zwei beanstandete Witze. Hiernach heißt es im Hinblick auf einen dritten Witz:

„Eine Frauensperson, welche vereinsamt auf der Straße steht, sagt zu sich selbst:

‚Je suis dégoûtée de la vie, je vais aller me jeter dans les bras du premier monsieur qui va passer.'

Zu deutsch:

‚Ich habe das Leben satt, ich werde mich in die Arme des ersten besten Herrn werfen, der vorübergeht.'

Der Witz soll darin bestehen, daß man aus der Aeußerung des Mädchens und vor allem aus dem Worte ‚jeter' zunächst erwarten soll, sie wolle, da sie das Leben satt hat, ins Wasser stürzen, dann aber anstatt dessen vernimmt, daß sie sich aus Lebensüberdruß in die Arme des ersten besten Herrn stürzen will. Der Leser kommt dabei auf den Gedanken, daß sie sich diesem hingeben will."

Das wäre. Nein, aber.

. . . Der Freund fügt hierüber folgende Worte zu:

Wer das vorstehende Aktenstück liest und lüstern ist, sich

*) Das Urteil, welches dem Herausgeber vorliegt, enthält selbstverständlich die vollen Namen.

über französische Schändlichkeit zu unterrichten, wird eine Enttäuschung erlebt haben. Wenn die ‚Witze', die in der Urkunde juristisch verdeutscht und erläutert werden, an einem Zentrumsstammtisch erzählt würden, so verbäte man sich grob, mit solchen Harmlosigkeiten gefüttert zu werden, — weil man kein Jungfernbund ist. Jedes niederbayrische Dorf ‚täte' die Stirn runzeln und die Nase rümpfen über diese Kost für Erziehungsheime.

Item; über solche französischen Witze liest ein normaler Mensch hinweg, ohne die geringste Regung . . . von irgend etwas zu spüren.

Dies sanfte Kalbfleisch wird kraft gerichtlicher Paprikasauce zu einem gepfefferten Gulasch.

Um die amtliche Verdammung und Beseitigung etlicher Papierblätter ‚begründen' zu können, müssen Richter ihre geschlechtliche Phantasie aufreibend strapazieren; sie müssen heikle Situationen anschaulich zu Ende denken (so daß man sie selber nun gegen sittliche Gefährdung schützen sollte, so dies Gewerbe der Sittlichkeit ihrem Leib und ihrer Seele bringen kann).

Es ist Zeit, daß sich die Richtervereine der Sache annehmen. Die berliner Zentral-Sittlichkeit bringt (abgesehen von der Rechtsunsicherheit für die Kunst und der Bevormundung von vernünftigen Menschen) die Richter selbst in eine heillose Lage."

III

So etwa der Freund. Hiermit ist aber der Fall nicht zu Ende; jetzt kommt es erst; etwas grotesk Befremdliches. Ich lese das Urteil durch . . . und stoße zu meiner größten Heiterkeit auf den folgenden Fall, — der angenagelt zu werden verdient für die Mitwelt. Wörtlich heißt es:

„Auf Seite 17:

Ueberschrift: ‚Il y a façon de recevoir.'

Zu deutsch: Endlich einmal eine Gelegenheit, empfangen zu werden.

Ein Herr will eine Dame besuchen. An der Wohntür fragt er die Zofe:

‚Madame reçoit?'

Diese antwortet:

‚Je le crois, car monsieur l'a surprise avec son chauffeur!'

Zu deutsch:

‚Empfängt die gnädige Frau?'

‚Ich glaube es, denn der Herr hat sie mit seinem Chauffeur überrascht.'

Der Witz enthält eine offene Anspielung auf ehebrecherischen Verkehr, indem er andeutet, daß die Frau des Hauses, welche sonst nicht zu Hause anzutreffen war, sich jetzt zu Hause hält und dort Herrenbesuche empfängt, nachdem ihr Mann sie mit ihrem Chauffeur bei ehebrecherischem Treiben ertappt hat."

So das Urteil. Ich erlaube mir den Richtern zu bemerken, daß hier eine Zahl der gröbsten Böcke geschossen wurde — und daß dieses Urteil null und nichtig ist, weil es falsch ist.

Witze, die man verbietet, muß man erst verstanden haben. Wenn von den beteiligten Herren K., Dr. M., G., Dr. B., D. keiner soviel Französisch kann, um einen Witz in dieser Sprache zu beherrschen: dann sollen sie sachkundige Leute heranholen, — aber sie dürfen nicht verurteilen, wenn in dem Witz ungefähr das Gegenteil dessen steht, was sie ihm vorwerfen.

Es ist keine Frage der Ansicht, sondern der Grammatik und des Bescheidwissens.

‚Il y a façon de recevoir' heißt auf deutsch niemals: ‚Endlich einmal eine Gelegenheit, empfangen zu werden.' Das ist vollkommen wahrheitswidrig; ohne Kenntnis zu Papier und in ein Urteil gebracht. ‚Il y a façon de recevoir' heißt auf deutsch, wenn Sie's wissen wollen: ‚Es gibt verschiedene Arten des Empfangens.' Oder: ‚Es gibt Empfangen — und Empfangen.' Was die Frau dort empfängt, ist . . . Keile. Der Doppelsinn liegt ausschließlich darin, daß die Frau Keile kriegt, als ein Herr die Zofe fragt: ‚Empfängt die gnädige Frau?' und die Zofe antwortet: ‚Ja, sie empfängt' — wie man bei uns sagen würde: ‚Sie kriegt!'

Deshalb heißt die Ueberschrift: ‚Es gibt verschiedene Formen des Empfangens', — was die Begründung der Sittenrichter in den völlig falschen Ausdruck verkehrt: ‚Endlich einmal eine Gelegenheit, empfangen zu werden.' Wie komisch; die Phantasie hat gearbeitet.

Kein Wort ist davon gesagt, daß der besuchende Herr mit der Frau Ehebruch treiben will; das steht mit keinem Buchstaben drin; das hat allein der Richter irrend erfunden. Ein Herr will der Dame nur einen gesellschaftlichen Besuch machen.

Frei erfunden von irrenden fünf Richtern, einem Geheimen Justizrat, drei Landgerichtsräten, einem Amtsrichter (im Beisein eines Staatsanwalts und eines Referendars) ist die Behauptung, ‚daß die Frau des Hauses, welche sonst nicht zu Hause anzutreffen war, sich jetzt zu Hause hält und dort Herrenbesuche empfängt . . '

Das Urteil ist null und nichtig: weil die Richter nicht verstanden haben, worüber sie urteilten.

Ecco.

IV

Ich stehe den Betroffenen spaßeshalber gern zur Verfügung, wenn sie Wiederaufnahme fordern.

Jedenfalls: mit solchen Dingen vergeht in einem Lande der schleppenden, überlasteten Justiz die richterliche Zeit.

Und wir? Wollen wir Schweinerei? Entnervung? hagere Wollüstlinge mit neun Jahren? Gewiß nicht. Aber Gesundheit ist nur durch Fördernisse zu erreichen (Luft, Klettern, Leibstählung, Ermüdung, edle Kopfarbeit): nie durch bloße Hinderungen. Am wenigsten durch solche.

Und mancher Mann in der Robe weiß es.

Postscriptum

Aus Dresden schreibt eine hervorragende Kunstanstalt an den Pan:

In unserem Verlage sind 535 Reproduktionen antiker Gemälde in Postkartenform, die seit Jahren unbeanstandet verkauft worden sind. Die neuerdings eingerichtete Zentralstelle zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild findet zur Verfolgung heute kein würdigeres Objekt als unsere nach Urteil hervorragender Sachverständiger originalgetreuen Wiedergaben. Wir bemerken, daß wir das teuerste Lithographieverfahren anwenden, um in den Farben das Original zu erreichen. In Dresden wird auf derartige Anzeigen vom Gericht überhaupt kein Verfahren mehr eröffnet, — aber in Städten wie Breslau, Köln und vor allen Dingen Berlin sind zu wiederholten Malen Verfahren angestrengt worden. Anfangs ließen wir uns durch unseren Rechtsanwalt vertreten, aber begreiflicherweise werden dadurch die Spesen derartig hoch, daß man diese Vertretungen nicht auf alle Fälle ausdehnen kann. Der Staatsanwalt hat sich das zunutze gemacht, die Anklagen immer wieder erhoben; und obschon wegen desselben Gegenstandes aus derselben Auflage berliner Gerichte freisprechend urteilten, hat doch, einmal mit nur wenigen Tagen Unterschied, eine Kammer des Landgerichts I Berlin diese Reproduktionen als unzüchtig erklärt und ihre Vernichtung angeordnet. Diese Urteile sind dann rücksichtslos vollstreckbar.

Das Reichsgericht hat in anzuerkennender Weise erklärt, daß die Reproduktionen als unbedenklich zu gelten hätten. Dieses Erkenntnis hat aber den Staatsanwalt nicht gehindert, aufs neue Klage zu erheben. Wir teilen dies lediglich mit, um Ihnen zu zeigen, wie weitgehend der Schutz vor angeblich unzüchtigen Reproduktionen getrieben wird, sogar das Kind, bei dessen Anblick kein anständiger Mensch den geringsten erotischen Gedanken hegen kann, wird als sittenwidrig angesehen.

Schwester Veronika

Von Hermann Essig

Schwester Veronika stand auf der Treppe des Armenhauses, sie hatte den Rock hochgeschürzt, damit die Wasserbrühe, welche die Stufen herablief, nicht den Saum ihres Kleides beschmutzte.

Es war Abend vor Sonntag, da pflegte sie den Armen des Ortes, die hier zusammengepfercht untergebracht waren, ihr schmutziges Haus gründlich reine zu machen.

Ehe Veronika dieses Amt freiwillig auf sich genommen hatte, war das Armenhaus schlimmer als ein Aashaufen gewesen. Wegen ihrer freiwilligen Aufopferung, die allgemeines Kopfschütteln in der Gemeinde verursacht hatte, wurde sie denn auch wie eine Heilige angesehen.

Veronika war die Tochter des reichen Hofbauern im Dorfe. Ihr Tun wurde namentlich unter den reichen Bauern der Gegend als ein öffentlicher Skandal angesehen. Man konnte sich nicht erklären, wie das in dies hübsche Mädchen gefahren war. Während ihrer Kinderzeit war sie vergnügt und munter mit den lieben Tierchen aufgewachsen. Bloß das Vernünftigste war bei denen zu erlernen — Natur. Wenn ihr junger Vetter Leutnant seine paar Tage Urlaub bei der Kusine verlebte, da wurde alle Tollheit getrieben. Es war nur immer schade, wenn er wieder zur Linie mußte, da hängte sie allemal eine Zeitlang das Köpfchen. Das war aber selbstverständlich und gewiß kein so auffälliger Idealismus wie der, dem sie jetzt verfallen war, Menschen ihren Stall zu reinigen. Andres war's nichts, dieses Gutleuthaus.

Derjenige Bauernsohn, welcher Veronikas Eltern die Freude machte, sie zur Umkehr zu bringen, der kriegte sie sofort mit einer reichen Mitgift geschenkt.

Hege, der Sohn des Domänenpächters, arbeitete unermüdlich an diesem Ziel.

Veronika bürstete gerade die unterste Treppenstufe, welche mit der Hausschwelle in gleicher Höhe lag. Die Haustür stand offen, um einen Luftzug in das ärmliche Gebäude herein zu lassen. Da hielt ein Wagen mit Pferden scharf an, und bald stand Hege hinter ihr.

Er rief sie an: ‚Sag' einmal, willst du nun tatsächlich so verrückt bleiben?'

Veronika richtete den ermüdeten Rücken auf, und unter dem Stirnband der Schwesternkapuze schaute ein hübsches Antlitz den jungen Burschen an.

Dieser trat jetzt zutraulich auf sie zu und sprach mit einer liebevolleren Stimme: ‚Was willst du denn damit bezwecken? Das ist doch deiner ganz unwürdig, daß du dich so herabgibst. Man muß sich ja richtig an dir schämen.' Er blickte wie verlegen um sich, ob ihn auch niemand stehen sähe unter der Armenhaustüre. Die Pferde an seinem kleinen Jagdwagen stampften ‚Feuer, steig auf, wir wollen nach Hause, davonrennen!' ‚Veronika,' frug er zum dritten Male, ‚gib den Unsinn auf. Wenn du's aufgibst, da ist schon alles ausgemacht mit deiner Mutter und deinem Vater. Du kriegst eine Vorzugsmitgift vor deiner Schwester und beim Teufel! Hör' meine Pferde stampfen, ob die nicht Feuer haben vom Haber, den sie bei mir fressen. Zum Kuckuck! Ob das arme Pack da vermodert oder verschimmelt!' Es trieb ihm eine ganze Röte ins Gesicht. Er meinte, jetzt müsse er das Mädel wegbringen.

Veronika bewegte kurz überlegend die Augen, dann wandte sie sich gleichgültig wieder ab zu ihrer Arbeit.

‚Nun zum viertenmal! Wie ist denn diese Narrheit in dich gefahren? Es verlacht dich ja alle Welt. Der verdrehte Pfarrvikar, hat der die bornierten Ideen? Ei die Feix! Ist es am Ende deine teuflische Heuchelei, daß du glaubst, dich zur Pfarrfrau hinaufzuscheuern?'

Jetzt endlich sprach sie, aber mit einer seltsamen Ruhe, die darauf schließen ließ, daß sie sich wirklich in die Gemeinschaft der Heiligen eingegangen vorkam: ‚Ich hoffe nicht, daß ich heuchle.'

Der junge Mann schaute sie verdutzt an. So heilig war sie, daß sie schon über das Pharisäertum hinaus war. Aber gerade deshalb hoffte er wieder frisch. Er hatte wirklich Mitleid mit ihr und sagte: ‚Ich hoffe, daß noch einmal in deinem Leben ein Einsehen über dich kommt, und zwar bald. Das wünsch' ich.'

Damit wankte er auf seinen Wagen zu, nahm die Zügel und kletterte auf den Bock. Noch ehe er saß, rannten die Satanspferde los. Als er saß, nahm er die Peitsche und knallte in die Pferde hinein, daß sie ihn mitsamt dem Kütschlein durch Wolken von Staub schleuderten, dahin, woher er gekommen war.

So war er schon hundertmal dahergekommen und hatte Veronika von der Armutsarbeit wegzubringen versucht. Aber heute nach beinahe zehn Jahren, seitdem sie's angefangen hatte, mit dem gleichen Mißerfolg wie das erstemal.

Veronika kam jetzt mit dem Scheuereimer vors Haus heraus und scheuerte die Platten.

Die alte Ernstin' wackelte daher mit dem gelben Armenrunzelgesicht und ihren 82 Jahren, einen Riesentopf in den schwanken Zitterhänden balancierend, damit das bißchen Milch, welches sie in den großen Topf hineingebettelt hatte, nicht verschütte. Veronika lächelte ihr freundlich zu. Die Alte beantwortete das freundliche Lachen mit Ausspucken.

Die Armen revoltierten dagegen, daß sie ihnen täglich die Betten machte, in die sie bisher die Speisen voreinander versteckt hatten. Trotz der bissigen Wut der Armen verrichtete Veronika ihre Tat.

Jedem, der Verstand hatte, erschien es als eine Heldentat, jedem Vernünftigen als ein Unsinn.

Geldenbot, ein geistiger Narr, der noch im Dorfe bis zu zwanzig Pfennig im Tage mit Holzspalten verdiente, lebte in diesem Hause als reiner Partikulier. Der kam hinter der alten Ernstin' dahergehopst, das Beil über dem Kopf schwingend, ‚schöne Schwester', als wenn er die schöne Schwester am liebsten abmurkste, weil sie ihm hochhing wie eine Kronbirne.

Auch er bekam ihren freundlichen Gruß.

Es strahlte aus ihrem Wesen wirklich so viele tiefe Liebe, daß ein Gedenken daran die Tränen aus den Augen treiben möchte.

Die große Reinigung war beendet. Veronika schüttete den Eimer in die Gosse.

Der Pfarrvikar kam die Straße herauf, auf das Haus zu. Er grüßte Veronika und tat sehr amtswürdig. Er unterwarf das Haus seiner ‚Inspektion'.

Es war leicht inspizieren. Veronika hatte alles sauber gemacht. Früher war auch immer ‚Inspektion' gewesen, aber mitten im Dreck und Schmutz, ohne daß die Inspektion eine Schaufel davon abtrug.

Dabei folgte Veronika den Schritten des Vikars, wie die Schwestern in den Spitälern dem Arzte bei der Visite folgen. Es war ihr peinlich, wenn er das geringste beanstandete.

Daß er beanstandet, war nichts als sein geistiger Hochmut. Er sah Schwester Veronika einfach als Armenhauspflege an, die Hofbauerntochter war gestorben oder verbrannt.

Es war unmöglich, Grund zu Verdacht zwischen den beiden zu finden. Der Vikar stand da wie ein Feldmarschall und die Schwester wie ein Mädchen in der Christenlehre.

Sie traten oben über die Treppe in den ‚Weibersaal' ein. In den Betten hockten zwei kretinenhafte Weibchen, die einander kratzten, bissen und schlugen. Sie huschten, als der Vikar eintrat, auseinander und maulten unter die Decke.

Die andern lehnten abscheulich herum und machten ein dumm grinsendes Gesicht, wenn ein ‚Wort der Schrift' an sie erging. Acht Betten und ein Tisch waren in der Stube. Sobald eine Arme hereinkam, mußte sie wohl oder übel ins Bett hocken. Auf dem Tisch wurde gekocht, das heißt, wenn eine ihren Betteltopf darauf stehen hatte, so kochte sie und die sieben andern mußten den ihrigen ins Bett hereinziehen.

‚Da liegt noch was,' grinsend entdeckte es der Vikar. Es schien ihn sichtlich zu freuen, wenn er seine scharfen Augen beweisen konnte, denen n i c h t s entging. — Ein Strohhalm, er wird nachträglich aus einem Bette gefallen sein, Veronika hob ihn auf und errötete. Früher — Veronika dachte es nur, sagte aber nichts.

Früher war ein Strohhalm auf dem Boden noch ein Segen gewesen, denn man hatte gestreut genau wie in den Viehställen. Es plagte Veronika tief, daß der Strohhalm beanstandet wurde. Wie herzlich gern hätte sie dem Vikar geschildert, wie's ausgesehen hatte, als sie zum erstenmal hier hereintrat. So schwieg sie eben.

Sie gingen herunter zu ebener Erde in den ‚Männersaal', zwanzig Quadratmeter groß. Hier lag man auf Strohsäcken direkt auf dem Boden. Geldenbot, als sie eintraten, rief großartig: ‚Was wollen Sie von mir, haben Sie etwas zu verkaufen?'

Der alte Kienle kam heran und beklagte sich, daß ihm alles weggegessen werde. Da ging ein Geschrei los wie in einem Affenhause, alle über den Anzeiger her. Und wie ein ausgeblasenes Licht verkroch sich der Neunundsiebzigjährige in die dunkelste Ecke.

Geldenbot führte hier das Zepter mit einer unzurechnungsfähigen gefährlichen Narrheit.

Dann war noch eine dritte Stube, wieder oben. Da röchelte ein alter Mann zum Himmel hin, zur Erlösung. Der Vikar schritt an seine Bettstatt heran mit seinem immer gleichen festen Tritt. Veronika schloß leise die Tür. Hier war das einzige Heiligtum, weil hier ein schöner Jüngling erwartet wurde, der Erlöser Tod.

Die Inspektion war zu Ende, wie rasch. Der Vikar schüttelte der Schwester mit kräftigem Druck die Hand und ging. Veronika lief eine Träne über die Wange. Sie begleitete den Vikar nicht hinaus, sondern blieb in dem kleinen Zimmerchen bei dem röchelnden Manne stehen, ein Gefühl im Herzen, als ob hier ein Ort wäre, wo bald eine Liebesbegegnung stattfinden würde.

‚Liebe, Liebe', wo war Liebe auf Erden? Sie dachte an ihren Vetter Leutnant, der seinen Dienst schon mit fünfundzwanzig Jahren quittieren mußte, aus einem kleinlichen Anlaß. Seitdem

irrte der Mensch auf der Erde umher von einem Beruf zum andern, von einer Stellung zur andern. Wer wußte, was aus ihm geworden war.

Sie fühlte, daß er ein armer Mensch sein müsse, da wollte sie nicht reich sein. Barg sich dahinter der Grund, warum sie sich zur Armenhausschwester selbst gemacht hatte? Wenn sie sich ihres Vetters T i m l i n g erinnerte, warum brachte er es denn zu nichts auf der Welt? Oft dachte sie, wenn er nur jetzt hier wäre, an meinem Beispiel könnte er zur Tatkraft gesunden. Wenn ihre ganze Verwandtschaft den Stab über ihn gebrochen hatte, s i e liebte ihn, erst jetzt, weil er ein Armer war, ein Hilfloser. Oh, käme er zu ihr! Doch niemand wußte, wo er war.

Zeigte sich denn, daß Veronika ein tiefernstes Mädchen war, daß bei ihr aus dem leichten Flirt eine solche Liebe reifen konnte, die Zeit und Raum überwand, und fortwährend nach dem unglücklichen Offizier suchte?

Das Röcheln des alten Mannes wurde heftiger. Sie beugte sich über sein Gesicht, ob er noch an etwas teilnähme. Da glaubte sie ein Lachen auf den Augen des Mannes zu sehen, es krampfte sie zusammen und sie schluchzte laut auf vor Glück, daß jetzt, im letzten Augenblick wenigstens, doch der alte Mann einen Dank für sie hatte.

Kein Mensch dankte ihr, was sie an diesen Armenhäuslern tat, nicht einmal sie selber dankten es. Das gab ihr während der ganzen Zeit immer das volle Herz, voll von Jammer und Glück zugleich. Das bestimmte Gefühl, Undank zu ernten, erhielt sie am kräftigsten aufrecht, nicht nachzulassen im Eifer der Pflicht, die sie übernommen hatte. Sie wollte den Tag erleben, da es ihr doch einmal gedankt würde.

Ihre Ausdauer und ihr Beharren waren unerschütterlich, damit sie das Ziel, auf das sie lossteuerte, nicht verlor, z u l e t z t D a n k und wäre es in der letzten Stunde vor dem Tode.

Das was sie jetzt bei dem röchelnden Manne erlebte, war ihr das Abbild ihres eigenen Endes, das sie vor sich sah, ganz nahe gerückt.

Sie beugte sich noch einmal mit ihren tränengefüllten Augen über das Antlitz des dem Tode stillhaltenden Mannes, und siehe, es war immer wieder das Lächeln auf dem Gesicht. Veronika jubelte innerlich in das höchste Entzücken hinaus. Sie war so entzückt, daß sie den Kopf des Sterbenden zwischen beide Hände nahm und den Mund leise auf seine Lippen legte. Dann ging sie weg. Sie stand in völliger Ruhe neben dem Bette.

Es wurde immer leiser, das Röcheln wurde ganz ganz leise. Es war, als träte jemand zu dem erschlafften Manne hin und

mache ihn wieder fest, richtete den Mann gerade und glättete ihm Stirne und Wangen — das war der schöne Jüngling, der kein Wehe sehen kann, der überall, wo er hinkommt, Friede und Ruhe verbreitet. Er ging auf Veronika zu, sollte sie stehen bleiben? Er war so schön, aber von so seltenem Stoff wie Wachsblumen und Lilien. Sie trat zurück und legte die Hand auf die Türklinke. Da bat er sie, wenigstens zu melden, daß der alte Mann tot sei.

Im Dorfe lief das Vieh zum Brunnen und gingen die Futtermaschinen. Auf dem Rathause strich der Schultheiß den Armen, mit seiner Armenlast, gerne aus dem Buche des Lebens aus. Veronika wünschte so heiß in ihrem Herzen, daß er drüben wieder eingetragen werde.

Das geschah sogleich. Der Schultheiß zog das Totenbuch, da standen alle. Als letzter nun der alte Remm. Wenn man die noch weißen leeren Seiten ins rechte Licht hielt, so waren sie alle schon voraus beschrieben. Die Tinte, welche der Schultheiß anwandte, machte die Namen bloß irdischen Augen leserlich.

Als Veronika durch den Ort ging und dem und jenem sagen mußte: ‚Der alte Remm ist gestorben,' da hieß die Antwort bei allen: ‚No, 's ist ihm z' genne.'

Es war ihm zu gönnen. Wie gut die Menschen auf der ganzen Erde wissen, daß der Tod eine Erlösung ist und doch, warum das Zaudern und Zögern vor ihm. Wie das Kalb ungern vom Schlächter gezogen wird, so ist das Leben etwas krampfhaft feiges. Veronika dachte es und ihr Gesicht war wie von einem Lichte verklärt. So trug sie die Botschaft von Remms Tod.

Sie stand unter ihren Armen nur noch fester und sicherer. Sie wurden ihr alle zu noch hilfloseren Kindern, selbst Geldenbot, vor dem sie noch ab und zu geheime Angst gehabt hatte, er könnte einmal wirklich in der Narrheit das Beil, das er stets am Stiele in der Hand trug, über sie schwingen, wenn sie an seinen Strohsack herantrat und ihn aufschüttelte.

Als Veronika heute noch vor der Nacht in den Männersaal eintrat, um gute Nacht zu wünschen, bemerkte sie dennoch erstaunt, daß Geldenbot noch nicht auf dem Sacke lag, sondern aufrecht saß, das Beil in der herabhängenden Hand.

Sie fragte ihn: ‚Warum schlafen Sie nicht?' da warf er ihr einen wütenden Blick zu und sagte scharf: ‚Der Herr Kienle kommt nicht in die andere Stube.' Er meinte den alten neunundsiebzigjährigen ‚Herrn', dem sie alles wegessen konnten. Veronika mußte unwillkürlich lachen, weil sie Geldenbot durchschaute. Immer der Aelteste hatte das Anrecht auf die Einzelstube. Somit war das Ableben des alten Remm von einschneidender Bedeutung für den Nährstand im Männersaal. So hilflos wie

Kienle war keiner mehr, alle außer ihm wußten ihre Nahrung gegeneinander zu verteidigen.

Geldenbot war somit der einzige Mensch auf Erden, welcher dem alten Remm die Erlösung nicht gönnte. Ihn ärgerte es heillos, daß er gestorben war. Das wurde gefährlich für die Schwester, wenn sie Kienle unten herausnahm und in die Einzelstube brachte. Und daß die Schwester lachte, sagte Geldenbot nichts Gutes. Er hockte steif wie ein überlegener Aristokrat, mit scheinbar beleidigtem Kopfe, was hieß: ‚Nimm dich in Acht.'

Da hätte Veronika besser nicht gelacht. Aber sie war ja in keinem Irrenhaus angestellt und nicht auf den Menschen geschult. Der Irrenarzt hätte die Stirne in Falten gezogen, woraus Geldenbot das Gegenteil von der Absicht geschlossen hätte.

Genau betrachtet, war es ein unerhörter Leichtsinn, daß Geldenbot frei und bewaffnet umhergehen durfte. Und der Leichtsinn noch größer, daß hier ein Geschöpf, ein so wertvolles Mädchen, das nur seinem frommen Herzenstrieb folgte, als Pflege sein durfte.

Der Hofbauer, Veronikas Vater, unterredete sich wohl darüber mit dem Schultheißen, aber dieser grinste geschäftstüchtig: ‚Der Geldenbot macht nichts.' Es hätte ja die Gemeinde gekostet, denn von Staatswegen wurde er nirgends untergebracht, weil er nicht nachweisbar gemeingefährlich war.

Veronika schloß die Tür und sagte: ‚Gute Nacht!'

Geldenbot wachte aufrecht, die Augen auf Kienles Lagerstatt geheftet, daß dieser nicht herausgenommen werde.

Es war Veronika leid, daß sie gelacht hatte, weil, wie sie glaubte, der Arme sich beleidigt fühlte. Die Komik der Situation zwang sie aber auch noch jetzt zum Lachen, wie Geldenbot so hübsch gestand, daß e r es war, welcher den alten Kienle immer beraubte. Das war sein Herrenrecht. Am liebsten wäre sie umgekehrt und hätte Geldenbot geliebkost, weil er das Herrengefühl auf Erden ewig nicht verlieren konnte. Er war aber selbst schuld, wenn sich in das Mitgefühl mit ihm fortwährend das Vergnügen an ihm mischte. Dazu trug seine absonderliche ‚Weltanschauung' bei.

Doch zu ihm umzukehren, hielt es sie zurück. Vielmehr begab sie sich hinauf in die Stube, wo der tote Remm lag. Bald hinter ihr polterten Stiefel die Stiege hinauf, um ihre Betrachtung des Toten zu stören.

Der alte Remm wurde abgeholt.

Veronika sah gleichgültig zu. Totengräber gehen eben gewohnt mit derlei um. Ein Wunder, daß sie selbst noch sterben können.

Der Transport rutschte die enge Armenhaustreppe hinab, und Veronika wartete keinen Augenblick. Sofort zog sie das Bett ab und nahm das Leinentuch heraus. Sie wühlte den Strohsack durch, ob kein Testament darin war, in Gestalt eines versteckten Speiserestes. Sie fand nichts, sie hatte den Kranken ja wohl gepflegt bis zuletzt. Die leeren Betten brauchten keine Desinfektion; man begnügte sich, nicht bloß auf dem Lande, auch in vornehmeren Verhältnissen damit, daß man aus den Betten der Verstorbenen nur die Wäsche entfernte. Früher war das im Armenhause nicht einmal geschehen. Da wußte jeder, der in das Einzelbett hineinkam, ob Mann oder Frau, daß es das Totenbett war.

Veronika öffnete das Fenster und legte das Bett für den andern Tag zum frischen Ueberziehen auf den Sims. Sie drehte den Schlüssel der Stube hinter sich ab und nahm ihn an sich. Die Stube hatte eine Nacht Ferien.

Sie ging die Treppe hinab und freute sich, daß es Abend wurde. Bald läuteten die Abendglocken den Sonntag ein. Diesmal hatte sie die Erholung zu Hause besonders notwendig. Sie fühlte sich sehr abgespannt.

Sonnabend Abend. Da kam sie immer daheim an, so müde. Der Hofbauer, ihr Vater, trat am Wochenschluß immer mit einer gewissen Ehrfurcht zu ihr heran und legte ihr seine schwere Hand auf den Kopf.

Wollte er sie auch lieber verheiratet mit Kindern sehen, so sprach er doch längst nicht mehr davon. Er hatte Respekt vor seiner Tochter. Veronika aß und sprach mit den andern, wenn die Knechte und Mägde zu Tisch kamen.

Ohne den jungen Hege wäre der Gedanke an etwas Absonderliches nicht mehr gewesen. Aber er hegte ihn so richtig, daß er lebendig blieb.

Veronika begegnete im Hauseingang des Armenhauses Geldenbot. Natürlich war er herausgekommen, wo man die Leiche fortschaffte. Sie ging an ihm vorüber, und er machte einen erschrockenen Schritt zur Seite.

Offenbar war er überrascht, daß sie noch im Hause war.

Sie wollte ihm nichts sagen, er solle in die Stube hineingehen. Vielleicht war ihm das Kühlerwerden beim Hereinbrechen der Dunkelheit eine Erquickung. Sie war, über die Schwelle springend, schnell auf der Mitte der Straße.

Sie streifte mit dem Gewande einen armen Landstreicher, den sie vorher nicht bemerkt hatte.

Dieser schien sogar ihretwegen plötzlich in den Weg getreten zu sein, denn er sprach sie gleichzeitig an: ‚Schwester, bitte . . .‘

Veronika blieb sogleich stehen und ermunterte den Mann dadurch zum Reden. Sie kannte das, es geschah nicht zum erstenmal.

‚Ich bitt um ein Nachtquartier, Schwester, für einen weit gelaufenen Mann,' stammelte der Straßenfahrer. ‚Ich habe keinen Kreuzer Geld und ohne einen Pfennig nimmt man mich nirgends auf.'

Veronika pflegte, zum Verdruß ihres Großknechts, neuerdings solche Vagabunden auf den Hof mitzunehmen. Häufig vermittelte sie dadurch noch die nachgesuchte Arbeit. Der Großknecht war ein roher Mensch, dem kam es nicht darauf an, mit der Peitsche zu knallen, wenn er sie gerade in der Hand hatte. Mürrisch fügte er sich den Gästen, welche Veronika daher schleifte.

Dahin wollte aber dieser heute nicht mitgehen. Veronika dachte, der Großknecht wird ihn gepeitscht haben. Der Fremde sah sie recht mitleiderweckend an. Sie wollte keinen abweisen. Deswegen kamen sie doch zu ihr, weil sie allen half.

Sie besann sich. Schon wollte sie sagen: ‚Leider weiß ich dann gar nicht . . .' Da fiel ihr das leergewordene Armenhausbett ein. Sie sagte: ‚Wenn es an einem andern Tag wäre, hätte ich Sie möglicherweise in unserem Armenhause unterbringen können, aber heute, da geht es nicht. Ich weiß auch nicht, ob Sie das überhaupt wollten.'

‚Oh freilich wollte ich das!' klang es wie aus höchstem stillem Entzücken und bitterster Not zugleich, aus des Landstreichers Mund.

Veronika schwankte. Sie dachte, in dem Bett ist ja ganz kurz einer gestorben, da darf ich ihn nicht hineinbetten.

Der Landstreicher merkte ihr Schwanken und frug: ‚Warum soll es denn heute nicht gehen?'

Veronika sagte es ungern: ‚Es ist wohl ein Bett frei, aber . . .'

‚Ein Bett frei!' rief er erstaunt aus. Wie man da zögern konnte.

„Aber es ist in dem Bett vor kaum einer Stunde einer gestorben. Das ist doch unmöglich,' setzte sie, eine gewisse Entrüstung im Tone, hinzu. Sie wollte dem Fremden dadurch sagen, wenn du das Bett annimmst, so geht es auf deine Verantwortung.

‚Das nehme ich auch,' gurgelte der Landstreicher.

Veronika merkte, daß es ihm schwer wurde, das Bett anzunehmen. Weil er es dennoch annahm, so wußte sie, hier steht einer vor dir, der in der Not am höchsten angekommen ist. Sie tröstete: ‚Die Wäsche habe ich abgezogen. Ich würde es frisch beziehen.'

Als sie das sagte, zuckte etwas wie Leidenschaft über das Gesicht des Fremden. Der Gedanke an die frische Wäsche schaffte ihm, scheints, selten gewordenes Wohlbehagen.

Veronika zauderte darum gar nicht mehr, sie bat ihn zu warten, sie gehe nur geschwind aufs Rathaus, um aus dem Armenhausschrank das frische Zeug zu holen.

‚Aufs Rathaus?' Der Fremde frug es mit tiefem Mißtrauen. Wollte man ihn anzeigen?

‚Haben Sie keine Angst, ich verrate Sie nicht,' damit eilte Veronika lächelnd davon.

Der Fremde wartete. Er sah Veronika nach. Bald stand er allein und wendete seinen Blick auf das Armenhaus. Ja, das war's. Es waren zwölf Jahre verflossen seitdem. ‚Ich verrate Sie nicht,' hatte sie gesagt. Oh, wenn sie wüßte, wer ich bin! Er preßte die Hand auf seine Brust und rang schwer nach Atem. Jetzt konnte er die furchtbare Erregung aus sich herauskämpfen, welche ihr Anblick in ihm hervorgerufen hatte; ehe sie wieder zurück kam. Die getünchte weiße zerbröckelte Hauswand des Armenhauses und die bläulich grauen Läden waren noch ganz gleich. Es war keine Zeit vergangen.

Die Zeit stand still.

Veronika kam mit der Wäsche zurück. Sie ging mit ihm in die Stube hinauf. Sein Herz hämmerte laut.

Sie mußten an Geldenbot vorbei. Der blickte, er war noch derselbe, wie eine staräugige Taube.

‚Geldenbot, gehen Sie doch in die Stube,' sagte die Schwester im Vorbeigehen.

‚Wenn's Abend läut't,' gab dieser zurück.

Veronika kletterte dem Landstreicher voraus die Treppe hinauf. Dieser tatzte sich am Geländer hoch; voll Scheu, er könnte mit dem Kopfe Veronika anstoßen, hielt er sich in ziemlichem Abstand. Oben in das Zimmer wagte er gar nicht einzutreten. Er sah Veronika von weitem zu, wie sie mit starken Armen die Betten in die Ueberzüge stieß. Er wagte nicht zu glauben, daß er in einem Bette schlafen werde, das sie zurecht gemacht hatte. Doch das war heute anders gegen früher, wenn Veronika wußte, daß er Timling war.

Zu sehr schämte er sich aber, sich ihr zu verraten. Und vielleicht scheuchte er sie davon wie ein Reh. Unerkannt hatte er den Genuß, jeder ihrer herrlichen Bewegungen zu folgen, wenigstens solange sie notwendig hier zu tun hatte.

Das Bett war fertig. Timling war zu feige, einzutreten. Er zitterte am ganzen Leibe. Seine Gedanken waren nicht rein. Und er war nichts mehr, daß er w a g e n durfte. Ohne Glauben

an sich selber, hegte er auch keine hohen Gedanken von ihr, sie war ja doch erhaben über das Gesindel, für welches sie sorgte.

Doch, er fühlte eine stechende Qual in der Kehle ; wenn sie aus dem Zimmer fort war, so war er die ganze Nacht allein und war zermartert, mit ihr im gleichen Flecken zu sein, in einer Nähe, die schrecklicher war als Trennung durch Meere und Länder.

Sie mußte an ihm vorbei. Da fiel ihr auf, wie sie der Fremde mit so eindringlichem Vorwurf ansah. Sie dachte, hat er Hunger? Sie frug : ‚Haben Sie Hunger?' Timling brachte keine Antwort von seinen Lippen. Warum geht er bloß nicht in das Zimmer hinein, dachte sie. Hatte er Furcht, weil einer darin gestorben war? ‚Fürchten Sie sich?' frug sie.

Da heulten seine Augen laut auf, ohne daß eine Träne hervortrat.

Veronika suchte ihn zu ermutigen. Sie sagte, ‚wenn es Ihnen recht ist, so bleibe ich einige Zeit auf der Treppe sitzen, bis Sie ruhiger geworden sind.'

Sie fühlte seine Erregung. Wenn er hoffen durfte, daß sie ein Herz auch für einen heruntergekommenen Strolch haben konnte. Er blickte in das Zimmer. Veronika folgte seinem Blick und bemerkte auf dem Fenstersims das Wasserglas. Schnell schritt sie darauf zu, um es fortzunehmen.

Timling trat jetzt ebenso rasch ins Zimmer und stellte sich an das Fußteil der Bettstelle. Veronika stand hinter dem Bett am Fenster und wenn sie wieder herauswollte, so mußte Timling ausweichen. Sie bemerkte das und sah darum den Fremden das erstemal ganz durchdringend an. Sein Gesicht war gegen das geöffnete Fenster gerichtet und dadurch genügend erhellt.

Sie fühlte einen plötzlichen furchtbaren Stich im Herzen. Timling stand vor ihr! Er war's! Er hatte ihr so schmerzlich weh getan. Das war seine letzte und größte Sünde.

Sie wollte an ihm vorbei. Er wich nicht zur Seite. Alles begann sich im Kreise zu drehen. In dem Halbdunkel war es, als kreisten die Lumpenkleider um den Fremden, und wechselten seine Züge in fortwährendem Durcheinander. Es gab gar keinen Stillstand in diesem Kreisen und Drehen um die Augen des Fremden, welche den Mittelpunkt bildeten. Sie setzte sich voll Schwäche auf das Bett nieder und die Augen kamen riesenhaft näher auf sie zu.

Sie schlug in der letzten Zusammenraffung ihrer Kraft die Augen jäh auf und stierte in die großen Pferdeaugen, vor ihr. Es sprach kein Wort. Es drückte sich ein Kuß auf ihre Lippen.

Es gab einen Ruck und die Augen vor ihr waren klein und erkannt.

‚Veronika'. Aus ihrem Zusammenbruch gewann Timling endlich wieder Kraft.

Veronika lag in einem wirren Zustand. Er war nicht mehr Leutnant und er war Leutnant, in dieser auf- und abwogenden Vorstellung lag Veronika auf dem frischen Bette. Die Schwesternkleidung neben ihr.

Es keimte in ihnen wie ein verbrecherischer Plan, Timling unentdeckt hier im Armenhause unterzubringen. Ihr Einfluß auf dem Rathaus würde es durchsetzen, daß er hier aufgenommen würde, namentlich wenn er ein paar Pfennige Miete für die Stube zahlte, die sie verschaffte. Dann war sein Leben doch nicht verfehlt, auch nicht das ihrige. Sie konnten hier geheim der Liebe dienen.

Ihre Vernunft schien gestorben. Veronika kam plötzlich jäh zum Bewußtsein, sie mußte nach Hause. Es läuteten die Abendglocken in vollen Schwingungen den Sonntag ein. Beide erwachten schaudernd in die Wirklichkeit. Veronika war voll Entsetzen, man suche daheim nach ihr und alles war entdeckt. Sie warf die Kapuze über den Kopf. Ihre Gestalt stemmte sich in trotziger Kraft. Ohne ein Wort weiter mit ihm, mit einer schnellen Umarmung schritt sie hinaus, daß die Dielen des alten Gebäudes und die Treppe unter ihren Füßen krachten. Timling sah ihr vom Bette aus nach, in ihren Händen lag sein Schicksal.

Was dachten deine Armen, Veronika. Sie horchte kurz am Weibersaal, dann unten am Männersaal. Sie legte die Hand auf die Klinke der Armenhaustüre. Sie strauchelte an einem Geräusch. Sie wendete den Kopf, es fuchtelte etwas über ihr. Ein schwerer Beilhieb sank auf ihre Kapuze. Sie taumelte und fiel. Kein Schrei von ihr, nur ein dumpfes Summen in ihr, Timling komme! Eine Art Wunsch, er möchte zur Tatkraft erwachen um der Armen willen. Sie hörte noch ein Aufbrüllen, dann nur noch ein allgemeines Sausen und Rauschen.

Geldenbot raste im Armenhaus herum und schwang das Beil von Kopf auf Kopf.

Timling stürzte heraus, zu spät. Der losgelassene Narr in Geldenbot feierte bereits einen glänzenden Sieg. Er konnte sich nur noch dem gegen ihn geführten Hieb entgegenwerfen.

Das Armenhaus wurde frei.

Männersaal, Weibersaal und Einzelstube.

Jules Vallès

Von Hermann Wendel

Von dem Erdengast, den hier der starke Benjamin des Reichstags malt, fiel ein zuckendes Licht zwischendurch in die weltverdrossene Dämmerung der Goncourts. Der überlebende Bruder sagt einmal (zu sich; wie alles was er sagt):

‚Heut Abend schreit man seinen Tod aus. Zola versichert (es war beim Daudet), Vallès, der arme Kerl, habe sein Loos gekannt, sein Ende gewußt. . . . Er, Zola, sah mitten im lebendigsten Sprechen oft, wie seine Augen sich verdrehten, vor dem Nichts festgehalten, starr wurden, das Wort versagte sekundenlang, Entsetzen kam über sein Antlitz.

Es war furchtbar: diesen Blick; dieses Gerinnen des Lebens. Zola meint, Flauberts Tod — wie der Blitz —, sei noch das Beste. Journal des Goncourt année 1885.

‚J'ai mon plan, mon but: je vise à écrire une oeuvre capitale, où sera reflété le caractère, où sera raconté le malheur de ma génération. J'enfermerai trente ans de sensations dans le cadre de la politique et de l'histoire, et il y aura de l'amour et de la misère, des sanglots et des fanfares, des portraits d'heureux, des paysages de batailles, des odeurs de campagne, de l'ironie de Paris! Je voudrais qu'après avoir lu ce livre, la génération qui vient nous pardonne et nous aime.' Vallès, der solches brieflich einem Freunde ankündigte, hatte im Pariser Blutfrühling von 1871, Mitglied der Kommuneregierung, die rote Schärpe mit goldenen Fransen getragen und hockte nun, nachdem jener Traum in Mord und Brand zerronnen, im Nebel des Londoner Exils. Vordem hatte Maxime Vuillaume, der Redakteur des Père Duchêne, jenes Kommunardenblattes, das den Gossenton Héberts von 1792 so unübertrefflich nachzuahmen verstand, den Briefschreiber als Schweizer Flüchtling gesehn, wie er im Café zu Lausanne Stichworte niederkritzelte. Was aus diesen Kritzeleien und jener Verheißung zustande kam, war ein dreibändiges Werk, Jacques Vingtras genannt, und sein Verfasser, Jules Vallès, schleuderte es seinen Zeitgenossen vor die Füße wie eine Sprengkapsel, vor der die braven Bürger mit gesträubtem Haar zurückwichen.

Schon vor 1871 hatte der Name Jules Vallès seine Leuchtkraft gehabt: für viele war er eine Fahne und ein Programm gewesen und eine Losung überall, wo unter dem zweiten Kaiserreich die Vorpostengefechte einer kommenden Revolution geschlagen wurden. Schonungslos gegen sich und andere, zog sein Träger jetzt im Jacques Vingtras die Bilanz seines Wesens und Wirkens, und fast von selbst ergab sich das Spiegelbild einer ganzen Generation in ihrem Wollen und Hoffen, in ihrem Versuchen und Verfehlen. Eine Autobiographie mit freien Ausschmückungen, hingeworfen und hingehackt, ist dieses Werk, und von dem äußern Leben des Auvergnaten, der es fiebernd sich von der Seele geschrieben, braucht man wenig mehr zu kennen als die Daten seines Kommens und Gehens, 1832 und 1885: was dazwischen liegt, glüht und atmet, blutfrisch und bewegt noch heute,

im Jacques Vingtras. Ein unstetes und unbürgerliches Leben ist es, umrissen in einem unsteten und unbürgerlichen Stil. Die zwölfhundert Seiten dieser Trilogie zeigen einen der ersten und wuchtigsten Impressionisten der französischen Literatur. Jules Vallès hat so gar nichts mittelbares an sich und strotzt von konkreter Erdhaftigkeit. Als er starb, schrieb Paul Bourget, der aus jedem Ding die gedankliche Essenz herauspreßt, in seinem Epitaphium mit den Runzeln des Mißfallens auf der Stirn: ‚Il est demeuré homme du peuple dans son impression intime de la vie. Traduisez ces mots. Ils signifient la plus absolue incapacité d'arriver à l'idée abstraite.' Aber gerade das ist das unvergänglich Prächtige an Vallès: die unverbrauchte Volkskraft, die ihn mit warm pulsendem Herzblut statt mit kalter Gehirnsubstanz schreiben hieß. In seinen Ausdrucksmitteln erinnert er etwa an Constantin Guys, der auf einem Schwarm von Blättern nicht nur das äußere, sondern auch das innere Wesen des zweiten Kaiserreichs festgehalten hat. Gleich ihm entwirft Vallès Augenblicksbilder. Gleich ihm schmeißt er sie mit einer unglaublichen Verve hin. Ein Dutzend Striche, ein Dutzend Worte, und eine Gestalt, eine Situation steht unverwischbar da. Und alles ist Leben, Lärm, Bewegung, Farbe, selbst wenn Grau den Grundton abgiebt.

Dieser Stil ist die gegebene künstlerische Form für ein Werk, das von der ersten bis zur letzten Seite Revolte und Sturm ist. Mit den Leiden des Hosenmatzes beginnt es, dessen Willen um jeden Preis von den Eltern gebrochen werden soll: nicht süß und nicht sauer vegetieren sie äußerlich und innerlich in kleinbürgerlicher Enge dahin, eine verschüchterte und vertrocknete Schulmeisterseele der Vater und die Mutter eine geizige und nörgelnde Bauerntrine, Charaktere, die ein grausam banales Dasein messerscharf zugeschliffen hat und die sich aneinander zerreiben. Mit den kleinbürgerlichen Mitteln des Steigens, Sichbücken und Sichducken, will die Familie empor und auch dem jungen, seelisch gradgewachsenen Jacques soll die kleinbürgerliche Moral eingebläut werden: Verzicht auf jegliche Eigenart, Respekt vor den Großen der Erde, Korrektheit und Sicheinpassen. Zu diesem Ende wird ihm Essig in all die kleinen Freuden der Kindheit geschüttet. Mit Rührung erinnert sich noch der Mann an einen Heuwagen, in dessen duftender Last er untertauchen konnte: Quand il passe une voiture de foin, j'ôte mon chapeau et je la suis — voll Pietät wie einem Leichenwagen: so bescheiden war diese Kindheit! Aber das Erziehungsexperiment mißlingt. Das gesunde Bauernblut in dem Jungen revoltiert. Er wird ein schlechter Sohn und kein guter Schüler. Wie oft schütteln und rütteln ihn Haß und Zorn gegen Elternhaus und Gymnasium! Schreiner möchte er am liebsten werden oder Matrose oder Bauernknecht oder irgend etwas Natürliches und Ungekünsteltes, nur kein trauriger Bakelschwinger, wie Vater und Mutter es erträumen. Als drum der Bacchelier, der Abiturient, sich mit ausgebreiteten Armen in die Strudel des Pariser Lebens hineinwirft, bleibt ihm nichts als das Auf und Ab einer rechten Bohèmeexistenz. Oft will ihn der Hunger in die Knie zwingen, aber der Haß gegen die herrschenden Mächte hält ihn aufrecht. Den tollen Reigen der sozialen Ungerechtigkeiten hat er an sich vorüberrasen sehn, oh, und mit Flintenschüssen will er's bei der ersten Gelegenheit der Gesellschaft sagen, daß sie nichts taugt. Der Schmerz über eine verpfuschte Kindheit

und ein zielloses Leben weckt in ihm den Schrei nach der Revolution. Aber mehr als verregnete Demonstrationen, mehr als ein verkaufter und verratener Studentenputsch, mehr als ein paar Wochen politischer Haft im Staatsgefängnis Mazas kommt bei solchem Streben nicht heraus. Dazwischen die wechselvollen Schicksale des Bohèmiens: Privatlehrer, Abonnentensammler, Buchhalter — Dutzende von Berufen nimmt er auf und läßt sie wieder fallen, den Hunger immer als treuesten Begleiter und als Unterschlupf ein verwanztes Loch unter den Dachgiebeln. Endlich, ausgehungert wie eine belagerte Festung, streckt er, unter dem Einfluß kleinbürgerlicher Familienkatastrophen, die Waffen: er kriecht als Hilfslehrer in einem Provinzgymnasium unter, aber nur um in einer der ersten Stunden seinen Schülern vom Katheder herab die Lehre von der Hohlheit aller Schulweisheit zu künden: lernen? Unsinn! Besser ist's, Domino und Karten zu spielen. Wieder liegt er hungernd auf dem Pariser Pflaster, aber jetzt, im dritten Band, schlägt sein Leben zu heller Flamme auf. Der erste, L'Enfant, war gewidmet à tous ceux, qui crevèrent d'ennui au collège où qu'on fit pleurer dans la famille, der zweite, Le Bacchelier à ceux qui nourris de Grec et de Latin sont morts de faim, der dritte hieß L'Insurgé und seine Zueignung galt den Toten von 1871, qui prirent les armes contre un monde mal fait et formèrent, sous le drapeau de la Commune, la grande fédération des douleurs. In den sechziger Jahren gelingt es Vingtras-Vallès, seinem publizistischen Talent Marktwert zu verschaffen: mit achtzehntausend Franks Jahresgehalt engagiert ihn Villemessant als Chroniqueur für den Figaro. Aber seines Bleibens ist nicht lange, er revoltiert auch hier, wirft die Redaktionstür hinter sich ins Schloß und gründet auf eigene Faust ein Blatt, La Rue. Diese Zeitschrift ist mit Pikrinsäure geschrieben, neben ihr wirken die schärfsten unserer anarchistischen Brandschriften wie moralische Traktätchenliteratur. Vallès war nie ein theoretischer Geist, zur Not hat er sich mit den Doktrinen Proudhons auseinandergesetzt, und was er in La Rue predigt, atmet darum noch am ehesten den kleinbürgerlichen Anarchismus des Verfassers der ‚Philosophie des Elends'. Mit grandioser Geste schleudert Vingtras-Vallès ein systemloses System der Zertrümmerung und Zerstörung hin: er schlägt nicht nur alle Götzen, sondern auch alle Götter in Scherben. Die Losung heißt: À bas les morts! und Homer wie Dante, Shakespeare wie Molière werden verächtlich zum alten Eisen geworfen — vive la blague! Gymnasien, Bibliotheken und Museen müssen in Flammen aufgehn, damit der Menschheit wohl sei, und erst auf dem Trümmerberg der ganzen überkommenen Zivilisation erhebt sich die Fahne der unbedingten Volkssouveränität. In diesem Programm der Zernichtung wimmelt es von den Vallèsschen Paradoxen, aber wie eine gefährliche Lohe zischt doch der unauslöschbare Haß gegen die bürgerliche Gesellschaft aus diesen Seiten empor. Und die Entwicklung der Dinge schlägt die Brücke von Worten zu Taten. Das Kaiserreich geht aus den Fugen. Auf Sedan folgt die Republik. Auf die Übergabe von Paris die Kommune. Jetzt ist Vingtras-Vallès in seinem Element. Der Kommuneaufstand erscheint ihm als die soziale Revolution, die ihm im Traum und Wachen vorgeschwebt: die große Abrechnung der Enterbten mit den lachenden Erben mag jetzt beginnen. Doch auch als Mitglied der Kommuneregierung bewahrt dieser

ewige Rebell die frohe Laune und die tiefe Güte, die seines Wesens natürlicher Grundzug sind, lindert Leiden und verhütet Blutvergießen, und es ist das Große an ihm, daß sein leidenschaftliches Antlitz auch hier nicht zur feierlichen Fratze erstarrt, sondern zu lächeln und zu lachen weiß, wo sich humorhaft allgemein Menschliches von der großen Heldenepisode abhebt. . . . Die Versailler haßten ihn wie die Pest. Welches Los ihm gefallen wäre, hätten ihn die Bluthunde aufgespürt, mußte ein Unbekannter erfahren, der in der rue des Prêtres-Saint-Germain-l'Auxerrois ergriffen, für Vallès gehalten und mit Kolben und Bajonett in einen blutigen Klumpen verwandelt wurde. Der Rechte war ihnen entwischt. Mit welcher Hoffnung? Je pourrai être avec le peuple encore, si le peuple est rejeté dans la rue et acculé dans la bataille.

Wenn einer, so kann Jules Vallès als d e r Dichter der Bohème angesprochen werden. Der von allen Sekundanern zitierte Murger ist der Watteau einer rosigen Zigeuner-Idylle, die es nie und nirgends gegeben hat. Einen Weg, der mit spitzen Steinen und stachligen Dornen gepflastert ist, hat er mit Veilchen gesäumt, und selbst wenn seine Helden unterliegen, gehen sie hin wie das Abendrot, in einer sentimentalen bengalischen Beleuchtung. Bei Murger liest es sich so wunderleicht und wunderhübsch: ‚Einige Zeit darauf wohnte er in der Avenue de Saint-Cloud im dritten Baum links vom Ausgang des Bois de Boulogne auf dem fünften Ast' und der Kampf gegen Hausherrn um den Mietzins wie die Exmission erscheinen als ein wonniges Spiel. Aber Jules Vallès singt in ganz andern Tönen die grausame Ballade der obdachlosen Nächte und das hohe Lied des leeren Magens und der zerrissenen Sohlen. Er weiß: ein Mann, auf die Straße gestellt mit einem schlecht sitzenden Rock, zu kurzen Hosen, ohne Kragen, ohne Strümpfe, ohne einen Heller in der Tasche, muß zu Grunde gehen, und wenn er das Genie eines Macchiavell und eines Talleyrand hätte. Er findet es gar nicht amüsant, das Schicksal derer, die als Talente Anspruch zu haben glauben auf alle Schätze der alten und neuen Welt und die sich mit fünf Sous täglich durchschlagen, sich mit zehn reich dünken und voller Dankbarkeit gegen das Leben sind, wenn sie eine Nacht, ungestört und vor Regen geschützt, in einer Türnische durchschlafen haben. Aber in der Regel legen sie sich in der Bannmeile von Paris nieder, unter einer Ulme, oft auf durchweichtem Boden und wenn sie sich alle dreiviertel Stunden erheben, um sich Bewegung zu machen und nicht zu erfrieren, dann spähen sie wie die Magier nach Osten, um zu sehn, ob sich noch nicht mit zagem Schein der neue Tag ankündigt. In all dem steckt viel ohnmächtige Verzweiflung. Sie sind nichts und sie haben nichts, diese Bohèmiens, aber sie fühlen die heilige Flamme in sich und ihr einziges Verbrechen, von der Gesellschaft mit dem Hungertode bedroht, besteht darin, daß sie ihr Leben für sich leben wollen — darum schenkt diesen armen Teufeln, mit denen er gelitten, gehungert und geflucht hat, Jules Vallès sein ganzes glühendes Herz.

Dabei ist für Murger, wie er ausdrücklich in der Vorrede zu den Taten der Colline und Schaunard, Marcel und Rodolphe betont, die Bohème ein zeitloser Schatten, den die Kunst in jeder Spanne der Menschheitsentwicklung werfen kann, für Vallès ist sie folgerichtiger eine Zeiterscheinung, die nur auf dem Sumpfboden des zweiten Kaiserreichs ihre üppigsten Blüten

entfalten konnte. Musset hat einmal in berühmten Sätzen die Stimmung jener Jugend geschildert, deren Tatendrang sich in dem Weihrauchdunst der Restaurationsepoche nach 1815 ausrecken möchte und der man auf jeden Wunsch, jedes Verlangen, jeden Ehrgeiz den Mund stopft mit dem kategorischen Imperativ: ‚Werdet Priester!' Ähnlich die Stimmung nach dem Staatsstreich des Dezembermannes. Nie war der Tanz um das goldene Kalb schamloser exekutiert worden und nie die Korruption eine legitimere Erwerbsform der bürgerlichen Gesellschaft gewesen als in den anderthalb Dutzend Jahren, da ein gekrönter Industrieritter über die wimmelnden Scharen der ungekrönten seine schützende Hand hielt. Wie ein Aschenregen senkte sich dazu der Terror seines Regimes auf alles Leben, das sich jung und stark und froh aufbäumen wollte. So war für die Generation, die unter dem entsternten Himmel des zweiten Kaiserreichs in eine ekle Zeit ohne Größe und Glauben hineinwuchs, die Bohème die einzige und letzte Zuflucht. Studenten, die sich eher die Zunge abgebissen als dem Louis Bonaparte den Beamteneid geleistet hätten, Journalisten, deren wilde Artikel aus Furcht vor der kaiserlichen Zensur niemand zu drucken wagte, Schwärmer, die ihr reines Kinderherz nicht in den Kot treten lassen wollten, für sie alle gab es nur einen Weg: den zur Bohème. Vallès schildert wohl, wie diese Jugend lärmend, Politik redend, für die Republik erglühend, im Café sitzt, und plötzlich schließen sich die Lippen, die Blicke senken sich, die Mienen werden harmlos — ein Subjekt mit verdächtiger Visage hat sich lauernd an einem Nebentischchen niedergelassen: es sind die Tage, da die Zahl der Spitzel Legion ist. Diese Freiheitsbegeisterung einer feurigen Jugend, Jahre um Jahre zurückgedrängt und gehemmt, mußte vergiftend ins Blut zurückschlagen. Wenn es einmal zur furchtbaren Entladung kam, stand diese Bohème, die nicht nur Existenzform, sondern auch Guerillakrieg gegen die Gesellschaft war, unfehlbar in erster Reihe. In seinem berühmtesten Aufsatz, Les Réfractaires, knüpft Vallès an die Refraktäre des ersten Kaiserreichs an, die vor der Aushebung in die Wälder flüchteten, und ruft von seinen Refraktären in den donnernden Eisenwäldern der Zivilisation aus: ‚Gebt mir dreihundert dieser Leute, etwas wie eine Fahne und werft mich auf einen Boden, wo es gilt, für Frankreich Ehre einzulegen! Stellt mich unter einen Hagel von Granaten, ganzen Regimentern entgegen, und ihr sollt sehn, was ich mit Geschützen und Artilleristen mache, an der Spitze meiner Refraktäre!' Die Kommune gab die Gelegenheit und die Fahne, und in der Tat kamen alle, die sich nicht als Vorkämpfer einer bestimmten Klasse in ihren Fieberzuckungen bewegten, aus den dunklen Tiefen der Bohème, im Guten wie im Schlimmen die Kinder einer Generation, die so und nicht anders werden mußte.

Je voudrais, que la génération, qui vient nous pardonne et nous aime . . . Um Deines glühenden Rebellenherzens willen, das leidenschaftlich für die Zaungäste bei den prunkenden Festen des Lebens schlug, grüßen wir Dich, Jules Vallès, und Deine Generation!

Vive la bagatelle!
Swift

Kirschner posthumus

Ein Mensch, den man nicht kennt, obwohl man jeden Tag seinen Namen liest; von dem man so gut wie nichts weiß, während er an der Spitze des größten deutschen Dorfes steht und Reden hält; der zwei Aussprüche in Umlauf gesetzt hat — einen von ihm: ‚ich ersterbe in untertänigster Ehrfurcht' (als er ein gekröntes Haupt begrüßen mußte); einen über ihn: ‚ich kann warten' (als eine Bestätigung ausblieb) — dieser Mann stirbt und wird . . .

Und wird durch die wenigen Sätze, die sein letzter Wille sind, eine Persönlichkeit.

* * *

K. verbittet sich alle Nekrologe, will nicht vom Rathaus aus beerdigt sein, erlaubt nur den Angehörigen das letzte Geleit; dem Prediger nur fünf Minuten Sprechfrist.

Eine Seele, der mies war. Sie hatte den Schwindel zu oft mitgemacht — um ihn über sich ergehn zu lassen . . . Man liest von Kirschner lapidare Sätze? Was muß dieser Mensch für einen horror vacui gehabt haben! Grauen vor dem Unfug, wenn es vorüber ist. Ein Nachruf von Cassel erschien ihm noch im Tod als ein Rippenspeer für die Leiche. Vor allem: nicht mehr ins Rathaus zurück! Nicht zwei, nicht vier, nicht sechs Pferde bringen ihn mehr dahin. Ein Mensch, der geachtet zu werden verdient: weil ihm mies war.

* * *

Da habt ihr die Gattung des Liberalen, der Kleinbürger geblieben ist. Ein Mensch mit . . . Regungen: doch er traut sich nicht. Sie selber zu sein, wagt diese Gattung erst hinter dem letzten Atemzug. Erst nach dem Tode ‚lebt' diese Gattung ‚ihr eignes Leben' . . .

Auch da kommt sie nicht ganz zum Verzicht auf den Geistlichen. . . .

Immerhin. Er ‚erstarb' (das allerletzte Mal) nicht völlig in Ehrfurcht.

Z. M.

Direktor Lantz

Der Rat, gegen einen Direktor gemeinsam vorzugehn, wenn er einen Kritiker wegen seines Urteils ausweist, ist in lobenswertem Zusammenhalten der berliner Kritik befolgt worden. Herr Lantz ist, vor dieser Einmütigkeit, seines Irrtums innegeworden — und hat ihn wettgemacht.

Dies bleibt für einen gerechten Betrachter auch deshalb das Willkommenste: weil in Herrn Lantz nicht einmal der ferne Argwohn bestehn soll, daß ein abschätziger Ton in die Beurteilungen seiner Arbeit aus Gründen fließen könnte, die nicht mit dieser Arbeit zusammenhängen. Niemand ist zwar von Holz, jeder Schreibende hat vielmehr Knochen, Haut und Blut: aber die Leistungen sollen es nicht büßen, was einer — nicht auf dem Felde der Leistungen — gesündigt hat.

Und weil Herrn Lantz auch das leiseste Mißtrauen fehlen muß, war seine Umkehr das Zweckmäßigste (wie sie das Anständigste war).

Interview

Mit Rücksicht auf manche freundlichen Beurteiler, die einen Anlaß zum Mißverstehen gern beim Schopf packen, sei, um vorzubeugen, schon heute folgendes festgestellt. In einem Gespräch, das eine große Zeitung

Frankreichs veröffentlicht, sind alle Grundrisse Dessen, was ich gesagt habe, vortrefflich wiedergegeben. Aber auch vom ehrlichsten, geschicktesten Befrager werden in solchem Fall einzelne Prägungen mitunter selbständig vorgenommen. Widerlich sind die Feiglinge, die hinterher leugnen, was sie gesagt. Aber ein vier Mammuthspalten langes nichtstenographiertes Gespräch muß Abweichungen des Ausdrucks bringen. Ich erkläre darum von vornherein . . . was ich schon erklärt habe. K.

Sexuelle Not

Von Theodor Reik

Die Unschuld unserer jungen Mädchen soll durch keinerlei Aufklärung beeinträchtigt werden. Bis zuletzt bleibt offiziell das Prinzip der Keuschheit gewahrt und so weiß man gar nicht, wovon man dick wird.

*

Die sexuelle Not entspringt hauptsächlich aus dem neuen Mittel, den Kindern der Welt und den Frommen zu gefallen: malet die Wollust, doch malet den Storch auch dazu!

*

Es stand einer auf und sprach: ‚Bosheit, Tücke, Menschenhaß, Trauer und Verbrechen — seht, alles dieses ist nichts als unbefriedigte, verdrängte, invertierte Lust!' Er kam nicht weiter. Denn die sich erkannt, enthüllt sahen, warfen alle Steine auf ihn, die sie früher anderen in den Weg gelegt hatten.

*

Manche kennen den furchtbaren Kampf zwischen Sexualität und Geistigkeit gar nicht. Sie sind davon überzeugt, daß die Wahrheit in der Mitte von zwei Extremitäten liege.

*

Die Jugend wand sich in sexuellen Kämpfen. Die Gesellschaft ignorierte das, bis sie durch ein paar rasch aufeinander folgende Revolverschüsse aus ihrer Behaglichkeit aufgeschreckt wurde. Dann war sie sofort darin einig, daß rasche Abhilfe not tue. Und deshalb gründete sie ein Komitee zur Aufnahme des Tatbestandes.

Verantwortlicher Leiter: Alfred Kerr (zu Grunewald)

Beiträge sind an Kerr, Grunewald bei Berlin, Gneiststr. 9, zu richten

Gedruckt bei Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW. 68.

